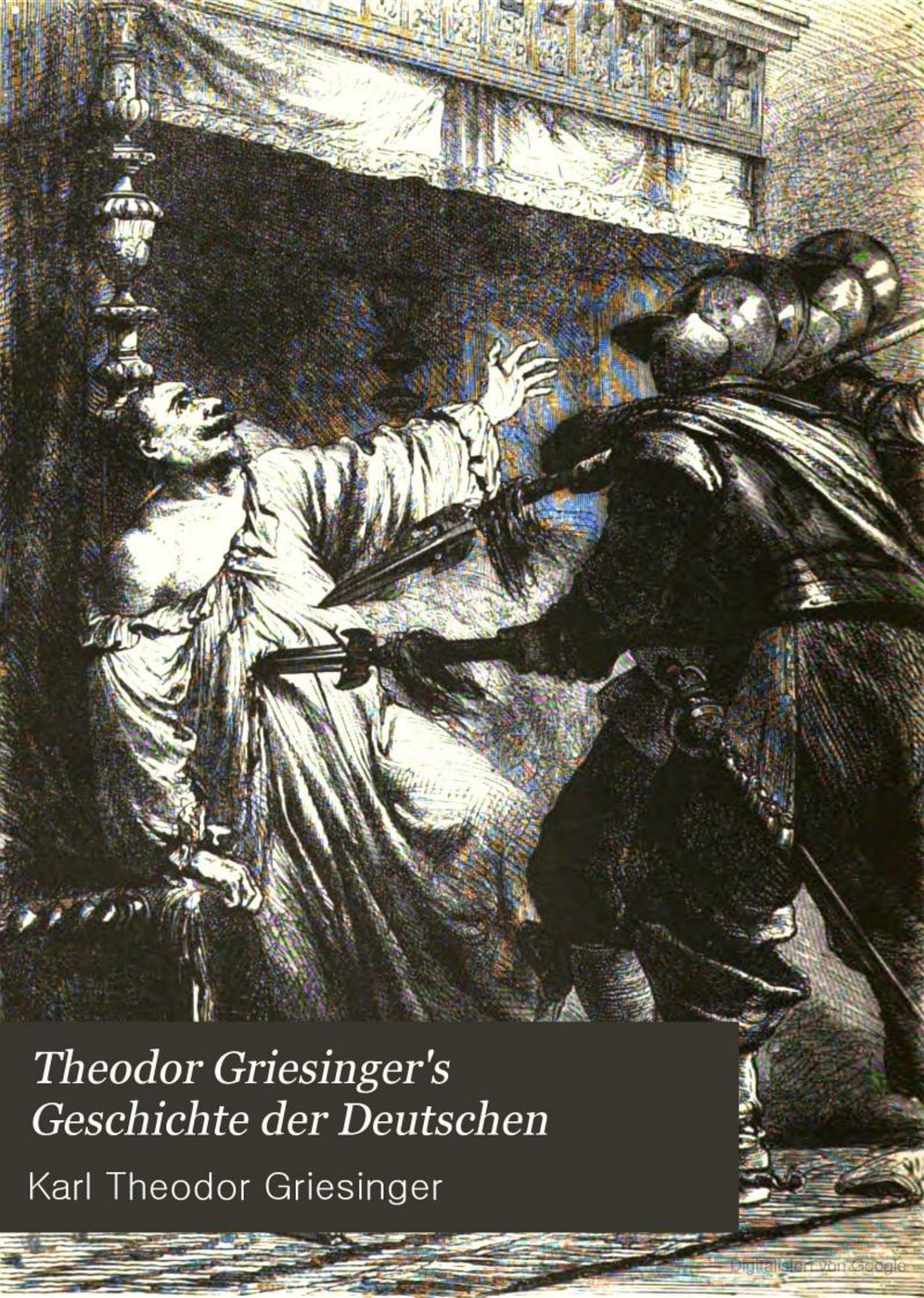


Theodor Griesinger's Geschichte der Deutschen

Karl Theodor Griesinger

Digitalisiert von Google

Digitalisiert von Google

Digitalisiert von Google

9326 bbb

29. & 30. Heft. Preis 4 ngr. — 12 kr. rh.

9

Theodor Griesinger

Erlebte Dichtungen

Stuttgart 1873.

Verlag von Paul Moser.

2403 e · 72

Digitalisiert von Google

Notiz für den Buchbinder

betreffend die Einschaltung der Illustrationen in Band III. der **Geschichte der Deutschen.**

Ermordung des Grafen Helfenstein (Lief. 19) zu S. 67.
Luther schlägt seine 95 Thesen an („ 21) „ „ 29.
Gustav Adolfs Landung („ 25) „ „ 260.
Wallensteins Tod („ 29) „ „ 296.
Zerstörung von Heidelberg („ 33) „ „ 356.

BODLEIAN
LIBRARY

Digitalisiert von Google

Dritter Band:

Vom

Beginn der Reformation

bis zu

Friedrich dem Großen.

(1493—1740 nach Christus.)

Digitalisiert von Google

Digitalisiert von Google

Theodor Griesinger's

Geschichte der Deutschen

von

ihrem Beginn bis auf unsere Tage

in

vier Bänden.

Dritter Band.

Stuttgart.

Verlag von Paul Moser.

1873.

Digitalisiert von Google

Druck von Carl Eberle in Stuttgart.

Digitalisiert von Google

Erſtes Buch.

Das Zeitalter der Reformation.

(1493—1555.)

Erſtes Kapitel.

Kaiſer Maximilian I.

(1493—1519.)

Schon früher — wie wir geſehen haben — zum „römiſchen König", d. i. zum Kronprinzen des deutſchen Reichs gewählt, beſtieg nach dem Tode ſeines Vaters Maximilian I. ohne Widerſtand von irgend einer Seite den deutſchen Kaiſer- und Königsthron. Er zählte damals vierunddreißig Jahre und Jedermann war ſeines Ruhmes voll. Kein Wunder, denn er zeichnete ſich wie durch einen hellen, kühnen Blick und ein heiteres wohlwollendes Weſen, ſo auch durch hervorragende Kraft und körperliche Schöne, insbeſondere aber durch eine Ritterlichkeit ſonder Gleichen aus, weßhalb er ſich auch den Beinamen des „letzten Ritters" erwarb. Was konnte es jedoch dem deutſchen Reiche frommen, wenn er auf der Gemſenjagd der Fährlichkeiten eine

Digitalisiert von Google

Menge bestand? Oder wenn er auf Turnieren fast immer den ersten Preis davon trug und sogar den überstarken französischen Ritter Claudius von Batre niederwarf? Auf die großen Fragen der Zeit, die kirchlichen wie die politischen, verstand er sich schlecht und überdem ließ er sich, weil ihm die Selbstständigkeit fehlte, nur zu leicht von seiner näheren Umgebung gängeln. Gewiß, das Gute wollte er, allein es durchzuführen verstand er nicht, denn ihm, dem planlos-rastlosen, mangelte das für einen Regenten Nothwendigste, die höhere Staatsklugheit.

Drei große Pläne scheinen ihm beim Antritt seiner Regierung vorgeschwebt zu haben. Erstlich die Wiederaufrichtung des Kaiserthums zu seinem alten Glanze; zweitens die Schaffung einer weltbeherrschenden habsburgischen Hausmacht; drittens endlich die Vertreibung der Osmannen aus Europa. Sehen wir nun, ob es ihm gelang, diese Pläne thatkräftig durchzuführen.

Das Zerrissenste aller deutschen Länder war in jener Zeit unbezweifelt Alemannien oder Schwaben, denn es bildete seit der Aufhebung des alten Herzogthums durch die Hohenstaufen ein Conglomerat von wohl hundert kleinen Herrschaften, worunter etliche und zwanzig Reichsstädte und fast eben so viel Abteien und Bischofssitze. In Folge dessen erreichte mit dem Zerfall der kaiserlichen Macht die Unordnung dorten den höchsten Grad, und wer wird es nun nicht natürlich finden, daß besonders die geistlichen Herrn zusammen mit den Reichsstädten sich herzlich darnach sehnten, auf irgend eine Weise Ruhe und Sicherheit zu schaffen? Da nahm im Jahr 1488 der Graf Hugo von Werdenberg die Sache in die Hand und rief einen Bund zwischen den verschiedenen Ständen ins Leben, der sich „der schwäbische“ nannte. Ihm traten sofort die geistlichen wie weltlichen Fürsten von ganz Schwaben bei und ebenso die sämmtlichen Reichsstädte von Niederschwaben. Nicht minder that dieß die weitverbreitete ritterliche Gesellschaft vom St. Georgenschild, und bis zum Jahr 1493 waren alle Stände Alemanniens, mit einer einzigen Ausnahme, in den Bund eingetreten. Wer machte aber diese Ausnahme? Nur allein die Eidgenossenschaft in Oberalemannien, von der schon so oft die Rede gewesen ist, und alle Aufforderungen des Kaisers Maximi-

Digitalisiert von Google

lian, sich ebenfalls anzuschließen, wurden schnöde zurückgewiesen. Die Eidgenossen wollten mit den Fürsten und Herren, besonders mit denen Vorderöstreichs, nichts zu thun haben und überdem waren sie auf die niederschwäbischen Reichsstädte, wegen deren früher bewiesenen Unzuverlässigkeit, nicht gut zu sprechen. Was aber die Hauptsache, ihr Stolz hatte sich seit den glorreichen Siegen, die sie über Karl den Kühnen erfochten, bis zum Uebermuth gesteigert und somit erwiderten sie selbst die Drohung des Kaisers, er werde die Reichsacht über sie verhängen, mit eitel Hohn und Spott. Solches geschah im Jahr 1495 und während der drei nächsten Jahre wagte es Maximilian nicht, aus seiner Drohung Ernst zu machen. Nun aber nahmen die Verhältnisse urplötzlich eine andere Gestalt an. Die Bewohner der wilden Gebirgsthäler im alten Hohenrhätien hatten nach dem Beispiel ihrer nächsten Nachbarn, den oberalemannischen Eidgenossen, sich schon im Jahr 1424 gegen ihre ritterlichen Bedrücker erhoben und nach Zerstörung der vielen Raubburgen einen ewigen Bund — den sogenannten „Grauen", woher dann das Gebirgsland den Namen „Graubündten" erhielt — errichtet. Da gabs wegen der Gränzen gegen Tyrol hin Streit, und gewaltthätig besetzten die Graubündtner anno 1498 das Kloster St. Jacob im Münsterthal am Fuße des Stilfserjochs. Sofort gingen die Behörden Tyrols den schwäbischen Bund um Hülfe an und benachrichtigten zugleich den Kaiser Maximilian, der sich eben in den Niederlanden befand, von der Sachlage. Die Graubündtner aber, um sich zu sichern, begehrten von den oberalemannischen Eidgenossen Aufnahme in ihren Bund und diese willfahrten ihnen noch im Jahr 1498. Daraufhin verhängte Maximilian I., der eilends von den Niederlanden zurückgekehrt war, über die Eidgenossen die Reichsacht und beauftragte, zugleich selbst rüstend, den schwäbischen Bund mit der Vollziehung derselben. Wie nun die schwäbischen Herren Grafen und Ritter jubelten! In ihnen glühte noch immer der bitterste Haß gegen die „schnöden gottlosen Bauern", die ihren Vorfahren bei Sempach und Näfels so übel mitgespielt, und sie prahlten nun in ihrem Hochmuth, daß sie im „Kühland" einen Brand anfachen wollten, vor dem Gott im Himmel die Füße an sich ziehen solle. Eben so zuversichtlich war der Kaiser selbst,

Digitalisiert von Google

der nicht daran zweifelte, daß die Unterwerfung der Eidgenossen die erste Stufe zur Wiederherstellung der früheren königlichen Macht in Deutschland sein werde. Nur den Reichsstädten bangte sehr vor dem Kriege und sie zögerten daher auffallend mit ihren Rüstungen. Um so schneller waren ihre Gegner bei der Hand und mit dem Beginn des Frühjahrs 1499 eröffneten die Graubündtner den Tanz damit, daß sie den Paß am Luzienſteig, der die Straße nach Feldkirch beherrschte, im Sturme nahmen. Gleich darauf sprengten die Eidgenossen ein schwäbisches Corps bei Haardt auseinander und vernichteten ein anderes im Bruderholze bei Basel. Freilich errangen nachher die vom schwäbischen Bund bei Ermatingen auch einen kleinen Erfolg; um so größer aber war ihre Niederlage beim Schwaderloch in der Nähe von Constanz und ebenso furchtbar die der Tyroler bei Mals im Vintschgau. Endlich ließ sich am 22. Juli 1499 der Generalissimus des schwäbischen Bundes, Graf Heinrich von Fürstenberg, bei Dornach mit 15,000 Mann aufs Haupt schlagen (er selbst wurde in der Schlacht getödtet) und nun beeilte sich der tiefentmuthigte Kaiser, den Eidgenossen den Frieden anzubieten. Dieselben weigerten sich nicht, aber erst nach langem Streiten kam man am 22. September zu Constanz über nachfolgende Bedingungen überein. Erstens der Kaiser, als Beherrscher Vorderöstreichs, tritt den Eidgenossen das Landgericht Thurgau ab. Zweitens im Streit über das Münsterthal unterwerfen sich beide Partheien dem Spruch des Bischofs von Augsburg. Drittens, die Graubündtner bleiben bei der Eidgenossenschaft, der auch die Reichsstädte Basel und Schaffhausen beitreten. Viertens endlich, die Eidgenossen sind von Stunde an von allen Reichsabgaben befreit und kein Reichsgericht hat mehr Gewalt über sie. Sonach endete dieser kurze, aber überaus blutige Krieg (über 20,000 Menschen waren gefallen und mehr als 1800 Burgen, Dörfer und Städte verbrannt worden) damit, daß die Eidgenossen oder Schweizer, wie man sie von jetzt an zu benennen anfing, sich factisch, wenn auch noch nicht nominell (dieses geschah erst 150 Jahre später) vom deutschen Reichsverband lostrennten, und daß hiedurch die Reichsgewalt von neuem einen Stoß erhielt, darüber brauche ich wohl kein Wort zu verlieren. Was übrigens die Eidgenossenschaft

Digitalisiert von Google

oder die Schweiz ſelbſt anbelangt, ſo iſt aus dieſer Zeit das ſogenannte „Reislaufen“ zu datiren oder mit andern Worten, die Schweizer, weil ſie ſich für unüberwindlich hielten, gewöhnten es ſich von jetzt ab an, gegen Geld und gute Worte in fremde Kriegsdienſte zu treten, und man hat berechnet, daß hiedurch für ihr Vaterland in den nächſten drei Jahrhunderten ein Verluſt von über einer Million Männern erwuchs. Für wen ſie kämpften, war ihnen einerlei, wenn ſie nur gut bezahlt wurden, und oft und viel fochten ſie gegen eigene Landsleute, weil dieſe einem andern Herrn dienten.

Ganz eben ſo traurig endeten die Kämpfe Maximilians I. um Mailand und Oberitalien. Als Karl der Große ſich zum Kaiſer krönen ließ, that er es in der Abſicht, das altrömiſche Imperatoren-Reich wiederherzuſtellen, und ganz von derſelben Idee waren auch ſeine Nachfolger beſeelt. Nun gehörte aber zu ſolchem Reiche in erſter Linie Italien und es mußten alſo um den Beſitz dieſes Landes durch Jahrhunderte hindurch die ſchwerſten Kämpfe gekämpft werden. Doch wohin führten ſchließlich dieſe Kämpfe? Nun Neapel war ſchon anno 1254 in die Hände eines franzöſiſchen, Sicilien aber anno 1282 in die eines arragoniſchen Prinzen gefallen und dieſe Trennung erhielt ſich 150 Jahre lang. Da vereinigte anno 1420 König Alphons V. von Arragonien die beiden Reiche wieder mit einander und eben jetzt, am Schluſſe des 15. Jahrhunderts, herrſchte über dieſelben Friederich III., der Enkel des genannten Alphons. Mittelitalien mit der Hauptſtadt Rom gehörte ſeit dem Untergang des hohenſtaufiſchen Geſchlechts unbeſtritten den Päbſten und ſeit dieſer Zeit ſetzten ſie Alles, ſelbſt Waffengewalt, daran, dieſe ihre weltliche Herrſchaft ſo weit als möglich auszudehnen. Oberitalien endlich hatte ſich in verſchiedene Territorien, theils Fürſtenthümer theils Republiken, geſpalten, und wie unter den letzteren die von Venedig und Genua am meiſten hervorragten, ſo unter den erſteren die von Florenz, Ferrara und Mailand. Von Ruhe und Frieden war aber auch hier nirgends die Rede, ſondern man bekriegte ſich unaufhörlich und wenn der eine Theil — gleichgültig ob Fürſtenthum oder Republik — in Gefahr kam, zu unterliegen, ſo ſcheute er ſich nicht, das Ausland zur Hülfe herbeizurufen. So ſtand es um Italien am Schluſſe des 15. Jahr-

Digitalisiert von Google

hunderts und nun nehmen wir den Faden unſerer Geſchichte wieder auf. Das mächtige Herzogthum Mailand hatte ſich nach dem Ausſterben der männlichen Linie der Visconti der tapfere Feldhauptmann Franceſko Sforza anno 1450 durch Liſt und Gewalt unterworfen und ihm folgte anno 1465 ſein Sohn Galeazzo Maria Sforza. Keinem von Beiden aber fiel es ein, beim deutſchen Kaiſer um Beſtätigung in der Regierung einzukommen, denn wenn auch das deutſche Reichsoberhaupt früher der Lehensherr Mailands geweſen war, ſo hatte ſich dieſes Verhältniß längſt dahin geändert, daß die Beherrſcher Mailands eben ſo gut als ſouveraine Herzoge regierten, als irgend ein anderer Dynaſt Italiens. Nun folgte auf Galeazzo Maria ſein unmündiger Sohn Giovanni Galeazzo und für ihn verwaltete der Oheim Lodovico il Moro Sforza das Herzogthum. Mit der bloßen zeitweiſen Verwaltung aber nicht zufrieden, beſeitigte anno 1493 Lodovico ſeinen Neffen Giovanni mit Gift und ſchwang ſich ſelbſt auf den Herzogsſtuhl. Dieß ließen ſich die Mailänder gefallen und eben ſo wenig wandte Maximilian I. etwas ein, obwohl er (weil ſeine erſte Gemahlin, die Erbin von Burgund, bereits nach einer vierjährigen Ehe geſtorben war) auf dem Punkt ſtand, die Prinzeſſin Blanca Maria, eine Schweſter des ermordeten Giovanni, zu heirathen. Dagegen aber traf der König von Neapel und Sicilien, mit deſſen Tochter Giovanni verlobt war, umfaſſende Kriegsrüſtungen und ſprach es offen aus, daß er den Mörder Lodovico an Leib und Leben ſtrafen werde. Da gerieth der Letztere in eine tödtliche Angſt und rief ſofort den König Karl VIII. von Frankreich zur Hülfe herbei. Auch erſchien dieſer augenblicklich mit einem gewaltigen Heere und hatte, ganz Ober- und Mittelitalien wie ein Triumphator durchziehend, den Erfolg, daß der König von Neapel im Februar 1495 vor ihm nach Sicilien entfloh. Nun aber ergriff ganz Italien die entſetzlichſte Furcht, Karl VIII. werde ſofort auch die übrige Halbinſel ſeinem Scepter unterwerfen, und von ſolcher Furcht wurde insbeſondere Lodovico il Moro angeſteckt. Was war alſo natürlicher, als daß er jetzt die Hülfe des deutſchen Reichsoberhaupts, Maximilians I., in Anſpruch nahm? Natürlich aber kam er nicht mit leeren Händen, ſondern zahlte nachträglich ſeiner Nichte Blanca Maria, die

Digitalisiert von Google

ſeit März 1494 den deutſchen Kaiſer geehelicht hatte, eine ſehr bedeutende Mitgift aus. Ueberdem, und das war die Hauptſache, verſprach er, die Oberherrlichkeit des deutſchen Reichs ganz in derſelben Weiſe, wie es vor Jahrhunderten im Brauch geweſen, anerkennen zu wollen, ſobald Maximilian I. über die Alpen ziehe. Hiedurch ſetzte ſich in Maximilian I. die Hoffnung feſt, er könne, wenn erſt Mailand ſein Vaſallenſtaat geworden ſei, ganz Oberitalien in das frühere Abhängigkeitsverhältniß zurückbringen und ſo den Glanz des Kaiſerthums erneuern. Augenblicklich ſagte er alſo ſeine Hülfe zu und damit wurde ein Krieg in Scene geſetzt, der nicht nur gar kein Ende nehmen wollte, ſondern in den auch nach und nach faſt alle europäiſchen Potentaten hineingezogen wurden. Doch ſoll ich nun über alle Einzelnheiten dieſes Kriegs berichten? Soll ich erzählen, welche Heere Karl VIII. und ſeine beiden Nachfolger Ludwig XII. (ſeit 1498) und Franz I. (ſeit 1515) über den Montcennis führten, um ihre Anſprüche durchzuſetzen? Soll ich erzählen von dem gräßlichen Pabſt Alexander VI., der vor keinem Verbrechen zurückſchreckte, wenn es galt, ein Ziel zu erreichen, oder von ſeinem Nachfolger Julius II. (ſeit 1503), der ſich in Perſon und den Säbel in der Hand an die Spitze ſeiner Miethtruppen ſtellte, oder endlich von Leo X. (ſeit 1513), der ſchon als Knabe von dreizehn Jahren den Cardinalshut trug und ſich nicht ſcheute, vom Chriſtenthum als einer gut erſonnenen und höchſt einträglichen Fabel zu ſprechen? Soll ich erzählen von Ferdinand V., dem Katholiſchen, dem es glückte, alle ſpaniſchen Provinzen in ein einziges Reich zu vereinen und der dann zum erſten Mal ſeit vielen Jahrhunderten die ſpaniſchen Waffen auch nach Auswärts trug? Oder von Heinrich VIII. von England, der alle paar Jahre eine andere Frau heimführte, nachdem er die, welche ihm nicht mehr gefiel, mit dem Schwert hatte hinrichten laſſen? Oder von den Venetianern, die ſich eben damals zu großer Macht erhoben? Oder von den ſchweizeriſchen „Reisläufern“, die meiſt auf franzöſiſcher Seite fochten, weil ſie dort am beſten bezahlt wurden? Oder von jenen andern Söldnerbanden, den „Landsknechten“, die ſich blos aus oberdeutſchen Landen und zwar aus dem Stande der Knechte (der unfreien Bauern) rekrutirten und keinem Potentaten oder Re-

Digitalisiert von Google

genten gehorchten, ſondern nur ihren eigenen Obriſten und Hauptleuten, wie dem tapferen Jacob von Embs und dem noch gewaltigeren Georg von Frundsberg? Oder endlich von der „ſchwarzen Bande“, ſo genannt nach ihrer ſchwarzen Rüſtung, welche Robert von der Mark am Unterrhein ſammelte und nach ihm Johann von Dachsfelden commandirte? Ich glaube dieß Alles nicht nöthig zu haben und zwar einfach deßwegen, weil der Krieg, den Kaiſer Maximilian I. in Italien führte, kein deutſcher Reichskrieg war, ſondern blos ein habsburgiſcher, von dem weder die deutſchen Fürſten und Biſchöfe, noch auch die deutſchen Städte etwas wiſſen wollten. Freilich oft und viel ging ſie der Kaiſer auf den Reichstagen um Hülfe an; aber ſie erklärten ihm regelmäßig, er möge, falls er Luſt habe im Ausland auf Eroberungen auszugehen, ſolches auf ſeine Gefahr und ſeine Koſten thun, und verwilligten ihm weder einen Mann noch einen Gulden. Darum, als endlich im Jahr 1517 zu Brüſſel zwiſchen den betheiligten Mächten Frieden geſchloſſen wurde, was war das Reſultat? Nun, dem Könige von Spanien, Ferdinand dem Katholiſchen, blieb das eroberte Neapel und Sicilien, und ebenſo dem franzöſiſchen Könige Franz I. das eroberte Mailand. Nicht minder bekamen die Venetianer die Stadt Verona nebſt Gebiet (früher zum Herzogthum Mailand gehörig); der Kaiſer Maximilian I. aber erhielt nichts, rein gar nichts, wenn man nicht das Geſpött der Welt für etwas rechnen will. Noch ſchlechter freilich fuhren Lodovico il Moro und Friederich III. von Neapel, denn beide geriethen während des Kriegs in Gefangenſchaft, der erſte in die der Franzoſen, der zweite in die Ferdinands des Katholiſchen, und mußten in ihrer Haft abſterben.

Wenn nun übrigens ſchon das Beſtreben Maximilians I., ſich wieder in Italien feſtzuſetzen, als ein rein vergebliches erwies, ſo noch viel mehr ſein Plan, die Türken oder Osmannen aus Europa hinauszuwerfen. Es iſt richtig, mehr als fünfmal brachte er auf den Reichstagen ſeine Forderungen vor und die römiſche Curie unterſtützte ihn hierin regelmäßig. Ja Leo X. ſandte ihm ſogar durch ſeinen Legaten Cajetan — eigentlich Thomas de Vio, Biſchof von Gaeta geheißen — einen geweihten Degen und Hut, damit die

Digitalisiert von Google

Türken desto gewisser geschlagen würden; allein die deutschen Stände — die Bischöfe wie die Fürsten und Städte — meinten, die deutschen Gränzländer, in welchen (wie z. B. in Ungarn und Siebenbürgen) die Türken oft gräßlich hausten, sollten sich nur selbst wehren und ließen sich zu keiner thatkräftigen Hülfe herbei. So wurde aus dem von Maximilian I. so viel geglaubten Feldzug gegen die Anhänger des falschen Propheten beharrlich nichts, selbst nicht einmal, als dem gewaltigen Selim I., nachdem derselbe von 1515 bis 1517 Syrien und Egypten erobert hatte, nichts mehr im Wege stand, um seine ganze Macht gegen die Donauländer zu kehren.

Weit glücklicher war Maximilian I. in der Verwirklichung seines dritten Plans, darin nemlich, die habsburgische Hausmacht in eine Weltmacht zu verwandeln, und dazu trug wohl seine ritterliche Persönlichkeit das Meiste bei. Ihm hatte seine erste Gemahlin Maria, die Erbtochter Karls des Kühnen, zwei Kinder geboren, Philipp und Margarethe, und nicht viel mehr Kinder besaß König Ferdinand, der Katholische, von Spanien. Nemlich eine an den König von Portugal verheirathete Tochter Isabella, sodann einen ledigen Sohn Johann und endlich eine ledige Tochter Johanna. Indem nun aber Maximilian I. dieß überdachte, kam ihm die Idee, ob es nicht gut wäre, diese vier ledigen Kinder, die im Alter zu einander paßten, gegenseitig zu verheirathen, damit, wie man im Privatleben sagt, das Vermögen bei einander bleibe. Und zwar welch' ein Vermögen! Man bedenke nur, dem Philipp fiel einmal außer Oestreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Tyrol und Vorderöstreich das ganze deutschredende Burgund (das welschredende, also Bourgogne, Artois, Charolais und Namur, hatte Frankreich an sich gerissen), nemlich Holland, Seeland, Flandern, Brabant, Limburg und Luxemburg (welche Provinzen zusammen man auch die „Niederlande" nannte) zu; Spanien aber, welches voraussichtlich Johann erbte, war unter Ferdinand durch die Vertreibung der Mauren in die Reihe der größeren christlichen Staaten Europas eingetreten und nach der Entdeckung Amerikas (anno 1492) durch Christoph Columbus mußte es sich wegen der immensen Schätze, die ihm jenes weite Gebiet gleich von Anfang an zuführte, zu einem ungeheuren Glanze entfalten. Die projectirte

Digitalisiert von Google

Doppelheirath war also ein äußerst kluger Gedanke und da jeder der beiden Hauptbetheiligten, Ferdinand der Katholische wie Maximilian I., glaubte, dabei am meisten zu profitiren, so kam das Project auch richtig zu Stande. Mit andern Worten, es wurde am 21. October 1496 Maximilians I. einziger Sohn, der Erzherzog Philipp, genannt der Schöne, mit Johanna, der zweiten Tochter Ferdinands des Katholischen, vermählt und wenige Monate später, am 4. April 1497, erfolgte die Trauung von Ferdinands einzigem Sohn Johann (oder Don Juan) mit der Erzherzogin Margarethe, der einzigen Tochter Maximilians. Auf diese beiden Trauungen hin aber ereignete sich Todesfall auf Todesfall und nach kurzem durfte Maximilian I. hoffen, daß das ganze Erbe dem Hause Habsburg zufallen werde. Schon am 4. October 1497 nemlich starb der blühende Kronprinz Johann und einige Monate später wurde seine Wittwe Margarethe von einem todten Kinde entbunden. Jetzt schien es, als ob Spanien dereinstens an die Königin Isabella von Portugal, Ferdinands älteste Tochter, fallen werde; aber auch sie raffte der Tod nach Jahresfrist hinweg und ebenso anno 1501 ihren einzigen Sohn Michael. Jetzt blieb nur noch allein Johanna, die Gemahlin des Erzherzogs Philipp, als Erbin übrig, und welch' ein Glück — zu diesem Erbe, bestehend aus dem schönen Spanien und dem unermeßlichen Amerika, war jetzt auch noch das herrliche Königreich Neapel und Sicilien gekommen! Dennoch erbte der Erzherzog Philipp für seine Person nichts, da er schon am 25. September 1506 aus dieser Welt abberufen wurde, und eben so wenig erbte seine Wittwe Johanna, weil sie aus Verzweiflung über den Verlust des geliebten Gemahls in Wahnsinn verfiel. Dagegen trat der erstgeborne Sohn dieser Beiden, Karl (die andern Kinder aus der Ehe Philipps und Johannas waren Ferdinand, Maria und Isabella) in die Erbschaft ein, gerade wie er auch nach dem Tode seines Vaters Philipp die Niederlande erbte. Nun aber frage ich, war die Speculation Maximilians I. nicht eine durch und durch gelungene?

Ganz ebenso erfolgreich erwies sich auch eine andere Doppelheirath, welche Maximilian stiftete. Daß sich sowohl die Ungarn als die Böhmen unter dem erbärmlichen Kaiser Ferdinand III. von

Digitalisiert von Google

der Herrſchaft des Hauſes Habsburg losgetrennt und ihre beiderſeitigen Kronen dem polniſchen Prinzen Wratislaw (dem Bruder des Polenkönigs Siegmund) übertragen hatten, wiſſen wir aus dem Vorhergehenden, und man wird es nun natürlich finden, daß dieſe Schmälerung der habsburgiſchen Hausmacht den Kaiſer Maximilian tief betrübte. Allein wie nun ſeine Enkel (die Kinder Philipps des Schönen) heranwuchſen, ſchoß ihm plötzlich zu Ende des Jahrs 1514 der Gedanke durch den Kopf, ob er nicht dieſe beiden verlornen Kronen durch eine glückliche Eheſtiftung wieder zurückerwerben könne. Die Ehe Wratislaw's nemlich war mit zwei Kindern geſegnet, einem Sohn Ludwig und einer Tochter Anna, und wie nun, wenn der Erzherzog Ferdinand, der zweite Sohn Philipps des Schönen (der älteſte, Karl, war damals ſchon verſagt), die Anna, Ludwig aber, der Thronerbe von Böhmen und Ungarn, die Maria, die älteſte Tochter Philipps, ehelichte? Ganz glücklich über dieſen Gedanken ließ ſofort Maximilian I. dem Könige Wratislaw durch ſeinen Vertrauten Matthäus Lang, Cardinal von Gurk, die nöthigen Eröffnungen machen und ſiehe da, Alles ging nach Wunſch. Im Sommer 1515 kam dann König Wratislaw mit ſeinen beiden Sprößlingen nach Wien, wo man ihn mit dem ungeheuerſten Pompe empfing, und am 22. Juli wurde die Doppelheirath gefeiert. Was ließ ſich aber ſchon kurze Zeit nach derſelben vorausſehen? Nun Ludwig, der Kronprinz von Ungarn und Böhmen, war von Jugend auf ohne Saft und Kraft (man nannte ihn nur den „Frühzeitigen“, weil er viel zu früh auf die Welt kam) und man durfte alſo annehmen, daß ſeine Frau keine Kinder von ihm bekommen werde. Wer erbte aber dann ſchließlich mit Nothwendigkeit die beiden genannten Kronen? Ei natürlich die Prinzeſſin Anna, oder vielmehr deren Gemahl, der Erzherzog Ferdinand. So calculirte Maximilian I. und daß ſeine Calculation eine ganz richtige war, werden wir ſpäter ſehen.

Weniger glücklich fiel eine andere Speculation Maximilians, die auf Württemberg nemlich, aus; allein klug ausgedacht muß man ſie deßwegen doch nennen. Die Grafen von Württemberg hatten ſich längſt mächtig emporgeſchwungen und noch Größeres wäre vielleicht von ihnen erreicht worden, wenn nicht nach dem Tode des Grafen

Digitalisiert von Google

Eberhard IV. (des Sohnes Eberhards III., von dem früher schon die Rede gewesen ist) dessen Söhne Ludwig III. und Ulrich V. anno 1441 die Grafschaft unter sich getheilt hätten. Somit machte es sich Ludwigs III. Erbe, Eberhard V., genannt „im Bart", ein Fürst voll Kraft, Verstand und Redlichkeit, zur Lebensaufgabe, die Grafschaft wieder zu einen, damit sie fortan wachsen und gedeihen könne, und richtig gelang es ihm anno 1482, diese Einigung durch einen mit seinem Vetter Eberhard II. oder dem Jüngeren, dem Sohne und Erben Ulrichs V. (desselben, welchen der böse Mainzer Fritz gefangen genommen hatte) zu Münsingen am 14. December abgeschlossenen Vertrag durchzusetzen. Hiedurch schon, noch mehr durch die weise Regierung Eberhards V. (er stiftete anno 1477 die Universität Tübingen und erwarb die große Grafschaft Sulz nebst andern Gebietstheilen), wurde Württemberg, obwohl es immer noch „Grafschaft" hieß, factisch ein Fürstenthum, mit welchem kein anderes im Schwabenland den Vergleich aushalten konnte, und nun sann Maximilian I. Tag und Nacht darüber nach, ob er es nicht möglich machen könnte, dieses schöne Gebiet seinem Vorderöstreich einzuverleiben. Eberhard im Bart war ohne Kinder und ebenso auch dessen Vetter und Erbe, Eberhard der Jüngere. Der Bruder des Letzteren aber, Heinrich, genannt von Mömpelgard (er hatte seinen Sitz in dieser linksrheinischen Stadt, welche mit vielen Dörfern und Burgen von Eberhard IV. anno 1397 erheirathet worden war), konnte, weil halb wahnsinnig, die Regierung nie antreten und somit ruhte der ganze württembergische Stamm auf den beiden Augen seines damals einzigen Söhnleins, mit Namen Ulrich. Wie nun aber, wenn dieser Ulrich hinweggerafft wurde, ehe er heirathete und Kinder bekam? Solches alles überlegte Maximilian I. hin und her und plötzlich machte er im Jahr 1495 dem Grafen Eberhard V. im Bart den Antrag, seine Grafschaft, gleichsam zum Ersatz für das längst in Abgang gerathene Herzogthum Schwaben, in ein Herzogthum zu verwandeln, wenn er sich eine kleine Bedingung gefallen lasse. Die nemlich, daß das neue Herzogthum Württemberg künftig ein Mannlehen sein solle, welches nach dem etwaigen Aussterben des württembergischen Mannsstamms als des Reiches Widdumgut an die kaiser-

Digitalisiert von Google

liche Kammer zurückzufallen habe. Hierauf ging Eberhard V. ein und nun erfolgte am 21. Juli 1495 seine Ernennung zum Herzog, als welchen er sich nun Eberhard I. schrieb. Tag für Tag wartete von da an Maximilian I. auf den Tod des jungen Ulrich, durch welchen ihm die Erbschaft Württembergs gesichert worden wäre, allein nicht nur blieb der Genannte am Leben, sondern er erzielte auch später Nachkommenschaft und selbst der halbwahnsinnige Heinrich bekam noch einen weiteren Sohn.

Diese Speculation Maximilians I. also mißglückte; dagegen verstand er es um so besser, aus einem zu Anfang des 16. Jahrhunderts ausgebrochenen Erbschaftsstreite Nutzen zu ziehen. Am 1. December 1503 verstarb Herzog Georg von Baiern-Landshut, ohne männliche Erben zu hinterlassen; dagegen aber hatte er seine Lande seinem Tochtermann Ruprecht, dem Sohne des Rheinpfalzgrafen Philipp, vermacht. Ruprecht wollte also das Vermächtniß antreten, allein hiegegen setzte sich der Herzog Albrecht IV. von Baiern-München, behauptend, daß ihm, als dem nächsten männlichen Verwandten, das Erbe gehöre. Sofort griff man beiderseitig zu den Waffen und zu Ruprecht stand sein Vater, der alte Kurfürst Philipp von der Pfalz, während Albrecht IV. vom schwäbischen Bunde, an dessen Spitze stehen der junge Herzog Ulrich von Württemberg (derselbe junge Prinz, von dem wir kurz zuvor gesprochen haben) getreten war, unterstützt wurde. Im Verlauf des Kriegs starb (am 13. Sept. 1504) der Prinz Ruprecht; allein da er zwei unmündige Söhne, Heinrich und Philipp, hinterließ, so dauerte die blutige Fehde trotzdem fort und Herzog Ulrich hatte dabei das Glück, einen ziemlichen Theil der Pfalz (worunter auch das reiche Kloster Maulbronn) durch Eroberung an sich zu reißen. Nun mischte sich, um ebenfalls ein Stück Land zu acquiriren, auch Maximilian I. ein und erstürmte die starke Feste Kufstein am Eingange von Tyrol. Endlich nach dreijährigem Kampfe wurde man desselben müde und einigte sich sofort über nachfolgende Puncte. Erstens, es durften sowohl der Herzog Ulrich als auch der Kaiser Maximilian ihre Eroberungen als Kriegsentschädigung behalten. Zweitens, ein kleiner Theil des Landshuter Erbes fiel den beiden jungen Prinzen Heinrich und Philipp zu, nemlich die Landschaft

Digitalisiert von Google

Neuburg an der Donau, nebſt einigen angränzenden Städten und Dörfern, welches Gebiet ſofort den Namen der „jungen Pfalz“ erhielt. Drittens, Herzog Albrecht IV. durfte ſich in den Beſitz des ganzen übrigen Landshuter Erbes ſetzen und damit nahm die Theilung Baierns in verſchiedene Linien glücklicherweiſe ein Ende.

Nunmehr wollen wir noch einen Blick auf die übrigen Leiſtungen Maximilians I. werfen. Die gräßliche Unordnung, welche zu den Lebzeiten ſeines Vaters einen großen Theil Deutſchlands ſozuſagen in eine Räuberhöhle verwandelte, lehrte ihn, daß nichts nothwendiger ſei, als ein geſicherter Landfrieden, und ſomit drang er ſchon auf dem Reichstage von Worms anno 1495 mit allem Eifer darauf, daß dem Fehderecht geſetzlich für immer bei ſchwerer Pön ein Ende gemacht werde. Die Stände gingen hierauf ein und am 7. Auguſt 1495 dictirte man den ewigen Landfrieden. Noch mehr, man wiederholte dieſes Dictat ſpäter noch mehrere Male und ſetzte auf jede Uebertretung dieſes Geſetzes die ungemein hohe Strafe von 2000 Mark Goldes. Allein leider bekümmerte ſich die Reichsritterſchaft in gar vielen Gegenden Deutſchlands, beſonders am Rhein und in Franken, gar nichts um den Wiſch Papier, wie ſie das bewußte Geſetz nannte, und übte das Fauſtrecht nach wie vor. Da fiel dem Kaiſer bei, welch' ſegensreiche Wirkſamkeit der ſchwäbiſche Bund ausübe, und nun wurde auf ſeine Veranlaſſung beſchloſſen, daß in allen Gauen Deutſchlands ähnliche Bündniſſe errichtet werden ſollten. Zu dieſem Behufe theilte man Deutſchland zuerſt in ſechs, ſpäter anno 1512 auf dem Reichstag zu Köln in zehn Kreiſe ein und dieſe ſind folgende. Erſtens der ſchwäbiſche Kreis, den wir ſchon kennen. Zweitens der öſterreichiſche mit Oeſtreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Tyrol und den althabsburgiſchen Stammlanden in Schwaben, genannt Vorderöſtreich. Drittens der bairiſche, in welchen außer Baiern auch das Erzſtift Salzburg und die drei Bisthümer Freiſing, Regensburg und Paſſau miteinbegriffen wurden. Viertens der fränkiſche mit den brandenburgiſchen Fürſtenthümern Ansbach und Baireuth oder Culmbach und den drei Bisthümern Bamberg, Würzburg und Eichſtädt, zu denen dann auch noch der Deutſchherrenſitz Mergentheim kam. Fünftens der oberrheiniſche mit dem Elſaß und Lothringen

Digitalisiert von Google

(Metz, Toul und Verdun), sowie mit etlichen und dreißig kleineren Dynastensitzen. Sechstens der nieder- oder kurrheinische mit der Rheinpfalz und den drei Erzstiften Mainz, Trier und Köln. Siebtens der burgundische, das ganze an Maximilian I. gekommene Erbe Karls des Kühnen umfassend. Achtens der westphälische mit den Fürstenthümern Cleve, Jülich und Berg und den Bisthümern Utrecht, Münster, Paderborn, Lüttich, Osnabrück, Minden und Verden. Neuntens der niedersächsische mit den Fürstenthümern Braunschweig, Lüneburg, Holstein-Schleswig und Mecklenburg, sowie mit den Erzstiften und Bisthümern Bremen, Magdeburg, Halberstadt, Hildesheim und Lübeck. Zehntens endlich der obersächsische mit den beiden Kurfürstenthümern Sachsen und Brandenburg nebst Pommern, Anhalt und Schwarzburg. So hießen die zehn Kreise, in welche man Deutschland eintheilte, und dabei fällt nur Eines auf, das nemlich, daß man nicht auch einen böhmischen Kreis errichtete. Allein Böhmen (nebst dem von ihm unzertrennlichen Mähren) wurde, seitdem der polnische Prinz Wratislaw dort herrschte und es mit Ungarn verschmolzen hatte, gar nicht mehr zu Deutschland gerechnet, während es unter den luxemburgischen Kaisern den Mittelpunct des Reichs gebildet hatte. Damit nun übrigens der Friede ganz unmöglich mehr gebrochen werden könne, beschloß man auch noch einen obersten Gerichtshof, das sogenannte Reichskammergericht, zu schaffen, auf dem die Streitigkeiten ersten Rangs zu schlichten seien, und wies demselben seinen Sitz zuerst in Frankfurt a. M., dann in Worms und noch später in Nürnberg an. Was kam jedoch mit all' dem heraus? Nun das Kammergericht war von Anfang an ein todtgebornes Kind, weil die Richter aus Mangel an Besoldung gar nicht zusammentraten, und der Landfrieden wurde nur da nicht gebrochen, wo die mächtigeren Fürsten dem Faustrecht mit Gewalt entgegentraten. Der Kaiser selbst griff nirgends ein und konnte auch nicht, da ihm das zerrissene Reich weder Geld noch Mannschaft verwilligte. Darum fehlte es auch damals nicht an Fehden aller Art, wie ich sofort mit einigen Beispielen erhärten werde. König Christian I. von Dänemark war (wie wir schon früher gesehen) von Kaiser Friedrich III. mit Schleswig-Holstein, wozu auch die Landschaft Ditmarschen gehörte,

Digitalisiert von Google

belehnt worden; allein die freien Bauern im Ditmarſchen (ſie hatten ſich ganz in derſelben Weiſe, wie die Eidgenoſſen in der Schweiz, frei erhalten) leiſteten den Geboten Chriſtians I. beharrlich keinen Gehorſam und noch viel weniger zahlten ſie irgend eine Abgabe. Solchen Zuſtänden wollte nun Chriſtians I. Sohn und Nachfolger, König Johann, ein Ende machen und zog im Frühjahr 1500 mit einem Heere von 30,000 Mann gegen die Ditmarſchen. Es waren dieß meiſt deutſche Söldner, angeführt von dem berüchtigten Junker Slanz von Köln und anderen ähnlichen adeligen Hauptleuten, und dieſelben deuchten ſich des Siegs ſo gewiß, daß ſie ſich ganze Reihen von Wagen folgen ließen, um die zu erwartende Beute darauf zu packen. Wie aber das mächtige Heer in die Sümpfe und Moore — und ganz Ditmarſchen iſt noch heute von ſolchen durchzogen — hineingerieth, öffneten die Angegriffenen die Schleuſſen der Dünen, daß das Meerwaſſer hereinſtrömte, und nun ſtürzten die Söldner, weil des Terrains unkundig, zu Tauſenden in die Tiefen. In dieſem Augenblick warfen ſich die freien Bauern, unter Führung des heldenmüthigen Wolf Iſenbrand, mit einer wahren Berſerkerwuth auf die Feinde, die in ihren Nöthen kaum fähig waren auch nur den geringſten Widerſtand zu leiſten, und richteten unter ihnen ein gräßliches Blutbad an. Ihrer mehr als 20,000 wurden erſchlagen und nur Wenigen (den Berittenen), darunter dem Könige Johann ſelbſt, gelang es, ſich durch die Flucht zu retten. Die Ditmarſchen aber machten eine ungeheure Beute und blieben von nun an über fünfzig Jahre lang gänzlich ungeſtört im Genuß ihrer Freiheit. Viel blutiger Streit herrſchte damals auch in Oſtfriesland und es verging eine ganze Reihe von Jahren, bis das tapfere Geſchlecht der Cirkſena's von Greetſiel ſich zum Herrn des Landes machen konnte. Nicht minder blutig waren die Fehden, in welche die Hanſeatenſtädte mit einander geriethen, nemlich einmal anno 1517 die Stadt Bremen mit der Stadt Minden wegen der Schifffahrt auf der Weſer und dann ein Jahr ſpäter die Stadt Danzig mit der Stadt Lübeck wegen der Handelsverbindungen mit Schweden. Das Reſultat dieſer und anderer Kämpfe aber war, daß jetzt viele Städte (wie Berlin, Frankfurt a. d. O., Kiel, Helmſtädt, Halle, Halberſtadt, Quedlinburg,

Digitalisiert von Google

Stendal und Salzwedel) aus dem Hansabund austraten und damit denselben der Auflösung entgegenführten. Ganz dasselbe traurige Bild des ewigen Zanks und Streits boten auch viele Reichsstädte, wie z. B. Erfurt und Regensburg, in welch' ersterer Stadt sich der gewaltige Heinrich Kellner zum Dictator aufwarf, um dafür anno 1509 am Galgen zu endigen, während in Regensburg erst anno 1513 nach der Hinrichtung des achtzigjährigen Rathsherrn Lyskircher die Ordnung wiederkehrte. Noch viel Schlimmeres ereignete sich an der nordöstlichen Gränze Deutschlands, nemlich in Lievland, Esthland und Kurland, denn der über diese (vom deutschen Orden mit so viel Blut erkämpften) Provinzen gesetzte Landmeister Konrad von Plettenberg kündigte anno 1513 dem Deutschordens-Hochmeister förmlich den Gehorsam auf und machte sich zum unabhängigen Fürsten. Weil aber er selbst zu schwach war, um den Angriffen seiner drei schlimmen Nachbarn, der Russen, der Schweden und der Polen zu widerstehen, mußte er sich nach kurzem schon dazu bequemen, für Kurland ein Vasall der polnischen Krone zu werden, während Lievland von den Russen und Esthland von den Schweden occupirt wurde.

Alles dieß geschah, ohne daß Maximilian I. auch nur den geringsten Versuch gemacht hätte, sich einzumischen; dagegen dürfen wir schießlich nicht verschweigen, daß er in anderer Beziehung manches nicht Unrühmliche leistete. So verlieh er dem aus dem Mailändischen stammenden Edelmann Franzesko de Tassis (später Taxis) dafür, daß derselbe versprach, die sämmtlichen kaiserlichen Depeschen umsonst zu expediren, anno 1516 die Erlaubniß, durch ganz Deutschland eine Post einzuführen, und dieses neue Institut (vorher kannte man nur Boten und Botenfuhrwerke) bewährte sich alsbald als äußerst wohlthätig. So unterstützte er das Aufblühen der Künste in den Reichsstädten und beehrte einzelne Maler und Bildhauer, welche sich vor andern hervorthaten, sogar mit seiner besonderen Gunst. So verlegte er sich mit Vorliebe auf die Verbesserung des Kriegswesens und führte unter den Landsknechten einzelne Kompagnien ein, welche er mit Schießgewehren, den sogenannten Hackenbüchsen oder Arkobusen (man legte sie auf Gabeln, die man mit sich führte, auf) bewaffnete. Ueberdem erfand er die Mörser, aus denen man feurige Kugeln

Digitalisiert von Google

ſchoß, und machte ſogar den Anfang zu einer leichteren Feldartillerie. Kurz, er war unermüdlich thätig und ſeinen vielen Entwürfen machte erſt der Tod ein Ende.

Am Schluſſe des Jahrs 1518 entbot Maximilian I. die deutſchen Kurfürſten nach Augsburg, um ſie zu bewegen, daß ſie ſeinen Enkel Karl, den erſtgebornen Sohn Philipps des Schönen, zum römiſchen König erwählten; allein der für Franz I. von Frankreich eingenommene Pabſt Leo X. ließ dem Plane durch ſeinen Legaten, den Cardinal Cajetan, entgegenarbeiten, und ſo wollten die Unterhandlungen nicht vom Fleck. Unwillig ritt alſo der Kaiſer Maximilian am 6. October von Augsburg fort, um ſich über Füſſen nach Innsbruck zu begeben; kaum aber war er hier angekommen, ſo warf ihn ein ſtarker Fieberanfall darnieder und nun ſehnte er ſich nach Wien, ſeiner liebſten Reſidenz. Mit dem Neujahr 1519 brach er dahin auf; doch, vom Fieber geſchüttelt, kam er nur bis Wels und ſtarb hier am 12. Januar erſt ſechzig Jahre alt. Den Anfang der beginnenden großen Zeit hatte er noch erlebt, allein ohne die Tragweite dieſes Anfangs ermeſſen zu können.

Zweites Kapitel.

Doctor Martin Luther.

(1517—1520).

Das ſchreckliche Verderbniß, welches längſt in der katholiſchen Kirche eingeriſſen war, kennt der Leſer. Auf zwei Concilien hatte man von Seiten des deutſchen Reichs darauf gedrungen, daß dieſes Verderbniß abbeſtellt und die katholiſche Kirche an Haupt und Gliedern reformirt werden müſſe. Aber was hatten dieſe Concile gebracht? Das Uebel war durch die Raffinirtheit der Römlinge wo

Digitalisiert von Google

möglich noch ärger geworden, denn die Päbſte pochten darauf, daß ſelbſt das radicale Basler Concil im Sande verlaufen ſei, und trugen ihre Laſter wo möglich noch offener, als früher, zur Schau. „Welches Verbrechen“, ſchreibt Johann Burkhard von Straßburg über Pabſt Alexander VI., bei dem er Jahre lang als Zeremonienmeiſter fungirt hatte, „welches Verbrechen gäbe es, womit er nicht den heiligen Stuhl geſchändet! Meuchler, Blutſchänder, zuchtloſer Schwelger, Verräther und Betrüger an Freund und Feind, ſtarb er an dem Gift, das er einem Theil ſeiner Cardinäle hatte reichen wollen.“ Wie aber die Päbſte, ſo die Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Aebte und wie dieſe Dreie, ſo die Pfarrer, Mönche und Nonnen! Ihre Völlerei wurde nur durch ihre Unwiſſenheit, ihre Schamloſigkeit nur durch ihre Rohheit übertroffen, und Ausnahmen von dieſer Regel traf man immer ſeltener und ſeltener. Wie nun aber konnte der Clerus, der niedere wie der hohe, ein ſolches Schandleben führen, ohne daß er ſich das dazu nöthige Einkommen verſchaffte? Gewiß, der Gelderwerb bedingte den Genuß und ſo wurde die Religion zur ausgiebigſten Finanzquelle gemacht. Wir kennen ja die Annaten, Palliengelder, Reſervationen und Indulgenzen oder wie die päbſtlichen Erpreſſungsmittel ſonſt hießen. Wir wiſſen ja, daß um Geld in Rom Alles feil war, jedes Amt, jede Würde, jede Gnade, jeder Diſpens, und nicht minder wiſſen wir, daß ohne Geld ſelbſt der Würdigſte zur Seite geworfen wurde. „Ja, es fand,“ ſchreibt der Graf Johann Franz Pico von Mirandola, „in der ganzen Chriſtenheit eine förmliche und öffentliche Verſteigerung aller kirchlichen und religiöſen Dinge an den Meiſtbietenden ſtatt und der Pabſt in Rom war der große Banquier, der das auf den Himmel lautende Papiergeld fabricirte.“

Solch' gräßliche Zuſtände, die beſonders grell in Deutſchland hervortraten, mußten nothwendig unter den Laien einen furchtbaren Zorn hervorrufen und es verging daher kein deutſcher Reichstag, auf dem man nicht die bitterſten Beſchwerden erhoben hätte. Eben ſo ſcharf gingen die Philoſophen auf den Hochſchulen, die ſogenannten „Humaniſten“ (durch die Buchdruckerkunſt waren die Schriften der alten Griechen und Römer wieder neu erſchloſſen worden und das

Digitalisiert von Google

Erziehungssystem, welches die menschliche Bildung wesentlich auf das Studium der alten Sprachen baute, bezeichnete man gewöhnlich mit dem Namen „Humanismus"), dem genannten Verderbniß, vornemlich der Unwissenheit und dem Stumpfsinn der Cleriker zu Leib, und die Theologen jener Hochschulen, die sogenannten Scholastiker oder Schulweisen, konnten mit ihren Klopffechtereien und dialektischen Spitzfindigkeiten nicht gegen sie aufkommen. Nicht minder entsetzten sich die Vielen, welche den Huß und Hieronymus noch im Gedächtniß trugen, an der Sittenlosigkeit der Mönche und Priester, und ohnehin war ihnen der von der Pfaffenwelt vertretene Aberglauben (Bilder- und Reliquiendienst, Heiligenverehrung und dergleichen mehr) ein Gräuel. Am weitesten aber ging man in den Städten, wo die Bürger längst das Lesen und Schreiben verstanden, und man überschüttete daselbst das Kloster- und Cölibatleben mit einer wahren Sturmfluth von Hohn und Spott, wie das „Narrenschiff" des Sebastian Brandt (er war ein geborner Straßburger und geisselte in den 113 Schiffsladungen seines Buchs alle Laster und Thorheiten der Zeit mit dem kühnsten Freimuthe) und der jetzt noch viel gelesene „Reinecke Fuchs" (eigentlich Reinecke de Vos, denn das Werk erschien erstmals in niederdeutscher Sprache) hinlänglich beweisen. Der Zorn über die Entartung der katholischen Kirche war also wenigstens in Deutschland ein allgemeiner; allein dessenungeachtet wagte es doch Niemand, der Pabstmacht, von welcher anerkanntermaßen all' dieß ausging, zu Nahe zu treten, denn man fürchtete die Allmacht Roms und insbesondere jenes furchtbare Institut, das unter dem Namen der heiligen Inquisition von Rom ins Leben gerufen worden war. Nach einer Verbesserung sehnte man sich allgemein, aber darüber hinaus wollte Niemand gehen und noch weniger fiel es Jemanden ein, an der Rechtmäßigkeit des Pabstsystems selbst zu rütteln.

Da wurde nach dem Tode des Pabstes Julius II. der Cardinal Giovanni de' Medici, der sich den Namen Leo X. gab, auf den Stuhl Petri erhoben und schon die kolossale Pracht seines Einzugs in Rom (11. April 1513) bewies, weß' Geistes Kind man in ihm vor sich habe. Erzogen an dem üppigen Hofe von Florenz verband er mit der Liebe zur Kunst eine Vergnügungssucht ohne Gleichen und seine prunkenden

Digitalisiert von Google

Feſte und Jagden, ſeine mehr als üppige Tafel, an der eine Menge von vornehmen Gäſten zuſammen mit Dichtern, Künſtlern und Gelehrten nie fehlen durfte, ſein Aufwand für Spiel und Theater ſowie für ſchöne Damen, die er bevorzugte, beſonders aber ſeine koſtbaren Bauten, unter denen ich die Peterskirche hervorhebe, verſchlangen ganz exorbitante Summen. Somit konnte das gewöhnliche päbſtliche Einkommen unmöglich zureichen und was war nun ſelbſtverſtändlicher, als daß er daſſelbe durch Ausbeutung ſeines hohen Amtes zu ſteigern ſuchte? Die Annaten, die Palliengelder, die Taxen und Vakanzen, die Simonieverträge aller Art (Verkauf der kirchlichen Aemter) wurden alſo ins Unglaubliche hinaufgeſchraubt; den Hauptnachdruck jedoch legte man auf den „Ablaß“, das iſt auf den Verkauf der Sündenvergebung, denn damit ließ ſich am meiſten Geld machen. Schon längſt betrachtete ſich der oberſte Prieſter zu Rom als den Verwalter des göttlichen Gnadenſchatzes, der ſich durch die Leiden Chriſti ſowie der Heiligen und Märtyrer ſo vermehrt habe, daß er gar nicht erſchöpft werden könne, und folgerte daraus, daß er die Macht habe, den Sündern nicht blos die kirchlichen Bußen und Strafen zu erlaſſen, ſondern auch den im Fegfeuer befindlichen Seelen die Strafzeit abzukürzen oder ganz zu ſchenken und ſie unmittelbar in den Himmel hinein zu befördern. Der Ablaßhandel war alſo etwas längſt Beſtehendes und gehörte auch unter die hundert Beſchwerden der deutſchen Nation, von denen wir längſt berichtet haben. Allein ſo ins Tolle und Schamloſe war er doch noch nie getrieben worden, als unter Leo X., und insbeſondere nahm dieſer ſein Abſehen auf Deutſchland, das ſich von jeher wegen der Frömmigkeit ſeiner weiblichen Bewohner gutmüthig zu allen päbſtlichen Anforderungen hergegeben hatte. Man entwarf alſo in Rom einen förmlichen Feldzugsplan, wie man den Ablaßverkauf ins Koloſſale treiben könne, und im Norden des Reichs übernahm der erſte geiſtliche Reichsfürſt, der Erzbiſchof Albrecht von Mainz (ein geborner Markgraf von Brandenburg) die Oberleitung des Geſchäfts. Natürlich aber nicht für Nichts und wieder Nichts, ſondern er beanſpruchte, weil er dem reichen Hauſe Fugger in Augsburg für erlegte Palliengelder große Summen ſchuldete, die Hälfte des Ertrags, wofür er jedoch die

Digitalisiert von Google

Beſoldung der Agenten und Unteragenten (er gab ihnen, wie man ſich jetzt ausdrückt, eine Tantième, das heißt ſo und ſo viel Prozent der Bruttoeinnahme) übernahm. Nun durchzogen ſeine Commiſſionäre, meiſt dickbäuchige Mönche vom ſchlimmſten Rufe, ganz Norddeutſchland und wohin ſie kamen, in jedem Dorf und in jeder Stadt, errichteten ſie eine Verkaufsbude, in welcher ſie ihre Ablaßzettel in der marktſchreieriſchſten Weiſe feil boten. Auch führten ſie eine gedruckte päbſtliche Taxordnung mit ſich, auf der genau verzeichnet ſtand, was man für dieſe oder jene Sünde zu bezahlen habe (dieſe Taxordnung iſt jetzt noch gedruckt vorhanden und rührt urſprünglich von Pabſt Johann XXII. her, wurde aber unter Leo X. erweitert, wobei man bei Beſtimmung der Preiſe auch auf den Rang und die Stellung der Sünder Bedacht nahm), und ganze Unmaſſen von abergläubigen Menſchen drängten ſich herbei, um dereinſtens direkt in den Himmel zu fahren. Unter dieſen Ablaßverkäufern nun that ſich der Dominikaner-Mönch Johann Tetzel aus Pirna, ein elendes Subject, das früher wegen Verführung einer Ehefrau in Innsbruck zum Tode verurtheilt aber begnadigt worden war, ganz beſonders hervor, denn derſelbe ſchrie nicht blos in die Welt hinaus, daß, ſo wie das Geld im Kaſten klinge, die Seele aus dem Fegfeuer ſpringe, ſondern erklärte auch, daß ſein Ablaß jede Reue und Buße unnöthig mache und die Kraft beſitze, ſelbſt Mörder, Brandſtifter und Blutſchänder unmittelbar ins Paradies zu befördern. Eine Fügung des Himmels aber war es, daß er im Herbſt 1517 ſein Standlager in Jüterbogk an der ſächſiſchen Gränze aufſchlug und durch ſeine Marktſchreierei auch eine Menge von Einwohnern Wittenbergs anlockte, denn dadurch erregte er den heiligen Zorn des Doctor Martin Luthers in einer Weiſe, daß derſelbe ſofort gegen den Ablaßhandel öffentlich auftrat und damit — freilich ohne damals eine Ahnung davon zu haben — den Anfang zum Aufbau des großen Werks der Kirchenreformation machte.

Dem Hans Luther, einem aus dem Dorfe Möhra im Thüringer Walde ſtammenden wackeren Bergmann, wurde am 10. Nov. 1483 in Eisleben, wo er in Arbeit ſtand, von ſeiner Ehefrau Margarethe ein Söhnlein geboren, das er „Martin“ taufen ließ, und da er nun

Digitalisiert von Google

nicht lange hernach nach Mannsfeld überſiedelte, ſo erhielt dieſer Sohn ſeine erſte Ausbildung in der Mannsfelder Schule. Solche war aber ſchlecht genug, denn außer etwas Leſen und Schreiben lernte man da nichts als geiſttödtende Andachtsübungen und überdieß mußten die Schüler vor den Häuſern der reicheren Einwohner des Almoſens wegen ſingen und muſiciren. Nach zurückgelegtem vierzehnten Lebensjahr kam der junge Martin zu Verwandten nach Eiſenach, um die dortige Lateinſchule zu beſuchen, und hier fand er in der verwittweten Frau Urſula Cotta eine Gönnerin, die ſich ſeiner in jeder Beziehung annahm. Inzwiſchen war ſein Vater Hans durch eiſernen Fleiß zu einigem Vermögen gekommen und beſtimmte ſofort den Martin, ſeiner ausgeſprochenen Talente wegen, zum Studium der Jurisprudenz, damit derſelbe dereinſtens in Amt und Würden glänze. Am 17. Juli 1501 bezog alſo Martin Luther die Univerſität Erfurt und ſtudirte da die Philoſophie und Rechtswiſſenſchaft vier Jahre lang mit ſolchem Erfolg, daß ihm am Schluß derſelben die Auszeichnung eines Baccalaureus (eines Candidaten, der nach wohl beſtandener Prüfung berechtigt war, Vorleſungen zu halten) zu Theil wurde. Eine innere Befriedigung jedoch fand ſein Feuergeiſt weder in der Philoſophie noch in der Jurisprudenz, und namentlich quälte ihn, den ſittlich-ernſten Jüngling, beſtändig die Sorge um ſein ewiges Seelenheil. Da wurde ihm im Juli 1505 auf einem Spaziergang ſein liebſter Freund Alexius dicht an ſeiner Seite vom Blitze erſchlagen und nun that er alsbald das Gelübde, ſein Leben dem Herrn in einem Kloſter zu weihen. Das Kloſter, das er ſich wählte, war das Auguſtinerkloſter zu Erfurt, weil die Inſaſſen deſſelben, gegenüber den andern eben ſo unwiſſenden als zügellos ſchwelgenden Mönchen, ſich durch eine angemeſſene Sittenſtrenge ſowie durch ein nicht unerhebliches Wiſſen auszeichneten. Trotzdem mußte Martin, nachdem er die Tonſur erhalten, im Anfang nichts als „mönchiſche Arbeit“ verrichten und namentlich lag ihm ein ganzes Jahr lang ob, in der Stadt und Umgegend zu „terminiren“, zu deutſch den Bettelſack von Haus zu Haus zu ſchleppen. Nach dieſer Prüfungszeit jedoch erhielt er durch die Güte des Doctor Johann Staupitz, des Generalvicars des Auguſtinerordens in Sachſen,

Digitalisiert von Google

die Erlaubniß, ſich dem Studium der Theologie hinzugeben, und mit einem wahren Heißhunger machte er von dieſer Erlaubniß Gebrauch. Insbeſondere erforſchte er die Schriften des heiligen Auguſtinus, nach welchem Kirchenvater ſich ſein Orden benannte, ſowie die Vulgata, das iſt die bekannte aus dem Anfang des 5. Jahrhunderts ſtammende lateiniſche Ueberſetzung des Alten und Neuen Teſtaments, deren man ſich, aus Unkenntniß der (hebräiſchen und griechiſchen) Sprache des Urtexts, während des ganzen Mittelalters allein bediente. Eine vollkommene innere Befriedigung aber ward ihm auch hierdurch nicht und immer noch quälte ihn die Sorge um ſein Seelenheil. Da belehrte ihn endlich ein altersgrauer Mitbruder, dem er ſich anvertraute — ſein Name iſt uns leider nicht aufbewahrt worden —, daß man nie und nimmer durch bloßes Wiſſen und noch weniger durch äuſſere Werkthätigkeit, ſondern nur allein durch den lebendigen und aufrichtigen Glauben an die Erlöſung des Menſchengeſchlechts durch Jeſum Chriſtum die ewige Seligkeit erwerben könne, und wie nun der junge Selbſtquäler dieß hörte, wurde es auf einmal Licht in ſeiner Seele. „Ich fühlte mich“, ſchrieb er nachher ſelbſt, „wie neugeboren und es war mir, als hätte ich eine weitgeöffnete Pforte ins Paradies gefunden.“ Von nun an ſtudirte er die Vulgata und die Auguſtiniſchen Schriften noch eifriger und in beiden fand er die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben beſtätigt. Weil er nun aber durch ſolche Studien ſich ſehr bald den Ruf eines tiefen Gelehrten erwarb, berief ihn auf die Empfehlung des Generalvicars D. Staupitz hin der Kurfürſt Friedrich der Weiſe von Sachſen im Jahr 1508 an ſeine vor wenigen Jahren (anno 1502) neu geſtiftete Univerſität Wittenberg, um an derſelben philoſophiſche Vorleſungen zu halten, und ſofort ſiedelte Luther in das Auguſtinerſtift zu Wittenberg über. Auch fand er hier einen Wirkungskreis, der ſeinem Geiſt ungemein zuſagte, denn ſeine Vorleſungen wurden von der ſtudirenden Jugend mit Begeiſterung aufgenommen und wenn er Sonntags in der Schloß- und Univerſitätskirche predigte, ſo ſtrömte regelmäßig eine große Menge von Andächtigen hinzu. Drei Jahre nach ſeiner Ueberſiedlung an die Univerſität Wittenberg machte er, eines früheren Gelübdes wegen, eine Reiſe nach Rom und mit der größten

Digitalisiert von Google

Ehrfurcht betrat er den Sitz des Stellvertreters Gottes, als welcher ihm der Pabſt damals noch galt. Nicht minder verſäumte er keine Pilgerandacht und auf den Knieen rutſchte er die Scala santa (die heilige Treppe, auf der einſt Chriſtus zu Pilatus gegangen ſein ſoll) am Lateran hinauf. Bald jedoch ließ ſich ſein Auge nicht mehr blenden und ſein Inneres empörte ſich ob der Unſittlichkeit, die ihm allerorten ganz nackt entgegentrat. Einen noch ſchlimmeren Eindruck machte der gränzenloſe Hochmuth der Herren Cardinäle, ſowie das üppige, faſt heidniſche Treiben am päbſtlichen Hofe auf ihn, und wie er nach einigen Wochen den Staub von ſeinen Füßen ſchüttelte, wollte es ihn bedünken, daß Rom und die Hölle ganz nahe mit einander verwandt ſeien. Ein Jahr nach ſeiner Romfahrt, anno 1512, wurde er Doctor und Profeſſor der Theologie an ſeiner geliebten Univerſität Wittenberg und dadurch erweiterte ſich natürlich das Feld ſeiner Thätigkeit um ein Bedeutendes. Vorzüglich aber erzielte er als Prediger die größten Erfolge und in ganz Wittenberg war man darüber einig, daß das Wort Gottes noch nie ſo rein und eindringlich gelehrt worden ſei, als durch ihn. In Folge deſſen wurde der Name Luthers mit jedem Jahre ein höher gefeierter und insbeſondere hoch ſchätzte ihn ſein gnädiger Herr und Gönner, der Kurfürſt Friedrich der Weiſe von Sachſen, deſſen Herz mit der Univerſität Wittenberg beinahe verwachſen war.

So kam die Zeit herbei, wo der viel berüchtigte Tetzel im Herbſt 1517 ſeine Ablaßkrambude in Jüterbogk aufſchlug und durch ſeine eiſerne Schamloſigkeit das geringere Volk Wittenbergs ſchaarenweiſe anlockte. Sogleich eiferte Luther auf der Kanzel mit gewaltigen Worten gegen den heilloſen Unfug, denn wenn man durch das Opfer von einigen wenigen Gulden ſelig werden konnte, ſo war die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben ein leerer Wahn. Weil aber der erbärmliche Tetzel den Predigten Luthers mit frecher Stirne zu ſpotten ſich erlaubte, ſchlug dieſer am 31. October 1517, am Vorabend vor Allerheiligen, an der Schloß- und Univerſitätskirche von Wittenberg 95 Theſes oder Streitſätze gegen den Ablaß an, mit der Erklärung, daß er bereit ſei, ſie gegen Jeden zu vertheidigen, der den Muth habe, für den Ablaßkram einſtehen zu wol-

Digitalisiert von Google

len. Derlei Disputationen waren damals Sitte auf den Universitäten und was Luther that, hatte also an sich nichts Auffallendes. Ueberdem lag in seinen Thesen durchaus nichts Antipäbstliches und nicht einmal mit der Kirchenlehre glaubte er sich durch dieselben in Widerspruch gesetzt zu haben. Er verwarf nemlich nicht die Absolution selbst, sondern nur den Ablaß „ohne Reue", nur die päbstliche Gewalt, Andern „als Bußfertigen" die Absolution zu ertheilen, und deßwegen sandte er auch seine Thesen an die nächsten Bischöfe, insbesondere auch an den Erzbischof Albrecht von Mainz als den Generalablaßspender in Norddeutschland, mit der Bitte, der maßlosen Unverschämtheit des Tetzel Einhalt zu thun. Trotzdem war der Erfolg der 95 Streitsätze ein ungeheurer und in unzähligen Abschriften und Abdrücken flogen sie alsbald über ganz Deutschland hin. Was Hunderttausende blos geahnt, das hatte der Doctor Martin Luther klar auseinander gesetzt! Was Hunderttausende heimlich gedacht, dagegen hatte er offen zu protestiren gewagt! In wenigen Wochen also war der Name Luthers in Aller Mund und aus allen Kreisen und Ständen erhoben sich Stimmen, welche ihn als den Vorkämpfer einer neuen Zeit priesen. Die wißbegierigen Jünglinge Deutschlands aber strömten jetzt schaarenweise nach Wittenberg und dadurch hob sich diese Hochschule über alle übrigen empor.

Selbstverständlich geriethen über dem Allem die Römlinge in große Wuth und die Eifrigsten derselben beeilten sich, gegen den kühnen Wittenberger Professor zu schreiben. So als der allererste Tetzel selbst und zwar mit der entlehnten Feder des Thomas Wimpina, da er für seine Person aller Kenntnisse ermangelte. So dann der Dominikaner Sylvester Mazolini, von seiner Vaterstadt genannt Prierio Prierias. So weiter Johannes Maier aus dem Dörfchen Eck bei Ellwangen in Schwaben, daher gewöhnlich Doctor Eck genannt, Prokanzler der Universität Ingolstadt und Ketzerrichter in Franken und Baiern. So endlich der Dominikaner Hochstraten, Ketzerrichter in Köln, der in seiner Heftigkeit geradezu die Verbrennung Luthers als eines Ketzers verlangte. Der Pabst selbst nahm zuerst keine Notiz von dem „Mönchsgezänk", wie er den Streit nannte; allein gedrängt von den in Rom äußerst einflußreichen

Digitalisiert von Google

Dominikanern, welche sich ihres Mitbruders Tetzel annahmen, mußte er doch endlich einschreiten und ließ im Sommer 1518 dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen von Sachsen ein Schreiben zufertigen, in welchem er denselben aufforderte, „das Kind der Bosheit", den Martin Luther, als einen der Ketzerei Ueberführten an das Tribunal des heiligen Stuhls auszuliefern. Hiegegen opponirte der Kurfürst und brachte es auch richtig so weit, daß dem Luther gestattet wurde, statt in Rom mit dem Inquisitionstribunal Bekanntschaft zu machen, sich vor dem Cardinal Cajetan (Bischof Thomas de Vio von Gaëta), der sich eben in Angelegenheiten des Pabstes auf dem Reichstag in Augsburg befand, zu verantworten. Mit sicheren Geleitsbriefen versehen erschien also Luther am 12. October 1518 vor dem päbstlichen Legaten und dieser befahl ihm sofort kurzweg, er solle die 95 Thesen als ketzerisch widerrufen. Luther aber bestand darauf, daß man ihn zuvor widerlege, und so blieb die erste Unterredung resultatlos. Noch zweimal mußte Luther vor Cajetan erscheinen und beide Male fehlte es nicht an harten Drohungen. Allein auch damit erreichte der Cardinal nichts und somit beschloß derselbe, den halsstarrigen Mönch trotz der Geleitsbriefe heimlich fassen zu lassen, um ihn nach Rom zu spediren. Solches erfuhr der ebenfalls in Augsburg anwesende Doctor Staupitz, der Gönner Luthers, noch zu guter Stunde und eilte augenblicklich zu demselben, um sich mit ihm wegen der schnellsten Flucht zu berathen. Auch der Augsburger Rathsherr Langemantel ward mit ins Geheimniß gezogen und in der Nacht vom 19. auf den 20. October 1518 entkam Luther richtig durch ein kleines Pförtchen, das ihm der Rathsherr öffnete. Nun ritt er — das Pferd hatte er von Staupitz — was er reiten konnte, und kam nach wenigen Tagen heil und gesund wieder in Wittenberg an. Zuvor aber, ehe er Augsburg verließ, übergab er einem befreundeten Augsburger Notar eine Appellation „von dem schlecht unterrichteten Pabst an den besser zu unterrichtenden" und der Notar heftete diese Appellation am 20. October vor Zeugen an das Thor der Domkirche zu Augsburg an.

Von jetzt an gings Schlag auf Schlag. Der Legat Cajetan, höchst erbost über die Flucht Luthers, verlangte vom Kurfürsten von

Digitalisiert von Google

Sachſen deſſen Auslieferung an das Glaubensgericht in Rom und veröffentlichte zugleich ein Decretale des Pabſtes, Leo's X., in welchem alle die, ſo etwa gegen den Ablaß aufträten, mit dem Banne belegt wurden. Der Kurfürſt Friedrich der Weiſe jedoch, dem die Wahrheit über Alles ging und der dem Luther noch überdem deßwegen beſonders wohlwollte, weil durch ihn ſeine Univerſität Wittenberg in einen überaus großen Flor kam, geſtattete demſelben, an ein allgemeines Conzil zu appelliren, und verweigerte deſſen Auslieferung. Jetzt verſuchte es die päbſtliche Parthei, auf anderem Wege zu ihrem Ziele zu kommen, und plötzlich einlenkend ſandte Leo X. in der letzten Woche des Jahres 1518 ſeinen Kammerherrn, den feinen und gewandten Karl von Miltiz, einen gebornen Sachſen, mit geheimen Aufträgen als ſeinen Botſchafter ins Reich hinaus. Miltiz wandte ſich zuerſt nach Jüterbogk und ertheilte allda dem Ablaßkrämer Tetzel öffentlich wegen ſeiner Skandalerregung einen ſolch' ſcharfen Verweis, daß derſelbe, vor Aerger vom Schlag gerührt, nach wenigen Tagen ſtarb. Dann reiste der päbſtliche Botſchafter an das Hoflager des Kurfürſten, Friedrich's des Weiſen, von Sachſen und überreichte ihm von Seiten des Pabſtes eine geweihte goldene Roſe, welche als ein Zeichen beſonderer Huld und Gnade galt. Endlich entbot er im Januar 1519 den Luther zu einer Privatunterredung nach Altenburg und ſprach ihm da mit ſolch' ſüßen Worten und in ſolch' treuherziger Weiſe zu, daß derſelbe bis zu Thränen gerührt wurde. „Der Mißbrauch des Ablaſſes", ſagte er zu ihm, „ſei ſchwer zu tadeln; aber noch ſchlimmer ſei es, eine Spaltung in der Kirche hervorzurufen, und deßwegen ſolle Luther den Streit über den Ablaß, durch welchen er dem Herzen des heiligen Vaters ſchweren Kummer bereitet habe, auf ſich beruhen laſſen." Solches verſprach Luther, indem er betheuerte, daß es ihm nie in den Sinn gekommen ſei, die römiſche Kirche oder den Pabſt herabzuſetzen. Nur machte er die Bedingung, daß auch ſeinen Gegnern Schweigen auferlegt werden müßte, und ſolche Forderung unbedingt billigend reiste gleich darauf der päbſtliche Kammerherr höchlich erfreut — er glaubte feſt, die ärgerliche Geſchichte ſei nun zu Ende — nach Rom zurück. Die Sache war aber nicht zu Ende, denn gleich nach der Abreiſe des Miltiz forderte

Digitalisiert von Google

der eben ſo gelehrte und redegewandte als ſtreitſüchtige Doctor Eck, der ſich rühmte, bis jetzt bei allen öffentlichen Diſputationen den Sieg davon getragen zu haben, den Wittenberger Profeſſor Andreas Bodenſtein von Karlſtadt (alſo einen Collegen Luthers, der mit dieſem damals noch vollkommen harmonirte) auf, zu Leipzig öffentlich mit ihm über die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, in Wahrheit alſo über den Ablaß, zu diſputiren. Auch ſetzte Doctor Eck hinzu, es ſei ihm um ſo lieber, wenn Luther und die andern Wittenberger Theologen ebenfalls mitkämen, denn er ſei der Mann dazu, ſie alle zu widerlegen. So wurde es für Luther Ehrenſache, mit Karlſtadt (ſo nannte ſich Andreas Bodenſtein gewöhnlich) in Leipzig zu erſcheinen, weil ſonſt alle Welt geglaubt hätte, er gebe ſeine Sache verloren. Auch begleitete ihn ſein ſoeben neu gewonnener junger Freund Philipp Schwarzerd, auf griechiſch „Melanchton“, welcher gerade damals auf die Empfehlung des berühmten Tübinger Humaniſten Reuchlin hin als Profeſſor der Philoſophie und Theologie nach Wittenberg berufen worden war. Am 27. Juni 1519 begann ſodann im großen Saale der alten Pleiſſenburg bei Leipzig die Diſputation und derſelben wohnte außer einer Menge von Leipziger Profeſſoren und Studenten auch der Herzog Georg von Sachſen-Thüringen (der Chef der Albertiniſchen Linie, von der wir früher ſchon geſprochen haben) mit ſeinem ganzen Hofe bei. Zuerſt ſtritt ſich Eck mit Karlſtadt herum und letzterer ärndete dabei keine Ehre. Dann kam Melanchton an die Reihe und auch ihn wußte Eck mit ſeiner Donnerſtimme niederzukanzeln. Endlich ergriff Luther ſelbſt das Wort und nun erſt erhielt der berühmte papiſtiſche Dialektiker einen Gegner, der ihm gewachſen war. Plötzlich ſpielte Doctor Eck — Luther nannte ihn ſpäter nur den Doctor Dreck — den Streit auf den Urſprung des päbſtlichen Primates hinüber, indem er die Behauptung aufſtellte, daß die Päbſte dieſen Primat von jeher, d. i. von dem Tode des Apoſtels Petrus an beſeſſen und ausgeübt hätten. Es geſchah dieß offenbar in der Abſicht, den Luther auf eine gefährliche Bahn zu bringen, und letzterer merkte dieß auch recht gut. Deßwegen hielt er aber mit ſeiner Ueberzeugung keineswegs zurück und wies an der Hand der Geſchichte nach, daß der beſagte Primat erſt

Digitalisiert von Google

verſchiedene Jahrhunderte ſpäter vermittelſt der bekannten (pſeudo-iſidoriſchen) Decretale entſtanden ſei. Schon dieß roch ſtark nach Ketzerei. Noch weit bedenklicher aber war das, daß Luther auf den Vorwurf Eck's: „er ſtehe auf demſelben Boden wie Wycliffe und Huß", friſchweg bekannte, in der Lehre des Huß und ſeines Meiſters Wycliffe liege, trotz des Anathemas des Conzils von Conſtanz, gar viel Evangeliſches und Gottſeliges. Nunmehr ſchrie ihm Eck triumphirend entgegen, daß er die Satzungen der heiligen Kirche verleugne und deßhalb verdiene, gerade wie der Huß, lebendig verbrannt zu werden. Der gut katholiſche Herzog Georg aber nickte dem päbſtlichen Eiferer beifällig zu und eben ſo that der größte Theil der Anweſenden. Trotzdem ließ ſich Luther auch dadurch nicht einſchüchtern, ſondern blieb feſt auf ſeiner Behauptung. Ja, noch weiter getrieben, erklärte er, daß er nicht den Pabſt und die Conzilien, vielmehr nur allein die heilige Schrift als den Leitſtern ſeines Glaubens und nur allein den Herrn Jeſus Chriſtus als den Eckſtein der chriſtlichen Kirche anerkenne. So endete das Leipziger Religionsdiſputat und dem Luther war es jetzt, als ſei ein Alp von ſeiner Bruſt genommen. Bisher hatten noch die von Jugend auf gewohnten Anſchauungen mit den neugewonnenen gerungen und oft und viel war er in eine tödtliche Seelenangſt gerathen, wenn er ſich immer und immer wieder ſagen mußte, der verdammte und verbrannte Huß habe doch Recht gehabt. Jetzt aber ſtrahlte die Sonne der Wahrheit hell über ihm und er erkannte ſofort, daß er in ſeinem Innern mit dem Papismus längſt gebrochen habe.

Es war ein merkwürdig kühner Schritt, den Luther in Leipzig that; allein eben dieſe ſeine Kühnheit riß auch Andere mit fort und faſt im Momente fanden ſich Geiſtesgenoſſen in überraſchender Anzahl. Die Humaniſten ſtellten ſich faſt ohne Ausnahme auf ſeine Seite und Allen voran der Ritter Ulrich von Hutten, ein preisgekrönter Dichter, deſſen Feder ſo ſcharf dreinſchlug, als ſein Schwert. Selbſt der feine und hochgelehrte Erasmus, der geiſtreichſte Schriftſteller damaliger Zeit, nahm ſich Luthers an und ſchrieb an den Kurfürſten von Sachſen: „Des Auguſtiner-Mönchs ganzes Verbrechen beſtehe darin, daß er den Geldbeutel des Pabſtes und die Bäuche

Digitalisiert von Google

der Mönche angegriffen habe". Ebenso that Georg Spalatin, der Erzieher des sächsischen Kurprinzen Johann Friedrich und zugleich Hofcaplan und Secretär des Kurfürsten Friedrichs des Weisen. Insbesondere aber schloß sich der vielbegabte Philipp Melanchton innigst an Luther an und bewies in zwei Abhandlungen, daß die heilige Schrift hoch über Conzilien und Pabst stehe. Wenn nun aber alle Aufgeklärten in Deutschland das Panier Luthers hoch emporhielten, so wurden die Römlinge um so wüthender, und sofort thaten die Universitäten von Löwen und Köln den Ausspruch, daß die Schriften Luthers mit sammt seiner Person auf einen Holzstoß gehörten. Auch der Leipziger Professor Emser trat gegen Luther auf, den er als den Zerstörer aller überlieferten Rechtsordnungen bezeichnete, und der Herzog Georg von Sachsen-Thüringen ließ eine öffentliche, von dem Franziskanermönch Augustin von Alveld verfaßte Warnung gegen die verpestende Ketzerei des Wittenberger Mönchs ergehen. An die Spitze der Römlinge aber stellte sich der Doctor Eck, welcher sich nicht damit begnügte, in seiner gleich nach dem Leipziger Disput veröffentlichten Schrift „über den päbstlichen Primat" dem Luther die stärksten Schimpfreden an den Kopf zu werfen, sondern auch im Winter von 1519 auf 1520 trotz der intensiven Kälte selbst nach Rom eilte, um die Verurtheilung desselben durch den Pabst persönlich zu betreiben. „Den Erzketzer mit Wort und Schrift zu bekämpfen," erklärte er der römischen Curie, „sei jetzt nicht mehr an der Zeit, vielmehr müsse derselbe gemaßregelt, gebannt, für vogelfrei erklärt und durchs Feuer vernichtet werden, denn sonst sei es um das Ansehen der Kirche geschehen." So gedrängt — die Cardinäle machten mit Doctor Eck gemeinschaftliche Sache — setzte Leo X. ein eigenes Glaubensgericht über den Luther und seine Schriften nieder und wie dieses Gericht urtheilen würde, konnte man zum voraus wissen, da unter seinen fünf Mitgliedern sich auch der Cardinal Cajetan und der Doctor Eck selbst befanden. Nachdem nun übrigens das Gericht sein Verdammungsurtheil abgegeben, erließ der Pabst am 15. Juni 1520 jene berüchtigte Bannbulle gegen Luther, in welcher (sie führt nach den Worten, mit denen sie beginnt, den Namen: Exurge, Domine) nicht blos allen geistlichen und weltlichen Obrigkeiten anbefohlen

Digitalisiert von Google

wurde, den Luther als einen verdorrten Aſt der Kirche gebunden nach Rom abzuliefern, ſondern welche auch jede Stadt und Ortſchaft, in der man den Erzketzer noch ferner dulden würde, mit der ſchrecklichen Strafe des Interdicts bedrohte.

Rom hatte alſo geſprochen und von einer Verſtändigung konnte fortan nicht mehr die Rede ſein. Natürlich aber zweifelten die Römlinge nicht daran, daß die Bannbulle wie in früheren Zeiten ihre Wirkung thun werde, und ſomit ſandte der Pabſt den Doctor Eck nebſt dem Cardinallegaten Hieronymus Aleander nach Deutſchland, um dieſelbe überall zu verkünden. Der Legat wandte ſich nach dem Rhein und den Niederlanden und ſetzte es auch richtig durch, daß die Bulle in Mainz, Köln und Löwen in allen Kirchen verleſen wurde. Um ſo ſchlimmer erging es dem Doctor Eck, der ſeine Schritte nach Nord- und Mitteldeutſchland richtete, denn wenn er auch in Brandenburg, Meiſſen und Thüringen die Verkündigung des Banns zu Stande brachte, ſo verweigerte man ihm dieß ſonſt überall. Noch mehr, wenn es ihm da und dort gelang, das Schriftſtück bei Nacht und Nebel an eine Kirchthüre anheften zu laſſen, ſo durfte er gewiß ſein, daß es ſofort am andern Morgen von einer wüthenden Menge abgeriſſen und in den Staub getreten wurde. Ja ihn ſelbſt überhäufte man, wo er ſich ſehen ließ, mit ſolch' handgreiflichen Inſulten, daß er, wenn er nicht todtgeſchlagen werden wollte, eilends nach ſeiner Heimath Ingolſtadt zurückflüchten mußte. Der Doctor Martin Luther dagegen erhielt von allen Seiten aufmunternde Zuſchriften und Tauſende erboten ſich, ihr Leben für ihn einzuſetzen. So der Ritter Sylveſter von Schaumburg, der ihm im Namen von hundert gleichgeſinnten Genoſſen ſchrieb. So weiter Ulrich von Hutten, der die Bannbulle mit der bitterſten Satyre geiſſelte, und der gewaltige Franz von Sickingen, der (es wird ſpäter noch weiter von ihm die Rede ſein) dem Gebannten ſeine ſtarke Ebernburg als ſichere Zufluchtsſtätte anbot. So endlich der Kurfürſt Friedrich der Weiſe ſelbſt, der dem Pabſte frank und frei erklären ließ, er werde dem Doctor Luther gegen die Schrecken der Kirchengewalt ſo lange, als derſelbe nicht mit öffentlichen und klaren Zeugniſſen der heiligen Schrift widerlegt ſei, vollkommene Freiheit und Sicherheit gewähren. Kurz

Digitalisiert von Google

also, die Besten der deutschen Nation standen hinter dem kühnen Wittenberger und dieß fühlend schrieb derselbe dem Pabste im October 1520, nachdem er vorher eine fulminante Schrift „wider die Bulle des Antichrists“ hatte erscheinen lassen, einen förmlichen Absagebrief. Ja am 10. December 1520 zog er an der Spitze der ganzen Studentenschaft und vieler Bürger von Wittenberg vor das Elsterthor, ließ dort in aller Eile einen Holzstoß errichten und anzünden und warf die Bannbulle nebst dem kanonischen Rechtsbuch mit den Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so verzehre dich das ewige Feuer“, in die Flammen.

Jetzt hatte Luther die Brücke hinter sich abgebrochen und daß er sich dessen gar wohl bewußt war, davon zeugen die Schriften, welche er nun hinter einander in die Welt hinaus sandte. So die Flugschrift: „An den Kaiser und den christlichen Adel deutscher Nation“, in welcher er mit zündender Beredtsamkeit darlegte, daß die Mauer, hinter welcher der Papismus sich verschanzt habe, niedergerissen und eine neue deutsche Kirche aufgebaut werden müsse. So weiter das Büchlein „von der Freiheit des Christenmenschen“, in dem er gegenüber des päbstlichen Ablasses und der Dispense das Wesen der wahren christlichen Sittenlehre darlegte. So endlich die Zornschrift: „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“, worin er dem von Rom als dem neuen Babel erfundenen Gottesdienst mit dem Seciermesser zu Leibe ging und die Messe, die Transsubstantiation (Wandlungslehre im Abendmahl), die sieben Sacramente, die Wallfahrten, das Cölibat und die Bettelklöster als elende Menschensatzungen verwarf. Je kühner aber Luther das Tafeltuch zwischen dem Papismus und dem wahren Christenthum entzweischnitt, um so höher stieg die Begeisterung für ihn und in allen Kreisen, in allen Gauen Deutschlands verschlang man mit gieriger Hast Alles, was er drucken ließ. Sein Name war in Aller Mund und sein: „Los von Rom, von den Ketten des Pabstthums!“ wurde die Losung für Hunderttausende. Auch regnete es jetzt förmlich Pamphlete, Flugschriften und Spottgedichte auf das Pabstthum, und jede dieser satyrischen Erscheinungen, von denen die meisten noch extra mit grotesken Holzschnitten verziert waren, suchte die andere (wie z. B.

Digitalisiert von Google

„Der Courtiſan und der Pfründenfreſſer“, ſodann: „Die Klag und Bitt der deutſchen Nation an den allmächtigen Gott umb Erlöſung aus der Umarmung des Antichriſts“, weiter: „Der Karſthans gegen den Gauch von Rom“, endlich: „Der Murner Leviathan, der gehobelte Eck und der triumphirende Hochſtraten“) an Witz und Derbheit zu übertreffen. Kurz die Sache Luthers wurde von der Mehrzahl der deutſchen Nation zu der ihrigen gemacht und die Mordwaffe, welche Leo X. geſchleudert, fiel wirkungslos zu Boden.

Drittes Kapitel.

Kaiſer Karl V. und der Reichstag zu Worms.

(1520—1524).

Maximilian's I. älteſter Enkel Karl, geboren zu Gent am 24. Februar 1500, war nach dem Willen ſeines Großvaters in den Niederlanden erzogen worden und dieſe ſeine Erziehung leitete, was die Staatskunſt und das Kriegsweſen anbelangt, ſein Oberhofmeiſter Wilhelm von Croy, Herr von Chièvres, ein hochgeborner flandriſcher Edelmann, in allem Uebrigen aber der Utrechter Prieſter Hadrian Floriszoon, ein ſtrenggläubiger Katholik von großer Gelehrſamkeit und untadelhaften Sitten. Die Natur hatte den jungen Prinzen mit guten Gaben ausgeſtattet und ſchon ſehr frühe reifte ſein Verſtand. Eben ſo frühe entwickelte ſich ſeine Thatkraft, wenn auch ſein Körper ſtets etwas ſchwächlich blieb, und an Selbſtändigkeit des Willens fehlte es ihm ohnehin nicht. Auch war ihm von den erſten Kinderjahren an eine große Ehrfurcht vor der heiligen katholiſchen Religion eingeflößt worden und nicht minder hatte man ihm das Bewußtſein beigebracht, daß er dazu beſtimmt ſei, dereinſtens ein großmächtiges Ländergebiet zu beherrſchen. So konnte es nicht feh-

Digitalisiert von Google

len, daß er von der Bedeutſamkeit ſeines eigenen Ichs ſchon als Jüngling tief durchdrungen wurde, und mit dieſem Egoismus paarte ſich ſchnellſtens eine ernſte, ſchweigſame Verſchloſſenheit, welche ſonſt dem jugendlichen Alter nicht eigen zu ſein pflegt. Als ſein Vater Philipp der Schöne ſtarb, zählte er erſt ſechs Jahre und doch fielen ihm damals ſchon die Niederlande als burgundiſches Erbe zu. Nach dem Tode ſeines mütterlichen Großvaters, Ferdinands des Katholiſchen (23. Januar 1516) erbte er Spanien und Neapel ſowie das eben entdeckte Amerika und hiezu kamen endlich nach Maximilians I. Ableben (12. Januar 1519) auch noch die habsburgiſchen Lande in Deutſchland, nemlich Oeſtreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Tyrol und Vorderöſtreich. Das war zuſammen genommen ein wahrhaft koloſſales Erbe und wenn vollends die nach Maximilians I. Tod erledigte deutſche Kaiſerkrone dazu kam, ſo gehorchte ihm die größere Hälfte von Europa.

Ueber die Kaiſerwahl konnten die in Frankfurt verſammelten Kurfürſten lange nicht einig werden. Für den jungen, in Spanien abweſenden Karl wirkte außer ſeinem Geſandten, dem Cardinal Matthäus Lang, Coadjutor des Erzſtifts Salzburg, hauptſächlich ſeine Tante Margarethe, die Tochter Maximilians I., welche dieſer ſeiner Zeit mit dem Kronprinzen Johann von Spanien vermählt und nach deſſen Tode zur Statthalterin der Niederlande ernannt hatte, und die Mittel zum Wirken — über 850,000 Goldgulden — lieferte vorſchußweiſe das reiche Haus Fugger zu Augsburg. Gegen Karl konnte man einwenden, daß er als Beherrſcher Spaniens, Neapels und Amerikas unmöglich ein Herz für die deutſchen Angelegenheiten haben könne, und deßwegen warfen Einzelne unter den Wählern ihr Auge auf den Kurfürſten Friedrich den Weiſen von Sachſen. Allein Letzterer erklärte, zu dieſer hohen Würde viel zu alt zu ſein, und ſo mußte man wieder von ihm abſehen. Um ſo eifriger dagegen bewarb ſich der ritterliche König von Frankreich, Franz I. um die vakante Krone und nicht nur operirte ſein Günſtling und „Ambaſſadeur", der Admiral Bonnivet, den er mit großen Geldſummen verſehen hatte, mit vielem Geſchick für ihn, ſondern es legte ſelbſt der Pabſt Leo X. ſein gewichtiges Wort für ihn in die Wagſchale. So zog ſich das

Digitalisiert von Google

Intriguenspiel durch volle fünf Monate hin, allein endlich sahen die Herren Kurfürsten doch ein, daß ein so despotischer Alleinherrscher, wie Franz I. von Frankreich, für die Souverainetät der deutschen Landesherren viel zu gefährlich sei, während umgekehrt die unermeßliche Ländermasse, über welche der Habsburger Karl zu gebieten habe, ihn bald dahin bald dorthin führen müsse, was für die Ausbildung der fürstlichen Landeshoheit in Deutschland nur förderlich sein könne. In Folge dessen ging am 28. Juni 1519 der genannte Habsburger, von jetzt an Kaiser Karl V. geheißen, einstimmig aus der Wahlurne hervor; nicht jedoch, ohne daß man ihm vorher verschiedene Bedingungen, sogenannte Wahlcapitulationen, vorgelegt hätte, welche hauptsächlich in Nachfolgendem bestanden. Erstens mußte er sich verpflichten, die Stände bei ihren hergebrachten Freiheiten, wie man sich ausdrückte — man hätte aber besser gesagt: „Vorrechten" — und insbesondere die Kurfürsten bei ihren „Hohheiten" zu belassen. Zweitens durfte er als deutscher Kaiser ohne Zustimmung der Kurfürsten keine Bündnisse eingehen und ohnehin keinen Krieg erklären. Die dritte Vorschrift, die man ihm machte, war, die Stände nicht mit Steuern zu beschweren. Die vierte, keine fremden (spanische oder italienische) Truppen ohne Bewilligung der Kurfürsten ins Land zu ziehen. Die fünfte endlich, die Zusammenkünfte und Vereinigungen der Kurfürsten nicht zu hindern, dagegen aber die Bündnisse der Städte, der Kaufleute und des Adels zu verbieten. Zu solchem Allem mußte sich Karl V. vor seiner Wahl verpflichten und man sieht also, daß die Herren Kurfürsten ihr Interesse bei jenem Acte gar sehr im Auge hatten.

Nach geschehener Wahl stand es noch volle sechzehn Monate an, bis der neue Kaiser nach dem Reiche herauskam (er hatte vorher eine Empörung in Spanien zu dämpfen) und während dieser Zeit fungirten die beiden Kurfürsten von Sachsen und von der Pfalz, der erste im Norden, der zweite im Süden, der goldenen Bulle gemäß, als Verweser. Endlich aber fand der Kaiser Karl V. doch Zeit, den deutschen Landen einen Besuch abzustatten und ward sofort am 23. October 1520 in Aachen feierlichst gekrönt. Daraufhin zog er langsam den Rhein herauf nach Worms, wohin er die Fürsten und

Digitalisiert von Google

Stände auf den 6. Januar 1521 zu einem Reichstag entboten hatte, und Aller Augen waren jetzt auf den erst zwanzigjährigen Herrscher, der sich rühmen konnte, daß in seinen Staaten die Sonne nie untergehe, gerichtet. Mit besonderer Spannung aber sah man dem Hauptgeschäft des Reichstags, nemlich der Schlichtung der religiösen Streitigkeiten entgegen, und Viele erwarteten in dieser Beziehung Großes von Karl V. Konnte ja doch derselbe dem Pabste unmöglich besonders hold sein, weil dieser bei der Kaiserwahl auf Seiten des französischen Königs gestanden war! Ueberdem sah man es als ein gutes Zeichen an, daß der junge Monarch ohne sich lange zu besinnen einwilligte, „es solle der Doctor Luther auf dem Reichstag zum Verhör vor gelehrten und sachkundigen Personen erscheinen", und auf diesem seinem Willen beharrte, trotzdem der Pabst das kategorische Verlangen an ihn stellte, die gegen Luther erlassene Bannbulle sofort in Vollzug zu setzen. Trotzdem aber wie falsch erwiesen sich nicht alle hierauf gebauten Erwartungen! Karl V., der Enkel eines Ferdinand, der den Beinamen des Katholischen führte, konnte sich ein Christenthum ohne Pabstthum gar nicht denken und mußte daher schon von vornherein gegen den Luther und seine Lehre eingenommen sein. Ueberdem verstand er die deutsche Sprache nur äußerst unvollkommen und hatte also gar keinen Begriff von den deutschen Bestrebungen. Endlich herrschte er über Länder, deren Bewohner — ich meine die Spanier und Neapolitaner — dem dickst aufgetragenen Katholicismus huldigten, und diese, an denen ihm weit mehr lag, als an den von ihm für Barbaren gehaltenen Deutschen, wären sicher in Revolten ausgebrochen, wenn er sich dazu hergegeben hätte, eine ketzerische Neuerung zu begünstigen. Einen freisinnigen Entscheid in Sachen des Doctor Martin Luther durfte man also von ihm nicht erwarten; allein das war möglich, daß er im Anfang ein wenig lavirte, ehe er für den Pabst durch Dick und Dünn eintrat. Er hatte nemlich wegen Italien seine eigenen Pläne, wie wir später sehen werden, und um diese Pläne durchzuführen, bedurfte er nothwendig der Beihülfe des Pabstes. Wie aber konnte er diesen, der zu Franz I. von Frankreich hielt, zu sich herüberziehen? Ei sehr leicht dadurch, daß er sich anstellte, als ob er auf die Lutherische Seite

Digitalisiert von Google

hinüberneige und gesonnen sei, den Neuerer gewähren zu lassen. Doch sehen wir nun, was in Worms geschah.

Am 28. Januar 1521 wurde der Reichstag dorten eröffnet und erschienen waren alle Kurfürsten, sowie eine Menge von Bischöfen, Fürsten, Grafen, Herren und Städteboten. Die Versammlung bot also einen glänzenden Anblick und mit den höchsten Ehren wurde der junge Kaiser empfangen. An die Geschäfte aber ging man erst nach einigen Wochen und zwar vor allem daran, daß nach dem Willen Karls V. die habsburgischen Lande (Oestreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Tyrol und Vorderöstreich) seinem jüngeren Bruder Ferdinand (derselbe war anno 1503 zu Alcala in Spanien geboren und auch daselbst erzogen worden) übertragen wurden. Die Aufgabe nemlich, außer Spanien, Neapel, den Niederlanden und Amerika auch noch das fern gelegene Oestreich zu beherrschen, erschien dem Kaiser viel zu schwer und damit waren die Oestreicher selbst vollkommen einverstanden. Die Ausfertigung und Documentirung dieses wichtigen Actes geschah übrigens erst am 28. April 1521 und damit wurde die deutsche Linie des Hauses Spanien-Burgund-Oestreich gegründet. Nachdem man hiemit zu Ende gekommen, trug der Kaiser darauf an, daß der neue Beherrscher Oestreichs ihn zu allen Zeiten, wo er von Deutschland abwesend sein müsse — und daß solche Fälle öfters vorkommen würden, konnte man voraussehen — als kaiserlicher Statthalter zu vertreten habe, und auch hierein willigten die Stände. Doch setzten sie es ihrerseits durch, daß dem Reichsstatthalter ein aus zweiundzwanzig Mitgliedern bestehender und von ihnen selbst gewählter Regimentsrath beigesellt werden solle, denn sie wollten als Territorialherren in der Regierung auch ein Wort mitzusprechen haben. Nun endlich ging man an die kirchlichen Angelegenheiten, zu deren Schlichtung der Doctor Martin Luther längst auf die Mitte des Aprils 1521 vorgeladen worden war. Der Kaiser hatte ihm einen eigenen Herold mit einem Sicherheitsbriefe entgegengesandt und von sämmtlichen Fürsten, durch deren Gebiet seine Reise von Wittenberg nach Worms ging, waren ihm ebenfalls derlei Briefe zugestellt worden. Dennoch befürchteten seine Anhänger, in Erinnerung an das Schicksal des Huß, das Schlimmste und wollten

Digitalisiert von Google

ihn zurückhalten; allein frischen Muthes erwiderte er: „Wurde auch Huß zu Asche, so konnte man doch die Wahrheit nicht verbrennen", und bestieg, begleitet von einigen Freunden, wie Justus Jonas und Amsdorf, zu Anfang April den Reisewagen. Diesem voraus ritt der kaiserliche Herold Kaspar Sturm und in allen Städten, durch die man kam, bereitete man dem Reformator einen festlichen Empfang. So glich die Reise fast einem Triumphzuge und da und dort wollte man ihn gar nicht mehr fortlassen. In Oppenheim warteten seiner einige Freunde und Gönner, darunter der Hofkaplan Spalatin, und riethen ihm dringend, wieder umzukehren. Er aber sprach: „Ich will nach Worms hinein, und wenn auch so viele Teufel drinnen wären, als Ziegel auf den Dächern sind". Am 16. April Mittags traf er daselbst ein und alle Welt, auch die vornehme, drängte sich, den kühnen Mönch zu sehen. Seine Herberge war ihm in demselben Hause, das verschiedene sächsische Herren mit dem Reichsmarschall von Pappenheim bewohnten, bereitet und gleich den andern Tag, am 17. April, holte ihn der Herold Kaspar Sturm in den Bischofshof — in dem mächtigen Saale dieses Palastes tagte der Reichstag — zum Verhöre ab. Das Gedränge hätte nicht größer sein können und selbst die Dächer waren mit Zuschauern besetzt. Um vier Uhr Mittags betrat Luther den Saal; im Hineingehen aber klopfte ihm der tapfere Feldhauptmann Georg von Frundsberg auf die Achsel und sprach einige aufmunternde Worte zu ihm. „Mönchlein, Mönchlein", lauteten dieselben, „du gehst einen schweren Gang, dergleichen ich und mancher Feldoberster in der heissesten Schlacht nicht gethan haben; bist du aber deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort, er wird dich nicht verlassen".

Die Versammlung im Saale war eine überaus glänzende. In der Mitte saß der Kaiser und rechts und links von ihm hatten die Kurfürsten Platz genommen. Dann kamen die Erzbischöfe und Bischöfe, darunter der päbstliche Legat Aleander, und weiter zurück die weltlichen Herzoge, Fürsten und Grafen. Den Schluß bildeten die Minister, die Gesandten und höheren Bediensteten, sowie die Ritter und die Abgeordneten der Städte. Alles starrte den Luther an, der, hager von Statur und blaß von Arbeit und Sorge, in seiner Mönchs-

Digitalisiert von Google

kutte einen merkwürdigen Gegenſatz zu der vornehmen Geſellſchaft bildete. „Der ſoll mich nicht zum Ketzer machen“, flüſterte der Kaiſer halblaut, als er den unſcheinbaren Mann in tiefer Verwirrung, gleichſam geblendet von ſo viel Schimmer, vor ſich ſtehen ſah. Sofort legte ein Official dem Luther eine Anzahl ſeiner eigenen Schriften vor und ſtellte in einem Athem die gedoppelte Frage an ihn, ob er der Verfaſſer derſelben und als ſolcher bereit ſei, ſie zu widerrufen. Die erſtere Frage bejahte Luther; wegen der zweiten aber erbat er ſich Bedenkzeit, denn „es gelte Gottes Wort und der Seele Seligkeit“. Daraufhin berieth ſich der Kaiſer mit den ihm Zunächſtſitzenden und gewährte die Bedenkzeit bis auf den andern Tag, zugleich die Sitzung aufhebend.

Den andern Tag, am 18. April 1521, Abends ſechs Uhr, ward Luther abermals vor den Reichstag geführt; aber die Verlegenheit hatte er jetzt, wie wenn er bereits an den Glanz gewöhnt wäre, abgeſtreift und dafür ſeine ganze Kraft und Entſchloſſenheit wieder gewonnen. „Seine Schriften“, ſprach er, „ſeien dreierlei Art. Die Einen handelten vom Glauben und den chriſtlichen Werken; dieſe hätten ſelbſt ſeine Widerſacher nicht verworfen und ſomit könne er ſie nicht widerrufen. In den Zweiten werde das Pabſtthum angegriffen, welches mit ſeinen falſchen Lehren und Anſprüchen ſchon ſo viel Unheil unter der Chriſtenheit angerichtet habe, und dieſe könne er ebenfalls nicht widerrufen. Die Dritten endlich ſeien Streitſchriften, gewechſelt mit ſeinen Gegnern, und da möge er wohl manchmal in ſeiner Heftigkeit Worte gebraucht haben, die ſich wenig geziemen. Das hätten aber auch ſeine Gegner gethan und ſomit möge ſeine Sprache zu entſchuldigen ſein. Im Uebrigen werde er nie anſtehen, in Allem und Jedem ſein Unrecht zu bekennen und ſogar ſeine eigenen Bücher ins Feuer zu werfen, ſobald man ihm aus der heiligen Schrift beweiſe, daß er Unrecht habe.“ In ſolchem Sinne, obwohl viel ausführlicher, ſprach Luther und dabei kam der merkwürdige Fall vor, daß er ſeine ganze Rede lateiniſch wiederholen mußte, weil ihn der Kaiſer aus Mangel an Kenntniß der deutſchen Sprache nicht verſtanden hatte. Einen großen Gefallen jedoch hatte die Majeſtät offenbar an dem Gehörten nicht, denn ſowie Luther geredet, mußte ihn

Digitalisiert von Google

der kaiserliche Official laut auffordern, kurzweg zu widerrufen. „Man könne sich", hieß es, „nicht in Einzelnheiten einlassen und noch weniger in eine Disputation; den lästigen Handel selbst dagegen wolle man ein für allemal abgethan wissen und somit fordere man ihn auf zu erklären, daß er Alles zurücknehme, was etwa in seinen Schriften für ketzerisch erfunden werde." Ob solcher Zumuthung nun erhob Luther seine Augen kühnlich auf den Kaiser und sprach mit fester Stimme also: „Weil denn Kaiserliche Majestät und Kurfürstliche Gnaden eine schlichte und klare Antwort begehren, so will ich eine geben, so weder Hörner noch Zähne hat. Weil mein Gewissen in Gottes Wort gefangen ist, will und kann ich nichts widerrufen, es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit einleuchtenden Gründen überwiesen werde, denn ich glaube weder dem Pabst noch den Conzilien allein, da sie oft geirrt haben und vielfach mit sich selbst im Widerspruch stehen. Hier stehe ich; ich kann nicht anders; Gott helfe mir, Amen."

Diese schlichten Worte Luthers machten auf Viele einen überwältigenden Eindruck und namentlich der Kurfürst von Sachsen schwur sich in seinem Innern zu, die Sache des Reformators durchaus zu der seinigen zu machen. Um so wüthender wurden die Römlinge und der Legat Aleander forderte geradezu vom Kaiser, er solle dem Luther das Schicksal des Huß bereiten. Solche Forderung jedoch wies Karl V. zurück, denn nicht nur stand der berühmte Franz von Sickingen mit vierhundert Rittern zum Schutze Luthers bereit, sondern es war auch zu befürchten, daß die Bürger von Worms einen Aufruhr erheben würden, sobald man dem Reformator nur ein Haar krümme. Weil nun übrigens vom Kaiser nichts zu erlangen war, verlegte man sich auf Drohungen, um mittelst derselben doch noch einen Widerruf zu erzwingen, und namentlich der Erzbischof Richard von Trier leistete hierin Unglaubliches. Allein es war Alles vergeblich; der Doctor Luther blieb unerschütterlich standhaft. „Ist", erwiderte er zuletzt mit Würde, „meine Sache nicht aus Gott, so wird sie in Bälde untergehen, ist sie aber aus Gott, so wird man sie nicht können dämpfen." Nach dieser Antwort war an einen gütlichen Ausgleich nicht mehr zu denken und der Kaiser mußte sich also

Digitalisiert von Google

jetzt entscheiden, ob er den kühnen Mann ruhig heimwärts ziehen lassen oder aber ihm das Geleite brechen wolle. Er entschied sich aber, weil der Kurfürst Ludwig von der Pfalz, sowie der Herzog Georg von Sachsen-Thüringen trotz ihrer anerkannt gut katholischen Gesinnung den Wortbruch für eine Niederträchtigkeit erklärten, für das Erstere und am 26. April 1521 verließ Luther gänzlich ungefährdet die Stadt. Man glaubte nun, daß der Kaiser alsbald die Acht über den Abgereisten verhängen werde; aber es verging eine Woche und mehr und der Kaiser blieb stumm. Da, am 8. Mai 1521, ließ sich Pabst Leo X. in seiner Eigenschaft als weltlicher Beherrscher des Kirchenstaats dazu herbei, dem Kaiser seine Hülfe zuzusagen, falls derselbe wegen Oberitaliens mit dem Beherrscher Frankreichs in Krieg verwickelt werden würde, und nun, nachdem hierüber ein Vertrag zu Stande gekommen war, zögerte Karl V. nicht länger, die Reichsacht über den Ketzer von Wittenberg auszusprechen. Es geschah dieß am 25. Mai, nachdem der Kurfürst von Sachsen mit vielen andern Reichsständen Worms bereits verlassen hatte, und in der Achtserklärung, dem sogenannten „Wormser Edict", wurde allen Fürsten und Obrigkeiten anbefohlen, den Luther zu fahen, wo sie ihn träfen. Daraufhin schloß der Kaiser den Reichstag und eilte schnellstens nach Spanien, wo seine Gegenwart eines daselbst ausgebrochenen Aufstandes wegen äußerst nothwendig war.

Als die Achtserklärung bekannt gemacht wurde, konnte man dem Luther längst nichts mehr anhaben. Der Kurfürst Friedrich der Weise nemlich hatte demselben noch in Worms einen Wink gegeben, daß er es für nothwendig halte, ihn auf einige Zeit an einen sicheren Ort bringen zu lassen, und wie nun der Reformator auf der Heimreise nach Wittenberg in dem Walde zwischen dem Dorfe Möhra und dem Städtchen Waltershausen ankam, ward sein Wagen von einigen verkappten aber wohlbewaffneten Reitern angehalten. Diese rissen ihn dem Anschein nach mit roher Gewalt heraus, setzten ihn auf ein Pferd und brachten ihn in einen Reitermantel gehüllt nach der Wartburg. Hier mußte er sich Haar und Bart wachsen lassen, damit er vollkommen unkenntlich würde, und man redete ihn nie anders an, als „Herr Ritter Georg". Im Uebrigen hielt ihn der

Digitalisiert von Google

Schloßhauptmann von Berlapſch wie einen vornehmen Gaſt ſeines Herrn, des Kurfürſten, und that ihm alle nur erdenkliche Ehre an. Nur in die Außenwelt ſollte nichts von ſeiner Anweſenheit dringen, denn Friedrich der Weiſe fürchtete, es könnte doch den Ultrakatholiſchen einfallen, gegen den theuren Gottesſtreiter Gewalt zu brauchen.

War die geiſtige Aufregung in Deutſchland ſchon früher eine große geweſen, ſo wuchs ſie jetzt nach den Vorgängen in Worms, beſonders nach der Achtserklärung und dem Verſchwinden Luthers ins Ungeheuere. In den Niederlanden verbrannte man dem Kaiſer zu lieb die Schriften Luthers auf den öffentlichen Marktplätzen und ebenſo that man auch vielfach in Baiern, in Oeſtreich, in der Mark Brandenburg, in dem Theil Sachſens, den der Herzog Georg beherrſchte, ſowie in den meiſten Territorien der Herren Erzbiſchöfe und Biſchöfe. Nicht minder verdammten die Pariſer Theologen die Lehren des Wittenberger Mönchs und Doctor Eck ſäumte nicht, dieſes Urtheil der Pariſer Facultät in Deutſchland öffentlich bekannt zu machen. In allen übrigen Gauen unſeres Vaterlandes aber ergriff man aufs eifrigſte Parthei für den „Ungehört-Verurtheilten“ und es erſchienen der Volksſchriften eine Menge, die ihn geradezu verherrlichten. So z. B. „Doctor Martin Luthers Paſſion“, worin die Leiden des Reformators mit den Leiden Chriſti verglichen wurden. So der „Neukarſthans“, in dem ſich der Ritter Franz von Sickingen mit einem Bauern über das Verderbniß der katholiſchen Kirche und die Entartung des Clerus unterhält. So der „Dialogus zwiſchen Kunz und Fritz“ gegen den „Fetzenlumpen“ Doctor Eck und andere „Ablaßnarren“. So das Pamphlet „Von dem Pfründenmarkt der Courtiſanen und Tempelknechte“, welches an Derbheit nichts zu wünſchen übrig läßt, und ſo endlich: „Die Lutheriſche Strebkatz“, in der die Gegner Luthers als gemeinſchädliche Thiere figuriren. Ja der berühmte Erasmus ſelbſt geſtand in einem Schreiben an den König Heinrich VIII. von England zu, daß faſt kein Buchhändler es wage, auch nur ein Wörtlein gegen den Luther zu drucken, während gegen den Pabſt und die Cleriſei die Flugſchriften gleichſam über Nacht aus dem Boden wüchſen und Hunderttauſende von Leſern fänden. Statt daß alſo die Lehre Luthers durch deſſen Achtserklärung

Digitalisiert von Google

für immer, wie die Päbſtlichen hofften, abgethan geweſen wäre, machte ſie vielmehr rieſige Fortſchritte und das Meiſte trug hiezu der „verſchwundene“ Reformator ſelbſt bei. Wenn er nemlich auch im allererſten Anfang ſeines Aufenthalts auf der Wartburg der ſtillen Einſamkeit wegen gar oft trüben Stimmungen unterworfen war (er nannte ſie Anfechtungen des Satans und warf einmal das Tintenfaß nach dem Verſucher), ſo kehrte ihm doch, nachdem er von ſeinen Vertrauten (Spalatin, Amsdorf, Melanchton und Juſtus Jonas, mit denen er nach wenigen Wochen ſchon insgeheim in Verkehr treten durfte) erfahren hatte, wie warm das deutſche Volk ſeine Sache erfaſſe, der volle Muth wieder und er legte ſofort die Hand an ein Werk, welches gleichſam der Eckſtein der Reformation wurde. Das iſt auf der Wartburg begann er die Ueberſetzung der heiligen Schrift ins Deutſche und unterzog ſich dieſer Rieſenarbeit mit einem Fleiß, einer Beharrlichkeit, einem Feuer und einer Sachkenntniß, daß man ihn nur ſtaunend bewundern kann. Freilich gab es auch ſchon früher deutſche Bibeln, aber ſie waren ſämmtlich nur Ueberſetzungen der Vulgata, ich meine jener fehlerhaften Lateinbibel, welche im Abendlande ſeit Jahrhunderten im Gebrauch war. Er dagegen überſetzte aus dem Urtext und welche Schwierigkeiten da überwunden werden mußten, dieß begreift man nur, wenn man es ſich ins Gedächtniß zurückruft, daß man damals kaum erſt angefangen hatte, dieſe Sprachen (im Hebräiſchen mußte man ſich von Rabbinern unterrichten laſſen) wieder kennen zu lernen. Ueberdem wie überſetzte er! Kein einziger Sterblicher hat es ihm auch nur annähernd gleich zu thun vermocht und noch jetzt gilt ſeine Ueberſetzung als ein Muſterwerk deutſcher Sprache und deutſchen Gemüths. Allem Volk ward dadurch das Wort Chriſti und ſeiner Apoſtel klar, denn Luthers ſchlichte, einfache, faſt kindliche Ausdrucksweiſe konnte Niemand mißverſtehen. So ſehr ihn nun übrigens dieſes Rieſenwerk, an dem er im Ganzen zehn Jahre lang arbeitete, in Anſpruch nahm, ſo fand er doch auch noch Zeit zu andern Geiſtesproducten und namentlich erſchien damals von ihm die deutſche Kirchen- und Hauspoſtille, jene unübertreffliche Sammlung von Jahrespredigten, mit welcher er die deutſchen Herzen ſo mächtig für das Evangelium zu begeiſtern wußte. Nicht minder

Digitalisiert von Google

züchtigte er den Erzbiſchof von Mainz, der nach dem Verſchwinden Luthers eine neue Ablaßbude in Halle errichten zu laſſen gewagt hatte, mit ſolch' ſcharfen Worten, daß dieſer mächtige Kirchenfürſt ſich demüthig vor dem geächteten Mönche beugte und die Bude alsbald wieder eingehen ließ. Endlich eiferte er auch noch in zwei Brochüren gegen die Ohrenbeichte und die Kloſtergelübde, und alle dieſe Schriften wurden buchſtäblich von Vornehm, wie von Gering, verſchlungen.

Eben ſo eifrig erwieſen ſich die Mitſtreiter Luthers und in erſter Linie nenne ich den Philipp Melanchton, deſſen ich ſchon früher Erwähnung gethan habe. Er ſchrieb damals in lateiniſcher Sprache ſein Handbuch der chriſtlichen Glaubenslehre (Loci communes rerum theologicarum), wobei er ſich blos an das Neue Teſtament hielt, und brachte damit erſtmals wiſſenſchaftliche Klarheit in die lutheriſche Lehre. Weit ſtürmiſcher wirkte Ulrich von Hutten, deſſen Kühnheit wir bereits kennen gelernt haben, denn ſeit dem Tage von Worms ſchien ſeine Feder in Galle getaucht zu ſein und er ging mit dem Pabſte um, als wäre derſelbe der Inbegriff aller Niederträchtigkeiten. Ein weiterer Mitſtreiter war Friederich Mykonius, ein entflohener Franciskaner-Mönch, der in Gotha als Prediger und Seelſorger wirkte, während ein Vierter, Johannes Hußgen, genannt Oecolampadius, nachdem er das Kloſter Altenmünſter bei Augsburg verlaſſen, in Baſel die neue Lehre förderte. Als Fünften führe ich an den Martin Bucer aus Schlettſtadt, den die Straßburger für ſich gewannen, und als Sechsten den Ambroſius Blaurer aus Conſtanz, der dem Benedictinerkloſter zu Alpirsbach entrann, um ſeine Vaterſtadt zu reformiren. Endlich ragen noch beſonders hervor Urbanus Rhegius aus Langenargen am Bodenſee, ein früherer Freund des Doctor Eck, der aber dieſe Freundſchaft zerriß, um an der Domkirche zu Augsburg das Evangelium zu predigen; weiter Johann Bugenhagen, der Reformator und Geſchichtsſchreiber Pommerns, welcher den Born der Wahrheit in Wittenberg ſelbſt geſchöpft hatte; endlich Andreas Hoſemann, genannt Oſiander, aus Gunzenhauſen, der feurige Prediger an der St. Lorenzkirche in Nürnberg.

Es waren aber nicht blos die Gelehrten und Geiſtlichen, welche die Lehre Luthers verbreiteten, ſondern auch die Laien und in erſter

Digitalisiert von Google

Linie die Bürger in den Reichsstädten. So berief der hohe Rath von Ulm den Konrad Sam, der von Schwäbisch-Hall den Johann Brenz, der von Wimpfen den Erhard Schnepf, und ganz ebenso handelten die Städte Memmingen, Reutlingen, Heilbronn, Eßlingen, Rothenburg an der Tauber, Baireuth, Worms, Frankfurt am Main, Bremen, Hamburg, Stolpe, Danzig und Andere. Den allergrößten Vortheil übrigens zog die Reformation aus dem Beitritt zweier bedeutenderen Landesherren, nemlich aus dem des Kurfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen und aus dem des Landgrafen Philipp von Hessen, welchen man den Großmüthigen nannte. Beide, durch das Lesen der heiligen Schrift eines Bessern belehrt, warfen den Papismus aus voller Ueberzeugung von sich und machten dadurch die in Worms gefaßten Beschlüsse zu einem todten Buchstaben. Wiederholen aber muß ich, daß Luther selbst durch seine mächtige Persönlichkeit und seine noch außerordentlichere Begabung der Mittelpunct blieb, um den sich Alles drehte, gerade wie die Universität Wittenberg als der Heerd anzusehen war, an welchem die reformatorischen Speisen gekocht wurden.

Mit Riesenschritten breitete sich also die neue Lehre aus und in zwei Drittheilen von Deutschland wäre es nach kurzem schon ganz unmöglich gewesen, das Wormser Edict in Ausführung zu bringen. So freudig nun aber auch die Brust Luthers hiedurch gehoben wurde, so tief mußte es ihn betrüben, eben jetzt die bittere Erfahrung zu machen, daß der Samen der Zwietracht das große Werk zu zerstören drohe. In Wittenberg gehörte der Professor Andreas Bodenstein aus Karlsstadt, gewöhnlich nur Doctor Karlsstadt genannt — derselbe, der mit Luther in Leipzig gegen den Doctor Eck gestritten hatte — zu den eifrigsten Anhängern der neuen Lehre, allein sein Kopf war etwas unklar und überdem plagte ihn der unersättlichste Ehrgeiz. Sowie also Luther auf der Wartburg saß, glaubte er seine Stelle als Reformator einnehmen zu können, und fing an, gegen alle Satzungen, Einrichtungen und Gebräuche der Kirche, so weit man sie bis jetzt in Wittenberg noch hatte fortbestehen lassen, als vollkommen unchristlich von der Kanzel herab zu donnern. Zu gleicher Zeit eiferte in Zwickau ein hussitischer Schwärmer, mit Namen Claus Storch,

Digitalisiert von Google

ein Tuchmacher ſeines Handwerks, gegen die Kindertaufe, weil Unmündige keinen Glauben haben könnten, und ihm ſchloß ſich ſofort der von Natur demagogiſch angelegte Thomas Müntzer aus Stolberg, ſeit 1520 erſter Hauptprediger in Zwickau, nebſt einem andern Geiſtlichen, Markus Stübner, an. Weil ſie aber mit ihren Anhängern nicht blos das Taufen der Kinder gewaltſam hinderten, ſondern auch die Wiedertaufe der Erwachſenen erzwangen, wurden ſie vom Zwickauer Magiſtrat aus der Stadt gewieſen und nun verſuchte Thomas Müntzer ſein Glück in Prag, während Storch und Stübner mit einigen Genoſſen nach Wittenberg pilgerten. Hier errichtete alsbald Doctor Karlsſtadt das innigſte Freundſchaftsbündniß mit ihnen und ſofort ſollte die Wiedertaufe eingeführt werden. Nicht minder waren ihnen die Reliquien, Heiligenbilder und Crucifixe in den Kirchen ein Gräuel und demgemäß ſuchten ſie das gemeine Volk gegen dieſe Ueberbleibſel aus dem Heidenthum aufzuhetzen. Endlich drangen ſie, gefolgt von einer wüthenden Rotte, gar in die Kirchen ein, ſchlugen alles „Heidniſche“, ſelbſt die Altäre, in Stücke, und verbrannten dann den Plunder auf dem öffentlichen Marktplatz. Ja damit noch nicht einmal zufrieden, erklärten ſie ſchließlich die ſämmtlichen gottesdienſtlichen Gebräuche für abgeſchafft und gingen daran, ganz neue Zuſtände in Kirche und Schule einzuführen. Solche Extravaganzen konnte man natürlich dem Luther auf der Wartburg nicht verſchweigen und, ohne ſich lange zu beſinnen, verließ er am 1. März 1522 ſein ſicheres Aſyl, um ſchnellſtens nach Wittenberg zu eilen. Am 7. März langte er daſelbſt an und am nächſten Tage ſchon erſcholl ſeine mächtige Stimme von der Kanzel herab gegen die obgenannten Störer des Gemeinweſens. „Er ſelbſt“, rief er, „ſei auch gegen die Meſſe, die Ohrenbeichte und den Bilderdienſt, denn das wahre neuteſtamentliche Chriſtenthum wiſſe nichts von dieſen papiſtiſchen Erfindungen; aber nicht minder ſei er gegen eigenmächtige Gewaltthat und böswillige Zerſtörungsſucht, durch welche man nur den Römlingen in die Hände arbeite, und vor allem alſo müſſe die Ordnung wiederkehren.“ In dieſem Sinne predigte er acht Tage lang hinter einander und die Folge war, daß die Zwickauer Neuerer alsbald Wittenberg verließen. Auch Karlsſtadt ging, aber nur bis in das nahe

Digitalisiert von Google

Orlamünde, wo man ihn als Prediger behielt. Weil er nun aber auch hier gegen die Bilder und Altäre wüthete und die Wiedertaufe einführte, wurde er auf Befehl des Kurfürsten, Friedrichs des Weisen, abgesetzt und für immer des Landes verwiesen. Daraufhin pilgerte er nach Süddeutschland und suchte sich bald da, bald dort eine neue Heimath. Eine solche fand er endlich in Basel als Professor der Theologie und Prediger an der St. Peterskirche und starb da im Jahr 1541. Auf seinen Neuerungen aber blieb er bis an sein Ende beharrlich stehen und legte so den Samen zu einer tief eingehenden Zwietracht unter den Neugläubigen.

Noch schlimmer trieb es der oben angeführte Thomas Müntzer, welcher, nachdem er sich eine Zeitlang im Böhmischen herumgetrieben, im Jahr 1523 in Allstädt unweit von Orlamünde eine Pfarrstelle fand. Ihm, dem schwärmerischen Agitator, der Alles, was an das Pabstthum erinnerte, mit vernichtendem Hasse verfolgte, erschien der Doctor Luther nur wie ein halber Reformator, und sofort gründete er — durch seine glühende Beredtsamkeit verstand er es vortrefflich, die Menge mit sich fortzureißen — in Allstädt eine geheime Gesellschaft „zur Verwirklichung des Reiches Gottes in Freiheit, Gleichheit und Lauterkeit“. Auch ließ er eine Menge polemischer Schriften gegen Luther, der weder kalt noch warm sei, drucken und selbstverständlich war, daß er außer der Zerstörung der Bilder und Altäre, auch die Messe, die Beichte, die Kindertaufe und die Sacramente, mit einem Worte also den ganzen bisher üblichen Gottesdienst abschaffte. Endlich ging er so weit, die Bibel „als ein gedichtetes Evangelium“ nicht mehr als alleinige Richtschnur für den Glauben anzuerkennen, sondern sich selbst „für einen durch himmlische Traumerscheinungen unmittelbar von Gott erleuchteten Propheten“ oder wie er sagte „als neuen David“ auszugeben und gegen alle Bethäuser und Kapellen „mit dem Schwerte“ zu wüthen. Solche Raserei — er begann seine „göttliche Sendung“ mit der Zerstörung der Kapelle Malderbach bei Allstädt — konnte man unmöglich länger dulden und somit beschloß Friedrich der Weise auf Luthers Rath am 16. August 1524 seine Ausweisung. Kaum übrigens vernahm Müntzer hievon, so entwich er bei Nacht nach Mühlhausen an der Unstrut, wo er sich

Digitalisiert von Google

sofort mit dem entlaufenen Mönche Heinrich Pfeifer aufs engste verbündete. Auch hier wegen Raserei nach kurzem vom Stadtmagistrate ausgewiesen, wandte er sich nach der freien Stadt Nürnberg; weil er aber allda eine fulminante Epistel gegen Luther, den er das eine Mal „den Gevatter Leisetritt", das andere Mal „den Doctor Lügner", und das dritte Mal „den Wittenberger Pabst" schimpfte, in den Druck gab und zugleich „gegen die Dieberei und Räuberei der Herren und Fürsten, die den gemeinen Mann schinden und plagen", wüthete, verweigerte ihm der Magistrat ebenfalls den längeren Aufenthalt und nun zog er nach Basel, wo er durch den Einfluß seines früheren Freundes Oecolampadius für längere Zeit unvertrieben bleiben zu können hoffte.

All' dieß war für den Doctor Luther bitter genug; den allerbittersten Kelch aber bereitete ihm ein Gesinnungsgenosse, der ihm an Adel der Seele und redlichem Wirken jedenfalls gleichkam, nemlich Ulrich oder Huldreich Zwingli, der am 1. Januar 1484 als der Sohn eines sehr wohlhabenden Bauern zu Wildhausen am Fuße des Säntis in der Grafschaft Toggenburg das Licht der Welt erblickte. Von Jugend auf zum Geistlichen bestimmt, studirte er an verschiedenen Universitäten, zu Basel, Bern und Wien, und als ein klarer, heller Kopf hielt er sich überall an die freisinnigeren Lehrer, vor allem an die Humanisten. Anno 1506 Pfarrer in Glarus geworden, konnte er, der Hochgebildete, der das Neue Testament im Urtext las und die Werke eines Wycliffe und Huß kannte, auf seine Collegen, die meist in gemeiner Versumpfung dahinlebten, nur mit tiefer Verachtung herabsehen und noch mehr widerte ihn der Cultus des Aberglaubens in dem vielberüchtigten Wallfahrtskloster Einsiedeln, wohin er im Jahr 1516 als Pfarrhelfer vorrückte, an. Schon hier predigte er also von einer Sündenvergebung, die „nicht durch Wallfahrten und Anbetung heiliger Altäre und Reliquien, sondern durch Besserung des Herzens und wahre sittliche Umkehr" erworben werde, und gewann sich damit eine Menge von Anhängern. Weit stärker aber war die Zahl seiner Feinde, unter welchen natürlich die Klosterherren von Einsiedeln, um deren Einkommen es sich handelte, besonders hervorragten, und somit begrüßte er es als eine himmlische

Digitalisiert von Google

Botschaft, als er — aus keinem andern Grunde, als seiner Freisinnigkeit wegen — als Pfarrherr ans Großmünster nach Zürich berufen wurde. Hier verkündigte er seiner Gemeinde schon bei seiner Antrittspredigt am Neujahrstag 1519, daß er sich bei seinen Vorträgen nur allein an die heilige Schrift, als die Grundlage der wahren Lehre Christi halten, eben darum aber auch allen Mißbräuchen, die bisher im Schwung gewesen, fest entgegentreten werde, und freudigst stimmte ihm die ganze Gemeinde bei. Da wollte gleich nachher der Ablaßkrämer Bernardin Samson, Guardian des Barfüßerklosters in Mailand, der als ein anderer Tetzel der Eidgenossenschaft im Namen des Pabstes das Geld abschwindelte, auch in Zürich seine Bude aufschlagen, allein Zwingli bewirkte es beim hohen Rath der Stadt, daß demselben die Thore nicht geöffnet wurden, und unverrichteter Dinge mußte der Marktschreier abziehen. Von diesem Tage an ging Zwingli dem papistischen Unrath mit immer größerer Kühnheit zu Leibe und zwar ganz unabhängig von Luther, von dem er damals noch gar nichts wußte. Wie er aber nicht lange hernach, im Frühjahr 1520, die Schriften des Wittenberger Mönchs zu Gesicht bekam, da freute er sich herzinnigst der gleichen Bestrebungen und anerkannte zugleich die große geistige Ueberlegenheit des Wittenbergers. Gleich darauf begann er mit der Abschaffung des Cölibats, des Bilderdienstes, des Meßopfers, sowie alles Anderen, was damit zusammenhing, und nicht blos die Stadt Zürich, sondern ein großer Theil der Eidgenossenschaft trat sofort auf seine Seite. Somit hätte man glauben sollen, der Doctor Martin Luther werde den Huldreich Zwingli mit Stolz als seinen Mitstreiter begrüßt haben; allein dem war nicht so, sondern eher das Gegentheil, denn in einem einzigen Puncte — nur in einem einzigen — in der Lehre vom Abendmahle, stimmten die beiden Reformatoren nicht mit einander überein. Zwingli nemlich mit seinem hellen klaren Verstande stellte den Satz auf, das heilige Abendmahl sei nur ein „Zeichen" der Gemeinschaft mit Christus, und die Worte des Neuen Testaments: „Das ist mein Leib, das ist mein Blut" wollen nichts anderes besagen, als: „Das bedeutet meinen Leib, das bedeutet mein Blut". Luther dagegen glaubte an die geistig-leibliche Gegenwart des Erlösers bei der heiligen Hand-

Digitalisiert von Google

lung und hielt unerschütterlich an dem Wortlaut der Bibel fest. Ja er erblickte in der Zwingli'schen Auffassung des Abendmahls eine Verläugnung Christi selbst und so entstand ein heftiger Streit zwischen den beiden Reformatoren, welcher der Reformation selbst unmöglich von Nutzen sein konnte.

Doch wenden wir uns zur Geschichte des deutschen Reichs zurück, die wir mit der Abreise Karls V. nach Spanien abgebrochen haben. Stellvertreter des Kaisers war sein Bruder Ferdinand, der Beherrscher Oestreichs, und ihm zur Seite stand ein Regimentsrath, welchen die Stände Deutschlands erwählt hatten. Bei diesem Regimentsrath nun klagte der Herzog Georg von Sachsen-Thüringen in heftigen Worten, daß die über den Doctor Luther verhängte Reichsacht vollständig ignorirt werde; der Rath aber gab der Klage keine Folge, weil sehr viele Mitglieder desselben der lutherischen Reformation hold waren. Endlich aber konnte der Reichsverweser Ferdinand doch nicht umhin, auf das Jahr 1523 einen Reichstag nach Nürnberg auszuschreiben, dessen Aufgabe sein sollte, die religiösen Wirren entgültig zu schlichten. Kurz zuvor, am 1. December 1521, hatte Pabst Leo X. dieser Welt Valet gesagt und durch den Einfluß Karls V. war ihm jener Hadrian Floriszoon von Utrecht, der den Kaiser in seiner Jugend unterrichtet hatte, unter dem Titel Hadrians VI. auf den Stuhl Petri nachgefolgt. Dieser neue Kirchenfürst nun, strenggläubig, wie nur Einer, aber zugleich ehrenhaft in allen Beziehungen, wünschte nichts sehnlicher, als die Neuerungen Luthers zu unterdrücken; allein um zum Ziele zu kommen, glaubte er einen wesentlich anderen Weg einschlagen zu müssen. War er doch fest überzeugt, daß die Kirche einer Verbesserung bedürfe und daß nur aus der hartnäckigen Verweigerung derselben die lutherische Ketzerei entstanden sei! Demgemäß sandte er einen eigenen Legaten, den Cardinal Chieregato, an den Reichstag zu Nürnberg und derselbe mußte dorten das unumwundene Geständniß ablegen, daß bei dem heiligen Stuhl in Rom seit geraumer Zeit viel Verabscheuungswürdiges vorgekommen sei. „Eine Masse von Mißbräuchen hätte sich eingeschlichen und die Kirche bedürfe nothwendig einer Reformation an Haupt und Gliedern. Dazu erkläre sich auch der Pabst bereit, nur müsse

Digitalisiert von Google

vorher die Auctorität der Kirche wieder hergestellt werden.“ Eine solche Sprache war etwas Unerhörtes und den Reichstag ergriff daher ein Staunen ohne Gleichen. Mit der Antwort aber konnte man leicht fertig werden. „Man nehme“, hieß es in derselben, „die Verheißung der kirchlichen Reform dankbarst an und bitte, um die Mißstände zu beseitigen, ein Conzil nach Straßburg, Metz, Köln oder nach einer andern deutschen Stadt einzuberufen. Auch wolle man dafür sorgen, daß bis dahin in Deutschland nichts gelehrt werde, als das rechte, reine, lautere Evangelium, gütig, sanftmüthig und christlich, nach der Lehre und Auslegung der bewährten, von der ganzen christlichen Kirche angenommenen Schriften.“ Zugleich händigte man dem päbstlichen Legaten eine Erneuerung der hundert Beschwerden deutscher Nation ein, unter welchen Beschwerden die gegen den Ablaß sowie gegen die sonstigen römischen Gelderpressungen besonders hervorragten, und somit unterstützte der Nürnberger Reichstag die Reformbestrebungen Luthers geradezu. Wie hätte er sich nun aber unter solchen Umständen dazu hergeben können, die gegen den Reformator beschlossene Reichsacht in Ausführung zu bringen?

Viertes Kapitel.

Der Bauernaufruhr.

(1525).

Das während der damals acht Jahre andauernden Abwesenheit Karls V. fungirende Reichsregiment war ein äußerst schwaches, denn der Reichsverweser Ferdinand hatte ohne die bewußten zwei und zwanzig Räthe keine Gewalt, und dem Rathscollegium, in welchem die Landesfürsten den Schwerpunct bildeten, lag nur das eigene Ich am Herzen, nicht aber das Wohl des Reichs. Weil nun aber das

Digitalisiert von Google

beſagte Regiment ein ſo überaus ſchwaches war, appellirte Jeder, der die Macht dazu hatte, ſobald er mit einem Andern in Streit gerieth, ans Schwert, gerade wie zu den Zeiten des Fauſtrechts, und ſo kamen zu den religiöſen Wirren auch noch der politiſchen eine Menge.

Eilf Jahre alt kam anno 1498 Herzog Ulrich von Württemberg, von dem wir bei Gelegenheit des Landshuter Erbſchaftsſtreites bereits geſprochen haben, an die Regierung, und mit dem 16. Jahr, anno 1503, wurde er vom Kaiſer Maximilian für volljährig erklärt. Er war hell von Kopf, kräftig von Geſtalt und wohlgeübt in allen ritterlichen Fertigkeiten. Dagegen aber beſaß er einen wilden faſt unbändigen Sinn und konnte ſeines heftigen Naturells nie Herr werden. Im Jahr 1511 führte er die ihm ſchon in der Kindheit verlobte Prinzeſſin Sabina, Tochter des Herzogs Albrecht von Baiern-München, als Gattin heim; allein er liebte ſie nicht und da ſie noch überdieß einen hoffärtigen, zänkiſchen und ſtörriſchen Character hatte, ſo wurde die Ehe eine äußerſt unglückliche. In Folge deſſen ſtürzte er ſich in wilde Zerſtreuungen und um das Geld dazu aufzutreiben, drückte er ſeine Unterthanen ſo furchtbar, daß es anno 1514 zu einem Bauernaufſtand kam, der nur mit Mühe gedämpft werden konnte. Ein Jahr ſpäter faßte er gegen ſeinen bisherigen Günſtling, den Ritter Hans von Hutten, Verdacht, daß derſelbe in einem ehebrecheriſchen Verhältniß zu ſeiner Gemahlin ſtehe, und in ſeinem Jähzorn ermordete er ihn auf einer Jagd im Schönbuch. Daraufhin entfloh ſeine Gattin Sabina zu ihrem Bruder, dem Herzog Wilhelm von Baiern, nach München und Ulrich von Hutten, den wir längſt kennen, ein Verwandter des Ermordeten, ſtachelte die ganze Ritterſchaft Schwabens und Süddeutſchlands gegen den „Wütherich und Tyrannen“, wie er den Herzog Ulrich nannte, auf. Trotzdem blieb Letzterer unbehelligt in ſeiner Reſidenz Stuttgart, ſelbſt als ſeine Bedrückungen gegen ſeine Unterthanen immer unleidlicher wurden, denn der Kaiſer Maximilian wollte ihm wohl und begnügte ſich mit Ermahnungen und Strafreden. Nun ſtarb aber Maximilian, wie wir wiſſen, am 12. Januar 1519 und ſieben Tage ſpäter erhielt Ulrich die Nachricht, daß zwei Papiermacher von Reutlingen in einem

Digitalisiert von Google

Wirthshausstreit seinen Achalmer Burgvogt erschlagen hätten. Wie ein Wüthender fuhr er auf, denn er haßte die Reichsstadt Reutlingen schon lange, weil deren Bürger vielfach in seinen Forsten wilderten, und da er nun der Ueberzeugung lebte, in der kaiserlosen Zeit dürfe er sich Alles erlauben, ließ er sogleich Allarm blasen. Im Momente war ein kleines Heer mit der nöthigen Artillerie gesammelt und nun gings im Fluge Reutlingen zu. Die Stadt, obwohl gut befestigt, war auf nichts vorbereitet und nachdem sie also acht Tage lang beschossen worden war, mußte sie sich ergeben. Sofort wurde sie aus einer freien Reichsstadt, die sich selbst regierte, in eine württembergische Landstadt mit einem Obervogt an der Spitze verwandelt und erhielt eine starke Besatzung. Darüber aber geriethen die übrigen Reichsstädte Schwabens in einen furchtbaren Zorn und wie dann der Herzog Wilhelm von Baiern-München seine im Namen seiner Schwester schon früher erhobene Klage gegen den Herzog von Württemberg beim schwäbischen Bund von neuem einbrachte, stimmten sie freudigst zu. Ebenso that die schwäbische und fränkische Ritterschaft, auf welche Ulrich von Hutten einen bedeutenden Einfluß ausübte. Somit beschloß der schwäbische Bund, den Herzog Ulrich als Landfriedensbrecher zu bekriegen und brachte ein ansehnliches Heer auf die Beine. An dessen Spitze aber standen Hauptleute wie der berühmte Georg von Frundsberg, der Truchseß Georg von Waldburg, der Ritter Johann von Schwarzenberg und der kriegskundige Franz von Sickingen mit dem obgenannten Ulrich von Hutten. Einer solchen Macht war Herzog Ulrich nicht gewachsen und nach wenigen Wochen schon, im April 1519, mußte er, weil alle seine Städte und Burgen sich dem Bundesheer ergeben hatten, seinem Lande als Flüchtling den Rücken kehren. Nunmehr war der schwäbische Bund durch Eroberung Inhaber des Herzogthums Württemberg geworden und überließ es sofort gegen Ersatz der sehr bedeutenden Kriegskosten (210,000 Goldgulden), durch Vertrag vom 6. Februar 1521, dem neu gewählten Kaiser Karl V. (der weder mit süßen Worten noch mit reichen Geldspenden sparte) zur freien Verfügung. Der Kaiser aber ergriff alsbald Besitz von dem schönen Lande und bestellte dann nach Beendigung des Reichstags von Worms seinen Bruder Ferdinand, den

Digitalisiert von Google

Beherrſcher Oeſtreichs und Vorderöſtreichs, zum „Gubernator und Statthalter“ deſſelben. Ja vier Jahre ſpäter, am 15. Febr. 1525, gab er das Herzogthum dieſem ſeinem Bruder ganz zu eigen, und es ſchien alſo, daß Württemberg für ewige Zeiten bei dem Hauſe Habsburg bleiben werde.

Ganz zu gleicher Zeit tobte in Norddeutſchland die ſogenannte Hildesheimiſche Fehde, welche, obwohl von geringen Anfängen ausgehend, weit mehr Blut koſtete, als der eben geſchilderte Krieg. Der hochgeborne Domherr Johann, ein Mitglied der Familie Sachſen-Lauenburg, kam anno 1504 unter dem Titel Johanns IV. in den Beſitz des Bisthums und Stiftes Hildesheim und machte ſich ſofort, als er fand, daß deſſen Güter und Aemter durch frühere ſchlechte Wirthſchaft größtentheils dem benachbarten Adel verpfändet worden waren, daran, die Pfandobjecte wieder einzulöſen. Die betreffenden Herren von Adel aber, ihrer fünfundſechzig und an ihrer Spitze die Herren von Saldern, weigerten ſich, die Schlöſſer und Güter zu räumen und ſtellten ſich unter den Schutz der Herzoge von Braunſchweig-Wolfenbüttel und Kalenberg, Erichs I. und Heinrichs II., ſowie des gewaltthätigen Biſchofs Franz von Minden. Daraufhin gewann der Biſchof Johann IV. in der Perſon des Herzogs Heinrich, genannt „der Mittlere“, von Braunſchweig-Lüneburg ebenfalls einen Verbündeten und brachte es ſogar ſo weit, daß ihn König Franz I. von Frankreich mit Subſidiengeldern zu unterſtützen verſprach. Im Anfang nun ſtritt man ſich nur mit ſcharfen Worten; noch im Todesjahre Maximilians I. aber griff man zu den Waffen und bekämpfte ſich in einer Weiſe, die an die kaiſerloſe Zeit von Rudolph dem Habsburger erinnerte. Oft brannten fünfzig Dörfer zumal und da auch noch weitere Fürſten, wie beſonders der Herzog von Geldern und der König Chriſtian II. von Dänemark ſich einmiſchten, ſo traf die Verwüſtung einen großen Theil von Norddeutſchland. Endlich ſiegten die Herren von Adel oder vielmehr die Herzoge von Wolfenbüttel und Kalenberg und als man dann im Jahr 1523 Frieden ſchloß, mußte der Biſchof Johann IV. den größten Theil des biſchöflichen Beſitzthums, im Ganzen achtzehn Aemter mit einer Menge von Schlöſſern, Dörfern und Städten an die Sieger abtreten, denn dieſe berechneten ihre Kriegskoſten auf nicht weniger als drei Millionen Goldgulden.

Digitalisiert von Google

Noch wichtiger war die dritte Fehde, die damals ſpielte, ich meine die Sickingen'ſche. Seitdem die Macht der größeren Dynaſten ſich zur faſt vollſtändigen Landeshoheit geſteigert hatte, ſank die Reichsritterſchaft, zu welcher früher auch die Dynaſten gehört hatten, in ihrer Bedeutung immer tiefer herab und von dem ärmeren Adel mußte der größte Theil bei ſeinen früheren Standesgenoſſen, den Herzogen und Fürſten, Dienſte nehmen. Da raffte ſich nun in der Zeit der großen Aufregung, welche durch den Beginn der Reformation entſtand, der Reſt der reichsunmittelbar gebliebenen Ritter Schwabens und Frankens auf und berieth ſich im Anfang des Jahrs 1522 auf einem Rittertage zu Landau, wie man dem Ritterſtande die frühere Geltung wieder verſchaffen könnte. Nach langem Hin- und Herreden fand man keinen anderen Ausweg, als den, die Macht der Fürſten mit Gewalt zu brechen, und ſo kam eine Einigung, oder wenn man ſo lieber will eine Verſchwörung zu Stande, an deren Spitze ſich Franz von Sickingen nebſt ſeinem Freunde Ulrich von Hutten ſtellte. Letzterer kämpfte allerdings mehr mit dem Worte, als mit dem Schwerte; Erſterer aber, reich an Herrſchaften und Burgen, hatte ſich längſt als tapferer Krieger hervorgethan und es war ihm ein Leichtes, eine große Schaar von Landsknechten unter ſeiner beliebten Fahne zu vereinigen. Um nun den Anfang mit dem Niederwerfen der Fürſten — natürlich geiſtlichen wie weltlichen Standes — zu machen, kündigte Sickingen am 27. Auguſt 1522 dem Erzbiſchof von Trier, Richard von Greiffenklau, unter einem geringfügigen Vorwand Fehde an und begann ſofort, unterſtützt von ſeinen Standesgenoſſen, mit 1500 Reitern und 5000 Mann zu Fuß nebſt zahlreicher Artillerie die Belagerung von Trier. Er hoffte ſich der Stadt ſowie des ganzen zum Erzſtift gehörigen Landes mit Leichtigkeit bemächtigen und ſich dann, nachdem er die durch Caſpar Olevianus bereits angebahnte Reformation durchgeführt, zum weltlichen Beherrſcher des großen Territoriums aufwerfen zu können. Von dem Gelingen ſeines Planes hing alſo unendlich viel ab, möglicherweiſe der Umſturz aller beſtehenden Verhältniſſe oder wenigſtens die Verwandlung der geiſtlichen Fürſtenthümer Deutſchlands in reformirte weltliche Dynaſtieen und ſomit ſah alle Welt mit der geſpannteſten

Digitalisiert von Google

Aufmerkſamkeit auf die Vorgänge vor Trier. Allein die Hoffnungen Sickingens ſchlugen wider alles Erwarten gänzlich fehl. Nicht nur nemlich vertheidigte ſich der Erzbiſchof Richard, der ſich in Perſon an die Spitze ſeiner Truppen ſtellte, aufs tapferſte, ſondern es zogen ihm auch die benachbarten Fürſten, die wohl einſahen, daß es ſich um ihre eigene Sache handle, wie beſonders der Landgraf Philipp von Heſſen und der Kurfürſt Ludwig von der Pfalz, mit ſtarker Mannſchaft zu Hülfe und in Folge deſſen ſah ſich Franz von Sickingen ſchon nach wenigen Tagen genöthigt, die Belagerung wieder aufzuheben. Daraufhin wandten ſich die verbündeten Fürſten zuerſt gegen die Beſitzungen der Ritter, welche auf der Seite Sickingens ſtanden, und brachten deren Burgen, wie z. B. die Kronenburg bei Frankfurt und das Schloß Saalmünſter in ihre Gewalt. Sowie ſie aber in der Hauptſache damit fertig waren, ſchritten ſie im April 1523 zur Belagerung der Feſte Landſtuhl, in welche ſich Sickingen ſelbſt eingeſchloſſen hatte, und mittelſt ihrer rieſigen Kanonen gelang es ihnen ſchon nach kurzem deren Mauern zuſammenzuſchießen. Somit ſah ſich Sickingen genöthigt, am 8. Mai 1523 zu kapituliren und ſich ſelbſt gefangen zu geben. Noch mehr, er ſtarb noch am ſelbigen Tage, weil er in der Vertheidigung ſeiner Wälle eine tödtliche Wunde davon getragen hatte, und mit ihm wurden nicht nur alle ſeine hochfahrenden Pläne zu Grabe getragen, ſondern die Sieger theilten ſich auch in ſeine reiche Hinterlaſſenſchaft, welche aus mehr als zehn Burgen und Herrſchaften beſtand. Eben ſo ſchlimm erging es auch den andern verſchwornen Rittern, denn auch ihre Schlöſſer und Güter wurden von den verbündeten Fürſten nie mehr herausgegeben, ſondern ohne weiteres ihren Territorien einverleibt. Was blieb nun den Beraubten anders übrig, als zu fliehen und ſich in entfernteren Gegenden eine neue Heimath zu gründen? Solches that auch Ulrich von Hutten, der auf der Uffenau im Zürcherſee ein Aſyl fand. Nicht aber um es lange zu genießen, denn nach wenigen Monaten ſchon raffte ihn der Tod hinweg. Von nun an war es mit der kriegeriſchen Kraft ſowie überhaupt mit der Bedeutung der Ritterſchaft in Deutſchland dahin und wenn auch ſpäter noch hie und da ein Burginhaber die Frechheit hatte, nach alter Manier ſich auf die Wege-

Digitalisiert von Google

lagerei zu verlegen, so geschah es nur unter der Gefahr, wie ein Strauchdieb behandelt zu werden.

Was wollten nun übrigens diese Fehden gegen den großen Kampf besagen, der jetzt zwischen den Fürsten und ihren Unterthanen ausbrach und für gewöhnlich nur mit dem Namen des Bauernkriegs bezeichnet wird! Die Feldbebauer der kleinen Edelsitze waren bis jetzt, als Leibeigene, nicht sowohl wie das Vieh, als vielmehr unter dem Vieh behandelt worden. Etwas besser stellten sich seit etlichen Decennien die Bauern der Fürsten und Bischöfe, denn diese hohen Herren gaben ihnen, um durch ihren erhöhten Fleiß ein größeres Einkommen aus ihren Territorien zu beziehen, kleinere Güterstücke in Pacht oder auch in Erbeigenthumsrecht. Allein solche Gnadenerweisungen verknüpften sie mit den schwersten Lasten, unter denen ich die Frohndienste, den Zehnten und den sogenannten Sterbfall besonders hervorhebe, denn leibeigen, das ist Sklaven, blieben sie nach wie vor. Ueberdem gab es der sonstigen Pflichten und Abgaben noch eine schwere Menge und was das Traurigste, einen Schutz gegen Willkühr und Tyrannei, ein Klagrecht vor der Obrigkeit besaß ein Leibeigener nicht. Kurz, der Zustand der Bauernschaft war in Deutschland fast überall ein geradezu verzweiflungsvoller und selbst die sehr wenigen freien Grundbesitzer, welche noch existirten, hatten bei der Gewaltthätigkeit des Adels über die schwersten Bedrückungen zu klagen. Wenn es nun aber so stand, kann man es den armen Unterdrückten verargen, wenn sie da und dort auf den Gedanken kamen, die unerträglichen Lasten mit Gewalt abzuschütteln? Der Wurm, der getreten wird, krümmt sich, warum hätte also nicht auch der zur Verzweiflung getriebene Bauer nach Rache an seinen Quälgeistern dürsten sollen? Daher kam's denn, daß schon anno 1460 die Hörigen des Abts von Kempten revoltirten und anno 1471 die des Bischofs von Würzburg. Der Aufstand wurde aber hier wie dort mit leichter Mühe unterdrückt und die Bauern hatten es nachher noch schlimmer, wie zuvor. Weit bedeutender war die Bauernerhebung vom Jahr 1502 im Bisthum Speier, denn dießmal handelten die Aufrührer nach einem zuvor festgestellten Plan und zum ersten Mal schaarten sie sich um eine gemeinsame Fahne, den sogenannten „Bundschuh", d. i. einen großen

Digitalisiert von Google

Bauernſchuh, der mit Riemen feſtgebunden wurde. Wenn aber Einer einem Andern begegnete, den er nicht kannte, ſo fragte er ihn: „Loſet, was iſt das für ein Weſen?“ und wenn dann der Gefragte antwortete: „Wir mögen vor Pfaffen und Adel nit geneſen“, ſo wußte er, daß derſelbe zu den Verſchwornen gehörte. Auch über dieſen Aufſtand jedoch wurden die Behörden unſchwer Herr und an der ſtrengſten Beſtrafung der Schuldigen fehlte es dann nachher natürlich nicht. Eben ſo blutig ſchlug man einen ſpäteren Bauernaufſtand im Breisgau (vom Jahr 1513) nieder und in gleicher Weiſe endete die Revolte der württembergiſchen Bauern (ſie nannten ſich den „Armen Konrad“, womit ſie ſagen wollten, daß ſie „keinen Rath mehr wüßten“) im Remsthal vom Jahr 1514. Das Merkwürdige bei dieſen beiden letzteren Aufſtänden aber war, daß die Empörer abermalen den Bundſchuh zum Wahrzeichen hatten, und ſo kam's dann, daß man fortan jede Bauernerhebung den Bundſchuh nannte.

Da und dort alſo revoltirten die Bauern, um ſich ihre Menſchenrechte durch Selbſthülfe zu erringen; es waren aber nur vereinzelte Aufſtände und ſomit hatten ſie auch keine große Bedeutung. Wie nun aber der Doctor Martin Luther ſo kühnlich gegen das Pfaffenthum auftrat und in Folge deſſen durch ganz Deutſchland der Ruf nach Freiheit erſcholl, ergriff es auch die Bauern mit Macht und ſie meinten nicht anders, als daß die „evangeliſche Freiheit“, welche Luther und ſeine Genoſſen predigten, gleichbedeutend ſei mit der Abſchaffung all' der Qual, die auf ihnen laſtete. Eifrigſt ſtudirten ſie das von Luther überſetzte Neue Teſtament und ſiehe da, es ſtand nichts darin von privilegirten Menſchenklaſſen, die, wie in Deutſchland Adel und Pfaffenthum, das Recht hatten, die Uebrigen zu unterdrücken. Im Gegentheil, nach der Bibel waren alle Menſchen gleich, und gerade der Stifter der chriſtlichen Religion erwies ſich ſtets als den Freund der Mühſeligen und Beladenen. Somit glaubten die Bauern, es ſei die Zeit der Befreiung gekommen und, ohne daß eine Conſpiration ſtattgefunden hätte, ſchaarten ſie ſich mit dem Beginn des Frühjahrs 1524 um einzelne Führer aus ihrer eigenen Mitte, welche ſich durch die Gabe der Rede ſowohl als durch Mannhaftigkeit ein Anſehen erworben hatten. So beſonders im ſüdlichen

Digitalisiert von Google

Schwarzwald zwiſchen Donau und Rhein; ſo dann im Höhgau und Klettgau; ſo weiter im Allgäu und faſt überall in den habsburgiſchen Vorlanden. Hier, in Vorderöſtreich, wirkte Thomas Müntzer, der von Baſel als Wanderprediger auszog, und in ſeine Fußſtapfen trat Balthaſar Hubmeier, der heißblütige Pfarrer von Waldshut. Faſt noch mehr Einfluß hatten einmal Hans Müller von Bulgenbach, ein ſtattlicher Mann von großer Beredtſamkeit, der früher als Landsknecht gefochten, und ſodann der Pfarrer Chriſtoph Schappeler, der auch nach dem Elſaß und ins Frankenland pilgerte, um ſich mit den dortigen Geſinnungsgenoſſen ins Einvernehmen zu ſetzen. Wie aber dieſe Viere im ſchwäbiſchen Oberlande thätig waren, ſo noch Dutzende von Andern im übrigen Deutſchland, und urplötzlich, ums Neujahr 1525 herum, erſchien ein gedrucktes Manifeſt, welches die Forderungen des „gemeinen Mannes“ in zwölf Artikeln zuſammengefaßt enthielt. Wer dieſe „gründliche und rechte Hauptartikel aller Bauernſchaft und Hinterſaſſen der geiſtlichen und weltlichen Obrigkeiten“ verfaßt hat, darüber iſt man bis auf den heutigen Tag noch nicht im Klaren, und höchſt wahrſcheinlich rühren ſie nicht von einem Einzelnen, ſondern von Mehreren (man nennt darunter den rechtsgelehrten Fuchsſteiner, früher in Dienſten des Kurfürſten von der Pfalz, ſowie den unermüdlichen Chriſtoph Schappeler, zuletzt Pfarrer in Memmingen) zuſammen her. Thatſache dagegen iſt, daß die Bauern das Manifeſt überall in Deutſchland als das ihrige anerkannten, und man muß ſich nur wundern, wie billig und mäßig dieſe ſo lang mißhandelten Hörigen oder Leibeigenen auftraten. Der Inhalt nemlich der zwölf Artikel ging kurzgefaßt dahin: „Zum erſten wollen ſich die Bauern ihre Pfarrer ſelbſt wählen, und ſollen dieſelben das Wort Gottes lauter und rein nach dem Evangelium predigen. Zum zweiten, die Bauern wollen nichts mehr zahlen, als den von Gott befohlenen Zehnten, von welchem die Pfarrer leben, von deſſen Ueberſchuß aber die Armen verſorgt werden ſollen. Zum dritten muß die Leibeigenſchaft augenblicklich und für immer aufgehoben werden, denn die heilige Schrift ſagt, daß wir alle Brüder und in der Freiheit geboren ſind. Zum vierten ſoll, um dem argen Wildſchaden zu ſteuern, die Jagd nebſt dem Vogel- und Fiſchfang ſo frei ſein, wie die Luft, welche

Digitalisiert von Google

wir athmen. Zum fünften haben die geiſtlichen wie weltlichen Herren, ſo die Wälder widerrechtlich an ſich geriſſen, den Gemeinden ihren Antheil herauszugeben, damit der Bauer des nöthigen Bau- und Brennholzes theilhaftig werden könne. Zum ſechſten ſoll die harte Beſchwerung mit Dienſten, als da ſind Frohnen und Vorſpann, ermäßigt werden. Zum ſiebenten iſt die Willkühr, mit welcher der Herr den Bauern bisher behandelt, abzuſchaffen und eine jegliche Herrſchaft hat mit ihren Unterthanen über deren Leiſtungen einen Vertrag aufzuſetzen, welcher von beiden Theilen getreulich gehalten werden muß. Zum achten muß die Gült, ſo bisher unerſchwinglich, durch ehrbare Leute beſichtigt und nach der Billigkeit feſtgeſetzt werden. Zum neunten ſollen die Strafen nach altem Brauch und Recht, nicht aber nach dem neu eingeführten römiſchen Jus, unpartheiiſch aufgelegt werden. Zum zehnten muß Jeder, auch der Höchſte, der mit Gewalt Gemeindegüter an ſich geriſſen hat, ſolche wieder an die Gemeinden zurückgeben. Zum eilften ſollen die Abgaben beim Todesfall ganz und gar abgethan ſein, denn Gott will nicht, daß Wittwen und Waiſen ſchändlicherweiſe um das ihrige gebracht werden. Zum zwölften endlich möge man dieſe Artikel nach der heiligen Schrift prüfen und wenn ſie widerlegt werden können, wollen die Bauern von ihnen abſtehen; können ſie es aber nicht, ſo haben die Herren dieſelben anzunehmen."

Mit raſender Geſchwindigkeit machten die zwölf Artikel in Tauſenden von Abdrücken und Abſchriften die Runde durch ganz Deutſchland und überall ſchwuren die Bauern hoch und theuer, dieſelben unter allen Umſtänden, ſelbſt nöthigenfalls mit Gewalt, durchſetzen zu wollen. Zum wirklichen Kampf und Krieg aber kam's erſt im Frühjahr 1525 und zwar eröffneten den Reigen die furchtbar gedrückten Unterthanen des Fürſtabtes von Kempten, Sebaſtian von Breitenſtein. Unter Anführung nämlich des Georg Täubner, deſſen freie Eltern vom Abt zu Leibeigenen gepreßt worden waren, ſowie des Jörg Schmidt, genannt der Knopf, deſſen Vater im Verließ der Kemptener Abtei ſchuldlos ſein Leben hatte laſſen müſſen, zogen ſie zu Ende des Monats März 1525 gegen das großartige geiſtliche Anweſen heran und am 14. April gelang es ihnen, daſſelbe zu ſtürmen. Draufhin zer-

Digitalisiert von Google

ſtörten ſie es gründlich und ließen, weil ſie der Perſon des entflohenen Abts nichts anhaben konnten, ihre Wuth ſogar an den Heiligenbildern aus. Damit war nun aber für die ganze übrige Bauernſchaft Süddeutſchlands das Loſungswort gegeben und an allen Enden und Ecken zugleich faßte man, weil auf gütlichem Wege nichts zu erreichen war, den Muth, an die Waffen zu appelliren. Darüber erſchracken, wie man ſich wohl denken kann, die Herren Biſchöfe, Äebte, Fürſten, Grafen und Herren auf's Höchſte und beauftragten als Mitglieder des ſchwäbiſchen Bundes ihren Kriegsoberſten, den Grafen Georg Truchſeß von Waldburg, zur Züchtigung der Bauern ſo ſchnell als möglich ein Heer aufzuſtellen. Der Truchſeß, ſchon von Natur hart und grauſam, war noch beſonders dadurch gereizt worden, daß ſeine eigenen Unterthanen ebenfalls gegen ihn revoltirt, ja ihm ſogar einen Edelſitz zerſtört hatten, und ſomit gab er ſich alle Mühe, dem ihm gewordenen Befehle nachzukommen. Allein trotzdem gelang es ihm nicht, in der Schnelligkeit eine größere Truppenmaſſe zuſammen zu bringen, weil faſt alle Landsknechtbanden von den eben damals um den Beſitz Oberitaliens kämpfenden Mächten (davon wird ſpäter die Rede ſein) in Sold genommen worden waren, und dadurch, daß er mit ſeinen zuſammengerafften Reiſigen unter den ſchlechtbewehrten Landleuten wie ein Würgengel hauste (er ließ alle Gefangenen, darunter auch den Jacob Wehe, den feurigen Prediger von Leipheim, friſchweg enthaupten), brachte er die Aufſtändiſchen nicht dazu, die Waffen niederzulegen. Im Gegentheil goß er mit ſeiner unmenſchlichen Grauſamkeit nur Oel in's Feuer und nicht nur mehrten ſich jetzt, um Rache zu üben, die Empörungen, ſondern es ſchwollen auch die urſprünglich kleinen Bauernrotten gleichſam über Nacht zu mächtigen Heeren an, welche mit furchtbarer Wuth über alle Burgen und Klöſter herfielen. So in der Gegend von Lindau unter der Führung des Dieterich Hurlewagen; ſo bei Bermatingen unter Eitel Hans von Theuringen; ſo bei Ochſenhauſen unter Ulrich dem Schmied von Sulmantingen; ſo im Wutachthal unter Hans Müller von Bulgenbach, deſſen wir bereits erwähnt haben; ſo im Augsburgiſchen unter dem wilden Walterbach von Au, und ſo im Württembergiſchen unter Matern Feuerbacher, welcher die alte Hohenſtaufenburg nebſt dem Kloſter

Digitalisiert von Google

9 NOV 75
MUSEUM

Digitalisiert von Google

Verlag von PAUL MOSER in STUTTGART.

Ermordung des Grafen von Helfenſtein im Bauernkrieg.

Digitalisiert von Google

Lorch, der Grabstätte der Hohenstaufen, zerstören ließ. Kurz, der Aufstand wuchs im Schwäbischen lawinenartig an und um nicht erdrückt zu werden, mußte sich der sonst so grimmige Truchseß mehrere Male zu guten Worten und Versprechungen bequemen.

Fast noch riesigere Verhältnisse nahm der Bauernaufstand im Fränkischen an, wo er an vier Stellen, im Schöpfergrunde (einem Theil des Odenwaldes), in Ohrenbach (unweit von Rothenburg an der Tauber), am untern Neckar (in der Nähe von Heilbronn) und im Hohenlohe'schen zugleich seinen Anfang nahm. Im Hohenlohe'schen stand an der Spitze Wendel Hippler, der frühere Rath und Kanzler der Grafen von Hohenlohe, den diese wegen angeblicher Veruntreuung mit Schmach und Schande aus ihrem Dienste gejagt hatten; im Odenwald Georg Metzler von Ballenberg, ein verwegener Mann, der ein viel besuchtes Wirthshaus hielt, in welchem er das große Wort führte; am untern Neckar Jäcklein Rohrbach aus Böckingen bei Heilbronn, ein wilder Raufbold und Zecher, dessen Braut von einem adeligen Herrn entehrt worden war; endlich im Rothenburgischen Florian von Geier, ein Edelgeborner aus dem Geschlechte der Ritter von Gibelstadt und in den Waffen gar wohl geübt, weßhalb er auch hoffte — und daraus ist wohl sein Uebertritt zu den Bauern hauptsächlich abzuleiten —, den ganzen Aufstand nach seinem Sinne lenken zu können. Im Anfang nun operirten die vier Bauernrotten vereinzelt und fanden, weil das ganze Land in eine Unmasse von kleinen Herrschaften, theils geistliche theils weltliche, zerrissen war, nirgends erheblichen Widerstand. Nachdem sie aber die Klöster Schönthal im Jaxtgrunde und Lichtenstern bei Löwenstein, sowie die Schlösser Lauda und Raigetsberg im Würzburgischen zerstört und geplündert hatten, vereinigten sie sich, um zuerst die Grafen Albrecht und Georg von Hohenlohe nebst den Grafen Friedrich und Ludwig von Löwenstein zu demüthigen (dieselben mußten in ihren Bund eintreten und sich von da an „Bruder Georg, Bruder Albrecht, Bruder Ludwig und Bruder Friedrich" schelten lassen) und sodann zur Eroberung von Stadt und Burg Weinsberg zu schreiten.

Genannte Stadt und Burg war ungemein fest und wurde, weil zum habsburgischen Besitz gehörig, von einem der tapfersten Kriegs-

Digitalisiert von Google

obersten des östreichischen Hauses, dem Grafen Ludwig von Helfenstein, vertheidigt. Dieser vornehme Herr, der Gemahl einer natürlichen Tochter des verstorbenen Kaisers Maximilian und zugleich ein Liebling des deutschen Reichsverwesers Ferdinand, des Beherrschers von Oestreich und neuerdings auch von Württemberg, hatte eine bedeutende Anzahl von Rittern und Reisigen um sich versammelt und glaubte nun in seinem Uebermuthe — zugleich auch, weil er auf Zuzug von Stuttgart her rechnete — mit dem „Bauerngesindel" leicht fertig werden zu können. Darum, wie am 15. April 1525 das vereinigte Bauernheer, von dem schnell eroberten Neckarsulm her anrückend, vor den Thoren Weinsbergs erschien und sofort die Stadt durch Herolde auffordern ließ, sich zu ergeben, befahl er, auf die Herolde zu schießen, als wären sie Räuber und Mörder, und stachelte damit die Bauern zur furchtbarsten Wuth an. Auch sollte ihm dieser Frevel schlimm genug bekommen. Den andern Tag nemlich, am 16. April, stürmte Florian von Geier mit seiner schwarzen Schaar (so nannte man sie ihrer Kleidung wegen) das feste Schloß, von alten Zeiten her „Weibertreu" genannt, und nicht minder wurde Weinsberg selbst von dem übrigen Bauernheer erobert. Dabei fielen viele Ritter und Reisige im Kampfe; die aber, welche der Tod verschonte, im Ganzen vierzehn Ritter, den Grafen Ludwig von Helfenstein an der Spitze, nebst etlichen und zwanzig Reisigen geriethen in die Gefangenschaft der Bauern und wurden sammt und sonders auf das Andrängen des wilden Jäcklein Rohrbach von den Commandirenden des Bauernheers zum Tode verurtheilt. „Wie der Truchseß Georg den Unsrigen in Oberschwaben gethan, also thun wir den Herren Rittern wieder", erklärte unter dem Beifall der Uebrigen Georg Metzler, und vergebens war das Angebot des Grafen von Helfenstein, sich mit 30,000 Goldgulden auszulösen — vergebens der Fußfall, den seine schnell herbeigeeilte Gemahlin, die Kaisers-tochter, vor den Bauern that. Es blieb bei dem Bluturtheil und den andern Morgen mußte der Graf nebst allen seinen Mitverurtheilten durch die Spieße der Bauern laufen, wobei Melchior Nonnenmacher, sein ehemaliger Pfeiffer, ein lustiges Stücklein aufspielte.

Digitalisiert von Google

Es war eine furchtbar blutige That und alle Edelgebornen Deutſchlands ſchwuren in ihrem Innern, ſich auf's entſetzlichſte zu rächen. Für den Augenblick aber überwog der Schrecken und die Stadt Heilbronn öffnete ſofort den drohenden Bauern ihre Thore. Ebenſo thaten auch die Städte Wimpfen, Neidenau und Gundelsheim; das Deutſchherren-Schloß Horneck aber nebſt der Feſte Schauenburg wurde zerſtört und geplündert. Das letztere Schickſal drohte auch der nahen Burg Hornberg, dem Sitze des tapferen Ritters Götz von Berlichingen, zubenannt „mit der eiſernen Hand", und er trat daher mit den Bauern in Unterhandlung. Dieſe aber ergriffen, auf den Rath Wendel Hipplers, die Gelegenheit, den berühmten Götz zu ihrem oberſten Feldhauptmann zu gewinnen, damit er Zucht und Ordnung unter ihre Schaaren bringe, mit beiden Händen und Götz, obwohl mit innerſtem Widerſtreben, gab ſich endlich, weil er fürchtete, man könnte ihm und den Seinigen ſonſt das Schickſal Ludwigs von Helfenſtein bereiten, dazu her, auf einen Monat lang die Generaliſſimusſtelle zu übernehmen.

Von Horneck ab wälzte ſich das Bauernheer weiter und weiter dem Neckar entlang, obwohl links und rechts abſchweifend, dem Odenwalde zu und um ihre Schlöſſer zu retten beſchworen die Ritter von Winterſtetten, von Zobel, von Gemmingen, von Stettenfels und von Frauenberg, ja ſelbſt die Grafen von Rheineck und von Wertheim die zwölf Artikel. Das berühmte Kloſter Amorbach aber ſetzte ſich zur Wehre und wurde dafür total ausgeplündert. Am 7. Mai erſchien das Heer — es nannte ſich ſelbſt den hellen chriſtlichen Haufen — vor Würzburg, der berühmten Biſchofsſtadt, welche von dem überaus feſten Schloſſe Frauenberg überragt wird, und die Bauern meinten, Stadt und Burg leicht in die Hand bekommen zu können. Der Biſchof, Konrad von Thüngen, war nämlich entflohen und die Bürger in der Stadt, weil des ſtrengen biſchöflichen Regiments herzlich ſatt, neigten ſich in ihrer Mehrzahl zu der Sache der 12 Artikel hin. Dagegen aber commandirte im Namen des Biſchofs (oder vielmehr ſeines Stellvertreters, des Domprobſtes Friedrich von Brandenburg) auf dem Frauenberg oben der tapfere Sebaſtian von Rotenhahn und Götz von Berlichingen erklärte ſofort die Einnahme der

Digitalisiert von Google

Feſte für eine Unmöglichkeit. Deſſenungeachtet ſchritten die Bauern ſofort zur Belagerung derſelben, und man erſieht daraus, wie gering der Einfluß des nominellen Oberbefehlshabers damals ſchon war. Während nun übrigens das Hauptheer vor dem Frauenberge lag, zogen ſich kleinere Abtheilungen deſſelben ins Bambergiſche, um auch hier die hörige Unterthanenſchaft aufzuwiegeln, und dieß gelang ſo gut, daß der ultra-römiſch geſinnte Biſchof Weigand von Redwitz alsbald auf ſeine Feſte Babenburg entfliehen mußte. Draufhin traten alle Gemeinden und Städte des großen Biſchofsſprengels zu der Bauernſchaft über; die Burgen und Klöſter aber, über fünfzig an der Zahl, wurden mit Raub und Verwüſtung heimgeſucht. Ganz ebenſo geſchah auch im größten Theile des übrigen Deutſchlands und im Aſchaffenburgiſchen, im Mainziſchen, ſowie im Trier'ſchen konnten die vornehmen Herren, ſei's geiſtlichen, ſei's weltlichen Standes, nur dadurch das Aergſte von ſich abwenden, daß ſie, nach Beſchwörung der 12 Artikel, den Aufſtändiſchen Alles gewährten, was dieſe von ihnen verlangten. Im Badiſchen dagegen mußte der Markgraf Ernſt, nachdem die Städte Durlach, Wiesloch und Bruchſal die Bundſchuhfahne erhoben, eiligſt flüchten und ſein Schickſal theilte auch der Biſchof von Speier, der Bruder des Kurfürſten Ludwig V. von der Pfalz. Letzteren in ſeinem ſtarken Schloſſe Heidelberg anzugreifen, wagte man zwar nicht; aber in ſeinem ganzen Lande tobte der Aufruhr und ſeine ſchönen Schlöſſer Trifels, Scharfeneck, Steinsberg und Madenburg wurden der Erde gleich gemacht. Ebenſo gräßlich ſpielte man den Abteien und Klöſtern mit und ſelbſt die Stifte Klingenmünſter und Sinzheim entgingen der Plünderung und Verwüſtung nicht. Wie toll trieb man's aber erſt im Elſaß, wo der gewaltige Erasmus Gerber und der blutdürſtige Wolf Wagner von Rhinau den Aufſtand organiſirten, und wie dann weiter im Salzburgiſchen, deſſen Beherrſcher, der Erzbiſchof Cardinal Matthias Lang ſich ſogar auf ſeiner unbezwinglichen Veſte Hohenſalzburg belagern laſſen mußte! Das Rieſigſte übrigens leiſtete doch Thomas Münſter im Thüringenſchen, wohin er ſogleich, nachdem der Aufſtand im Schwarzwald begonnen hatte, zurückkehrte, um auch hier den gemeinen Mann zur Abſchüttelung ſeiner Feſſeln anzuſpornen. Mit ſeinem frühern Freunde Heinrich Pfeifer

Digitalisiert von Google

der sich ihm sofort wieder beigesellte, gründete er alsbald in Mühlhausen den „Bund der Eingeweihten", bei dem er, weil von unmittelbaren göttlichen Offenbarungen beglückt, das Ansehen eines Propheten erlangte, und siehe da, jetzt gab ihm der Geist ein, daß man die Behausungen des „Baal und Nimrod" mit Feuer und Schwert heimsuchen müsse. Demgemäß zog er, nachdem er einen fulminanten Aufruf an das Landvolk erlassen, an der Spitze seines Anhangs in's Feld und Tausende und Abertausende schlossen sich ihm an. Das Resultat aber war, daß schon in der ersten Maiwoche 1525 alle Klöster in der Umgegend von Mühlhausen — am Harz: Walkenried, Michelstein und Ilsenburg, in der güldenen Au: Memleben, Kelbra, Dondorf und Roßleben, im Mannsfeldischen: Sittichenbach, Rhode, Wimmelburg und Holzzelle — sich in einen Trümmerhaufen verwandelt sahen, denn „die ganze alte Welt sollte ninderstürzen, um einer neuen Platz zu machen".

Unterdessen so der Aufruhr durch ganz Deutschland hintobte, tagte in der Reichsstadt Heilbronn am Neckar eine Art Bauernconvent, um für Deutschland eine neue Verfassung zu entwerfen. Die Führer des Bauernheers nemlich glaubten nicht anders, als daß der Sieg für immer an ihre Fahne gekettet sei, und wollten also für das deutsche Staatswesen einen ganz neuen, ihnen günstigen Boden schaffen. Demgemäß traten in der Mitte des Monats Mai 1525 Bevollmächtigte der verschiedenen Insurgentenhaufen zusammen und beauftragten den Wendelin Hippler zusammen mit dem Friedrich Weigand aus Miltenberg, einen Verfassungsentwurf auszuarbeiten. Dieser Entwurf aber, welchen Hippler mit seinem Freunde in kurzer Zeit fertig brachte, stellte nachfolgende Hauptpunkte auf: „Erstens Beschränkung der fürstlichen und sonstigen herrschaftlichen Rechte zum Schutz des armen Mannes gegen unchristliche Beschwerung unter Zusicherung angemessenen Ersatzes für den Verlust der genannten Feudalrechte. Zweitens Säcularisirung der gesammten Geistlichkeit und Ueberlassung der Güter derselben an die Fürsten und Adeligen. Drittens Reform aller städtischen und Gemeindeverfassungen nach göttlichem und natürlichem Rechte. Viertens Ablösbarkeit der Bodenzinse zum zwanzigfachem Betrag. Fünftens Ausschließung der Doctoren des römischen Rechts von den

Digitalisiert von Google

Gerichten, sowie der Geistlichen von allen Staats- und Gemeindeämtern. Sechstens Wiederherstellung des früher in Deutschland heimischen Rechts und Besetzung der Richterbänke mit Laien aus allen Ständen. Siebtens Vereinfachung des Steuerwesens und insbesondere Beschränkung der indirecten Abgaben. Achtens Einführung gleicher Münze, sowie gleichen Maßes und Gewichts. Neuntens Aufhebung der großen Handelsgesellschaften und Beschränkung des Betriebscapitales der einzelnen Kaufleute auf 10,000 Gulden, damit die kleinern Leute auch ihre Nahrung fänden. Zehntens Freiheit des Reisens und der Landstraßen für Jedermann, den Ausländer wie den Inländer. Endlich eilftens Niedersetzung eines Reichsschiedsgerichts, in welchem für jetzt außer dem Erzherzog Ferdinand (als Reichsverweser) und dem Kurfürsten von Sachsen (als dem vornehmsten weltlichen Herrn in Deutschland) auch Luther, Melanchton, Bugenhagen und andere Reformatoren sitzen sollten." Also decretirte der Entwurf und man sieht daraus, mit welchem Scharfsinn die Verfasser desselben die Krebsschäden des deutschen Staatswesens erfaßt hatten. Allein der Sturm der nächstfolgenden Ereignisse warf alles Angestrebte über Bord und erst dreihundert Jahre später sollte dasselbe verwirklicht werden.

Die Schuld hieran trug zum nicht geringen Theil der Doctor Martin Luther. Die Bauern nemlich zweifelten nicht im geringsten daran, daß er, der kühne Verfechter der evangelischen Freiheit, sich unbedingt auf ihre Seite stellen würde, und im Anfang schien es auch so, denn als ihm die Oberschwaben die 12 Artikel zusandten, hielt er in seiner Schrift: „Ermahnung zum Frieden" den Fürsten und Herren, sonderlich den „blinden Bischöfen und tollen Pfaffen, welchen allein dieser Aufruhr zu danken sei", eine Strafrede, welche an Schärfe nichts zu wünschen übrig ließ. Wie nun aber von katholischer Seite das Geschrei erhoben wurde, daß Luther mit seiner Lehre von der evangelischen Freiheit den Bauern eine Fackel angezündet habe; wie dann weiter das Wüthen der Bauern gegen Klöster und Schlösser sich immer wahnsinniger entfaltete; wie endlich gar vollends der Weinsberger Mord alle Welt mit Entsetzen erfüllte, da tauchte Luther seine Feder in Blut und schrieb die schreckliche Schrift: „Wider die räuberischen und mörderischen Bauern". Darinnen for-

Digitalisiert von Google

derte er die Fürſten geradezu auf, das Schwert zu ergreifen gegen die Miſſethäter und ſie zu ſtechen, zu ſchlagen, zu würgen. „Ich meine", rief er an einer andern Stelle, „daß kein Teufel mehr in der Hölle, ſondern allzumal in die Bauern gefahren ſei, und darum, wer auf der Obrigkeit Seite erſchlagen wird, iſt ein rechter Märtyrer vor Gott; wer aber auf der Bauern Seite umkommt, iſt ein ewiger Höllenbrand." Mit ſolch' furchtbarer Härte ſprach ſich Luther gegen den Bauernaufſtand aus und nun natürlich wandten ſich auch diejenigen Herren und Fürſten, welche das Werk der Reformation förderten, mit Abſcheu von den Bauern ab. Noch mehr, ſie vergaßen für den Moment ihren Streit mit dem Papismus und reichten den katholiſchen Herren bereitwilligſt die Hände zum Kriegsbund wider die Empörer.

Jetzt konnte man mit Gewißheit vorausſagen, welches Ende der Bauernaufruhr nehmen müßte, denn die Fürſten und Herren waren im Kriege geübt und die Truppen, welche ſie anſammelten, gehörten entweder dem Stande der Landsknechte, alſo den beſten Soldaten damaliger Zeit, an oder beſtanden ſie aus lehenpflichtigen Rittern nebſt ihren Reiſigen. Die Bauernheere dagegen ermangelten nicht nur der einheitlichen Führung, ſondern auch aller Mannszucht und Einübung und ihre Bewaffnung war ohnehin eine erbärmliche. Ja wenn ſie einen Ziska zum Generalliſſimus gehabt hätten! Aber einem Götz von Berlichingen, dem ſie als einem Ritter von vornherein mißtrauten, lachten ſie frech ins Geſicht, wenn er ſie in den Waffen üben wollte, und überdem verſäumten ſie die beſte Zeit mit Schwelgen und Plündern. Ihre Niederlage konnte alſo unmöglich ausbleiben; allein daß ſie eine ſolch' ſchnelle und gräßliche ſein würde, hätte man doch nicht vermuthet. Zu allererſt, ſchon Anfangs Mai 1525, ſammelte der energiſche Landgraf Philipp von Heſſen ſeine Ritter und Mannen und brachte ohne viel Mühe Schmalkhalden, Eiſenach und Langenſalza zur Unterwerfung. Dann vereinigte er ſich mit dem Kurfürſten von Sachſen ſowie mit dem Herzoge Heinrich von Braunſchweig und zog eiligſt, aber in beſter Ordnung, gegen die Aufrührer unter Thomas Müntzer, welche ſich etwa 10,000 Mann ſtark auf einer Anhöhe bei Frankenhauſen gelagert hatten. Müntzer

Digitalisiert von Google

verhieß den Seinen die unmittelbare Hülfe Gottes und mit unerschütterlicher Zuversicht stellten sie sich also dem Feinde entgegen. Wie nun aber am Morgen des 15. Mai die Feldgeschütze des Landgrafen und seiner Verbündeten ganze Reihen von ihnen niederschmetterten und wie dann vollends die Ritter und Reisigen anstürmten, da stiebten sie alsbald in wildester Flucht auseinander und ließen sich von den nachsetzenden Reitern ohne Gegenwehr niederstoßen. Das Blutbad war ein entsetzliches; noch furchtbarer aber wüthete das Blutgericht, das sofort in dem erstürmten Frankenhausen niedergesetzt wurde. Gleich darauf, am Himmelfahrtstage, zog das siegreiche Heer in Mühlhausen ein und hier ward Thomas Müntzer, der Prophet von Thüringen, den man in einem Hause versteckt fand, mit dem entlaufenen Mönch Pfeifer und noch dreihundert Andern nach den martervollsten Folterqualen enthauptet. Die alte Reichsstadt Mühlhausen aber mußte sich ohne Gnade all' ihrer Privilegien berauben lassen und konnte sich von diesem Schlage nie mehr erholen.

Um dieselbe Zeit zog der Herzog Anton von Lothringen, ein Wütherich ohne Gleichen, mit seiner gesammten Ritterschaft und einem großen Heere von Soldknechten aus aller Herren Ländern (es waren, außer Deutschen, Italiener, Franzosen und Spanier, sogar Griechen und Albanesen dabei) gegen die elsässisch-lothringen'schen Bauern, welche 30,000 Mann stark unter Erasmus Gerber bei Zabern ein Lager bezogen hatten, und wie nun die Bauern das wohlgeordnete Heer anrücken sahen, baten sie demüthig um Gnade. Der Herzog gewährte ihnen dieselbe unter der Bedingung, daß sie die Waffen ablieferten. Kaum aber war dieß geschehen, so fielen die Söldner, einem insgeheim vorher erhaltenen Befehle gemäß, über die Wehrlosen her und erschlugen ihrer 18,000. Im Schwäbischen brachte es der Truchseß von Waldburg, den man gewöhnlich nur den Bauernjörg nannte, im Verlauf des Monats April endlich so weit, daß sich eine bedeutende Schaar von Landsknechten gegen hohen Lohn von ihm anwerben ließ und sofort suchte er das Heer der Aufständischen auf, das sich unter Mater Feuerbacher und einem übergetretenen Ritter, Schenk von Winterstetten, bis zu 20,000 Mann angesammelt hatte. Am 12. Mai stieß er bei Böblingen auf dasselbe

Digitalisiert von Google

und obwohl bedeutend in der Minderheit griff er es doch sogleich an. Er verließ sich nemlich auf seine Artillerie und diese that auch in der That Wunder. Nach wenigen Stunden schon hatte er einen vollständigen Sieg erfochten und über 7000 Bauern lagen erschlagen. Den Uebrigen gelang es größtentheils, sich in den nahen damals noch fast undurchdringlichen Schönbuchwald zu flüchten; doch wurden auch Viele gefangen und dann kurzweg an den nächsten Bäumen aufgeknüpft. Am schlimmsten erging es dem Pfeifer Melchior Nonnenmacher, der bei dem Morde in Weinsberg aufgespielt, denn nachdem man ihn in Sindelfingen bei Böblingen aus einem Versteck hervorgezogen, ließ ihn der Truchseß an langer eiserner Kette befestigt inmitten eines mächtigen Holzrings an einen Pfosten binden und befahl dann, den Holzstoß anzuzünden, so daß der Elende langsam gebraten wurde. Von Böblingen marschirte der Sieger im Eilschritt dem unteren Neckar zu und bei Neckargartach sprengte er einen Bauernhaufen, den eben Jäcklein Rohrbach ansammelte, um ihn dem großen Bauernheere bei Würzburg zuzuführen, ohne irgend Mühe auseinander. Dabei fiel ihm der Jäcklein lebend in die Hände und sofort wurde ihm dasselbe Schicksal bereitet, wie vierundzwanzig Stunden früher dem Pfeifer Nonnenmacher. Zwei Tage später erschien der Truchseß vor Weinsberg und kühlte seine Rache damit, daß er die Stadt in Asche legte. Gleich darauf vereinigte er sich in Fürfeld mit dem Kurfürsten Ludwig V. von der Pfalz, der über Bruchsal siegreich mit seinen Reisigen heranzog, und zu den Beiden stieß sofort der Erzbischof-Kurfürst Richard von Trier mit seinen angeworbenen Söldnern. Jetzt zählte das fürstliche Heer über 2500 schwergeharnischte Ritter und Reisige nebst mindestens 8000 Fußknechten, und alsbald wurde beschlossen, durch einen Zug gegen die Belagerer des Frauenbergs bei Würzburg dem ganzen Aufstand mit einem Hauptschlage ein Ende zu machen.

Würzburgs Bürgerschaft hatte nach kurzem Besinnen ihre Stadt an das Bauernheer ergeben und half dann bei der Belagerung des Frauenbergs ebenfalls mit. Dagegen leistete die Besatzung unter dem tapferen Sebastian von Rotenhahn den hartnäckigsten Widerstand und da Geschütz, Kriegs- und Lebensbedarf in Fülle vorhanden waren, so

Digitalisiert von Google

prallten alle Stürme der Belagerer nutzlos ab. Freilich ein Hauptsturm am 15. Mai hätte die Letzteren beinahe zum Ziele geführt; allein die Belagerten schlugen ihn schließlich doch ab und ihre Widerstandskraft wuchs noch, als sie gleich darauf durch einen Ueberläufer erfuhren, daß der Bauernjörg mit den zu ihm gestoßenen Fürsten zu ihrem Entsatze heranrücke. Dieselbe Nachricht hatten übrigens die Führer der Bauern natürlich ebenfalls erhalten und sofort zog Georg Metzler mit Götz von Berlichingen dem Bundesheere mit 8000 Mann entgegen. Bei Königshofen kams zur Schlacht; aber in der Nacht zuvor war der Ritter Götz heimlich fortgeritten unter dem Vorwande, daß seine vier Wochen abgelaufen seien, und bestürzt hierüber wehrten sich die Achttausend keine Viertelstunde lang. Vielmehr retirirten sie alsbald gegen den nahen Wald und diese ihre Retirade wurde zur rasendsten Flucht, als die feindlichen Reiter auf sie einhieben. Die Meisten der Bauern wurden erschlagen und nur Wenige, darunter Georg Metzler, von dem man aber nachher nie mehr etwas hörte, retteten sich durch die Flucht. Eine andere Schaar, ebenfalls ausgesandt, dem Anzug des Truchseß Halt zu gebieten, hielt beim Dorfe Ingolstadt besser Stand, denn bei ihr befand sich Florian von Geier mit seiner schwarzen Bande. Doch bald — am 4. Juni 1525 — entschied sich auch hier der Sieg für die Fürstlichen und der Opfertod Florians von Geier, der mit Sechshundert der Seinigen so lange kämpfte, bis auch der letzte Mann gefallen war, änderte an dem Resultate nichts. Drei Tage später (7. Juni) stand der Truchseß vor Würzburg und da nun der ganze Rest des Bauernheeres, von Furcht überwältigt, sich in den nahen Wäldern zerstreute, mußte sich die Stadt auf Gnade und Ungnade ergeben. Ein schreckliches Strafgericht erging über sie und mehr als hundert Bürger, nebst allen Bauern, die gefangen worden waren, fielen dem Nachrichter anheim. Sofort kehrte der entflohen gewesene Bischof zurück und unternahm alsobald eine „Blutreise“ durch sein Land. Wiederum wurden mehrere Hundert von Schuldigen oder auch nur Verdächtigen hingerichtet und an Brandschatzungen, Gütereinziehungen und Aehnlichem fehlte es ohnehin nicht. Nun stieß auch noch der Markgraf Kasimir von Brandenburg-Ansbach zu den Siegern und dieser machte

Digitalisiert von Google

im Verein mit dem Truchſeſſen alsbald den Bamberger Biſchof wieder zum Herrn ſeiner Hauptſtadt wie ſeines ganzen Sprengels. Wie nun aber da erſt gehaust wurde! Richtſchwert und Brandfackel verbunden mit Augenausſtechen und Lebendigſpießen verbreiteten überallhin Entſetzen und bald herrſchte im ganzen Frankenlande die Ruhe des Kirchhofs. Ganz daſſelbe iſt aus den Rheinlanden zu berichten, ſowie aus dem Trier'ſchen, in welchen beiden weiten Provinzen der Kurfürſt von der Pfalz und der Erzbiſchof von Trier die Ordnung gemeinſam wiederherſtellten, und nur allein bei Pfeddersheim ſchlachtete man 4000 Bauern ab. Am längſten dauerte noch der Widerſtand der Aufſtändiſchen in Oberſchwaben; allein wie nun der Truchſeß nach ſeiner Rückkehr aus dem Würzburgiſchen, unterſtützt von dem tapferen Landsknechtobriſten Georg von Frundsberg die bei Memmingen ſtandhaltenden Allgäuer vernichtete, da liefen alle übrigen Bauernhaufen mit Windeseile auseinander und das Entſetzen über die Grauſamkeit der Sieger legte jedes nochmalige Aufraffen lahm.

Ein ſolch' gräßliches Ende nahm der Bauernkrieg und wenn nun auch im Verlauf deſſelben über anderthalbtauſend Klöſter und Burgen zerſtört worden waren, um nur zum geringen Theil wieder aufgebaut zu werden, welcher Nutzen erwuchs daraus für die Bauernſchaft? Wahrhaftig kein Nutzen, ſondern der entſetzlichſte Schaden, denn die Rache der Sieger dauerte durch Jahrhunderte hindurch fort und wurde mit ſolcher Härte gehandhabt, daß die Feder ſich ſträubt, die Einzelnheiten niederzuſchreiben. Ja die Lage des Landvolks wurde nunmehr wo möglich noch ſchlimmer, als ſie zuvor geweſen war, und erſt in unſeren Zeiten erhielt daſſelbe die Menſchenrechte, die es im Bauernkriege hatte erringen wollen.

Digitalisiert von Google

Fünftes Kapitel.

Die Augsburgiſche Confeſſion und das Uebereinkommen von Nürnberg.

(1525—1532).

All' das Gräßliche, von dem ich im letzten Kapitel erzählt, ging vor ſich, ohne daß die Reichsregierung irgendwie ſich eingemiſcht hätte. Der Reichsverweſer Erzherzog Ferdinand nämlich beſaß, weil durch den ihm beigegebenen vielköpfigen Regimentsrath gehemmt, nur wenig Gewalt und überdem war er von perſönlichen Angelegenheiten über und über in Anſpruch genommen. Gährte es doch in ſeinen eigenen Landen ebenfalls gewaltig genug, ſo daß er Mühe hatte, den Aufruhr, der da und dort unter den Bauern losbrach, zu dämpfen, noch ehe derſelbe größere Dimenſionen annahm! Stack ihm doch damals ſchon das Erbe von Böhmen und Ungarn beſtändig im Kopfe, weil ſein kinderloſer und ſchwächlicher Schwager Ludwig, der Beherrſcher jener beiden Länder, jeden Tag mit Tod abgehen konnte! Freilich trat dieſer Todesfall, wie wir dem Leſer jetzt ſchon mittheilen wollen, erſt am 29. Auguſt 1526 ein, nehmlich am Tage der Schlacht von Mohacs, in welcher der genannte Ludwig II. vom Türkenſultan Soliman II. nicht blos aufs Haupt geſchlagen, ſondern auch getödtet wurde, und erſt im Anfang des Jahres 1527 konnte ſich der Erzherzog Ferdinand in den Beſitz von Böhmen und Ungarn ſetzen; allein er behielt die Angelegenheiten dieſer beiden Länder ſchon jetzt feſt im Auge, um nicht ſpäter derſelben verluſtig zu gehen.

Alſo der Reichsverweſer Ferdinand überließ die Bekämpfung der aufſtändiſchen Bauern rein blos den einzelnen Reichsfürſten; warum aber griff der mächtige Kaiſer Karl V. nicht ein? Einfach deßwegen, weil er ſich damals, in ſeiner Eigenſchaft als König von Spanien und Neapel, in einen ſchweren Krieg mit Frankreich verwickelt ſah, der alle ſeine Zeit und Kraft in Anſpruch nahm. Deutſchland ſelbſt

Digitalisiert von Google

war bei diesem Kriege nicht im geringsten interessirt, sondern es handelte sich blos darum, wer künftig der tonangebende Herrscher im Westen Europas sein solle, ob der Enkel Maximilians I. oder der bereits in jungen Jahren ruhmgekrönte Franz I., König von Frankreich. Insbesondere kitzelte es den ersteren, daß die Stadt Mailand nebst deren großem Gebiete von Franz I. erobert worden war, weil dadurch seine Machtstellung in Italien, dessen ganzen unteren Theil er besaß, gefährdet wurde, und sowie er daher den Thron von Spanien und Neapel bestiegen hatte, erklärte er im Bündniß mit dem Papste (Leo X., wie uns bekannt) zu Ende des Jahres 1521 dem König der Franzosen den Krieg. Diesen Krieg übrigens führten die beiden Monarchen nicht persönlich, sondern durch ihre Feldherren, und zwar der französische Monarch durch seinen Marschall Lautrec, der Beherrscher von Spanien und Neapel dagegen durch den tapfern Ferrante d'Avalos von Pescara. Längere Zeit, bis zum Frühjahr 1522, schwankte der Sieg; als aber Maximilians I. Enkel unter dem Titel Karls V. Kaiser von Deutschland geworden war, gelang es ihm, den berühmten Georg von Frundsberg für seine Dienste zu gewinnen, und dieser erkämpfte ihm mit seinen Landsknechten im April 1522 den Sieg von Bicocca. Gleich darauf trat auch noch der Connetable Karl von Bourbon, der mächtigste Herr in Frankreich, wenn man dessen König selbst abrechnet, weil von Franz I. schwer beleidigt, auf die Seite Karls V. und nun verloren die Franzosen in Italien eine Position nach der andern. Ja bis zum Jahre 1524 besaßen sie keinen Fußbreit Erde mehr in jenem Lande und Karl V. konnte jetzt den Einmarsch in Frankreich selbst anordnen. Da strengte Franz I. seine äußersten Kräfte an und bot nicht blos alle seine Ritter sowie die kriegerische Jugend Frankreichs auf, sondern warb auch 8000 Schweizer Söldlinge nebst 5000 deutschen Landsknechten, die schwarze Garde genannt, welche ihm der wilde Herzog Anton von Lothringen zusammen mit andern deutschen Herren zuführte. An der Spitze dieses gewaltigen Heeres — 2000 schwer Geharnischte und 30,000 Fußgänger — stieg er sofort bei Beginn des Jahres 1525 in die italienische Ebene hinab, natürlich nicht einen Augenblick lang zweifelnd, daß ihm der Sieg werden müsse. Doch ohne den Muth zu

Digitalisiert von Google

verlieren, ſtellten ſich ihm Karls V. Feldherren, der Connetable von Bourbon, der Marquis d'Avalos von Pescara und der Ritter Georg von Frundsberg mit ihren ſpaniſch-italieniſch-niederländiſchen Söldnern entgegen und am 24. Februar 1525 kams bei Pavia zur Schlacht. Von beiden Seiten wurde mit der äußerſten Tapferkeit geſtritten, aber endlich gewann die Kraft der Frundsbergiſchen Landsknechte die Oberhand und der Tag endete mit der furchtbarſten Niederlage der Franzoſen. Mehr als 10,000 derſelben deckten das Schlachtfeld und von den Schweizern und der ſchwarzen Garde fielen faſt eben ſo viele. Die Hauptſache aber war, daß Franz I. mit ſeinen edelſten Rittern gefangen wurde und ſofort nach Madrid abgeführt werden konnte. Nunmehr ſchien es, als ob dem ſiegreichen Karl V. die Herrſchaft über Europa auf ewige Zeiten bleiben müßte; allein der Schein trügte.

Bisher waren die Päpſte auf Seiten Karls V. geſtanden. So zuerſt, wie wir früher ſchon geſehen haben, Leo X.; dann ſein Nachfolger Hadrian VI. und endlich nach deſſen ſchnellem Tode — er ſtarb ſchon am 14. März 1523 und zwar ohne Zweifel an Gift, weil die ultrakirchliche Parthei einen Papſt, der die Gebrechen des Papſtthums ſo unumwunden zugeſtand, unmöglich leben laſſen konnte — Clemens VII., als Kardinal früher Giulio de Medici geheißen. Dieſen neuen Papſt aber, der ganz in die Fußſtapfen ſeiner Vorgänger trat, erfüllte die Uebermacht, welche nach der Schlacht von Pavia Karl V. in Italien erlangte, mit der entſetzlichſten Furcht, denn wer konnte denſelben, der nun unbeſtritten wie über ganz Unteritalien, ſo auch über den wichtigſten Theil Oberitaliens, nemlich über Mailand und Gebiet, herrſchte, hindern, auch noch Mittelitalien, das iſt den Kirchenſtaat, ſeinem Scepter zu unterwerfen? In aller Heimlichkeit wandte ſich alſo der heilige Vater an die Staaten Oberitaliens, welche bis jetzt dem Kaiſer Karl V. noch nicht gehorchten, beſonders an Venedig und Florenz, und ſchloß mit ihnen ein Schutz- und Trutzbündniß ab. Nicht minder gewann er in aller Stille die Urkantone der Eidgenoſſenſchaft, daß ſie ihm ein ſtarkes Söldnerheer zu ſtellen verſprachen, und ſelbſt mit König Heinrich VIII. von England knüpfte er Unterhandlungen an. Vor allem aber zählte er auf Franz I. von Frank-

Digitalisiert von Google

reich, und arbeitete also, dem Kaiser Karl V. immer noch die tiefste Ergebenheit heuchelnd, aufs eifrigste an dessen Befreiung aus der Gefangenschaft. Zu dieser Befreiung ließ sich auch wirklich Karl V. am 14. Januar 1526 herbei, doch nur unter den drückendsten Bedingungen. Franz I. mußte sich nemlich in dem sogenannten „Vertrag von Madrid" durch einen theuren Eid verpflichten, nicht nur auf Mailand und alle anderen Besitzungen in Oberitalien, sondern auch auf Burgund und Artois, als zum Erbe Karls des Kühnen gehörig, auf ewige Zeiten zu verzichten, und hatte seine zwei jüngsten Söhne als Geißeln zu stellen. Kaum nun übrigens war der französische König frei, so entband ihn der Papst des geleisteten Eides und schloß mit ihm — zugleich im Namen von Florenz und Venedig — am 22. Mai 1526 zum Zweck der Brechung der Uebermacht Karls V. einen ewigen Bund, die heilige Liga genannt. Der Kriegssturm brach also von neuem los und mit Glück operirte ein päpstlich-venetianisch-florentinisch-französisches Heer gegen die Truppen Karls V., welche unter dem Oberbefehl des Connetable Karl von Bourbon standen. Letzterer litt besonders an tüchtiger Mannschaft Noth und wandte sich daher sowohl an Kaiser Karl V. als an dessen Bruder Ferdinand um Hülfe. Die Beiden aber wußten keinen andern Rath, als den alten Ritter von Frundsberg inständig zu bitten, daß er ein großes Heer von Landsknechten anwerbe, und letzterer, obwohl bei weitem nicht ausreichend mit den nöthigen Geldmitteln unterstützt, ließ sofort die Trommel rühren. Wie sie nun schaarenweise herbeieilten, die alten langgedienten Landsknechte! Der Name „Frundsberg" hatte noch immer einen wunderbaren Klang bei ihnen gehabt, denn an seinen Namen war der Sieg gekettet und dann gabs regelmäßig reiche Beute. Dießmal aber kamen sie doppelt freudig, denn der alte Held ließ allerwärts verkünden, daß es gegen den mit den Franzosen liirten Papst gehe, und wie hätten da die wilden Gesellen, die sämmtlich vom Lutherthum angesteckt waren, zurückbleiben können? So brachte der alte Ritter trotz des Geldmangels mit Leichtigkeit 12,000 Mann zusammen und mit diesen überstieg er am Schluß des Jahres 1526 die Alpen. Im Februar 1527 vereinigte er sich dann bei Firenzuela mit dem Connetable Karl von Bourbon, und berieth sich sofort mit

Digitalisiert von Google

ihm über den Feldzugsplan. Nach kurzem jedoch einigten sie sich dahin, sich gegen Rom selbst zu wenden, denn der Papst und kein Anderer war ja der Urheber dieses neuen Kriegs, und man handelte also ebenso rechtlich als klug, wenn man denselben in seiner eigenen Hauptstadt aufsuchte. Beinahe übrigens wäre aus diesem Zuge nichts geworden, indem die Landsknechte, denen man aus Mangel an Geld — trotz des goldreichen Amerika hatte Karl V. mit Finanznöthen zu kämpfen und noch schlechter stand es meistentheils um die Kasse seines Bruders Ferdinand — den versprochenen Sold nicht zahlen konnte, einen furchtbaren Aufstand erregten. Doch ließen sie sich endlich damit beschwichtigen, daß man ihnen die Plünderung Roms versprach, und nun ward im März 1527 der äußerst beschwerliche Marsch gegen die Hauptstadt der Welt, wie sich Rom stets nannte, angetreten. Gleich darauf starb der tapfere Georg von Frundsberg, vom Alter gebeugt, allein der Marsch wurde dadurch nur wenig aufgehalten, weil sofort nach der Wahl der Landsknechte der Ritter Konrad von Bemelberg — unter diesem commandirte dann wieder der tapfere Sebastian Schärtlin von Burtenbach — seine Stelle einnahm. Endlich nach sechs harten Marschwochen und nachdem man der Mühseligkeiten eine Menge hatte überwinden müssen — unter anderem war ein Heer der heiligen Liga, das sich dem Weitermarsch entgegenstemmte, zu zersprengen, und an Städten, die, weil sie ihre Thore schlossen, erobert werden mußten, fehlte es ohnehin nicht — stand das Heer am 5. Mai vor den Mauern Roms und sofort fand der Oberbefehlshaber, Karl von Bourbon, daß der Papst eine ganze Legion von Hackenschützen — über 5000 an der Zahl — angeworben habe, um dieselben zu vertheidigen. Er glaubte also, daß eine lange Belagerung nöthig sein werde; allein siehe da, schon am andern Tage, am 6. Mai, überstiegen etliche hundert deutsche und spanische Söldner mit der ungeheuersten Kühnheit eine minder gut bewachte Stelle und öffneten sofort den Kameraden eines der Thore. Nun ließ der Connetable Karl von Bourbon stürmen; zu seinem Unglück übrigens, denn von einer feindlichen Kugel getroffen, stürzte er sofort todt nieder. Darüber erhoben die Belagerten ein lautes Triumphgeschrei, hoffend, daß nun die Landsknechte voll Bestürzung zurückweichen würden.

Digitalisiert von Google

Allein gerade umgekehrt ergriff dieſe die furchtbarſte Wuth und bis zum Abend des 7. Mai befand ſich ganz Rom mit Ausnahme der Engelsburg, wohin ſich der Papſt Clemens VII. geflüchtet hatte, in ihren Händen. Wie nun da gehauſt wurde! Die Vandalen hatten es ihrer Zeit gewiß arg genug gemacht, aber ſie waren, den deutſchen und ſpaniſchen Landsknechten gegenüber — die letzteren übertrafen ſogar noch die erſteren, obwohl ſie ſämmtlich zu den beſten Katholiken gehörten —, wahre Engel und ſomit überhebe mich der Leſer jeder näheren Beſchreibung. Nur das ſage ich, daß die Stadt volle vierzehn Tage lang geplündert (wobei ganz unerſetzliche Kunſtwerke verloren gingen) und gegen die Einwohner mit einer Zuchtloſigkeit vorgegangen wurde, welche Schmach und Elend über alle Familien brachte.

Doch wir verlaſſen nun den italieniſchen Kriegsſchauplatz und wenden uns nach Deutſchland zurück. Clemens VII., ein Papſt im päpſtlichen Sinne, ſandte, gleich nachdem er den Stuhl Petri beſtiegen, ſeinen Legaten Campeggi nach Deutſchland, um die dortigen katholiſch gebliebenen Fürſten und Biſchöfe anzuſpornen, daß ſie der lutheriſchen Ketzerei mit Gewalt ein Ende machten, und der eifrige Campeggi brachte es auch in der That ſo weit, daß die ſüddeutſchen Biſchöfe mit den Herzogen von Baiern, mit denen ſie im Juni 1524 in Regensburg zuſammenkamen, den Beſchluß faßten, dem Verlangen des Papſtes gemäß vorzugehen. Daſſelbe verſprach auch der Erzherzog Ferdinand von Oeſtreich, des Kaiſers Stellvertreter in Deutſchland, obgleich er verhindert war, in Regensburg perſönlich zu erſcheinen, und ſofort begannen ſie alle zuſammen, das Lutherthum in ihren Territorien aufs heftigſte zu verfolgen. Die lutheriſchen Prediger wurden vertrieben oder eingekerkert oder gar hingerichtet und ebenſo geſchah den Laien, die nicht widerufen wollten. Noch ärger ſteigerte ſich die Verfolgung nach Beendigung des Bauernkriegs, da die Katholiſchen behaupteten, jener Krieg ſei einzig und allein durch das Lutherthum hervorgerufen worden und man müſſe daher mit allen Lutheriſchen „aufräumen“. Trotz allem dem machte die Reformation faſt rieſige Fortſchritte und namentlich trat eine Reichsſtadt nach der andern derſelben bei. Uebrigens auch die Fürſten blieben nicht zurück

Digitalisiert von Google

und unter dieſen nennen wir, außer dem Markgrafen Georg von Brandenburg-Baireuth ſowie den Herzogen Heinrich von Mecklenburg und Ernſt von Braunſchweig-Lüneburg, insbeſondere den charakterfeſten Landgrafen Philipp von Heſſen, welchen man den Großmüthigen nannte. Nicht minder iſt hervorzuheben, daß ſelbſt der Tod des Kurfürſten Friedrichs des Weiſen von Sachſen, der am 5. Mai 1525 erfolgte, für die Reformation eher günſtig als nachtheilig war, denn ſein Bruder Johann, der ihm folgte, trat noch weit entſchiedener (er bekam deßhalb den Beinamen des Beſtändigen) für die Sache Luthers in die Schranken und duldete keinen Geiſtlichen, welcher nicht das lautere Wort Gottes, ohne allen menſchlichen Zuſatz predigte. Am meiſten jedoch förderte das große Werk der Austritt des Deutſchordenshochmeiſters Albrecht von Brandenburg (des Bruders des Markgrafen Georg von Brandenburg-Baireuth) aus der katholiſchen Kirche, denn damit wurde der ganze Nordoſten Deutſchlands für die lutheriſche Sache gewonnen. Dieſem hohen Kirchenfürſten, welchen die Deutſchordensritter anno 1511, als derſelbe erſt zwanzig Jahre zählte, zu ihrem Hochmeiſter erwählten, gab Luther ſchon im Jahre 1523, als er beim Heimritt vom Nürnberger Reichstag durch Wittenberg kam, den Rath, nicht nur die Ordensregel zu verlaſſen und ſich zu vermählen, ſondern auch das Ordensland Preußen in ein erbliches Fürſtenthum zu verwandeln, und beſagten Rath befolgte der Hochmeiſter ſchon zwei Jahre ſpäter, im April 1525. Auch hatte der König Sigmund von Polen, der Oberlehnsherr des Deutſchordens (wie dies ſo kam, weiß der Leſer aus dem früher Erzählten), hiegegen nichts einzuwenden, ſofern Albrecht die Oberhoheit der polniſchen Krone auch als weltlicher Fürſt anerkenne, und nun, nachdem die feierliche Belehnung am 10. April 1525 zu Krakau ſtattgehabt, beeilte ſich der Uebergetretene, ſein ganzes Land zu reformiren. Es hielt nicht ſchwer, denn in den meiſten Städten hatte ſich die Reformation ſchon vorher eingebürgert und, was die Ordensritter anbelangt, ſo waren die Meiſten ebenfalls froh, ſich des Gelübdes, das ſich längſt überlebt hatte, entledigen zu können. Natürlich, denn ſie wurden dadurch weltliche Barone, welche ihre bisherigen Komthureien zu Lehngütern erhielten und dieſelben, wenn ſie ſich verheiratheten, auf ihre Söhne

Digitalisiert von Google

vererben durften. Diejenigen unter ihnen aber, die sich zu einem solchen Schritt nicht entschließen konnten, zogen sich nach Süddeutschland zurück und wählten in Walther von Kronberg einen neuen Hochmeister, der nunmehr seine Residenz in Mergentheim, ihrer großen Besitzung im Fränkischen, aufschlug.

Doch nicht blos nach außen hin, also im Raumgebiet, befestigte sich die Reformation, sondern auch in ihrem Innern, ich meine in ihrer Ausbildung zu einem gegliederten Kirchenwesen. Mit der Verwerfung des Papismus nemlich, oder vielleicht besser gesagt, mit der Lossagung vom alten Kirchenglauben erfolgte allüberall die Vereinfachung des Gottesdienstes, verbunden mit der Einführung der deutschen Predigt, und nicht minder wurde allüberall mit der Aufhebung der Klöster auch die Priesterehe eingeführt. Selbst Luther ging mit gutem Beispiel voran und verheirathete sich am 13. Juni 1525 mit Katharina von Bora, einer früheren Nonne von großer Herzensgüte und Frömmigkeit. Ebenso that etwas später Melanchton und daraufhin begaben sich eine Menge von gewesenen Priestern, Mönchen und Nonnen in den Stand der heiligen Ehe. Was that man aber, wird der Leser fragen, mit den reichen Kloster- und sonstigen kirchlichen Gütern, welche durch die Aufhebung der Klöster und Abteien, sowie auch verschiedener Bisthümer vacant wurden? Ei, selbstverständlich zogen die Landesfürsten jene Besitzthümer und Herrschaften ein, um sie ihren Territorien einzuverleiben, den Ertrag derselben aber wiesen sie meist für kirchliche und Unterrichtszwecke (für Besoldung der Pfarrer und Schullehrer) an und sorgten dafür, daß hierin für die Zukunft kein Unterschleif stattfinden könne. Sie nahmen nämlich an — und auch Luther nebst den andern Reformatoren war dieser Ansicht —, daß die Gewalt, welche früher der Papst und die Bischöfe über Schule und Kirche ausgeübt hatten, auf sie, die neuen Territorialherren, übergegangen sei, und bestellten daher eigene geistliche Behörden (die nachherigen Consistorien), welche sich in ihrem Namen mit der Ordnung, Beaufsichtigung und Visitation der Kirchen und Schulen zu befassen hatten. Ja sogar eigene Kirchen- und Schulordnungen ließen sie entwerfen (Melanchthon wurde deßhalb beauftragt, zum Unterricht für die Visitatoren ein „Visitationsbüchlein“ zu verfassen und Luther

Digitalisiert von Google

ſelbſt ſchrieb als „Leitfaden für den neuen Glauben“ ſeinen großen und kleinen Katechismus, den größeren für die Geiſtlichen, den kleineren für Jugend) und ihr ganzes Territorium mußte ſich hiernach richten. „Aber“, wirft vielleicht jetzt der Leſer ein, „wie hielt man es denn in den Dörfern und Städten, welche etwa katholiſch bleiben wollten?“ Ei, das ging einfach nicht, denn der jeweilige Territorialherr war vollkommener Herr in ſeinen Landen und ſomit galt der Grundſatz: Cujus regio, ejus religio (zu deutſch: „Weſſen das Gebiet, deſſen die Religion“) als unbeſtritten rechtsgültig.

Von ſolchen Fortſchritten des Lutherthums hatten natürlich die katholiſch gebliebenen Fürſten die genaueſten Kenntniſſe und darum ſchloſſen ſie ſich auch, die Regensburger Uebereinkunft erneuernd, immer feſter an einander an. Darin aber, ſowie noch mehr darin, daß in dem Friedensvertrag von Madrid zwiſchen Karl V. und Franz I. ausdrücklich ſtipulirt worden war, gemeinſame Maßregeln gegen die Ketzer, ſo ſich von dem Schooße der heiligen Kirche losgeriſſen, zu ergreifen, erblickten die lutheriſchen Fürſten eine nicht geringe Gefahr für ſich und die Folge war, daß ſich der Kurfürſt Johann von Sachſen und der Landgraf Philipp von Heſſen ſchon im Februar 1526 bei einer perſönlichen Zuſammenkunft in Gotha die Hand darauf gaben, mit Gut und Blut für den neuen Glauben zuſammenſtehen zu wollen. Dieſes Gelöbniß erneuerten ſie am 12. Juni 1526 in Torgau, und ihrem Bündniß traten der Herzog Ernſt von Braunſchweig-Lüneburg, der Herzog Heinrich von Mecklenburg, der Markgraf Georg von Brandenburg-Baireuth, der Fürſt Wolf von Anhalt und die beiden Grafen Gebhard und Albrecht von Mannsfeld nebſt der damals ſehr bedeutenden Stadt Magdeburg ſofort bei. Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß eine ſolche Abmachung, trotzdem man ſich gegenſeitig Stillſchweigen gelobt hatte, nicht lange verborgen bleiben konnte und ſomit ſchloſſen — ſo bezeugte wenigſtens Otto von Pack, der frühere intime Rathgeber des Herzogs Georg von Sachſen-Thüringen — die katholiſchen Fürſten, nemlich der Erzbiſchof von Mainz, der Kurfürſt Joachim von Brandenburg, die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern-München und Baiern-Landshut, der Herzog Heinrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel, der Herzog Georg von Sachſen-Thüringen

Digitalisiert von Google

und die Biſchöfe von Salzburg, Würzburg und Bamberg mit dem Erzherzog Ferdinand, dem Verweſer des deutſchen Reichs im Namen Karls V., im Februar 1528 ganz insgeheim in Breslau ein feſtgegliedertes Gegenbündniß. Ein Jahr ſpäter ward vom Reichsverweſer Erzherzog Ferdinand auf den April 1529 ein Reichstag nach Speier ausgeſchrieben und auf dieſem erſchienen abgekartetermaßen faſt ſämmtliche Stände katholiſchen Glaubens (beſonders die Aebte, Biſchöfe und Erzbiſchöfe), ſo daß ſie unbedingt die Mehrheit bildeten. Man konnte alſo gleich merken, daß die Katholiſchen es auf einen Schlag gegen das Lutherthum abgeſehen hatten, und ſofort ſetzte in der That die Majorität den Beſchluß durch, daß es nicht nur die Pflicht der Reichsſtände ſei, dem Weitergreifen der Reformation von nun an mit Gewalt ein Ziel zu ſetzen, ſondern daß auch den geiſtlichen Herren, ſo aus den Pfarreien, Klöſtern und Bisthümern vertrieben, ihr ſämmtliches verlorenes Beſitzthum zurückgegeben werden müßte. Nun wäre aber die Ausführung dieſes Beſchluſſes der Todesſtoß für die Reformation geweſen, wie auch dem Gutmüthigſten einleuchten mußte, und ſomit legten die lutheriſchen Stände am 19. April 1529 feierlichſt Proteſt dagegen ein. „In Sachen des Glaubens könne ſich die Minderheit der Mehrheit nicht unterwerfen, ſondern da müſſe Jeder für ſich ſelbſt vor Gott ſtehen und Rechenſchaft geben“, hieß es in dem Proteſte und ſolchen unterſchrieben von Fürſten: der Kurfürſt Johann von Sachſen, der Markgraf Georg von Brandenburg-Baireuth, die Herzoge Ernſt und Georg von Braunſchweig-Lüneburg, der Landgraf Philipp von Heſſen, ſowie der Fürſt Wolf von Anhalt, von Reichsſtädten aber Ulm, Straßburg, Nürnberg, Conſtanz, Lindau, Memmingen, Kempten, Nördlingen, Heilbronn, Reutlingen, Isny, St. Gallen, Weiſſenburg und Windsheim. Unmittelbar nachdem das Proteſt-Schriftſtück eingereicht war, verließen die Unterzeichner deſſelben den Reichstag, die zurückgebliebenen katholiſchen Stände aber gaben nunmehr den ausgeſchiedenen den Namen „Proteſtanten“, und dieſen Namen behielten fortan alle die bei, welche die Auctorität des Papſtes ſowie die Satzungen der römiſchen Kirche verwarfen.

Während dieß in Deutſchland vorging, war der Krieg in Italien noch nicht einen Augenblick lang ſiſtirt worden; ſein Verlauf jedoch

Digitalisiert von Google

gereichte, trotzdem die Landsknechtsarmee Rom der Peſt wegen hatte verlaſſen müſſen, der heiligen Liga keineswegs zum Vortheile. Vielmehr erlit das päpſtlich-franzöſiſche Heer eine Niederlage nach der andern und ſo ſah endlich Clemens VII. ein, daß er klüger daran thun würde, mit Karl V. Frieden zu ſchließen. Dieſer von ihm ſo ſehr begehrte Frieden kam auch richtig, weil Karl V. ſich Vortheil davon verſprach, am 29. Juni 1529 zu Barcelona zu Stande und dabei ſetzte ſeinerſeits der Papſt zwei Hauptbedingungen durch. Einmal die, daß ihm alle ſeine weltlichen Beſitzthümer zurückerſtattet werden müßten, und ſodann die, daß gegen die Religionsneuerungen in Deutſchland mit größter Strenge einzuſchreiten ſei. Gleich darauf, am 5. Auguſt 1529, vermittelte Clemens VII. zu Cambrai auch den Frieden zwiſchen Franz I. und Karl V. und der Erſtere mußte ſich dazu bequemen, auf Mailand und Gebiet zu verzichten, wogegen Karl V. ſeine Forderung wegen Burgund und Artois fallen ließ. Auch verpflichteten ſich beide Monarchen, gegen die Feinde der Kirche gemeinſam vorzugehen, und aus Freude hierüber ſetzte der Papſt dem Beherrſcher Spaniens, Italiens, Amerikas, der Niederlande und Deutſchlands am 24. Februar 1530 zu Bologna die Kaiſerkrone auf. Daraufhin aber ſchrieb Karl V., um ſein die Religionsneuerungen betreffendes Verſprechen in Erfüllung zu bringen, auf den Sommer 1530 einen großen Reichstag nach Augsburg aus und traf ſofort Anſtalt, dahin abzureiſen.

Die Gefahr für die Proteſtanten war alſo groß, denn man durfte darauf zählen, daß der Kaiſer, dem der Katholicismus ſchon ſeiner gut katholiſchen Königreiche Spanien und Neapel wegen ſehr am Herzen lag, alle ſeine Macht aufbieten würde, um dem Proteſtantismus ein Ende zu machen, und ſolches einſehend, drang der energiſche Landgraf Philipp von Heſſen darauf, daß die vom Papſtthum Abgefallenen in ihrer Geſammtheit, alſo ohne irgend welche Ausnahme, denn ſonſt ſeien ſie viel zu ſchwach, den Katholiſchen die Waage zu halten, ſich zum Widerſtand rüſten müßten. Dieſem Antrag aber widerſetzte ſich Luther in ganz energiſcher Weiſe. Es beſtand, wie wir wiſſen, eine tiefe Kluft zwiſchen ihm und Zwingli in Beziehung auf die Abendmahlslehre, und ſomit erklärte er, unterſtützt

Digitalisiert von Google

von ſeinen näheren Freunden, daß man mit den Zwinglianern oder Sacramentirern, wie man ſie nannte, in kein Bündniß treten dürfe. Vergebens wiederholte ihm der Landgraf, daß eine Einigung durchaus nothwendig ſei, weil eine Zerſplitterung der Kräfte — und zu Zwingli hielten außer den ſchweizeriſchen Eidgenoſſen ſehr viele Reichsſtädte, beſonders im Schwaben und im Elſaß — noch immer zum Verderben geführt habe; der ſtarrſinnige Reformator blieb dabei, daß die Lutheraner mit den Sacramentirern unmöglich Hand in Hand gehen könnten. Um nun das Letzte zu verſuchen, drang der Landgraf auf eine perſönliche Zuſammenkunft zwiſchen Luther und Zwingli und dieſe Zuſammenkunft fand in der That in den erſten Tagen des Octobers 1529 zu Marburg in Gegenwart des Landgrafen und vieler edler Herren ſtatt. Den Luther begleiteten Melanchthon, Bugenhagen, Juſtus Jonas und Andere, den Zwingli Oecolampadius, Bucer, Hedio und Sturm. Was war aber das Reſultat des dreitägigen Wortkampfes? Ei natürlich, jeder Theil beharrte auf ſeiner Anſicht und die Spaltung hatte ſich eher vergrößert als verringert.

Inzwiſchen nahte der Zeitpunkt, an welchem der Reichstag in Augsburg eröffnet werden ſollte, und da es ſich um Hochwichtiges handelte, ſo wollte kein einziger Reichsſtand fehlen. Schon im Mai trafen einzelne Fürſten, Biſchöfe, Grafen und Städteabgeordnete ein und am 13. Juni 1530 hielt der Kaiſer Karl V. ſeinen feierlichen Einzug. Fünf Tage ſpäter, am 18. Juni, wurde der Reichstag eröffnet und die Sprache, welche der Kaiſer in ſeiner Eröffnungsrede führte, konnte nicht mißverſtanden werden. Um ſo feſter ſchloſſen ſich alſo die lutheriſchen Stände an einander an und auf das Anſinnen des Kaiſers, daß ſie vor allem ihren mitgebrachten Theologen verbieten ſollten, in Augsburg nach proteſtantiſcher Lehre zu predigen, erwiderte der Markgraf Georg der Fromme von Brandenburg-Baireuth die denkwürdigen Worte: „Ehe ich meinen Gott und ſein Evangelium verläugnen wollte, eher wollte ich hier vor Eurer Majeſtät niederknieen und mir laſſen den Kopf abhauen.“ Nun hatten die lutheriſchen Fürſten, die damals in Torgau den Bund geſchloſſen, ſchon längſt vor ihrem Erſcheinen in Augsburg unter ſich abgemacht, dem Reichstag ein wohlgeordnetes, klares und vollſtändiges Glaubens-

Digitalisiert von Google

bekenntniß vorzulegen und mit der Ausarbeitung deſſelben den Melanchthon beauftragt, weil er viel gemäßigter und ruhiger zu ſchreiben verſtand, als der feurige Dr. Luther. Auch war Melanchthon ſchnellſtens ans Werk gegangen und die ſofort von ihm verfaßte „Confessio“ (ſo hieß das Glaubensbekenntniß auf lateiniſch, denn Melanchthon ſchrieb es zuerſt in lateiniſcher Sprache und überſetzte es dann wörtlich ins Deutſche) wurde von Luther ſelbſt in allen ihren Theilen gutgeheißen. Kaum alſo war der Reichstag eröffnet, ſo übergaben die proteſtantiſchen Stände dieſe ihre Confeſſion dem Kaiſer und verlangten deren öffentliche Verleſung vor den verſammelten Ständen. Solches zu verwilligen aber konnte der Kaiſer nicht umhin und ſomit trug am 25. Juni 1530, einem Sonnabend, der kurſächſiſche Kanzler Dr. Bayer das evangeliſche Bekenntniß in öffentlicher Sitzung mit weithindröhnender Stimme vor. Zwei Stunden lang, von 4 bis 6 Uhr Abends, dauerte die Verleſung und lautlos hörte die glänzende Verſammlung zu. Der Eindruck aber, den die Schrift — man nannte ſie von jetzt an die „Augsburgiſche Confeſſion“ — machte, war ein außerordentlicher und ſelbſt von den ärgſten Feinden des Proteſtantismus geſtanden nachher Mehrere (wie z. B. der Biſchof von Augsburg, Chriſtoph von Stadion und der Herzog Wilhelm von Baiern-München), daß ſie ſich unter der lutheriſchen Ketzerei etwas ganz Anderes gedacht hätten. Selbſtverſtändlich jedoch gaben ſich ſofort der anweſende päpſtliche Legat Campeggi und der vertraute Miniſter Karls V., Granvella, ſecundirt von den gefeierten Theologen Dr. Eck und Cochläus, alle Mühe, dieſen Eindruck zu verwiſchen, und die genannten beiden Theologen verfaßten alsbald auf Befehl Karls V. eine Widerlegung der Confeſſion, welcher ſie den Namen „Confutatio“ gaben. Auch dieſe Schrift wurde dann, am 3. Auguſt 1530, öffentlich verleſen und zugleich vom Kaiſer nebſt den tonangebenden katholiſchen Fürſten und Biſchöfen die Erklärung beigefügt, daß dieſelbe „unwiderleglich“ ſei. Freilich blieben deſſenungeachtet die proteſtantiſchen Stände die Antwort nicht ſchuldig, ſondern ließen durch Melanchthon und Juſtus Jonas die „Apologie der Augsburgiſchen Confeſſion“ verfaſſen, in welcher die Confutatio trotz ihrer Unwiderleglichkeit dennoch widerlegt wurde. Allein auf den Rath Granvella's

Digitalisiert von Google

und Campeggi's nahm Karl V. die Apologie gar nicht entgegen, sondern blieb dabei, es sei jeder weitere Schriftwechsel unnöthig, weil die Confutatio die volle Wahrheit enthalte. Auf vielfaches Andrängen übrigens gestattete er, daß noch ein letzter Versöhnungsversuch gemacht werde,und in Folge dessen fanden vom 16. August an mehrere Tage lang Unterredungen oder besser gesagt Disputationen zwischen lutherischen (Melanchthon, Brenz und Schnepf) und katholischen (Eck, Cochläus und Wimpina) Theologen statt. Dieselben führten jedoch zu keinem Resultat, weil jede Parthei ihr Recht behauptete, und noch viel weniger ging Karl V. auf das ein, was Luther schriftlich anrieth. Persönlich nemlich konnte Luther auf dem Reichstag nicht erscheinen, weil die vom Kaiser auf ihn geschleuderte Acht noch nicht zurückgenommen war und auch nie zurückgenommen wurde; allein sein Gutachten verlangte man protestantischerseits bei jeder Gelegenheit und dieses ging schließlich darauf hinaus, daß die Wirren auf keine andere Weise zu lösen seien, als dadurch, daß man „Gewissensfreiheit" gewähre. „Lasset", schrieb er deßhalb an den Kurfürsten Albrecht von Mainz, „Jedermann glauben, was er will, und zwinget die Evangelischen nicht zum Papstthum, die Katholiken nicht zur Reformation; vielmehr gewährt Freiheit des Denkens und Gewissens." Hievon aber wollten die Päpstlichen unter keinen Umständen etwas wissen, weil ihr Refrain immer dahin lautete, daß die katholische Religion die alleinwahre und alleinseligmachende sei, und von einer Verständigung konnte also keine Rede sein. Da drängte endlich der Kaiser auf einen definitiven Reichstagsabschluß und ließ auf den Rath Granvella's und Campeggi's den Ständen eine Vorlage machen, deren wesentlicher Inhalt dahin ging, daß in Allem, was den Glauben und den Gottesdienst angehe, die früheren Zustände wieder herzustellen seien. Die Messe sollte bleiben, das Heirathen der Priester aufhören, das Klosterwesen wieder neu erstehen, das Abendmahl in der alten Form ausgetheilt werden, die Heiligenverehrung zu ihrer früheren Geltung zurückkehren, die Bibel in der lutherischen Uebersetzung verpönt sein und mit einem Worte die ganze religiöse Neuerung, weil durch und durch ketzerisch, aufhören. Also verlangte der Kaiser von den Ständen, und diese in ihrer Mehrheit stimmten nicht nur zu, sondern decretirten

Digitalisiert von Google

ſogar noch den Beiſatz, daß Jeder, der wider ſolches Gebot handle, ſein Vermögen wie ſein Leben verwirkt habe. Aus beſonderer Gnade aber geſtattete Karl V. den Proteſtanten noch eine Bedenkzeit bis zum 15. April des nächſten Jahres und verband damit die Zuſage, daß dann — nach der Rückkehr der Evangeliſchen in den Schooß der Kirche — eine allgemeine Kirchenverſammlung zu Abſtellung eingeſchlichener Mißbräuche einberufen werden ſolle.

Alſo endigte der Reichstag zu Augsburg vom Jahre 1530 und am 19. November ſelbigen Jahres ward der „Abſchied" öffentlich verkündet. Nicht minder genehmigten die Stände damals auch die neue Strafproceß- und Gerichtsordnung, gewöhnlich nur „Carolina" (Constitutio criminalis Carolina) genannt, welche der Kaiſer wegen der großen Unordnung, die im Gerichtsweſen herrſchte (hier galt römiſches Recht, dort das gewohnte Herkommen und wiederum anderswo griff man zu den urdeutſchen Ordalien oder Gottesgerichten, als da ſind Zweikampf, Feuerprobe u. ſ. w., zurück), ſchon ſeit Jahren hatte vorbereiten laſſen; doch machten ſie den Vorbehalt: „daß hierdurch den Kurfürſten, Fürſten, Biſchöfen und Ständen an ihren alten wohlhergebrachten und billigen Gebräuchen und Rechten nichts benommen werden ſolle." Daraufhin reiſte Karl V. von Augsburg nach Köln, wohin er auf den 21. December 1530 auch die Kurfürſten zur Erledigung eines wichtigen Staatsgeſchäftes einlud, und ſowie nun die Letzteren — die katholiſchen nemlich, denn die proteſtantiſchen blieben aus Erbitterung über den Ausgang des Augsburger Reichstags weg — ſich eingeſtellt hatten, verlangte er von ihnen, daß ſie ſeinen Bruder Ferdinand, den Beherrſcher von Oeſtreich, Böhmen und Ungarn, zum römiſchen König, das iſt zu ſeinem Nachfolger als Kaiſer von Deutſchland erwählen ſollten. „Schon der Türken wegen," ſagte er zu ihnen, „ſei ein deutſcher König nothwendig, denn er ſelbſt könne nur zeitweiſe in Deutſchland verweilen; zur beſondern Empfehlung aber werde ſeinem Bruder der Umſtand dienen, daß derſelbe ſeiner gut katholiſchen Geſinnung wegen der rechte Mann dazu ſei, das ſoeben in Augsburg Beſchloſſene durchzuführen." Hierin pflichteten die anweſenden Kurfürſten dem Kaiſer vollſtändig bei und da nun dieſer auch noch das von dem reichen Hauſe Fugger in Augsburg

Digitalisiert von Google

entlehnte Geld mit vollen Händen austheilte, ſo wurde der Erzherzog Ferdinand am 5. Januar 1531 einſtimmig zum römiſchen König erwählt.

Jetzt glaubten die Päpſtlichen am Ziele ihrer Wünſche zu ſein; allein je mehr ſich die Gefahr ſteigerte, um ſo mannhafter zeigten ſich die evangeliſchen Fürſten und Stände. Schon damals, als die katholiſchen Kurfürſten in Köln tagten, erneuerte der Landgraf Philipp von Heſſen in Schmalkhalden ſeinen Bund mit dem Kurfürſten Johann von Sachſen und mit dem Beginn des Jahres 1531 erging von ihm eine Einladung an die übrigen evangeliſchen Stände, ſich auf den kommenden Februar vollzählig in genannter Stadt einzufinden. Furchtlos erſchienen die Meiſten und ſchloſſen, ohne langes Beſinnen, am 29. des genannten Monats vorderhand auf neun Jahre ein Schutz- und Trutzbündniß zur Vertheidigung ihres Glaubens. Das war der berühmte Schmalkhaldiſche Bund und unterſchrieben wurde derſelbe von dem Kurfürſten Johann von Sachſen, dem Landgrafen Philipp von Heſſen, den Herzogen Philipp, Ernſt und Franz von Braunſchweig-Lüneburg-Grubenhagen, dem Fürſten Wolf von Anhalt, den Grafen Gebhard und Albrecht von Mannsfeld, ſowie endlich den Städten Straßburg, Ulm, Conſtanz, Reutlingen, Memmingen, Lindau, Biberach, Isny, Lübeck, Magdeburg und Bremen. Andere Fürſten, wie z. B. der Markgraf Georg von Brandenburg-Baireuth und die Herzoge von Pommern und Mecklenburg, ſowie verſchiedene Städte (dahin zähle ich beſonders Nürnberg, Augsburg, Heilbronn, Kempten, Frankfurt, Eßlingen und Göttingen) hielten zwar noch zurück; aber man wußte, daß man im Fall der Noth auf ſie zählen könne. Noch mehr, ſelbſt der ſtreng katholiſche Herzog Wilhelm IV. von Baiern-München trat dem Bunde bei, obwohl allerdings nicht des Glaubens wegen, ſondern aus Haß gegen den Erzherzog Ferdinand, den neuernannten deutſchen König, und durch ſeine Vermittlung ſagte auch der König Franz I. von Frankreich ſeine Hülfe zu.

Nunmehr ſah Karl V. wohl ein, daß er ohne einen gewaltigen Krieg die Beſchlüſſe des Augsburger Reichstags unmöglich durchſetzen könne, und zugleich trat eine andere ſchwere Noth an ihn heran, die Osmanen- oder Türken-Noth nemlich. Von dem Vordringen der

Digitalisiert von Google

Türken, die Donau entlang, habe ich früher ſchon berichtet und ich ſetze nun hinzu, daß die Lage Ungarns und des öſtlichen Europa's dadurch mit jedem Jahre eine bedrohlichere wurde. Insbeſondere gefährlich ſtand es nach der Schlacht bei Mohacs, als Erzherzog Ferdinand die Krone Ungarns erbte, denn jetzt ſtellte ſich ihm unter dem Großfürſten Johann Zapolya von Siebenbürgen eine mächtige Parthei entgegen, welche ihn, den Habsburger, nicht als König anerkannte, und dieſe Parthei machte ſofort gemeinſchaftliche Sache mit dem türkiſchen Sultan Soliman II. So gelang es letzterem, trotzdem König Ferdinand alle Mittel, die ihm zu Gebot ſtanden, zur Vertheidigung ſeines Landes aufbot, die größere Hälfte von Ungarn zu erobern, und am Schluſſe des Jahres 1531 erfuhr man, daß die Türken die großartigſten Rüſtungen machten, um nicht blos den Reſt von Ungarn, ſondern auch ganz Oeſtreich nebſt den angrenzenden Ländern in ihre Gewalt zu bekommen. Einem ſolch' gewaltigen Feinde habsburgiſcherſeits zu widerſtehen, war rein unmöglich, wenn nicht ganz Deutſchland wie Ein Mann ſich erhob, und wie mußte es vollends erſt kommen, wenn, während Soliman von Ungarn her anſtürmte, die ſchmalkhaldiſchen Bundesgenoſſen von Deutſchland her in Oeſtreich einfielen? Dann waren die Habsburger nothwendig verloren und mit den Träumen Karls V. von einer Weltherrſchaft hatte es für immer und ewig ein Ende. Somit ſah Letzterer augenblicklich ein, daß es keine andere Rettung für ihn gebe, als ſich mit den proteſtantiſchen Fürſten und Ständen Deutſchlands zu vertragen, und in Folge deſſen leitete er im Sommer 1532 in Nürnberg Friedensunterhandlungen mit ihnen ein. Auch kam der gewünſchte Frieden am 23. Juli 1532 richtig zu Stande und in dieſem Uebereinkommen verpflichtete ſich der Kaiſer, die Vollziehung des Augsburger Reichstagsabſchieds vom Jahre 1530 bis zum Zuſammentritt eines allgemeinen Nationalconzils zu verſchieben. Mit andern Worten, es wurde den Proteſtanten zugeſtanden, daß ſie in ihrem Glauben und Cultus bis auf Weiteres ganz unbehelligt ſein ſollten, und daraufhin leiſteten die evangeliſchen Fürſten und Stände ſofort die erbetene Hülfe gegen die Türken. Auch wurden dieſe, nachdem ſie, mit Umgehung von Wien, in zwei Kolonnen bereits bis nach Linz und Graz vorgedrungen waren, glücklich zurück-

Digitalisiert von Google

geſchlagen und der tapfere Feldhauptmann Sebaſtian Schärtlin von Burtenbach brachte ihnen ſogar eine ſchwere Niederlage bei.

Der Religionsfrieden von Nürnberg, der „erſte“, wie man ihn gewöhnlich nennt, war, wenn man ehrlich ſein will, kein eigentlicher Frieden, ſondern nur ein Waffenſtillſtand; aber er brachte den Proteſtanten den unendlichen Vortheil, daß ſie in der Zwiſchenzeit ganz unbehelligt die Reformation ausbauen und weitere Anhänger gewinnen konnten. Dagegen barg er den nie hoch genug anzuſchlagenden Nachtheil, daß die Zwinglianer oder Reformirten ſtillſchweigend von demſelben ausgeſchloſſen wurden, und zwar einfach deßwegen, weil ſie in der Abendmahlslehre mit den Anſichten Luthers nicht harmonirten.

Sechstes Kapitel.

Der Tod Luthers, der ſchmalkhaldiſche Krieg und das Interim.

(1533—1548).

Der Haß zwiſchen den Katholiken und den „Neuerern“, wie die Päpſtlichen ihre religiöſen Gegner zu benennen liebten, ſollte in Oberalemannien, das iſt in der Schweiz, zuerſt zum Religionskrieg führen. Dort hatte die Lehre Zwingli's, von Zürich ausgehend, allüberall in den Städten ſowie in dem zu ihnen gehörigen Flachland begeiſterten Anhang gefunden, beſonders als auch noch das mächtige Bern anno 1528 der Reformation offen beitrat. In den Urkantonen dagegen, alſo im ſchweizeriſchen Hochland, das von einfachen Bauern und Hirten bewohnt wurde, hielt man am alten Glauben feſt und enger und enger ſchloſſen ſich alſo Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Luzern an einander an. Vergebens mahnten die patriotiſch Geſinnten auf beiden Seiten zur Verſöhnung und veranſtalteten zu dieſem Behufe im Mai 1526 in Baden ein ſogenanntes Religionsgeſpräch. Der

Digitalisiert von Google

Riß aber wurde dadurch nur noch klaffender, weil jede Parthei ſich den Sieg zuſchrieb und von der andern Unterwerfung verlangte. Zuerſt begann daraufhin Luzern die „Neuerer“ auszutreiben oder ſie gar, wie den Bilderſtürmer Hottinger, mit dem Leben zu ſtrafen, und alsbald fand dieß Beiſpiel in Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug Nachahmung. Dazu kam dann noch der Zorn der Urkantone darüber, daß der Reformator Zwingli auf die Abſchaffung der verderblichen Sitte des Reislaufens (des Kriegsdienſtnehmens für fremde Potentaten um ſchnöden Sold) drang, denn die Jugend in den Urkantonen, in denen die Armuth zu Hauſe war, wollte ſich dieſen herrlichen Verdienſt nicht rauben laſſen und noch weniger waren die Hauptleute, welche die kriegsluſtige Jugend ins Feld führten und dafür beträchtliche Jahrgelder bezogen, hiezu geneigt. So nahm, geſchürt von den katholiſchen Prieſtern und Mönchen, die Erbitterung von Jahr zu Jahr zu und mit dem Jahre 1530 kündigten die obgenannten Urkantone der übrigen Eidgenoſſenſchaft den längſt beſtandenen Bund auf. Daraufhin ordneten ihre Nachbarn, die Zürcher und Berner, eine Gränzſperre gegen die Urkantone an und brachten dieſe dadurch faſt zur Verzweiflung. Natürlich, denn in den Bergen innen wuchs nur Gras zur Viehfütterung, das Korn und Mehl aber mußte von jeher von außen bezogen werden. Weil nun aber die Abſperrung aller und jeder Zufuhr in den Gebirgskantonen eine entſetzliche Noth erzeugte, fielen dieſe im Herbſt 1531 plötzlich, 10,000 Mann ſtark, ins Zürchergebiet ein und dieſer verhältnißmäßig großen Macht konnten die Zürcher, welche gar nicht gerüſtet waren, für den Augenblick nur ein kleines Corps entgegenſtellen. Trotzdem ſtellten ſich dieſe wenigen Hunderte ihren Feinden am 11. October 1531 bei Kappel kühnlich entgegen und mitten in ihren Reihen kämpfte auch Zwingli, weil jederzeit der erſte Geiſtliche das Banner des Kantons geleitete. Der Ausgang des Kampfes konnte nicht zweifelhaft ſein, denn wie hätten die Wenigen gegen die Uebermacht aufkommen können? Sie wurden alſo größtentheils erſchlagen und Zwingli ſelbſt ſtarb ebenfalls den Heldentod. Schon dieß war ein ungeheurer Verluſt; ein noch größerer aber beſtand darin, daß die Zürcher ſich ſofort genöthigt ſahen, einen drückenden Frieden einzugehen, in welchem ſtipulirt

Digitalisiert von Google

wurde, es ſei im Toggenburgiſchen, im Thurgau und im Rheingau der katholiſche Gottesdienſt wieder herzuſtellen. Gleichſam zum Erſatz hiefür übrigens eroberte drei Jahre ſpäter Bern in Verbindung mit Genf das ganze Waadtland, um es zu reformiren, und von Genf aus verbreitete ſich ſodann durch Johann Calvin oder, wie die Franzoſen ſagen, Jean Chauvin, die verbeſſerte Zwingliſche Lehre über einen großen Theil von Frankreich, dort ſpäter (die franzöſiſchen Reformirten hießen ſich Hugenotten, das iſt Eidgenoſſen, weil eidlich mit den ſchweizeriſchen Religionsgenoſſen verbündet) ſchwere Kämpfe erzeugend. Auf das Nähere jedoch können wir uns hier nicht einlaſſen, weil es nicht zur deutſchen Geſchichte gehört, und ſomit wenden wir uns wieder zu unſerem Vaterlande zurück.

In welcher Weiſe Thomas Münzer gewirkt und wie er insbeſondere auch die Lehre verbreitete, daß alle Erwachſenen, weil die Taufe der Kinder keinen Werth habe, wiedergetauft werden müßten, haben wir weiter oben ſchon geſehen. Dieſe Lehre von der Wiedertaufe nun fand gleich von Anfang an eine Menge von Anhängern und es wollte nicht viel helfen, daß man da und dort mit den ſtrengſten Strafen gegen ſie einſchritt. Nach der gräßlichen Niederlage der Münzeriſchen bei Frankenhauſen aber ſchien es um die ganze Wiedertäuferſekte geſchehen zu ſein und in der That konnte ſie im Fränkiſchen, Sächſiſchen und Thüringiſchen ihr Haupt nie mehr erheben. Um ſo tiefer dagegen wurzelte die Schwärmerei am untern Rhein, beſonders in Weſtphalen und den Niederlanden, und man begnügte ſich dort bald nicht mehr mit der bloßen Verwerfung der Kindertaufe. Nein, man verlangte auch die geiſtige Taufe — die Wiedergeburt im Geiſte — und träumte von der Stiftung des himmliſchen Reichs auf Erden, verbunden mit der Gleichheit aller Chriſten in der vollkommenſten Gütergemeinſchaft. Insbeſondere thätig in dieſem Sinne waren drei Niederländer, einmal der Bäcker Johann Matthieſen aus Harlem, welcher ſich, wie vor ihm Münzer, göttlicher Offenbarungen rühmte, ſodann der Schneider Johann Bockold aus Leyden, den ſeine wilde Phantaſie halb verrückt gemacht hatte, und drittens Gerrit Kippenbroek aus Amſterdam, genannt Gerrit der Buchbinder. Nun führte zu Anfang des Jahres 1532 die Stadt

Digitalisiert von Google

Münſter in Weſtphalen unter Anführung des Syndicus von Wyk und des reichen Tuchmachers Bernhard Knipperdolling trotz des heftigſten Widerſpruchs des gut katholiſchen Biſchofs Friedrich III. und ſeines Domkapitels die Reformation ein und berief den eifrigen Bernhard Rothmann, der ſich ſtark zu den Wiedertäufern hinneigte, als erſten proteſtantiſchen Prediger. Darüber empört, dankte Friedrich III. ab und ſein Nachfolger wurde der ultrapapiſtiſche Franz von Waldeck, der ſogleich mit allen ſeinen Domherren die Stadt verließ. Noch mehr, der neue Biſchof begann alsbald — im Sommer 1533 — ein Heer zu ſammeln, das er gegen die von ihm abgefallene Bürgerſchaft führen wollte, und daraufhin entſtand natürlich unter dieſer eine furchtbare Aufregung. Dieſen Zeitpunkt ergriff der fanatiſche Matthieſen und eilte mit Bockold und andern Geſinnungsgenoſſen nach Münſter, um Proſelyten zu machen. Auch fiel es ihm nicht ſchwer, ſolche zu gewinnen, und ſelbſt die reichen Bürger Knipperdolling, Krechting und Tilbeck nebſt dem Pfarrer Rothmann traten zu ihm über. Kaum aber hatte er feſten Boden gewonnen, ſo trat er auch hier, wie früher in den Niederlanden, als Prophet auf und wußte durch ſeine glühenden Vorträge über die Gründung des Reichs der Heiligen, in welchem alle Chriſten gleich ſeien und in Gemeinſchaft, ohne abgeſondertes Eigenthum, leben ſollten, einen großen Theil der Einwohnerſchaft, vor allem den weiblichen, bis zur Tollheit zu exaltiren. Bald kam auch Zuzug aus den Niederlanden, worunter beſonders viel entlaufene Nonnen, ſowie andere Frauensperſonen, die ihr früheres unſittliches Leben durch ihre jetzige Schwärmerei wieder gutmachen wollten, und dieſe Alle genirte es gewaltig, daß eine gemäßigte Parthei unter den Bürgern, den edlen Syndicus von Wyk an der Spitze, ſich ihrem wahnſinnigen Gebahren widerſetzte. In aller Heimlichkeit beriethen ſie ſich alſo mit ihrem Propheten Matthieſen und in der ſtürmiſchen Winternacht vom 27. Februar 1534 hörte man plötzlich ein wüſtes Gebrüll in den Straßen, aus dem man im Anfang nicht recht klug werden konnte. Bald aber begriff man Alles, denn die Brüllenden ſtürzten ſich ſchaarenweiſe in die Häuſer der Gemäßigten und riſſen dieſe mit Gewalt und unter den furchtbarſten Drohungen aus den Betten. „Hinaus, ihr Gottloſen, hinaus!“ ſchrieen ſie und halbnackt,

Digitalisiert von Google

barfuß, ohne jegliche Habe trieb man dieſelben, darunter auch den edlen von Wyk, zu den Thoren hinaus. Natürlich aber unterließ man es nicht, ſich auch ihres ſämmtlichen Eigenthums zu bemächtigen, und zugleich wurde der Prophet Matthieſen zum Dictator der Stadt ausgerufen. Dieſer aber ließ ſich nicht lange bitten, die Stelle, nach der er ſchon lange gedürſtet hatte, anzunehmen und ernannte ſofort die Bürger Knipperdolling, Krechting und Tilbek, ſowie ſeine „Mitſtreiter in dem Herrn", den Schneider Bockold und den Buchbinder Gerrit, zu ſeinen Adjutanten. Was nunmehr unter dieſer Gewaltherrſchaft für tolles Zeug ausgeheckt wurde! Alle Bücher, die es in der Stadt gab, darunter die herrliche Bibliothek des gelehrten Rudolph von Lange, verbrannte man — die Bibeln allein ausgenommen — auf einem großen Scheiterhaufen. Alles Geld und Gut mußte zuſammengetragen werden, um es zur Verfügung der „heiligen Gemeinde" zu ſtellen. Privateigenthum durfte Keiner mehr beſitzen, ſondern man lebte fortan in vollſtändiger Gütergemeinſchaft. Jeder bezog ſein Eſſen, ſein Trinken, ſeine Kleidung aus der allgemeinen Vorrathskammer und Jedem wurde dafür ſeine Arbeit — worunter natürlich auch das Wacheſtehen und die Vertheidigung der Stadtmauern gegen den außen lagernden Feind, denn der Biſchof hatte inzwiſchen ein kleines Heer geſammelt, gehörte — angewieſen. Das Allerverrückteſte jedoch wurde in öffentlichen Umzügen geleiſtet, an denen ſich beſonders die Weiber betheiligten, und zu welchem Wahnwitz erſt die Kanzeln mißbraucht wurden, kann man ſich denken. Merkwürdigerweiſe übrigens endete dieſe wahnwitzige Dictatur des Matthieſen ſchon nach kurzem und zwar in einer Weiſe, die nicht daran zweifeln läßt, daß derſelbe kein Betrüger, ſondern ein Tollhäusler war. Kaum nehmlich hatte der Biſchof die Belagerung der Stadt begonnen, ſo eilte der Prophet am hellen Mittag zu einem Thore, das er ſich öffnen ließ, hinaus, laut verkündend, daß er durch die Allmacht Gottes die feindliche Armee ganz allein ſchlagen werde; allein nicht ſobald ſah ihn der Feind, ſo ſprengten einige biſchöfliche Reiter auf ihn zu und hieben ihn, ohne daß er ſich gewehrt hätte, nieder. Mit ſeinem Prophetenthum war es alſo aus; das Prophetenthum ſelbſt jedoch ging damit in Münſter nicht zu Ende. Im Gegentheil riefen die Anhänger

Digitalisiert von Google

des Getödteten jetzt augenblicklich den Schneider Bockold zum Propheten und Dictator aus, und dieser übertraf seinen Vorgänger noch bei Weitem. Ja, der Verstorbene war offenbar ein Stümper gegen ihn, den Meister im Wahnwitz gewesen, und jeder Tag brachte jetzt eine neue Erfindung. Insbesondere führte Bockold, weil durch den starken weiblichen Zuzug ein großer Ueberfluß an Frauen vorhanden war, die Vielweiberei ein und ließ sich dann unter dem Titel „Johann von Leyden" zum „König der Gerechtigkeit" über den ganzen Erdkreis ernennen. Dem wilden Knipperdolling aber übertrug er das „Schwert der Gerechtigkeit" und derselbe mußte jeden hinrichten, der an der göttlichen Mission des neuen Königs einen Zweifel wagte. Doch wozu die vielen Einzelnheiten? Genug, eine wahnwitzigere Wirthschaft hatte man nicht gesehen, so lange die Welt steht; aber um so schrecklicher war auch das Ende. Nachdem nehmlich der Bischof Franz die Belagerung Münsters fast bis zum Schluß des Jahres 1534 ohne irgend welchen Erfolg — denn die Belagerten vertheidigten sich nach der Anweisung ihres Königs der Gerechtigkeit mit einem Muth, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre — fortgesetzt hatte, sah er endlich ein, daß er für sich allein viel zu schwach sei, die Stadt zu überwinden, und wandte sich an die benachbarten Fürsten um Unterstützung. Alle, auch der Landgraf Philipp von Hessen, trotzdem er sonst den papistischen Bischof haßte, entsprachen seiner Aufforderung mit Vergnügen, weil sie wohl einsahen, daß gegen ein solches Gebahren, wie das der Wiedertäufer in Münster, ein Exempel statuirt werden müsse, und von nun an wurde die Belagerung ganz anders betrieben. Endlich am 24. Juni 1535 konnte man zum Hauptsturm schreiten und derselbe endete natürlich mit der Eroberung der Stadt. Wie man aber jetzt mit derselben und ihren Einwohnern verfuhr! Glücklich durften sich noch diejenigen preisen, welche den Tod im Kampfe gefunden hatten, und dieses Loos war sehr Vielen, Weibern wie Männern, darunter auch dem Prediger Rothmann und dem reichen Tilbeck, zu Theil geworden. Diejenigen dagegen, welche in Gefangenschaft geriethen, wurden sämmtlich unter den ausgesuchtesten Martern hingerichtet, und diese Marter-Torturen trafen besonders den Schneider Bockold, genannt Johann von Leyden, sowie die Bürger Knipper-

Digitalisiert von Google

Dolling und Krechting, welche ebenfalls gefangen worden waren. Doch richtete man sie erst hin, nachdem man sie vorher ein halb Jahr lang in eisernen Käfigten als „rare Vögel" in ganz Deutschland zur Schau herumgeführt und jeden Tag bis zum Tod gepeinigt hatte. Das war das Ende des Münster'schen Unwesens und man kann sich nun wohl denken, daß in die so furchtbar mitgenommene Stadt kein Einziger der früher Ausgetriebenen zurückkehren durfte, wenn er sich nicht zum strengsten Katholicismus bekannte, denn von jetzt ab blieb der Bischof vollkommener Herr derselben.

In die nemliche Zeit, da in Münster die wiedertäuferische Verrücktheit sich breit machte, fiel ein anderes hochwichtiges Ereigniß, das ebenfalls mit der Reformation aufs engste zusammenhing, ich meine die Wiedereinsetzung des Herzogs Ulrich von Württemberg in seine Stammlande. Warum, wann und durch wen der genannte Herzog aus Württemberg vertrieben worden sei, haben wir weiter oben gesehen und nicht minder wissen wir auch, auf welche Manier das bewußte Herzogthum in den Besitz Ferdinands von Oestreich, des neu creirten römischen Königs, gekommen war. Mit seiner Regierung übrigens standen die Württemberger in ihrer großen Mehrzahl auf sehr gespanntem Fuße, denn der Statthalter, den er über das Land setzte, mußte auf seinen Befehl mit eiserner Strenge darüber wachen, daß der Geist der Reformation nicht aufkomme, während doch die meisten Bewohner, besonders die Bürger in den Städten (ihre nächsten Nachbarn, die Reichsstädte, waren ja fast alle längst lutherisch geworden), sich derselben nur allzugerne angeschlossen hätten. Nicht minder streng wurde gegen die verfahren, welche ihre Anhänglichkeit an den vertriebenen Herzog Ulrich nicht tief genug verbargen, und mancher ehrliche Württemberger mußte seine Loyalität mit dem Leben bezahlen. Durch solche Härte aber erzeugte die habsburgische Regierung gerade das Gegentheil von dem, was sie bezweckte, das nemlich, daß die Sehnsucht nach dem angestammten Regenten immer allgemeiner, daß der Haß gegen die habsburgische Occupation immer intensiver wurde. Inzwischen war das Innere des vertriebenen Herzogs Ulrich, der sich meist auf seiner während des Exils erworbenen Feste Hohentwiel aufhielt, durch das harte Geschick, das ihn betroffen,

Digitalisiert von Google

vielfach geläutert worden, und er hatte nicht nur den übermüthigen Tyrannen, der er früher gewesen, sondern auch die katholische Religion abgelegt. Dadurch aber, daß er sich nunmehr dem Lutherthum mit vielem Eifer zuwandte, gewann er in dem tapferen und entschlossenen Landgrafen Philipp von Hessen, seinem Vetter (Philipps Vater Wilhelm war ein Schwestersohn Eberhards I., des ersten Herzogs von Württemberg gewesen), einen engen Freund und dieser beschloß sofort im Jahr 1533, seinem „lieben Utz" die verlornen Lande mit Gewalt — mit allem Bitten und Klagen hatte man bis jetzt nichts erreichen können — wieder zu erobern. Auch schien der Augenblick sehr gut gewählt zu sein, denn der Kaiser Karl V. war in Spanien und sein Bruder Ferdinand, der neue römische König, in Ungarn abwesend; der schwäbische Bund aber hatte sich soeben factisch aufgelöst, weil seine Mitglieder, die zum Theil der protestantischen, zum Theil der katholischen Sache anhingen, sich gegenseitig hart anfeindeten. Wer sollte also dem Statthalter des Königs Ferdinand in Württemberg beistehen, wenn der Landgraf Philipp gegen ihn heranrückte? Solches Alles überlegte der Letztere mit Fleiß und sammelte im Winter von 1533 auf 1534 ein Heer von 24,000 Mann (das Geld dazu, 100,000 Sonnenthaler, lieh ihm der König von Frankreich aus Haß gegen das Haus Habsburg), zu welchem der vertriebene Ulrich mit einer kleinen Mannschaft stieß. Mit dem Beginn des Frühjahrs 1534 wurde dann der Feldzug gegen die habsburgische Herrschaft in Württemberg eröffnet und in Eilmärschen zog der Landgraf durch den Odenwald heran. Bei Lauffen am Neckar, zwei Stunden oberhalb Heilbronn, kams am 23. April 1534 zur Schlacht; da aber der habsburgische Statthalter, Pfalzgraf Friedrich, noch keine 10,000 Mann hatte aufbringen können, brachte ihm der Landgraf eine so entschiedene Niederlage bei, daß derselbe über Hals und Kopf entfloh. Daraufhin ergaben sich alle festen Plätze, in welchen habsburgische Besatzungen lagen, fast ohne Schwertstreich und mit unendlichem Jubel huldigte ganz Württemberg seinem wiedergekehrten Herzoge. Der Landgraf Philipp aber zog mit seinen siegreichen Truppen an die obere Donau hinauf und machte Miene, in Vorderöstreich einfallen zu wollen. Was blieb nun dem Könige Fer-

Digitalisiert von Google

dinand anders übrig, als ſich in das Unvermeidliche zu fügen? Er beſaß kein Heer, dem Landgrafen entgegenzutreten, weil er alle ſeine Truppen in Ungarn gegen die Türken nothwendig brauchte, und Sympathieen im Württembergiſchen für ihn waren ohnehin nicht vorhanden. Somit erkaufte er den Frieden damit, daß er den wiedergekehrten Ulrich als Herzog von Württemberg anerkannte, mit dem Vorbehalt jedoch, daß das Herzogthum ein Afterlehen des Hauſes Habsburg bleiben und an dieſes zurückfallen ſolle, ſobald der Mannsſtamm der Württemberger ausſterbe.

Die Wiedereinſetzung des Herzogs Ulrich in ſein Stammland war ein großer Gewinn für die Reformation, denn alsbald wurde dieſelbe zur großen Befriedigung der Bevölkerung in allen Städten und Dörfern des Landes eingeführt. Ueberdem trat der Herzog ſofort dem Schmalkhaldiſchen Bund bei und endlich ließ ſich durch die Lage Württembergs mitten innen zwiſchen den norddeutſchen proteſtantiſchen Ländern und der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft eine friedliche Einigung zwiſchen Lutheranern und Zwinglianern anbahnen, zu welchem Behufe ſpäter Melanchton die ſogenannte Wittenberger Concordienformel abfaßte. Als einen weiteren großen Gewinn für die Reformation bezeichne ich den anno 1535 erfolgten Tod des Kurfürſten Joachim I. von Brandenburg, welcher während ſeiner ganzen Regierung überaus ſtreng am Alten feſtgehalten hatte, denn ſein Sohn und Nachfolger Joachim II., mit dem Beinamen Hektor, ließ, wenn er auch dem Schmalkhaldiſchen Bunde nicht beitrat, das Lutherthum überall frei gewähren und bekannte ſich, nachdem er die drei Bisthümer Brandenburg, Havelberg und Lebus ſeinem Staate einverleibt hatte, von 1539 an ſelbſt zu der neuen Lehre. Ebenſo thaten der Graf Wilhelm von Naſſau, der Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken und der Pfalzgraf Philipp von Neuburg, nebſt noch einer Menge kleinerer Dynaſten, und ſelbſt die Bisthümer Lübeck, Schwerin, Kammin, Magdeburg, Halberſtadt und Bremen ſchloſſen ſich, nachdem ihre Biſchöfe ſich ins Privatleben zurückgezogen hatten, der Reformation an. Umgekehrt aber brachte der Tod des Kurfürſten Johann von Sachſen (16. Auguſt 1532) derſelben keinen Nachtheil, weil ſein Sohn und Nachfolger Johann Friedrich durchaus und entſchieden in ſeine

Digitalisiert von Google

Fußſtapfen trat. Was Wunder nun, wenn Angeſichts ſolch' großer Fortſchritte, welche die Reformation machte, die katholiſch gebliebenen Stände ſich ebenfalls enger als je aneinander anſchloſſen und im Juni 1538 zu Nürnberg einen „heiligen Bund" zur Abwehr des Proteſtantismus ſchloſſen? Eine beſondere Ausdehnuug erhielt übrigens der Bund nicht, indem ihm außer dem römiſchen Könige Ferdinand, dem Beherrſcher von Oeſtreich, Böhmen und Ungarn, nur die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern, der Herzog Georg von Sachſen-Thüringen, die Herzoge Erich und Wilhelm von Braunſchweig-Kalenberg und die Erzbiſchöfe von Salzburg und Mainz beitraten.

Inzwiſchen arbeitete Kaiſer Karl V. beſtändig auf eine allgemeine Kirchenverſammlung hin, denn durch eine ſolche, auf welche ſich ja die Proteſtanten ſtets berufen hatten, hoffte er über die religiöſen Neuerungen noch am eheſten Herr werden zu können. Somit drang er ſchon im Jahr 1532 in den Pabſt Clemens VII., ein Conzil einzuberufen; allein dieſer wich der Forderung ſtets unter allerlei Vorwänden aus und erklärte überdem mit Beſtimmtheit, daß der Sitz der Verſammlung, wenn je eine ſolche zu Stande käme, nie anderswo ſein könnte, als in einer italieniſchen Stadt. Endlich, am 25. September 1534, ſtarb Clemens VII. und ihm folgte der Cardinal Alexander Farneſe unter dem Titel Paul III. Sofort eilte Karl V. in Perſon nach Rom und brachte es auch richtig ſo weit, daß der Pabſt in die Einberufung einer Kirchenverſammlung willigte. Allein wo ſollte dieſelbe tagen? Nirgends anders, als in der Stadt Mantua, denn Paul III. wollte ſichs nicht nehmen laſſen, ſie genauſtens zu überwachen, um alle ſeine Satzungen durchſetzen zu können. Hiegegen erhoben die deutſchen Fürſten, ſelbſt die katholiſchen, Einſprache und weil ſie feſt darauf beſtanden, daß das Conzil, um in ſeinen Beſchlüſſen völlig frei zu ſein, in einer deutſchen Stadt abgehalten werden müſſe, verſchob der Pabſt die Sache wieder auf die lange Bank. Ueberdem mußte ſie auch Karl V. für jetzt ruhen laſſen, weil er Oberitaliens wegen im Jahr 1536 in einen neuen Krieg mit Frankreich verwickelt wurde, der wieder mehrere Jahre lang andauerte. Nachdem nun übrigens auch dieſer Krieg ſein Ende (Waf-

Digitalisiert von Google

fenstillstand von Nizza vom 18. Juli 1538) erreicht und ein zu Regensburg im Mai 1541 abgehaltenes Religionsgespräch zwischen Doctor Eck und Melanchton abermals zu keinem Resultat geführt hatte, kam Karl V. auf seine Conzilsforderung zurück und zwar mit solchem Nachdruck, daß der Pabst nothgedrungen einwilligen mußte. Somit wurde das Conzil auf den November 1542 nach Trient ausgeschrieben und damit, erklärte der Pabst, habe er dem deutschen Reich das äußerste Zugeständniß gemacht, denn Trient sei eine deutsche Stadt. Das hatte nun nominell seine Richtigkeit, allein auch nur nominell, weil Trient, auf italienisch Trento, damals schon längst total italisirt war. Ueberdem konnte es seiner Lage wegen — es gehört bekanntlich zu Welsch-Tyrol und gränzt unmittelbar an Italien — von den welschen Bischöfen weit bequemer besucht werden, als von Deutschland her, wo man erst die Alpen übersteigen mußte, und da nun der Pabst noch die Bedingung hinzufügte, daß die Protestanten sich zum voraus verpflichten müßten, alle Mehrheits-Beschlüsse des Conzils „unbedingt" anzuerkennen, so weigerten sich die lutherischen Stände, dasselbe zu beschicken. Natürlich, denn es lag in der Natur der Sache, daß die Päbstlichen in Trient eine große Mehrzahl der Stimmen besitzen würden, und somit wäre dem Protestantismus mit der Annahme der genannten päbstlichen Bedingung der Todesstoß versetzt worden. All' der Streit hierüber jedoch erwies sich als praktisch werthlos, indem jetzt Karl V. — abermals wegen Mailand — in einen neuen — dritten — Krieg mit Franz I. von Frankreich verwickelt wurde, der jedes Friedenswerk an der Gränze Oberitaliens unmöglich machte und erst nach drei Jahren im Frieden von Cresby (18. September 1544) sein Ende fand. Jetzt freilich schrieb der Pabst das Conzil von neuem nach Trient aus und zwar auf den März 1545; allein die Bischöfe trafen so langsam in Trient ein, daß die Versammlung erst am 13. Dezember 1545 eröffnet werden konnte. Weil nun übrigens protestantischerseits aus obgenannten Gründen Niemand sich einstellte, schrieb Karl V. auf das Frühjahr 1546 einen großen Reichstag nach Regensburg aus, in der Hoffnung, es auf diesem dahin zu bringen, daß die protestantischen Fürsten ihren Widerstand aufgeben würden.

Digitalisiert von Google

Kurz zuvor, ehe dieſer Reichstag zuſammentrat, am 18. Februar 1546, ſtarb Doctor Martin Luther, der gewaltige Begründer der deutſchen Reformation. Wenige Jahre zuvor hatte er noch die Freude erlebt, daß auch der Albertiniſche Theil von Sachſen mit Meiſſen und Thüringen zum Proteſtantismus übertrat und er in Leipzig die Kanzel beſteigen konnte, denn am 24. April 1539 war der ultrakatholiſche Herzog Georg verſtorben und ſein Bruder und Erbe, Herzog Heinrich II., bekannte ſich alſobald zur neuen Lehre. Freilich hatte Georg in ſeinem Teſtamente feſtgeſetzt, daß in ſolchem Falle Heinrich vom Erbe ausgeſchloſſen ſein ſolle; allein letzterer ging über dieſe Beſtimmung hinweg, als ob ſie gar nicht vorhanden wäre, und die Bewohner Meiſſens und Thüringens, die längſt nur noch gezwungen ſich zur papiſtiſchen Lehre bekannt hatten, jubelten ihm darob laut zu. Was nun übrigens die Perſönlichkeit des Doctor Luther ſelbſt anbelangt, ſo nahmen ſeine Kräfte vom Jahr 1544 an ſchnell ab und man darf ſich hierüber nicht im geringſten verwundern, da er in den langen Jahren ſeiner Thätigkeit faſt Rieſiges geleiſtet hatte. Man bedenke nur ſeine Bibelüberſetzung und die Maſſe von anderen Schriften, die er herausgab! Man bedenke ferner ſein Amt als erſter Prediger Wittenbergs, das ihn alle Sonntage auf die Kanzel rief, ſowie ſeine Profeſſur an der dortigen Univerſität mit all' den vielen damit verknüpften mühſeligen Studien! Man bedenke endlich die Nothwendigkeit, alle ſeine Anhänger in ihren beſonderen Angelegenheiten zu berathen, und den aufregenden Kampf, den er ſtets mit den Papiſten zu beſtehen hatte! Am 23. Januar 1546 reiste er auf die Bitte der Grafen von Mannsfeld von Wittenberg nach Eisleben, um verſchiedene Irrungen in deren Familie zu ſchlichten, und am 29. Januar dort angekommen, unterzog er ſich dieſem Geſchäfte mit gewohnter Energie. Allein bald fühlte er ſich ſo ſchwach, daß ihn öfters Ohnmachten anwandelten, und am Morgen des 18. Februar hauchte er in Gegenwart des Doctor Jonas und anderer Freunde ſeinen großen Geiſt aus. Vier Tage ſpäter brachte man ſeine Ueberreſte nach Wittenberg, um ſie dort beizuſetzen.

Auf dem Reichstag zu Regensburg ſollten die proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands, wie ſchon geſagt, dahin gebracht werden, ihren

Digitalisiert von Google

Widerſtand gegen die Beſchickung des Tridentiniſchen Conzils aufzugeben; diejenigen aber, welche ſich nicht hiezu bequemen würden, war Karl V. feſt entſchloſſen, mit Gewalt in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückzuführen, und zu dieſem Behufe ließ er insgeheim in den Niederlanden ein ſtarkes Heer anwerben. Nicht minder unterhandelte er mit dem Pabſte, daß ihm derſelbe Hülfstruppen ſtelle, und endlich wurde auch noch der König Ferdinand beauftragt, in Ungarn und Böhmen ein Heer auf die Beine zu bringen. Umgekehrt dagegen hatte ſich der König von Frankreich in dem Frieden von Cresby anheiſchig gemacht, die deutſchen Proteſtanten weder mit Geld noch mit Mannſchaft zu unterſtützen, und ſomit waren dieſe rein auf ſich ſelbſt angewieſen. Kaiſer Karl V. konnte alſo menſchlicher Berechnung nach des Sieges gewiß ſein; allein um dieſen noch gewiſſer und ſicherer zu machen, betrachtete er es als ſeine Hauptaufgabe, es auf dem Reichstag von Regensburg dahin zu bringen, daß die proteſtantiſchen Stände unter ſich uneins würden. Sicherlich, an gar Nichts, was einen Sterblichen verführen kann, wollte er es fehlen laſſen, um wenigſtens Einzelne der proteſtantiſchen Fürſten auf ſeine Seite herüberzuziehen, und wenn ihm dieß gelang, war dann nicht der Schmalkhaldiſche Bund geſprengt und gelähmt? Darum, als nun am 5. Juni 1546 der Reichstag eröffnet wurde, trat er alsbald mit einigen kleineren proteſtantiſchen Dynaſten, die perſönlich erſchienen waren — die größeren ließen ſich durch Geſandte vertreten, weil in ihnen der Entſchluß, das Conzil nicht zu beſchicken, zum voraus feſtſtand und ſie nicht in die unangenehme Lage kommen wollten, ſolches dem Kaiſer ins Geſicht ſagen zu müſſen — in Unterhandlung, und zwar vor allem mit Zweien. Einmal nemlich mit dem Herzog Moritz von Sachſen-Thüringen, dem Sohne des Herzogs Heinrich II., der ſeinem Vater nach deſſen Tode anno 1541 in der Regierung gefolgt war, und ſodann mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Baireuth, dem Sohne und (ſeit 1541) Erben des Markgrafen Kaſimir. Letzterer, genannt Alcibiades, ein eben ſo leichtſinniger und liederlicher, als tolldreiſter und tapferer junger Herr ohne irgend welche moraliſche Grundſätze, ließ ſich augenblicklich zu Allem herbei, was der Kaiſer von ihm verlangte, ſobald ihm dieſer nur reiche Beute und

Digitalisiert von Google

Plünderungen in Aussicht stellte. Der überaus kluge Herzog Moritz aber stellte weit schwerere Bedingungen, denn er wußte wohl, welchen Werth sein Abfall vom Schmalkhaldischen Bunde, dessen Mitglied er gleich nach dem Tode seines Vaters geworden war, für den Kaiser habe. Er erhielt übrigens Alles zugesagt, was sein furchtbarer Ehrgeiz, sowie sein lang eingewurzelter Haß gegen den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen (diesen Haß gab Johann Friedrich doppelt wieder heim, und die verschiedenen Versuche des Landgrafen Philipp von Hessen, dessen Tochter Moritz geehlicht hatte, die beiden Gegner zu versöhnen, erwiesen sich daher immer als vergebliche) ihn zu verlangen antrieb, und daraufhin legte er das feierliche Versprechen ab, sowohl die Beschlüsse des Tridentinischen Conzils anzuerkennen, als auch dem Kaiser in dem bevorstehenden Kampfe gegen den Schmalkhaldischen Bund die treueste Hülfe zu leisten. Nachdem nun solches im Reinen, ließ der Kaiser den beiden Häuptern des Schmalkhaldischen Bundes, dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und dem Landgrafen Philipp von Hessen, den kategorischen Befehl zukommen, in Sachen des Conzils unbedingte Folge zu leisten, und setzte drohend hinzu: „daß er andernfalls sein kaiserliches Ansehen gebrauchen und nach dem Rechte verfahren werde". Das war deutlich gesprochen, und demgemäß riefen die beiden Bedrohten, den kaiserlichen Befehl als eine Kriegserklärung ansehend, unmittelbar darauf, am 17. Juni, ihre Gesandten von Regensburg zurück. Der Kaiser aber, eben so schnell entschlossen, sprach sofort die Reichsacht über dieselben aus und damit war die Brücke abgebrochen. Mit dem Schwert in der Hand sollten jetzt die langjährigen Religionsstreitigkeiten geschlichtet werden und wer den Sieg davon trug, der konnte dictiren: „mein Glauben ist allein der wahre Glauben".

Der Kaiser hatte die Absicht, auf drei Seiten zugleich zu operiren. Von den Niederlanden her mit den dort von seinem umsichtigen Feldherrn, dem Grafen Maximilian von Büren, angeworbenen Truppen; von Italien her mit seinen Neapolitanern und Spaniern, welche der unerbittliche Herzog von Alba kommandirte, sowie mit dem Hülfsheer des Pabstes, der — außer einem Geldbeitrag von 700,000 Kronen — 12,000 Mann Fußvolk und 500 geharnischte Reiter zu

Digitalisiert von Google

ſtellen verſprochen hatte; von Böhmen her mit einem Corps, das König Ferdinand dorten und in Ungarn ſammelte. Ueberdieß ſollte der Herzog Moritz von Sachſen-Thüringen zuſammen mit dem wilden Markgrafen Albrecht Alcibiades dem Kurfürſten Johann Friedrich ins Land fallen, und ſchließlich erwartete man eine große Wirkung davon, daß der Pabſt ſich noch extra anheiſchig gemacht hatte, das Kreuz gegen die beiden geächteten deutſchen Fürſten predigen zu laſſen. So wars bei Karl V. geplant und ſo wurde es auch durchgeführt. Trotz allem dem aber verloren die beiden Geächteten den Muth nicht und, ſich ſelbſt ſchnellſtens zum Kriege rüſtend, forderten ſie ſofort alle Mitglieder des Schmalkhaldiſchen Bundes auf, die verſprochene Bundeshülfe zu leiſten. Da machten ſie nun aber freilich die traurige Erfahrung, daß nicht Wenige der Verbündeten ſich hinter Ausflüchte verbargen, wenn ſie nicht gar, wie Baiern, dem Feinde Vorſchub thaten. Um ſo ſchneller aber war der Herzog Ulrich von Württemberg mit ſeinem Aufgebot, das er unter den Oberbefehl des tapferen Hans von Heideck ſtellte, bei der Hand und ſeinem Beiſpiele folgten mit nicht minder großem Eifer die Reichsſtädte Augsburg, Ulm, Ravensburg, Reutlingen, Eßlingen und Andere, welche ſämmtlich ihre Contingente von dem bewährten Feldhauptmann Sebaſtian Schärtlin von Burtenbach befehligen ließen. So kam in wenigen Wochen — bis Mitte Juli 1546 — ein mächtiges Heer von gegen 47,000 Mann (der Kurfürſt von Sachſen ſtellte allein 16,000 Mann zu Fuß ſowie 5000 zu Pferd, und der Landgraf von Heſſen that ebenfalls ſein Aeußerſtes) zuſammen und wenn nun ſchnell und einmüthig gehandelt worden wäre, ſo hätte Karl V. nothwendig unterliegen müſſen. Dieſer Letztere nemlich hatte um die Zeit, wo die Schmalkhaldiſchen Verbündeten ſchon mit ihrer ganzen Macht im Felde ſtanden, erſt ein Corps von nicht ganz 9000 Mann (worunter 2000 Spanier) bei einander, mit welchem er bei Regensburg ſtand, denn weder die päbſtlichen, noch die niederländiſchen Truppen, noch auch die ſeines Bruders Ferdinand waren bis jetzt bei ihm eingetroffen. Allein leider beſtand der Kurfürſt Johann Friedrich von Sachſen trotz ſeiner geringen Kriegserfahrung und trotzdem, daß ihn ſeine immenſe Dickleibigkeit an jeder ſchnellen Bewegung (er konnte

Digitalisiert von Google

ſein ſchweres Pferd nur vermittelſt einer Leiter beſteigen und zum Abſitzen bedurfte es auch einer beſonderen Vorrichtung) hinderte, mit einem wahrhaft thörichten Eigenſinn darauf, als oberſter Commandant oder wenigſtens als Mitcommandant zu fungiren, und eben ſo wenig wollte der Landgraf Philipp von Heſſen den Schärtlin von Burtenbach, der ihm viel zu hitzig zu ſein ſchien, etwas gelten laſſen. Somit herrſchte unter den Anführern ewiger Hader und in Folge deſſen verſäumte man es nicht nur, den Kaiſer bei Regensburg zu überfallen, worauf der eben ſo tapfere als kriegskundige Schärtlin gedrungen hatte, ſondern man hinderte es nicht einmal, daß Karl V. im Auguſt die neapolitaniſchen und päbſtlichen Hülfstruppen an ſich zog. Noch mehr, ſelbſt dem Grafen von Büren mit ſeinem niederländiſchen Heere gelang es, ſich am 4. September mit Karl V. zu vereinigen, und weil nun hiedurch der Letztere die Uebermacht bekam, wußten die Schmalkhaldiſchen nichts Beſſeres zu thun, als ſich langſam zurückzuziehen. So verlief der Feldzug vom Jahr 1546 vollſtändig reſultatlos und wie nun gar vollends der Kurfürſt Johann Friedrich im Oktober die Nachricht erhielt, daß der von ihm ſo tief gehaßte Herzog Moritz in ſein Kurfürſtenthum eingefallen ſei, da eilte er mit ſeinem ganzen Corps ſchnurſtracks nach Hauſe. Nur Eines lag ihm jetzt am Herzen, das, die Eingedrungenen ſo ſchnell als möglich wieder hinauszuwerfen; darum aber, was inzwiſchen aus ſeinen Verbündeten werden ſolle, bekümmerte er ſich gar nichts. Zu was entſchloſſen ſich nun die Letzteren? Ei, ſie alle zuſammen beeilten ſich, der Heimath ebenfalls ſo ſchnell als möglich zuzuziehen, „denn“, meinte Jeder gleichſam zu ſeiner Entſchuldigung, „der Winter ſteht ja vor der Thüre und vereinzelt kann man gegen den jetzt übermächtigen Kaiſer ohnehin nichts ausrichten“.

Nunmehr ſtand dem Kaiſer in Süddeutſchland kein nennenswerther Feind mehr gegenüber und dem klugen Rathe Granvellas folgend benützte er dieſe für ihn ſo äußerſt günſtige Situation dazu, vor allem die kleineren evangeliſchen Stände (an die größeren ſollte es nachher gehen, wie wir gleich ſehen werden) ſo zu züchtigen, daß es ihnen nie mehr einfallen konnte, einem gegen ihn gerichteten Bündniſſe beizutreten. Augenblicklich zog er alſo gegen die Städte

Digitalisiert von Google

Bopfingen, Nördlingen, Dinkelsbühl und Rothenburg an der Tauber mit Uebermacht heran, legte ihnen ſchwere Strafgelder auf und nahm ihnen das eidliche Verſprechen ab, dem Schmalkhaldiſchen Bunde für immer zu entſagen. Dann gings gegen Augsburg und Ulm, von denen jenes 150,000, dieſes aber 100,000 Goldgulden zahlen mußte, und ganz ähnlich wurden Memmingen, Heilbronn, Frankfurt a. Main und noch eine Menge anderer Reichsſtädte behandelt, ohne daß auch nur eine einzige es gewagt hätte, ſich zu widerſetzen. Endlich kam die Reihe auch an den Herzog Ulrich von Württemberg und dieſem wurde noch am ſchlimmſten mitgeſpielt. Nicht nur nemlich mußte er die ſchwere Summe von 300,000 Goldgulden zahlen, ſondern auch kniefällig Abbitte leiſten und zur Sicherung ſeiner künftigen Treue dem Kaiſer drei ſeiner ſtärkſten Feſtungen übergeben. Währenddem nun übrigens Karl V. am Schluſſe des Jahrs 1546 ſowie zu Anfang 1547 auf dieſe Art beſchäftigt war, rückte der Kurfürſt Johann Friedrich dem Herzog Moritz und ſeinem Verbündeten, dem Markgrafen Albrecht Alcibiades, ſcharf auf den Leib und ſchlug dieſelben ohne große Mühe, da er die Uebermacht beſaß, aus ſeinem ganzen Kurfürſtenthum wieder hinaus. Dann überzog er das Meiſſenſche und Thüringenſche mit ſeinen Schaaren und nahm nicht nur den Markgrafen Albrecht Alcibiades bei Rochlitz gefangen, ſondern eroberte auch alles Land bis auf die Städte Dresden, Leipzig, Zwickau und Pirna. Vergebens hoffte Moritz, daß ihm, wie abgemacht geweſen war, der König Ferdinand, des Kaiſers Bruder, von Böhmen her mit einem ſtarken Heer zu Hülfe ziehen werde; der König erſchien nicht und zwar einfach, weil er nicht konnte. Die Böhmen nemlich weigerten ſich, gegen ihre ſächſiſchen Glaubensbrüder zu Felde zu ziehen, und erregten ſogar einen gefährlichen Aufſtand, als Ferdinand ſie mit Gewalt zwingen wollte. So mußte Herzog Moritz immer weiter zurückweichen; doch ſiehe da, im März 1547 erhielt er die freudige Nachricht, daß der Kaiſer ſelbſt nahe. Dieſer war in der That am Ende jenes Monats mit ſeinem völlig ausgeruheten Heere von Nürnberg aufgebrochen und ſtand am 5. April bereits bei Eger. Hier beeilte ſich der Herzog Moritz mit ſeinen geringen Streitkräften zu ihm zu ſtoßen, und unmittelbar darauf

Digitalisiert von Google

traf auch der König Ferdinand mit einem in Ungarn zusammengerafften Corps (die Böhmen waren immer noch aufständisch) dort ein. Nunmehr gings in Eilmärschen vorwärts gegen das Meißnische zu, wo der Kurfürst Johann Friedrich alle seine Streitkräfte sammelte, um sich dem Kaiser entgegenzustellen, und am 22. April Nachts erreichte Letzterer mit seinem Heere das Städtchen Mühlberg. Jetzt handelte es sich darum, die stark angeschwollene Elbe zu überschreiten, und glücklich gelang dieß am 23. mit Hülfe eines Müllers, welcher, um sich zu rächen (man hatte ihm Tags zuvor sächsischerseits seine Pferde weggenommen), dem Herzog von Alba, dem Anführer der Spanier und Neapolitaner im kaiserlichen Heere, eine Furth verrieth. Am Tage darauf, den 24. April, erreichte dann der Kaiser den Kurfürsten, der sich eben über die Lochauer Heide nach Wittenberg zurückziehen wollte, und gab alsbald das Zeichen zum Angriff. Die Uebermacht war auf seiner Seite; doch muß man den Sachsen das Zeugniß geben, daß sie wie Männer kämpften und auch der Kurfürst selbst, der sich auf sein schweres Schlachtroß hatte setzen lassen, zeigte ritterlichen Muth. Am Abend jedoch hatten die Kaiserlichen entschieden die Oberhand und der Kurfürst selbst, umringt, sowie durch einen Schwerthieb über die Wange verwundet, mußte sich gefangen geben. Dasselbe Loos traf auch den Herzog Ernst von Braunschweig-Grubenhagen, der ihm zu Hülfe geeilt war, sowie noch viele tausend Andere von höherem oder niedererem Stande. Die Zahl der Todten aber betrug über 3000, und so hätte die Niederlage des Kurfürsten Johann Friedrich nicht vollständiger sein können.

Nach kurzer Rast zog Karl V. über Torgau gegen Wittenberg, um mit Bezwingung dieser starken Feste das ganze Land in seine Gewalt zu bekommen. Die Festung aber leistete Widerstand, denn es lag eine beträchtliche Besatzung in ihr und diese Besatzung hatte die Gemahlin nebst den Kindern des gefangenen Kurfürsten, welche sich dahin zurückgezogen, zu vertheidigen. Da verlangte der Kaiser von seinem hohen Gefangenen, er solle dem Commandanten der Festung befehlen, dieselbe sofort zu übergeben, und wie sich der Kurfürst dessen weigerte, ließ er ihn durch ein Kriegsgericht unter dem

Digitalisiert von Google

Vorſitz des Herzogs von Alba als Rebellen zum Tode verurtheilen. Kaum übrigens wurde dieß bekannt, ſo eilten ſchreckerfüllt der Kurfürſt Joachim II. von Brandenburg und der Herzog Wilhelm von Cleve, Johann Friedrichs Schwager, herbei und drangen in den Kaiſer, das Todesurtheil zurückzunehmen. Nach langem Bitten willigte dieſer ein, aber nur unter furchtbar ſchweren Bedingungen. In der am 19. Mai abgeſchloſſenen ſogenannten „Wittenberger Capitulation" nemlich mußte der gefangene Johann Friedrich nicht nur den gefangenen Markgrafen Albrecht Alcibiades freigeben und dem Kaiſer die Feſtungen Wittenberg und Gotha überliefern, ſondern auch — und das war die Hauptſache — auf ganz Kurſachſen mit ſammt der daran haftenden Kurwürde zu Gunſten des Herzogs Moritz von Sachſen-Thüringen verzichten und erhielt dafür nichts als Weimar, Eiſenach und Jena nebſt einigen anderen kleinen Gebietstheilen Thüringens. Das war der Lohn, den ſich der Herzog Moritz damals in Regensburg für ſeinen Verrath ausbedungen, und augenblicklich, nachdem der gefangene Johann Friedrich nothgedrungen den Verzicht unterſchrieben hatte, belehnte der Kaiſer den Moritz mit dem ſächſiſchen Kurhute. So wechſelte jetzt der ältere „Erneſtiniſche" Zweig des Hauſes Wettin ſeine Rolle mit dem jüngeren „Albertiniſchen"; allein ſo groß auch das Opfer war, das Johann Friedrich für die Erhaltung ſeines Lebens brachte, ſo trug es ihm dennoch nicht einmal die Freiheit ein. Vielmehr mußte er Gefangener bleiben und erhielt nur die Vergünſtigung, daß ſein tief ergebener Freund, der Maler Lucas Kranach, das Gefängniß mit ihm theilen durfte.

Nunmehr, nachdem Johann Friedrich, der bei weitem Mächtigſte unter den Mitgliedern des Schmalkhaldiſchen Bundes, in ſolch' gräßlicher Weiſe für ſeinen Widerſtand gegen den Kaiſer gezüchtigt worden war, beeilte ſich der Reſt jenes Bundes, mit der alleinigen Ausnahme der damals höchſt bedeutenden Stadt Magdeburg, dem Kaiſer in den demüthigſten Worten ſeine Unterwürfigkeit anzuzeigen, und faſt ohne Ausnahme erbot man ſich ſogar von freien Stücken, Bürgſchaft für die künftige Treue zu leiſten. Da fragte ſich der Landgraf Philipp von Heſſen, der bisher, weil noch immer erzürnt über den thörigten Eigenſinn Johann Friedrichs während des vorjährigen Feld-

Digitalisiert von Google

zugs, dem Vorrücken des Kaisers ganz unthätig zugeschaut hatte, was ihm unter den gegebenen Umständen zu thun übrig bleibe, und sofort mußte ihm sein Verstand antworten, daß jeder fernere Widerstand etwas durchaus Sinnloses sei. Natürlich, denn der Kaiser war übermächtig und er selbst, der kleine Landgraf, stand ganz isolirt. Es blieb ihm also nichts übrig, als sich zu unterwerfen, wenn er nicht Alles verlieren wollte, und da er nun durch seinen Tochtermann, den neuen Kurfürsten von Sachsen, der beim Kaiser in so hoher Gunst stand, leidliche Bedingungen zu erhalten hoffte, so knüpfte er sofort im Mai 1547 Unterhandlungen mit dem siegreichen Beherrscher Deutschlands an. Diese hatten einen anscheinend sehr günstigen Verlauf, denn der Kurfürst Moritz nahm sich seines Schwiegervaters aufs kräftigste an und brachte es auch in der That nach kurzem dahin, daß der Kaiser durch den Mund seines vertrauten Ministers Granvella festsetzte: „es habe sich zwar der Landgraf Philipp unbedingt mit fußfälliger Abbitte zu unterwerfen, sowie seine Geschütze und Festungen auszuliefern, dagegen aber solle er weder mit Schmälerung seines Landes noch auch mit einigem Gefängniß beschwert werden.“ Nachdem nun diese Capitulation beiderseitig unterschrieben war, stellte sich der Landgraf am 19. Juni in Halle, in welcher Stadt Karl V. sein Hoflager damals aufgeschlagen hatte, und leistete die fußfällige Abbitte. Am Abende dieses Tages aber, nach einem Schmause, den ihm der Herzog von Alba gab, erklärte ihm dieser, daß er sein Gefangener sei, und alle seine Protestationen halfen ihn nichts. Wohl eilte daraufhin der Kurfürst Moritz zu Granvella und beschwerte sich aufs bitterste über solchen Vertragsbruch, allein dieser Staatsmann, die rechte Hand des Kaisers, erklärte ihm lächelnd, daß nur versprochen worden sei, den Landgrafen nicht mit „ewigem“ Gefängniß zu beschweren, und zeigte ihm sogar zum Beweis dessen die „unterschriebene“ Capitulation, in welcher wirklich die Worte „mit ewigem Gefängniß“ statt „mit einigem Gefängniß“ zu lesen waren. Diese dreiste Fälschung des Vertrags, die man offenbar während des Abendschmauses, bei dem viel getrunken wurde, vorgenommen hatte, erfüllte den Kurfürsten mit dem bittersten Zorne; allein weil ihm sein scharfer Verstand sagte, daß das Zurschautragen solchen Zornes das Schlimme nur

Digitalisiert von Google

verſchlimmern könne, barg er denſelben tief im Herzen und zeigte dem Kaiſer fortwährend ein durchaus zufriedenes Geſicht. Somit blieb der Landgraf gefangen und Karl V. hielt ihn dazuhin äußerſt hart, indem er ihn, bewacht von rohen ſpaniſchen Soldaten, in ein elendes Gemach der Citadelle von Mecheln einſperren ließ. Den geweſenen Kurfürſten Johann Friedrich dagegen betrachtete der Kaiſer weniger als Gefangenen, denn als ein Unterpfand für die fortwährende Unterwürfigkeit der Proteſtanten, und behielt ihn daher ſtets in ſeiner nächſten Nähe, ihm durch ſeine eigenen Diener aufwarten laſſend.

Mit dem Schmalkhaldiſchen Bunde hatte es alſo ein ſchmähliches Ende genommen und dieſes Ausgangs froh, eilte König Ferdinand mit einem Heere, das ihm ſein Bruder, der Kaiſer, mitgab, nach Böhmen, um dieſes Land wegen ſeines bewieſenen Ungehorſams zu züchtigen. Karl V. ſelbſt aber zog nach Augsburg, wohin er ſchnell einen Reichstag ausſchrieb, und mit Beſtimmtheit rechnete er nun darauf, den Religionswirren ein definitives Ende zu bereiten. Demgemäß ging ſeine Abſicht urſprünglich dahin, die deutſchen Stände zur unbedingten Anerkennung des Tridentiniſchen Conzils mit allem dem, was es beſchließen würde, zu zwingen; allein ſiehe da, nach kurzem ſchon änderte er dieſen ſeinen Vorſatz, weil eben jetzt der Pabſt ſeine höchſte Unzufriedenheit erregte. Dieſer nemlich hatte gehofft, es werde dem Proteſtantismus durch den Feldzug des Jahrs 1546 ein ſchnelles Ende bereitet werden, und wurde daher vom höchſten Zorne erfaßt, als er die Erfahrung machen mußte, daß Karl V. nicht nur den Kurfürſten Moritz von Sachſen, ſowie den Kurfürſten Joachim II. von Brandenburg, zwei anerkannte Proteſtanten mit lauter proteſtantiſchen Unterthanen, auffallend begünſtigte, ſondern auch nach dem Tode des Kurfürſten Ludwig von der Pfalz deſſen Bruder und Erben Friedrich ohne irgend welche Bedingung dem Verſtorbenen nachzufolgen geſtattete, obwohl dieſer Friedrich ſich offen dem Lutherthum zuneigte. Sollten nun ſolche Halbketzereien noch länger geduldet werden? Nein, ſicherlich nicht, und deßhalb rief Paul III. ſofort — zu Anfang des Jahrs 1547 — ſeine Hülfstruppen, die er dem Kaiſer geſtellt, zurück. Jetzt hoffte er, werde der Kaiſer einlenken und ſofort mit allen proteſtantiſchen Fürſten aufräumen; allein ſiehe

Digitalisiert von Google

da, Karl V. fuhr fort, dem neuen Kurfürſten von Sachſen, ſowie den beiden andern genannten hohen Herren ſeine höchſte Gunſt zuzuwenden und es ſogar ohne irgend einen Widerſpruch zu dulden, daß in deren Ländern der Proteſtantismus ganz ungenirt fortflorirte. Dieß machte den Pabſt noch wüthender und, um ſolche Wuth zu manifeſtiren, verlegte er das Tridentiniſche Conzil nach Bologna. Hier, in einer Stadt, welche als zum Kirchenſtaat gehörig, dem päbſtlichen Stuhl unmittelbar unterworfen war, durfte er gewiß ſein, das Conzil noch mehr in der Gewalt zu haben, als bisher, und ſomit wollte die genannte Verlegung deſſelben nichts Anderes bedeuten, als „Unmöglichmachung aller und jeder Reform“. Gewiß, ſelbſt die kleinſte Aenderung des Bisherigen konnte der Pabſt in Bologna durch ſeinen Einfluß verhindern und damit war der Zweck, den Karl V. verfolgte, „Verſtändigung innerhalb der Kirche“, total annullirt. Selbſtverſtändlich alſo konnte der Kaiſer dem Vorgehen des Pabſtes ſeinen Beifall nicht ſchenken und es kam ſofort zu heftigen brieflichen Erörterungen zwiſchen ihm und dem römiſchen Stuhle. Weil aber der heilige Vater halsſtarrig blieb, wurde Karl V. ebenfalls unverſöhnlicher und die erſte Folge war, daß er dem Bologneſer Conzil ſeine kaiſerliche Anerkennung verſagte. Die zweite aber — hervorgerufen durch die fortdauernde Halsſtarrigkeit des Statthalters Chriſti — beſtand darin, daß er ſich mit dem im September 1547 in Augsburg zuſammengetretenen Reichstag dahin einigte: „es ſolle in Deutſchland alsbald eine Ordnung der Dinge geſchaffen werden, mit der ſich Katholiken wie Proteſtanten auf ſo lange zufrieden geben könnten, bis ein neues allgemeines Conzil, zu deſſen Einberufung der Kaiſer den Pabſt zwingen werde, ein endgültiges Definitivum ſchaffe.“ Sofort erhielten nun die zwei gemäßigten oder wenn man ſo will billig denkenden katholiſchen Theologen Julius Pflug, Biſchof von Naumburg, und Michael Holding, Weihbiſchof zu Mainz, zuſammen mit dem proteſtantiſchen Doctor Johann Agrikola, dem Oberhofprediger des Kurfürſten Joachim II. von Brandenburg, den Auftrag, ein ſolches Proviſorium zu entwerfen, und nach langer Berathung, in welcher der eben ſo eitle als hofmänniſch-gefügige Agrikola ſich von ſeinen beiden katholiſchen Collegen, was man ſagt, über den Löffel

Digitalisiert von Google

barbieren ließ, kam der verlangte Entwurf zu Stande. Was aber enthielt er? Nun, den Proteſtanten wurde der Laienkelch (die Austheilung des Weins beim Abendmahle) geſtattet und überdem ſollte ihren Geiſtlichen, die ſich verheirathet hatten, erlaubt ſein, ſolche Ehe „bis auf Weiteres“, das iſt bis zur Entſcheidung des künftigen Conzils, fortzuſetzen. In allem, ſage in allem Uebrigen aber ſtellte der Entwurf, den man „Interim“ (auf deutſch „Einſtweilen“ oder „Unterdeſſen“, bis zur definitiven Entſcheidung des Conzils) nannte, nicht blos den Katholizismus, ſondern den reinen Papismus wieder her und der römiſche Oberprieſter ſelbſt hätte nicht mehr verlangen können. „Alle papiſtiſchen Ceremonien nemlich“, decretirte das Interim, „mit ſammt der Meſſe, den Wallfahrten, dem Roſenkranz- und dem Bilder- und Reliquiendienſt, müßten ſofort in allen proteſtantiſchen Ländern und Städten wieder eingeführt werden und nicht minder dürfe man künftig bei ſchwerer Pön mehr etwas gegen die papiſtiſchen Lehren, welche (wie die Transſubſtantiation, den Ablaß, den Diſpens, die ſieben Sacramente, den Primat des Pabſtes, das Kloſterweſen, das Cölibat, den Bann und das Interdict) Luther und die andern Reformatoren als unchriſtlich verworfen hatten, auf der Kanzel, oder in der Preſſe oder auch im Privatleben vorbringen.“ Mit andern Worten alſo, das Interim decretirte die Ausrottung des Proteſtantismus und eben deßwegen gefiel es den auf dem Augsburger Reichstag anweſenden katholiſchen Kirchenfürſten über die Maßen. Weil es aber ihnen gefiel, ſtimmten auch die katholiſchen Laien für daſſelbe, und ſo wurde es mit großer Mehrheit — trotz des Widerſpruchs oder vielmehr Murrens der Proteſtanten, denn offen und laut wagten ſie in dieſem Augenblick nicht zu proteſtiren — durchgeſetzt. Kaum aber hatte der Reichstag ſein Votum abgegeben, ſo ließ es der Kaiſer am 15. Mai 1548 öffentlich verkünden und damit erlangte das Interim vollkommene Geſetzeskraft für ganz Deutſchland.

Digitalisiert von Google

Siebtes Kapitel.

Der Augsburger Religionsfrieden und die Abdankung Karls V.

(1548—1555).

Man kann sich denken, welchen innerlichen Grimm die Verkündigung des Interims bei den Protestanten erzeugen mußte. Auf dem Reichstag zu Augsburg hatten sie es nicht gewagt, dem Kaiser offen Trotz zu bieten, denn jeder Einzelne befürchtete, in derselben Weise behandelt zu werden, wie Johann Friedrich von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen. Allein damals schon nahm sich Einer wie der Andere von den protestantischen Ständen vor, das neue Gesetz als einen todten Buchstaben zu betrachten und nach Schluß des Reichstags fiel es daher keiner einzigen Reichsstadt, keinem einzigen Fürsten oder kleineren Dynasten ein, mit der Durchführung desselben Ernst zu machen. Selbst der neue Kurfürst Moritz von Sachsen brauchte Ausflüchte, und wenn er auch, um den Kaiser nicht zu reizen, einige wenige papistische Ceremonieen, welche ihm und seinen Theologen als etwas ziemlich Gleichgültiges erschienen, in den protestantischen Kirchen wieder herstellen ließ, so rüttelte er dagegen an dem wirklichen und eigentlichen protestantischen Glauben nicht im geringsten. Schon dieß berührte den Kaiser äußerst unangenehm; von dem heftigsten Zorne aber wurde er erfaßt, wenn da und dort der Einführung des Interims offener Widerstand entgegengesetzt wurde, und sofort beschloß er, denselben mit Gewalt zu brechen. Zuvörderst zwang er die Reichsstädte, ihre Verfassung dahin zu ändern, daß sie den Patriziern oder Geschlechtern auf Kosten der seit vielen Decennien dominirenden Zünfte ihre alten Vorrechte, also die ganze Regierungsgewalt wieder einräumten, denn die bürgerlichen Handwerker vornehmlich hatten der Reformation Vorschub geleistet, während die Patrizier fast ohne Ausnahme so fest am Althergebrachten hingen, daß man von ihnen erwarten durfte, sie würden dem Interim mit

Digitalisiert von Google

Vergnügen Geltung verſchaffen. Den Anfang machte er mit Augsburg (3. Auguſt 1548) und zwei Tage ſpäter mußte Ulm nachfolgen. Weils aber in dieſen beiden Städten ſo leicht ging, entſendete er allüberallhin Commiſſäre, die Neuerung durchzuführen und in ihrer Angſt gehorchten die meiſten Reichsſtädte. Freilich nur die meiſten, nicht alle, wie denn z. B. Conſtanz ſich hartnäckig weigerte, den vertriebenen Patriziern, die ſeit einem Jahrhundert ſchon in der Stadt gar nichts mehr zu ſagen hatten, die Thore wieder zu öffnen. Sollte er nun aber ſolche Widerſetzlichkeit dulden? Nein, denn er beſaß ja die Macht, dieſelbe zu brechen, und zu allererſt machte Conſtanz dieſe Erfahrung. Unverweilt nemlich, ſchon am 8. Auguſt, ſchickte er ein ſpaniſches Corps unter Alphonſo Vives gegen die Stadt ab und da dieſelbe ihre Thore ſperrte, begann Vives die Belagerung. Sie dauerte nicht allzu lange, weil die Lebensmittel ſchon nach vierzehn Tagen ausgingen, und am letzten Tage des Monats Auguſt übergab ſich die Stadt auf Gnade und Ungnade. Welches Schickſal aber wurde ihr nunmehr zu Theil? Nun, nicht das Interim mußte ſie annehmen, ſondern den vollen Katholicismus und überdem, was noch ſchwerer ins Gewicht fiel, verlor ſie ihre Reichsfreiheit, um dafür wieder unter die habsburgiſche Landeshoheit zurückzukehren. Das war ein furchtbarer Strafact, und Conſtanz, zu einer vorderöſtreichiſchen Provinzialſtadt herabgedrückt, verlor bald alle Bedeutung; aber der Schrecken dieſer Vergewaltigung wirkte ſo nachhaltig, daß ſelbſt diejenigen Städte, die bisher Miene zum Widerſtand gemacht hatten, wie Lindau, Regensburg, Nürnberg, Frankfurt und Straßburg, in tiefſter Demuth dem kaiſerlichen Machtgebot Folge leiſteten. Daſſelbe Loos, wie den Reichsſtädten, bereitete Karl V. auch den deutſchen Dynaſten und Fürſten und den Reigen eröffnete er mit dem Herzog Ulrich von Württemberg. Sowie nemlich dieſer keine Anſtalt traf, das Interim in ſeinem Lande zur Geltung zu bringen, ließ er eine ſpaniſche Truppe — zu ſolchen Zwecken verwandte er überhaupt immer nur dickkatholiſche ſpaniſche Söldner, die er in immer größeren Maſſen nach Deutſchland hereinzog — gegen Stuttgart marſchiren, und ohne Widerſtand zog dieſelbe dort ein. Nicht minder wurden auch andere württembergiſche Städte und Feſtungen von den Spaniern

Digitalisiert von Google

beſetzt und dieſelben hauſten daſelbſt wie in Feindesland. Was blieb nun dem Herzog Ulrich anders übrig, als ſich zu unterwerfen und in ſeinem ganzen Lande den Gottesdienſt nach den Vorſchriften des Interims einrichten zu laſſen? Kaum aber ſahen die anderen Fürſten Deutſchlands ſolchen Ernſt, ſo beeilten ſie ſich — beſonders die kleineren — den Willen des Kaiſers zu erfüllen, nur um das größere Uebel der ſpaniſchen Beſatzungen abzuwenden, und jetzt erſt, nachdem alles dieß geordnet war, verließ der Kaiſer — im Spätherbſt 1548 — Deutſchland, um den Niederlanden einen zweijährigen Beſuch abzuſtatten.

Mit der Annahme des Interims ſchien die proteſtantiſche Sache total lahm gelegt; allein in Wahrheit verhielt ſich dieß doch anders. Die Annahme deſſelben war nehmlich allüberall nur eine äußerliche, weil durch Gewalt erzwungen, und in ſeinem Innern fluchte jeder Proteſtant dieſer „Erfindung des Satans“, wie man das Machwerk nannte. Ja in vielen Städten ſpielte das niedere Volk den „Meßpfaffen“, die natürlich ſofort zurückgekehrt waren, gar übel mit und die neuen regierenden Herren, die Patrizier, hatten nicht die Kraft, ſolchen Exceſſen zu ſteuern. Auch gewährte man da und dort den proteſtantiſchen Pfarrern, die wegen ſtandhaften Feſthaltens am lutheriſchen Glauben flüchten mußten, eine heimliche Zuflucht und pries mit lauten Worten den gefangenen Johann Friedrich, der ſich durch alle Drohungen Karls V. nicht bewegen ließ, die Einführung des Interims in dem kleinen Ländchen, das er nun inne hatte, anzubefehlen. Am meiſten jedoch ſtärkten ſich die Gemüther an dem hochherzigen Widerſtand, welchen einzelne norddeutſche Städte, wie Bremen, Braunſchweig und Lübeck, dem kaiſerlichen Befehle leiſteten, und insbeſondere war es Magdeburg, auf das damals die Augen von ganz Deutſchland ſich mit Bewunderung richteten. Die genannte eben ſo große und mächtige, als entſchloſſene und muthige Stadt, deren Bürger ohne Ausnahme gut lutheriſch geſinnt waren, hatte ſchon anno 1547, als der ſchmalkhaldiſcheBund ſich ſo ſchmählich auflöſte, eine gegen den Kaiſer höchſt feindſelige Stellung eingenommen und das Jahr darauf, als ihr die Einführung des Interims angeſonnen wurde, weigerte ſie ſich deſſen ſtandhaft. Dieſe Standhaftigkeit aber mehrte

Digitalisiert von Google

sich noch, als eine große Anzahl vertriebener protestantischer Pfarrer innerhalb ihrer Mauern Zuflucht suchte, und sie wurde nun der eigentliche Heerd des Widerstands gegen die bewußte „Erfindung des Satans". Geharnischte Flugschriften contra Interim erschienen dutzendweise in ihr und nicht minder zahlreich waren die Spottgedichte, die man meistentheils noch extra mit grotesken Holzschnitten ausstaffirte. Ja sogar „Schandmünzen" prägte man gegen das Interim und man nannte die Stadt nur „unseres Herrgotts Kanzlei", weil hier Alles zu Tage gefördert wurde, was man gegen Interim, Papst und Kaiser auf dem Herzen hatte. Anfangs nun konnte solches ungestraft geschehen, weil der Kaiser die Stadt von den Niederlanden aus, wohin er, wie wir wissen, gezogen, nur durch Drohungen einzuschüchtern suchte; als derselbe aber im Sommer 1550 nach Deutschland zurückkehrte, um einen neuen Reichstag in Augsburg abzuhalten, erklärte er sofort die Metropole in die Acht und beauftragte den Kurfürsten Moritz von Sachsen, von dem er annahm, daß er besonders aufgebracht gegen sie sein müsse (in den Magdeburg'schen Flugschriften und Spottgedichten figurirte Moritz stets nur als Renegat und Apostat), mit der Vollziehung seines Spruchs. Mit Gewalt also sollte Magdeburg zum Gehorsam gezwungen werden und darum sammelte jetzt der Kurfürst Moritz im Namen des Kaisers ein mächtiges Reichsheer, mit dem er im September 1550 die Belagerung der Stadt begann.

Doch zu welchem Behufe hatte der Kaiser einen neuen Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben? Am 10. November 1549 war Papst Paul III. verstorben und ihm folgte unter dem Namen Julius III. der Cardinal Giammaria del Monte. Dieser aber erwies sich viel nachgiebiger als sein starrer Vorgänger, und ging sogleich auf das Verlangen Karls V. ein, das Concil von Bologna wieder nach Trient zurückzuverlegen. Jetzt erkannte der Kaiser dasselbe als vollberechtigte Kirchenversammlung an und sein Verlangen ging sofort dahin, die Protestanten zur Beschickung desselben zu vermögen. Das Interim war ja nur eine provisorische, nicht eine definitive Lösung der religiösen Wirren; vielmehr sollte dieses Definitivum von der Kirchenversammlung ausgehen, und damit deren Beschlüsse in ganz Deutschland Geltung hätten, war vor allem nothwendig, daß auch die Pro-

Digitalisiert von Google

teſtanten ſie beſchickten oder wenigſtens ſich verpflichteten, ihre Rechtsgültigkeit nicht anzuzweifeln. Eben aber, um die proteſtantiſchen Stände hiezu zu vermögen, ſchrieb der Kaiſer den neuen Reichstag auf den Juli 1550 nach Augsburg aus und es mußte ihn daher nicht wenig verdrießen, daß die meiſten der proteſtantiſchen Fürſten nicht perſönlich erſchienen, ſondern ſich durch Geſandte vertreten ließen. Warum nemlich erſchienen die Betreffenden nicht perſönlich? Einfach deßwegen, weil ſie zum voraus feſt entſchloſſen waren, die Betheiligung an der Kirchenverſammlung zu verweigern und ſich daher dem Einfluß des Kaiſers auf ihre Perſon entziehen wollten. Das merkte der Letztere gar wohl und ſparte nun weder Verſprechungen noch Drohungen, um nachträglich das perſönliche Erſcheinen der Fürſten zu bewirken. Darüber aber ging eine geraume Zeit hin und trotzdem war der Erfolg nur ein ſehr geringer. Die Fürſten blieben großentheils weg und ließen durch ihre Geſandten erklären, daß ſie das Concil unmöglich beſchicken könnten, weil es klar ſei, daß ſie auf demſelben vergewaltigt werden würden. Da legte ſich endlich mit dem Beginn des Jahres 1551 der Kurfürſt Moritz ins Mittel und ſchickte nicht nur von ſeinem Lager vor Magdeburg aus ſeine ſchriftliche Zuſtimmung zu den Wünſchen des Kaiſers ein, ſondern forderte auch die übrigen Stände dringend auf, ſein Beiſpiel nachzuahmen. Dieß wirkte, denn als Kurfürſt von Sachſen hatte er unter den Proteſtanten das gewichtigſte Wort, und ſo erfolgte denn am 13. Februar 1551 die allgemeine Zuſtimmung zur Beſchickung des Concils.

Jetzt endlich glaubte Karl V. am Ziel ſeiner Wünſche zu ſein, und da er ſich ſagen mußte, daß er ſolches einzig und allein dem Kurfürſten Moritz verdanke, ſo ſtieg letzterer noch höher in ſeiner Gunſt. Ja ganz felſenfeſt wurde nun ſein Vertrauen zu dem Günſtling, und wer ihm geſagt hätte, der kluge Moritz habe all' dieß nur gethan, um ihn zu täuſchen — nur, um ihn in Sicherheit einzuwiegen, den würde er als einen gemeinen Verläumder mit Verachtung zurückgewieſen haben. Trotzdem aber war ſolches der Fall, denn ſchon ſeit längerer Zeit trug ſich der junge Kurfürſt mit dem Gedanken, den Kaiſer mit Krieg zu überziehen, und hiezu hatte er ſeine guten Gründe. Wir wiſſen, daß ihn ſchon die Fälſchung des mit Gran-

Digitalisiert von Google

vella abgeſchloſſenen Vertrags, worüber wir früher berichtet haben, mit dem tiefſten Zorn erfüllte, und ſolcher Zorn konnte wahrhaftig dadurch nicht gedämpft werden, daß ihm alle ſeine wiederholten Bitten um die Freilaſſung des Landgrafen von Heſſen, ſeines Schwiegervaters, immer rundweg, obwohl mit ſüßen Worten, abgeſchlagen wurden. Dazu kam noch die Furcht, der Kaiſer, in der Abſicht, aus Deutſchland eine abſolute Monarchie zu machen, gehe damit um, die Gewalt und Unabhängigkeit der deutſchen Fürſten in derſelben Weiſe zu brechen, wie dieß in den Nachbarreichen, beſonders in Frankreich und Spanien, längſt geſchehen war; dieſe Furcht aber erſchien keineswegs unbegründet, beſonders wenn man in Betracht zog, daß der genannte Herrſcher mit ſeinen gewaltigen Truppenmaſſen, die er gegen alles Recht (man erinnere ſich des Verſprechens, welches er bei ſeiner Wahl geleiſtet hatte) aus Spanien, Italien und den Niederlanden ins Reich zog, Alles durchſetzen konnte, was er wollte. Endlich gehörte der Kurfürſt zu den wärmſten Anhängern des lutheriſchen Glaubens und da es für ihn eine Gewißheit war, daß das Tridentiniſche Concil, wenn man ſeine Beſchlüſſe als allgemein verbindlich anerkenne — von welcher Forderung der Kaiſer nie laſſen werde —, dem Proteſtantismus den Todesſtoß geben würde, ſo mußte auf andere Weiſe für die Freiheit des Glaubens geſorgt werden. Ja zu dieſer, der Glaubensfreiheit, konnte man, darüber blieb kein Zweifel übrig, unmöglich auf andere Weiſe gelangen, als dadurch, daß man mit den Waffen in der Hand einen Religionsfrieden erzwang, denn auf gütlichem Wege ließ ſich der Kaiſer ſeiner katholiſch-papiſtiſchen Geſinnung wegen zu nichts herbei. All' dieß — einen guten Religionsfrieden, die Sicherung der fürſtlichen Souveränetäten und die Befreiung des Landgrafen von Heſſen, ſowie nebenbei auch noch die Wiederherſtellung ſeines guten Namens, der durch den begangenen Verrath von anno 1546 bedeutend nothgelitten hatte — hoffte der Kurfürſt Moritz durch einen mit dem Kaiſer glücklich geführten Krieg zu erreichen und deßhalb bereitete er im Verlauf des Jahres 1551 Alles gehörig vor, um mit dem Frühjahr 1552 losſchlagen zu können.

Um des Sieges gewiß zu ſein, war übrigens Zweierlei nothwendig. Erſtens die Gewinnung von Bundesgenoſſen, um überlegene

Digitalisiert von Google

Streitkräfte ins Feld führen zu können, und zweitens die vollständigste In-Sicherheit-Wiegung des Kaisers, damit dieser abgehalten werde, seinerseits Kriegsrüstungen zu treffen. Was nun den letzteren Punkt anbelangt, so war es aus verschiedenen Gründen nicht so gar schwer, den Kaiser zu täuschen. Einmal nehmlich setzte derselbe, wie schon gemeldet, ein unbegränztes Zutrauen in den Kurfürsten Moritz und gab deßhalb entgegengesetzten Einflüsterungen kein Gehör. Sodann hatte er seit dem Schluß des Augsburger Reichstags seine Residenz in Innspruck aufgeschlagen, um dem Concil, das in Trient tagte, nahe zu sein, und schenkte somit dem, was im Norden Deutschlands vorging, keine besondere Aufmerksamkeit. Endlich war ja der Kurfürst Moritz mit der Eroberung Magdeburgs beauftragt, und da er hierzu eines starken Heeres bedurfte, so lag in der fortwährenden Anwerbung von Truppen kein Grund zum Mißtrauen. Freilich kapitulirte die Stadt am 6. November 1551 und man konnte nunmehr erwarten, daß der Kurfürst sein Heer, wenn nicht entlassen, so doch stark reduciren werde. „Allein leider" — so ließ er sich in seinen Berichten an den Kaiser vernehmen — „sei ihm dieß unmöglich, denn zum Ersten müsse er in der noch immer unruhigen Stadt eine bedeutende Besatzung unterhalten, und zum Zweiten fehle es an Geld, den Truppen den rückständigen Sold zu bezahlen, was doch vor der Entlassung, wenn man keinen Aufruhr hervorrufen wolle, unumgänglich nothwendig sei." Ueberdem verstand es der Kurfürst vortrefflich, die kaiserlichen Commissäre über die Stärke seines Heeres zu täuschen, indem er die Standquartiere der einzelnen Abtheilungen in den Dörfern ringsum alle Augenblicke veränderte und so jede genauere Controle unmöglich machte. Kurz also, die In-Sicherheit-Wiegung des Kaisers gelang ohne große Schwierigkeiten und auch die Gewinnung von Bundesgenossen fiel dem Kurfürsten nicht schwer. Der erste, an den er sich wandte, war der Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Baireuth, und kaum hörte der wilde Geselle von einem Kriegszug, bei dem man nach Herzenslust plündern und brandschatzen könne, so schlug er freudig in die dargebotene Hand ein. Ebenso that aus denselben Gründen der kampflustige Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg. Der dritte aber, den der Kurfürst Moritz gewann, der junge

Digitalisiert von Google

Digitalisiert von Google

Im gleichen Verlag ist erschienen:

Mysterien des Vatikan

oder

die geheimen und offenen Sünden des Pabstthums

von

Theodor Griesinger.

2 Bände. gr. 8°. Thlr. 2. — fl. 3. 30.

Erstes Buch: **Der Pabst und die Armuth.** Zweites Buch: **Der Pabst und die Demuth.** Drittes Buch: **Der Pabst und die Keuschheit.** Viertes Buch: **Der Pabst und die Christlichkeit.** Fünftes Buch: **Der Pabst und die Duldsamkeit.** Sechstes Buch: **Der Pabst und die Unfehlbarkeit.** Siebentes Buch: **Der Pabst und die Neuzeit.**

Das Werk ist vollständig in 12 Lieferungen in gr. 8° à 5 sgr. oder 18 kr., und kann nach Wunsch in regelmäßigen Zwischenräumen oder auf einmal bezogen werden.

Die Jesuiten.

Vollständige Geschichte ihrer offenen und geheimen **Wirksamkeit** von der Stiftung des Ordens bis jetzt.

Von

Theodor Griesinger.

2 Bände. gr. 8°. Thlr. 2. 15. — fl. 4. 30.

Erstes Buch: **Der Anfang der Jesuiten** oder der heilige **Ignaz von** Loyola. Zweites Buch: **Die Klugheit der Jesuiten** und das **Riesen**mäßige ihres Wachsthums. Drittes Buch: **Die Sittlichkeit der Jesuiten** und ihr Gelübde der Keuschheit. Viertes Buch: **Die Wohlthätigkeit der Jesuiten** und ihr Gelübde der Armuth. Fünftes Buch: **Die Ehrlichkeit der Jesuiten** und der Sturm aus ihrer eigenen Mitte. **Sechstes Buch: Die Dankbarkeit der Jesuiten** oder die Erlaubniß zu **Mord und Todt**schlag. Siebentes Buch: **Der Scheintod der Jesuiten und ihr schreck**liches Wiedererwachen.

Druck von Carl Eberle in Stuttgart.

Digitalisiert von Google

9526 bbb

31. & 32. Heft. Preis 4 ngr. — 12 kr. rh.

Theodor Griesinger

Erlebtes

Stuttgart 1873.

Verlag von Paul Moser.

Digitalisiert von Google

BODLEIAN
LIBRARY

Digitalisiert von Google

Landgraf Wilhelm von Heſſen, der im Namen ſeines gefangenen Vaters die Regierung führte, ſtimmte natürlich noch viel ſchneller und eifriger zu, denn es galt ja die Befreiung ſeines Vaters und für dieſe war er bereit, Alles zu wagen. Weit größere Wichtigkeit übrigens hatte der vierte Bundesgenoſſe, nehmlich der König Heinrich II. von Frankreich, der Sohn und Nachfolger des im Jahre 1547 verſtorbenen Franz's I., allein ihn zum Genoſſen zu gewinnen, konnte ebenfalls nicht ſchwer fallen, da er in Allem ſo viel möglich in die Fußſtapfen ſeines Vaters, des großen Rivalen Karls V., trat. In aller Heimlichkeit ſandte alſo der Kurfürſt Moritz den Markgrafen Albrecht Alcibiades an ihn und ließ ihm ſeine Anträge machen. Heinrich II. aber, hocherfreut. dem Kaiſer Karl V. eine Demüthigung bereiten zn können, ergriff die Gelegenheit mit beiden Händen und bevollmächtigte ſofort den Biſchof Fraxineus, mit dem Kurfürſten einen definitiven Vertrag abzuſchließen. Die Beiden, der Biſchof und der Kurfürſt, kamen alſo am 5. October 1551 in dem einſamen Waldſchlößchen Friedewald im Heſſiſchen heimlich zuſammen und ſetzten nachfolgende zwei Punkte feſt. Nummer Eins: Der König Heinrich II. zahlt dem Kurfürſten Moritz während des Kriegs monatlich 240,000 Goldgulden Subſidiengelder. Nummer Zwei: hiefür iſt der genannte König berechtigt, diejenigen Städte Lothringens, in welchen welſch, d. i. franzöſiſch geſprochen wird, ſeinem Scepter zu unterwerfen. Ein kurzer, aber inhaltsſchwerer Vertrag, durch welchen Deutſchland ſchwer geſchädigt wurde!

Unter ſolchen Vorbereitungen kam das Frühjahr 1552 heran und von der Gicht geplagt, lag der Kaiſer Karl V. noch immer in Innspruck, ohne an irgend eine Gefahr zu denken. Da brach am 20. März der Kurfürſt Moritz plötzlich mit ſeinem ganzen Heere in Eilmärſchen nach dem Süden Deutſchlands auf. Am 25. ſtieß bei Schweinfurth der junge Landgraf von Heſſen mit ſeinen Schaaren zu ihm und einige Tage ſpäter vereinigte er ſich bei Rottenburg an der Tauber auch noch mit den Söldlingen des Markgrafen Albrecht Alcibiades ſowie des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg. Am 13. März ſtand das gewaltige Heer bereits vor Augsburg und dieſe Stadt beeilte ſich, der Bewegung beizutreten. Von hier aus wurden

Digitalisiert von Google

nun zur Rechtfertigung des Kriegs fulminante Manifeste gegen den Kaiser erlassen, welche die bittersten Klagen über dessen Mißregierung enthielten, und zugleich erging eine dringende Einladung an alle protestantischen Stände, an dem Krieg gegen den „Tyrannen und Unterdrücker" Theil zu nehmen. Während nun aber dieß geschah, oder vielmehr schon einige Tage früher, am 13. März, war der König Heinrich II. von Frankreich in Lothringen eingefallen und hatte sich ohne viele Mühe in den Besitz von Toul und Verdun gesetzt. Schwerer fiel es ihm, auch das starke Metz in seine Gewalt zu bekommen; allein durch List, Verrath und Wortbruch ging auch diese Stadt am 10. April für Deutschland verloren und daraufhin zog der französische König ins Elsaß, um wo möglich der Stadt Straßburg dasselbe Loos zu bereiten. Auch unterließ er es nicht, seinerseits ebenfalls ein Manifest in Tausenden von Exemplaren in die Oeffentlichkeit zu geben, worin er, um seinen Raubeinfall zu beschönigen, erklärte, daß er nur „für die deutsche Freiheit" kämpfe, und von dort ab sind die Franzosen, wenn sie wieder einmal ein Stück von Deutschland loszureißen beabsichtigten, stets „als unsere Befreier" aufgetreten. Sie waren und blieben Räuber und fügten zu dem Raub noch oft und viel die Mordfackel, sowie andere Niederträchtigkeiten aller Art; vor der Welt aber gaben sie sich den Anschein, als ob sie nichts beabsichtigten, denn unser Glück und Wohlergehen, und es gab immer Thoren und schlechte Subjecte genug, welche sich auf Seiten der welschen Liberatoren stellten.

Bis in sein Innerstes hinein erschrack Karl V., als er auf seinem Krankenlager zu Innspruck in der ersten Woche des Aprils von diesen Hiobsposten erreicht wurde. Im Anfang schien ihm Alles ganz unglaublich, allein von Stunde zu Stunde liefen weitere Bestätigungen ein. Was nun thun? In Deutschland erhob sich keine einzige Hand für ihn, nicht einmal unter den strenggläubigen Katholiken, und die paar tausend Mann spanische Truppen, die er bei sich hatte (er glaubte ja, ganz Deutschland liege tief gedemüthigt zu seinen Füßen, und somit gab es keinen Grund für ihn, eine größere Truppe um sich zu versammeln), waren viel zu schwach, um mit ihnen dem mächtigen Heere des kriegskundigen Moritz Widerstand leisten zu können.

Digitalisiert von Google

So blieb nichts übrig, als Unterhandlungen anzuknüpfen, und schnellstens sandte er seinem Bruder Ferdinand in Wien Botschaft, diese Mission für ihn zu übernehmen. Daraufhin lud Ferdinand den Kurfürsten Moritz zu einer Zusammenkunft in Linz ein und am 1. Mai fand dieselbe statt. Die Forderungen aber, die sofort der Kurfürst stellte, waren höchst weitgehender Natur und zeigten, welch' sicheren Boden er unter sich fühle. Er verlangte nemlich „Nummer Eins: augenblickliche und bedingungslose Freilassung seines Schwiegervaters, des Landgrafen von Hessen; Nummer Zwei: Errichtung eines beständigen und verbürgten Religionsfriedens zwischen Katholiken und Protestanten; Nummer Drei: Entfernung aller fremden, besonders der spanischen Minister und Angestellten bei der kaiserlichen Regierung, und dafür Besetzung solcher Stellen mit lauter Deutschen; Nummer Vier: Heimschickung aller fremden Truppen, vorzüglich der italienischen und spanischen, und Verpflichtung, solche nie mehr in Deutschland zu verwenden; Nummer Fünf: Besetzung des Reichskammergerichts mit ebensoviel protestantischen als katholischen Richtern; Nummer Sechs endlich: Erstattung des vielen Geschützes, welches der Kaiser aus Deutschland fortgeführt, um es in seinen Privatkriegen mit Frankreich zu verwenden." Das waren die sechs Hauptforderungen, von denen der Kurfürst für sich und im Namen seiner Verbündeten erklärte, unmöglich abgehen zu können; daneben aber gab es noch eine ziemliche Anzahl von Beschwerden, auf die er offenbar ein geringeres Gewicht legte und über welche man also debattiren konnte.

Der Erzherzog, König Ferdinand, befand sich in einer höchst peinlichen Lage, als er solches vernahm, denn vom Kaiser hatte er durchaus keine Vollmacht, in seinen Verwilligungen so weit zu gehen, und doch sollte der Kurfürst, der die Zwischenzeit von seiner Ankunft vor Augsburg bis heute dazu benützt hatte, um fast alle süddeutschen Städte, Herren und Fürsten auf seine Seite herüberzuziehen, um jeden Preis von jeden weiteren feindlichen Schritten abgehalten werden. Somit half Ferdinand sich damit, daß er dem Kurfürsten erklärte, er werde die gestellten Forderungen bei seinem Bruder, dem Kaiser, zu dem er sofort abzureisen bereit sei, mit allem seinem Einfluß befürworten, und bat dann Zeit und Ort zu bestimmen, an welchem, falls der

Digitalisiert von Google

Kaiſer, woran er nicht zweifle, die Forderungen wenigſtens im Principe genehmige, die definitiven Friedensunterhandlungen begonnen werden könnten. Hierauf ging der Kurfürſt ein und als Ort wurde Paſſau, als Eröffnungstag der Unterhandlungen aber der 26. Mai feſtgeſetzt. Nun verlangte Ferdinand noch, daß bis zum Abſchluß des definitiven Friedens Waffenſtillſtand ſein ſolle; allein hierauf ließ ſich der Kurfürſt nicht ein. „Von dem Tage an", erklärte er, „an welchem nach principieller Genehmigung meiner Hauptforderungen von Seiten des Kaiſers die Friedensunterhandlungen in Paſſau beginen, alſo vorausſichtlich vom 26. Mai an, genehmige ich den Waffenſtillſtand; dagegen will ich von heute an bis zum 26. Mai in meiner freien Action nicht gehindert ſein, denn ich weiß ja nicht, ob der Kaiſer nicht vielleicht meine Forderungen ganz verwirft und die Zwiſchenzeit dazu benützt, um mit einem ſchnell angeworbenen Heere Alles auf die Spitze des Schwertes zu ſtellen." Damit mußte ſich der König Ferdinand begnügen und reiſte nun augenblicklich nach Innſpruck ab; der Kurfürſt Moritz aber ſchlug den Rückweg nach Augsburg ein, in deſſen Nähe ſeine Armee ein Lager bezogen hatte. Merkwürdig übrigens, jetzt zeigte ſichs augenblicklich, wie ganz richtig der Kurfürſt den Kaiſer beurtheilte, denn kaum war er wieder bei ſeiner Armee eingetroffen, ſo erfuhr er durch Kundſchafter, daß in der That in Oberbaiern in aller Eile für den genannten Monarchen Truppen zuſammengezogen würden. Deſſen Abſicht ging alſo offenbar dahin, den Kurfürſten ſo lange hinzuhalten, bis er ſelbſt gehörig gerüſtet ſei; allein der kluge Moritz war nicht der Mann, ſich in ſolcher Weiſe berücken zu laſſen. Schnellſtens brach er alſo am 9. Mai mit einem auserleſenen Corps in Eilmärſchen in der Richtung nach Füſſen auf und in der Nähe von Reutte ſtieß er auf die kaiſerlichen Truppen. Sie waren zum Kriege noch nicht gehörig ausgerüſtet und ließen ſich wie Schafe fangen, als der Kurfürſt am 18. Mai über ſie herfiel. Daraufhin ſtürmte Letzterer am 19. Mai die Ehrenberger Klauſe, in welcher eine ſtarke habsburg-tyroliſche Beſatzung lag, und nun, nachdem der Sturm glücklich gelungen, lag die Straße nach Innſpruck offen vor ihm da. In zwei Tagen konnte er dieſe Stadt erreichen und da er hoffen durfte, den Kaiſrr daſelbſt

Digitalisiert von Google

zu überraſchen, ſo gab er alsbald, ſchon am 20., Befehl zum Wiederaufbruch. Nunmehr aber verlangte das Reiffenbergiſche Regiment, welches bei der Erſtürmung der Klauſe das Hauptſächlichſte gethan, vorher, ehe es abmarſchire, die Ausbezahlung des üblichen Sturmſoldes und darüber ging eine koſtbare Zeit verloren. Darum, wie nun der Kurfürſt am Morgen des 22. in Innſpruck anlangte, fand er den Kaiſer nicht mehr vor, denn dieſer war die Nacht zuvor im ſchrecklichſten Regenwetter Hals über Kopf nach Trient entflohen. Sein ganzer Hofſtaat, ſein Bruder Ferdinand, der Friedensvermittler, ja ſelbſt der gefangene Johann Friedrich — ſie alle theilten ſeine Flucht, der Kaiſer der Gicht wegen in einer Sänfte, die Andern zu Pferde oder zu Fuße, wie es ging, und die Bürger von Innſpruck hatten dazu mit Fackeln geleuchtet, weil der Weg über den Brenner ſich im ſchlechteſten Zuſtande befand. Ihre Ankunft in Trient übrigens verbreitete einen ſolchen Schrecken, daß die ganze Kirchenverſammlung augenblicklich auseinanderſtiebte, und der Kaiſer ſelbſt hielt ſich hier ebenfalls für ſo wenig ſicher, daß er nach wenigen Stunden ſchon, trotz der rauhen ungebahnten Wege, ſeine Flucht nach Villach in Kärnthen fortſetzte. Er kam glücklich, obwohl an allen Gliedern gelähmt, daſelbſt an und gab ſofort dem armen Johann Friedrich, weil ihm dieſer freiwillig auch bis hierher gefolgt war, die Erlaubniß, in ſeine Heimath nach Sachſen zurückzukehren. Der Kurfürſt Moritz dagegen that ſich in Innſpruck gütlich und vertheilte die ganze üppige Hofeinrichtung, die natürlich nicht hatte mitgeführt werden können, unter ſeine tapferen Soldaten.

Inzwiſchen war die Zeit herangekommen, wo die Friedensverhandlungen in Paſſau beginnen ſollten, und pünktlich ſtellte ſich der Kurfürſt Moritz mit ſeinen Verbündeten ein. Ebenſowenig fehlte der König Ferdinand, welchen der Herzog Albrecht von Baiern, der Erzbiſchof von Salzburg und die Biſchöfe von Paſſau und Eichſtädt begleiteten. Der beabſichtigte Frieden aber machte ſich doch nicht ſo ſchnell, als man gehofft hatte, denn der Kaiſer wollte ſich im Anfang durchaus nicht zu allem dem bequemen, was der Kurfürſt von ihm verlangte. Da drohte endlich der letztere mit der Wiederaufnahme der Feindſeligkeiten und machte auch in der That Anſtalt, aus ſeiner

Digitalisiert von Google

Drohung Ernſt zu machen. Ueberdem beſchlich den armen, verlaſſenen, in Villach krank darniederliegenden Kaiſer die Angſt, der König von Frankreich, der ſchon einen guten Theil von Lothringen an ſich gebracht hatte, möchte nun auch noch die Niederlande, den Juwel unter den habsburgiſchen Beſitzungen, wegnehmen, und ſo ließ er ſich endlich am 2. Auguſt 1552 dazu herbei, den Friedensvertrag, gewöhnlich nur „der Paſſauer Religionsfriede“ genannt, zu unterzeichnen. Die obgenannten ſechs Forderungen wurden vollſtändig gewährt; nur machte man noch drei Zuſätze. Einmal den, daß die erhobenen weiteren Beſchwerden auf dem nächſten, innerhalb ſechs Monaten abzuhaltenden Reichstag endgültig ausgeglichen werden ſollten; ſodann den, daß der Religionsfriede fortzudauern habe, auch wenn ſpäter auf dem wieder einzuberufenden Conzile zwiſchen Proteſtanten und Katholiken ſich kein Ausgleich finden laſſe; endlich den, daß der König von Frankreich von dem Frieden auszuſchließen ſei, weil er den mit dem Kurfürſten Moritz ſeinerzeit abgeſchloſſenen Vertrag durch ſeinen Einfall in das deutſchredende Elſaß ſowie durch die Eroberung des ebenfalls deutſchredenden Metz gebrochen habe. Unmittelbar darauf wurde der Landgraf Philipp von Heſſen aus ſeiner nun fünfjährigen Gefangenſchaft entlaſſen und kehrte ſofort — wie ſchon einige Monate früher ſein Schickſalsgenoſſe Johann Friedrich — in ſein Land zurück.

Kaum war der Paſſauer Frieden unterzeichnet, ſo machte ſich Karl V., der ſich inzwiſchen von der Gicht ſo ziemlich erholt hatte, nach dem Elſaß auf und zog da, beſonders aus den Niederlanden, nicht minder aber auch aus Spanien, ſo viel Truppen zuſammen, als er nur aufbringen konnte. Er ſah ein, daß der Beſitz von Metz es den Franzoſen nur allzuleicht machen werde, durch das Luxemburgiſche in die Niederlande einzudringen, und ſomit wollte er dieſe überaus wichtige Stadt und Feſtung um jeden Preis zurückerobern. Bald hatte er mit Hülfe ſeines Feldhauptmanns, des Herzogs von Alba, mehr als 56,000 Mann unter ſeinen Fahnen und ſofort begann er, noch im October 1552, die Belagerung der Stadt. In dieſe hatte jedoch inzwiſchen der franzöſiſche König eine äußerſt zahlreiche Beſatzung geworfen und der Commandant derſelben, der Herzog Franz von Guiſe, war unermüdlich thätig geweſen, die ohnehin ſchon ſtarken Befeſtigungs-

Digitalisiert von Google

werke ganz unüberwindlich zu machen. Trotzdem wollte Karl V. die Eroberung unter allen Umständen erzwingen und drei Monate lang wurde unaufhörlich geſtürmt. Endlich aber, nachdem theils in Folge des ſtrengen Winters, theils durch die Ausfälle der tapferen Beſatzung die Belagerungsarmee über den vierten Theil ihrer Stärke eingebüßt hatte, mußte im Januar 1553 die Belagerung aufgehoben werden und mit den Worten: „es giebt keine Männer mehr“ zog ſich Karl V. nach Brüſſel zurück. Den Krieg mit Frankreich dagegen ſetzte er noch zwei Jahre lang mit abwechſelndem Glück fort und erſt im Februar 1555 wurde ein Waffenſtillſtand geſchloſſen.

Inzwiſchen hatte auch in Deutſchland der wilde Alcibiades, Markgraf von Brandenburg-Baireuth, den Kampf auf eigene Fauſt weitergeführt, ohne ſich etwas um den Paſſauer Frieden zu bekümmern, und alle Ermahnungen, das Schwert in die Scheide zu ſtecken, waren vergeblich. Schon damals, als der Kurfürſt Moritz gegen Innſpruck zog, hatte er ſich von dieſem getrennt und im Schwäbiſchen, alle Klöſter und Bisthümer wie eine gute Beute betrachtend, mit Sengen und Brennen arge Verheerungen angeſtellt. Daraufhin wandte er ſich gegen die Bisthümer Bamberg und Würzburg, und noch ſpäter in die mittleren Rheingegenden, gegen Speier und Worms, wo er fortfuhr, den Räuberhauptmann im Großen zu ſpielen. Endlich aber, wie der wilde Partheigänger gar noch Niederſachſen heimſuchte, einigte ſich im April 1553 der Kurfürſt Moritz mit dem Herzoge Heinrich von Braunſchweig und einigen andern Dynaſten geringeren Ranges, einem ſolchen Schandtreiben ein Ende zu machen, und ſtieß am 9. Juli bei Sieversſhauſen im Lüneburgiſchen auf das Räuberheer. Das letztere wurde faſt ganz vernichtet und ſein toller Anführer, der Markgraf Albrecht Alcibiades, ſah ſich gezwungen, nach Frankreich zu entfliehen. Der Kurfürſt Moritz aber ward in der Schlacht tödtlich verwundet und ſtarb zwei Tage nachher, erſt dreiunddreißig Jahre alt. Durch ſeinen Feldzug gegen den Kaiſer Karl V. vom Jahr 1552 hatte er wieder gut gemacht, was er vier Jahre früher durch ſeinen Verrath verbrochen, und Deutſchland betrauerte in ihm ſeinen Erretter aus den papiſtiſch-katholiſchen Banden.

Karl V. ſollte abgemachtermaßen innerhalb ſechs Monaten nach dem Abſchluß des Paſſauer Vertrags einen allgemeinen Reichstag ein-

Digitalisiert von Google

berufen, um auf demſelben den Religionsfrieden auf ewige Zeiten zu ſichern. Allein theils die Execution gegen Albrecht Alcibiades, theils der Krieg gegen Frankreich nahm viel Zeit weg und ſo wurde es dem Kaiſer möglich, unter plauſibeln Gründen den Termin immer weiter hinauszuſchieben. Die Zwiſchenzeit aber benutzten die proteſtantiſchen Stände, Reichsſtädte wie Fürſten, dazu, ihr Kirchen- und Schulweſen zu verbeſſern und namentlich das verhaßte Interim über Bord zu werfen. So that insbeſondere der Kurfürſt Auguſt von Sachſen, der Bruder und Nachfolger des getödteten Kurfürſten Moritz, ſowie der vortreffliche Herzog Chriſtoph von Württemberg, der Sohn Ulrichs, welcher ſeinem Vater am 6. November 1555 in der Regierung nachgefolgt war. Uebrigens auch die Reichsſtädte blieben nicht zurück, und die katholiſchen Ceremonien und Kircheneinrichtungen, welche ihnen durch Karl V. aufgedrungen worden waren, verſchwanden mit einer Schnelligkeit, welche davon zeugte, wie furchtbar verhaßt ſie waren. Nachdem nun übrigens die deutſchen Stände ſich faſt drei Jahre lang geduldet hatten, drangen ſie endlich in den Kaiſer, den verſprochenen Reichstag auszuſchreiben, und im Februar 1555 wurde derſelbe in Augsburg eröffnet. Nicht aber Karl V. that dieß, ſondern in ſeinem Namen ſein Bruder Ferdinand, welchen er mit allen Vollmachten ausgerüſtet hatte, denn er ſelbſt wollte mit der Regierung Deutſchlands, das ihm ſchon ſo viel Verdruß bereitet hatte, nichts mehr zu thun haben und trug ſich damals ſchon mit dem Gedanken, ſich vollſtändig ins Privatleben zurückzuziehen. Demgemäß ſah man auf dem Reichstag von den Beſchwerden ab, welche das perſönliche Mißregiment deſſelben (ſeine ſpaniſchen Miniſter und Hofbedienſteten, die ſpaniſche Sprache, Kleidung und was dergleichen mehr iſt) betrafen, und richtete ſein Hauptaugenmerk darauf, den in Paſſau errichteten Religionsfrieden zu befeſtigen, zu erweitern, zu verbeſſern oder auch — wenigſtens katholiſcherſeits — zu verſchlechtern und zu annulliren. Es koſtete aber viele Zeit und Mühe, bis man ſich endlich am 21. September 1555 über nachfolgende Puncte einigte. Erſtens: die Stände des deutſchen Reichs ſollten das Recht haben, fernerhin zwiſchen der alten Religion und dem Augsburgiſchen Glaubensbekenntniß frei zu wählen, und es dürfe keiner derſelben wegen

Digitalisiert von Google

ſeines Glaubens künftighin mehr angefochten werden. Zweitens: die Unterthanen hätten regelmäßig der Religion des Landesherrn zu folgen (was man mit den bereits früher angeführten Worten: „Cujus regio, illius religio“ bezeichnete), denn man betrachtete den Landesherrn zugleich als den Herrn der Unterthanen. Drittens: die bisherige geiſtliche Gerichtsbarkeit der Erzbiſchöfe und Biſchöfe erſtrecke ſich künftig nicht mehr auf den Glauben und Gottesdienſt der Proteſtanten, ſondern gehe auf die proteſtantiſchen Landesherren über. Viertens: der Abzug aus einem Lande in das andere, der Religion wegen, ſei unbedingt geſtattet, ohne daß man das Vermögen des Abziehenden beſteuern dürfe. Fünftens: jeder katholiſche geiſtliche Herr, er möge eine Stellung haben, welche er wolle, ſolle zwar berechtigt ſein, nach ſeinem Belieben zum Proteſtantismus überzugehen; aber er müſſe ſein Erzbisthum oder Bisthum, oder wie die Pfründe ſonſt heißen möge, der katholiſchen Kirche abtreten. Sechstens endlich: der Adel und die Gemeinden innerhalb geiſtlicher Territorien, als da ſind Abteien, Bisthümer und Erzbisthümer, welche ſchon ſeit längerer Zeit der neuen Lehre anhängen, dürfen von derſelben nicht gewaltſam abgebracht, ſondern müſſen bis zur Vergleichung der beiden ſtreitigen Glaubensbekenntniſſe gänzlich in Ruhe gelaſſen werden. So entſchied ſchließlich nach langem Kampfe der Augsburger Reichstag und ſolchen Entſcheid publicirte König Ferdinand am 26. September 1555 als Reichsgeſetz. Endlich, endlich, endlich alſo hatte man in Deutſchland den religiöſen Frieden errungen, der ſchon ſo lange Noth that; aber Zweierlei wird der Leſer bei dieſem Frieden doch vermiſſen. Einmal nemlich das, daß man ſich nicht auf den Standpunct der ſchrankenloſen Gewiſſensfreiheit zu erheben vermochte, ſondern die Religion der Unterthanen von der Religion der Landesherren abhängig machte. Sodann das, daß man die Zwinglianer und Calviniſten oder wie man vielleicht beſſer ſagt, die Reformirten von dem Religionsfrieden ſtillſchweigend ausſchloß, indem nur die Bekenner der Augsburgiſchen Confeſſion als ächte Proteſtanten in dem Friedenswerk genannt wurden.

Faſt unmittelbar nach dem Abſchluß des Augsburger Religionsfriedens ſetzte Karl V. ſeinen Entſchluß, ſich ins Privatleben zurück-

Digitalisiert von Google

zuziehen, durch. Schon im Juli 1554 hatte er seinem Sohne Philipp Neapel und die sonstigen italienischen Besitzungen abgetreten und am 25. October 1555 resignirte er nun auch zu seinen Gunsten auf die Regierung der Niederlande. Einige Monate später übertrug er ihm weiter noch die Krone von Spanien sowie den Besitz des weiten Amerika und von nun an nannte sich der neue Regent Philipp II. Endlich und schließlich am 3. August 1556 legte Karl V. seine letzte Würde, die Kaiserwürde von Deutschland, nieder und in dieser Würde folgte ihm, wie schon längst abgemacht war, sein Bruder Ferdinand, obwohl der Pabst Paul IV. — weil Ferdinand den Religionsfrieden bewilligt hatte — aufs heftigste dagegen protestirte. Gleich darauf zog sich Karl V. in die nächste Nähe des Klosters San Juste bei Plascentia in Spanien zurück und starb dort, mit seinem abgeschlossenen Leben gar nicht zufrieden, am 21. September 1558.

Nunmehr bleibt uns nur noch übrig, auch auf die geistigen Wirkungen, welche die Reformation im Gefolge hatte, hinzuweisen. Bisher hatte eine geistige Knechtung stattgefunden, welche nur durch die furchtbarsten Schreckmittel aufrecht erhalten werden konnte; jetzt wurde diese Bevormundung abgeschüttelt, und der Laie erhielt die Berechtigung des freien Gedankens. Bisher beanspruchte jeder Dorfpfarrer und Bettelmönch, selbst der unwissendste und verdorbenste, eine Art göttlicher Weihe, welche ihn weit über den gewöhnlichen Menschen stellte; jetzt wußte man, daß kein Christ vor dem andern einen Vorzug habe und daß man keiner Mittelsperson bedürfe, um zu Gott und der ewigen Seligkeit zu gelangen. So mußte sich eine Geistesblüthe nach der andern entwickeln und vor allem gelangte die Philosophie zu ihrer Geltung. Mit der Philosophie aber auch die Geschichte, sowie die bisher total vernachlässigte Natur- und Himmelskunde. Weiter welchen Aufschwung nahmen nicht die Schulen, besonders die Volksschulen, die früher eigentlich kaum vorhanden gewesen waren! Endlich welche Geltung bekam nicht die Predigt, von der man ebenfalls so viel wie nichts gewußt hatte, obwohl in jeder Kirche eine Kanzel stand! Die Hauptsache aber, das Kirchenlied, ist es nicht erst durch die Reformation ins Leben gerufen worden und war es nicht gerade Luther, der dasselbe in Verbindung mit Paul Speratus der lateini-

Digitalisiert von Google

ſchen Meſſe entgegenſtellte? War es nicht Er, der das Gewaltslied: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott“ dichtete und auch die Melodie dazu erfand? Das Kirchenlied aber weckte die Volksdichter, als deren erſten wir den berühmten Hans Sachs bezeichnen müſſen, und mit den Volksdichtern wetteiferten die Volkslieder, deren Verfaſſer man meiſtens gar nicht mehr kennt. Dann welche Verbeſſerung der Sitten trat nicht durch die Reformation ein, ſo daß ſelbſt der Rückſchlag auf die Katholiken — man denke nur an die früheren Greuel des Mönchs- und Nonnenlebens ſowie an das ſchamloſe Prieſterconcubinat — nicht ausblieb! Kurz das ganze geiſtige Leben hob ſich durch die Reformation und nur in einer einer einzigen Richtung war die Wirkung derſelben eine lähmende. Darin nemlich, daß die gothiſchen Kirchenbauten nunmehr ſtockten, denn man hatte einſehen gelernt, daß man ſich durch Beiträge zu dieſem oder jenem Dome keinen Freibrief in den Himmel erwerben könne, und ſo blieben gar manche Tempel und Tempelthürme unvollendet.

Digitalisiert von Google

Zweites Buch.

Der große Kampf zwischen Katholicismus und Protestantismus.

(1556–1648.)

Erstes Kapitel.

Friedrich I., die Jesuiten und das Concil von Trient.

(1555—1564.)

Schon vor dem Abschluß des Augsburger Religionsfriedens hatte sich die Reformation über halb Europa verbreitet. Nach Ungarn drang sie durch junge Studenten, die sich durch keine Abmahnungen katholischer Priester hatten abhalten lassen, die berühmte Universität Wittenberg zu besuchen, und schon zur Zeit des Bauernkriegs, anno 1525, erklärten sich fünf sogenannte Freistädte für den Lutheranismus. Einige Jahre später begann der Prediger Matthias Devay, dem man wegen seiner Begeisterung für die neue Lehre, sowie wegen der Energie, mit welcher er für sie auftrat, nach seinem Tode den Namen des „ungarischen Luthers" beigelegt hat, seine Wirksamkeit, und sein Verdienst ist es,

Digitalisiert von Google

daß sofort die Bibel ins Ungarische übersetzt wurde. Nicht übrigens der Lutheranismus allein setzte sich in Ungarn fest, sondern, seit dem Jahre 1544, auch der Calvinismus, der durch junge Gelehrte, welche Genf besuchten, verbreitet wurde; doch fand derselbe weniger unter dem Volk selbst Anhänger, als vielmehr unter den Höhergebildeten, sowie besonders unter den Adelsfamilien, die viel mit dem Auslande verkehrten. Auch muß ich noch weiter constatiren, daß all' dieß sich keineswegs ganz widerstandslos bewerkstelligen konnte, sondern daß vielmehr der König Ferdinand, der Bruder Karls V., die Weiterverbreitung der „Ketzerei", wie er den neuen Glauben nannte, durch die strengsten Befehle zu sistiren suchte. Allein diese Befehle fruchteten um so weniger, als gar Viele der ungarischen Großen, unter denen der Palatin Thomas Nadasdy besonders hervorzuheben ist, dem neuen Glauben ihren mächtigen Schutz angedeihen ließen und hiedurch den König Ferdinand selbst nöthigten, von seiner Strenge nachzulassen. Wie in Ungarn, so ging es auch in dem anstoßenden Siebenbürgen und zwar begeisterten sich hauptsächlich die sogenannten Sachsen, das ist die Deutschen, welche im Jahre 1143 der König Geysa II. vom Niederrhein ins Land gerufen hatte, um allda Cultur zu verbreiten, für die lutherische Lehre. Die Wallachen dagegen, welche den größten Theil der Bevölkerung Siebenbürgens ausmachen, blieben dem alten Glauben treu, denn unter ihnen herrschte die größte Unwissenheit und sie ließen sich also vollständig von ihren Priestern leiten. Nicht minder faßte die Reformation in Polen festen Fuß und in einzelnen Städten, besonders in denen, welche, wie Danzig, Thorn, Elbing und andere früher dem Deutschorden angehört hatten und also eine starke deutsche Bevölkerung besaßen, gewann sie sogar die Oberhand. Uebrigens auch von den slavischen Polen gingen Viele zu ihr über, aber nur von den Höhergestellten, denn das Landvolk wollte nichts von der Neuerung wissen und am allerwenigsten der weibliche Theil desselben. Ganz entschieden trat dagegen die schwedische Nation zu der Reformation über, und der berühmte Gustav Wasa errang nur dadurch so schnell einen vollständigen Sieg über seinen mächtigen Gegner, den König Christian II., daß er, um den Umtrieben des überreichen katholischen Clerus ein Ende zu machen, schon im Jahre 1524

Digitalisiert von Google

den Katholicismus gänzlich abschaffte. Nicht minder traten die Norweger und Dänen der neuen Lehre in ihrer Gesammtheit bei und den Anfang machten die mit Dänemark verbundenen deutschen Provinzen Schleswig und Holstein. Schottland widerstand länger, denn sowohl König Jacob VI. als auch die nach seinem Tode für seine minderjährige Tochter Maria — die nachher durch ihr Unglück so berühmt gewordene Maria Stuart — eingesetzte Regentschaft eiferte mit Strenge für den alten Glauben. Allein wie von anno 1550 an der große Agitator Johann Knox für die calvinistische Lehre, welcher er in Genf beigetreten war, zu wirken anfing, da gingen dem Volke urplötzlich die Augen auf und bereits im Jahr 1560 sah sich das schottische Parlament genöthigt, die neue Lehre als vollberechtigt öffentlich anzuerkennen. In England ließ der gewaltthätige Tyrann Heinrich VIII. im Anfang seiner Regierung die Schriften Luthers, soweit sie auch auf der brittischen Küste Verbreitung fanden, öffentlich durch den Henker verbrennen und verlangte sogar von den deutschen Fürsten in kategorischer Weise, daß sie dem Verfasser dieser Schriften dasselbe Schicksal bereiten sollten, wie dem Huß. Als ihm aber der Pabst nicht den Willen that, ihn von seiner ersten Gemahlin zu scheiden, erklärte er sofort — anno 1535 — aus eigener Machtvollkommenheit das Pabstthum in England für abgeschafft, und nun gelang es dem aufgeklärten Thomas Cranmer, der rechten Hand des Königs, der Reformation solchen Vorschub zu leisten, daß bald der größere Theil der Engländer von derselben ergriffen wurde. Seither blieb sie auch dominirend und nur nach Irland mit seiner celtischen Bevölkerung konnte sie nicht vordringen. Einen weit weniger ergiebigen Boden fand sie in den beiden romanischen Ländern Spanien und Italien und in Anbetracht der Bildungsstufe, auf welcher die Einwohner dorten standen, wird man dieß nur natürlich finden. Ueberdem hatte nicht in Spanien, „dem Lande des Gehorsams", sowie in Italien, „dem Lande der Priester", die Inquisition ihr Lager aufgeschlagen und wüthete mit allen Schrecken des Scheiterhaufens gegen Jeden, der auch nur die Miene machte, vom Katholicismus abfallen zu wollen? In Frankreich dagegen gestalteten sich die Verhältnisse ganz anders, denn hier, wo der Romanismus vielfach von germanischem Blut durchkreuzt worden war, fand die

Digitalisiert von Google

Lehre Calvins begeisterten Anhang und die Zahl der Hugenotten (wir haben derselben schon früher erwähnt) stieg bald auf Hunderttausende. Allein die französischen Könige, von Franz I. an bis zu Heinrich III. herab, standen fest zum Pabstthum und boten alle ihre Kräfte auf, um dem Calvinismus so schnell als möglich ein blutiges Ende zu bereiten.

Was nun Deutschland selbst betrifft, so wäre sicherlich keine einzige Provinz, ja keine einzige Gemeinde dem Katholicismus treu geblieben, wenn nicht die Mehrzahl der regierenden Herren — in erster Linie Kaiser Karl V. und sein Bruder Ferdinand, sodann die Herzoge von Baiern und endlich die geistlichen Territorialherren, die Aebte, Bischöfe und Erzbischöfe — die verzweifeltsten Anstrengungen gemacht hätten, der Weiterverbreitung des Protestantismus Einhalt zu thun. In ganz Nord- und Mitteldeutschland gab es mit der einzigen Ausnahme von Westphalen, das fast ganz unter geistlicher Herrschaft stand, zur Zeit des Augsburger Religionsfriedens keinen einzigen bedeutenderen Reichsstand mehr, der sich nicht offen zur neuen Lehre bekannt hätte, und selbst im Westphälischen konnten es die Bischöfe von Münster, Paderborn, Minden und Osnabrück nicht verhindern, daß ihre Unterthanen in überwiegender Mehrzahl dieselbe acceptirten. Die Erzbischöfe von Magdeburg und Bremen dagegen, sowie die Bischöfe von Lübeck, Bremen und Halberstadt, deren Sitze meist jüngere Söhne der fürstlichen Häuser Brandenburg, Sachsen und Braunschweig inne hatten, traten der Reformation ganz unbedingt bei und da ihre Domcapitel mit ihnen einverstanden waren, so fiel es keinem einzigen von ihnen ein, des geistlichen Vorbehalts wegen, den die Katholiken, wie wir wissen, im Religionsfrieden durchgesetzt hatten, auf ihre Bisthümer und Erzbisthümer zu verzichten. Eben so große Verbreitung fand die Reformation in den Niederlanden, trotzdem der glaubenseifrige Karl V. kein Mittel scheute, um dieses „Gift“ von seiner Lieblingsprovinz abzuhalten, und nicht einmal die Erzbischöfe von Köln, Trier und Mainz, sowie noch viel weniger die Bischöfe von Straßburg, Worms und Speier konnten es verhindern, daß ein sehr beträchtlicher Theil ihrer Unterthanen vom alten Glauben abfiel. In Lothringen dagegen behielt überall, wo die französische Sprache und also der Romanismus vorherrschte, der Katholicismus die Oberhand

Digitalisiert von Google

uno ebenſo auch in den fränkiſchen Bisthümern Bamberg, Würzburg und Eichſtädt, weil deren Beherrſcher einen Hinterhalt an Baiern hatten. Um ſo eifriger bekannte ſich das übrige Frankenland, insbeſondere die dortige Reichsſtadt Nürnberg, ſowie die Markgrafſchaften Brandenburg-Baireuth und Brandenburg-Anſpach, zur neuen Lehre, und daß die Rheinpfalz, das Herzogthum Württemberg und die Markgrafſchaft Baden ſowie die ſchwäbiſchen Reichsſtädte dieſelbe in ihrer Geſammtheit ebenfalls eingeführt hatten, wird dem Leſer noch wohl im Gedächtniß ſein. So blieb als rein katholiſches Land — außer den ſoeben genannten drei Bisthümern Bamberg, Würzburg und Eichſtädt — eigentlich nur Baiern übrig, allein ſelbſt ſein Beherrſcher (ſeit 1550), Albrecht V., der Sohn Wilhelms IV., (der mit ſeinem Bruder Ludwig bis 1537 gemeinſam, von da an aber allein regiert und jede proteſtantiſche Neuerung glücklich beſiegt hatte) drang, ſo ein guter Katholik er ſonſt war, auf Verbeſſerung der katholiſchen Kirche und gab ſeinen Unterthanen gleichſam als Abſchlagszahlung das Recht des Fleiſcheſſens an Faſttagen ſowie der Austheilung des Abendmahls unter beiderlei Geſtalt. Viel ſchlimmer noch geſtalteten ſich für den Katholicismus die Verhältniſſe in den Habsburgiſchen Ländern, alſo in Oeſtreich, Steiermark, Krain, Kärnthen, Tyrol, Böhmen und Ungarn, denn deren Regent, der König Ferdinand, mußte der Türkennoth wegen in ſeinen Conceſſionen — obgleich es ihn ſchwer genug ankam — noch viel weiter als Albrecht V. gehen. Dieſe Türkennoth beſtand nun ſchon ſeit mehr als hundert Jahren und nur ſehr ſelten ließ ſich das deutſche Reich dazu herbei, zu Abwehr des „Erzfeindes“, wie man die Türken oder Osmannen damals nannte, kräftige Maßregeln zu ergreifen. Vielmehr hatte man ſich in Deutſchland längſt daran gewöhnt, ſolche Abwehr den Habsburgern ganz allein zu überlaſſen, wie wenn dieſelbe eine öſtreichiſche Hausangelegenheit geweſen wäre, und insbeſondere ließen die deutſchen Fürſten den König Ferdinand, ſelbſt nachdem er — wie wir geſehen — unter dem Namen Ferdinands I. Kaiſer geworden war, gegen den Sultan Soliman II. im Stich. Somit ſah ſich Ferdinand I. rein blos auf ſeine eigene Kraft angewieſen und dieſe war um ſo unmächtiger, als ſich Johann Zapolya, der Woiwode von Siebenbürgen, mit Soliman II.

Digitalisiert von Google

verbündete. Auch wurde dieß nicht beſſer, als Zapolya kurze Zeit nach dem Abſchluß des Augsburger Religionsfriedens ſtarb, und am Ende blieb dem Kaiſer nichts Anderes übrig, als im Jahre 1562 mit dem türkiſchen Sultan einen ſehr demüthigenden Waffenſtillſtand abzuſchließen. Kraft deſſelben nemlich mußte er an den Sohn Zapolya's, Johann Siegmund, außer Siebenbürgen auch noch Oberungarn bis nach Kaſchau herauf abtreten und noch überdem an den Sultan für den Reſt von Ungarn, der ihm verblieb, einen Tribut von jährlichen 300,000 Goldgulden bezahlen. Wenn er nun aber ſo ohnmächtig daſtand, wie hätte er es wagen können, ſeinen Unterthanen gegenüber in Sachen der Religion ſchroff aufzutreten? Er mußte ſie, wenn er ſie nicht zur Empörung reizen und dadurch ſeine Lage noch verzweifelter machen wollte, einfach gewähren laſſen und ſo kam es denn, daß ſowohl in Böhmen, wo die Utraquiſten (die gemäßigten Huſſiten, wie wir wiſſen) ſich beeilten, die Augsburgiſche Confeſſion anzunehmen, als auch in den andern öſtreichiſchen Provinzen (Oeſtreich, Steiermark, Kärnthen, Krain und Tyrol) der größte Theil der Einwohnerſchaft dem neuen Glauben huldigte. Noch mehr, der glaubenseifrige Ferdinand I. ſah ſich ſogar genöthigt, gar viele Stellen in der Verwaltung ſeiner Lande mit Proteſtanten zu beſetzen, denn die adeligen Herren dorten waren faſt ſämmtlich vom Katholicismus abgefallen und fremde — etwa ſpaniſche — Beamte hereinzuziehen, ging gegen Geſetz und Herkommen. Ja, um der Sache die Krone aufzuſetzen, ſo neigte ſich ſein älteſter Sohn und Erbe, Maximilian, ein herrlicher Jüngling, den faſt alle fürſtlichen Tugenden zierten, ſichtbarlich — den Keim hiezu legte ſein Jugendlehrer Wolfgang Stiefel, genannt Severus, ein heimlicher Anhänger Luthers, in ihn — der neuen Lehre zu und ließ ſich von dieſer ſeiner Ueberzeugung nicht einmal dadurch abbringen, daß die drei geiſtlichen Kurfürſten, die Erzbiſchöfe von Mainz, Trier und Köln, eine Zeitlang Miene machten, ihn nicht zum römiſchen König, das iſt zum Nachfolger ſeines Vaters auf dem Kaiſerthrone, wählen zu wollen. Hievon übrigens kamen die genannten Kurfürſten bald wieder zurück, nachdem ihnen Ferdinand I. durch ſeinen Beichtvater Zithardus die Verſicherung gegeben hatte, daß in Sachen der Religion ſein Sohn über den Partheien ſtehe, und ſo

Digitalisiert von Google

wurde denn der Erzherzog Maximilian im November des Jahres 1562 in Frankfurt am Main einstimmig zum römischen König ausgerufen.

Um das Pabstthum stand es also schlecht in jenen Tagen, so schlecht sogar, daß zu befürchten stand, es werde seiner Oberherrschaft der größere Theil Europas oder wenigstens die ganze germanische Völkerfamilie entrissen werden. Da aber erhielt dasselbe plötzlich eine neue Stütze und zwar eine Stütze, die sich viel mächtiger erweisen sollte, als all' das Truppenaufgebot, welches der Kaiser Karl V. für die römische Curie vergeblich ins Feld geführt hatte. Ein junger spanischer Officier aus altadeliger Familie, Don Innigo (oder Ignatius) von Loyola, sah sich in Folge einer schweren Verwundung, die er im Jahre 1521 bei der Vertheidigung Pampelunas gegen die Franzosen erhalten hatte, an ein langes Krankenlager gefesselt und wurde da durch das Lesen von Lebensbeschreibungen der Heiligen („Flores sanctorum" war der Titel des Buchs) so entflammt, daß er beschloß, selbst ein Heiliger zu werden. Vorher, ich meine vor der Verwundung, war sein glühender Wunsch gewesen, als ein anderer Cid Campeador oder auch als ein spanischer Bayard die Welt in Erstaunen zu setzen; jetzt aber konnte daraus nichts mehr werden, weil die schwere Wunde, obwohl geheilt, ihn zum Halbinvaliden gemacht hatte, und so schwärmte er jetzt dafür, es ebensoweit zu bringen wie ein Sanctus Medardus oder Dionysius oder Januarius, oder wie diese halbmythischen Personen sonst hießen. „Welches Staunen", dachte er, „wird die Welt ergreifen, wenn ich die Kraft bekomme, Blinde sehend, Taube hörend, Stumme redend, Lahme gehend zu machen! Wenn ich wie ein Vogel durch die Luft fliege und trockenen Fußes durch das tiefste Wasser wandle! Wenn ich Todte erwecke, Teufel austreibe und endlich nach Besiegung der Hölle lebendig in den Himmel auffliege!" Also phantasirte er und sowie er nun genesen, im März 1522, wallfahrtete er nach Montferrat in Catalonien, um sich dort in dem gebenedeiten Gnadenorte der Mutter Gottes fürs Leben zu weihen. Da belehrte ihn einer der dortigen Priester, an den er sich wandte, daß das beste Mittel zur Erlangung des Heiligenglorienscheins die Bekehrung der Heiden sei, denn jeder gewonnene Heide stelle eine Staffel in den Himmel dar, und auf diese Belehrung hin beschloß

Digitalisiert von Google

Ignaz sofort, alle Muhammedaner in Christen zu verwandeln. Bettelnd und sich kasteiend, dazu im elendesten Anzug, pilgerte er darauf nach Italien und im Sommer 1523 in Venedig angekommen, gelang es ihm, auf einem nach Jaffa bestimmten Schiffe freie Ueberfahrt nach Palästina zu erhalten. Von Jaffa pilgerte er nach Jerusalem und hier meldete er sich alsbald bei dem Pater Provinzial der Franziskaner, um ihn mit seinem großen Türkenbekehrungsplane bekannt zu machen. Nun aber zeigte sichs, daß der Bekehrungseifrige nicht nur kein Wort türkisch verstand, sondern überhaupt noch furchtbar tief in der Unwissenheit steckte. Außer dem Lesen und Schreiben und einigen Brocken des Italienischen verstand er auch nicht das Geringste und über die christlichen Grundwahrheiten befragt, konnte er keinerlei Auskunft geben. Der Pater Provinzial schickte ihn also augenblicklich wieder nach Europa zurück, indem er ihm den Rath gab, vorher etwas zu lernen, ehe er sich erkühne, als Missionär auftreten zu wollen, und nach verschiedenen kleinen Abentheuern stieg Ignatius im Frühjahr 1524 in Barcellona ans Land. Sein erster Versuch, ein großer Glaubensheld zu werden, war also schmählich mißlungen, allein dafür hatte er die Einsicht gewonnen, daß ihm vor Allem Eines Noth thue, die Verbesserung der großen geistigen Mängel, die ihm in Folge seiner vernachlässigten Erziehung (er hatte als Sohn eines Cavaliers und selbst zum Cavalier bestimmt, wie schon angedeutet, außer den nothdürftigsten Elementarkenntnissen nichts gelernt als Fechten, Reiten, Tanzen, Singen und Musiciren) anklebten. Gewiß, das sollte anders werden und deßwegen meldete er sich jetzt sogleich, obgleich er bereits dreiunddreißig Jahre zählte, bei Hieronymus Arbadale, einem Lehrer der lateinischen Grammatik in Barcellona, als Schüler. Es war eine furchtbar harte Aufgabe für ihn, mitten unter lauter Knaben als Erwachsener die Anfangsgründe des Lateinischen zu studiren; seine unbezwingliche Energie jedoch ließ ihn alle Schwierigkeiten überwinden und schon nach zwei Jahren siedelte er nach der Universität Alcala über, um sich in den Anfangsgründen der Philosophie umzusehen. Endlich nachdem er auch in Salamanca einige Zeit lang Collegien gehört — die Mittel zur Existenz erwarb er sich meist durch Betteln — pilgerte er zu Anfang des Jahres 1528 nach Paris, und hier

Digitalisiert von Google

endlich, nachdem er ſich durch ſechs Jahre hindurch bei großen Entbehrungen unſägliche Mühe gegeben, erwarb er ſich im Jahre 1534 die philoſophiſche Magiſterwürde. Von noch viel größerem Werth für ihn aber war es, daß er ſich hier, in Paris, endlich klar wurde, wodurch allein er den Ruhm eines Glaubenshelden erringen könne. Um jene Zeit hatte ſich ein ganz neuer Geiſt der Menſchheit bemächtigt und durch die Reformatoren Luther, Zwingli und Andere wankte der bisher herrſchende Glauben in ſeinen Grundfeſten. Hievon wurde dem Ignatius natürlich weder in Spanien noch in Italien etwas bekannt, denn wofür hätte man denn in jenen beiden Ländern die heilige Inquiſition gehabt; in der Weltſtadt Paris dagegen gingen ihm die Augen auf, denn nicht nur ſprach man allgemein von den Reformatoren und ihren Beſtrebungen und nicht nur wurden ihre Schriften in Tauſenden von Exemplaren verbreitet, ſondern es gab auch eine Menge von Solchen, welche von dem „Peſthauche, der aus Deutſchland herüberwehte“ — ſolche Ausdrücke brauchten die Strenggläubigen — nur allzuſehr angeſteckt waren. Sollten ſich nun, fragte ſich Ignatius, der natürlich durch und durch für Rom und den Pabſt glühte, keine Mittel finden laſſen, dem gräßlichen Verderben entgegenzutreten? Er ſelbſt wurde ſich hierüber nicht ganz klar; allein er fand Genoſſen gleicher Geſinnung, mit denen er ſich oft und viel beſprach, und ſo kam endlich eine gewiſſe Ordnung in ſeine Gedanken. Das unzählige Heer der Mönche — der Benedictiner, Dominikaner, Franziskaner, Minoriten, Auguſtiner, Ciſtertienſer, oder wie ſie ſonſt hießen —, durch welche Rom im Mittelalter die Herzen der Menſchheit zu beherrſchen verſtand, hatte durch eigene Schuld ſeinen Einfluß auf die Chriſtenheit verloren und man wies überall mit Fingern auf die unwiſſenden Dickbäuche. Auch die übrige Geiſtlichkeit, die Biſchöfe wie die Pfarrer, war wegen ihrer Anmaßung, Liederlichkeit und Ignoranz in die tiefſte Verachtung gerathen und der Glaube an ſie konnte nicht mehr aus dem Grabe erweckt werden. Wie nun aber, wenn man dem Pabſtthum neue Rüſtzeuge zuführte? Natürlich jedoch Rüſtzeuge ganz anderer Art, ganz anderen Geiſtes, ganz anderen Anſehens, ganz anderer Kraft, als die bisherigen! Don Innigo oder Ignatius dachte ſich Jeſum Chriſtum als den Generaliſſimus des Himmels, der mit

Digitalisiert von Google

den Engeln und Heiligen gegen den Teufel und die Hölle beſtändig im Felde liege, um ſchließlich das ganze ſataniſche Reich mit Stumpf und Stiel auszurotten; wie nun, wenn er nach dieſem Vorbilde auf Erden ein Heer von geiſtlichen Rittern bildete, welches unter einem Feldherrn, der Chriſti Stelle zu vertreten hätte, die Teufel dieſer Welt, die Ketzer und Lutheraner, auf Tod und Leben zu bekämpfen ſich zur Aufgabe machte? Es handelte ſich alſo bei ihm in Wahrheit um nichts Anderes, als um die Gründung eines neuen Ordens und um nun den Anfang zu dieſer Gründung zu machen, kam er am 15. Auguſt 1534, am Feſte der Himmelfahrt Mariä, mit ſeinen Genoſſen bei Anbruch des Tages in einer vereinſamten Kapelle des Montmartre bei Paris zuſammen, damit ſie gleich ihm den Eid leiſteten, ihr Leben von nun an der „geiſtlichen Ritterſchaft“ zu widmen. Dieſen Eid leiſteten ſie, Einer nach dem Andern, und wie ſie geſchworen hatten, zeichnete Ignaz von Loyola die Buchſtaben: «J. H. S.» in großer Schrift auf den Altar. „Was ſollen die drei Buchſtaben bedeuten?“ fragten ihn ſeine Genoſſen. „Sie ſind“, erwiederte er mit feierlicher Stimme, die Anfangsbuchſtaben der Worte: Jesus Hominum Salvator, das iſt: Jeſus, der Erretter der Menſchheit, und wir ſelbſt wollen nichts Anderes ſein, als die Soldaten dieſes Erretters.“

Man ſieht, die Anfänge des neuen Ordens waren ſehr beſcheiden, denn nur ſechs Genoſſen ſtanden zu Ignatius, die drei Spanier Jacob Lainez, Alphons Salmeron und Nicolaus Bobadilla, der Savoyarde Pierre le Fêvre (zu deutſch Peter Faber), der Navarreſe Franz Xavier und der Portugieſe Simon Rodriguez. Allein dieſe Sechſe beſaßen Verſtand und Willenskraft und zudem erfüllte ſie die größte Begeiſterung für ihr heiliges Vorhaben. Sie kamen alſo von jetzt an jeden Tag zuſammen und arbeiteten gemeinſam an dem beabſichtigten Unternehmen weiter. Gemeinſam entwarfen ſie die Regeln des neuen Ordens; gemeinſam ſetzten ſie ſeinen Wirkungskreis feſt und gemeinſam beriethen ſie über die Mittel, durch welche ſie zum Ziele gelangen wollten. Endlich wie ſie Alles wohl durchdacht hatten, reiste Ignaz von Loyola im Jahr 1537 nach Rom, um dem Babſt, Paul III., ſeinen Plan vorzulegen, und ſiehe da, wie der heilige Vater Kenntniß von demſelben genommen hatte, rief er: „Das iſt

Digitalisiert von Google

Gottes Finger". Nicht so aber dachten Viele unter den Cardinälen, sondern sie meinten vielmehr, die Kirche besitze der Mönchsgesellschaften schon übergenug und es sei räthlicher, die alten abzuschaffen, als neue zu stiften. Indessen beauftragte der Pabst den Cardinal Contarini mit der Prüfung des ihm von Ignaz von Loyola vorgelegten Statuts und weil dieser Kirchenfürst, obwohl erst nach Verfluß von sehr langer Zeit, einen äußerst günstigen Bericht über dasselbe abstattete, beschloß Paul III. den Orden zu bestätigen. Es geschah dieß am 27. September 1540 und der neue Orden nannte sich: «Societas Jesu», zu deutsch: „Gesellschaft Jesu", denn sein unsichtbarer Generalissimus sollte Jesus Christus sein. Welches, so müssen wir jetzt fragen, waren nun aber die Regeln des neuen Ordens und welches seine Ziele, sowie die Mittel, diese Ziele zu erringen? Die Regeln bestanden vor allem darin, daß die Mitglieder der Gesellschaft Jesu oder die Jesuiten, wie man sie bald gewöhnlich nannte, keine Mönche im eigentlichen Sinne des Worts sein sollten. Sie legten zwar ebenfalls die drei Ordensgelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams ab; aber sie verbanden damit noch ein viertes Gelübde, das „des unbedingten Gehorsams gegen den Pabst", denn sie wollten nichts sein als eine Armee von Streitern, welche sich rein dem Dienste des römischen Stuhls hingebe. Eben deßhalb sollten sie auch nicht in Klöstern zusammenwohnen, um ein beschauliches Leben zu führen, sondern sie betrachteten sich vielmehr als Soldaten, welche, ohne mehr einen eigenen Willen, ja ohne eine Familie und ein Vaterland zu haben (die Mitglieder verpflichteten sich zu vollkommener Unterordnung mit Verläugnung der eigenen Persönlichkeit), jederzeit parat sein müßten, bald dahin, bald dorthin im Dienste der Kirche versandt zu werden. Damit war auch bereits der Zweck des Ordens ausgesprochen. Er sollte in der Welt wirken zur Wiederaufrichtung und Weiterverbreitung der Pabstmacht, und das Letztere, die Weiterverbreitung der Pabstmacht, wollte man durch Missionen zu entfernten heidnischen Völkern, das Erstere aber, die Wiederaufrichtung der Pabstmacht, dadurch erreichen, daß man die weiten Gebiete, welche dem Katholicismus durch die Reformation entrissen worden waren, demselben zurückerobere. „Streiter Jesu"

Digitalisiert von Google

ſollten die Jeſuiten ſein; aber unter dem Jeſus verſtanden ſie nichts als den Pabſt und die römiſche Kurie, und der Feind, den ſie zu bekämpfen auszogen, war der ketzeriſche Proteſtantismus. Weil ſie aber natürlich nicht mit dem Schwert und der Lanze, ſondern mit dem geiſtigen Wort den Sieg erringen ſollten, betrachteten ſie als ein Hauptmittel zum Ziel die Erziehung der Jugend. Nicht übrigens die der gewöhnlichen Bauernjugend, ſondern die der Jugend aus den beſſeren Ständen, denn von den Söhnen der Vornehmeren hofften ſie, daß dieſelben, wenn ſie einmal herangebildet ſeien, durch die Stellung, die ſie dann in der Welt einnehmen würden, der Ketzerei den ſtärkſten Damm entgegenſetzen könnten. Ueberdem wollten ſie von dieſer Jugend die beſten Köpfe für ſich ſelbſt behalten, das heißt als active Mitglieder in ihre Geſellſchaft aufnehmen, um ſie ſpäter entweder als Lehrer an ihren verſchiedenen Erziehungsanſtalten, oder als Profeſſoren auf den Univerſitäten, oder als Mentoren vornehmer Jünglinge, oder als Beichtväter von Regenten, oder endlich als Kanzelredner zu verwenden. Die Verwendung ſelbſt aber ſollte nicht etwa davon abhängen, zu welcher Branche von Thätigkeit das einzelne Mitglied hinneige, ſondern einzig und allein von dem Dictat des Ordensgenerals, der als Stellvertreter Jeſu Chriſti, oder vielmehr als „verkörperter Jeſus“ eine noch viel abſolutere Herrſchergewalt auszuüben habe, denn der Höchſtkommandirende einer Armee im Felde.

In ſolcher Weiſe, total verſchieden von den anderen Mönchsorden, richtete ſich die Geſellſchaft Jeſu ein, und Paul III. hatte alſo ganz Recht gehabt, auszurufen: „Das iſt Gottes Finger!“ Wenn von irgendwoher Hülfe für das Pabſtthum kommen konnte, ſo war es von Seiten der Jeſuiten, denn ſie wollten ſich ja einzig und allein dem Berufe, den Proteſtantismus auszurotten, widmen und beſaßen durch ihre Organiſation auch die Kraft, einen ſolchen Rieſenkampf aufzunehmen. Auch gingen ſie alsbald ans Werk, ſowie ihre Geſellſchaft ſich durch verſchiedene neue Mitglieder, die ſie ſofort gewannen, verſtärkt hatte, und der zum Ordensgeneral gewählte Ignaz von Loyola wies jedem von ihnen ſeinen beſtimmten Wirkungskreis an. So ſandte er den Pater Franz Xavier nach Indien, die Heiden zu

Digitalisiert von Google

bekehren, und den Pater Rodriguez nach Portugal, um die Gunst des dortigen Regenten zu gewinnen. So die Patres Araoz und Villanouva zu demselben Zwecke nach Spanien und die Patres Brouet und Codure nebst einigen Andern nach England und Frankreich, hauptsächlich, um Rekruten zu werben. So endlich die Patres Lainez und Salmeron wegen ihres besonderen Wissens als päbstliche Legaten nach Trient zum Conzile und die Patres Lejay, Bobadilla und Le-Fêvre als die einzigen der ganzen Gesellschaft, die etwas deutsch verstanden, nach Deutschland, das ist ins Land der Ketzer. Diese Patres alle aber kamen ihrer Aufgabe so vortrefflich nach, daß ihre Gesellschaft schon nach wenigen Jahren mächtig anschwoll, und der Pabst Paul III. ihr, „weil sie ein fruchtbarer Acker sei, welcher zur Vermehrung des Reiches Gottes durch Unterricht und andere Mittel sehr viel beitrage und deßhalb wohl verdiene, durch besondere Begünstigungen belohnt zu werden", die ausgedehntesten Privilegien ertheilte. Mit diesem Allem übrigens können wir uns selbstverständlich nicht weiter befassen, sondern müssen uns auf diejenige Thätigkeit der Jesuiten beschränken, welche auf die Geschicke unseres Vaterlandes Einfluß hatte, und vor allem verfolgen wir demgemäß die Schritte der nach Deutschland entsendeten Patres Lejay, Bobadilla und Le Fêvre oder Faber. Letzterer begab sich nach dem Rhein, insbesondere nach Mainz und Köln, an die Höfe der dortigen Kurfürsten, um sie in ihrem Verhalten gegen das auch in ihren Territorien überhand nehmende Ketzerthum zu berathen, und hatte das Glück, in Mainz eine roberung von dem ungeheuersten Werthe zu machen. Er brachte nemlich den Peter Canisius aus Nymwegen, der damals in Mainz Theologie studirte, dazu, anno 1543 in den Orden Jesu einzutreten und dieser Canisius war nicht nur eine geistige Kraft, mit welcher sich damals fast keine andere in Deutschland messen konnte, sondern besaß auch eine Gewandtheit und Beredtsamkeit, der sich alle die fügen mußten, welche er für seine Zwecke gewinnen wollte. Wie hätte also die Societät Jesu von ihm nicht den größten Nutzen ziehen sollen? Seinen außergewöhnlichen Scharfsinn übrigens bewies er gleich in den ersten Monaten nach seinem Eintritt in den Orden damit, daß er sofort dem Ordensgeneral in Rom den Rath ertheilte,

Digitalisiert von Google

dorten nach dem Muſter des «Collegium romanum» ein deutſches Colleg, das nachher ſo berühmt gewordene: «Collegium germanicum» zu gründen, weil nur durch ein ſolches der Orden Jeſu ſeinen Zweck in Deutſchland erreichen könne. Man bedenke doch, außer ihm, dem Caniſius, gehörten alle bis jetzt gewonnenen Mitglieder der Societät der romaniſchen — der ſpaniſchen, italieniſchen oder franzöſiſchen — Nationalität an; wenn man aber in Deutſchland, wo es doch des Lutherthums wegen am allernothwendigſten war, wirken wollte, ſo mußte man deutſchredende und mit deutſchem Weſen vertraute Jeſuiten haben und folglich mußte es eine Pflanzſchule geben, in welcher alle diejenigen herangebildet wurden, die ſich künftig an die Spitze der in Deutſchland für den Papismus Wirkenden zu ſtellen hätten. Ignaz von Loyola ſah dieß auch ſogleich ein, und rief ſofort mit Hülfe ſeiner hohen Gönner das gewünſchte Colleg ins Leben. Pater Caniſius aber ſandte ihm in den nächſten Jahren ſchon eine ſolche Menge von rheiniſchen Zöglingen zu, daß für die Zukunft kein Mangel an ſolchen Mitgliedern der Geſellſchaft Jeſu, die ſich für Deutſchland eigneten, eintreten konnte. Weniger Glück als Pierre le Fêvre hatte der Pater Bobadilla, denn aus Regensburg, wohin er ſich zuerſt wandte, mußte er über Hals und Kopf flüchten, weil ihn das über ſeine Schmähungen gegen den Proteſtantismus, die er in einer Predigt vom Stapel ließ, erbitterte Volk ſonſt in der Donau erſäuft hätte. Einen beſſeren Boden ſchien er in München, wohin er von Regensburg aus ging, zu finden, indem er es ſehr gut verſtand, ſich bei dem glaubenseifrigen Herzog Wilhelm IV. einzuſchmeicheln; allein auch hier konnte er das Schimpfen nicht laſſen und dehnte daſſelbe auf alle Lauen und Unentſchiedenen aus. So mußte ihn der Herzog, da derſelbe ſelbſt die Höchſtgeſtellten nicht verſchonte, endlich aus München verbannen und ſofort berief ihn Loyola nach Rom zurück, um ihn beim Collegium germanicum zu verwenden. Wenn nun übrigens der Pater Bobadilla weniger Geſchick zeigte, ſo beſaß deſſen um ſo mehr der Pater Lejay, der vom erſten Anfang an ſeinen Wirkungskreis in Wien aufſchlug. Nicht nur bezauberte er Jedermann durch ſeine Liebenswürdigkeit im Privatumgang und brachte den halben Theil der Einwohnerſchaft —

Digitalisiert von Google

besonders den weiblichen — dazu, ihm nachzulaufen, wenn er in dieser oder jener Kirche die Kanzel bestieg; nicht nur wußte er sich in den ersten Familien als Rathgeber der Väter und Instructor der Söhne einzuschleichen, und beeinflußte sogar den Doctor Urban Textor, den Beichtvater und Hofprediger des Königs (nachherigen Kaisers) Ferdinand, so sehr, daß ihn derselbe ohne Neid in Allem gewähren ließ; nicht blos dieß, sondern er gewann auch die Gunst des Königs Ferdinand in dem Maße, daß dieser ihn anno 1546 durchaus zum Bischof von Triest machen wollte. Solche Ehre befahl ihm nun zwar sein Ordensgeneral in Rom auszuschlagen; dagegen aber wirkte sich der geschmeidige Mann eine andere Gnade vom Könige aus. Die nemlich, daß ihm Letzterer eines der von seinen Mönchen verlassenen Klöster, deren es damals in Wien mehrere gab, überließ, um dasselbe in eine Erziehungsanstalt zu verwandeln. Letzteres war bald geschehen und schon im Frühjahr 1551 konnte er die Anstalt, nachdem einige Lehrkräfte aus dem Collegium germanicum eingetroffen waren, mit mehr als zwanzig Zöglingen eröffnen. Das war das erste jesuitische Collegium auf deutscher Erde und sein Ordensgeneral in Rom ernannte ihn natürlich zum Rector desselben.

In solch' bescheidener Weise begann die jesuitische Wirksamkeit in Deutschland; aber das ursprünglich so schwache Reislein fand einen guten fetten Boden und schoß schnell zu einem gewaltigen Baume empor. Nachdem nemlich der Pater Lejay schon im Jahr 1552 verstorben war, beförderte Ignaz von Loyola den Pater Peter Canisius auf den vakant gewordenen Rectorsposten am Wiener Colleg und dieser wußte sich innerhalb weniger Monate so sehr in die Gunst des Königs Ferdinand einzuschleichen, daß ihm derselbe im Mai 1554 das schöne geräumige frühere Carmeliterkloster schenkte, um das bewußte Colleg dahin zu verlegen. Nicht minder floß ihm von Seiten des hohen Adels so viel Geld und Gut zu, daß er sich im Stande sah, nach einander noch drei Erziehungsinstitute in Wien ins Leben zu rufen, nemlich ein bürgerliches Convict, ein Seminar für ärmere Theologen und ein sogenanntes Collegium illustre, das ist eine Pension und Erziehungsanstalt für hochadelige Jünglinge. Endlich wurden ihm vom Könige Ferdinand auch noch die Mittel und das

Digitalisiert von Google

Areal angewiesen, um in Innſpruck in Tyrol ein prachtvolles Jeſuitencolleg zu errichten, und auf dieſes folgte die Gründung der nicht minder großartigen Collegien von Prag in Böhmen, ſowie von Tyrnau in Ungarn. Damit übrigens gab ſich der eifrige Pater Caniſius noch lange nicht zufrieden, ſondern er reiste jetzt auch mit Empfehlungsbriefen des Königs Ferdinand wohl verſehen nach München, wo ſeit dem anno 1550 erfolgten Tode des Herzogs Wilhelm IV. deſſen noch viel glaubenseifrigerer Sohn Albrecht V. regierte, und brachte es durch ſeine ſüßen Vorſtellungen bald ſo weit, daß Albrecht ſich im Dezember 1555 verpflichtete, dem Orden Jeſu auf der Univerſität Ingolſtadt ein ſplendites Collegium zu erbauen. Das Jahr darauf war daſſelbe ſchon fertig und ſofort zogen zehn junge Jeſuitenpatres, die im Collegium germanicum in Rom ihre Bildung empfangen hatten, dort ein, die Ingolſtadter Univerſität von nun an gänzlich beherrſchend. Noch mehr, auch in München ſelbſt erſtand durch die Munificenz Albrechts V. ein Jeſuitencollegium, das ſchönſte von allen bisher errichteten, und zum erſten Rector deſſelben ernannte der General zu Rom den Pater Theodor Caniſius, den Stiefbruder des Wiener Rectors. Wenn nun aber die Beherrſcher Baierns und Oeſtreichs mit ſo gutem Beiſpiel vorangingen, konnten dann die deutſchen Kirchenfürſten zurückbleiben? Nein, ſicherlich nicht, und zwar um ſo weniger, als ſie in der Berufung der Jeſuiten, dieſen geſchwornen Bekämpfern alles Ketzerthums, das beſte Mittel ſahen, dem Weitergreifen des ſchlimmen Lutherthums auf ihren Territorien ein bindendes Ziel zu ſetzen. Darum beeilte ſich der Cardinalbiſchof Otto von Augsburg, ein geborner Truchſeß von Waldburg, den frommen Vätern anno 1563 in Dillingen ein Colleg zu errichten, und zugleich übertrug er ihnen die Leitung der dortigen — ſchon vierzehn Jahre vorher ins Leben gerufenen — Univerſität. Weitere Anſiedlungen der Jeſuiten erfolgten im Jahr 1564 in Würzburg durch den Biſchof Friedrich, einen gebornen Grafen von Wirsberg, im Jahr 1568 in Mainz und in Aſchaffenburg durch den Erzbiſchof Daniel, und im Jahr 1570 in Trier durch den Erzbiſchof Jacob III. Dieſen aber reihten ſich etliche Jahre ſpäter noch Fulda, Heiligenſtadt auf dem Eichsfeld, Köln, Koblenz, Speier, Regensburg, Hildesheim

Digitalisiert von Google

und Paderborn an, und bald gab es in Deutschland faſt gar keine krummſtabliche Stadt mehr, in der nicht die Jeſuiten ihre Collegien, Noviziate, Seminarien, Convicte oder wie ihre Erziehungsanſtalten ſonſt hießen, gehabt hätten. Hiedurch aber gewannen ſie eine ungeheure Gewalt über die geſammte katholiſche Jugend der beſſeren Stände, und wie nun, wenn dieſe Jünglinge, nachdem ſie Männer geworden, in hohe Staatsämter eintraten? Mußten ſie dann nicht im Sinne der Jeſuiten wirken und ſo dem Papismus nothwendig den endlichen Sieg ſichern?

Die römiſche Curie hatte alſo alle Urſache, mit den Leiſtungen der Geſellſchaft Jeſu im höchſten Grade zufrieden zu ſein; den allergrößten Dienſt jedoch leiſtete die genannte Geſellſchaft dem Pabſtthum auf dem Conzil von Trient. Dieſes Conzil, mehrmals einberufen, aber immer wieder unterbrochen oder verlegt, hatte es lange Jahre hindurch zu keinen greifbaren Beſchlüſſen bringen können und ſchien nach der Abdankung Karls V. ganz einſchlafen zu wollen. Da berief daſſelbe der Pabſt Pius IV. auf das Andrängen Kaiſer Ferdinands I. am Schluß des Jahrs 1560 von neuem ein und endlich, nachdem alle Hinderniſſe beſeitigt waren, konnte es am 18. Januar 1562 unter dem Vorſitze des Cardinallegaten Herkules, Prinzen von Gonzaga-Mantua, eröffnet worden. Proteſtantiſcherſeits kam natürlich Niemand, weil man zum voraus wußte, daß man majoriſirt werden würde. Uebrigens auch die katholiſchen Biſchöfe Deutſchlands fanden ſich nur höchſt ſpärlich ein und überließen das Feld den Franzoſen, Ungarn, Spaniern und Italienern. Die Gefahr lag alſo nahe, daß abermalen nichts Erſprießliches herauskommen werde und um nun dieß zu verhindern, forderte der Kaiſer Ferdinand I. den Pabſt auf, unter allen Umſtänden Reformanträge ſtellen zu laſſen. Auch bezeichnete er drei Verbeſſerungen als in erſter Linie dringend, nemlich einmal die Geſtattung des Laienkelches, ſodann die Aufhebung der Faſtengebote und endlich die Wiedereinführung der Prieſterehe. „Der Laienkelch", erklärte er, „oder die Austheilung des Abendmahls unter beiderlei Geſtalt müſſe ſchon deßwegen gewährt werden, weil in der Bibel ſtehe: Nehmet hin und trinket alle daraus; die Faſten aber ſeien nichts als eine jüdiſche Satzung, welche mit dem Chriſtenthum

Digitalisiert von Google

nichts zu thun habe, und ihre ſtrenge Einhaltung arte nothwendig zu einem wahren Joch der Dienſtbarkeit aus. Endlich ſtehe im neuen Teſtamente kein Wort davon, daß ein Geiſtlicher nicht heirathen dürfe und das Cölibat, welches die Päbſte erfunden, führe, wie die Erfahrung beweiſe, (bei einer damals vorgenommenen kirchlichen Viſitation im Oeſtreichiſchen hatte man auf jedem Pfarrhof zwei bis drei Kebſerinnen und in zehn Klöſtern mit zuſammen 436 Mönchen nicht weniger als 199 Concubinen, 55 entlaufene Eheweiber und 443 Kinder gefunden) zu den gemeinſten Ausſchweifungen." Auf dieſen drei Reformen beſtand alſo der Kaiſer und ihm ſchloß ſich auch der Herzog Albrecht V. von Baiern, ſowie der franzöſiſche König an. Darüber aber kam der Pabſt in die größte Verlegenheit, denn des Faſtengebotes konnte er ſchon deßwegen nicht wohl entbehren, weil damit die ſehr viel Geld eintragenden Diſpenſe wegfallen mußten, und noch viel weniger wollte er das Cölibat fallen laſſen, weil darauf die Macht des Pabſtthums (nur auf Prieſter, die durch die Eheloſigkeit weder an die Familie noch ans Vaterland gekettet waren, konnte Rom ſich in allen Stücken verlaſſen) großentheils beruhte. Was war nun zu thun? Die Gefahr lag nahe, daß, wenn die drei kaiſerlichen Forderungen auf dem Conzile vom Pabſte befürwortet wurden, die ungariſchen und franzöſiſchen Biſchöfe mit den deutſchen Hand in Hand gehen und ſo dieſe Reformen durchſetzen könnten. Nicht minder aber konnte man nicht daran zweifeln, daß der Kaiſer aufs höchſte beleidigt ſein würde, wenn der Pabſt die Forderungen auf dem Conzile todt ſchweige, und ſo entſtanden zwei Calamitäten, welche um jeden Preis abgewendet werden ſollten. In dieſer großen Noth nun wandte ſich der Pabſt an den Jeſuitengeneral in Rom und dieſer, ſchnell beſonnen, rieth ſofort zu einer Kriegsliſt. „Das Conzil", ſolle der Pabſt erklären, „ſei ſouverain und die römiſche Curie könne ihm alſo nicht vorſchreiben, was es zu thun oder zu laſſen habe; eben deßhalb befinde er, der Pabſt, ſich außer Stand, die kaiſerlichen Forderungen zu befürworten und werde ſich, wenn dieſelben zur Sprache kämen, ganz neutral verhalten." Mit dieſem Rathe allein aber begnügte ſich der Jeſuitengeneral nicht, ſondern er verband damit noch eine ſolenne Verſicherung. „Wenn der Pabſt die Forderungen nicht befürworte",

Digitalisiert von Google

erklärte er, „und also keinen Druck auf das Conzil ausübe, so stehe er, Jacob Laynez (nach dem Tode des Ignaz von Loyola anno 1556 war dieser zum Ordensgeneral erwählt worden), dafür ein, daß in Trient kein Beschluß gefaßt werde, welcher der römischen Curie nicht genehm sei, denn dafür würden die Patres Salmeron und Couvillon, die dort als päbstliche Theologen fungirten, gar wohl zu sorgen wissen." Es war ein kühnes Wort, welches der Jesuitengeneral so kaltblütig aussprach, allein er wußte wohl, daß er es zur Wahrheit machen könne. War er ja doch früher (bis zum Tode des Loyola) selbst auf dem Conzile thätig gewesen und wußte gar wohl, daß von den spanischen und italienischen Bischöfen alle ohne Ausnahme, von den übrigen aber, besonders von den französischen, wenigstens ein großer Theil gänzlich auf seiner Seite standen! Sein Wort ging auch wirklich in Erfüllung und in Nichts, selbst nicht einmal im Geringsten wurde durch den fast allmächtigen Einfluß der Jesuiten die katholische Kirche, trotz ihrer notorischen Verderbniß und der vielen Irrlehren, die sich mit der Zeit eingeschlichen hatten, auf dem Tridentinischen Conzile reformirt. Es blieb bei der Tradition, als der mit der heiligen Schrift gleich berechtigten Erkenntnißquelle der Religion. Es blieb bei der Vulgata, jener fehlerhaften lateinischen Uebersetzung des Alten und Neuen Testaments, welche man für eben so authentisch als den Urtext erklärte. Es blieb bei der bisherigen Lehre vom Abendmahl, vom Meßopfer, von der Buße und von der letzten Oelung. Es blieb bei den sieben Sacramenten und der Priesterweihe. Es blieb beim Cölibate, beim Fegfeuer und beim Heiligen-, Reliquien- und Bilderdienst. Es blieb bei dem Speisenverbot und den Fasten, bei den Klostergelübden und selbst bei dem Ablaß. Mit einem Worte, es blieb Alles beim Alten, gerade wie wenn der Katholicismus versteinert werden sollte. Um nun aber der Sache die Krone aufzusetzen, so rief am Schlusse der letzten Sitzung (4. Dezember 1563) der durch und durch jesuitisch gesinnte Cardinal von Lothringen mit lauter Stimme: „Verflucht seien alle Ketzer!" und mit donnerähnlichem Getöse schrieen die sämmtlichen anwesenden Prälaten ihm nach: „Verflucht! Verflucht!" so daß der weite Dom von den Verwünschungen wiederhallte.

Digitalisiert von Google

Am 26. Januar 1564 bestätigte der Pabst die Beschlüsse des tridentinischen Conzils in ihrem ganzen Umfange, und dieselben wurden sofort in Portugal, Spanien, Italien und Polen unbedingt anerkannt. Nicht so in Frankreich, Ungarn und Deutschland, wo die Regierungen wie die Stände gegen sie protestirten. Der Protest galt aber nicht sowohl den Glaubensdecreten, als vielmehr jenen andern Satzungen, welche sich mit der Regierung der Kirche sowie mit den Sitten und äußern Einrichtungen befaßten.

Zweites Kapitel.

Die Kaiser Maximilian II. und Rudolph II., oder die Anfänge der Gegenreformation.

(1564—1608).

Ein halb Jahr nach Beendigung des tridentinischen Conzils am 25. Juli 1564 starb Kaiser Ferdinand I. und ihm folgte auf dem Kaiserthrone unter dem Titel Maximilian II. sein ältester Sohn, welcher, wie wir wissen, schon einige Jahre früher mit der Würde eines römischen Königs bekleidet worden war. Die habsburgischen Erblande übrigens erhielt er nicht alle, sondern nur Oestreich, Ungarn, Böhmen und Mähren, denn Tyrol und Vorderöstreich hinterließ Ferdinand I. seinem Zweitgeborenen, gleich ihm Ferdinand geheißen, und Steiermark, Kärnthen und Krain (nebst Istrien, Görz und Triest) seinem Jüngsten, mit Namen Karl. Auf Letzteren, der sich schon von Jugend auf durch großen Bigottismus auszeichnete, werden wir später zu sprechen kommen; von Erzherzog Ferdinand dagegen ist nicht viel Sonstiges zu berichten, als daß er im Jahr 1550 die wunderschöne Philippine Welser, die Tochter des Augsburger Bürgers und Handelsmanns Franz Welser, trotz ihres bürger-

Digitalisiert von Google

lichen Standes und ihres protestantischen Glaubens heimlich heirathete und, nachdem er die Verzeihung seines im Anfang schwer erzürnten Vaters erhalten (Ferdinand I. erhob damals — anno 1558 — die Philippine zur Markgräfin von Burgau und diesen Titel erbten dann ihre Söhne), auf Schloß Ambras in der Nähe von Innspruck dreißig Jahre lang ein äußerst glückliches Leben mit ihr führte. Was endlich den Kaiser Maximilian selbst anbelangt, so zeichnete er sich, wie wir bereits früher andeuteten, durch eine Menge von hervorragenden guten Eigenschaften aus, von denen ich Herzensgüte, Leutseligkeit, Wahrheitsliebe und Freisinnigkeit in religiösen Dingen besonders hervorhebe. Sehr beklagenswerth dagegen war es, daß es ihm an der nöthigen Entschiedenheit mangelte, denn dadurch ließ er sich oft und viel zu halben Maßregeln, sowie zu einer Nachgiebigkeit verleiten, die man nicht wohl anders, denn als Schwäche bezeichnen kann. Ja diese seine Schwäche ging sogar so weit, daß er des ehelichen Friedens wegen seiner überfrommen Gemahlin Maria, einer Schwester des Königs Philipp II. von Spanien, gestattete, den sämmtlichen ihrer Ehe entsprossenen Söhnen und Töchtern eine ultrastrengaltgläubige Erziehung zu geben, trotzdem er selbst, wie schon gesagt, sehr freisinnige Ansichten hatte, und daß dieß sehr schlimme Folgen nach sich zog, werden wir gleich nachher sehen.

Gegen Außen hin herrschte beim Regierungsantritt Maximilians II. vollständig Ruhe und solche wußte der neue Kaiser auch zu erhalten. Frankreich nämlich war damals durchaus mit sich selbst beschäftigt, indem sich Katholiken und Hugenotten aufs heftigste bekämpften, wobei übrigens auf beiden Seiten sowohl deutsche als schweizerische Soldknechte mitfochten; die Türken aber ließen sich damit beschwichtigen, daß Maximilian II. mit ihrem Sultan Selim, dem Nachfolger Solimans II., anno 1568, den früher von seinem Vater abgeschlossenen Waffenstillstand auf weitere acht Jahre erneuerte und den jährlichen Tribut von 300,000 Goldgulden fortbezahlte. Nach Innen hin, also im Reiche selbst, wurde die Ordnung ebenfalls nicht gestört, außer durch die sogenannten Grumbachischen Händel, sowie durch den Aufstand der spanischen Niederlande, welch' letzteren aber der Kaiser als Deutschland nicht näher berührend ansah. Was nun zuerst die

Digitalisiert von Google

die Grumbachiſchen Händel anbelangt, ſo hatte Wilhelm von Grumbach, ein angeſehener fränkiſcher Reichsritter, früher, in der Zeit, wo der wilde Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Baireuth gegen die Bisthümer wüthete, dem Biſchof Melchior Zobel von Würzburg ſehr erſprießliche Dienſte geleiſtet, war aber wegen der Anſprüche, welche er hierauf gründete, mit dem genannten Biſchof in ſchwere Händel gerathen, ſo daß ſich dieſer anno 1553 veranlaßt ſah, die im Würzburgiſchen gelegenen Grumbach'ſchen Güter einzuziehen. Grumbach klagte deßhalb beim Reichskammergericht und ſetzte es auch durch, daß dieſes ein ſogenanntes Reſtitutionsmandat erließ, das heißt, daß es dem Biſchof befahl, die Güter herauszugeben. Um dieſen Richterſpruch bekümmerte ſich aber Letzterer nicht im geringſten und ebenſowenig fand Grumbach bei Kaiſer Ferdinand I. Gehör. Nunmehr beſchloß der Ritter, ſich ſelbſt Recht zu verſchaffen, und ließ dem Biſchof, als derſelbe am 15. April 1558 auf die Jagd ritt, am Wirthshaus zum Schmelzenhof bei Würzburg durch ſeine Leute auflauern. Seine Abſicht war, denſelben gefangen zu ſetzen, das Unglück aber wollte, daß der hohe geiſtliche Herr im Handgemenge erſchoſſen wurde. Darüber brütete der Nachfolger des Getödteten, Biſchof Friederich von Wirsberg, nach Rache und von Herausgabe der Grumbach'ſchen Güter war jetzt vollends nicht die Rede. Draufhin reſolvirte ſich der Ritter von Grumbach dahin, mit Gewalt zu nehmen, was ihm gehörte, und gewann ſeine Freunde Wilhelm von Stein, Ernſt von Mandelslohe, Albrecht von Roſenberg, Jobſt von Zedtwitz und Andere für ſeinen Plan. In Wahrheit übrigens handelte es ſich bei ihnen nicht blos darum, die Grumbach'ſchen Güter zurückzuerobern, ſondern die Uebermacht der großen Territorialherren zu brechen und die Reichsunmittelbarkeit der ganzen Ritterſchaft wiederherzuſtellen. Mit andern Worten, der frühere Plan des berühmten Franz von Sickingen lebte wieder auf und die Verſchworenen hofften, daß, ſo wie nur erſt der Biſchof von Würzburg gedemüthigt ſei, alle deutſchen Ritter ſich mit ihnen verbinden werden. Um nun übrigens gleich von Anfang an mit großer Kraft auftreten zu können, ſah ſich Wilhelm von Grumbach nach einem höher geſtellten Verbündeten um und dabei fiel ſein Auge auf den Herzog Johann Friederich von Sachſen-Weimar (Sachſen-

Digitalisiert von Google

Thüringen). Dieſer ehrgeizige, aber mit wenig Verſtand begabte Fürſt, der Sohn und Erbe des unglücklichen früheren Kurfürſten Johann Friederich von Sachſen, konnte es nicht verſchmerzen, daß ſeinem Vater das Kurfürſtenthum Sachſen entriſſen worden war, und wie ihm nun von Grumbach, der ſich deßhalb mit dem Kanzler Chriſtian Brück, der rechten Hand Johann Friederichs, verſtändigte, vorgeſpiegelt wurde, daß es leicht ſein werde, mit Hülfe des Königs von Frankreich, welcher unter der Hand für den Plan ſchon gewonnen ſei, das Kurfürſtenthum in Beſitz zu nehmen, da verband ſich im Jahre 1560 der genannte Herzog mit den Verſchworenen auf Tod und Leben. Jetzt glaubte Grumbach nichts mehr zu riskiren, wenn er den Biſchof Friederich mit Krieg überziehe, und nachdem er mit ſeinen Freunden Mandelslohe, Stein, Roſenberg und Zedtwitz ein kleines Heer angeſammelt hatte, begann er im Jahre 1562 die Fehde. Im Anfang konnte er nicht viel ausrichten, aber am 4. October 1563 gelang es ihm, die Stadt Würzburg zu überrumpeln, und der ſchwer gedemüthigte Biſchof Friederich mußte ihm nun Alles bewilligen, was er ihm dictirte. Kaum übrigens war Grumbach von Würzburg wieder abgezogen, ſo wandte ſich der Biſchof, den mit Grumbach abgeſchloſſenen Vertrag für erzwungen erklärend, an die benachbarten Fürſten um Hülfe und beſchwor zugleich den Kaiſer Ferdinand I., den frechen Landfriedensbrecher nach Gebühr zu ſtrafen. Solches zu thun, verſpürte Ferdinand I. eine große Neigung in ſich und ſprach deßhalb über den Grumbach ſowie über alle ſeine Verbündeten die Acht aus. Allein ehe noch etwas Ernſtliches geſchah, ſtarb Ferdinand I. im Juli 1564 und ſein Nachfolger Maximilian II. hatte Nothwendigeres zu thun, als ſich gleich bei Beginn ſeiner Regierung mit den Grumbach-Würzburgiſchen Händeln zu befaſſen. Endlich jedoch zu Anfang des Jahres 1566 erneuerte er die Achtserklärung und ermahnte zugleich den Herzog Johann Friederich, an deſſen Hof ſich Wilhelm von Grumbach und die andern obgenannten Ritter aufhielten, um ihre Plane weiter zu betreiben, ſehr dringend, die Geächteten auszuliefern. Eben darauf drangen auch die benachbarten Fürſten, beſonders der Kurfürſt Friederich von der Pfalz, deſſen Tochter Eliſabeth Johann Friederichs Gattin war, und ihnen ſchloß ſich ſelbſt Jo-

Digitalisiert von Google

hann Friederichs eigener Bruder, Johann Wilhelm, welcher nach des Vaters Tode Koburg geerbt hatte, an. Umgekehrt dagegen umgarnten Wilhelm von Grumbach und der von ihm gewonnene Kanzler Brück den geistesschwachen Johann Friederich immer enger und gaukelten ihm schließlich gar noch vor, daß er dazu bestimmt sei, deutscher Kaiser zu werden. Demgemäß erklärte der arme bethörte Herzog voll Trotz, daß er den Grumbach und seine Genossen nie und nimmer ausliefern werde, und schloß sich mit ihnen in dem stark befestigten und durch den Grimmenstein gedeckten Gotha ein. Jetzt blieb dem Kaiser Maximilian II. keine andere Wahl, als auch den Johann Friederich in die Acht zu erklären, und mit der Vollziehung dieses Spruchs beauftragte er den Kurfürsten August von Sachsen. Dieser aber war natürlich gleich bei der Hand, da ihm ja Johann Friederich sein Kurfürstenthum hatte nehmen wollen, und schritt sofort im December 1566 mit einem beträchtlichen Heere zur Belagerung Gotha's und des Grimmensteins. Vier Monate lang wehrten sich die Eingeschlossenen mit vieler Tapferkeit, allein am 4. April 1567 brach unter den gemietheten Söldnern, weil man kein Geld mehr hatte, ihnen die Löhnung auszuzahlen, eine Meuterei aus und in Folge derselben fiel es dem Kurfürsten nicht schwer, sich am 13. April sowohl der Stadt Gotha als der Feste Grimmenstein zu bemächtigen. Bei dieser Action wurden der Herzog Johann Friederich, der Ritter von Grumbach, der Kanzler Brück und die Ritter von Stein, von Rosenberg und von Zedtwitz nebst vielen andern Betheiligten gefangen, und nur ein Einziger, der Ritter Ernst von Mandelslohe, wußte diesem Schicksale durch die Flucht zu entgehen. Sofort berief der Kurfürst August ein Kriegsgericht zusammen und der Spruch desselben war ein fürchterlicher. Wilhelm von Grumbach nemlich und der Kanzler Brück wurden, nachdem man sie vorher der härtesten Tortur unterworfen, schon am 18. April lebendig geviertheilt; die drei adeligen Mitverschworenen aber, der von Stein, der von Rosenberg und der von Zedtwitz, mußten ihr Haupt aufs Schaffot legen und denselben Tod erlitten auch noch einige andere minder hochgestellte Personen. Den Herzog Johann Friedrich selbst ließ der Kaiser nach Wienerisch-Neustadt in lebenslängliche Gefangenschaft abführen und dort starb derselbe erst

Digitalisiert von Google

nach achtundzwanzig Jahren am 9. Mai 1595. Doch gewährte man ihm die Erleichterung, daß vom Jahre 1572 an seine treue Gattin die Gefangenschaft mit ihm theilen durfte, und überdem war Maximilian II. nicht so grausam, seinen beiden Söhnen Johann Kasimir und Johann Ernst das väterliche Erbe, nemlich das Herzogthum Sachsen-Weimar, vorzuenthalten.

Eine unendlich größere Bedeutung, als die eben beschriebenen Händel, hatte der Aufstand der spanischen Niederlande; allein da diese durch den Kaiser Karl V. dem Könige Philipp II. von Spanien zugetheilt worden waren, ohne daß die deutschen Stände auch nur die geringste Einrede dagegen gehabt hätten, so dürfen wir jene Lande von dieser Zeit an keineswegs mehr als einen wirklichen Bestandtheil des deutschen Reichs betrachten und müssen uns daher mit einer verhältnißmäßig kurzen Schilderung des besagten Aufstandes begnügen. Wie nach und nach die siebzehn Provinzen, in welche sich die Niederlande theilten, in die Hände der Herzoge von Burgund kamen, haben wir früher schon gesehen; unter diesen Herzogen aber, welche alles Raubritterthum mit starker Hand auszurotten verstanden, gediehen die niederländischen Städte ganz ausnehmend, und nicht nur brachte ihnen ihre Gewerbthätigkeit, sowie ihr Handel zu Land und zur See bedeutende Reichthümer ein, sondern sie erlangten auch, gleich den Reichsstädten im Süden und den Hansastädten im Norden Deutschlands, große Freiheiten, Privilegien und Vergünstigungen, über welche sie sorgfältig wachten. Ganz in gleicher Weise gediehen die Niederlande auch unter den Habsburgern, nachdem Maximilian I. durch Heirath der Erbe Karls des Kühnen geworden war, und die Städte Brügge, Brüssel, Namur, Lüttich, Amsterdam, Rotterdam, Antwerpen, Leyden, Haarlem, Nymwegen und andere konnten sich mit den ersten Europas messen. Nun kam in der Zeit, in welcher die Niederlande dem Kaiser Karl V. gehörten, die Reformation, und da sich dieselbe dort um so leichter verbreitete, als überall, wo die Einwohner durch den Handel mit fremden Nationen in Berührung kommen, ein freierer Geist weht, so kann man sich denken, von welchem Zorne der genannte glaubenseifrige Kaiser erfaßt werden mußte. Mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln trat er den Neuerungen entgegen und man hat be-

Digitalisiert von Google

rechnet, daß auf ſeinen Befehl über 50,000 Niederländer ihres Glaubens wegen unter der Hand des Nachrichters endeten. Deſſenungeachtet kam es nirgends zu einem Aufſtande, denn einmal hütete ſich Karl V. gar wohl, die althergebrachten Gerechtſame der Städte, durch welche dieſe zu Wohlſtand und Reichthum gekommen waren, anzutaſten, und zum andern verſtand er es als geborener Niederländer (er ſprach am liebſten Niederländiſch und behielt auch ſtets niederländiſche Sitte bei), ſich bei allen Ständen beliebt zu machen. Ganz anders wurde dieß, als ſein Sohn Philipp II., ein ſo kalter Tyrann wie Einer und überdem Spanier von Geburt und von Denkungsweiſe, an die Regierung kam. Zwar allerdings ſchwur er bei der Uebernahme derſelben einen feierlichen Eid, die Freiheiten der niederländiſchen Städte und Provinzen ſtrengſtens achten zu wollen, allein kaum hatte er den noch von ſeinem Vater geerbten italieniſch-ſpaniſch-franzöſiſchen Krieg durch den Frieden von Chateau-Cambreſis (April 1559) beendigt, ſo konnte man aus den Maßregeln, die er ergriff, den Schluß ziehen, daß er innerlich geſonnen ſei, dieſelbe Willkührherrſchaft, wie in Spanien, auch in den Niederlanden einzuführen und namentlich die Ketzerei, die ſich trotz der Strenge Karls V. inzwiſchen immer weiter verbreitet hatte, auf ſpaniſche Manier mit der Wurzel auszurotten. Schon das mußte Jedermann mit dem größten Mißtrauen erfüllen, daß er, als er noch im Jahre 1559 nach Spanien ging, um von nun an dort zu bleiben, keinen eingeborenen Niederländer, wie entweder den Prinzen Wilhelm von Naſſau-Oranien, den reichſten und zugleich begabteſten Edelmann im Lande, den der verſtorbene Kaiſer Karl V. ſtets beſonders ausgezeichnet hatte, oder den Grafen Lamoral von Egmont, Fürſten von Gavre, den Sieger in den Schlachten von St. Quentin und Gravelingen, durch welche Frankreich zum Frieden von Chateau-Cambreſis gezwungen worden war, oder endlich den Grafen Philipp von Hoorne, den tapferen Admiral der niederländiſchen Flotte, zum Statthalter der ſiebzehn Provinzen ernannte, ſondern daß er vielmehr dieſen hohen Poſten ſeiner Halbſchweſter Margarethe, Herzogin von Parma (einer natürlichen Tochter Karls V.), übertrug und ihr zugleich den Cardinal Antonio Perenotti Granvella, Biſchof von Arras (wir kennen ihn ſchon von früher, als Rathgeber Karls V.) zum

Digitalisiert von Google

erſten oder beſſer geſagt, zum dominirenden Miniſter beſtellte. Einen noch ſchlimmeren Eindruck machte es, daß die ſpaniſchen Söldlinge, welche Philipp II. in großen Maſſen nach den Niederlanden geworfen hatte, auch nach Beendigung des Kriegs mit Frankreich nicht entfernt wurden, obwohl es zu den Gerechtſamkeiten der Niederlande gehörte, keine fremden Truppen unter ſich dulden zu müſſen. Am allerempfindlichſten aber fühlte man ſich dadurch berührt, daß jetzt plötzlich (im Jahre 1560) die Herzogin Margarethe oder vielmehr der Cardinal Granvella von Madrid aus den Befehl erhielt, die vier Bisthümer, ſo bisher in den Niederlanden beſtanden, auf ſiebzehn, nemlich auf drei Erzbisthümer und vierzehn Bisthümer, zu vermehren, denn welcher Zweck allein konnte dieſer Maßregel zu Grunde liegen? Nun natürlich, die geiſtliche Gerichtsbarkeit wurde auf das Vierfache gebracht, um der überhandnehmenden Ketzerei mit um ſo größerer Kraft entgegentreten zu können, und damit hing auch der weitere Befehl zuſammen, künftighin nur noch ſtrenggläubige und zugleich glaubenseifrige Geiſtliche anzuſtellen. Weil nun aber die genannte Maßregel mit den Privilegien der ſiebzehn Provinzen in geradem Widerſpruche ſtand, proteſtirte der niederländiſche Staatsrath gegen dieſelbe und die drei vornehmſten Mitglieder der genannten Behörde, der Prinz von Oranien, ſowie die Grafen von Egmont und von Hoorne, ſprachen ſogar davon, ihre Entlaſſung zu nehmen, wenn auf den Proteſt keine Rückſicht genommen werde. Trotzdem führte der Cardinal Granvella die Neuerung durch und die neu creirten ultrakatholiſchen Erzbiſchöfe und Biſchöfe begannen ſofort ihre Thätigkeit damit, daß ſie allerorten in ihren Sprengeln die ihnen denuncirten lutheriſch oder calviniſtiſch Geſinnten (die letzteren überwogen in der Anzahl) gefänglich einzogen, um ſie nach erlangtem Geſtändniß hinrichten zu laſſen. Solche blutdürſtige Grauſamkeit erzeugte natürlich den bitterſten Haß und es entſtanden da und dort Zuſammenrottungen, welche — man entriß den Henkern ihre Schlachtopfer — mit Waffengewalt auseinander getrieben werden mußten. Zugleich verfolgte man den Cardinal Granvella, als den Hauptfeind der Ketzerei, mit den bitterſten Satyren und machte ihm dadurch das Leben in den Niederlanden zur wahren Hölle. Nicht minder erneuerten die vornehmſten Mitglieder des Staatsraths

Digitalisiert von Google

den ſchon früher erhobenen Proteſt und zwar dießmal in einer Weiſe, die an Offenheit und Kraft der Sprache nichts zu wünſchen übrig ließ. So entſtand in der Statthalterin Margarethe die Angſt, es möchte gar zu einer Revolution kommen, und demgemäß unterſtützte ſie das Verlangen Granvella's, von ſeinem Poſten abberufen zu werden, beim Könige Philipp II. aufs dringendſte. Letzterer beſann ſich lange; doch endlich ertheilte er dem Cardinal die Erlaubniß, im Verlauf des Jahres 1564 die Niederlande zu verlaſſen. Hieraus nun wollten Viele den Schluß ziehen, der König ſei jetzt gegen die Niederlande milder geſtimmt worden; allein wer ſo dachte, befand ſich in einem ſchweren Irrthum, denn der Milde und Nachgiebigkeit war ein Philipp II. nicht fähig. Deßhalb erhielt ſchon zu Anfang des Jahres 1565 die Statthalterin Margarethe den Befehl, die Ketzer mit verdoppelter Strenge zu behandeln, und im October deſſelben Jahres langte gar noch die Ordre an, die ſpaniſche Inquiſition in allen ſiebzehn Provinzen zu gleicher Zeit einzuführen. „Das bisherige Unheil", ſchrieb der König, „verdanke man nur der Nachläſſigkeit der regelmäßigen und geſetzlichen Behörden; deßwegen müſſe jetzt zu einer außerordentlichen Maßregel geſchritten werden und dazu tauge am beſten die Inquiſition, wie ſie in Spanien beſtehe." Das war ein Blutbefehl, der alle Herzen in den Niederlanden erſtarren machte. Ueber die Wirkſamkeit der Inquiſition in Spanien nemlich war man nur allzugut unterrichtet und man kannte namentlich die großen Autodafé's oder Hinrichtungsfeſte, auf welchen im Beiſein des Königs und des ganzen Hofes, der dabei wie auf einem Ball in höchſter Galla erſchien, Hunderte von Ketzern auf einmal verbrannt wurden. Man wußte auch, wie furchtbar blutig die Inquiſition unter den armen Indianern in Amerika aufräumte, obwohl dieſelben nichts verſchuldet hatten, als daß in ihren Augen die papiſtiſchen Heiligen und Reliquien keinen größeren Werth beſaßen, als ihre eigenen Götzenbilder. Und dieſe ſelbe Inquiſition ſollte nun in den Niederlanden ihre Geißel ſchwingen? Sie ſollte dort einkerkern, martern und hinrichten dürfen ganz nach Willkühr, ohne nach den beſtehenden Geſetzen nur im geringſten zu fragen? Nein, das durfte man nicht dulden, wenn man ſich nicht ſelbſt ans Meſſer liefern wollte, und — „wir

Digitalisiert von Google

dulden es nicht", rief sofort ein Bürger dem andern zu. Nicht aber blos die Bürger in den Städten riefen so, sondern auch die Edelleute auf dem Lande, deren es damals noch eine Menge gab, und zwar die katholischen so gut wie die, welche sich zum Protestantismus hinneigten, denn die Maßregel erfüllte Alle ohne Ausnahme mit der größten Erbitterung. Darum wie nun in der That die Statthalterin Margarethe bei Beginn des Jahres 1566 mit der Installirung der Inquisitionsgerichte befohlenermaßen den Anfang machte, einigten sich sofort unter Anführung der beiden Grafen Heinrich von Brederode und Ludwig von Nassau, eines jüngeren Bruders des Prinzen von Nassau-Oranien, an die vierhundert niederländische Edelleute dahin, daß sie die spanischen Blutgerichte in ihrem Vaterlande nicht aufkommen lassen wollten, und beschlossen diesen ihren Protest in Form einer geharnischten Bittschrift der Statthalterin in Person zu überreichen. In dieser sogenannten Bittschrift aber setzten sie auseinander, welche Gefahren die gewaltsame Einführung der Inquisition nothwendig bringen müßte, und verlangten demgemäß von der Statthalterin einmal, daß sie diese Gefahren dem Könige Philipp II. recht eingehend schildern möge, und sodann, daß sie einstweilen, bis zum Eintreffen der königlichen Antwort, die Wirksamkeit der Glaubensgerichte sistire. Am 5. April 1566 begaben sich sodann die vierhundert Edelleute in einem langen Zuge aufs Schloß von Brüssel, wo die Statthalterin residirte, und beim Anblick einer solchen Macht erbleichte die hohe Dame unwillkührlich. Da rief der neben ihr stehende Graf von Barlaimont, ein eifriger Anhänger Philipps II.: „Ce n'est qu'un tas de gueux", zu deutsch: „Es ist nur ein Haufe Bettler", und dieses höhnische Wort, welches darauf anspielte, daß sich unter den vierhundert Grafen und Baronen gar Manche befanden, welche in ihren Vermögensverhältnissen herabgekommen waren, machte nicht nur sofort die Runde im Saale, sondern gab auch der Statthalterin ihren Muth wieder. Sie empfing also die Bittsteller, welche fast die Hälfte der Niederlande repräsentirten, mit Würde, und erwiderte ihnen, daß sie die Petition bei Seiner Majestät jedenfalls sehr dringend befürworten werde. „Was aber die einstweilige Sistirung der Inquisitionsgerichte betreffe", setzte sie weiter hinzu, „so könne sie hierein ohne

Digitalisiert von Google

Erlaubniß des Königs nicht willigen, dagegen verſpreche ſie dafür zu ſorgen, daß die Gerichte ſich in den Schranken der Mäßigung halten und jedenfalls keine Bluturtheile gefällt werden ſollten.“ Mit dieſer Antwort begnügten ſich die verbündeten Edelleute vorerſt; allein ſchon nach drei Tagen verlangten ſie Bürgſchaft dafür, daß die Inquiſitionsgerichte nicht hart verfahren dürften, und beruhigten ſich erſt, als ſie von den beiden Hofbeamten Hoogſtraten und Berty die Verſicherung erhielten, daß bereits an alle Statthalter der Befehl ergangen ſei, die Bluturtheile bis auf Weiteres einzuſtellen. Am Abend dieſes Tages feierten ſie ſodann ein großes Bankett und wie auf demſelben die obgemeldete Aeußerung des Grafen von Barlaimont zur Sprache kam, brachte der Graf von Brederode plötzlich den Toaſt aus: „Vivent les gueux“, zu deutſch: „Es leben die Geuſſen (die Bettler)!“ Solches Wort zündete, und von nun an nannten ſich die Edelleute den Bund der Geuſſen. Dieſer Bund aber bedeutete in den Augen des Volks nichts anderes als den Bund der niederländiſchen Patrioten gegenüber der ſpaniſchen Fremd- und Zwingherrſchaft.

Das Auftreten der Geuſſen fachte den Muth der Bürger in den Städten, ſowie auch des Landvolks in den Dörfern ſo ſehr an, daß nunmehr auch diejenigen, welche bisher nicht aus innerer Ueberzeugung, ſondern blos aus Angſt beim Katholicismus geblieben waren, offen dem proteſtantiſchen Glaubensbekenntniß beitraten, und Tauſende und Abertauſende verſammelten ſich in den Kirchen oder auch auf dem freien Felde, um den calviniſtiſchen und lutheriſchen Predigern, die ſofort in großer Menge theils aus Frankreich, theils aus Deutſchland herbeieilten, zu lauſchen. Nicht aber blos Prediger traten auf, ſondern auch redegewandte Laien, welche (wie einſt zur Wiedertäuferzeit die Fanatiker Matthieſen, Bockold und Gerrit) das Pabſtthum und die ganze Cleriſei mit Hohn und Spott überſchütteten, und dazuhin regnete es Flugſchriften, die das Nonnen- und Mönchsweſen in allen ſeinen Auswüchſen an den Pranger ſtellten. So konnte es nicht fehlen, daß da und dort ein furchtbar aufgeregter Menſchenhaufen ſich n die Kirchen und Klöſter ſtürzte, um mit der „heidniſchen Abgöterei“, wie man ſich ausdrückte, d. i. mit den Statuen, Gemälden, Cruzifixen und Reliquien aufzuräumen, und aus dieſem wilden Treiben

Digitalisiert von Google

entstand am Ende in vielen Städten eine förmliche Bilderstürmerei. So geschah in Antwerpen, in Amsterdam, in Leyden, in Utrecht, in Mecheln, in Delft, in Tourney, in Valenciennes, in Ypern und in Oudenarde und unermeßliche Kunstschätze gingen dabei zu Grunde. Gegen solche Volkswuth sah sich die Statthalterin ohnmächtig und hülfeflehend wandte sie sich an die damals einflußreichsten Männer der Niederlande, an den Prinzen Wilhelm von Nassau-Oranien, an den Grafen von Egmont und an den Grafen von Hoorne; diese aber setzten sich sofort mit den Geussen, deren Bund sie bis jetzt noch nicht beigetreten waren, in Rapport, um gemeinsam mit ihnen zu handeln. Abgemacht wurde dann, man wolle der Statthalterin mit geeinten Kräften gegen die schlimmen Ruhestörer beistehen, aber nur unter zwei Bedingungen. Einmal unter der, daß sie die Inquisition mit ihren blutigen Ketzeredicten für die Niederlande alsbald abschaffe, und sodann unter der, daß sie allen Niederländern vollkommene Bekenntniß- und Gewissensfreiheit gewähre. Die Statthalterin erbleichte, als man ihr diese Propositionen machte, allein was blieb ihr in ihren schweren Nöthen anders übrig, als auf dieselben einzugehen? Sie unterschrieb also den Vertrag, obwohl mit schwerem Herzen, denn sie wußte nur zu gut, daß sie deßhalb von König Philipp II. mit Vorwürfen überhäuft werden würde. Der Prinz von Oranien und die Grafen von Egmont und von Hoorne dagegen beeilten sich, in Verbindung mit den Geussen, deren Bund inzwischen auf fast zweitausend Köpfe — und jeder Kopf hatte eine Anzahl Bewaffneter zur Verfügung — angewachsen war, der Bilderstürmerei zu wehren, und es gelang ihnen dieß meist ohne Blutvergießen, nur durch das Ansehen, in dem sie überall standen.

Solches Alles geschah im Laufe des Jahres 1566 und am Schluß jenes Jahres war auch endlich die Antwort auf die Vorstellung oder Bittschrift der Geussen eingetroffen. Sie lautete nicht direct ablehnend, enthielt aber ebensowenig die gewünschten Zugeständnisse. Vielmehr sprach sich der König dahin aus, daß er demnächst selbst die Niederlande besuchen werde, um nach genommener persönlicher Einsicht alles bestens zu ordnen. Hierauf bauten nun Viele große Stücke; auch der Graf Lamoral von Egmont. Besonders aber diejenigen,

Digitalisiert von Google

welche zwar durchaus gegen die Inquiſition, durch die wilde Bilderſtürmerei dagegen tief in ihrem Innern verletzt worden waren, und darunter befanden ſich auch viele Mitglieder des Geuſſenbundes. Sie Alle alſo hofften das Beſte von der perſönlichen Anweſenheit Philipps II. und rechneten mit Beſtimmtheit darauf, daß er wirklich kommen werde. Umgekehrt aber erfuhr der Prinz von Oranien theils durch heimliche Warnungen von Freunden in Madrid, theils durch einen Brief des ſpaniſchen Geſandten am franzöſiſchen Hofe, welcher in unrechte Hände fiel, daß Philipp II. gegen die Niederländer furchtbar erbittert und gar nicht gewillt ſei, denſelben irgend eine Conzeſſion zu machen. Deßwegen verſammelte er zu Anfang des Jahres 1567 die maßgebendſten Männer des Geuſſenbundes, ſowie die Vorſtände der Guilden in den Städten heimlich um ſich, um ihnen die Frage vorzulegen, was zu thun ſei, wenn der König, ſtatt als milder Herrſcher aufzutreten, von Neuem Gewaltmaßregeln anbefehle. Die Meinungen waren getheilt. Die Einen, die Grafen von Brederode und Ludwig von Naſſau an der Spitze, ſprachen ſich dahin aus, daß man ſich rüſten müſſe, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Die Andern aber, wie der Graf Lamoral von Egmont, der Graf Philipp von Hoorne und die Vielen, welche ſich in dem letzten Kriege gegen Frankreich durch ihre Tapferkeit große Verdienſte erworben hatten, blieben dabei, daß man an den Worten Philipps II., in Perſon Alles gütlich beilegen zu wollen, nicht zweifeln dürfe, und wollten daher von einer Auflehnung gegen den rechtmäßigen Herrn und König nichts wiſſen. Nun lief nur wenige Wochen ſpäter die verbürgte Nachricht ein, daß Philipp II. nicht ſelbſt kommen werde, ſondern ſich vielmehr entſchloſſen habe, an ſeiner Statt ſeinen Feldherrn Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, zu ſenden, und daraufhin verſammelte der Prinz von Oranien die obgenannten Herren abermalen um ſich. Dießmal jedoch legte er ihnen nicht die Frage vor, was zu thun ſei, ſondern drang vielmehr in ſie, in aller Schnelligkeit gemeinſame Rüſtungen zu treffen. „Man kenne“, ſprach er zu ihnen, „die furchtbare Härte und den blutgierigen Sinn dieſes finſteren Herzogs und wiſſe alſo, was man von ihm zu gewärtigen habe.“ Allein er mochte ſagen, was er wollte, der Graf von Egmont und deſſen Freunde

Digitalisiert von Google

blieben dabei, daß der König das Wort der Milde, das er gesprochen, nicht brechen werde, und wollten von ihrer Loyalität nicht weichen. So spalteten sich damals die Edelsten des niederländischen Volkes in zwei Partheien und weil somit klar war, daß ein großartiger Widerstand mit geeinten Kräften nicht organisirt werden könne, erklärte sofort der Prinz Wilhelm von Nassau-Oranien, daß er für seine Person dem kommenden Sturme aus dem Wege zu gehen im Sinne habe. Diesen Entschluß führte er auch in der That aus, indem er noch im Frühjahr 1567 nach Nassau in Deutschland übersiedelte. Seinem Beispiele folgten alsbald der Graf von Brederode, der Graf Ludwig von Nassau und noch über zweihundert andere Edelleute, welche sich ebenfalls sämmtlich ins Ausland begaben. Ja selbst von den Bürgern in den Städten wanderte ein sehr beträchtlicher Theil, im Ganzen gegen 100,000 Köpfe, aus, und zwar gerade der wohlhabendste und gewerbfleißigste, denn die Furcht vor dem grausamen Herzog von Alba war allzugroß, als daß man den zum Theil nicht geringen Geldverlust, den man durch solche Auswanderung erlitt, weiter in Anschlag gebracht hätte.

Die Nachricht über die wirkliche Gesinnung des Königs Philipp II., wie sie der Prinz von Oranien mitgetheilt, beruhte auf vollkommener Wahrheit. Der finstere Despot war über die Vorgänge in den Niederlanden von dem furchtbarsten Ingrimm erfaßt worden und hatte sofort den unabänderlichen Entschluß gefaßt, die ketzerischen Aufrührer dorten durch einen Gewaltstreich, sozusagen mit einem einzigen Schlag zu vernichten. Deßwegen ließ er mit dem Beginn des Jahres 1567 seiner Halbschwester, der Statthalterin Margarethe, heimlich — nebst den nöthigen Geldmitteln — die Weisung zugehen, in aller Stille durch vertraute Personen in Niederdeutschland und unter den Wallonen an der deutschen Gränze ein Heer von 10,000 Mann, das bis auf den Spätsommer parat sein müsse, anwerben zu lassen. Zugleich aber befahl er ihr auch, einstweilen in ihrem Regierungssystem Alles beim Alten zu lassen, damit die Niederländer in Sicherheit eingelullt würden. Die Hauptsache aber war, er beorderte den Herzog von Alba mit einem auserlesenen Heere von 12,000 Spaniern nach den Niederlanden und gab ihm die ausgedehntesten Vollmachten,

Digitalisiert von Google

deren Bewohner durch massenhaft vergossenes Blut wieder in tiefdemüthige gutkatholische Unterthanen zu verwandeln. Im Mai 1567 landete der Herzog mit seinem Heere in Genua (diesen Weg mußte er wählen, weil der König von Frankreich den Durchmarsch durch sein Land verweigerte) und zog dann über die Alpen durchs Burgundische und Lothringische den Rhein hinab, ohne daß man deutscherseits ihn auch nur zu belästigen versucht hätte. Nicht weit von Luxemburg stießen die von der Statthalterin Margarethe angeworbenen Truppen zu ihm und am 22. August 1567 stand er mit 20,000 Mann vor den Thoren von Brüssel. Todesstille empfing ihn, als er am andern Tag die Stadt besetzte, denn alle Welt zitterte vor dem, was die Zukunft bringen werde. Die Statthalterin selbst erblickte in ihm anfangs nur den Oberbefehlshaber der Truppen, indem ihr der König, ihr Bruder, kein Wort davon schrieb, daß sich in ihrer Stellung als Regentin der Niederlande etwas geändert habe. Wie ihr jedoch jetzt der Herzog von Alba seine Vollmachten vorwies, fand sie sogleich, daß ihm von Philipp II. alle Gewalt übertragen sei, und gab also, um keine unwürdige Rolle als Scheinregentin spielen zu müssen, noch am selben Tage ihre Entlassung ein. Nun wurde die Angst der Niederländer eine noch größere und Viele, die bisher mit ihrer Flucht noch gezögert hatten, beeilten sich, ein sicheres Versteck zu suchen. Doch siehe da, der Herzog von Alba benahm sich gegen Jedermann auf das Zuvorkommendste, wie er auch namentlich den Grafen von Egmont mit Artigkeiten überhäufte, und Niemand, nicht ein Einziger, wurde wegen des Vergangenen zur Verantwortung gezogen. „Welche Thorheit, vor einem solch' humanen Stellvertreter des Königs zu flüchten!“ rief man sich jetzt zu und die Meisten — so auch der Graf von Hoorne — kehrten aus ihrem Verstecke wieder nach Brüssel oder in ihre sonstige Heimath zurück. Kaum aber hatte der Herzog von Alba dieses Ziel erreicht — darauf, auch den Prinzen von Oranien und seinen Bruder Ludwig von Nassau nebst dem Grafen von Brederode und andern hohen Compromittirten wieder nach den Niederlanden zu locken, worauf wohl sein Hauptaugenmerk gerichtet war, mußte er übrigens verzichten, denn diese ließen sich durch die Verstellung des Herzogs nicht blenden und blieben, wo sie waren —, so zeigte er

Digitalisiert von Google

plötzlich die ächte Farbe und machte den Anfang des ihm aufgetragenen Henkeramtes damit, daß er plötzlich am 9. September 1567 die Grafen von Egmont und von Hoorne, die er als Freunde zu sich eingeladen, unter der Beschuldigung der Ketzerei und des Hochverrathsversuchs verhaften ließ. Bis in ihr innerstes Herz hinein erschracken die Niederländer, als sie von dieser Verhaftung hörten, und Jedermann konnte sich nun denken, was folgen werde. Doch nein, man konnte es sich nicht denken, denn es begann von da an ein Regiment des Schreckens, das weder vor- noch nachher in der Welt je erhört worden ist. Alsbald nemlich setzte Alba ein „Blutgericht" der scheußlichsten Art ein — er selbst nannte dasselbe den „Rath der Unruhen" — und da in demselben nur geborene Spanier oder gemeine niederländische Verräther, wie der bereits genannte Graf von Barlaimont nebst dem niederträchtigen Hessels, Platz fanden, so wurde Jeder für schuldig befunden, den der Herzog als einen Schuldigen bezeichnete. Auch gab es keine Abstufungen in der Strafe, sondern man fällte nur Todesurtheile und verband damit regelmäßig Vermögensconfiscation. Schuldig war also vor Allem jeder Neugläubige, mochte er nun dem Calvinismus oder Lutherthum angehören. Schuldig dann Jeder, welcher die Bittschrift gegen die Inquisition unterzeichnet oder an der Bilderstürmerei Theil genommen hatte. Schuldig weiter Jeder, der nicht beweisen konnte, daß er das Unterschreiben der Bittschrift oder die Theilnahme an der Bilderstürmerei mit allen Kräften zu verhindern gesucht habe. Schuldig auch Jeder, welcher jemals eine protestantische Predigt mit anhörte, oder einem Protestanten eine Zuflucht gewährte. Schuldig nicht minder Jeder, der Mitleid fühlte für die Opfer der Tyrannei oder gar das Blutgericht ein grausames nannte. Schuldig endlich Jeder, der daran zweifelte, daß König Philipp II. das Recht habe, die Niederlande des begangenen Aufruhrs wegen ihrer verfassungsmäßigen Freiheiten zu berauben, oder der nicht freudig mitrief, wenn Einer schrie: „Es lebe der König von Spanien." Ja daran genügte es noch nicht einmal, sondern weil, wie schon gesagt, mit jedem Todesurtheil Einziehung des Vermögens verbunden war, zog man jeden Reicheren schon seines Reichthums wegen in Untersuchung, und wer sich einmal in den Händen des Blutgerichts

Digitalisiert von Google

befand, der durfte sicher sein, verurtheilt zu werden. So vollzog man denn in den nächsten vier Jahren nicht weniger als 18,000, sage achtzehntausend Bluturtheile und unter den Gemordeten befanden sich, sofern sie sich nicht durch die Flucht gerettet hatten, die Edelsten des Landes, wie namentlich die Grafen von Egmont und von Hoorne, die man am 5. Juni 1568 auf dem Marktplatz zu Brüssel öffentlich enthauptete.

Währenddem nun der Herzog von Alba in solch' gräßlicher Weise wüthete, legte der ebenso kluge als energische Prinz Wilhelm von Nassau-Oranien, den man den „Schweigsamen" nannte, weil er mehr dachte als sprach, seinerseits die Hände ebenfalls nicht in den Schooß, sondern sammelte mit Hülfe seines älteren Bruders, des Grafen Johann uon Nassau-Dillenburg, ein Heer von deutschen Söldlingen, mit welchem er den Krieg gegen den Herzog von Alba eröffnete, und da sich ihm alsbald in den Niederlanden viele Mißvergnügte anschlossen, so erreichte er im Anfang einige Vortheile. Allein wie ihm nun am Schluß des Jahres 1568 der Herzog von Alba mit seinen abgehärteten und wohleingeübten Schaaren in Person entgegentrat, wurde er bei Gröningen geschlagen und gleich darauf liefen ihm alle seine Söldlinge, weil er sie nicht mehr bezahlen konnte, davon. Jetzt legte sich der schreckliche Alba vollends keine Zügel mehr an und nicht nur mußte das Blutgericht seine Todesurtheile verdoppeln, sondern er schrieb nun auch Steuern aus, die ganz unerschwinglich waren. Von allem Vermögen forderte er den hundertsten, vom Verkauf unbeweglichen Eigenthums den zwanzigsten und vom Verkauf des beweglichen gar den zehnten Pfennig des Werths; wer aber nicht zahlte, den trieb er von Haus und Hof und nahm Alles, was sich irgend vorfand. Da bemächtigte sich der Meisten eine gränzenlose Verzweiflung und wer es nur irgend möglich machen konnte, floh in das Ausland. Andere aber, denen, weil ihnen gar nichts geblieben war, selbst die Flucht unmöglich gemacht wurde, rotteten sich unter selbstgewählten Anführern entweder in Wäldern zusammen und begannen als sogenannte „Buschgeussen" den kleinen Krieg gegen die Spanier, oder verwandelten sie, wenn sie sich auf das Seefahren verstanden — und solches war bei fast allen Bewohnern der nördlichen Provinzen, be-

Digitalisiert von Google

sonders bei denen von Holland, Seeland, Friesland und Utrecht der Fall —, ihre kleinen Schiffe und Schaluppen, mit denen sie sonst den Fischfang und Küstenhandel betrieben hatten, in Kaperschiffe und nahmen nicht nur alle Handelsfahrzeuge und Proviantschiffe der Spanier weg, sondern landeten auch da und dort, um schwächere spanische Besatzungen zu überfallen. Diese Letzteren, „Wassergeussen", zu deutsch „Bettler zur See" genannt, erlangten bald eine große Wichtigkeit, da sie von England aus — dort regierte damals die protestantische Königin Elisabeth, welche alle Ursache hatte, den König Philipp II. zu hassen — bedeutend unterstützt wurden, und so gelang es ihnen am 1. April 1572, die Stadt Briel wegzunehmen. Jetzt war ein fester Punkt gewonnen, von dem aus man gegen die Spanier operiren konnte, und darauf sich stützend, erschien Wilhelm von Oranien alsbald mit einem neu angeworbenen Heere zum zweiten Male im Felde. In Folge dessen aber hob sich der Muth der Nordholländer so gewaltig, daß in mehreren Städten, wie in Vliessingen, Haarlem, Mecheln und Alkmaar, das Volk revoltirte und die kleinen spanischen Besatzungen, die sie hatten, mit Beilen und Aexten todtschlug. Ja in kurzer Zeit standen in den Nordprovinzen Holland, Seeland und Utrecht über siebzig größere Gemeinden unter den Waffen, und sofort wurde auf einer Delegirten-Zusammenkunft vom 15. September 1572 in Dordrecht der Prinz von Oranien zum Statthalter der Niederlande ausgerufen, während man zugleich vollkommene Religions- und Gewissensfreiheit proclamirte. Wie nun der Herzog von Alba vor Wuth schäumte! Mit einer Energie, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, und mittelst der ungeheuren Geldsummen, die ihm Philipp II. aus Spanien zufließen ließ, brachte er durch neue Anwerbungen sein Heer auf die beträchtliche Stärke von 40,000 Mann und mit diesem Heere machte er sich sofort an die Belagerung der aufständischen Städte. Es gelang ihm, einzelne derselben wieder zu nehmen, und natürlich wüthete er gegen die Besiegten mit Henken, Ersäufen, Enthaupten und Viertheilen in ganz entsetzlicher Weise. Die meisten der größeren Gemeinden jedoch widerstanden mit einer solchen Tapferkeit, Aufopferung und Ausdauer, daß der gräßliche Wütherich endlich einsah, er könne des Aufstandes

Digitalisiert von Google

nimmermehr Herr werden. Zudem vernichteten die Waſſergeuſſen drei ſpaniſche Flotillen hintereinander und bemächtigten ſich all' der reichen Zufuhren, welche für das ſpaniſche Heer beſtimmt geweſen waren. Jetzt ſah man endlich auch am Hofe von Madrid ein, daß man mit der Entſendung des Herzogs von Alba nach den Niederlanden einen ſchweren Fehler begangen habe, und wie nun Letzterer, an ſeinem Erfolge verzweifelnd, im December 1573 um ſeine Abberufung einkam, bewilligte man ihm dieſe ſogleich. Somit kehrte er am Schluß des Jahres 1573 nach Spanien zurück und man nannte ihn von da an nie mehr anders, als den „Henker der Niederlande".

Von jenem 15. September 1572, ich meine von der Dortrechter Union an, datirt ſich die Unabhängigkeit des nördlichen Theiles der Niederlande und wir können nun füglich über den weiteren Verlauf des Aufſtandes mit kürzeren Pinſelſtrichen hinweggehen. Der Nachfolger des Herzogs von Alba wurde der Großcomthur Zunniga y Requeſens und dieſer, ein ebenſo ausgezeichneter Feldherr als gewiegter Staatsmann, hatte im Frühjahr 1574 das Glück, dem Prinzen Wilhelm von Oranien auf der Mooker Haide bei Nymwegen eine ſchwere Niederlage beizubringen. In Folge deſſen ſahen ſich die Aufſtändiſchen für die nächſte Zeit auf den Seekrieg ſowie auf die Vertheidigung ihrer Städte beſchränkt und am 26. Mai 1574 begann Requeſens die Belagerung der mächtigen Stadt Leyden, mit deren Bezwingung er den ganzen Aufſtand zu Ende zu bringen hoffte. Die Bürger Leydens jedoch vertheidigten ſich, trotz der gräßlichen Hungersnoth, die ſich bald bei ihnen einſtellte, aufs tapferſte und durchſtachen ſogar die Meeresdämme, um durch das eindringende Waſſer den Feind zu vernichten. Das Waſſer drang auch ein und überfluthete die ganze Gemarkung, alle Landhäuſer, Gärten, Felder und Wieſen verwüſtend. So hoch aber ſtiegen, widriger Winde wegen, die Wellen nicht, daß ſie die Schanzen der Spanier unmittelbar vor den Mauern der Stadt erreicht hätten, und ſo ſchien das große Opfer der Verwüſtung umſonſt gebracht worden zu ſein. Endlich aber am 3. October 1574 ſchwellte ein heftiger Weſtwind die Fluthen an und welch' ein Schreck nun für die Spanier, als ihre Schanzgräben ſich mit Waſſer zu füllen begannen! Welch' ein Entſetzen aber erſt, als die furchtbaren Waſſer-

Digitalisiert von Google

geuſſen, die ſchon lange außen auf dem Meere gelauert, auf ihren kleinen Schiffen mit Windeseile heranſtürmten und ihre Donnerbüchſen Tod und Verderben ſpieen! Jetzt flohen die Belagerer, ſo ſchnell ſie fliehen konnten; aber ihrer mehr als Fünfzehnhundert ertranken in den Fluthen und mindeſtens ebenſoviele wurden von den nachſetzenden Waſſergeuſſen niedergemetzelt. Das war eine ſchlimme Niederlage, durch welche das ganze ſpaniſche Heer tief entmuthigt wurde, und ſo befand ſich der Großcomthur Requeſens in Folge derſelben nunmehr ganz in derſelben traurigen Lage, in der ſich die Aufſtändiſchen nach ſeinem Siege auf der Mooker Haide befunden hatten. Er ſah alſo von größeren kriegeriſchen Operationen ganz ab und beſchränkte ſich darauf, die ſüdlichen Provinzen der Niederlande mit ihrer romaniſch-walloniſchen (Walloniſch iſt gleichbedeutend mit Walliſiſch oder Welſch) Bevölkerung, insbeſondere Brabant, Namur, Hennegau, Lüttich und Weſt-Luxemburg (alſo das ganze jetzige Belgien), von den nördlichen abzuziehen. Es gelang ihm ſolches theilweiſe, weil dieſe welſche Bevölkerung der katholiſchen Religion großentheils noch mit vielem Eifer anhing, während die Einwohner der Nordprovinzen, welche faſt alle ohne Ausnahme deutſchen Urſprungs waren, ſich ebenſo eifrig dem Proteſtantismus zugewandt hatten. Obwohl nun übrigens der Großcomthur auf dieſe ſtaatsmänniſchen Actionen ſeine Hauptzeit verwandte und einſtweilen den großen Krieg ruhen ließ, ſo hörte dagegen der ſogenannte kleine Krieg nicht einen Augenblick lang auf und wurde gegenſeitig mit einer Wildheit geführt, die das Erbarmen gar nicht mehr kannte. Man dachte hüben wie drüben nur an Eines, an die Vernichtung des Feindes, und jeder errungene kleine Vortheil endete mit dem Morde der gefangenen oder verwundeten Gegner. Nun ſtarb Requeſens am 5. März 1576 ganz unerwartet ſchnell und nicht lange hernach brach in der ſpaniſchen Armee eine furchtbare Meuterei aus. Während des Wirrwarrs nemlich, der unmittelbar nach dem Tode des Statthalters in den ſpaniſchen Regierungskreiſen herrſchte (und zwar ſo lange herrſchte, bis Philipp II. einen Nachfolger ernannt hatte), konnte man die Gelder nicht auftreiben, um die Armee, die natürlich, wie alle damaligen Heere, aus lauter Söldnern beſtand, zu bezahlen und ſomit beſchloſſen dieſe wilden Horden, ſich durch Plünderung ſelbſt bezahlt

Digitalisiert von Google

zu machen. Der Beſchluß wurde alsbald zur That und in verhältnißmäßig ganz kurzer Zeit fielen mehr als hundertundzwanzig kleinere Städte und Gemeinden der Zügelloſigkeit der Meuterer anheim. Ihr Appetit wuchs aber während des Eſſens und nachdem es ihnen gelungen war, Maſtricht total auszurauben, wollten ſie ſich auch der ebenſo reichen als mächtigen Stadt Gent bemächtigen. Dieſe hatte bis jetzt ihres Vortheils wegen zur ſpaniſchen Parthei gehalten, obwohl ſehr viele ihrer Bürger reformirt geſinnt waren; allein wie nun die gräßliche Meuterersarmee ſich heranwälzte, trat die Geſammtbürgerſchaft alsbald zu den Dortrechter Unirten über und verſchaffte ſich damit von Seiten des Prinzen von Oranien eine ſtarke proteſtantiſche Beſatzung. Auf dieſe Art wandte Gent das Schickſal Maſtrichts von ſich ab, denn die Meuterer dachten nicht daran, ſich mit der Belagerung der Stadt lange aufzuhalten, ſondern warfen ſich ſofort unverſehens auf Antwerpen, das damals noch viel reicher und blühender war, als ſelbſt Gent. Auch gelang es ihnen richtig, dieſe herrliche Stadt durch Ueberrumpelung zu gewinnen, weil deren Bürger bis jetzt immer treu zur königlichen Parthei gehalten hatten und alſo gar nicht daran dachten, daß es auf ſie abgeſehen ſein könne. Wie nun aber hauſten die Meuterer in Antwerpen? Nun, ſie plünderten daſſelbe nicht nur total aus, ſondern hieben auch Jeden nieder, der ſein Eigenthum ſchützen wollte (auf dieſe Weiſe verloren über 5000 Bürger ihr Leben) und machten ſich ſchließlich noch das Vergnügen, den Feuerbrand in die Häuſer zu werfen, ſo daß deren gegen ſiebenhundert von den Flammen verzehrt wurden. Das war doch über alle Maßen ſcheußlich und da nun die ſpaniſchen Behörden gar nichts thaten, um den Antwerpenern beizuſpringen, erfaßte die ſämmtlichen walloniſch-katholiſchen Provinzen eine ſolche Wuth, daß ſie ſofort beſchloſſen, ſich jetzt ebenfalls von der ſpaniſchen Sache loszuſagen. Sie traten alſo augenblicklich in Einigungsunterhandlungen mit den nördlichen Provinzen und ſchon am 8. November 1576 kam zu Gent die ſogenannte „Genter Pacification“ zu Stande, welche Dreierlei feſtſetzte. Erſtens, daß in allen niederländiſchen Provinzen ohne Ausnahme keine ſpaniſchen oder überhaupt auswärtigen Soldaten mehr zu dulden ſeien. Zweitens, daß die Blutgeſetze des Herzogs von Alba für immer außer Kraft geſetzt

Digitalisiert von Google

werden müßten. Drittens endlich, daß der Prinz Wilhelm von Naſſau-Oranien die Stände der ſiebzehn Provinzen, Generalſtaaten genannt, ſo ſchnell als thunlich zu einer Verſammlung einzuberufen habe, um die nöthigen Beſchlüſſe zur Sicherſtellung der religiöſen wie der bürgerlichen Freiheit zu faſſen. Indeſſen hatte Philipp II. ſeinen Halbbruder, den tapferen Don Juan d'Auſtria (Johann von Oeſtreich, einen natürlichen Sohn Karls V., den dieſem eine Regensburger Patrizierstochter gebar), den Sieger in der großen Seeſchlacht von Lepanto gegen die Türken, zum Statthalter der Niederlande ernannt, und wie nun dieſer am Schluß des Jahres 1576, mit großen Geldſummen verſehen, in Brüſſel anlangte, machte er es ſich vor Allem zur Aufgabe, die meuteriſchen Truppen zum Gehorſam zurückzubringen. Es gelang ihm ohne allzugroße Mühe, weil er ihnen vollkommene Strafloſigkeit für alles Begangene zuſagte; allein trotzdem ſah er nur zu gut ein, daß er in Folge der Genter Einigung für jetzt mit Gewalt nicht viel ausrichten könne, und beſchloß alſo auf anderem Wege zu ſeinem Ziele zu kommen. Dieſer Weg war der Weg der Verſtellung und plötzlich die Miene annehmend, als ob es ihm um nichts als um Verſöhnung zu thun ſei, erkannte er die Genter Pacification als zu Recht beſtehend an. Nun hätte er, wenn es ihm damit Ernſt geweſen wäre, augenblicklich die ſpaniſch-italieniſchen Söldner entlaſſen und die Alba'ſchen Blutgeſetze außer Kraft ſetzen müſſen, allein er that keines von beiden und ſomit konnte man, wenn man die Augen aufthat, ſofort merken, daß es ihm nur darum zu thun ſei, zu andern Machinationen Zeit zu gewinnen. Worin nun übrigens beſtanden dieſe Machinationen? Nun, einmal darin, daß er die Häupter der Aufſtändiſchen unter ſich zu veruneinigen (und namentlich den ehrgeizigen Herzog von Arſchott gegen den Prinzen von Oranien aufzuhetzen) verſuchte, ſowie ſodann darin, daß er ſich alsbald wieder an die walloniſche Bevölkerung wandte, um dieſe von den proteſtantiſchen Bewohnern der Nordprovinzen abzuziehen. Nicht minder betrieb er bei Philipp II. eifrigſt die Zuſendung eines neuen Heeres, und nachdem dieſes endlich unter Führung des jungen Aleſſandro Farneſe, Herzogs von Parma (dieſer war der Sohn des Herzogs Ottavio Farneſe und der Margarethe von Parma, welche wir längſt

Digitalisiert von Google

kennen), angekommen war, eröffnete er augenblicklich wieder die Feindſeligkeiten gegen den Prinzen Wilhelm von Oranien. Noch mehr, er ſprach es jetzt unumwunden aus, daß er es auf einen Vernichtungskrieg gegen dieſen Prinzen abgeſehen habe, dieweil, ſo lange Oranien lebe, die gänzliche Unterwerfung der Niederlande unmöglich ſei, und warb deßhalb immer weitere Truppenkörper an. Mit dieſer ſeiner Uebermacht gelang es ihm, den Prinzen im Februar 1578 bei Gamblour aufs Haupt zu ſchlagen, und weil nun deſſen Sache verloren ſchien, fiel augenblicklich ein großer Theil der Wallonen von der Genter Pacification ab. Ehe nun aber der ſiegreiche Don Juan ſeine errungenen Vortheile weiterverfolgen konnte, ſtarb er (ohne Zweifel an Gift, welches ihm ſein eigener Bruder, Philipp II., reichen ließ, weil derſelbe befürchtete, der Held von Lepanto und Gamblours könnte ſich zum König der Niederlande aufwerfen wollen) am 1. October 1578 ſchnell weg und zu gleicher Zeit erhielt Wilhelm von Oranien einen bedeutenden Zuzug von Hülfstruppen aus Deutſchland. So wurde der Nachtheil, welchen die verlorene Schlacht von Gamblours den Aufſtändiſchen gebracht, ſo ziemlich wieder gut gemacht; allein ſeinerſeits ernannte nun Philipp II. den Aleſſandro Farneſe zu ſeinem Statthalter in den Niederlanden und einen glücklicheren Griff hätte er nicht thun können. Dieſer nemlich war ein ebenſo berühmter Staatsmann als Krieger und bewies ſeine außerordentliche Klugheit gleich damit, daß er die Bemühungen, die walloniſch-katholiſche Bevölkerung der Südſtaaten von der deutſch-proteſtantiſchen der Nordſtaaten zu trennen, mit großem Glück fortſetzte. Da ermannten ſich die Nordſtaaten Holland, Seeland, Utrecht, Geldern (oder Zütphen) und Friesland zu einem kühnen Schritt und errichteten am 23. Januar 1579 die ſogenannte Utrechter Union, welcher gleich nachher auch noch die Staaten Oberyſſel und Gröningen beitraten. An die Spitze dieſer ihrer Union aber ſtellten ſie unter dem Titel eines Generalſtatthalters den Prinzen Wilhelm von Naſſau-Oranien und ſtatteten ihn in Beziehung auf die Kriegführung mit faſt ſouveränen Rechten aus. Merkwürdigerweiſe übrigens wurde formell die gänzliche Losreißung von Spanien damals noch nicht ausgeſprochen, ſondern der Generalſtatthalter ſollte, obwohl durchaus unabhängig, ſo doch nominell unter

Digitalisiert von Google

der Firma des Königs von Spanien regieren, und bei dieser Firma blieb man noch volle zwei Jahre lang stehen. Allein wie nun Philipp II. den Prinzen Wilhelm nicht blos in die Acht erklärte, sondern auch einen Preis auf seinen Kopf setzte, kündigten die genannten sieben Provinzen am 26. Juli 1581 dem spanischen Monarchen, als einem Tyrannen, allen und jeden Gehorsam auf und constituirten sich als unabhängige „Republik der Vereinigten Niederlande." Damit wurde die Trennung der nördlichen Staaten von den südlichen, das ist die Trennung Hollands (weil nemlich diese Provinz durch Umfang, Bevölkerung, Reichthum und Einfluß vor den anderen sechsen hervorragte, gab man der neu errichteten Republik später den Namen Holland) von Belgien zur vollendeten Thatsache, und als gleich darauf Spanien den Doppelkrieg gegen Frankreich und England aufnehmen mußte, sah Alexander Farnese nur allzugut ein, daß ihm die Unterwerfung der Nordstaaten nie mehr gelingen könne. Es war ja dieß unmöglich gewesen, als Philipp II. noch seine Gesammtkräfte gegen die Aufständischen verwenden konnte; wie viel weniger durfte man jetzt daran denken, wo zwei weitere mächtige Feinde zu bekämpfen waren! Der kluge Farnese beschränkte sich also auf die Vertheidigung oder vielmehr auf die Gewinnung der wallonisch-romanischen Provinzen mit ihrer katholischen Bevölkerung und änderte in diesem seinem Systeme selbst dann nichts, als der Prinz Wilhelm von Oranien am 10. Juli 1584 durch einen von Philpp II. gedungenen Meuchelmörder sein Leben verlor. Auch wurde an des ermordeten Vaters Stelle sofort von den Generalstaaten dessen Sohn Moritz zum Generalstatthalter ernannt und unter ihm kämpften die vereinigten Lande so tapfer, daß Philipps II. Nachfolger, der erbärmliche Schwächling Philipp III., befahl, den Krieg ganz einzustellen. Ja endlich im Jahre 1609 schloß er sogar einen zwölfjährigen Waffenstillstand mit der holländischen Republik ab und dieser Waffenstillstand, den kein Theil kündigte, verwandelte sich nach Beendigung des dreißigjährigen Kriegs in einen definitiven Frieden. Was nun übrigens die Bemühungen des klugen Farnese anbelangt, dem spanischen Monarchen wenigstens die Südstaaten zu erhalten, so fiel es ihm nicht besonders schwer, den wallonischen Adel für sich zu gewinnen, denn dieser wollte von einer

Digitalisiert von Google

Republik, wo, wie in den Nordſtaaten, das bürgerliche Element den Ton angab, nichts wiſſen. Von den größeren Städten dagegen, in welchen meiſtens ein großer Theil der Bürgerſchaft zu der Reformation übergetreten war, ſetzten ihm mehrere einen hartnäckigen Widerſtand entgegen und dieſe mußte er alle im Sturme erobern. So Dünkirchen, Maſtricht, Herzogenbuſch, Mecheln, Kortryk, Gent, Brügge, Doornick, Oudenarde, Oſtende und Antwerpen. Dabei übrigens war es ihm von großem Nutzen, daß in jeder der genannten Gemeinden wenigſtens ein Theil der Bürgerſchaft noch am Katholicismus hing und alsbald gemeinſchaftliche Sache mit ihm machte, ſowie er zur Belagerung ſchritt. Doch genug, der ganze Aufſtand der Niederlande endigte, um dieß zu recapituliren, damit, daß ſieben Provinzen ſich zu einer unabhängigen Republik umgeſtalteten, während die andern zehn bei der ſpaniſchen Herrſchaft blieben. In den letzteren wurden augenblicklich alle proteſtantiſchen Bürger vertrieben und mit ihnen verſchwanden die Betriebſamkeit, der Handel und der Reichthum. Das republikaniſch-proteſtantiſche Holland dagegen entwickelte ſich zu einem ganz außerordentlichen Flor und überflügelte durch ſeine Thätigkeit bald alle übrigen Staaten Europas. Schon während des Kriegs ſetzte es ſich auf Java, in Japan, auf den Molukken, in Calicut und in Amerika feſt und Amſterdam wurde an der Stelle des immer tiefer herabſinkenden Antwerpen der Mittelpunkt alles Unternehmungsgeiſtes zur See. Von Deutſchland aber blieb es von nun an total getrennt und ſcheute ſich, wenn es ſein Vortheil erheiſchte, ſogar nicht im geringſten, feindſelig gegen daſſelbe aufzutreten.

Alle dieſe furchtbaren Kämpfe zwiſchen den Niederlanden und Spanien wurden ausgefochten, ohne daß ſich die deutſche Regierung irgendwie eingemiſcht hätte, denn, wie ich ſchon früher bemerkte, man betrachtete die Niederlande, ſeit ſie Karl V. zu Spanien geſchlagen, als keine deutſche Provinz mehr und meinte nicht nöthig zu haben, ſich um ausländiſche Händel zu kümmern. Im Uebrigen erfreute ſich das deutſche Reich, ſolange Maximilian II. lebte, der größten Ruhe und derſelbe konnte deßhalb auch daran gehen, das Gerichtsweſen in Etwas zu verbeſſern. Dieſe Verbeſſerung beſtand darin, daß er dem Kaiſerlichen Hofrathe in Wien gleichfalls die Zuſtändigkeit eines ober-

Digitalisiert von Google

ſten deutſchen Gerichtshofes ertheilte und ſo in die faſt unerträgliche Schwerfälligkeit des bisherigen Gerichtsverfahrens einigen Schwung brachte. Auch erkannte man die Verbeſſerung allſeitig an und wandte ſich von jetzt ab viel lieber an den Kaiſerlichen Reichshofrath nach Wien, als an das Reichskammergericht in Speier, welches viel langſamer und theurer arbeitete. Der Hauptvorzug der Regierung des Kaiſers Maximilian II. beſtand übrigens in etwas ganz Anderem, darin nämlich, daß es damals keine religiöſen Wirren gab, und ſehr viel trug hiezu der Kaiſer ſelbſt bei. Er huldigte demſelben Grundſatze der Duldſamkeit, den nachher der große König Friedrich II. von Preußen auf ſeine Fahnen ſchrieb, und gewährte daher nicht nur in ſeinen eigenen Erblanden allen Ständen vollkommene Religionsfreiheit, ſondern ſorgte auch mit Eifer dafür, daß kein Theil den andern ſeines Glaubens wegen ſchmähte und verunglimpfte. Seinem Beiſpiele folgte man in allen übrigen deutſchen Ländern oder Provinzen nach und ſo verſchwand die frühere ſchroffe Haltung der Katholiken und Proteſtanten gegen einander faſt gänzlich. Beide Theile lernten ſich vertragen und wohnten ſogar, wie beſonders in nicht wenigen Reichsſtädten und in den Gebieten der Herren Biſchöfe und Erzbiſchöfe (den ſogenannten Krummſtabsgebieten) vielfach neben und unter einander, ohne ſich im geringſten anzufeinden. Solche Duldſamkeit aber erregte die Bewunderung der ganzen Welt und es berichtete darüber der am Kaiſerhofe accreditirte venetianiſche Geſandte in einem langen Briefe vom Jahre 1564 an den Senat von Venedig Nachfolgendes: „Ein jeder Theil", heißt es dorten, „hat ſich ſo ſehr bequemt, den andern zu dulden, daß in den Orten mit gemiſchter Bevölkerung wenig darauf geachtet wird, ob man katholiſch oder proteſtantiſch iſt. Aber nicht allein Ortſchaften ſind auf ſolche Weiſe gemiſcht, ſondern auch Familien, und es giebt Häuſer, wo die nächſten Verwandten einer andern Confeſſion angehören. Ja Katholiken und Proteſtanten verheirathen ſich unter einander und Niemand achtet darauf oder ſtößt ſich daran. Was mich aber noch mehr mit Bewunderung erfüllt, viele katholiſche Kirchenfürſten ſtellen theils an ihren Hofhaltungen, theils in ihren Gebieten Proteſtanten als Räthe, Richter und Vögte an, ohne ſich um den Tadel des heiligen Vaters in Rom zu bekümm-

Digitalisiert von Google

nem, und ich kenne selbst einen solchen Protestanten, welchen der Bischof Johann Georg von Bamberg als seinen Vicedom über seine hochstiftlichen Besitzungen in Kärnthen gesetzt hat." So sah es zu den Zeiten Maximilians II. in Deutschland aus und welch' ein Glück, wenn es so geblieben wäre! Den Pabst in Rom aber, sowie noch mehr die bei ihm in so hohem Ansehen stehenden Jesuiten erfüllte ein solcher Zustand mit der größten Erbitterung und wie daher der Kaiser Maximilian II. am 12. Oktober 1576 in Regensburg die Augen schloß, machten sie augenblicklich Anstalt, demselben ein Ende zu machen.

Zu seinem Nachfolger nemlich, das ist zum römischen Könige, hatten die Kurfürsten bereits im Oktober 1575 seinen ältesten Sohn Rudolph erwählt und dieser bestieg sofort nach dem Tode seines Vaters als Rudolph II. den deutschen Kaiserthron. Von seinem zwölften Jahre an bis zu seinem zwanzigsten war er auf Betrieb seiner Mutter am Hofe Philipps II., ihres Bruders, in Madrid erzogen worden und wie er von da zurückkam, kann man sich denken Er wollte ultrakatholisch und dazuhin durchaus absolutistisch regieren, wie sein genannter Ohm, und damit verband er einen abergläubischen, trübsinnigen und unzugänglichen Character, der ihn ganz unfähig zu einem guten Regenten machte. Ja er hatte außer dem Bigottismus für nichts Sinn, als für Weiber, Alchymie und Sterndeuterei, und gefiel sich nur in der tiefsten Abgeschlossenheit auf seinem Schlosse zu Prag. Deßhalb fiel er auch alsbald in die Hände der Jesuiten, welche ihn durch den Pater Lorenz Magius total beherrschten, und gleich bei seiner Thronbesteigung beschenkte er sie mit dem sehr reichen Sanct-Annakloster in Wien. Nicht minder bedachte er ihr Collegium in Olmütz aufs freigebigste und rief in Brünn ein neues ins Leben. Ebenso that er in Glatz in Schlesien, sowie in Thurocz in Ungarn und die Herren Patres von der Gesellschaft Jesu konnten theils durch sich selbst, theils durch seinen mit ihnen innigst verbundenen Kammerdiener Lang, theils endlich durch seinen Kanzler Clesel (Khlesl), einen Bäckerssohn, der es aber mit Hülfe der Jesuiten bis zum Cardinal brachte, überhaupt Alles von ihm erhalten, nach was ihnen gelüstete. Ein solcher Kaiser war nun natürlich nicht fähig, den in

Digitalisiert von Google

Deutſchland geſetzlich geltenden Religionsfrieden mit ſtarker Hand aufrecht zu erhalten, und ſomit hielten die genannten Patres jetzt die Zeit für gekommen, wo ſie mit der Vernichtung des Proteſtantismus wenigſtens den Anfang machen könnten. Kein anderes war ja, wie wir wiſſen, ihr letztes Ziel, und daß ſie dieſes anſtrebten, darauf hatten ſie die katholiſche Welt ſchon ſeit einiger Zeit vorbereitet. Der Leſer erinnert ſich doch wohl noch des klugen Peter Caniſius, der in Wien und München ſo ſegensreich für den Orden Jeſu zu wirken wußte. Nun gut, dieſer Caniſius überzeugte ſich nach kurzer Lehrthätigkeit von Zweierlei; einmal davon, daß faſt aller Religionsunterricht in Deutſchland in den Händen der Proteſtanten ſei, und ſodann davon, daß ſich die Lehrer dabei faſt ausnahmslos an den von Luther verfaßten Katechismus hielten, welcher die Grundanſchauungen des evangeliſchen Glaubens in kurzen klaren Zügen wiederſpiegelte. Wie ſtand es dagegen mit den Lehrhülfsmitteln in der katholiſchen Welt? Hier gab es nichts Aehnliches, auch nicht einmal annähernd, ſondern der ganze Religionsunterricht beſchränkte ſich auf verſchiedene äußere Andachtsübungen, ſowie auf das Herplappern der Credos, der Paternoſter, der Ave-Maria's und was dergleichen mehr iſt. Unwillkührlich kam alſo der Pater Caniſius auf den Gedanken, ſolch' ſchrecklichem Mangel dadurch abzuhelfen, daß er nach dem Muſter des großen lutheriſchen Katechismus ein Handbuch der katholiſchen Glaubenslehre herausgebe, und daſſelbe erſchien bereits anno 1554 unter dem Titel: „Summa doctrinae christianae", das iſt: „Zuſammenfaſſung der chriſtlichen Glaubenslehre". Nicht minder verfaßte Caniſius, dem kleinen lutheriſchen Katechismus entſprechend, einen Auszug aus der Summa, welchen er „Institutiones christianae pietatis seu parvus Katechismus Katholicorum" (zu deutſch: „Lehrſätze der chriſtlichen Frömmigkeit oder kleiner Katechismus für die Katholiken" nannte, und dieſe beiden Religionsbücher — das Eine für die Lehrer, das Andere für die Schüler — fanden ſofort die ungeheuerſte Verbreitung. In allen katholiſchen Ländern wurden ſie auf Befehl des Pabſtes eingeführt, und zwar natürlich immer in die Landesſprache überſetzt, ſo daß jeder Laie, ſelbſt der ungebildetſte, wenn er nur des Leſens nicht unkundig war, ſie verſtehen konnte.

Digitalisiert von Google

Weil aber der Pabſt ſelbſt die Einführung der beiden Caniſius'ſchen Katechismen anbefohlen hatte, galt ihr Inhalt ſelbſtverſtändlich als die reine unverfälſchte katholiſche Lehre und jedem guten Katholiken wurde bei Verluſt der ewigen Seligkeit eingeſchärft, Alles zu thun und zu glauben, was darinnen vorgeſchrieben ſei. Und nun, welcher Geiſt wehte in dieſen „Lehrſätzen der chriſtlichen Frömmigkeit?“ Etwa der Geiſt der chriſtlichen Liebe und Milde? Nein und dreimal nein, ſondern der Geiſt der Unduldſamkeit, des Glaubenshaſſes und des religiöſen Fanatismus. „Nur der ſei ein wirklicher Chriſt“, ſtand darinnen zu leſen, „der den Pabſt als Chriſti Stellvertreter anerkenne; wer dieß aber nicht thue, der verfalle den ewigen Höllenſtrafen.“ Weiter wurde ſchon das bloße Sprechen mit Ketzern als etwas höchſt Strafbares und zugleich Gefährliches bezeichnet; „ein freundſchaftlicher Umgang mit ihnen dagegen oder gar vollends die eheliche Gemeinſchaft mit einem Proteſtanten führe nothwendig zur ewigen Verdammniß.“ Endlich, um der Sache die Krone aufzuſetzen, lehrte der Caniſius'ſche Katechismus ſchließlich noch, „daß man zwar ſehr wohl daran thue, die Ketzer wie Ausſätzige zu meiden, daß es aber daran noch nicht genüge; nein, man müſſe ſie auch bekämpfen, gleichwie man die Pflicht hat, das Böſe zu bekämpfen, und je mehr Einer zur Vernichtung des Ketzerthums beitrage, um ſo herrlicher ſei ſeine Belohnung im ewigen Leben.“ Alſo lehrten die Jeſuiten durch den Caniſius'ſchen Katechismus und nie hat eine Drachenſaat giftiger gewirkt. Wurde doch nunmehr die ganze heranwachſende katholiſche Jugend im Geiſte des Glaubenshaſſes erzogen! Hielt es doch von jetzt an jeder gute Katholik für ſeine höchſte Pflicht, ſein Letztes an die Vertilgung des Proteſtantismus zu ſetzen!

Die Jeſuiten hielten alſo dafür, daß jetzt die Zeit gekommen ſei, den Proteſtanten auf den Leib zu rücken, und ſie waren ſogar feſt überzeugt, daß der Sieg ihnen ohne große Kämpfe zufallen müſſe. Dieſe Ueberzeugung aber gewannen ſie beim Anblick der proteſtantiſchen Welt, mit welcher, ſeit ſie in Folge des Religionsfriedens nicht mehr um ihre Exiſtenz zu kämpfen hatte, großmächtige Veränderungen vorgegangen waren. Zu den Zeiten Luthers und ſeiner Mitreformatoren, welcher Eifer, welcher Schwung, welche Kraft,

Digitalisiert von Google

welche Begeiſterung! Jetzt von allem dem nicht eine Spur mehr und dafür Zank, Haß und Verfolgung unter ſich ſelbſt! Den Streit zwiſchen Zwingli und Luther wegen des Abendmahls kennt der Leſer. Luther ſtellte ſich auf den Standpunkt des Wortglaubens, das heißt die Worte des Neuen Teſtamentes waren ihm unantaſtbar. Zwingli dagegen berief ſich auf die Vernunft und ließ dieſe gleich viel gelten, wie das geſchriebene Wort. Nun hatte natürlich jeder der beiden Reformatoren ſeine Anhänger und ſomit dauerte auch der Streit nach Luther's und Zwingli's Tod fort. Ja er wurde ſogar jetzt noch weit heftiger geführt, weil die Nachfolger der Reformatoren weder deren Geiſt noch deren Duldſamkeit beſaßen. Dazu kam noch, daß ſowohl die Lutheriſchen als die Zwinglianer auch noch unter ſich ſelbſt Händel bekamen; die Erſten deßwegen, weil der Eine dieſe oder jene Worte des Neuen Teſtaments „ſo", der Andere aber „nicht ſo, ſondern entgegengeſetzt", auslegte; die Zweiten deßwegen, weil nach dem Auftreten des rigoroſen Calvin die Lehre von der Prädeſtination oder Vorherbeſtimmung des Menſchen ein ſolcher Zankapfel wurde, daß ein großer Theil der Zwinglianer ſich nunmehr in Calviniſten umtaufte. Kurz, allüberall im proteſtantiſchen Lager herrſchte unter den Theologen Zank und Streit und weil natürlich Jeder mit dem furchtbarſten Eigenſinn darauf beharrte, allein recht zu haben, ſo bekämpfte man ſich bald mit einer Erbitterung, die intenſiver gar nicht hätte ſein können. Insbeſondere war dieß der Fall auf den beiden Univerſitäten Wittenberg und Jena und ich werde nicht im Unrechte ſein, wenn ich dieſe geradezu als die Hauptheerde des eckelhaften Gekläffs bezeichne. In Wittenberg wurde nach Luthers Tod der vielgebildete Melanchton die tonangebende Perſönlichkeit, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſer nicht blos weit milder und verſöhnlicher auftrat, als der gewaltige Reformator, ſondern daß er auch das Recht der Vernunft dem ſtarren Buchſtabenglauben gegenüber anerkannte. Nun mußte, wie wir wiſſen, der Kurfürſt Johann Friedrich von Sachſen ſein Kurfürſtenthum an den Herzog Moritz abtreten und damit verlor er auch die Univerſität Wittenberg. Der Verluſt dieſes Kleinods, das ſein Vater, Friedrich der Weiſe, geſtiftet, ging ihm aber ſo ſehr zu Herzen, daß er, nachdem er ſein neues

Digitalisiert von Google

Besitzthum, das Herzogthum Sachsen-Weimar, angetreten, alsbald beschloß, eine neue Universität zu gründen, welche der älteren Schwester den Rang ablaufen sollte. So entstand anno 1552 die Universität Jena und diese wurde von Johann Friedrich in jeder Weise gehegt und gepflegt. Noch mehr aber hegte, pflegte und hätschelte sie nach seinem Tode sein gleichnamiger Sohn und Erbe, der Herzog Johann Friedrich der Jüngere, ein höchst eitler und eingebildeter Herr, an den sich der Leser von der Grumbach'schen Fehde her noch erinnern wird, denn er hoffte durch sie ein solches Ansehen bei den protestantischen Ständen zu gewinnen, daß sie ihm die Oberleitung ihrer Religionsangelegenheiten übertrügen. Nun erfuhr der genannte Herzog, daß die Wittenberger Professoren, auf welche, wie schon gesagt, der klar denkende Melanchton einen großen Einfluß ausübte, in Sachen des Abendmahls sich zur Zwingli-Calvinischen Lehre hinneigten, und sofort beschloß er, in Jena nur streng lutherische, am Buchstabenglauben festhaltende Professoren zu dulden, welche es sich zur Aufgabe machen müßten, die Kryptocalvinisten in Wittenberg als Ketzer niederzudonnern. So wurde der unselige Streit gleichsam absichtlich hervorgerufen und der Hauptwortführer Jena's war — außer Nicolaus von Amsdorf und Erhard Schnepf — Matthias Flacius, genannt Illyricus, ein eben so gewaltthätiger, als engherziger und überspannter Mensch. Zu ihm hielten übrigens auch noch viele auswärtige Theologen und Geistliche, wie Johann Stössel zu Weimar, Simon Musäus zu Gotha, Erasmus Sarcerius zu Mannsfeld, Maximilian Mörlin zu Coburg, Joachim Mörlin zu Braunschweig, Nikolaus Gallus zu Regensburg und Matthias Judex zu Magdeburg, während auf der Seite des Melanchton und der Wittenberger Professoren der Superintendent Georg Major zu Eisleben, der Superintendent Justus Menius in Leipzig, der Doctor Johannes Agricola in Berlin (genannt der Magister von Eisleben), der Hofprediger Andreas Osiander in Königsberg, der Professor Jacob Andreä in Tübingen und der berühmte Johann Brenz, Probst zu Stuttgart, standen. Da stritt man sich denn Tag für Tag über die Lehre vom Abendmahle, sowie über die von der Erbsünde. Dann wieder über den Werth oder Unwerth der guten Werke oder auch über die Frei-

Digitalisiert von Google

heit und Unfreiheit des menschlichen Willens. Kurz man stritt sich über Glaubensartikel der verschiedensten Art und daß man sich dabei der heftigsten Worte bediente — ja daß man sich gegenseitig verketzerte und verdammte, versteht sich von selbst. Weil nun aber die Geistlichen die Streitigkeiten auch auf die Kanzel brachten, um von dort herab ihre Gegner zu verdammen, so ergriffen selbst die Laien Parthei, und dadurch kam in jede protestantische Familie eitel Haß und Zwietracht. Vergebens drangen jetzt verschiedene aufgeklärtere deutsche Fürsten, wie der Herzog Christoph von Württemberg und der Kurfürst Friedrich II. von der Pfalz, darauf, daß die Jenenser und Wittenberger sich vertrügen; die Jenenser erklärten, nur nachgeben zu wollen, wenn die Wittenberger vorher ihre Ketzerei eingestünden. Vergebens veranstaltete man zu Coswig und Worms sogenannte Colloquia oder Religionsgespräche; man trennte sich unverrichteter Dinge und war nach der Trennung noch erbitterter als zuvor. Während nun aber die Jenenser und Wittenberger sich gegenseitig Ehre und Reputation abschnitten, entbrannte durch eine Schrift des Hamburger Predigers Westphal ein nicht minder heftiger Kampf zwischen entschiedenen Calvinisten (den Wittenbergern warf man nur Kryptocalvinismus, d. h. eine heimliche Zuneigung zum Calvinismus, nicht entschiedenen Calvinismus vor) und strengen Lutheranern und das Geschrei: „Ketzer! Ketzer!“ erscholl von daher wie von dorther mit Macht. Auf Seiten der Calvinisten führte das große Wort Johann von Lasco und Heinrich Bullinger, auf Seiten der Lutheraner der obgenannte Westphal und der Bremische Pfarrer Johann Timann. Die beiden Letzteren blieben übrigens nicht lange allein, sondern es gesellten sich sofort die sämmtlichen Geistlichen von Magdeburg, Eisleben, Hildesheim, Lübeck, Lüneburg, Braunschweig, Hannover, Wismar, Schwerin, Husum und Nordhausen zu ihnen, und weil ihrer nun so viele waren, so wollten sie mit ihren Gegnern gewaltsam aufräumen. Demgemäß ruhten sie nicht, als bis verschiedene Geistliche, als des Calvinismus verdächtig, wie insbesondere der Bremische Domprediger Albrecht Hardenberg (ihn denuncirte Johann Timann), von ihren Stellen entfernt waren, und von da an artete das Streiten in die grausamste Verfolgungswuth aus. Insbesondere wüthend

Digitalisiert von Google

geberdete ſich der Doctor Tilemann Heßhus, den im Jahr 1558 der ſtreng-lutheriſche Kurfürſt Otto Heinrich von der Pfalz (der Nachfolger des viel milderen Friedrichs II.) als Generalſuperintendenten und erſten Profeſſor der Theologie nach Heidelberg berief, und auf ſein Andrängen mußte der Kurfürſt alle Profeſſoren jener Univerſität, die nicht ultra-lutheriſch geſinnt waren, ohne weiteres abſetzen. Gleich darauf gerieth Heßhus auch mit dem Diaconus Wilhelm Klebitz in Streit, weil dieſer beim Abendmahl das Brod brach, was jener für ketzeriſch erklärte, und ſchon war es nahe daran, daß auch Klebitz in die Verbannung, das iſt ins Elend gejagt worden wäre. Da ſtarb am 12. Februar 1559 der Kurfürſt Otto Heinrich und ſein Nachfolger Friedrich III., der ſich dem Calvinismus zuneigte, gab ſofort dem Heßhus den Abſchied. Noch mehr, Friedrich III. führte jetzt die calviniſche Glaubenslehre in ſeinem ganzen Kurfürſtenthum ein und alle Prediger des Landes, ſowie alle Profeſſoren Heidelbergs, die nicht augenblicklich ebenfalls zum Calvinismus übertraten, bekamen ſofort ihren Abſchied. Dieß aber erbitterte die altlutheriſchen Theologen im übrigen Deutſchland ſo ſehr, daß ſie — jeder von ihnen gebehrdete ſich, als wäre er ein anderer Gregor VII. — die entſetzlichſten Flüche über die Pfalz ausſchütteten und einzelne Fürſten, wie auch der Herzog Chriſtoph von Württemberg, ließen alsbald alle ihre Geiſtlichen eine Schrift unterzeichnen, in der ſie ſich zum ſtrengſten Lutherthum bekennen mußten.

Nun ſtarb Melanchton am 19. April 1560; aber hörte deßhalb das elende Gezänke auf? Im Gegentheil ſteigerte es ſich jetzt noch und bald gab es in ganz Deutſchland weder ein Dorf noch eine Stadt mehr, worin ſich nicht die Partheien, jede unter Berufung auf das Neue Teſtament, mit dem furchtbarſten Haß gegenüber geſtanden wären. Kurz es kam ſo weit, daß auf einer Verſammlung der deutſchen Stände in Nürnberg, im Januar 1561, wo ſie eingeladen wurden, das Conzil von Trient zu beſuchen, der päbſtliche Geſandte Cardinal Commendone den Proteſtanten ins Geſicht ſagen konnte, ſie wüßten gar nicht, was ſie wollten, ohne daß ſeine Vorwürfe von Irgendwem hätten widerlegt werden können. „Wie viel Zwiſt“, rief er ihnen zu, „herrſcht nicht unter euch über die Lehrſätze Luthers?

Digitalisiert von Google

Wie Wenige pflichten denſelben unbedingt bei? Wie viel Anhänger hat Melanchton? Wie viel Zwingli, Oecolampadius, Calvin? Wie viel hundert Andere, die in den wichtigſten Lehren mit Luther und mit einander ſelbſt uneinig ſind? Keine Stadt, ja kein Haus iſt frei von dieſem Zwiſte. Frauen ſtreiten mit ihren Männern, die Söhne und Töchter mit ihren Eltern über den Glauben und das Verſtändniß der Schrift. In Geſellſchaften, in Wirthshäuſern, bei Trinkgelagen und Spielen entſcheiden Weiber und Kinder über die heiligſten Wahrheiten und ſo ſchwimmt ihr gleichſam in einem Meer von Irrthümern, von euch Proteſtantismus genannt, dahin." Dieſe derbe Zurechtweiſung war wohlverdient; trotzdem aber dauerten die eckelhaften Händel fort und noch weit eifriger, als bisher, nahmen die ſtreitenden Pfaffen die Hülfe ihrer Regierungen in Anſpruch, um ihre Gegner zum Schweigen zu bringen. Die Regierungen aber, weil ſelbſt Parthei, waren ſtets bereit, Gewalt anzuwenden und ſcheuten ſelbſt vor Todesurtheilen nicht zurück. So verdammte man in Genf ſchon anno 1555 den Michael Servet unter Mitwirkung Calvins einfach deßwegen, weil er glaubte, daß Chriſtus kein eigentlicher Gott, ſondern ein Menſch geweſen ſei, zum Scheiterhaufen und vollzog dieſes Urtheil am 27. Oktober 1555. So wurde der preußiſche Hofprediger Johann Funk mit zwei Collegen Horſt und Schnell am 28. Oktober 1566 wegen Partheinahme für den Kryptocalvinismus zu Königsberg auf dem Kneiphöfiſchen Markte öffentlich enthauptet, während einige andere Mitſchuldige, wie die Lehrer Steinbach und Stalich, in die Verbannung ziehen mußten. So ließ der Kurfürſt Auguſt von Sachſen alle Prediger ſeines Landes, welche dem Flacianismus nicht eidlich abſagten, über die Gränzen bringen und Flacius ſelbſt endete anno 1575 ſein Leben zu Frankfurt am Main im tiefſten Elende. So warf man den Heidelberger Geiſtlichen Adam Neuſer, weil er ſich zur unitariſchen Lehre (Abläugnung der Dreieinigkeit) hinneigte, mit ſeinen Anhängern Johann Sylvan, Inſpektor zu Ladenburg, Jacob Suter, Pfarrer zu Weidenheim, und Matthias Vehe, Diaconus zu Lautern, im Auguſt 1570 ins Gefängniß und er entging der Hinrichtung nur dadurch, daß er mit Lebensgefahr über Siebenbürgen zum Sultan Selim II. — der ihn

Digitalisiert von Google

glauben ließ, was er wollte — flüchtete. Den Johann Sylvan dagegen enthauptete man am 24. Dezember 1572 auf dem Markte zu Heidelberg und seine beiden Mitschuldigen, Vehe und Suter, hätten sein Schicksal getheilt, wenn sie nicht kniefällig ihre Ketzerei abgeschworen hätten. Solch' Gräßliches geschah damals in deutschen Landen der Religion wegen, oder wie man sagte: „zur Ehre Gottes" und man merkte gar nicht, daß man damit die Religion selbst schändete. Die protestantischen Fürsten aber, meist Despoten der ärmlichsten Classe, welche ihre Unterthanen als nichts Anderes betrachteten, denn als ihr bewegliches Eigenthum, mit dem sie schalten und walten könnten, wie sie wollten, gefielen sich darin, den Pabst-Herrgott zu spielen und als oberste unfehlbare Instanz in Glaubenssachen zu entscheiden. Da ließ endlich, um den Frieden herzustellen, der Kurfürst August von Sachsen anno 1577 durch seine Hoftheologen in Verbindung mit Jacob Andreä aus Tübingen, David Chyträus aus Rostock, Martin Chemnitz aus Braunschweig und Christoph Körner aus Frankfurt an der Oder die sogenannte „Concordienformel" (Concordia heißt bekanntlich auf deutsch „Einigkeit") anfertigen; allein was halfs? Dieselbe wurde anerkannt in Kursachsen, in Kurbrandenburg, in Kurpfalz, in Braunschweig und noch verschiedenen andern Fürstenthümern, Grafschaften und Reichsstädten; allein in Hessen, in Zweibrücken, in Anhalt, in Pommern, in Holstein, in Dänemark, in Schweden, in Norwegen, in Nürnberg, in Straßburg und anderswo wollte man nichts von ihr wissen. Ja selbst, wo sie anerkannt war, wie z. B. durch den Kurfürsten Ludwig in der Kurpfalz (Friedrich III. hatte hier, wie wir weiter oben gesehen, den Calvinismus eingeführt, sein Sohn und Nachfolger Ludwig aber huldigte dem Lutherthum und decretirte also, daß alle seine Unterthanen wieder lutherisch werden müßten) wurde sie später wieder abgeschafft, weil nach dem Tode Ludwigs sein sehr calvinistisch gesinnter Bruder Johann Kasimir als Vormund für den unmündigen Friedrich IV. dem Lutherthum wieder den Abschied gab, um dafür den Calvinismus zu rehabilitiren. Allein abgesehen von der Nicht-Anerkennung der Concordienformel in so vielen Städten, Gauen und Fürstenthümern Deutschlands brachte sie da, wo man sie gelten ließ, den ersehnten Frieden?

Digitalisiert von Google

Nein, ſondern der Haß flammte wo möglich noch heftiger auf, als zuvor, und man erſieht dieß am beſten aus den Vorgängen im Kurfürſtenthum Sachſen. Dort kam nach dem Tode des Kurfürſten Auguſt ſein ſehr toleranter und keineswegs ſtreng-lutheriſch geſinnter Sohn Chriſtian I. an die Regierung, und deſſen Erſtes war, daß er anno 1589 ſeinen Günſtling, den Juris-Doctor Nikolaus Krell zu ſeinem Kanzler (Juſtizminiſter und Premier) ernannte. Dieſer Krell aber, ein aufgeklärter Kopf, trat ſofort der ſtarren Unduldſamkeit der lutheriſchen Geiſtlichen, welche in den letzten Regierungsjahren des Kurfürſten Auguſt — alſo nachdem derſelbe altersſchwach geworden war — allein maßgebend geworden waren, mit Energie entgegen und ſo konnten die ſogenannten „Philippiſten“ (d. i. die Anhänger des Philipp Melanchton, den man, wie wir wiſſen, des Kryptocalvinismus beſchuldigt hatte) ihr Haupt wieder ungeſtraft erheben. Hierüber erhoben natürlich die Orthodoxen ein Wuthgebrüll, allein der Kurfürſt erließ auf den Rath Krells ein Decret, welches „alles unzeitige, unnöthige und ärgerliche Gebiß, Gezänk und Certiren“ ſowohl in Schriften, als auf der Kanzel und in Geſellſchaft bei Gefahr der Landesverweiſung verbot. Noch mehr, eine Menge von Stellen, ſowohl am Hofe als in der Kirche und auf der Univerſität, wurden durch Krell mit verſöhnlichen, milddenkenden und aufgeklärten Perſönlichkeiten beſetzt und unter dieſen hebe ich beſonders hervor die Hofprediger Salmuth, Steinbach und Schönfeld in Dresden, nebſt den beiden Geiſtlichen Harrer und Guntermann in Leipzig und dem Superintendenten Urban Pierius (eigentlich Birnbaum) in Wittenberg. Um aber dieſe Männer anſtellen zu können, hatten vorher einige Ultraorthodoxe, wie der bisherige Hofprediger Mirus und der Superintendent Polikarp Leyſer, das Feld räumen müſſen, und dieſe „Gemaßregelten“ erhoben nun in dem nahen Braunſchweig, wo ſie ſofort wieder Anſtellung fanden, ein ſolches Geſchrei, daß man hätte glauben können, es handle ſich um des Himmels Einſturz. Deſſenungeachtet fuhr der Kanzler Krell ganz ungeſtört fort, an dem Verſöhnungswerk zwiſchen Lutheranern und Calviniſten zu arbeiten und bahnte ſogar, um der großen katholiſchen Parthei, die jetzt von den Jeſuiten ſo ſehr aufgewühlt wurde, mit geſchloſſener Phalanx ent-

Digitalisiert von Google

gegentreten zu können, eine innige Verbindung mit dem calviniſtiſchen König Heinrich IV. von Frankreich (er erlaubte dem Fürſten Chriſtian von Anhalt im Jahre 1591 in Sachſen, Meiſſen und Thüringen ein Heer von 14,000 Mann zu Fuß und 20 Fähnlein zu Pferd anzuwerben, um ſie dem franzöſiſchen Monarchen zuzuführen) an. Was Wunder nun, wenn die Calviniſten jubelten? In Frankreich wie in England gehörten die Regenten ihrem Glauben an, und in Deutſchland ſtanden in den Niederlanden der Generalſtatthalter Prinz Moritz von Oranien, in der Pfalz der Pfalzgraf Johann Caſimir, in Heſſen der Landgraf Wilhelm, in Sachſen endlich der Kurfürſt Chriſtian I. auf ihrer Seite. Der Sieg über den ſtarren Ultralutheranismus ſchien ihnen alſo ſicher; allein ſiehe da, am 25. September 1591 ſtarb plötzlich der Kurfürſt Chriſtian I. und für ſeinen minderjährigen Sohn, den nachmaligen Kurfürſten Chriſtian II., übernahm ſofort nach Familienſtatut der nächſte Agnat, der Herzog Wilhelm Friederich von Altenburg, ein ſtrenger Lutheraner, die Regierung. Was geſchah nun? Auf das Andrängen der Orthodoxen wurde ſchon am 27. October 1591, am Tage vor dem Leichenbegängniß Chriſtians I., der Kanzler Krell verhaftet, und daſſelbe Loos traf gleich darauf die Hofprediger Salmuth und Steinbach, ſowie alle anderen hervorragenden Philippiſten. Dann forderte man dieſe Letzteren, ſowie die beiden Hofprediger auf, ihrer Ketzerei zu entſagen, und weil ſie ſich deſſen weigerten, nahm man die Tortur zu Hülfe. Schließlich, nachdem ſie endlich, durch die lange Pein zur Verzweiflung gebracht, widerrufen hatten, trieb man ſie mit ihren Familien ohne alle Subſiſtenzmittel aus dem Lande und freute ſich innigſt, wenn ſie im Elend verkamen. So verfuhr man gegen die Häupter der Philippiſten, und noch weit ſummariſcher behandelte man die untergeordneteren Perſönlichkeiten. Die Regierung ernannte nemlich ſofort eine aus 7 Theologen und 12 Juriſten beſtehende Commiſſion und ſchickte dieſe im ganzen Lande herum, um nach heimlichen Calviniſten zu fahnden. Hatte man aber eine Parthie aufgefunden — und daß man ſie fand, dafür ſorgten die Denuncianten, deren es eine Maſſe gab — ſo legte man ihnen allen eine Abſchwörungsformel des Calvinismus vor und fügte die Drohung hinzu, daß Jeder, der nicht

Digitalisiert von Google

unterſchreibe, alsbald per Schub über die Gränze gebracht werde. Dieß wirkte, denn Niemand wollte ins Exil wandern, und ſo wurde ganz Sachſen in kürzeſter Friſt zum orthodoxen Lutherthum zurückgebracht. Endlich machte man ſich auch daran, den Kanzler Krell, den man inzwiſchen auf den Königſtein gebracht hatte, zu richten; allein gegen ihn war der Haß allzugroß, als daß man ſich mit der Landesverweiſung hätte begnügen können. Nein, ans Leben wollte man ihm und deßhalb ſammelte man alle Denunciationen, die man nur irgend auftreiben konnte. Man fand aber trotz aller Aufmunterung zur Lüge nichts, als die Beſchuldigung: „daß er eine gefährliche Lehre eingeführt und als ein gottloſer Menſch viel Unheil geſtiftet habe.“ Daraufhin konnte kein ehrlicher Richter ein Todesurtheil fällen, allein es wurde deßwegen doch gefällt. Durch Beſtechung gelang es, ein auswärtiges Gericht, die böhmiſche Appellationskammer, zu gewinnen, und dieſe verurtheilte den Kanzler, nachdem er zehn Jahre gefangen geſeſſen, am 22. September 1601 zum Tode. Daraufhin holte man den Armen, der durch das lange harte Gefängniß bereits ganz ſiech geworden war, am 5. October 1601 vom Königſtein nach Dresden herunter und ſchlug ihm auf dem Judenhofe daſelbſt am 9. October das Haupt ab. Alſo thaten die Strenglutheriſchen zu Anfang des 17. Jahrhunderts im Lande Sachſen, und nachdem wir nun über dieſen Juſtizmord berichtet, wäre es vom Uebel, wenn wir noch weitere Beiſpiele ihrer Verfolgungswuth anführen wollten.

Von all' dieſen mehr als traurigen Vorgängen waren die Söhne Loyola's, wie man die Jeſuiten auch nennt, natürlich ganz genau unterrichtet und eben daher ſchöpften ſie die Ueberzeugung, daß die proteſtantiſche Parthei, trotz ihrer ungeheuren numeriſchen Ueberlegenheit, gar nicht fähig ſei, den Katholiken, wenn dieſe einen feſtgeſchloſſenen Bund bildeten, ſiegreich zu widerſtehen. „Wir werden ſie“, ſagten die Jeſuiten, „einzeln angreifen und niederſchlagen und Keiner wird dem Andern helfen, weil alle mit einander im tödtlichſten Haß leben.“ Um nun übrigens vollſtändige Gewißheit darüber zu erlangen, daß dieſe Calculation auf Wahrheit beruhe, beſchloſſen ſie zuerſt eine kleine Probe zu machen und dieſe Probe ſpielte ſich im Kölniſchen ab. Dort legte im September 1577 der Erzbiſchof-Kurfürſt Salentin,

Digitalisiert von Google

aus dem Geſchlechte der Grafen von Iſenburg, ſeine hohe Würde nieder, um ſich mit der Gräfin von Ligne-Aremberg zu vermählen, und ſein Nachfolger wurde, trotzdem der Kaiſer Rudoph II. die Wahl des Domprobſtes Ernſt, eines geboren Herzogs von Baiern, gerne geſehen hätte, der Domprobſt Gebhard aus dem Hauſe der Truchſeſſe von Waldburg. Der Pabſt beſtätigte ihn ſogleich, obwohl er erſt dreißig Jahre zählte, denn in Rom hoffte man, daß der junge Kirchenfürſt in die Fußſtapfen ſeines Oheims, des Cardinals Otto Truchſeß, Biſchofs von Augsburg, der ein ſehr eifriger Katholik war, treten werde. Dieſe Hoffnung aber ſchlug gänzlich fehl. Zwei Jahre ſpäter nemlich erblickte der leidenſchaftliche Gebhard bei Gelegenheit einer Prozeſſion die wunderſchöne Agnes, Gräfin von Mannsfeld, welche die Stelle eines Stiftsfräuleins zu Girresheim bekleidete, und alsbald wurde er von der heftigſten Liebe zu ihr entzündet. Einſeitig aber liebte er nicht, ſondern die ſchöne Agnes erwiederte nach kurzem ſchon ſeine Zuneigung in gleich heftiger Weiſe und von da an lebten die Beiden zuerſt insgeheim auf dem Schloſſe zu Kaiſerswerth und dann ganz ungeſcheut auf dem Schloſſe zu Bonn wie Eheleute zuſammen. Solches Treiben konnte alſo ſelbſtverſtändlich den Brüdern der jungen Dame, den regierenden Grafen von Mannsfeld, nicht allzulange verborgen bleiben, und ſofort eilten ſie im Jahre 1582 nach Bonn, wo ſie dem Verführer die Wahl ließen, entweder augenblicklich zu ſterben oder aber ihre Schweſter durch die Ehe wieder zu Ehren zu bringen. Gebhard gelobte das Letztere und ließ ſich, nachdem er im December 1582 den Katholicismus öffentlich abgeſchworen, am 2. Februar 1583 durch den reformirten Prediger Zacharias Urſinus mit der Geliebten trauen. Nun fragte es ſich, ob er gleich ſeinem Vorgänger Salentin als Erzbiſchof-Kurfürſt abdanken ſolle, oder nicht. Salentin hatte erſteres gut möglich machen können, weil ſeine Frau reich war; Gebhard dagegen beſaß als jüngerer Sohn ſo viel wie nichts und ebenſo traurig ſtand es um die Vermögensverhältniſſe der ſchönen Agnes. Somit beſchloß Gebhard, ſeinen hohen Poſten, der ihm ein mehr als fürſtliches Einkommen ſicherte, zu behaupten, und dabei rechnete er natürlich auf den kräftigen Beiſtand der großmächtigen proteſtantiſchen Parthei in Deutſchland. Gewiß, dieſe mußte ſich — ſo dachte er

Digitalisiert von Google

— unbedingt auf ſeine Seite ſtellen, denn ſie hatte ja den größten Vortheil davon, wenn es einen katholiſchen Kurhut weniger im Reiche gab. Ueberdem ließ ſich mit Beſtimmtheit vorausſagen, daß die meiſten Bewohner des Erzbisthums, dem Beiſpiele ihres Gebieters folgend, ebenfalls in kürzeſter Zeit vom Katholicismus abfallen würden, während ſich bis jetzt beſonders die Stadt Köln durch ihre Rechtgläubigkeit hervorgethan hatte, und darin lag doch gewiß ein weiterer Grund, dem Gebhard beizuſtehen. Inzwiſchen drängten die Jeſuiten den Pabſt, an dem abgefallenen Erzbiſchof ein Exempel zu ſtatuiren, und ſomit erfolgte am 1. April 1583 der päbſtliche Bannfluch, mit welchem natürlich die Abſetzung Gebhards von allen ſeinen Würden und Aemtern verbunden war. Daraufhin trat das gut katholiſche Domcapitel augenblicklich zu einer Neuwahl zuſammen und aus ihr ging der Domprobſt Ernſt von Baiern als Gewählter hervor. Dieſer aber beeilte ſich, weil Gebhard das Erzſtift nicht von freien Stücken räumte, ein mächtiges Heer auf die Beine zu bringen, und dabei ging ihm durch die Bemühungen der Jeſuiten ſein Vetter, der Herzog Wilhelm V., der Fromme, von Baiern (Albrechts V. Sohn und Nachfolger) ſowie noch mehr der ſpaniſche Statthalter im katholiſchen Theil der Niederlande, der Prinz Alexander Farneſe von Parma, mit großem Eifer an die Hand. Jetzt alſo mußte es ſich entſcheiden, ob die proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands wirklich für den Erzbiſchof Gebhard einſtehen würden, und der calviniſtiſche König Heinrich IV. von Frankreich drängte ſie durch eine eigene Geſandtſchaft, ſich in dieſem Sinne zu entſcheiden, denn eine ſolche Gelegenheit, den Katholicismus zu demüthigen, biete ſich nicht leicht wieder. Allein was thaten nun die proteſtantiſchen Dynaſten, vor allem die Kurfürſten von Sachſen und von Brandenburg? Sie, als gute Lutheraner, waren höchſt ergrimmt darüber, daß Gebhard bei ſeinem Uebertritt ſich nicht für das lutheriſche, ſondern für das calviniſtiſche Glaubensbekenntniß ausgeſprochen hatte, und ſomit erhielt der franzöſiſche Geſandte Segur von ihnen die ſchriftliche Antwort, daß ſie mit einem ſolch' gräßlichen Irrgläubigen, wie der Calviniſt Gebhard ſei, nichts zu thun haben wollten. Dieſelbe Antwort erhielt der genannte Geſandte auch von den Herzogen von Braunſchweig, von Württemberg und von Mecklen-

Digitalisiert von Google

burg, und ſchließlich gaben auch noch die kleineren proteſtantiſchen Stände eine ganz gleichlautende Erklärung ab. Dem Gebhard aber ließen dieſe Herren, als derſelbe in der dringendſten Weiſe um ihre Hülfe flehte, gar vollends ſagen, daß ihnen die papiſtiſchen Gräuel noch keineswegs ſo teufliſch erſchienen, wie die calviniſtiſchen, und daß ſie alſo den katholiſchen Ernſt viel lieber auf dem Kölner Erzſtuhle ſähen, als ihn, den Erzketzer Gebhard. So ſah ſich der Letztere von all' den Seiten, auf deren Unterſtützung er mit Beſtimmtheit gerechnet hatte, verlaſſen und nur allein ſein calviniſtiſcher Glaubensgenoſſe, der Pfalzgraf Johann Caſimir, führte ihm ein kleines Heer zu. Leider aber liefen dieſe Soldtruppen, weil weder der Pfalzgraf, noch Gebhard ſelbſt Geld hatten, ſie zu bezahlen, bald wieder auseinander und ebenſowenig hielten die wenigen tauſend Mann, die Gebhard im Kölniſchen aufgebracht hatte, Stand. Was war aber die Folge? Natürlich die, daß der neugewählte Ernſt von Baiern durch die Uebermacht ſeiner Waffen — wobei die ſpaniſch-walloniſchen Söldnertruppen die Hauptaction übernahmen — ein Stück des erzbiſchöflichen Gebietes nach dem andern eroberte und am Ende — zu Anfang des Jahres 1584 — ſeinen Nebenbuhler Gebhard zwang, nach Straßburg zu entfliehen. Dort lebte derſelbe als Dechant des damals unter beide Religionspartheien getheilten Domcapitels noch ſechzehn Jahre, ohne daß die Straßburger etwas gegen ſein Verheirathetſein gehabt hätten; der neue Erzbiſchof Ernſt von Köln aber beeilte ſich, den Calvinismus, der durch das Beiſpiel Gebhards ſich bereits da und dort im Erzbisthum eingeniſtet hatte, ſchnellſtens wieder auszurotten, und dieß gelang ihm mit Beihülfe ſeiner Freunde, der Jeſuiten, auch richtig vollſtändig.

Die Probe, von der ich oben geſprochen, war alſo vollſtändig gewonnen und die Jeſuiten wußten jetzt, daß ſie ſich wegen des Partheihaders der Proteſtanten unter einander Alles erlauben dürften. Somit beſchloſſen ſie, das Eiſen zu ſchmieden, ſo lange es warm ſei, und brachten zuerſt den Erzbiſchof Daniel von Mainz dazu, daß er die proteſtantiſchen Gemeinden ſeines Sprengels, unter welchen Duderſtadt und Heiligenſtadt die größten waren, durch Verjagung der evangeliſchen Pfarrer und Uebergabe der Kirchen derſelben an die Patres

Digitalisiert von Google

vom Orden Jesu zur alleinseligmachenden Kirche zurückführte. Ebenso geschah in Fulda durch den Abt Balthasar von Dernbach, sowie in Würzburg durch den Bischof Julius Echter von Mespelbrunn, den Stifter des berühmten Juliushospitals. Noch gründlicher säuberte mit Hülfe der Jesuiten der Bischof Theodor von Paderborn, ein geborener Graf von Fürstenberg, sein ganzes schon seit 1567 durch den Prediger Hoitbrand zu neun Zehntheilen lutherisch gemachtes Gebiet vom Ketzerthum, denn es wurden nicht blos alle protestantischen Geistlichen verjagt und ihre Kirchen den Jesuiten übergeben, sondern der Herr Fürstbischof ließ seinen sämmtlichen Unterthanen nur die Wahl, entweder sofort zum Katholicismus zurückzukehren oder mit Hinterlassung des zehnten Theils vom Vermögen auszuwandern. Freilich kam es darob zu einem kleinen Aufstand; allein diese „Rebellion gegen die rechtmäßige Obrigkeit", wie man die Gegenwehr der Unterdrückten nannte, wurde durch angeworbene Soldtruppen mit Leichtigkeit niedergeworfen und das confiscirte Vermögen kam den neu gegründeten Jesuitencollegien zu gut. Ganz die gleichen Resultate erzielten die Patres Jesu in Bamberg durch den Bischof Nitsart aus dem Geschlechte derer von Thüngen (viele Protestanten gab es übrigens weder in Würzburg noch in Bamberg, sondern nur einige wenige Gemeinden an der Gränze gegen Baireuth, Anspach und Nürnberg), sowie in Trier durch den Erzbischof Lothar von Metternich, welcher die Festung Ehrenbreitstein erbaute. Ja selbst in einigen wenigen Reichsstädten, in welchen der größere Theil der Bürgerschaft den alten Glauben nicht verlassen hatte, wie in Ueberlingen, Weilderstadt und Pfullendorf, gelang es den Jesuiten, den Protestantismus auszurotten, indem man den Bürgern von Magistratswegen nur die Wahl ließ, entweder fortzuziehen, oder sich wieder zum Protestantismus zu bekennen.

Man sieht, die Söhne des Ignatius von Loyola hatten jetzt die Maske abgeworfen nnd steuerten rasch darauf los, den Protestantismus mit der Wurzel auszurotten. Allein die Resultate, welche sie bis jetzt erzielt, waren, wenn man das ganze große Deutschland in Betracht zog, doch nur gering und neun Zehntheile des Reichs bekannten sich noch immer zum evangelischen Glauben. Ihr Bestreben

Digitalisiert von Google

ging also jetzt dahin, in einem größeren Landestheile, ich meine in einem compakten weitgedehnten Fürstenthum der Reformation ein Ende zu bereiten, und da fiel ihr Auge sofort auf das sogenannte „Inneröstreich", das ist auf die vereinigten Herzogthümer Steiermark, Kärnthen und Krain, welche zusammen mit den Grafschaften Istrien, Görz und Triest vom Kaiser Ferdinand I. seinem drittgeborenen Sohn Karl testamentarisch vermacht worden waren.. Dieser Karl nemlich, ein ebenso beschränkter als bigotter Herr, hatte die baierische Prinzessin Maria, eine Tochter des Herzogs Albrecht V. und Schwester Wilhelms V., welchen man den Frommen nannte, als Gemahlin heimgeführt und auf ihren Wunsch — sie beherrschte ihn total — schon im Jahre 1573 die Jesuiten in seiner Residenz Gräz installirt. Auch wußten sich die Herren Patres alsbald häuslich einzurichten und da sie der Herzog reichlich mit Geld und Gut bedachte, so entstanden schnell auf einander verschiedene jesuitische Erziehungsanstalten, wie namentlich ein Colleg, das später die Rechte einer Universität erhielt, ein Priesterseminar und ein adeliges Convict. Nun stand es aber allüberall in ganz Inneröstreich um die Sache der katholischen Religion sehr schlecht, denn weit über die Hälfte der Bewohner bekannte sich zum Protestantismus. So namentlich die adeligen Grundbesitzer auf dem Lande mit ihren bäuerlichen Unterthanen, und so noch mehr die Bürger in den Städten, unter welchen ich Judenburg, Klagenfurth und Laibach besonders hervorhebe. Ja selbst in Gräz, wo doch der fromme Herzog Karl residirte, hatte das Lutherthum das Uebergewicht und es war schon vorgekommen, daß katholische Geistliche, die im Ornate über die Straße gingen, mit Hohn und Spott verfolgt wurden. Hierob entsetzten sich natürlich die frommen Patres vom Orden Jesu und drangen sofort in den Herzog Karl, gegen den Protestantismus mit Strenge vorzugehen. Auch wäre dieser augenblicklich hiezu bereit gewesen, wenn er nur auf Zweierlei nicht hätte Rücksicht nehmen müssen. Einmal auf das Oberhaupt der Familie, den Kaiser Maximilian II., solange dieser lebte, und sodann nach dessen Tode auf die inneröstreichischen Landstände. Die Türken nemlich machten damals beständige Einfälle in Croatien und man mußte also Truppen gegen sie aufstellen. Das Geld aber, das diese Truppen kosteten, war un-

Digitalisiert von Google

möglich aufzutreiben, wenn es die Landstände nicht verwilligten, und diese verwilligten keines außer unter der Bedingung, daß der Religionsfrieden in voller Kraft erhalten werde. So blieb Inneröstreich, trotz des immerwährenden Schürens und Hetzens der Jesuiten, zu drei Viertheilen protestantisch, so lange der Herzog Karl regierte; mit seinem im Jahre 1590 erfolgten Tode aber sollte Alles schnellstens anders werden. Sein ältester Sohn und Erbe Ferdinand nemlich, geboren anno 1578, wurde schon im zarten Alter den Grazer Jesuiten zur Erziehung übergeben und kaum hatte er das zwölfte Jahr angetreten, so sandte ihn sein Vater nach Baiern zum Bruder seiner Frau, damit er unter dessen Aufsicht zugleich mit dem jungen Maximilian, dem Sohne und Erben Wilhelms V., in die Grundsätze der rechtgläubigen Staatsweisheit eingeweiht werde. Beide Jünglinge, durch gleiche Neigungen innigst verbunden — Maximilian war übrigens um fünf Jahre älter als Ferdinand — brachte Wilhelm V. sofort nach der hohen Schule von Ingolstadt, wo bekanntlich die Jesuiten dominirten, und hier prägte man ihnen in erster Linie ein, daß, weil Religionszwist immer noch Unordnung in einen Staat gebracht habe, alles Glück und aller Segen des Regiments an die Wiederherstellung und Aufrechterhaltung der Einheit des katholischen Glaubens geknüpft sei. Eben darum dürfe ein Fürst, welchen die Vorsehung in dieser Zeit der Religionstrennung zur Regierung berufe, den Gegnern der wahren Kirche durchaus keine Nachsicht gewähren; er dürfe kein Mittel für zu streng und kein Opfer für zu groß halten, um die durch die Religionstrennung erschütterte Grundlage der menschlichen Gesellschaft wieder zu befestigen, denn die Macht der Ketzer habe nur durch die Unentschlossenheit und das Schwanken derer, welche sie hätten bekämpfen sollen, Bestand und Stärke gewonnen. In solchen Grundsätzen, denselben, in denen auch Philipp II. von Spanien aufwuchs, erzog man die beiden Jünglinge und sie athmeten also denselben glühenden Haß gegen die evangelische Lehre ein, wie Philipp II. Nicht minder aber auch dieselbe Verläugnung aller Treue, dasselbe frevelhafte Spiel mit der Heiligkeit des Eides, dieselbe Fühllosigkeit gegen das Elend der im Todeskampfe sich krümmenden Völker, dieselbe starre Hartnäckigkeit in Verfolgung der einmal gefaßten Vorsätze.

Digitalisiert von Google

Wie ſie alſo anno 1596 mit einander die hohe Schule von Ingolſtadt verließen, ſtand es feſt in ihnen Beiden, daß ſie der glorreichen Aufgabe der Ketzervertilgung ihr ganzes Leben widmen wollten, und mit dieſem Vorſatze trat der Erzherzog Ferdinand ſofort die Regierung der ihm von ſeinem Vater hinterlaſſenen Länder (dieſe waren inzwiſchen vormundſchaftlich verwaltet worden) an. Das erſte nun, was der neue Regent von Inneröſtreich that, war, daß er an ſeine proteſtantiſchen Unterthanen ſozuſagen die Sonde anlegte, um zu erforſchen, wie wenig oder wie viel ſie ſich wohl gefallen laſſen würden, denn ſeine Klugheit, ich meine die Klugheit ſeiner Rathgeber, der Jeſuiten, ſagte ihm, daß er, wenn er gleich im Anfang mit einem großartigen Gewaltact auftrete, gar leicht eine ſchwer zu bezwingende Revolution hervorrufen könnte. Somit begann er mit kleinen Bedrückungen, damit, daß er proteſtantiſche Beamte abſetzte oder da und dort eine proteſtantiſche Kirche ſchließen ließ, und ſiehe da, der Erfolg erfüllte ihn mit unendlicher Freude. Die Bedrückten nemlich klagten allerdings, aber ſie klagten nur mit Worten, ohne dieſen Worten durch irgend eine That Nachdruck zu geben. Daraus zog Ferdinand den Schluß, daß ſeine proteſtantiſchen Unterthanen ſich, weil ihre Religion ihnen unbedingte Loyalität zur Pflicht mache, Alles gefallen laſſen würden, und nunmehr, wie er ſich hievon überzeugt hatte, wollte er mit der Purification ſeiner Lande nicht mehr länger zaudern. Doch glaubte er ſich vorher den Segen des Himmels zum Gedeihen ſeines Werkes erflehen zu müſſen, und pilgerte alſo im Frühjahr 1598 nach Rom, wo er im Profeßhauſe der Jeſuiten ſein Quartier nahm. Nicht minder wanderte er von Rom nach Loretto, und erſt nachdem er an dieſem berühmten Gnadenorte vor dem Bilde der heiligen Mutter Gottes den Schwur gethan, das Ketzerthum gründlichſt auszurotten, kehrte er im Sommer 1598 nach Gräz zurück. Hier berief er ſofort ſeinen Beichtvater Bartholomäus Viller, ſowie die Rectoren Hauer und Neukirch nebſt dem Stadtpfarrer Lorenz Sunabenter vor ſich und berieth ſich mit ihnen über den Feldzugsplan gegen die Proteſtanten. Dieſem Plane gemäß mußte Sunabenter in einer Immediateingabe an den Erzherzog ſich darüber beſchweren, daß die evangeliſchen Prädicanten ſich erdreiſteten, in Gräz

Digitalisiert von Google

zu taufen, zu copuliren und andere ähnliche seelsorgerliche Handlungen vorzunehmen, und wie nun die Pfarrer, zur Verantwortung gezogen, die Wahrheit dieser Angabe keineswegs bestritten, sondern sich einfach darauf beriefen, daß sie hiezu seit vielen Jahren vollkommen berechtigt seien, erließ Ferdinand alsbald am 13. September 1598 einen Befehl an den Landeshauptmann von Steiermark, alle protestantischen Kirchen und Schulen innerhalb vierzehn Tagen zu schließen. Gleich darauf, am 23. September, wurden die protestantischen Prediger und Lehrer von ganz Inneröstreich durch ein zweites Decret aufgefordert, alsobald das Predigen und Lehren einzustellen und überdem innerhalb acht Tagen das Land zu verlassen. Endlich, vier Wochen später, erschien ein drittes Decret, welches allen evangelischen Laien, sie mochten einem Stande angehören, welchem sie wollten, einfach die Wahl ließ, entweder augenblicklich zur katholischen Religion zurückzukehren oder aber mit Zurücklassung des zehnten Theils vom Erlös der Habe ins Ausland zu ziehen. Es handelte sich also bei den Protestanten Inneröstreichs in Wahrheit um Sein oder Nichtsein, und da sie die große Mehrheit bildeten, so hätten sie bei einmüthigem Widerstande ihre Rechte unter allen Umständen siegreich behaupten können. Allein fand sich ein solcher Widerstand? Nun ja, einzelne wenige Gemeinden, wie z. B. Klagenfurth, setzten sich zur Wehre; die bei weitem meisten dagegen beschränkten sich aus lauter Unterthanendemuth auf Bitten und Beschwerden und so wurde es dem Erzherzoge leicht, die Gegenwehr der renitenten Minderheit mit seinen angeworbenen Truppen zu brechen. Daraufhin, nachdem die kleine Revolte niedergeschlagen, errichtete derselbe ein großes Inquisitionstribunal, bei welchem natürlich die Jesuiten die Hauptrolle übernahmen, und die Mitglieder dieses Tribunals durchzogen, je von einer Schaar Reisigen gefolgt, durch volle fünf Jahre hindurch jeden District von Steiermark, Kärnthen und Krain, um die Purification dieser Herzogthümer vom Protestantismus vollständig zu machen. Was verstand man aber unter dieser vollständigen Purification? Nun, man verbrannte alle deutschen Bibeln sowie alle protestantischen Erbauungsbücher, die man bei Aussuchung der Häuser von Verdächtigen vorfand, auf großen Scheiterhaufen und demolirte die sämmtlichen protestantischen Kirchen, die sich

Digitalisiert von Google

nicht für den katholiſchen Gottesdienſt eigneten. Für die Einwohner aber errichtete man vor jeder Ortſchaft einen Galgen und drohte ihnen, ſie daran zu henken, wenn ſie ſich beifallen ließen, in ihren ketzeriſchen Irrglauben zurückzufallen. So wurde Inneröſtreich bis zum Jahre 1603 vollſtändig vom Proteſtantismus gereinigt und von da an übernahmen es die Kapuziner, die Compagnone der Jeſuiten, den Bürger und Landmann mit der alten Kirche wieder auszuſöhnen.

Die Leichtigkeit, mit welcher der Erzherzog Ferdinand die Gegenreformation in ſeinen Landen durchführte, gab auch dem Beherrſcher Oeſtreichs, Ungarns und Böhmens, alſo dem Kaiſer Rudolph II., den Muth, in den genannten Staaten ein Gleiches zu verſuchen, und zwar wollte er mit Oeſtreich den Anfang machen. Somit ertheilte er ſeinem Bruder Ernſt, dem Statthalter von Oeſtreich (er ſelbſt blieb ſtets in Prag, in deſſen Königsburg er ſich einſchloß), den Befehl, die proteſtantiſchen Pfarrer zu verjagen und deren Kirchen zu verſchließen; allein kaum machte dieſer hiezu Anſtalt, ſo traten die öſtreichiſchen Landſtände zuſammen und ließen dem Erzherzog Ernſt durch ihre Führer, die Barone von Roggendorf, von Lichtenſtein, von Auersberg, von Altthann und von Trautmannsdorf, bedeuten, daß ſie ſolche Gewaltthätigkeiten unter keinen Umſtänden dulden würden. Dieſe ernſte Sprache wirkte und der Erzherzog nahm ſofort ſeinen proteſtantenfeindlichen Befehl zurück. Noch weniger geſchah in Ungarn und Böhmen, denn hier ſtand die Türkengefahr immer im Hintergrunde und man durfte alſo die Unterthanen nicht vor den Kopf ſtoßen. Dagegen überhäufte Rudolph II. die Jeſuiten, von denen namentlich die Patres Georg Scherer, Wilhelm Lamormain, Jacob Geranus und Johannes von Mellen zu ſeiner ſteten Umgebung gehörten, mit Reichthümern und Vorrechten aller Art, und geſtattete ihnen, die gemeinſten Schmähungen über die Proteſtanten zu verbreiten. Noch mehr, ſelbſt zur Vertilgung der Ketzer mit den Waffen in der Hand durften ſie ungeſcheut auffordern und darin zeichneten ſich beſonders die Patres Chriſtoph Ungersdorf, Conrad Vetter, Anton Poſſevin, Adam Tanner, Paul Windeck und Vitus Ebermann aus. „Wozu", ſchrieben ſie, „haben wir Gelder, Soldaten, Säbel und Kanonen, als um ſie gegen unſere Feinde zu gebrauchen? Was zaudern wir alſo, den Ketzern

Digitalisiert von Google

auf den Leib zu rücken? Was zaudern wir, die lutheriſchen und calviniſtiſchen Gräuel mit Stumpf und Stiel auszurotten? Tödtet ſie, ſchlagt ſie nieder, reißt ſie zu Boden, macht ihnen den Garaus, zündet ihnen die Häuſer über dem Kopfe an und überhäuft ſie mit Allem, was Schlimmes erdacht werden kann, damit die verhaßte Brut endlich von dem Erdboden verſchwinde.“ Das war die Sprache der Patres vom Orden Jeſu und es konnte deßhalb in Deutſchland kein Zweifel mehr darüber ſein, daß ſie nichts Geringeres bezweckten, als einen großen Vernichtungskrieg gegen den Proteſtantismus.

Als eine Art Einleitung zu dieſem Kampfe dürfen wir die Art und Weiſe anſehen, in der damals der Herzog Maximilian I. von Baiern der Stadt Donauwörth mitſpielte. Von der ganz außerordentlichen Katholicität des Herzogs Albrecht V. von Baiern, ſowie ſeines Sohnes Wilhelm V., der von 1579 bis 1596 regierte, haben wir dem Leſer bereits berichtet. Nun erhielt nach der Abdankung Wilhelms V., der ſich anno 1597 ins Münchener Jeſuitencollegium zurückzog, deſſen Sohn Maximilian I. den baieriſchen Herzogshut, und dieſem Maximilian, einem höchſt begabten Fürſten voll Kühnheit und Ehrgeiz, hatten die Jeſuiten, bei denen er, wie wir wiſſen, in Ingolſtadt erzogen wurde, die Ueberzeugung beigebracht, daß er das Werkzeug ſei, welches Gott auserſehen habe, um ganz Deutſchland zur Glaubenseinheit zurückzuführen. Gewiß würde er alſo in ſeinen Erblanden denſelben Eifer in Vertilgung des Proteſtantismus gezeigt haben, wie ſein Jugendfreund und Schwager (ſeit 1600, wo der Erzherzog Ferdinand die Prinzeſſin Maria Anna, Maximilians I. Schweſter, heimführte) in Inneröſtreich, wenn dieß in Baiern nur überhaupt möglich geweſen wäre; allein Albrecht V. und Wilhelm V. hatten das Aufkommen des Ketzerthums mit ſtarker Hand verhindert und in Folge deſſen gab es im ganzen Herzogthum Baiern nur gute Katholiken. Um ſo ſicherer dagegen durfte man darauf rechnen, daß Maximilian I. alsbald zum Schwert greifen würde, wenn ſich anderwärts eine Gelegenheit zeige, ſeinen Glaubenseifer zu beweiſen, und dieſe Gelegenheit wurde ihm durch die Jeſuiten ſchon ſehr bald verſchafft. In der ſonſt durchaus proteſtantiſchen ſchwäbiſchen Reichsſtadt Donauwörth hatte der Magiſtrat das Benedictinerkloſter zum

Digitalisiert von Google

heiligen Kreuze forterisiren lassen, weil es unter dem Schutz des Bischofs von Augsburg stand, und zu diesem Kloster hielten einige wenige vorstädtische Einwohner, ohne daß man sie deßhalb beläftigte. Im Gegentheil bestand zwischen den beiden Partheien seit dem Religionsfrieden ein ganz freundliches Verhältniß, und um dieses Verhältniß aufrecht zu erhalten, verstanden sich die Mönche gerne dazu, ihren Gottesdienst auf das Innere ihrer Kirche zu beschränken. Selbst bei katholischen Begräbnissen durfte kein Licht und kein Kreuz vorgetragen werden und religiöse Aufzüge außerhalb der Kirche waren ohnehin streng verboten. Nun gelang es nach dem Tode des sehr toleranten Abts Christoph Gerung (anno 1602) den Jesuiten, mit Hülfe der Fürsprache des Bischofs Heinrich V. von Augsburg die Mönche dahin zu bringen, daß sie den Leonhard Hörmann, ein ultrakatholisches bairisches Landeskind, zum Abte erwählten, und auf diesen Leonhard bekam sofort der Pater Johann Buslidius, der jesuitische Beichtvater Maximilians I., einen großen Einfluß. Es wurde also unter ihnen abgemacht, daß der Abt sich das Verbot der öffentlichen kirchlichen Aufzüge nicht mehr gefallen lassen solle, und in der Kreuzwoche des Jahrs 1605 veranstaltete derselbe richtig mit seinen Klosterbrüdern und den wenigen katholischen Einwohnern Donauwörths eine große Prozession durch die Stadt. Staunend sahen die übrigen Bürger — also die überaus große Mehrzahl der Einwohnerschaft — auf das seit fünfzig Jahren ungewohnte Schauspiel; ließen aber die Prozession ruhig vor sich gehen. Dagegen verbat sich Tags darauf der Magistrat Aehnliches für die Zukunft, weil durch solche Umzüge das protestantische Gefühl verletzt werde und also leicht Mißhelligkeiten daraus entstehen könnten. Wäre es nun nicht auf einen Streit abgesehen gewesen, so würde sich der Abt die Sache zu Herzen genommen und versprochen haben, es künftighin beim Alten zu lassen; allein mit Nichten, sondern er klagte vielmehr wegen Religionsbedrückung beim kaiserlichen Reichshofrath in Wien und dieses aus lauter guten Katholiken bestehende Gericht gab schon am 24. Oktober 1605 den Entscheid, daß das Kloster zum heiligen Kreuz in Donauwörth das Recht habe, öffentliche Prozessionen nach Belieben zu veranstalten. Hiegegen remonstrirte natürlich der Donauwörther

Digitalisiert von Google

Magiſtrat, ſich auf das Herkommen ſeit fünfzig Jahren berufend, und warnte zugleich den Abt, den gemeinen Mann nicht durch Wiederholung ſolcher Aufzüge zu reizen. Deſſenungeachtet beſchloß der Abt Leonhard auf den 11. April 1606 eine noch prunkhaftere Prozeſſion zu veranſtalten, und machte dieß den Tag zuvor von der Kanzel herab in höhniſcher Weiſe bekannt. Die Folgen konnten natürlich nicht ausbleiben und als nun am 11. die Prozeſſion wirklich vor ſich ging, begrüßte der Pöbel dieſelbe nicht nur mit einem Steinhagel, ſondern riß auch eine vorgetragene Fahne in Fetzen. Ueber ſolchen Frevel aber lief ſofort beim Reichshofrath ſowohl von Seiten des Abts als auch des Biſchofs von Augsburg eine noch viel heftigere Klage ein, als die erſte geweſen war, und der Reichshofrath gab daraufhin die Erklärung ab, es ſei, weil der Magiſtrat von Donauwörth offenbar zu ſchwach ſei, um die übelgeſinnte Bürgerſchaft im Zaume zu erhalten, der deutſche Kaiſer verpflichtet, die dortigen Katholiken gegen ferneren Unglimpf zu ſchützen. Das war's, was die Jeſuiten bei dieſem offenbar abgekarteten Handel bezweckt hatten, denn jetzt wurde es ihnen leicht, den Kaiſer Rudolph II. zu beſtimmen, daß er den Schutz der Katholiken in Donauwörth dem Herzog Maximilian I. von Baiern als dem nächſtgelegenen katholiſchen Fürſten übertrug. Sofort ſandte Maximilian I. zwei Beamte nach Donauwörth, um die nöthigen Anordnungen für das geſicherte Abhalten künftiger Prozeſſionen zu treffen; dieſe beiden Herren aber, Freunde des Pater Johann Buslidius, traten mit ſolchem Uebermuth auf, daß Einzelne aus der höchſt aufgeregten Bürgerſchaft den Ruf ausſtießen, man ſolle die Pfaffenknechte todtſchlagen. Nunmehr beeilten ſich die zwei Räthe, wieder nach München zu kommen, und berichteten dorten, daß die Stadt Donauwörth ſich in offenem Aufruhr gegen Kaiſerliche Majeſtät befinde. Der Herzog Maximilian I. aber verlangte daraufhin vom Kaiſer die Ermächtigung, die Stadt durch Strenge zum Gehorſam zu bringen, und ſtellte augenblicklich ſein Heer auf den Kriegsfuß. Der Kaiſer beſann ſich einige Zeit, ob er dem Verlangen des Herzogs willfahren ſolle, und dieſes ſein Zaudern wurde hauptſächlich dadurch veranlaßt, daß jetzt ein Schreiben des Magiſtrats von Donauwörth bei ihm einlief, worin derſelbe in aller

Digitalisiert von Google

Unterwürfigkeit meldete, daß die eigentlichen Unruheſtifter, ein paar herabgekommene muthwillige Männer, bereits zur Haft gebracht ſeien, um ſie zur verdienten Strafe zu ziehen. Allein die jeſuitiſche Umgebung Rudolphs II. ruhte nicht, als bis dieſer am 3. Auguſt 1607 die Achtserklärung über die Stadt ausſprach und mit der Vollziehung derſelben den Herzog von Baiern beauftragte. Kaum hatte der letztere dieſen Befehl in der Taſche, ſo ließ er ſein Executionsheer — 20 Fähnlein Fußvolk, 6 Schwadronen Reiter, 14 Geſchütze und 82 Wagen mit Belagerungswerkzeugen — unter dem Oberſt Alexander von Haslang marſchiren und am 15. Dezember 1607 ſtand daſſelbe vor Donauwörth. Die Thore waren geſchloſſen; von einer Vertheidigung aber konnte der großen Uebermacht gegenüber nicht die Rede ſein. Somit erſchien alsbald eine Deputation beim Oberſt, welche erklärte, daß die Stadt bereit ſei, ſich zu ergeben, wofern die Einwohnerſchaft an Leib, Leben und Gut geſichert und in der Religion nichts geändert würde. Hierauf ging der Oberſt, den Maximilian I. mit allen Vollmachten ausgerüſtet hatte, ein und am andern Tag konnte er durch die weitgeöffneten Thore einziehen. Was aber geſchah nun? Das Erſte war, daß der Magiſtrat ſeines Amtes entſetzt wurde. Zum Zweiten mußten alle Waffen abgeliefert werden. Zum Dritten verhaftete man die Wortführer unter den Bürgern, um ſie nach Baiern in den Kerker abzuführen. Zum Vierten verjagte man alle proteſtantiſchen Pfarrer und übergab ihre Kirchen den Mitgliedern der Geſellſchaft Jeſu. Zum Fünften ließ man nach Verfluß von etlichen Wochen den Bürgern nur die Wahl auszuwandern oder zur alleinſeligmachenden Religion zurückzukehren. Zum Sechsten und Letzten inkorporirte Maximilian I. die Stadt, um ſich für die Kriegskoſten bezahlt zu machen, ſeinem Lande Baiern und von nun an blieb dieſelbe mit Verluſt aller ihrer bisherigen Freiheiten eine baieriſche Provinzialſtadt. Nachdem aber all' dieß zu Ende gebracht war, berichtete Maximilian I. an den Pabſt zu Rom: „es ſei mit der Züchtigung der Stadt Donauwörth der katholiſchen Religion ein großer Vorſchub geſchehen und werde dieſes Exempel zu viel guter und mehrerer Conſequenz taugen."

„Und dieß Alles duldeten die proteſtantiſchen Stände Deutſch-

Digitalisiert von Google

lands?“ wird man jetzt erstaunt fragen; die Antwort aber ist: „Ja, sie duldeten es gerade so gut, als sie die gewaltsame Purificirung Inneröstreichs geduldet hatten.“ Später jedoch, als Alles längst vorbei war, kam doch einige Unruhe in sie und insbesondere war es der sehr energische Fürst Christian von Anhalt, der ihnen klar machte, was die katholische Parthei offenbar im Schilde führe. Auf seine Veranlassung kam deßhalb der Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz mit dem Herzog Johann Friedrich von Württemberg, dem Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg, den Markgrafen Christian und Joachim Ernst von Brandenburg-Anspach und dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach am 2. Mai 1608 im früheren Kloster Anhausen im Anspachischen persönlich zusammen und schlossen da am 4. Mai zur Vertheidigung des evangelischen Glaubens ein Schutz- und Trutzbündniß, welches den Namen der protestantischen Union erhielt. Das Directorium dieser Union ward dem Kurfürsten von der Pfalz übertragen und den Oberbefehl erhielt der Markgraf Joachim Ernst von Brandenburg-Anspach, welchem man den Fürsten Christian von Anhalt als Generaloberstlieutenant beigab. Nicht minder traf man noch verschiedene andere Anordnungen, um den Bund lebensfähig zu machen, und namentlich gingen auch nach Paris und London Gesandtschaften ab, um den Schutz Frankreichs und Englands zu erhalten. Das Erfreulichste aber an der Sache war, daß jetzt zum ersten Male lutherische und calvinistische Fürsten, die sich bisher als geschworne Feinde auf Tod und Leben bekämpft hatten, in ein Bündniß zusammentraten, denn zum Calvinismus bekannten sich die Kurpfalz, Baden-Durlach und Anhalt, während Württemberg, Neuburg und Anspach dem Lutherthum angehörten. Die Purificirung Inneröstreichs und die Gewaltthat gegen Donauwörth sagte ihnen, daß ihnen schweres Leid bevorstehe, wenn sie nicht durch Einigung ihre Kräfte mehrten, und so stellten sie sich endlich auf einen höheren Standpunkt, als ihre ewig kläffenden Theologen. Eben deßhalb fand die Union auch allgemeinen Anklang und es beeilten sich die meisten übrigen protestantischen Stände, dem Bündnisse beizutreten. So namentlich der Kurfürst Johann Sigmund von Brandenburg, der Landgraf Moritz von Hessen-Kassel (er war ein Enkel des Landgrafen

Digitalisiert von Google

Philipp, der das Land unter seine Söhne theilte, so daß jetzt die zwei Linien Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt entstanden), der Pfalzgraf Johann von Zweibrücken, der Graf Gottfried von Hohenlohe-Oehringen und die Reichsstädte Straßburg, Ulm, Metz, Rottenburg, Windsheim, Schweinfurth, Wasserburg, Nördlingen, Hall, Heilbronn, Memmingen und Kempten. Nur Sachsen und Hessen-Darmstadt hielten sich von der Union fern, denn die Regenten dieser beiden Länder, besonders der ewig betrunkene Kurfürst Christian II. von Sachsen, wollten von einem Pact mit den Calvinisten nichts wissen und mieden überdem ängstlich Alles, was sie in einen Conflict mit dem Hause Habsburg bringen konnte. Indessen rief die Stiftung der Union alsbald eine Gegenstiftung hervor, die der nachmals so berühmt gewordenen heiligen Liga. Kaum nemlich hatte Maximilian I. Kunde von dem protestantischen Bündnisse erhalten, so einigte er sich am 10. Juli 1609 in München mit den Erzbischöfen von Trier, Mainz und Köln zu Schutz und Trutz gegen die Protestanten und dieser Schutz- und Trutz-Liga traten später noch die Kirchenfürsten von Straßburg, Bamberg, Salzburg, Würzburg, Speier, Passau, Worms und Regensburg nebst einigen kleineren Prälaten (wie dem Abte von Kempten und dem Probste von Ellwangen) bei. Die Seele des Bündnisses aber war der Herzog Maximilian und natürlich erhielt er auch den Oberbefehl über die von den Mitgliedern zu stellenden Truppen. So spaltete sich Deutschland durch die Hetzereien der Jesuiten damals schon in zwei große feindliche Heerlager, welche nur des Zeichens ihrer Führer harrten, um sich gegenseitig zu zerfleischen.

Digitalisiert von Google

Drittes Kapitel.

Die Vorspiele zum dreißigjährigen Kriege.

(1609—1618).

Den Anfang des großen Glaubenskriegs hätte beinahe schon das Jahr 1609 gebracht. Am 25. März selbigen Jahres war der Herzog Johann Wilhelm von Jülich-Cleve-Berg kinderlos verstorben, ohne, weil halb blödsinnig, über seine Erbnachfolge eine Disposition getroffen zu haben, und nun meldeten sich sofort um das Erbe drei Hauptbewerber, der Kurfürst Johann Sigmund von Brandenburg, der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg für seinen Sohn Wolfgang Wilhelm und der Kurfürst Christian II. von Sachsen. Alle drei beriefen sich auf ihre nahe Verwandtschaft mit dem Verstorbenen; in der Art und Weise aber, ihre Ansprüche geltend zu machen, schlugen sie verschiedene Wege ein. Der Kurfürst von Brandenburg nemlich besetzte so schnell er konnte das Herzogthum Cleve nebst den Grafschaften Mark und Ravensberg und ebenso that der Pfalzgraf von Neuburg für seinen Sohn mit Jülich und Berg. Der Kurfürst von Sachsen dagegen wandte sich an den Kaiser, der hier ganz allein zu entscheiden habe, und verlangte von ihm einen Spruch zu seinen Gunsten. Nun war es etwas höchst Eigenthümliches, daß die drei Bewerber sämmtlich dem lutherischen Glaubensbekenntniß angehörten, während die Einwohner der genannten drei Herzogthümer wenigstens zum großen Theil bei der katholischen Religion geblieben waren, und somit kam dem Kaiser Rudolph II. der Gedanke, das ganze Territorium als erledigtes Reichslehen in Besitz zu nehmen, um es später einem katholischen Fürsten zu verleihen. In diesem Gedanken bestärkte ihn der König von Spanien, dem es höchst widerwärtig gewesen wäre, wenn ein protestantischer Fürst sich als Nachbar Belgiens (der spanischen Niederlande) installirt hätte, und so gab der Kaiser seinem Vetter, dem Erzherzog Leopold, Bischof von Straßburg und

Digitalisiert von Google

Paſſau (er war ein jüngerer Bruder des Erzherzogs Ferdinand von Inneröſtreich), den Auftrag, das herrenloſe Land zu ſequeſtriren. Solchem Befehle leiſtete der Erzherzog, ein ſehr kriegeriſcher Herr trotz ſeiner gedoppelten biſchöflichen Würde, alsbald Folge und bemächtigte ſich mit Hülfe eines ſchnell angeworbenen kleinen Corps der Feſtung Jülich. Weiter konnte er aber nicht vordringen, weil der Kurfürſt von Brandenburg ſich jetzt ſchnellſtens mit dem Pfalzgrafen von Neuburg in Dortmund dahin einigte, die Jülich-Cleve-Bergiſchen Länder gemeinſam zu verwalten, ſtatt ſich wegen derſelben zu bekriegen, und dem Erzherzog mit Waffengewalt entgegenzutreten. Zugleich wandten ſie ſich an die proteſtantiſche Union ſowie an den König Heinrich IV. von Frankreich um Beiſtand, und ſolcher wurde ihnen auch von beiden Seiten zugeſagt. Jetzt ſtand es ſchlimm um den Erzherzog Leopold, denn der Feind hatte die große Uebermacht. Er ſah ſich alſo ebenfalls nach Bundesgenoſſen um und fand ſolche in der katholiſchen Liga, ſowie in dem König von Spanien, der ihm von Belgien aus beizuſpringen verſprach. So begann denn im Frühjahr 1610 der Krieg damit, daß ein von einem franzöſiſchen Corps unterſtütztes Unionsheer in die liguiſtiſchen Bisthümer einfiel und zugleich gegen die vom Erzherzog Leopold beſetzte Stadt Jülich vorrückte; allein in dieſe Bewegungen kam ſofort dadurch einiger Stillſtand, daß am 14. Mai 1610 der König Heinrich IV. von Ravaillac ermordet wurde. Doch gelang es, am 2. September 1610 die Feſtung Jülich zu erſtürmen und damit dem Erzherzog Leopold oder beſſer geſagt der katholiſchen Parthei den letzten Beſitzſtand in Jülich-Cleve-Berg zu entreißen. Da ſtarb am 19. September 1610 das Oberhaupt der Union, der Kurfürſt Friedrich IV. von der Pfalz, und der Vormund ſeines minderjährigen Sohnes (des nachherigen Kurfürſten Friedrich V.), der Herzog Johann von Zweibrücken, hatte gar keine Luſt, den Krieg gegen die liguiſtiſch-katholiſche Parthei fortzuſetzen. Eben ſo wenig wollte dieß die Königin von Frankreich, Maria von Medicis, welche nach der Ermordung Heinrichs IV. für den unmündigen Thronerben das Regiment führte, und da nun der ganz und gar unmächtige Kaiſer Rudolph II., der in der Hofburg von Prag weniger regierte als vegetirte, nach der Eroberung Jülichs gar

Digitalisiert von Google

keine Hoffnung mehr hatte, seine Absichten auf das Erbe des verstorbenen Johann Wilhelm mit Gewalt durchzusetzen, so wurde von allen Hauptbetheiligten — den ewig betrunkenen Kurfürsten von Sachsen, den man gar nicht befragte, ausgenommen — am 24. Oktober 1610 in München ein Waffenstillstand auf Kündigung abgeschlossen. Kraft dessen blieben die beiden ersten „Possedenten" (diesen Titel gab man ihnen amtlich), der Kurfürst Johann Sigmund von Brandenburg und der junge Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg, vorderhand im gemeinschaftlichen Besitz der bewußten Länder, und zwar so, daß Brandenburg das Clevesche mit Mark und Ravensberg, Neuburg aber das Jülich-Bergische occupirt hielten; seine definitive Erledigung aber sollte der Erbschaftsstreit erst später auf einem zu Köln abzuhaltenden Kongresse erhalten. Somit ruhten jetzt die Waffen und die Befürchtung, es möchte über jenes Erbe zu einem großen Kampfe zwischen der Union und der Liga kommen, schien beseitigt. Allein nur zu bald machte sich jene Befürchtung von neuem geltend. Die Abmachung nemlich, daß die beiden possedirenden Fürsten die drei Herzogthümer gemeinsam verwalten sollten, führte zu vielen Streitigkeiten und so kam man endlich auf den Gedanken, den jungen Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm mit der Prinzessin Anna Sophia, Tochter des Kurfürsten Johann Sigmund, zu vermählen, um in solchem Ehebund allen Hader zu begraben. Allein nun verlangte der Bräutigam, daß ihm bei der Hochzeit der brandenburgische Antheil als Morgengabe abgetreten werde, und darüber wurde der Kurfürst Johann Sigmund so wüthend, daß er demselben einen Schlag ins Gesicht versetzte. Aus der Hochzeit wurde also nichts. Vielmehr dachte von jetzt an jeder Part nur noch daran, wie er dem andern seinen Antheil auf geschickte Art entreißen und sich in den Besitz des Ganzen setzen könne. Daraufhin flüsterte auf den Rath der Jesuiten der spanische Gesandte dem jungen Wolfgang Wilhelm ins Ohr, er wüßte für ihn ein ganz probates Mittel, seinen Zweck zu erreichen, nemlich durch eine Heirath mit der bairischen Prinzessin Magdalena, der Schwester des Herzogs Maximilian I., denn diese Heirath sichere ihm den Beistand sowohl Maximilians als auch der heiligen Liga; solcher Rath aber leuchtete dem höchst ehrgeizigen Wolfgang Wilhelm so gut

Digitalisiert von Google

ein, daß er alsbald — im Sommer 1612 — nach München eilte, um die bewußte Heirath zu betreiben. Maximilian I. zeigte sich nicht abgeneigt und eben so wenig dessen Schwester. Nur, meinten sie, müsse vorher ein kleines Hinderniß beseitigt werden, das Hinderniß der Verschiedenheit der Religion. Mit andern Worten, sie verlangten, daß Wolfgang Wilhelm zum Katholicismus übertrete. Eine Zeitlang schwankte dieser, denn er war bis jetzt wie sein Vater und seine ganze Familie ein äußerst strenger Lutheraner gewesen. Allein schon nach kurzem ließ er sich durch den Jesuiten Johann Buslidius eines Bessern belehren und schwur dann — obwohl allerdings in aller Heimlichkeit, um seinen Vater, den alten Pfalzgrafen Philipp Ludwig, zu schonen — am 14. Juli 1613 seinen bisherigen Glauben ab. Daraufhin fand am 11. November 1613 die Hochzeit in München statt und gleich nachher siedelten die Neuvermählten nach Düsseldorf über. Hier merkte aber der junge Convertit bald, daß ihn sein Uebertritt wenig nütze, wenn er ihn nicht öffentlich mache, denn ohne diese Veröffentlichung konnte weder der Schwager Maximilian noch die heilige Liga vor aller Welt seine Parthei ergreifen. Somit bekannte er sich am 25. Mai 1614 laut zum Katholicismus und dieses hatte zweierlei zur Folge. Einmal das, daß sein Vater, der alte Pfalzgraf Philipp Ludwig, schon am 12. August selbigen Jahres vor Gram starb, und sodann das, daß Wolfgang Wilhelm sofort nicht blos den Herzog von Baiern und die Liga, sondern auch auf Befehl des Königs von Spanien den Statthalter der spanischen Niederlande zu Verbündeten bekam. Er hätte also jetzt hoffen können, über seinen Gegner, den Kurfürsten von Brandenburg, den Sieg zu erringen, wenn nur Eines nicht gewesen wäre. Das nemlich, daß Letzterer sofort zum reformirten Glauben übertrat und sich damit die Hülfe des Prinzen Moritz von Nassau-Oranien, des Generalstatthalters der holländischen Republik, sicherte. Darum, wie noch im Herbst 1614 der spanische Feldherr Spinola mit einem Heere von 30,000 Mann von Brüssel gegen das Clevesche aufbrach, marschirte Prinz Moritz mit einer eben so starken Macht gegen das Jülich'sche heran, und nunmehr schien der Ausbruch des großen Kampfes zwischen der katholischen und protestantischen Parthei unvermeidlich. Der Kampf

Digitalisiert von Google

brach aber deßwegen doch nicht aus, denn sowohl Spinola als der Prinz Moritz scheuten sich den zwischen Spanien und der holländischen Republik erst vor wenigen Jahren abgeschlossenen Waffenstillstand zu brechen, weil dadurch der Krieg in den Niederlanden abermals entzündet worden wäre, und während sie nun beide zu Anfang des Winters ein festes Lager — die Spanier bei Wesel und die Holländer bei Rees — bezogen, verglichen sich die beiden Erbschaftsrivalen am 12. November 1614 auf einer Zusammenkunft zu Xanthen gütlich. Ein jeder von ihnen behielt, was er vorher hatte, nur vollständig abgetrennt; nemlich der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm die Herzogthümer Jülich und Berg, der Kurfürst Johann Siegmund aber das Herzogthum Cleve mit den Grafschaften Mark und Ravensberg. Was hatte also der junge Pfalzgraf durch das Abschwören seines Glaubens gewonnen? Nun an Land und Leuten nichts und an Ehre noch viel weniger. Um so größer dagegen war der Vortheil, den die Jesuiten aus seiner Convertirung zogen, denn sie ruhten nicht, als bis derselbe die sämmtlichen Bewohner seiner Herrschaft — auch des Neuburgischen Gebiets, welches ihm natürlich nach dem Tode seines Vaters zugefallen war — mit brutaler Gewalt in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurücktrieb und ihnen selbst Collegien zu Neuburg und Düsseldorf errichtete. Ganz anders benahm sich der Kurfürst von Brandenburg und man muß es ihm zum Ruhme nachsagen, daß er die Katholiken im Cleveschen nicht einen Augenblick lang beunruhigte. Vielmehr führte er dort vollkommene Religionsfreiheit ein und da in Folge dessen Lutheraner, Reformirte und Katholiken ganz friedlich neben einander wohnten, so wurde das kleine Ländchen bald eine Perle, um die man den Johann Siegmund allgemein beneidete. Im Uebrigen fiel diesem vortrefflichen Regenten eben damals eine noch weit wichtigere Erbschaft zu, denn als mit dem Herzog Albrecht Friedrich anno 1618 das von dem früheren Hochmeister des Deutschordens, Albrecht von Brandenburg, gegründete Haus der Herzoge von Preußen erlosch, war er der nächste Erbe und so kam Preußen, obwohl allerdings für jetzt noch unter der Oberhoheit der Krone Polen, an Kurbrandenburg.

Während alles dieß im Westen Deutschlands vorging, gestalteten

Digitalisiert von Google

ſich die Verhältniſſe im Oſten, beſonders in dem zu Oeſtreich gehörigen Ungarn immer troſtloſer. Wie hätte dieß aber auch anders ſein können, da der Beherrſcher jenes Landes, der Kaiſer Rudolph II., ſich beſtändig in ſeinem Schloſſe zu Prag von aller Welt abſchloß, um Alchymie und Aſtrologie zu treiben oder auch mit lüderlichen Weibern zu ſchwelgen, und die Dinge in ſeinen Staaten gehen ließ, wie ſie gingen? Da beſchloß, hierüber faſt zur Verzweiflung getrieben, der ungariſche Magnat Stephan Botskai, ſein Vaterland von einer ſolch' erbärmlichen Herrſchaft zu befreien, und mit Hülfe der Türken ſowie der ſehr zahlreichen proteſtantiſchen Bewohner Ungarns, die ſich in der letzten Zeit durch die jeſuitiſchen Umtriebe ſchwer geſchädigt fühlten, gelang es ihm, ſich in kurzem zum Meiſter von Siebenbürgen ſowie eines großen Theils von Ungarn zu machen. Ja ſogar Oeſtreich ſelbſt wurde von ihm bedroht, ohne daß deßhalb Rudolph II. ſich aufgerafft hätte, und es lag alſo die Gefahr nahe, daß das Haus Habsburg ſeiner ganzen bisherigen Machtſtellung gegen Oſten hin verluſtig gehen könnte. Nunmehr berief der ſehr ehrgeizige Erzherzog Matthias, der älteſte Bruder Rudolphs II. und von dieſem nach dem Tode des Erzherzogs Ernſt zum Statthalter von Oeſtreich ernannt, im Frühjahr 1606 alle Mitglieder des Hauſes Habsburg nach Wien zu einem Familienrath zuſammen und ſofort einigte man ſich dahin, daß Rudolph II. „wegen ſeiner überhandnehmenden Gemüthsblödigkeit" längſt ganz unfähig geworden ſei, die Intereſſen des Hauſes zu wahren. Aus dieſem Grunde ernannten die Verſammelten den Matthias am 25. April 1606 zu ihrem Familienoberhaupte und verpflichteten ſich, ihm in allen Stücken willfährig zu ſein. Solchen Beſchluß machte Matthias dem Botskai bekannt und trat ſofort mit ihm in Unterhandlungen. Dieſe Unterhandlungen aber führten am 23. Juni 1606 zu einem Abkommen, in welchem dem Botskai das Großherzogthum Siebenbürgen abgetreten wurde, während die proteſtantiſchen Ungarn unter der Bedingung unbedingter Religionsfreiheit zum Gehorſam gegen das Haus Habsburg zurückkehrten. Nicht lange hernach, am 11. November 1606, fand ſich Matthias auch mit den Türken ab und ſie verſprachen gegen Abtretung der Feſtungen Gran und Kaniſcha für die Zukunft Ruhe zu halten. Wie verhielt ſich

Digitalisiert von Google

nun zu all' dem der Kaiser Rudolph II.? Er sah in seinen lichten Augenblicken wohl ein, daß es sein Bruder Matthias auf nichts Anderes abgesehen habe, als ihn seiner verschiedenen Throne zu berauben, und protestirte also nicht nur gegen die Ernennung desselben zum Familienoberhaupte, sondern erklärte auch im Jahr 1607 die mit den Ungarn und Türken abgeschlossenen Verträge für null und nichtig. Noch mehr, er berief am Schluß des Jahres 1607 einen Reichstag nach Regensburg, um von den deutschen Fürsten und Ständen Hülfe gegen seinen Bruder zu erlangen, denn er war endlich fest entschlossen, demselben mit den Waffen in der Hand entgegen zu treten. Umgekehrt aber kettete der Erzherzog Matthias jetzt auch noch die Oestreicher dadurch fest an sich, daß er ihnen dieselbe Religionsfreiheit gewährte, wie den Ungarn, und brachte es dann so weit, daß die östreichischen und ungarischen Stände am 1. Februar 1608 ein Schutz- und Trutzbündniß gegen jeden, der sie dieser Freiheit berauben wolle, unter sich abschlossen. Daraufhin brach er im April 1608 mit einem Heere von 20,000 Mann und 48 Kanonen nach Mähren auf, um von da aus in Böhmen einzurücken, und unterwegs stieß eine solche Menge des vornehmsten östreichischen und ungarischen Adels zu ihm, daß sich seine Macht bald verdoppelte. Jetzt erwachte Rudolph II. aus der todähnlichen Lethargie, in die er bereits wieder verfallen war, und einsehend, daß es um ihn geschehen sei, wenn er den Bruder bis nach Prag vorrücken lasse, beschwor er ihn durch eine Gesandtschaft, sofort seine Forderungen zu stellen. Matthias machte also in Czaslau Halt und verlangte die Abtretung von Ungarn, Oestreich und Mähren. Rudolph II. aber froh, daß ihm wenigstens Böhmen bleibe, willigt augenblicklich ein und am 17. Juni 1608 ward der betreffende Vertrag ausgefertigt.

Die Oestreicher und Ungarn also erlangten deßwegen vollständige Religionsfreiheit, weil der Erzherzog Matthias nur durch Gewährung derselben seinen Ehrgeiz hatte befriedigen können; anders aber stand es mit den Böhmen. Zwar allerdings, so lange Maximilian II. lebte, waren die dortigen Protestanten, mit denen sich die Utraquisten, wie wir wissen, längst verschmolzen hatten, ihres Glaubens wegen nie angefochten worden; allein unter Rudolph II., dem

Digitalisiert von Google

Jeſuitenfreunde, mußten ſie ſich nur zu viel gefallen laſſen. Klagten ſie über die maßloſen Schmähungen der Patres vom Orden Jeſu, deren wir weiter oben ſchon erwähnt, ſo wurden ſie einfach abgewieſen, und kam es wegen eines kirchlichen Beſitzthums, oder wegen eines Begräbnißplatzes, oder wegen der Anſtellung eines Geiſtlichen oder aus ſonſt einem Grunde zu einem Streite, ſo behielten die Katholiken ſtets recht. Ueberdem behandelte man die Calviniſten, deren es ziemlich viele gab, ſowie die ſogenannten „Brüder", die letzten Reſte der früheren Taboriten, als völlig rechtslos und warf ihre Pfarrer ohne weiters ins Gefängniß. Endlich verlautete, daß die jeſuitiſchen Rathgeber Rudolphs II. in Verbindung mit den ſehr einflußreichen ultrakatholiſchen Grafen Slavata, Martinitz und Lobkowitz, dem genannten traurigen Monarchen das Verſprechen abgepreßt hätten, mit dem Proteſtantismus in Böhmen gerade eben ſo zu verfahren, wie der Erzherzog Ferdinand in Inneröſtreich gethan, und dieſe Nachricht fand darin ihre Beſtätigung, daß der Kaiſer durch ein Decret vom 1. September 1608 den proteſtantiſchen Bürgern von Prag anbefahl, nicht blos an allen katholiſchen Prozeſſionen Theil zu nehmen, ſondern auch alle Faſttage zu halten. Demgemäß ordneten die proteſtantiſchen Mitglieder des böhmiſchen Landtags, der ſich im Januar 1609 in Prag verſammelte, am 26. jenes Monats eine Deputation an Rudolph II. ab und dieſe Deputation, deren Wortführer Wenzel von Budowitz war, mußte für alle „evangeliſche Chriſten Böhmens" (ſo nannte man die vereinigten Lutheraner, Calviniſten, Utraquiſten und Taboriten oder Brüder) vollſtändige Religionsfreiheit verlangen. Sie wurde aber höchſt ungnädig abgewieſen und gleich darauf der Landtag aufgelöst. Damit, glaubten die Jeſuiten, ſei die Sache abgethan; allein ſie täuſchten ſich bitterlich, denn der proteſtantiſche Theil des Landtags verſammelte ſich nun auf eigene Fauſt, um zu berathen, was in dieſer ſchlimmen Zeit zu thun ſei. Es wurde Zweierlei beſchloſſen: Einmal das, daß man ſich unter der Hand an den Erzherzog-König Matthias, den jetzigen Beherrſcher von Ungarn, Oeſtreich und Mähren, wenden ſolle, um ſeinen Beiſtand zu erhalten, und ſodann das, daß mit den Schleſiern gemeinſchaftliche Sache zu machen ſei. In dem Herzogthum Schleſien,

Digitalisiert von Google

welches seit Kaiser Karl IV. als selbstständiges Nebenland von Böhmen mit eigener Verwaltung behandelt wurde, war die Bevölkerung der meisten Städte, wie besonders die von Breslau, Liegnitz, Schweidnitz, Jauer und Glogau, längst in weitaus überwiegender Anzahl protestantisch geworden und so lange Maximilian II. lebte, hatte die Regierung hiegegen nichts einzuwenden gehabt. Seitdem aber Rudolph II. den Thron bestiegen, sahen sich die Neugläubigen den größten Bedrückungen ausgesetzt, wie denn z. B. in Troppau auf Befehl des Erzbischofs von Olmütz, Cardinals von Dietrichstein, im September 1607 alle protestantischen Kirchen mit Gewalt geschlossen werden mußten. Noch schlimmer wurde dieß, als das Breslauer Domkapitel im Jahr 1608 den Erzherzog Karl, den jüngsten Bruder des Erzherzogs Ferdinand von Inneröstreich, zum Bischof erwählte, denn dieser nahm sich natürlich den Ferdinand zum Muster und verhängte über alle Ungläubigen die furchtbarsten Strafen. Vergebens bestürmten die schlesischen Landstände den Kaiser Rudolph II. mit ihren Klagen; sie erhielten entweder gar keine oder eine streng abweisende Antwort. Um so freudiger also begrüßten sie die Aufforderung der böhmischen Protestanten, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen, und schon zu Anfang des Sommers 1609 kam ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß zwischen den Beiden zu Stande. Ja die neuen Verbündeten organisirten sich sogleich; das heißt, sie errichteten eine „Defensionsordnung" und wählten nicht blos einen Defensions- (Vertheidigungs-) Ausschuß, genannt das Directorium der Dreißig, mit Wenzel von Budowitz an der Spitze, sondern ernannten auch in der Person des Grafen Heinrich Matthias von Thurn einen Oberbefehlshaber, welchem man den Feldmarschall Leonhard Colonna von Fels sowie den Oberstwachtmeister Johann von Bubna als Untergenerale beigab. Es war also den Protestanten Böhmens und Schlesiens offenbar bitterer Ernst, sich ihre Religion nicht nehmen zu lassen und Rudolph II. erschrack furchtbar, als er von dieser Defensionsordnung hörte. Wahrhaftes Entsetzen aber flößte ihm die weitere Nachricht ein, daß sein Bruder Matthias dem Defensionsausschuß seine Bereitwilligkeit gemeldet habe, mit einem mächtigen Heere in Böhmen einzurücken, sobald man es wünsche, denn worauf

Digitalisiert von Google

konnte es dieſer einzig und allein abgeſehen haben? Ei natürlich nur darauf, auch noch den böhmiſchen Thron zu erwerben und ſo ihn, den Kaiſer Rudolph II., vollends gänzlich zu depoſſediren. Um nun ſolch' gräßliches Schickſal von ſich abzuwenden, wandte ſich der Kaiſer am 9. Juli 1609 gleichſam bittend an den Defenſionsausſchuß und verſprach ihm nicht blos, von nun an allen Bedrückungen der Proteſtanten zu ſteuern, ſondern denſelben auch vollſtändige Religionsfreiheit zu gewähren, ſowie ſie ihm dafür den böhmiſchen Königsthron garantiren würden. Hierauf ging natürlich der Defenſionsausſchuß ein und am 12. Juli unterſchrieb Rudolph den ſogenannten „Majeſtätsbrief", das iſt das Document, worin er den Ländern Böhmen und Schleſien für ewige Zeiten unbedingte Gewiſſens- und Religionsfreiheit mit ſeinem Königsworte verbürgte. Nunmehr fühlten ſich die Proteſtanten der beiden Länder, welche, wie wir wiſſen, die große Mehrzahl der Bevölkerung bildeten, vollkommen befriedigt und Rudolph II. hätte bis ans Ende ſeines Lebens ganz ungeſtört fortregieren können, wenn er nur ſeinem Königsworte getreu geblieben wäre. Allein zu ſeinem großen Unglück befand ſich der höchſt traurige Regent ganz in den Händen der Jeſuiten und Jeſuitiſchgeſinnten und dieſe waren wüthend über die Gewährung des Majeſtätsbriefs. So wüthend ſogar, daß der erzherzogliche Biſchof Karl von Breslau förmlich gegen denſelben proteſtirte und die beiden Grafen von Martinitz und von Slavata in ihrer Eigenſchaft als Geheimeräthe ihre Unterſchrift unter das Document verweigerten. Man kann ſich alſo denken, mit welchem Eifer die jeſuitiſche Umgebung Rudolphs II. in ihn drang, den Majeſtätsbrief wieder zu annulliren, und der Monarch wäre auch gerne hiezu bereit geweſen, wenn er nur die Angſt vor einer Rebellion der Proteſtanten hätte loswerden können. Allein dieſe Angſt wußten die Jeſuiten bald zu überwinden, indem ſie dem Kaiſer den Rath ertheilten, durch ſeinen Vetter Leopold, den kriegeriſchen Biſchof von Straßburg und Paſſau, ganz in der Stille ein Heer anwerben zu laſſen, mit dem man einen etwaigen Aufſtand niederſchlagen könne. Der Erzherzog Leopold erhielt alſo im Frühjahr 1610 den bewußten Auftrag und ſammelte nun in der That, trotzdem ihm Rudolph II. nur wenig Geld ſenden

Digitalisiert von Google

konnte, im Verlauf des genannten Jahres in Paſſau ein ziemlich beträchtliches Corps an. Kaum aber war er damit unter Beihülfe ſeines Kriegsoberſten Rame fertig geworden, ſo rückte er mit demſelben im Anfang des Jahrs 1611 plötzlich im Böhmiſchen ein, nahm die proteſtantiſche Stadt Budweis durch eine Kriegsliſt weg, und wußte ſich ſogar am 10. Februar 1611 der ſogenannten Kleinſeite von Prag durch Ueberrumpelung zu bemächtigen. Jetzt konnten es die böhmiſchen Proteſtanten mit Händen greifen, um was es ſich handle, und es entſpannen ſich ſofort blutige Kämpfe zwiſchen den Bewohnern der Prager Altſtadt — meiſt Proteſtanten — und dem Paſſauiſchen Kriegsvolk. Nicht minder kam durch den Grafen Matthias von Thurn in kürzeſter Friſt Zuzug aus dem übrigen Böhmen und man konnte nun ſchon Angriffsweiſe gegen die Katholiſchen zu Werke gehen. Um aber des Sieges ganz gewiß zu ſein, forderte der Defenſionsausſchuß den Erzherzog Matthias, den Beherrſcher von Oeſtreich und Ungarn, abermalen auf, in Böhmen einzurücken, und machte ſich zugleich verbindlich, ihm die böhmiſche Krone aufzuſetzen, wenn er ſich dafür verpflichte, den Majeſtätsbrief zu beſchwören. Jetzt ſtand es um Rudolph II. wieder einmal ſehr ſchlimm und in der Todesangſt, auch noch ſeine letzte Krone zu verlieren, raffte er all' ſein Geld zuſammen, um das Paſſauiſche Corps durch Bezahlung des Soldrückſtands zum Abmarſch aus Prag und Böhmen zu bewegen. Am 11. März 1611 brachte er dieß endlich zu Stande, obwohl der Erzherzog Leopold und ſein Kriegsoberſter Rame ſich nur ſchwer dazu verſtanden; allein wenn nun der traurige Monarch meinte, die böhmiſchen Proteſtanten werden jetzt, nach dem Abzug der Paſſauer, alsbald zum Gehorſam zurückkehren, ſo befand er ſich in einer argen Täuſchung. Vielmehr bemächtigte ſich ſofort, ſchon am 12. März, der Graf von Thurn des Hratſchin, das iſt der Prager Königsburg, und dadurch wurde die Lage Rudolphs II. die eines Gefangenen. Inzwiſchen war der Erzherzog-König Matthias ſchon am 8. März 1611 mit einem anſehnlichen Heere von Wien aufgebrochen und nachdem er am 24. März Prag erreicht hatte, verſammelte er augenblicklich die böhmiſchen Stände, um ſich die Krone von Böhmen übertragen zu laſſen. Jetzt wußte Rudolph II., daß er

Digitalisiert von Google

abgesetzt werden würde, und erbot sich, gänzlich entmuthigt, am 11. April, dem Matthias das Königreich Böhmen freiwillig zu übertragen, wenn ihm dieser nur wenigstens das Kaiserdiadem lasse. Hierauf ging Matthias ein und am 23. Mai ward derselbe feierlichst gekrönt. Somit blieb dem armseligen Rudolph jetzt nichts mehr, als der Kaisertitel, der aber nichts war, als ein Spott auf seine Ohnmacht, und zudem durfte er auf dem Hratschin mit einem kärglichen Einkommen von 300,000 Gulden, die ihm Matthias ausbezahlen ließ, fortvegetiren.

Lange überlebte er sein Elend nicht, denn schon am 20. Januar 1612 raffte ihn der Tod hinweg und nun fragte es sich, wer Kaiser werden solle. Der spanische Gesandte brachte seinen Herrn und König Philipp III. in Vorschlag; die deutschen Kurfürsten aber gaben dem Könige Matthias den Vorzug (die katholischen deßwegen, weil sie wohl wußten, daß er innerlich so gut katholisch gesinnt sei, als Einer, und die protestantischen theils deßwegen, weil sie, wie besonders der Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen, der Nachfolger des am 2. Juli 1611 verstorbenen Christians II., dessen vornehmstes Talent im Weintrinken bestanden war, dem Chef des Hauses Habsburg persönlich zugethan waren, theils noch mehr deßwegen, weil Matthias den Oestreichern und Böhmen Religionsfreiheit bewilligt hatte) und so fand am 13. Juni 1612 dessen einstimmige Wahl statt. Jetzt endlich sah sich der ehrgeizige Fürst am Ziele seiner Wünsche; allein leider klopfte bereits das Alter bei ihm an und zudem konnte er sich nicht verhehlen, daß er weder in seinen Erbstaaten noch im Reiche allzuviel zu sagen habe. In den habsburgischen Erblanden, in Ungarn wie in Oestreich und in Schlesien wie in Böhmen, hatten sich die protestantischen Stände gleichsam zu Herren der Situation gemacht und die öffentlichen Zustände nahmen dort so zu sagen einen republikanischen Zuschnitt an. Das Reich aber war, wie wir wissen, in zwei feindliche Partheien, die protestantische Union und die katholische Liga gespalten und weder die Eine noch die Andere beachtete die kaiserlichen Befehle. All' dieß — so nahm sich der ehrgeizige Kaiser vor — sollte anders werden, und um freie Hand zu bekommen schloß er vor allem am 26. Januar 1615 einen zwanzigjährigen

Digitalisiert von Google

Waffenstillstand mit den Türken. Dann suchte er sein Ansehen in seinen Erblanden zu stärken und es gelang ihm dieß auch nothdürftig in Oestreich. Die Böhmen und Ungarn dagegen beharrten auf der Stellung, die sie sich errungen, und der Kaiser mußte froh sein, wenn man ihm wenigstens äußerlich die gebührende Ehre nicht versagte. Nun versuchte er es endlich auch noch mit dem Reiche und erklärte nach dem Rathe seines vertrauten Ministers, des Cardinals Clesel (eigentlich schrieb er sich Khlesl), am 3. April 1617 plötzlich aus kaiserlicher Machtvollkommenheit sowohl die Union als die Liga für aufgelöst. „Im Reiche", so motivirte er diesen seinen Schritt, „sei der Kaiser das allein rechtmäßige Oberhaupt und die Reichsstände hätten nur ihm zu gehorchen, nicht aber einem selbstgewählten Partheioberhaupte." Das war ein kühnes Wort, allein zu seiner tiefen Beschämung mußte er nun die Erfahrung machen, daß weder die Liga noch die Union etwas darauf gaben. Im Gegentheil erneuerten die protestantischen Stände am 23. April 1617, ihm zum Trotz, auf einem Tag zu Heilbronn ihren Bund auf weitere drei Jahre und die Mitglieder der Liga erklärten den Herzog Maximilian I. von Baiern als den Einzigen, dem sie gehorchen würden. Nunmehr sah Matthias ein, daß er einen großen Fehler begangen und durch diesen seinen Fehler sogar den Bestand des Hauses Habsburg in Gefahr gebracht habe. Wie denn, wenn er jetzt schnell wegstürbe, was bei seinem Körperbefinden gar nicht unwahrscheinlich war? Würden dann nicht die katholischen Kurfürsten alles daran setzen, um den Herzog Maximilian auf den Thron zu erheben? Wenn aber ein Nicht-Habsburger das Kaiserdiadem erhielt, lag es dann nicht auf der Hand, daß auch die Ungarn und Böhmen vom Hause Habsburg abfallen und sich protestantische Oberhäupter geben würden? Diese Angst lastete schwer auf ihm und bald sah er ein, daß es nur ein einziges Mittel gebe, die drohende Gefahr abzuwenden, das nemlich, sich schon bei Lebzeiten einen habsburgischen Nachfolger zu sichern. Doch wer sollte der besagte Nachfolger werden?

Er selbst war kinderlos und in derselben Lage befanden sich auch alle seine Brüder, die lebenden (der Erzherzog Maximilian, Hochmeister des Deutschritterordens in Mergentheim und zugleich

Digitalisiert von Google

Digitalisiert von Google

In demselben Verlag ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geheimnisse der Bastille.

Historisch-biographische Bilder aus der Vergangenheit

von

Otfr. Mylius.

Mit Illustrationen.

2 Bände in kl. 8.

(Ladenpreis früher Rthlr. 2. 17½. — fl. 4. 15.)

jetzt Rthlr. 1. — fl. 1. 45.

Ferner:

Polizeigeheimnisse.

Aus dem Französischen

von

C. Homburg.

3 Bände.

(Ladenpreis früher Rthlr. 1. 18. — fl. 2. 45.)

Alle 3 Bde. zusammen für 15 sgr. — 54 kr.

Inhalt: Bd. I. Die französische Polizei vor der Revolution.
Bd. II. Die Polizei während der Revolution und des Kaiserreichs.
Bd. III. Die Polizei unserer Tage.

Zur Empfehlung dieses höchst interessanten Werkes sei nur erwähnt, daß die französische Orig.-Ausgabe (10,000 Ex. stark) an einem einzigen Tage vergriffen war.

Druck von Carl Eberle in Stuttgart.

Digitalisiert von Google

33. & 34. Heft. Preis jeder Liefg. 4 sgr. — 12 kr. rh.

Theodor Griesinger's Briefe

Stuttgart 1873.

Verlag von Paul Moser.

Digitalisiert von Google

BOSTON
20 10 1919
LIBRARY

Digitalisiert von Google

Statthalter in Tyrol und Vorderöſtreich, ſowie der Erzherzog Albrecht, Statthalter in den ſpaniſchen Niederlanden) ſowohl, als die todten (der Kaiſer Rudolph II. und der Erzherzog Ernſt). Dagegen hatte ſein Oheim, der Erzherzog Karl, von dem wir dem Leſer bereits erzählt haben, verſchiedene Söhne hinterlaſſen und von dieſen konnte man den Einen oder den Andern ausleſen. Aber welchen? Das Augenmerk der Geſellſchaft Jeſu war längſt auf den älteſten derſelben, den Erzherzog Ferdinand, gerichtet, weil er, der Beherrſcher Steiermarks, Kärnthens und Krains, den eklatanteſten Beweis geliefert hatte, daß er ſowohl den Willen als die Kraft beſitze, den Proteſtantismus auszurotten. Gerade gegen dieſen aber hegte der Kaiſer Matthias einen tiefen perſönlichen Widerwillen, weil ihm Aeußerungen deſſelben hinterbracht worden waren, welche für ihn, den Kaiſer, keineswegs ſchmeichelhaft lauteten. Es galt alſo, die Abneigung des Kaiſers zu beſiegen und ſolches ſuchten die Jeſuiten auf gedoppeltem Wege zu bewerkſtelligen. Einmal dadurch, daß ſie den Erzherzog Maximilian, den Lieblingsbruder des Matthias, durch eines ihrer Mitglieder, den Pater Chriſtoph Scheiner, der bei dem Erzherzog Alles galt, durchaus auf ihre Seite brachten, und ſodann dadurch, daß es ihnen gelang, ein anderes ihrer Mitglieder, den Pater Peter Pazmann, nachdem derſelbe zum Schein aus dem Orden getreten, auf den Erzſtuhl von Gran zu befördern, durch welche Stellung derſelbe den größten Einfluß auf den Kaiſer Matthias gewann. Dieſe Beiden nun, der Erzherzog Maximilian und der ungariſche Primas, Erzbiſchof von Gran, arbeiteten beim Kaiſer unaufhörlich dahin, daß er den Erzherzog Ferdinand zu ſeinem Univerſalerben erkläre, und vor allem entſagte Maximilian für ſich ſelbſt allen Erbanſprüchen. Eben dahin brachte er auch ſeinen Bruder Albrecht, den ſpaniſchen Statthalter in den Niederlanden, und das Gleiche that auf den Antrieb der Jeſuiten der König Philipp III. von Spanien, obſchon er als Sohn einer Tochter Maximilians II. mindeſtens eben ſo nahe Anſprüche hatte, als der ſteiriſche Ferdinand. So von allen Seiten gedrängt konnte der Kaiſer Matthias nicht mehr umhin, dem Wohle des Hauſes Habsburg ſeine bisherige Abneigung zum Opfer zu bringen und den genannten Ferdinand, den Liebling der Jeſuiten,

Digitalisiert von Google

zum Erben zu erwählen. Auch machte er mit der Erbeinsetzung alsbald, schon Anfangs Juni 1617, den Anfang, und schlug auf dem damals in Prag versammelten Landtag den böhmischen Ständen seinen Vetter Ferdinand zum künftigen Könige vor; die Stände aber konnten, da Ferdinand in der That wegen der Kinderlosigkeit der Brüder des Matthias das nächste Erbrecht hatte, hiegegen nichts einwenden und machten nur die Bedingung, daß der Erzherzog zuvor die Heilighaltung sowohl des Majestätsbriefs als überhaupt der Rechte und Freiheiten der böhmischen Nation feierlichst beschwöre. Diesen Schwur leistete Ferdinand sofort bereitwilligst und wurde dann am 9. Juni zum böhmischen Thronnachfolger proklamirt. Ganz das Gleiche geschah unmittelbar nachher in Ungarn, Oestreich, Mähren und Schlesien und jetzt blieb nur noch übrig, dem neuen Könige — diesen Titel gab man dem Erzherzog Ferdinand von jetzt an — auch die Nachfolge im deutschen Reiche zu sichern. Zu diesem Behufe reiste der Kaiser Matthias selbst nach Sachsen und da es ihm dort mit Leichtigkeit gelang, den Kurfürsten Johann Georg I., den getreuen Freund des habsburgischen Hauses, für seinen Plan zu gewinnen, so konnte — weil die drei geistlichen Kurfürsten natürlich ebenfalls auf Seiten des gut katholischen Habsburgs standen — Ferdinand mit größter Bestimmtheit darauf zählen, nach dem Tode des Matthias durch Stimmenmehrheit zum deutschen Kaiser erwählt zu werden.

Mit dem Jahre 1617, in welchem dem Erzherzog oder König Ferdinand die Thronnachfolge in allen habsburgischen Erblanden zugesprochen wurde, hörte eigentlich der Kaiser Matthias zu regieren auf. Seine Gesundheit hatte schon lange geschwankt; jetzt aber fing die Gicht ihn so entsetzlich zu plagen an, daß er zum Denken wie zum Handeln gänzlich unfähig wurde. Er ernannte also sofort den Ferdinand zum Mitregenten und überließ ihm von nun an alle Geschäfte. Dieser aber ergriff die Zügel der Regierung alsbald mit straffer Hand und das Erste, was er that, war, daß er alle bisherigen Rathgeber der Krone entfernte, um dafür jesuitisch-gesinnte zu berufen. Einzelne ließ er sogar gefangen setzen, wie insbesondere den Cardinal Clesel, obwohl der Kaiser Matthias von seinem Krankenbette aus aufs heftigste dagegen protestirte, und diese Gefangen-

Digitalisiert von Google

ſchaft des Cardinals — ſein Kerker war das Schloß Ambras — dauerte bis zum Jahr 1623, wo endlich der Pabſt ſeine Freilaſſung bewirkte. Was alſo von jetzt an von Regierungswegen geſchah, iſt nicht auf Rechnung des Matthias zu ſchreiben, ſondern auf die ſeines Mitregenten, des nachherigen Kaiſers Ferdinand II., und ſo können wir nicht umhin, von dem Tode des Matthias jetzt ſchon zu berichten. Dieſer erfolgte am 20. März 1619 und in ſeiner Sterbeſtunde mag er es aufs bitterſte bereut haben, einem ſolch' Undankbaren, wie dem Ferdinand, alle ſeine Lande hinterlaſſen zu müſſen.

Die Jeſuiten hatten die Wahl Ferdinands durchgeſetzt, weil ſie hofften, durch ihn die Vernichtung des Proteſtantismus in ganz Deutſchland bewirken zu können, und ſowie daher die Zügel der Regierung in ſeinen Händen lagen, ſteuerten ſie ihrem großen Ziele mit vollen Segeln und unter wehendem Banner zu. Den Anfang aber wollten ſie mit Böhmen machen, weil ſie der von den dortigen Proteſtanten ertrotzte Majeſtätsbrief mit dem furchtbarſten Ingrimm erfüllte. Offen und ohne Scheu ſtellten ſie daher den Satz auf: „Novus rex, nova lex", das iſt: „Ein neuer König, ein neues Geſetz", und erklärten, daß der Eid, welchen Ferdinand bei ſeiner Erwählung zum Thronnachfolger in Böhmen geſchworen, die böhmiſchen Proteſtanten eben ſo wenig ſchützen werde, als er die Inneröſtreicher geſchützt habe. Offen und ohne Scheu predigte der Pater Andreas Neubauer von der Kanzel herab, der Majeſtätsbrief ſei der nothgedrungenen Erlaubniß von Bordellen in großen Städten gleich zu achten. Offen und ohne Scheu kündigte der Pater Scioppius in ſeiner Lärmtrommel an, der einzige Weg, um Deutſchland den kirchlichen Frieden wieder zu geben, ſei ein Strom von Blut, erzeugt durch den Mord aller Proteſtanten. Schon hiedurch wurden die proteſtantiſchen Böhmen aufs höchſte mißtrauiſch gemacht und als nun vollends der König Ferdinand den Grafen Matthias von Thurn des Burggrafenamtes von Karlſtein, wo man die böhmiſche Krone und die Reichsurkunden verwahrte, ſeines Proteſtantismus wegen entſetzte, während zugleich die ultrakatholiſchen Grafen von Slavata, Martinitz, Lobkowitz und Sternberg zu Statthaltern von Böhmen — Ferdinand ſelbſt reſidirte in Wien — ernannt wurden, da durfte man mit Gewißheit

Digitalisiert von Google

annehmen, daß ein Schlag gegen den Proteſtantismus im Werke ſei. Von Stunde zu Stunde ſtieg daher in Böhmen die Aufregung, und ſo darf man ſich nicht darüber verwundern, daß ein an ſich geringfügiger Vorfall, den man leicht hätte ſchlichten können, wenn man nur gewollt hätte, die Veranlaſſung zum Ausbruch des ſchon längſt erwarteten großen Glaubenskampfes zwiſchen Katholizismus und Proteſtantismus wurde. Die beiden Städte Kloſtergrab und Braunau hatten jede eine proteſtantiſche Kirche zu bauen angefangen und hiezu waren ſie kraft des Majeſtätsbriefes vollkommen berechtigt. Trotzdem verboten die katholiſchen Grundherren jener Städte, für Kloſtergrab der Erzbiſchof von Prag und für Braunau der Abt von Braunau, die Fortſetzung des Baues; die böhmiſchen Stände aber ermächtigten die Städte ausdrücklich zum Gegentheile. Die Kirchen wurden alſo ausgebaut; allein kaum war dieß mit dem Schluß des Jahrs 1617 geſchehen, ſo ließ zu Anfang des Jahrs 1618 der Erzbiſchof von Prag nach dem Willen der Jeſuiten die Kirche von Kloſtergrab niederreißen und ſchleifen, während der Abt von Braunau die in Braunau zu ſperren befahl und alle Bürger, die ſich hiegegen ſetzten, ins Gefängniß warf. Das waren zwei höchſt gewaltthätige Handlungen, welche unter den böhmiſchen Proteſtanten den höchſten Unwillen erzeugten. Deßwegen berief der Graf von Thurn im Namen des Defenſionsausſchuſſes die böhmiſchen Stände auf den März 1618 nach Prag und in einer ſtürmiſchen Sitzung wurde alsbald eine energiſche Vorſtellung an die kaiſerliche Regierung abgeſchickt, in welcher die Stände auf ſofortige Abbeſtellung der bedrückenden Maßregeln drangen. Die Antwort — ſie ging dem Namen nach vom Kaiſer Matthias, in Wahrheit aber vom König Ferdinand und ſeinen Rathgebern aus — lautete durch und durch abſchläglich und war noch überdem in der Form höchſt ungnädig, wenn nicht gar beleidigend. Somit verſammelten ſich die Stände am 23. Mai abermalen im Collegium Carolinum zu Prag, um Weiteres zu beſchließen, und wie nun die vier Statthalter von Sternberg, von Lobkowitz, von Slavata und von Martinitz in der Verſammlung erſchienen, um die Auflöſung derſelben zu decretiren, da wurden dieſelben heftig darüber zur Rede geſtellt, wer das ungnädige Schreiben verfaßt habe. Man wußte aber ganz

Digitalisiert von Google

genau, daß die Haupturheberschaft den beiden Grafen von Slavata und von Martinitz zuzuschreiben sei, während die von Sternberg und von Lobkowitz dagegen gerathen hatten. Auf die Zurredestellung erwiderte der Graf von Slavata in herrischer wegwerfender Weise, daß die Stände gar nicht berechtigt seien, derlei Fragen zu stellen, und befahl ihnen abermalen, augenblicklich auseinander zu gehen. Damit aber steigerte er die Erbitterung der Anwesenden bis zur Siedhitze und schnellstens entfernte man jetzt die Grafen von Sternberg und von Lobkowitz aus dem Saale, um sie in Sicherheit zu bringen. Kaum aber war dieß geschehen, so stürmten ihrer Zwölfe oder noch mehr auf den Grafen von Martinitz ein und stürzten ihn nach altböhmischem Brauche aus dem Fenster des hochgelegenen Saales in den Graben hinab, welcher um das Carolinum herumlief. Ebenso geschah den Augenblick darauf dem Grafen von Slavata sowie seinem Geheimschreiber Fabricius, und damit hatten die böhmischen Protestanten eine That begangen, welche die furchtbarsten Folgen nach sich ziehen sollte. Freilich an sich war das Hinabwerfen der drei Genannten keineswegs etwas so besonders Schreckliches, denn einmal hatte man in Böhmen früher schon manchmal ähnliche wilde Scenen erlebt, und zum andern nahmen die Hinabgestürzten keinen erheblichen Schaden, indem sie auf einen Berg von Dünger fielen. Allein von jener schlimmen Stunde an datirt sich der von den Jesuiten schon so lange vorbereitete Glaubenskrieg, welcher Deutschland dreißig Jahre lang verwüsten sollte, und insofern kann man sich nichts Furchtbareres denken, als die That vom 23. Mai 1618.

Ehe wir nun übrigens zur Schilderung des genannten Glaubenskrieges selbst übergehen, müssen wir noch einen Blick auf die Zustände werfen, welche während der eben geschilderten Periode in Deutschland herrschten; allein leider habe ich nicht viel Erfreuliches zu berichten. Das deutsche Reich als solches existirte eigentlich nicht mehr und war dem Auslande gegenüber gleich Null. Nicht einmal dem Vordringen der Türken wurde von der Gesammtnation ein Widerstand entgegengesetzt, sondern man überließ diesen einfach den Gränzländern. Unter solchen Umständen dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn ganze Provinzen an das Ausland verloren gingen, wie z. B. Metz, Toul

Digitalisiert von Google

und Verdun an Frankreich, Preußen an Polen, Schleswig-Holstein an Dänemark und die katholischen Niederlande an Spanien, während die protestantischen Niederlande wie auch die schweizerische Eidgenossenschaft sich unabhängig machten. Mit der Ohnmacht des Kaiserthums war also die staatliche Auflösung Deutschlands ins Riesige fortgeschritten und statt eines dominirenden Reichstags gab es jetzt zwei große kirchliche Lager, welche jeden Tag bereit waren, sich gegenseitig zu zerfleischen. Um so üppiger gediehen dagegen die einzelnen Dynasten, die Herren Grafen, Fürsten, Herzoge und Kurfürsten, und jeder von ihnen deuchte sich eine Majestät zu sein. Ihre kleineren oder größeren Territorien beherrschten sie mit Allgewalt und weil das Land ihnen gehörte, machten sie auch auf die Bewohner des Landes Eigenthumsrechte geltend. Nur allein in Geldangelegenheiten fühlten sie sich beengt, indem sie, wenn es sich darum handelte, eine neue Steuer umzulegen oder ein Anlehen zu machen, regelmäßig vorher ihre Landstände um die Bewilligung angehen mußten. Das war aber ganz und gar nicht nach ihrem Geschmacke und bei jeder Gelegenheit suchten sie daher die Gewalt der Landtage zu brechen. Insbesondere thaten sich die protestantischen Fürsten durch solche Bestrebungen hervor, denn sie hatten ja mit der Reformation die frühere bischöfliche und päbstliche Gewalt in ihren Territorien erlangt und regierten also im Namen Gottes mit göttlicher Machtvollkommenheit. In dieser Beziehung erinnere ich an den Herzog Friedrich von Württemberg, der es ganz zu Anfang des 17. Jahrhunderts versuchte, mit Hülfe seines Kanzlers Matthäus Enslin die Verfassung des Landes umzustürzen, wofür aber der genannte Kanzler nach des Herzogs Tode mit dem Leben büßen mußte. Dann weiter an den Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, der mittelst seines Kanzlers Jagemann Aehnliches anstrebte, sowie an seinen Sohn und Nachfolger, den Herzog Friedrich Ulrich, welcher in seinen drei schlimmen Geheimeräthen Wobersmann, Streithorst und Rheden willige Werkzeuge fand, um alle Domainen und Einkünfte des Landes zu verschleudern. Endlich an den Herzog Edzard II. von Friesland, der nicht ruhte, als bis er den Wohlstand der Stadt Emden, die durch calvinistische Einwanderung aus Holland zur Zeit des Wütherichs Alba groß, reich und mächtig geworden war, gründlich vernichtet

Digitalisiert von Google

hatte, und zwar einfach deßwegen, weil er als ſtrenger Lutheraner die Calviniſten haßte. Alſo abſolute Herrſcher von Gottes Gnaden wollten die Herren Fürſten werden und nicht minder viel lag ihnen daran, den Umfang ihrer Herrſchaften zu vermehren. Jedes Mittel, von dem ſie glaubten, daß es zum Ziele führe, war ihnen recht und insbeſondere ſcheuten ſie ſich auch nicht, mit dem Ausland zu dieſem Behufe hochverrätheriſche Verbindungen einzugehen. Der Eine rief die Spanier herbei, der Andere die Niederländer, der Dritte die Franzoſen und der Vierte gar die Türken oder die Polen. Das Bewußtſein, daß ſie untergeordnete Mitglieder eines großen Ganzen ſeien, war ihnen gänzlich abhanden gekommen und am liebſten hätten ſie es geſehen, wenn ſich das Reich vollends ganz aufgelöst haben würde. Je ſtrammer nun übrigens die Macht der Fürſten anwuchs, um ſo tiefer ſank die der übrigen Stände, insbeſondere die des Adels und der Städte. Seit dem Falle des tapferen Sickingen hatten die meiſten Reichsritter, wie wir ſchon früher geſehen, ihre Selbſtſtändigkeit als Reichsſtände verloren und faſt Alle verſtanden ſich jetzt dazu, Dienſte bei den reicheren und mächtigeren Fürſten zu nehmen. Sie traten alſo entweder in das Heer ein, wo es in Folge deſſen bald keine andere Offiziere mehr gab, als adelige; oder meldeten ſie ſich zum Staatsdienſt, wobei ſie ebenfalls immer die fetteſten Weidegründe in Anſpruch nahmen; oder endlich wußten ſie am Hofe ſelbſt unterzukommen, um als Hofmarſchälle, Hofjägermeiſter, Hofſtallmeiſter und Hofmundſchenke oder wenigſtens als Kammerherrn und Kammerjunker zu prunken. Dieſes ihres Andrängens aber waren die Fürſten und Herzoge ſehr froh, denn einmal erhielten ihre Hofhaltungen dadurch einen erhöhten Glanz, und ſodann mußten ſich die in ihre Dienſte getretenen Ritter ohne Ausnahme in lehenspflichtige Vaſallen verwandeln. In ſolcher Weiſe machte ſich jetzt der Adel geltend und darauf, daß vielleicht ein Bürgerlicher mehr Talent, mehr Bildung, mehr Kenntniſſe und mehr Arbeitskraft beſaß, wurde auch nicht die geringſte Rückſicht genommen. Was nun endlich die Städte anbelangt, ſo hatte die Hanſa, wie wir ſchon früher geſehen, ihre politiſche Bedeutung längſt eingebüßt und nachdem die Holländer ſich unabhängig gemacht, verlor ſie an dieſe auch noch eine Handelspoſition

Digitalisiert von Google

nach der andern. Kam es doch bald so weit, daß diese Holländer den Hanseaten die Mündungen des Rheins verschlossen, ohne daß, obwohl die Städte Köln, Mainz, Speier, Straßburg und Andere dadurch furchtbar geschädigt wurden, Kaiser und Reich die Fähigkeit und Kraft gehabt hätten, solcher Anmaßung entgegenzutreten! Ueberdem begannen nun auch die Engländer und Skandinavier, besonders die Dänen, ihre Flügel zu rühren, und deren Regenten nahmen den Hanseaten nach und nach alle Vorrechte, welche sie denselben früher eingeräumt hatten. Selbst die berühmte Niederlassung in Nowgorod ging in dieser Zeit an die Russen verloren und die Schweden versperrten den Seeweg nach der Narva. Noch schlimmer fast erging es den nordischen Binnenstädten, denn mit der Schifffahrt nahm auch das Großgewerbe ersichtlich ab und insbesondere fehlte es der sonst so schwunghaft betriebenen Weberei bald an Absatz. Die süddeutschen Reichsstädte aber, welche, wie Augsburg, Ulm und Nürnberg, ihren Reichthum fast ganz allein dem Verkehr mit den oberitalienischen Seestädten zu verdanken gehabt hatten, litten höchst empfindlich durch die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien, denn die Erzeugnisse des Orients nahmen nun ihren Weg nicht mehr über Genua, Pisa und Venedig. Ueberdem welchen Nachtheil brachte es nicht den Reichsstädten, daß die Zünfte, seitdem durch das Interim ihre Herrschaft gebrochen war, sich von den Patriziern der Einschränkungen eine Menge gefallen lassen mußten, und endlich, wie eifrig bestrebten sich nicht die Fürsten, ihren verhaßten republikanischen Gränznachbarn die Flügel in jeder Weise zu stutzen! Kurz die Reichsstädte geriethen in eine eben so große Abnahme, als die Hansa, und so war in Deutschland, mit Ausnahme der Fürstengewalt, Alles im Niedergang begriffen.

Noch trostloser gestalteten sich in dieser Periode die socialen und geistigen Zustände. Jene erbärmlichen theologischen Zänkereien brachten jeden Aufschwung zum Stillstand und durch das starre Festhalten am Buchstaben wurde der Volksgeist selbst beengt. Die Wissenschaft stockte, die Poesie verstummte, die Kunst starb ab und selbst die Sprache wurde undeutsch, weil man spanische Worte mit ihr vermengte. Die Vernunft selbst aber wurde geradezu mit Füßen getre-

Digitalisiert von Google

ten und man widerſetzte ſich ſelbſt den nothwendigſten Verbeſſerungen, wenn man für ſie keine anderen, als blos Vernunftgründe, anführen konnte. In dieſer Beziehung erinnere ich insbeſondere an den neuen Kalender, welchen Pabſt Gregor XIII. feſtſtellen ließ, der aber von den Proteſtanten Jahrzehnte lang zurückgewieſen wurde, obwohl man ſich bei der alten julianiſchen Rechnung in einer totalen Zeitfälſchung befand. Weil aber der ſtarre Buchſtabenglaube alles geſunde geiſtige Leben vernichtete, mußte ſowohl das Leben als der Geiſt auf Abwege gerathen und daraus entſtanden Zuſtände, die nur in verkommenen Staaten möglich ſind. Ein gräßlicher Aberglauben kam in Schwung und alle Welt trieb Alchymie, Magie und Aſtrologie. Sterndeuter gab es in Maſſe und noch mehr florirten die Goldmacher, beſonders an den Höfen der kleinen Fürſten, deren Finanzen nicht in der beſten Ordnung waren. Andere aber ſuchten nach dem Stein der Weiſen, um ſich eine ewige Jugend zu verſchaffen, und wieder Andere fabrizirten Liebespulver, welche reißenden Abſatz fanden. Mit dem Aberglauben Hand in Hand ging der Teufelsglauben und aus dieſem folgte wieder der Glauben an Teufelsbanner, ſowie an Hexen und Hexenmeiſter. Dieſer Glaube an ſich übrigens wäre noch zu entſchuldigen geweſen, allein man ſchritt nun auch zur Strafe derer, welche mit dem Teufel zu thun hatten, und die Richter bewieſen in den vielen Hexenprozeſſen damaliger Zeit eine Verfolgungswuth und Mordluſt, als hätten ſie alles Menſchliche gänzlich abgeſtreift gehabt. Ueberhaupt war eine ausgeſuchte Grauſamkeit an der Tagesordnung und wir leſen von Todes- und anderen Strafen — Abſchneiden der Brüſte, Abhauen der rechten Hand, Zwicken mit glühenden Zangen, Erſäufen, Rädern, Lebendig-aufs-Rad-flechten, Lebendig-begraben, Lebendig-viertheilen —, welche uns beim bloßen Leſen ſchon ſchaudern machen. Denken wir aber vollends an die Folterwerkzeuge, ſowie an die verſchiedenen Grade der Folterung, ſo entſetzen wir uns förmlich, denn unter denen, die gefoltert und hiedurch zum Geſtändniß gebracht wurden, waren notoriſch die Meiſten unſchuldig. Aus allem dem folgt, daß die damalige Menſchheit in eine furchtbare Rohheit verſunken war, und dieſe Rohheit manifeſtirte ſich bei den höheren und höchſten Klaſſen beſonders auch durch ihre

Digitalisiert von Google

Jagdwuth. Das Jagen an sich wäre ganz unschuldig gewesen, aber die hohen Herren veranstalteten bei jeder Gelegenheit die großartigsten Hetzjagden, bei denen die Bauern in der Frohne treiben und ihre eigenen Saaten zertreten mußten. Ueberdem legten alle Fürsten und Grafen in ihren Forsten ungeheure Wildparke an, in denen man die Säue und Hirsche nach Tausenden zählen konnte, und diese Thiere richteten in den nahen Feldern die gräßlichsten Verheerungen an. Wenn aber dann ein Bauer oder sonstiger „gemeiner Mann", über solche Verwüstung seines Eigenthums wüthend, ein Wild erlegte, so faßte man ihn als Wilderer und strafte ihn härter, als man einen Menschenmörder straft. Doch so schlimm auch die Jagdwuth in ihren Folgen war, so gab es doch noch etwas Schlimmeres, nemlich die Gemeinheit und Völlerei, deren sich die „Edlen" damaliger Zeit befleißigten. Sieben Stunden lang und länger saß man an den Fürstenhöfen an der Tafel und überall ahmte man diese fürstliche Sitte nach. Der Genuß aber bestand nicht im Fein-Essen und Fein-Trinken; nein, er bestand im Viel-Essen und Viel-Trinken, und besonders die Trinksucht erreichte eine Höhe, welche man früher — und doch waren die Deutschen schon in Urzeiten als starke Trinker berüchtigt — nie gekannt hatte. Was aber trank man? Nun Thee und Kaffee kannte man damals noch nicht, und vom Zuckerwasser wollte man nichts wissen. Also blieb nichts übrig, als Bier und Wein, sowie Branntwein, dessen Fabrizirung jetzt eben (am Ende des 16. Jahrhunderts) auch bei uns bekannt wurde, und von diesen Getränken schüttete man bei jedem Gelage so viel und so lange in sich hinein, bis man viehisch betrunken unter dem Tische lag. So lesen wir, daß der Kurfürst Christian II. von Sachsen fast immer betrunken war und jeden Tag für verloren erachtete, an dem er nicht total sinnlos zu Bette gebracht werden mußte. Nicht minder stark soff auch der Herzog Friedrich von Liegnitz und im trunkenen Zustande wüthete er dann so furchtbar, daß endlich nichts übrig blieb, als ihn gefangen zu setzen. Sein Ebenbild aber wurde sein Sohn und Erbe Heinrich, der mit seinem ewigen Gesellschafter, dem lustigen Junker Hans von Schweinichen, Alles so gründlich durch die Gurgel jagte, daß er in den letzten Jahren seines Lebens betteln mußte. Selbst des berühmten

Digitalisiert von Google

Herzogs Christoph Sohn und Erbe, der Herzog Ludwig von Württemberg, der so fromm war, daß man von ihm sagte, er könnte, wenn Gott je abhanden käme, dessen Stelle vertreten, ging äußerst selten zu Bette, ohne sich vorher seinen Rausch angetrunken zu haben, und eben so hielt es auch der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig. Ja Letzterer schüttete einmal (anno 1613) in Prag bei einem Gastmahl, das ihm der nachmals so berüchtigt gewordene Graf von Slavata gab, so viel Wein in sich hinein, daß er auf der Stelle todt blieb, und Aehnliches könnte ich noch von vielen anderen Fürsten und vornehmen Herrn berichten. Es genüge jedoch anzuführen, daß der Reichstag von Frankfurt vom Jahr 1577 nachfolgenden Beschluß faßte: „Es solle allen Kurfürsten, Fürsten und Ständen anbefohlen werden, daß sie ihren Unterthanen zum Exempel das übermäßige Trinken und Zutrinken gänzlich meiden, es auch an ihren Höfen und in ihren Landen ernstlich abthun sollen. Auch sollen sie ihren Predigern befehlen, das Volk alle Sonntage von der Kanzel herab von diesem Laster abzumahnen, das den Deutschen bei allen fremden Nationen Verachtung zugezogen und aus welchem Gotteslästerung, Mord, Todtschlag, Ehebruch und noch viele andere Laster hervorgehen.“

Es waren also höchst traurige Zustände, welche sich unmittelbar nach der großen Reformationserhebung geltend machten; ich darf aber auch nicht vergessen anzuführen, daß sich in dieser gräßlich rohen Finsterniß einige wenige Lichtpunkte finden, nemlich die großen Entdeckungen, welche eben damals die beiden großen Astronomen Kopernikus und Keppler machten. Nikolaus Kopernikus, anno 1473 in Thorn geboren, aber von Westphalen herstammend, fand das wahre Weltsystem, wie die Planeten sich um die Sonne drehen, und man hat Recht, wenn man ihn den Schöpfer der neuen Astronomie nennt; Johannes Keppler aber, geboren im Jahr 1571 zu Magstadt im Württembergischen, entdeckte die Gesetze des Planetenlaufs und diese Gesetze — Regulae Keppleri genannt — sind es, auf die sich die ganze neue Theorie des Planetensystems gründet. So sind diese beiden Gelehrten wahre Glanzpunkte der astronomischen Wissenschaft geworden; allein nicht blos diese — die astronomische Wissenschaft — zog Nutzen von ihnen, sondern auch die Theologie und Philosophie,

Digitalisiert von Google

denn eben jene aſtronomiſchen Entdeckungen erſchütterten den ſtarren Buchſtabenglauben und man durfte von da an an der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte zweifeln, ohne deßhalb als Atheiſt verſchrieen zu werden. Eben an dieſem ſtarren Buchſtabenglauben rüttelte übrigens auch die neue religiöſe Geiſtesrichtung, welche von den beiden Myſtikern Jacob Böhme (geboren anno 1575 zu Altheidenberg unweit Görlitz) und Johannes Arnd (geboren im Jahr 1555 zu Ballenſtadt im Anhaltiſchen) ausging und ſowohl die Theologie als die Philoſophie zu neuem Leben erweckte.

Viertes Kapitel.

Der dreißigjährige Krieg.

(1618—1648).

Die proteſtantiſchen Stände Böhmens wußten nur zu gut, daß ihnen König Ferdinand die raſche That vom 23. Mai nie verzeihen würde, und deßhalb beſchloſſen ſie ſofort — ihr Kopf und ihr Arm war der Graf Matthias von Thurn — zu handeln, ehe der König zu ihrer Unterdrückung noch gehörig gerüſtet ſei. Alſobald, gleichſam im Sturm, ward alſo der Defenſionsausſchuß erneuert und dieſer richtete ſich augenblicklich als revolutionäre Regierung ein. Seine erſte Handlung war, die öffentlichen Kaſſen mit Beſchlag zu belegen; ſeine zweite, die ſämmtlichen Beamten in Eid und Pflicht zu nehmen oder ſie durch proteſtantiſche zu erſetzen; ſeine dritte, alle Jeſuiten aus dem Lande zu jagen, und ſeine vierte, ſo ſchnell als möglich Truppen anzuwerben. Nicht minder beeilte man ſich, auswärtige Hülfe zu gewinnen und wandte ſich deßhalb an alle politiſchen Feinde des Hauſes Habsburg. So namentlich an Bethlen Gabor — er hieß eigentlich Gabriel Bathory —, deſſen Familie ſich nach dem Ausſter-

Digitalisiert von Google

ben der Zapolyas mit Hülfe der Türken des Fürſtenthums Siebenbürgen bemächtigt hatte, und an die proteſtantiſche Union, welche auch in der That alsbald unter dem Oberkommando des Grafen Ernſt von Mansfeld den Böhmen ein kleines Hülfskorps zuſandte. So ſchnell nun übrigens auch gehandelt wurde, ſo ging doch über all' dem eine geraume Zeit vorbei, und erſt mit dem Schluſſe des Jahrs 1618 konnte die revolutionäre Regierung Böhmens ſich rühmen, daß ſie — einige wenige feſte Punkte, wie Budweis, Pilſen und Krummau, in welchen kaiſerliche Beſatzungen lagen, abgerechnet — vollkommene Herrin von Böhmen ſei. Inzwiſchen war König Ferdinand natürlich auch nicht müſſig geblieben und ſchon gegen den Schluß des Jahrs 1618 hin konnte er ein kleines Heer unter dem bewährten General Boucquoi, einem Spanier von Geburt und Zögling Spinolas, gegen die Aufrührer entſenden, während ein anderer ſeiner Generale, Dampierre, ein geborner Franzoſe, ein zweites anſammelte. Eben aber weil Boucquoi noch ſo wenig Truppen unter ſich hatte, wurde es dem Grafen von Thurn leicht, ihn zur Seite zu werfen und ſodann im Frühjahr 1619 durch Mähren, deſſen Bevölkerung ihn mit Jubel empfing, ins Oeſtreichiſche einzurücken. Bereits zu Anfang des Monats Mai ſtanden die Böhmen vor Wien, wo König Ferdinand reſidirte, und daraufhin gerieth die Stadt in eine fürchterliche Gährung. Die dortigen Proteſtanten griffen zu den Waffen, feſt entſchloſſen, mit den Böhmen gemeinſchaftliche Sache zu machen, und die öſtreichiſchen Stände, die eben verſammelt waren, beſchloſſen, die Zeitumſtände zu benützen, um vom Könige Ferdinand die Gewährung eines Majeſtätsbriefs gleich dem böhmiſchen zu erzwingen. Letzterer befand ſich alſo in großer Noth, da die Beſatzung, die er in die Stadt geworfen hatte, nur eine geringe war; aber dennoch blieb er unerſchütterlich feſt und alles Andrängen ſowohl der Stände als der proteſtantiſchen Bürgerſchaft machte keinen Eindruck auf ihn. Da beſchloſſen die Stände endlich einmal Ernſt zu machen, und eine am 6. Juni 1619 an den König entſendete Deputation ſollte denſelben geradezu zwingen, den Majeſtätsbrief zu unterſchreiben. Aber ſiehe da, wie eben dieſe Deputation im Begriff war, zu Handgreiflichkeiten — der Deputirte Evergaſſing hatte den Mo-

Digitalisiert von Google

narchen bereits an den Knöpfen seines Wamses gefaßt — überzugehen, schmetterten Trompeten im Schloßhofe und fünfhundert Küraſſiere, welche General Dampierre durch das unbewachte Fiſcherthor in die Stadt geführt hatte, rückten auf. Jetzt machte ſich die Deputation, ſo ſchnell als ſie konnte, aus dem Staube und entfloh ins Lager Thurns. Umgekehrt aber ermannte ſich die katholiſche Bürgerſchaft und bildete am 9. Juni zuſammen mit der Wiener Studentenſchaft ein bewaffnetes Corps von 2000 Mann. So verlor der Graf von Thurn immer mehr die Hoffnung, ſich Wiens bemächtigen zu können, und wie nun vollends am 22. Juni die Hiobspoſt bei ihm einlief, daß der General Boucquoi, deſſen Corps einſtweilen durch die Anwerbungen Dampierre's bedeutend angewachſen war, den Grafen von Mannsfeld bei Budweis aufs Haupt geſchlagen habe, gab er ſofort die Belagerung der öſtreichiſchen Hauptſtadt auf, um ſo ſchnell als möglich zur Deckung Prags nach Böhmen zurückzueilen.

Jetzt konnte König Ferdinand das Haupt wieder kühnlich erheben und alsbald eilte er nach Frankfurt, wo ſich zu Ende Auguſt die Kurfürſten verſammelt hatten, um dem verſtorbenen Kaiſer Matthias einen Nachfolger zu geben. Man hätte nun glauben ſollen, daß diejenigen von ihnen, welche der proteſtantiſchen Religion angehörten, unter keinen Umſtänden dem König Ferdinand ihre Stimmen gegeben haben werden, da es ja Jedermann kund ſein mußte, daß er auf nichts Geringeres ausgehe, als das ganze Reformationswerk umzuſtürzen; allein merkwürdiger Weiſe kam es nicht einmal zu einer Scheinoppoſition. Der Kurfürſt von Sachſen nemlich hatte, wie wir wiſſen, ſchon früher ſein Wort gegeben, den Ferdinand zu wählen, und verband ſich nun zu dieſem Zwecke aufs innigſte mit den drei katholiſchen Kurfürſten von Mainz, Trier und Köln; die beiden Kurfürſten von Brandenburg und von der Pfalz aber wagten es nicht, der Mehrzahl zu widerſprechen, und alle Bemühungen des Fürſten von Anhalt, ſie über ihre Verblendung und Kurzſichtigkeit aufzuklären, waren vergeblich. Vielmehr gaben auch ſie dem Todfeind der proteſtantiſchen Religion ihre Stimmen und am 28. Auguſt 1619 ward Ferdinand von Oeſtreich einſtimmig zum deutſchen Kaiſer erwählt, worauf am 9. September die feierliche Krönung folgte.

Digitalisiert von Google

Inzwischen waren die böhmischen Stände noch um einen Schritt weiter gegangen und hatten nicht nur den Kaiser Ferdinand II. — diesen Titel müssen wir ihm von nun an geben — „als Erbfeind der Gewissensfreiheit und Sklaven Spaniens und der Jesuiten" der böhmischen Krone für verlustig erklärt, sondern dieselbe auch dem Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz übertragen. Letzterer, ein noch sehr jugendlicher Herr, schwankte eine Zeitlang, ob er das Diadem annehmen solle, denn er konnte sich nicht verhehlen, daß er um dasselbe mit dem Hause Habsburg auf Tod und Leben werde kämpfen müssen; allein seine sehr ehrgeizige Gemahlin, Tochter Jacobs I. von England, und sein glaubenseifriger Beichtvater Scultetus überredeten ihn, den gefährlichen Schritt zu thun, und so wurde er denn am 25. Oktober 1619 in Prag mit großem Pomp zum König von Böhmen gekrönt. Daraufhin huldigten ihm auch die sogenannten böhmischen Nebenländer, nemlich Mähren und Schlesien nebst der Lausitz, und alle diese Länder zusammen stellten so viel Truppen, daß der Graf von Thurn abermals ins Oestreichische einrücken konnte. Dort vereinigte sich der Fürst Siebenbürgens, Bethlen Gabor, welcher den Krieg gegen das Haus Habsburg schon vor einigen Monaten mit einem Siegeszug durch Ungarn eröffnet hatte, mit ihm und sie schritten sofort gemeinsam zur zweiten Belagerung Wiens. Dießmal schien die Stadt verloren; allein kaum hatte die Belagerung ernstlich begonnen, so erhielt Bethlen Gabor die Nachricht, daß der General Boucquoi mit einem starken Heere in Ungarn eingerückt sei, und daraufhin eilte derselbe mit allen seinen Truppen rückwärts, um der neuen Gefahr zu begegnen. Eben so wenig konnte der Graf von Thurn die Belagerung fortsetzen, denn der Winter stellte sich jetzt plötzlich in solch' rauher Weise ein, daß man nothwendig wärmere Quartiere aufsuchen mußte. Somit zog sich der böhmische Oberfeldherr in sein Vaterland zurück und von dieser Stunde an war die Sache der böhmischen Aufständischen im offenen Niedergang begriffen.

Auf dem Heimweg von der Frankfurter Kaiserwahl nahm Ferdinand II. einen längeren Aufenthalt bei seinem Jugendfreund Maximilian I. in München und stellte demselben die gefährliche Lage des

Digitalisiert von Google

Katholizismus in den östreichischen Erbstaaten so eindringlich vor, daß der bairische Herzog endlich einwilligte, an der Spitze der Liga dem Protestantismus in Böhmen entgegenzutreten. Nur machte er die Bedingung, daß er in der Kriegführung vollkommen freie Hand haben und für alle seine Auslagen hinreichend entschädigt werden müsse. Stolz auf solchen Erfolg seiner Ueberredungskunst verlangte Ferdinand II. nun auch von seinem Vetter, dem Könige Philipp III. von Spanien, thatkräftige Unterstützung und dieser beauftragte sofort seinen General Spinola, in den Niederlanden ein tüchtiges Heer zu sammeln, mit dem er die Pfalz, also das Stammfürstenthum Friedrichs V., des neugewählten böhmischen Königs, zu besetzen habe. Endlich und zuletzt richtete Ferdinand II. sein Augenmerk auf die protestantische Union, ob er dieselbe nicht davon abhalten könne, den Böhmen mit starker Macht beizustehen, und in der That selbst dieses glückte ihm. Zwar allerdings drang der Fürst Christian von Anhalt darauf, daß die Union sich rüsten müsse, und mehrere der kleineren Fürsten bewiesen ihre Bereitwilligkeit hiezu sofort damit, daß sie, wie schon gemeldet, den Grafen von Mannsfeld mit einem kleinen Corps nach Böhmen entsendeten. Der in Wollüsten erschlaffte Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg dagegen betheiligte sich dabei nicht: „weil ihn die Böhmen nichts angingen“, und wie nun der Kaiser sowohl als Maximilian I. die bestimmte Zusicherung gaben, daß es sich bei den Rüstungen, welche eben jetzt die Liga machte, nicht um die Bekämpfung des Protestantismus handle, sondern rein blos um die Niederwerfung einer sehr gefährlichen Rebellion gegen den rechtmäßigen Fürsten, da erklärten auch die meisten übrigen Mitglieder der Union, daß sie neutral bleiben wollten. Mit andern Worten, sie beschlossen feiger Weise, die böhmischen Glaubensgenossen ihrem Schicksale zu überlassen, weil man ihnen die Ueberzeugung beigebracht hatte, daß ihre eigene Existenz nicht gefährdet sei, und am 3. Juli 1620 kam darüber zwischen ihnen und dem Kaiser zu Ulm ein förmlicher Vertrag zu stande. Noch niederträchtiger benahm sich der Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen. Anstatt nemlich an die Spitze der Protestanten zu treten, wie es ihm als dem Mächtigsten derselben geziemt hätte, überredete ihn sein stocklutherischer Hofprediger Hoë

Digitalisiert von Google

von Hoënegg, daß es ſeiner Seele Verderben bringen würde, wenn er ſich nicht dem calviniſtiſchen Kurfürſten von der Pfalz, dem neuen Könige von Böhmen, entgegenſtelle, und ſo ſchloß er, der Beherrſcher Sachſens, der Wiege des Proteſtantismus, einen geheimen Bund mit dem Habsburger zur Bekämpfung der eigenen Glaubensbrüder. Freilich für nichts und wieder nichts ließ er ſich dazu nicht herbei, ſondern der Kaiſer mußte ihm dafür einen Theil der Lauſitz verſprechen und ſo wirkten Eigennutz und blinder Religionshaß zuſammen, um ihn zum Verräther am Proteſtantismus zu machen.

Während aller dieſer Vorgänge war man katholiſcherſeits in den Rüſtungen nicht einen Augenblick lang ſtille geſtanden. In den Niederlanden hatte Spinola ein Heer von 22,000 Mann — meiſt Wallonen und Spanier — ausgerüſtet und mit dieſem zog er im Juli 1620 den Rhein herauf gegen die Kurpfalz. Um dieſelbe Zeit war auch das Heer Boucquoi's, der gegen Bethlen Gabor in Ungarn kämpfte, durch ſpaniſch-italieniſche Truppen unter dem General Verdugo von Mailand her verſtärkt worden, ſo daß er nach und nach die Oberhand über den Fürſten von Siebenbürgen gewann. Weiter ſtand der Herzog Maximilian I. von Baiern mit einem liguiſtiſchen Heere von 30,000 Mann bei Donauwörth und ſeine Abſicht ging dahin, über Oberöſtreich in Böhmen einzurücken. Endlich machte noch der Kurfürſt von Sachſen Anſtalt, mit 15,000 Mann die Lauſitz zu beſetzen, um von da aus, wenn nöthig, gegen Schleſien zu operiren. Was that nun hiegegen Friedrich V., der neue König von Böhmen? Man darf wohl ſagen, daß er, falls er es verſtanden hätte, die Mannen Böhmens, Mährens und Schleſiens zum kräftigſten Widerſtande zu begeiſtern, gar wohl im Stande geweſen wäre, ſich zu behaupten. Allein ſtatt deſſen vergeudete er ſeine Zeit und ſein Geld in Schauſtellungen und Feſtlichkeiten und war noch überdieß ſo thöricht, ſowohl das Volk als den Adel zurückzuſtoßen. Das Volk dadurch, daß er es verſuchte, die Utraquiſten in Calviniſten umzuſchaffen, und zu dieſem Behufe eine förmliche Bilderſtürmerei in den proteſtantiſchen Kirchen vornahm; den Adel dadurch, daß er die bisher gewohnten Führer, die Grafen von Thurn und von Mannsfeld, zurückſetzte und dagegen dem Fürſten Chriſtian von Anhalt ſowie dem

Digitalisiert von Google

Grafen Georg Friedrich von Hohenlohe den Oberbefehl über die Armee anvertraute. So beging er Fehler über Fehler und seine Niederlage konnte also nicht ausbleiben. Zu Ende des Monats Juli 1620 überfiel Maximilian I. plötzlich Oberöstreich, dessen protestantische Stände dem Kaiser bis jetzt nicht gehuldigt hatten, weil sie vorher Religionsfreiheit zugesichert haben wollten, und machte sich ohne viel Mühe in wenigen Wochen zum Herrn des ganzen Landes. Dann vereinigte er sich mit dem General Boucquoi, um gegen Böhmen zu marschieren, und dem Bethlen Gabor wurde einstweilen der General Dampierre entgegengestellt. Die Streitkräfte Maximilians I. betrugen nun über 50,000 Mann und ihm gegenüber stand der Fürst von Anhalt, der Generalissimus des Böhmenkönigs, mit noch nicht einmal halb so viel Truppen. Der Fürst mußte sich also Schritt für Schritt zurückziehen; aber endlich machte er auf dem weißen Berge bei Prag Halt. Hier nun kam es am 8. November 1620 zur Schlacht und wie diese ausfiel, kann man sich denken. Binnen einer Stunde hatte das kaiserlich-liguistische Heer einen vollständigen Sieg errungen und über 5000 erschlagene Böhmen deckten das Schlachtfeld.

König Friedrich hätte sich nun, wenn er Mannesmuth gehabt hätte, in das stark befestigte Prag werfen und dieses so lange vertheidigen können, bis der Graf von Mannsfeld, der einstweilen Pilsen erobert hatte, und der tapfere Bethlen Gabor zu seinem Entsatz herbeigeeilt wären. Aber statt dessen entfloh er über Hals und Kopf nach Schlesien und ließ in seiner Feigheit sogar die Kronkleinodien zurück. In Schlesien übrigens konnte er sich ebenfalls nicht lange halten, da ihm der Kurfürst von Sachsen von der Lausitz her auf den Leib rückte, und eben so wenig durfte er es wagen, eine Zuflucht in der Pfalz, seinem Erbfürstenthume, zu suchen, denn diese war einstweilen bis auf wenige feste Plätze, wie Heidelberg, Mannheim, Frankenthal und Germersheim, von dem spanischen General Spinola erobert worden. Demgemäß brachte er sich über Berlin nach Holland in Sicherheit, wo man ihm ein karges Gnadenbrod gewährte, und von dieser Zeit an erhielt er den Spottnamen „Winterkönig", weil seine Herrschaft eigentlich nur einen Winter lang gedauert hatte.

Digitalisiert von Google

Nach der Schlacht am weißen Berge unterwarf ſich ganz Böhmen mit allen ſeinen Nebenländern und nur in der Stadt Pilſen hielt ſich der Graf von Mannsfeld noch eine Zeitlang. Auch in Ungarn wurde der Frieden hergeſtellt, denn Bethlen Gabor, einſehend, daß er für ſich allein zu ſchwach ſei, den Krieg fortzuſetzen, begnügte ſich mit einigen ungariſchen Geſpannſchaften, die ihm Ferdinand II. überließ, und zog ſich nach Siebenbürgen zurück. Nicht minder löste ſich die proteſtantiſche Union, um nicht gemaßregelt zu werden, am 12. April 1621 auf und die katholiſche Sache hatte alſo vollſtändig geſiegt. Wie nun aber beuteten die Sieger ihren Sieg aus? Nun in der Pfalz herrſchten die Spanier unter Spinola auf ſpaniſche Weiſe und das ſchöne Land wurde gerade ſo geknechtet und mißhandelt, wie es ſeiner Zeit der Herzog von Alba in den Niederlanden gemacht hatte. Ein noch viel ſchlimmeres Loos bereitete Ferdinand II. und Maximilian I. den Böhmen und Oberöſtreichern, und die Feder ſträubt ſich all' das Gräßliche niederzuſchreiben, was die beiden Herrſcher im Namen Gottes vollführten. Der Böhmen bemächtigte ſich unmittelbar nach der Prager Schlacht ein ſolcher Schrecken, daß viele Tauſende ſich in ſicheren Schlupfwinkeln verbargen, während eben ſo viel tauſend Andere (darunter auch der Graf von Thurn), Alles, was ſie beſaßen, zurücklaſſend, über die Gränze flohen. Doch ſiehe da, von Seiten des Siegers geſchah drei Monate lang gar nichts, was dieſe Angſt gerechtfertigt hätte, und ſo verließen nicht nur die meiſten Verſteckten ihr Verſteck, ſondern auch Viele der Entflohenen kehrten zurück. Sie meinten, Ferdinand II. werde ſich mit der Unterwerfung Böhmens begnügen und habe nicht im Sinne, irgend einen Strafakt vorzunehmen. Nachdem nun aber hiedurch die Böhmen in Sicherheit eingelullt waren, ließ Ferdinand II. plötzlich alle diejenigen, welche ihm als Rädelsführer und Anſtifter des Aufſtands bezeichnet worden waren, drei und vierzig an der Zahl, am 20. Februar 1621 ins Gefängniß werfen und ſetzte über ſie unter dem Präſidium des Fürſten von Lichtenſtein ein dem Albaiſchen in den Niederlanden nachgebildetes Blutgericht nieder. Von jetzt an folgte Verhaftung auf Verhaftung, nicht minder aber auch Verurtheilung auf Verurtheilung. Die erſten Hinrichtungen, ſieben und zwanzig an

Digitalisiert von Google

der Zahl, fanden am 21. Juni 1621 statt und unter den Hingerichteten nenne ich besonders den berühmten Arzt Jessenius, Rector an der Universität Prag, sowie den Grafen Joachim Andreas von Schlick, dessen Ahnherr Caspar Schlick dem Hause Habsburg zu dem Luxemburgischen Erbe verholfen hatte. Seit diesem Tage kannte man keine Schonung mehr und nur bei den Geringergestellten begnügte man sich mit Landesverweisung. Mit der Verurtheilung aber war natürlich immer Vermögensconfiscation verbunden und der Werth dieser Confiscationen wurde später auf vierzig Millionen Goldgulden geschätzt. Endlich, um das Werk würdig zu krönen, ging man an die Ausrottung des Protestantismus und hiebei traten die Jesuiten, welche ihr hoher Gönner Ferdinand II. natürlich sogleich im Triumphe nach Böhmen zurückführte, als Hauptacteure auf. Am 13. Dezember 1621 also erschien ein kaiserliches Decret, welches die sämmtlichen reformirten Prediger und Lehrer des Landes verwies, und diesem ersten Decret folgte im Oktober 1622 ein zweites, welches die Verbannung auch auf die übrigen nichtkatholischen Lehrer und Pfarrer ausdehnte. Nicht lange hernach, als Ferdinand II. sah, daß weder der Regent Sachsens noch die andern protestantischen Fürsten Deutschlands mit den Waffen in der Hand Protest einlegten, erklärte man der gesammten nichtkatholischen Einwohnerschaft, daß sie sofort zu wählen habe, ob sie auswandern oder zum Katholizismus zurückkehren wolle, denn in Böhmen, Mähren und Schlesien dürfe künftighin nur noch der katholische Glauben herrschen. Daraufhin verließen über 30,000 protestantische Familien, darunter 200 der edelsten Geschlechter, ihr Vaterland, um in Preußen, Sachsen, Holland und der Schweiz eine neue Heimath zu suchen, und dadurch wurde der Gewerbfleiß Böhmens so gut wie vernichtet. Nun waren aber unter den Zurückgebliebenen, das heißt unter denen, welche, um bleiben zu können, erklärt hatten, katholisch werden zu wollen, Viele, die, weil innerlich immer noch protestantisch, die Messe, die Prozessionen und die sonstigen kirchlichen Uebungen der Katholiken nicht mitmachten, und sowie solcher Frevel entdeckt wurde, was geschah dann? Ei diese Frevler ließ man von den Kroaten mit geschwungenen Säbeln in die Kirche treiben, oder legte man ihnen ein Dutzend Lichtensteinischer

Digitalisiert von Google

Dragoner (so genannt, weil der Fürst Karl von Lichtenstein, der Blutgerichtspräsident und nachherige Statthalter von Böhmen, diese Dragonerregimenter eigens zum Behuf der Bekehrung ins Leben rief) so lange ins Haus, bis sie zu Kreuze krochen. Kurz die rohesten wie die raffinirtesten Mittel wurden angewendet, um den Protestantismus total zu vernichten, und zum Schlusse der Tragödie zerriß Ferdinand II. den böhmischen Majestätsbrief, den er seiner Zeit so feierlich beschworen, mit eigener Hand. Ganz in gleicher Weise, wie Ferdinand II. in Böhmen, Schlesien und Mähren, verfuhr Maximilian I. in Oberöstreich, das ihm als Pfand bis zur Bezahlung der Kriegskosten überlassen worden war, und die Einwohner, die Vornehmen wie die Geringen, wurden durch die sogenannten „Seligmacher" — einen Abklatsch der Lichtensteinischen Dragoner — so lange bis aufs Blut gepeinigt, bis sie entweder wieder katholisch geworden oder ins Ausland geflohen waren. Der Letzteren waren es über 20,000 und darunter befanden sich — wie in Böhmen — die gewerbfleißigsten Bürger, sowie der angesehenste Adel. Die Bauern auf dem Lande aber, denen das Auswandern unmöglich war, weil sie die nöthigen Mittel dazu nicht besaßen, erregten einen Aufstand, der erst nach mehreren Jahren (nachdem ihr Anführer Stephan Fadinger, der ein entschiedenes militärisches Talent besaß und den bairischen General Lindlo mehrmals schlug, im Kampfe gefallen war) durch die Tapferkeit des Grafen Gottfried Heinrich von Pappenheim, der nachher so berühmt geworden ist (er zählte damals erst sieben und zwanzig Jahre) gedämpft werden konnte. Von jetzt an herrschte auch hier Ruhe, die Ruhe des Todes, der Folterkammer und des Zuchthauses; der Protestantismus aber war glücklich vertilgt und die Jesuiten stimmten ein „Te Deum" an. Im Ganzen genommen mögen damals die deutschöstreichischen Lande, also Böhmen, Mähren, Schlesien, Oestreich, Steiermark, Kärnthen, Krain und Tyrol eine Einwohnerzahl von acht Millionen Menschen gehabt haben und von diesen waren mindestens sechs Millionen Protestanten gewesen. Nun gut, diese sechs Millionen hatten sich jetzt, die Ausgewanderten abgerechnet, durch die brutalste Gewalt zum Katholizismus zurückpressen lassen müssen, weil von den übrigen Protestanten im Reich auch nicht

Digitalisiert von Google

das Geringste geschehen war, solchen Schandthaten ein Ziel zu setzen, und Ferdinand II. glaubte damit etwas Großes geleistet zu haben. Das Große aber, das daraus hervorging, war der geistige Niedergang der habsburgischen Lande, welcher auch den materiellen nach sich zog, denn statt zum Arbeiten und zum Denken wurde das Volk jetzt zum Messehören und zum Wunderglauben angehalten.

So endete der erste Act des großen Glaubenskampftrauerspiels mit einem vollständigen Triumph der katholischen Parthei. Trotzdem aber legte von denen, welche bis jetzt gegen den Kaiser Ferdinand II. im Felde gestanden, ein Einziger die Waffen nicht nieder, nemlich der Graf Ernst von Mannsfeld, der mit seinen Soldtruppen den Böhmen zu Hülfe gezogen war. Als ein jüngerer Sohn besaß er keine Hufe Landes und eben so wenig war er sonst mit Reichthümern gesegnet; aber sein Feldherrntalent wie seine wilde Tapferkeit war unbestritten und deßwegen liefen ihm die Söldner, denen er die größten Freiheiten gewährte, schaarenweise zu. Nachdem sich nun das Schicksal Böhmens entschieden hatte, zog er von Pilsen in die Bisthümer Bamberg, Würzburg und Eichstädt (deren Beherrscher waren ja Mitglieder der Liga) und brandschatzte dieselben als ein anderer Albrecht Alcibiades auf die unbarmherzigste Weise. Auch ließ er die Werbetrommel gar lustig rühren und brachte so, weil es der müssigen Waffenknechte (Verdorbene vom Adel, verlaufene Pfaffen und Studenten, bankerotte Kaufleute und Leutefresser nennt sie eine alte Chronik) eine ganze Unzahl gab, brachte er sein Heer in kurzem auf 20,000 Mann; das Geld zu ihrem Unterhalt aber lieferten ihm theils seine Brandschatzungen, theils die Freigebigkeit des Königs von England, des Schwiegervaters des Winterkönigs. Jetzt, nachdem er sich für stark genug hielt, um den Krieg wieder eröffnen zu können, erklärte er vom Winterkönige — dem verjagten König Friedrich — bevollmächtigt zu sein, seine Sache gegen den Kaiser zu führen, und warf sich zu Anfang des Jahrs 1622 in das kaiserliche Elsaß. Zu gleicher Zeit, von seinem Beispiele angesteckt, warb auch der tapfere Herzog Christian von Braunschweig, ein jüngerer Bruder des regierenden Herzogs Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, in Niedersachsen ein Heer an, um ebenfalls für den Winterkönig ins

Digitalisiert von Google

Feld zu ziehen, und hiezu mußten auch ihm die Bisthümer und Klöster, mit denen er, wie z. B. mit Paderborn und Münster, ganz entsetzlich umging, die nöthigen Mittel liefern. Ein drittes Heer endlich rüstete der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach aus und zu ihm stand der Herzog Magnus von Württemberg, ein jüngerer Bruder des regierenden Herzogs Johann Friedrich. Diese drei Bandenführer hatten zusammen wenigstens 50,000 Mann unter den Fahnen, allein, weil auf den Raub angewiesen, operirte Jeder von ihnen vereinzelt und so hätte man glauben sollen, daß es dem Kaiser Ferdinand II. und seinen Verbündeten ein Leichtes gewesen sein werde, sie Einen nach dem Andern zu vernichten. Dem war übrigens keineswegs so. Der Kaiser selbst nemlich konnte von seinen Truppen keinen Mann entbehren, weil Bethlen Gabor den mit ihm abgeschlossenen Waffenstillstand längst wieder gebrochen hatte. Ebenso war auch der König von Spanien der mit den protestantischen Niederlanden soeben wieder ausgebrochenen Feindseligkeiten wegen genöthigt, seinen tapferen Feldherrn Spinola aus der Pfalz abzuberufen, und konnte dort nur ein kleines Corps unter dem General Cordova zurücklassen. Demgemäß überließ man es ganz allein dem Herzog Maximilian I. von Baiern, die drei großen Bandenführer zu bekämpfen, und damit beauftragte der Herzog seinen tapfern Feldherrn Tilly, der schon in der Schlacht am weißen Berge den Ausschlag gegeben hatte. Johann Tzerklas (Sir Klas oder Niklas) Graf von Tilly, geboren anno 1559 im wallonischen Brabant und in seiner Jugend von den Jesuiten gebildet, hatte in den Niederlanden unter Alba, Requesens, Don Juan d'Austria und Alexander Farnese das Kriegshandwerk im Großen erlernt, war dann im Jahr 1601 in die Dienste des Kaisers Rudolph II. getreten und endlich im Jahr 1609 vom Herzog Maximilian I. zum bairischen Generalfeldmarschall ernannt worden. Mit strengen Sitten verband er einen mächtigen Eifer für den katholischen Glauben; von Aussehen aber war er unheimlich, von magerer Gestalt, mit breiter runzelvoller Stirne, finsteren großen Augen, einem spitzen Knebelbart und wirren borstigen Haaren. Selten sah man ihn anders gekleidet, als in ein grünes Atlaswamms, auf dem Haupt einen kleinen Hut mit wallender rother

Digitalisiert von Google

Feder und an den Stiefeln lange Sporen. Dieſer Feldherr nun warf ſich zuerſt auf den Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach und brachte ihm am 6. Mai 1622 bei Wimpfen eine totale Niederlage bei. Viele edle Herren, wie der junge Herzog Magnus von Württemberg und der Pfalzgraf Chriſtian von Birkenfeld, auch ein jüngerer Sohn, verloren dabei das Leben; der erſt achtzehnjährige Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar dagegen, der jüngſte von ſechs Brüdern, der ſich hier die erſten Sporen verdiente, entkam glücklich und ebenſo auch der Markgraf von Baden-Durlach ſelbſt. Von da aus zog Tilly gegen den Herzog Chriſtian von Braunſchweig und ſchlug ihn am 20. Juni 1622 bei Höchſt ſo gründlich, daß der Herzog ſein ganzes Fußvolk einbüßte. Endlich ſuchte Tilly auch noch den tapfern Mannsfeld auf; dieſer aber, ſich zu ſchwach fühlend, zog ſich nach einigen kleinen Gefechten durch die Champagne nach den Niederlanden und half dort den Holländern die Stadt Bergen-op-Zoom, welche Spinola belagerte, zu entſetzen. Nachdem die drei großen Bandenführer das Feld hatten räumen müſſen, wandte ſich Tilly nach der Pfalz, um gemeinſam mit den dort ſtehenden Spaniern die letzten feſten Plätze, die noch nicht in ſpaniſchen Händen waren, zu erobern, und nach ſcharfer Belagerung gelang es ihm im Winter auf 1623 die Stadt Heidelberg nebſt dem dortigen herrlichen kurfürſtlichen Schloſſe zu erſtürmen. Dort confiscirte er ſofort die unſchätzbare ſogenannte Heidelberger Bibliothek, welche durch die Munificenz der pfälziſchen Kurfürſten angeſammelt als der größte literariſche Schatz Deutſchlands galt, und ſein Herr, der Herzog Maximilian I., beeilte ſich, dieſelbe dem Pabſt Gregor XV. zum Präſente zu machen. Nach Heidelberg wurde auch Mannheim ſowie Frankenthal und Germersheim erobert und daraufhin ging es ſelbſtverſtändlich in der ganzen Pfalz an die Ausrottung des Proteſtantismus, wobei die Jeſuiten, welche den bairiſchen Truppen ſtets auf den Ferſen folgten, natürlich wieder die Hauptaction übernahmen. Vor allem wurden die proteſtantiſchen Profeſſoren Heidelbergs ſowie die ſämmtlichen proteſtantiſchen Geiſtlichen des Landes ohne weiteres über die Gränze gebracht und daraufhin begann in gewohnter Weiſe die Zwangsbekehrung der Laien. Hiemit aber begnügte man ſich noch

Digitalisiert von Google

nicht einmal, sondern der Generalfeldmarschall Tilly dehnte die Quartiere seiner Truppen bis nach Zweibrücken, nach der Wetterau, nach Baden-Durlach, ja selbst nach dem Elsaß, besonders nach Hagenau und Colmar aus, und auch hier mußten alle Protestanten entweder auswandern oder aber sich zur Alleinseligmachenden bekehren. Nur Straßburg behauptete seine Religionsfreiheit durch die Festigkeit seiner Mauern.

Inzwischen setzte Friedrich V. alle Hebel in Bewegung, um wenigstens sein angestammtes Land, die Pfalz, wieder zu erlangen, und da er anfangs glaubte, der Graf von Mannsfeld könne ihm dasselbe zurückerobern, schloß er sich eine Zeitlang ihm an. Wie aber dieser Versuch mißglückte, ließ er durch seinen Schwiegervater, den König Jacob von England, mit Ferdinand II. Unterhandlungen anknüpfen, um womöglich zu einem glimpflichen Abkommen zu gelangen. Daraufhin berief der Kaiser die geistlichen und weltlichen Fürsten Deutschlands auf den Januar 1623 zu einem Fürstentag nach Regensburg mit der ausgesprochenen Absicht, über die Kurpfalz definitiv zu beschließen; allein statt hier dem armen Friedrich gerecht zu werden, erklärte er denselben sofort, als Empörer gegen Kaiser und Reich, sowohl seiner Lande als der Kurwürde für verlustig und that zugleich seinen Willen dahin kund, daß er gesonnen sei, die pfälzische Kurwürde dem Herzog Maximilian I. von Baiern zu verleihen. Die Belehnung mit dieser hohen Würde nemlich hatte der Herzog schon längst verlangt und da der Kaiser seiner Hülfe unmöglich entbehren konnte, so war ihm dieselbe auch zugesichert worden. Die Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg, sowie der Landgraf von Hessen-Darmstadt erlaubten sich eine zahme Einrede, aber der sächsische Kurfürst wurde alsbald damit zum Schweigen gebracht, daß der Kaiser ihm die Lausitz definitiv verlieh, und nun fügten sich auch die beiden andern Fürsten ohne fernere Widerrede. So erhielt Maximilian I. am 25. Februar 1623 den pfälzischen Kurhut, von der Pfalz selbst aber sprach ihm der Kaiser nur die sogenannte Oberpfalz mit der Hauptstadt Amberg zu, während die eigentliche Pfalzgrafschaft am Rhein vorderhand im Besitz der Spanier blieb. Natürlich, denn Philipp IV. (Philipp III. war anno 1621 verstorben) mußte doch

Digitalisiert von Google

auch für seine Dienste entschädigt werden, und überdem wollte Ferdinand II. die spanische Hülfe stets ganz in der Nähe haben. Diese furchtbare Eigenmächtigkeit des Kaisers empörte den ritterlichen Anbeter der schönen Gemahlin des Winterkönigs, den Herzog Christian von Braunschweig, der sich nach der verlornen Schlacht bei Höchst nach den protestantischen Niederlanden zurückgezogen hatte, so sehr, daß er alsbald wieder die Werbetrommel rühren ließ und sofort mit einem schnellstens gesammelten Heere von 20,000 Mann in Westphalen einrückte. Sein Plan war, in Eilmärschen durchs Sächsische bis nach Böhmen vorzudringen und sich da vor den Thoren Prags sowohl mit Bethlen Gabor, mit dem er sich hierüber verständigte, als auch mit dem Grafen von Mannsfeld, den er ebenfalls bestimmte, die Waffen wieder nach Deutschland zu tragen, zu vereinigen. Weil ihm aber der Kurfürst von Sachsen den Durchmarsch verweigerte, erlitt sein Vorrücken eine beträchtliche Verzögerung und so gelang es dem Grafen von Tilly, der schnellstens von der Pfalz her durchs Hessische anmarschirte, ihn bei Stadtloo im Münsterschen zum Stehen zu bringen. Sofort entspann sich eine mörderische Schlacht, welche drei Tage, vom 4. bis 6. August 1623, dauerte und mit der totalen Niederlage des Herzogs endigte. Nunmehr blieb Letzterem nichts übrig, als wiederum das Ausland aufzusuchen und er begab sich sofort nach Paris, um wo möglich die französische Regierung zum Einschreiten zu bewegen. Der Graf von Mannsfeld aber, der jetzt ebenfalls Alles für verloren gab, eilte nach England, an dessen Hofe man ihn mit den höchsten Ehren aufnahm. Jetzt war der Triumph Ferdinands II. ein vollständiger und da gleich nachher auch Bethlen Gabor sich dazu hergab, einen Waffenstillstand zu schließen, so hatte der Kaiser keinen einzigen bewaffneten Feind mehr gegenüber.

Zum zweiten Male trat jetzt in dem großen Kampfe ein Ruhepunkt ein und die Sieger hätten denselben in einen vollkommenen Frieden verwandeln können, wenn es ihr Wille gewesen wäre. Dagegen blieben die Spanier in der Rheinpfalz stehen und ebenso die Truppen des Herzogs, nunmehr Kurfürsten Maximilians I., in all' den Ländern, welche sie während der letzten Kämpfe occupirt hatten. Von Entwaffnung aber oder gar von Wiederherstellung des früheren

Digitalisiert von Google

öffentlichen Rechtszuſtandes war ohnehin keine Rede; im Gegentheil, Tilly ließ ſeine Schaaren hauſen, als ſtünden ſie in Feindesland, und die ihn begleitenden Jeſuiten machten überall in jenen Ländern mit dem Proteſtantismus ein qualvolles Ende. War es nun nicht mit Händen zu greifen, daß dieſem Allem geheime Abſichten zu Grunde liegen mußten? Deutlicher geſagt, daß Ferdinand II. zuſammen mit dem Könige von Spanien und dem Kurfürſten Maximilian I. an der Verwirklichung eines großen Planes arbeiteten, an dem Plane nemlich, ganz Deutſchland, ja die ganze europäiſche Welt in den Katholizismus zurückzupreſſen? Man wußte, daß Ferdinand II. vor dem Bilde der Jungfrau Maria das Gelübde gethan hatte, die Ketzer, ſo weit ſein Arm reiche, zu vertilgen, und daß ſeine jeſuitiſche Umgebung ihm unaufhörlich ins Ohr raunte, es gebe kein beſſeres Mittel, um ſeine Kaiſermacht zu einer unumſchränkten zu machen, als wenn er die Proteſtanten in Deutſchland unterjoche. Man wußte, daß der Kurfürſt Maximilian I. auf der Verſammlung der Häupter der Liga in Augsburg zu Anfang des Jahrs 1624 die Erklärung abgegeben hatte: „Die offenen Feinde ſeien überwunden, jetzt ſei es Zeit, auch diejenigen anzugreifen, welche bisher ſtille geſeſſen oder neutral geblieben.“ Man wußte, daß Philipp IV., der König von Spanien, dem Pabſte Urban VIII. (ſeit 1623) zugeſchworen hatte, ſein Schwert der heiligen Sache des Katholizismus, ſo lange er lebe, zu weihen und allen Befehlen der römiſchen Curie aufs getreueſte nachzukommen. Unter ſolchen Umſtänden mußten auch die nichtdeutſchen proteſtantiſchen Staaten, nemlich Holland, England, Dänemark und Schweden, aufgeſchreckt werden, denn auch ihnen drohte die größte Gefahr; wenn erſt die obgenannten Coalirten ganz Deutſchland niedergeworfen hatten. Ueberdem gab es außer den religiöſen auch noch politiſche Beweggründe, um ſie zu veranlaſſen, in die deutſchen Angelegenheiten einzugreifen. So für Holland die nur allzu gegründete Furcht, Spanien möchte mit dem Kaiſer Ferdinand vereint ſeine kaum errungene Unabhängigkeit wieder vernichten. So für den König von England, ſeit Anfang des Jahrs 1625 Karl I., der Drang, ſeinen Schwager, den Winterkönig, wieder in ſein Kurfürſtenthum einzuſetzen. So für die franzöſiſche Regierung, deren Seele ſeit der

Digitalisiert von Google

Thronbesteigung Ludwigs III. der gewaltige Cardinal Richelieu war, die Einsicht, daß das Haus Habsburg, wenn es ihm gelänge, die Protestanten in Deutschland zu vernichten, eine Macht erlangen würde, gegen die Frankreich nicht mehr aufkommen könnte. In Folge dessen fanden zwischen den genannten Regierungen und Staaten seit dem Jahr 1624 darüber, auf welche Art man am besten die Absichten der jesuitisch-katholischen Parthei durchkreuzen könnte, Unterhandlungen statt und endlich zu Anfang des Jahrs 1625 kam zwischen dem König Christian IV. von Dänemark, welcher als Herzog von Schleswig-Holstein zugleich deutscher Reichsstand war, und dem Kurfürsten von Brandenburg, welchem sich auch die Herzoge von Braunschweig und Mecklenburg, sowie die Städte Hamburg, Bremen und Lübeck anschlossen, ein Schutz- und Trutzbündniß zu Stande. Diesem Bündniß stellte die französische Regierung sofort ihre Unterstützung wenigstens in Aussicht, während dagegen Karl I. von England sich zu monatlichen Subsidien von 360,000 Gulden — für damalige Zeiten eine sehr beträchtliche Summe — verbindlich machte. Endlich gestatteten die Holländer dem Grafen von Mannsfeld und dem Herzog Christian von Braunschweig, jenen längst bewährten Bandenführern, in ihren Staaten so viel Truppen anzuwerben, als sie nur immer wollten und konnten. Von dieser Erlaubniß machten die beiden genannten Kriegsobersten auch sogleich den umfassendsten Gebrauch und bald hatte jeder von ihnen seine 15,000 Mann unter den Fahnen. Eben so eifrig rüstete der König von Dänemark mit seinen Verbündeten und im Sommer 1625 konnte er über mindestens 30,000 Mann verfügen. Jetzt, da im Ganzen 60,000 Mann protestantischer Truppen im Felde standen, deuchte die Sache dem Kaiser Ferdinand äußerst gefährlich zu werden. Er hatte gleich von Anfang an den Verbündeten strengstens befohlen, ihren Bund alsobald aufzulösen und gleich darauf in noch herrischerer Weise die Einstellung der Rüstungen von ihnen verlangt. Wie sie aber nichts darauf gaben, war an den Grafen von Tilly die Weisung ergangen, zum Angriff zu schreiten, und der tapfere Feldherr rückte auch alsobald bis an die Weser vor, wo er Hameln besetzte. Allein zu gleicher Zeit verlangte er aufs dringendste Verstärkungen, weil er sonst nothwendig von der Ueber-

Digitalisiert von Google

macht erdrückt werden müßte, und dieſes ſein Verlangen war nur allzuſehr gerechtfertigt. Ferdinand II. ſtand rathlos. Seine eigenen wenigen Truppen konnte er unmöglich entbehren, weil ſie kaum hinreichten, die Ordnung in ſeinen weitgedehnten Erbſtaaten aufrecht zu erhalten, und überdem beſaß er, ſeitdem Boucquoi im Krieg gegen Bethlen Gabor gefallen war, nicht einmal einen hervorragenderen General. Endlich drückte ihn, wie das im Hauſe Oeſtreich bei der ewigen Pfaffen- und Günſtlingswirthſchaft ſtets herkömmlich geweſen iſt, eben jetzt wieder ein ſolcher Geldmangel, daß die Anwerbung einer größeren Armee für ihn zur reinſten Unmöglichkeit wurde. Somit ſchien nichts übrig zu bleiben, als abermalen den Kurfürſten Maximilian I. zu beſchwören, in die klaffende Lücke einzutreten; allein hiezu ſich zu entſchließen, war er doch faſt nicht im Stande. Man bedenke nur das furchtbar Demüthigende eines ſolchen Schrittes! Was aber noch weit ſchwerer ins Gewicht fiel, mußte er, wenn er dieſen Schritt that, nicht vollends gänzlich von dem guten Willen Maximilians I. abhängig werden? Gewiß, dann war Maximilian factiſcher und er ſelbſt nur nomineller Kaiſer, denn der Generalfeldmarſchall Tilly nahm nur von erſterem, nicht aber von ihm, dem Kaiſer, Befehle an. In dieſer ganz entſetzlichen Noth erbot ſich der Kriegsoberſt Albrecht von Waldſtein, ihm auf eigene Koſten ein Heer von 50,000 Mann zu ſtellen, wofern er, Waldſtein, den unbeſchränkten Oberbefehl über daſſelbe erhalte, und welch' ein Centnergewicht fiel nun vom Herzen Ferdinands II.!

Albrecht Wenceslaus Euſebius von Waldſtein oder Wallenſtein, wie man ihn ſpäter gewöhnlich hieß, war eine von jenen außerordentlichen Naturen, welche mit glänzenden Talenten und einer eiſernen Willenskraft den immenſeſten Ehrgeiz verbinden und Alles mit ſich fortreißen, ſobald ihnen der gehörige Spielraum vergönnt wird. Geboren am 14. September 1583 als der Sohn eines wenig begüterten proteſtantiſchen böhmiſchen Edelmanns kam er, nachdem er die Schule von Goldberg in Schleſien und nachher die Univerſität Altdorf eine Zeitlang beſucht hatte, als Page an den kleinen Burgauiſchen Hof (ich meine an den Hof des Erzherzogs Ferdinand, der die Philippine Welſer, nachherige Markgräfin von Burgau, geheirathet

Digitalisiert von Google

hatte) und ließ sich hier durch die Jesuiten zum Katholizismus bekehren. Daraufhin erhielt er vom Erzherzog Ferdinand die Mittel, sich auf Reisen weiter auszubilden, und er besuchte nun nacheinander Holland, England, Frankreich, Spanien und Italien. Auf der Universität Padua hielt er sich wieder längere Zeit auf und hier prophezeite ihm der Astrolog Argoli, daß er unter ganz ungewöhnlichen Sternen geboren sei. An dieser Prophezeiung unerschütterlich festhaltend hielt er sich für große Dinge bestimmt, und um nun seine Carrière zu eröffnen, trat er, nach Hause zurückgekehrt, in die Dienste Rudolphs II., um gegen die Türken zu fechten. Nach Beendigung des Feldzugs, der ihm den Rittmeistersrang einbrachte, heirathete er eine ältere aber sehr reiche Wittwe aus dem Hause Wiczkowa in Mähren, die sich sterblich in ihn verliebt hatte, und nach deren baldigem Tode gelang es ihm, eine nicht minder reiche Gräfin von Harrach, deren Vater am Wiener Hofe eine große Rolle spielte, als zweite Gemahlin heimzuführen. Darum, wie nun anno 1617 der Krieg in Ungarn von neuem losbrach, sah er sich im Stande, dem Kaiser aus eigenen Mitteln ein Reiterregiment zu stellen, und als Commandant desselben that er sich durch seine Wachsamkeit, Klugheit und Tapferkeit so hervor, daß er den Winter darauf zum Generalmajor befördert wurde. Nicht minder tapfer focht er im böhmischen Kriege und zugleich machte er sich durch seine splendide Freigebigkeit einen solchen Namen, daß die Brigade, die er damals commandirte, nicht höher als auf ihn schwor. Eben so angesehen war er bei den Offizieren der ganzen Armee, denn er bewirthete sie alle von Zeit zu Zeit mit fürstlichem Aufwande und Jedem, der von Gläubigern bedrängt wurde, stand seine Börse offen. Wie nun aber nach der Schlacht am weißen Berge von den confiscirten Gütern des protestantischen böhmischen Adels eine Menge zu wahren Schleuderpreisen verkauft wurden, erwarb er sich deren — für etwa sieben Millionen böhmische Gulden — über sechzig und dadurch stieg sein Reichthum, weil jedes Gut den siebenfachen Werth des Kaufpreises hatte, ins Kolossale. Ueberdem begnadigte ihn jetzt (im Jahr 1623) Ferdinand II. wegen seiner vielfach bewiesenen Treue mit der Herrschaft Friedland und verlieh ihm zugleich die Reichsgrafenwürde. Von

Digitalisiert von Google

dieſer Zeit an hießen ihn die Soldaten nur noch den „Friedländer" und wenn er gleich noch kein größeres Heer ſelbſtſtändig kommandirt hatte, ſo hegten ſie doch ein unbedingtes Vertrauen zu ihm. Seine hohe Geſtalt, ſein fürſtlicher Anſtand, ſein ſchweigſames, faſt majeſtätiſches Dahinſchreiten, ſein durchdringender, unheimlicher Blick imponirten ihnen und dazuhin glaubte man allgemein, daß er mit geheimen Mächten, welche den Sieg an ſeine Fahne ketten, in Verbindung ſtehe. Weiter war zur Genüge von ihm bekannt, daß er den unter ihm ſtehenden Kriegern, ſobald nur der Dienſt pünktlich verſehen wurde, alle Ausſchweifungen geſtattete, und ſchließlich erzählte man ſich Wunderdinge von der faſt königlichen Freigebigkeit, mit der er Jeden, der ſich auszeichnete, zu überſchütten pflege.

Ein ſolcher Mann war der Friedländer, dem jetzt der Kaiſer Ferdinand II. das Patent als Generalliſſimus ausfertigen ließ, indem er ihn zugleich zum Herzog von Friedland ernannte. Einige kaiſerliche Räthe hatten zwar gemeint, ein Heer von 50,000 Mann lege eine allzu große Macht in die Hände des neuen Generalliſſimus und der Kaiſer ſolle ihm daher nur die Anwerbung von 20,000 Mann geſtatten. Allein der Friedländer erwiderte kurzweg: „Mit 50,000 Mann kann ich überall, wohin ich rücke, fordern, was ich will; mit 20,000 ſinke ich zum Freibeuter herab wie der Mannsfelder Ernſt und der Braunſchweiger Chriſtian." Es blieb alſo bei den 50,000 Mann und ſofort ließ Wallenſtein in Böhmen, Franken und Schwaben die Werbetrommel rühren. Sowie es aber bekannt wurde, daß der Friedländer anwerbe, ſtrömten der beuteluſtigen Abenteurer eine ſchwere Menge herbei und darunter befanden ſich gar Viele, die längſt ihre Sporen verdient hatten. Nach dem Glauben wurde nicht gefragt und eben ſo wenig nach dem guten Leumund. Dagegen verlangte der Feldherr Muth und Waffengeübtheit und vor allem eine unbedingte Subordination. So kam in wenigen Monaten ſchon eine Armee von 40,000 Mann zuſammen und dieſer Armee wußte der Friedländer einen ſolchen Geiſt einzuhauchen, daß ſie einen völlig geſchloſſenen militäriſchen Staat mit ihm als Cäſar an der Spitze bildete. Gut nun, im September 1525 brach Wallenſtein mit ſeinen Truppen nach dem Norden Deutſchlands auf und in Goslar ſollte

Digitalisiert von Google

ſich der Graf von Tilly mit ihm vereinigen. Dort kamen beide Feldherrn auch richtig mit einander zuſammen; allein da keiner den andern als Generalliſſimus über ſich dulden wollte, trennten ſie ſich ſofort wieder, um abgeſonderte Winterquartiere zu beziehen. Dieſe nahm der Graf von Tilly an der Weſer; der Herzog von Friedland aber verlegte ſeine Truppen ins Anhaltiſche, Halberſtädtiſche und Magdeburgiſche, während er ſelbſt ſeine Reſidenz in Halberſtadt aufſchlug.

Für das Jahr 1626 ſchienen große Thaten vorbehalten zu ſein und namentlich hielt man dafür, daß die proteſtantiſche Hauptarmee unter Chriſtian IV. von der Tillyſchen und der Friedländiſchen zwiſchen zwei Feuer würde genommen werden. Deßhalb eilte der Graf Mannsfeld mit dem tapfern Herzog Johann Ernſt von Sachſen-Weimar (einem Bruder des Bernhard von Weimar, deſſen ich ſchon erwähnte) dem Herzog von Friedland entgegen und griff ihn am 24. April 1626 bei Deſſau an. Er wurde jedoch gründlichſt geſchlagen und mußte über Hals und Kopf ins Brandenburgiſche retiriren. Dort ergänzte er ſein decimirtes Corps ſo gut es ging und marſchirte darauf nach Schleſien, um den Krieg ins Herz Oeſtreichs zu tragen. Ueberdem hoffte er, daß Bethlen Gabor, der alte Feind der Habsburger, alsbald bei ſeinem Erſcheinen wieder zu den Waffen greifen werde; allein es kam aus zwei Gründen ganz anders. Einmal nemlich deßwegen, weil der Friedländer dem Mannsfelder mit ſeiner ganzen Armee in forcirten Märſchen auf dem Fuße nachfolgte, woraufhin Bethlen Gabor es nicht wagte, den Frieden zu brechen, und ſodann deßwegen, weil eben jetzt in Oeſtreich und Ungarn eine furchtbare Hungersnoth herrſchte, ſo daß der Mannsfelder, der für keine Proviantbeſtände vorgeſorgt, ſondern geglaubt hatte, alles Nöthige mit Leichtigkeit requiriren zu können, ſeine Truppen bald nicht mehr ernähren konnte. In Folge dieſes letzteren Umſtandes ſah er ſich ſogar genöthigt, dieſelben gänzlich zu entlaſſen, und daraufhin beeilte er ſich, über Venedig nach England zu reiſen. Hier wollte er mit neuen Subſidien ein neues Heer anwerben, um den Krieg in Deutſchland fortzuſetzen; allein noch ehe er Venedig erreicht hatte, ereilte ihn am 20. November 1626 der Tod im Dorfe Urakowitz in

Digitalisiert von Google

der Nähe von Spalatro. Einige Tage ſpäter, am 4. Dezember 1626, ſtarb auch ſein Freund, der Herzog Johann Ernſt von Sachſen-Weimar, der krank in Ungarn zurückgeblieben war, in St. Martin in der Geſpanſchaft Thurocz, und ſo wurde der Friedländer ſeiner beiden Gegner los, ohne daß er nöthig gehabt hätte, ſich mit ihnen zu meſſen. Allein die arge Hungersnoth brachte auch ihm der Entbehrungen eine Menge, ſo daß er über 25,000 Mann verlor, und ſomit eilte er im Spätherbſt nach Wien, um dort neue Anwerbungen zu machen. Ganz andern Ruhm hatte ſich inzwiſchen Tilly erfochten. Nachdem nemlich der Herzog Chriſtian von Braunſchweig, jener tapfere Bandenführer, welchen der Leſer längſt kennt, am 6. Mai 1626 noch nicht einmal dreißig Jahre alt ſchnell weggeſtorben, fehlte dem proteſtantiſchen Heere unter Chriſtian IV. ein guter militäriſcher Führer, denn der Dänenkönig war zwar eitel genug, um auf den Oberbefehl Anſpruch zu machen, verſtand aber vom Kriegshandwerk ſo viel wie nichts. Darum, wie er ſich nach langem Hin- und Hermarſchiren am 27. Auguſt 1626 dem Tilly bei Lutter am Barenberge ſtellte, erlitt er eine furchtbare Niederlage und namentlich fiel auch ſeine ganze Artillerie, beſtehend aus 22 großen Kanonen, in die Hände des Feindes. Somit blieb ihm nichts übrig, als ſchnellſtens nach Holſtein zurückzuweichen; ſeine ſämmtlichen Verbündeten aber, der Kurfürſt von Brandenburg, die Herzoge von Mecklenburg und von Braunſchweig, ſowie die Hanſaſtädte Lübeck, Bremen und Hamburg, beeilten ſich nunmehr — in der Hoffnung, damit alle weiteren ſchlimmen Folgen von ſich abzuwälzen — dem General Tilly ihre Unterwerfung anzuzeigen. Aus demſelben Grunde dankte auch der Landgraf Moritz von Heſſen-Kaſſel zu Gunſten ſeines Sohnes Wilhelm ab, denn er war zwar kein Mitglied des Bundes geweſen, der jetzt eben ein ſolch' ſchmähliches Ende nahm, aber er hatte denſelben auf alle Weiſe unterſtützt und fürchtete alſo die Rache des Siegers.

Während ſeines Winteraufenthalts in Wien befaßte ſich Wallenſtein mit den großartigſten Plänen, und es ſteht jetzt feſt, daß der Kaiſer Ferdinand II. denſelben vollkommen zuſtimmte. Von welcher Art aber waren dieſe Pläne? Ein Brief des Generals Altringer,

Digitalisiert von Google

eines vertrauten Freundes des Friedländers, gibt uns genauen Aufschluß über dieselben. „Wie", so heißt es in diesem Briefe, „in Hispanien und Frankreich nur Einer herrscht, so soll es auch in Deutschland künftig nur einen einzigen Gebieter geben und all' der vielköpfigen Fürstenherrschaft muß ein Ende gemacht werden. Weil aber die Hauptmacht des Fürstenthums im protestantischen Norden liegt, so ist vor allem dort aufzuräumen und dann wird der übrige Theil des Reichs keine besonderen Schwierigkeiten mehr bieten." Solch' großartige Pläne hegte der Friedländer in seinem Innern und mit dem Sommeranfang 1627 rückte er mit seinem Heere in Schlesien ein. Von da marschirte er durch Sachsen, ohne daß er dessen traurigen Kurfürsten Johann Georg — derselbe war in seiner stumpfsinnigen Schwäche, die er für Klugheit hielt, bis jetzt neutral geblieben — auch nur um Erlaubniß gefragt hätte, ins Brandenburgische, wo er seinen Truppen alle nur denkbaren Ausschweifungen erlaubte, und von da gings weiter nach Mecklenburg und Pommern, welche beiden Herzogthümer ohne eigentlichen Widerstand in seine Hände fielen. Daraufhin kam er mit Tilly, welcher bereits bis nach Holstein vorgerückt war, in Lauenburg zusammen, um sich über die nächsten Operationen zu besprechen, und Tilly übernahm es, das nordwestliche Deutschland — das reiche Bremen reizte seine Vernichtungswuth — gegen die Holländer, die mit einem Einfall drohten, zu beschützen. Der Friedländer dagegen marschirte gegen den König Christian IV., und trieb ihn nach kurzem so in die Enge, daß derselbe, Holstein, Schleswig und Jütland preisgebend, mit dem Rest seiner Truppen nach der Insel Seeland überschiffen mußte. Dorthin konnte ihm der Friedländer nicht folgen, weil er keine Flotte besaß; aber im Zorn darüber suchte er Jütland, Schleswig und Holstein mit den furchtbarsten Bedrückungen heim und beorderte sofort den Obersten Torquato Conti, die Stadt Stralsund, die einzige in Pommern, welche sich ihm bis jetzt noch nicht unterworfen hatte, einzuschließen. Nicht minder sorgte er auch für sich selbst, denn nicht zufrieden damit, daß ihm der Kaiser zum Lohn für seine Dienste das Herzogthum Sagan in Schlesien um ein Geringes zuerkannte, ließ er sich jetzt — zu Anfang des Jahrs 1628 — auch noch das Herzogthum Mecklenburg

Digitalisiert von Google

verleihen. Dieſes Herzogthum ſollte ein Aequivalent ſein für ſeine bis jetzt aufgewendeten Kriegskoſten und der Kaiſer mußte, um ihn mit demſelben belehnen zu können, vorher die Herzoge Adolph Friedrich und Johann Albrecht (ſie hatten das Land in Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Güſtrow getheilt gehabt) wegen ihrer Theilnahme an dem däniſchen Bündniſſe mit der Acht belegen. Damals nun ſtand der Friedländer auf der Höhe ſeiner Macht, obwohl er keine eigentliche Großthat begangen oder auch nur einen bedeutenderen Sieg errungen hatte. Allein er war durch die Belehnung mit Mecklenburg zum regierenden Reichsfürſten emporgeſtiegen und kommandirte eine Armee, gegen deren Stärke von 160,000 Mann — ſo furchtbar war ſie nach und nach angewachſen, weil ihm die Söldner von Halbeuropa, die adeligen wie die bürgerlichen, ſchaarenweiſe zuliefen — die Tilly's, des Generalliſſimus der Liga, total in den Hintergrund trat. Vor dieſer für die damaligen Zeiten wahrhaft koloſſalen Armee zitterte ganz Deutſchland und weil man zitterte, fügte man ſich in Alles, ſelbſt das Aergſte. Deßwegen hielt der Kaiſer endlich die Zeit für gekommen, ſich von dem bis jetzt übermächtigen Willen des Kurfürſten Maximilians I. zu emancipiren, und bot ihm für ſeine aufgewendeten Kriegskoſten — im Ganzen auf 13 Millionen Gulden berechnet — die rechtsrheiniſche Rheinpfalz an. Darauf ging Maximilian I. am 28. Februar 1628 ein und gab ſofort Oberöſtreich, das er bis jetzt als Pfand beſeſſen, an Ferdinand II. zurück. Indeſſen hauste Wallenſtein in den von ihm beſetzten Ländern mit der gränzenloſeſten Willkühr und in alle nur irgend bedeutendere Städte, ſelbſt in die des Kurfürſten von Brandenburg, legte er Beſatzungen, welche ſich die unerhörteſten Frevel erlaubten. Nur allein die damals überaus mächtige Seeſtadt Stralſund fuhr fort, ſich zu widerſetzen, und doch war ihm, der ſich jetzt eben den Titel eines „Generals des oceaniſchen und baltiſchen Meeres" vom Kaiſer verleihen ließ, Alles daran gelegen, ſie in die Hände zu bekommen, weil ſie, die an der Oſtſee dominirte, ihm die Mittel gewähren ſollte, den König von Dänemark auf ſeinen Inſeln anzugreifen. Im Juni 1628 legte er ſich alſo mit 40,000 Mann in Perſon vor dieſelbe und ſchwur, ſie müßte ſein werden, und wenn ſie mit Ketten an den

Digitalisiert von Google

Himmel gebunden wäre. Allein die tapferen Bürger unter ihrem heldenmüthigen Bürgermeiſter Steinvig ſchlugen alle ſeine Stürme ab und da ihnen die Dänen und Schweden von der See her ganz ungehindert Proviant, Munition und ſelbſt Hülfstruppen zuführen konnten, verblutete ſich der Friedländer umſonſt. Endlich, im September 1628, hob er, nachdem er über 12,000 Mann verloren hatte, die Belagerung auf und ſchloß ſofort mit dem Dänenkönige, weil er einſah, daß er ihn auf ſeinen Inſeln unmöglich bezwingen könne, in Lübeck Frieden. Chriſtian IV. mußte ſich verpflichten, künftighin weder den abgeſetzten Herzogen von Mecklenburg Beiſtand leiſten, noch ſich überhaupt mehr in die deutſchen Angelegenheiten miſchen zu wollen, und erhielt dafür die Provinzen Jütland, Schleswig und Holſtein zurück.

Abgeſehen davon, daß die Stadt Stralſund nicht hatte bezwungen werden können, lag in ganz Deutſchland die Macht der Proteſtanten in den letzten Zügen, und ſomit beſchloß Ferdinand II. auf das Andrängen der Jeſuiten (ſeine weltlichen Räthe, wie ſein gut katholiſcher Miniſter Khevenhüller und der Feldmarſchall Colalto waren durchaus dagegen) dem Proteſtantismus vollends den Gnadenſtoß zu verſetzen. Zu dieſem Behufe erließ er am 6. März 1629 das vielberüchtigte Reſtitutionsedict, durch welches er dieſelben Zuſtände wie zur Zeit des Paſſauer Vertrags von 1552 wiederherſtellen wollte. Namentlich ſollten die Reformirten im Reiche gar nicht mehr geduldet, die Lutheriſchen aber gehalten ſein, alle ſeit 1552 in ihren Beſitz übergegangenen geiſtlichen Güter der katholiſchen Kirche zurückzugeben. Das war ein furchtbarer Schlag, welcher die Evangeliſchen ganz betäubte, denn in Wahrheit handelte es ſich um ganz Koloſſales. Es handelte ſich in erſter Linie um die zwei proteſtantiſch gewordenen großen Erzbisthümer Bremen und Magdeburg, ſowie um die zwölf in der ganz gleichen Lage befindlichen Bisthümer Halberſtadt, Minden, Verden, Lübeck, Ratzeburg, Merſeburg, Meiſſen, Naumburg, Brandenburg, Havelberg, Lebus und Kammin. Es handelte ſich ſodann um eine ganze Unmaſſe von Abteien, Probſteien und Klöſtern, deren Güter zum Theil von den proteſtantiſchen Regierungen eingezogen, zum Theil von Staatswegen an proteſtantiſche Edelleute verkauft worden waren. Es handelte ſich drittens um Tauſende von Kirchen in

Digitalisiert von Google

Städten und Dörfern, welche jetzt, weil die sämmtlichen Einwohner protestantisch geworden waren, dem protestantischen Cultus dienten. Es handelte sich endlich darum, in all' diesen Erzbisthümern, Bisthümern, Abteien, Probsteien, Klöstern und Kirchengebieten den katholischen Gottesdienst wieder herzustellen, von dem man dort seit achtzig Jahren nichts mehr gewußt hatte. Somit lag in dem Restitutionsedict für den halben Theil von Deutschland geradezu ein Umsturz der bestehenden kirchlichen, staatlichen und wirthschaftlichen Zustände; allein trotzdem, oder vielmehr gerade deßhalb ging man alsbald daran, das Edict mit der schonungslosesten Härte durchzuführen. Den Anfang machte man mit den Reichsstädten, insbesondere mit Augsburg, weil hier der Religionsfrieden geschlossen worden war, und überall erschienen die kaiserlichen Kommissäre mit einem Gefolge von liguistischen oder friedländischen Söldnerbanden, um dem Edicte Gehorsam zu erzwingen. Nach den Reichsstädten kamen die süddeutschen Grafschaften, Fürstenthümer und Herzogthümer an die Reihe und in Württemberg zum Beispiel übernahm es der friedländische Oberst Ossa, ein Spanier, alle früheren Klöster dem Katholizismus mit Gewalt zurückzuerobern. Endlich machte man sich auch an Norddeutschland und hier verfuhr man wenn möglich mit noch größerer Brutalität. So wurden denn alle Kirchen, welche achtzig Jahre zuvor noch katholisch gewesen waren, dem Protestantismus entrissen und die in diese Kirchen Eingepfarrten trieb man mit Säbelhieben zur Messe. Die Klöster aber, die seit so langer Zeit ganz anderen Zwecken gedient hatten, bevölkerte man entweder wieder mit den früheren Mönchen und Nonnen oder — und dieß geschah am häufigsten — schenkte sie der Kaiser den Jesuiten. Ganz eben so willkührlich verfuhr Ferdinand II. mit der Besetzung der zu restituirenden Bisthümer und Erzbisthümer, denn er übertrug seinem zweitgebornen Sohn Leopold Wilhelm, der bereits die Bisthümer Passau und Straßburg besaß, auch noch die Erzbisthümer Bremen und Magdeburg, sowie die Bisthümer Halberstadt und Brandenburg. „Und das Alles ging ohne Widerstand vor sich?" wird nun der Leser erstaunt fragen. Die Antwort ist: Ja, fast überall ohne Widerstand, weil die Protestanten wie betäubt waren und nicht ohne Grund befürchteten, im Weigerungs-

Digitalisiert von Google

fall niedergesäbelt zu werden. Nur allein die Stadt Magdeburg erinnerte sich ihrer glorreichen Vertheidigung von den Jahren 1550 und 1551 und verschloß vor den kaiserlichen Kommissären ihre Thore. Allerdings wurde sofort der Herzog von Friedland angewiesen, sie mit Gewalt zum Gehorsam zu zwingen; aber nachdem er sie acht und zwanzig Wochen lang, vom 22. Juli bis 29. September 1629 belagert hatte, mußte er unverrichteter Dinge wieder abziehen und somit konnte auch der Erzherzog Leopold Wilhelm den dortigen Erzstuhl nicht besteigen.

An allen Gliedern gelähmt lag also zu Anfang des Jahrs 1630 der Protestantismus zu den Füßen des Kaisers Ferdinand II. und nicht minder war letzterer auf dem besten Wege, der unumschränkte Monarch von ganz Deutschland zu werden. Zu dieser Unumschränktheit aber hatte ihm Niemand verholfen, denn allein sein Feldherr, der Herzog von Friedland; der mit seiner kolossalen Armee ganz Deutschland unter dem Daumen hielt, und eben deßhalb wurde auch der Friedländer von allen Unterdrückten aufs bitterste gehaßt. Nicht übrigens blos sie, die Unterdrückten, haßten ihn, sondern auch noch Andere, welche eine solche Dictatur mit Schrecken erfüllte, und unter diesen nahmen der Cardinal von Richelieu, der Kurfürst Maximilian I. mit der Liga, sowie endlich die Jesuiten mit dem Pater Lamormain an der Spitze die erste Stelle ein. Dem Cardinal Richelieu nemlich, dem allgewaltigen Minister Ludwigs XIII., konnte es nicht verborgen bleiben, daß Frankreich zu einer Macht zweiten Rangs herabsinken müßte, wenn das Haus Habsburg wie in Spanien so auch in Deutschland zur unumschränkten Herrschaft gelangen würde, und er bot daher durch seine klugen Unterhändler Allem auf, um die Stellung des Friedländers zu untergraben. Der Kurfürst Maximilian I. aber mußte nothwendig darüber aufs höchste ergrimmt sein, daß er mit jedem Tag mehr auf die Seite geschoben wurde, während doch Ferdinand II. damals — beim Ausbruch der böhmischen Unruhen — ohne seine hochherzige Hülfe notorisch verloren gewesen wäre, und somit wollte auch er den Friedländer beseitigt wissen, damit der Kaiser sich wieder rein blos an ihn und seinen General Tilly halten müsse. Nicht minder ergrimmt waren auch die übrigen Mitglieder

Digitalisiert von Google

der Liga, jene Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Prälaten, von denen ich früher ſprach, denn ſie hatten gehofft, von den Hunderten von Klöſtern, Stiftern und Kirchengütern, welche laut dem Reſtitutionsedict den Proteſtanten abgenommen wurden, die meiſten für ſich zu bekommen, und nun mußten ſie es erleben, daß man ſie ſo gut wie überging. Endlich erfüllte die Jeſuiten der heftigſte Zorn, als ſie ſahen, daß der Friedländer, ihr ehemaliger Zögling, den ſie als Werkzeug gebrauchen zu können gehofft hatten, ſie mit förmlicher Verachtung auf die Seite ſchob und insbeſondere ihr Verlangen, er ſolle ſeine Armee von Ketzern ſäubern, mit Hohnlachen (er duldete keinen Pfaffen bei ſeinen Regimentern und die proteſtantiſchen Söldner waren ihm, wenn ſie ſich tapfer ſchlugen, ſo lieb, als die katholiſchen) von ſich wies. Sie alle alſo arbeiteten an dem Sturze Wallenſteins und im Sommer 1630 auf dem Fürſtentag zu Regensburg brach der Sturm los. Dieſen Fürſtentag hatte der Kaiſer auf den Juni 1630 ausgeſchrieben, anſcheinend zu keinem andern Zwecke, als um ſeinen Erſtgebornen, den nachherigen Kaiſer Ferdinand III., zu ſeinem Nachfolger wählen zu laſſen. In Wahrheit jedoch hegte er die Abſicht, den letzten Reſt der Fürſtenmacht (die der Mitglieder der Liga nicht ausgenommen) vollends zu brechen, und zu dieſem Behufe verlegte Wallenſtein einen Theil ſeiner Truppen ins Schwäbiſche, während er ſelbſt ſein Hauptquartier in Memmingen aufſchlug. Solcher geheime Zweck übrigens war dem Kurfürſten Maximilian nicht verborgen geblieben und ſchnellſtens warf er alſo eine ſtarke liguiſtiſche Beſatzung unter dem Commando ſeines Generaliſſimus Tilly nach Regensburg. Schon hiedurch mußte der Kaiſer äußerſt ſtutzig werden; allein noch weit mehr verblüffte ihn das Auftreten der Fürſten gleich bei Beginn der Verhandlungen. Sämmtliche Anweſende nemlich traten alsbald mit den bitterſten Klagen gegen den Friedländer auf und es war höchſt merkwürdig, welche Einigkeit in dieſer Beziehung zwiſchen den katholiſchen und proteſtantiſchen Ständen herrſchte. Natürlich übrigens hüteten ſie ſich alle wohl, den wahren Grund zu nennen, warum ſie den Friedländer geſtürzt ſehen wollten, ſondern ſie ſprachen ganz gleichmäßig nur von den furchtbar gräßlichen Gewaltthaten, welche nun ſchon ſeit drei Jahren von den friedländiſchen Horden ausgeübt würden. Und in der That,

Digitalisiert von Google

ſchaudererregender hätten jene Gewaltthaten gar nicht ſein können! „Wie“, ſo ſah ſich ſelbſt des Kaiſers eigener Bruder, der Erzherzog Leopold zu erklären genöthigt, „wie das kaiſerliche Kriegsvolk auf den Durchzügen hauſet, und welche Frevel es vollends da begeht, wo es im Quartiere liegt, darüber herrſcht nur Eine Stimme, denn etwas Aehnliches hat man früher nie erlebt. Daß es im Kriege nicht ohne allen Schaden abgehen kann, verſteht ſich; aber das Rauben, das Brennen, das Weiberſchänden, das Todtſchlagen, das Abſchneiden von Ohren und Naſen, anderer Marter, welche den armen Leuten angethan werden, gar nicht zu gedenken — ſolche Gräuel ſchreien gen Himmel. Die Offiziere ſpicken ihre Beutel mit der armen Leute Schweiß und Blut, und ich könnte Viele mit Namen nennen, welche noch vor kurzem blutarm waren und jetzt ihre drei und viermalhunderttauſend Gulden baar Geld beſitzen. Man martert Tauſende zu todt, um ihnen Geſtändniſſe wegen vergrabener Schätze abzupreſſen, und wenn ſie todt ſind, ſo wirft man ihre Leiber den Hunden zum Freſſen vor. Ganze Strecken Landes in einer Länge und Breite von ſechs und noch mehr Meilen liegen verödet, weil man die Dörfer und Städte in Aſche gelegt hat, und anſtatt der getödteten Einwohner hauſen dort jetzt wilde Thiere.“ Alſo erklärte der eigene Bruder des Kaiſers; eine noch viel heftigere Sprache aber führten die übrigen Fürſten und an ihre Spitze ſtellte ſich der Kurfürſt Maximilian I. Er wies nach, daß die Erpreſſungen der Soldateska ſich auf mindeſtens 500 Millionen Gulden belaufen und verlangte ohne Umſchweife, der Friedländer, dieſer „Dictator imperii“, wie er ihn nannte, müſſe abgedankt, ſein ungeheures Heer auf einen Maximalſtand von 39,000 Mann gebracht werden. Der Kaiſer Ferdinand II. zauderte lange, denn das allgemeine Elend machte auch nicht den geringſten Eindruck auf ſein ſteinernes Herz. Endlich aber ſah er ein, daß er entweder nachgeben oder gegen die verſammelten Fürſten Gewalt brauchen müſſe, und nun war ſein Entſchluß bald gefaßt. Wenn er nemlich Gewalt brauchte, ſo ſtand zu befürchten, daß ſich ſofort Frankreich mit den Gemaßregelten verbinden würde, und einer ſolchen Gefahr glaubte er unter allen Umſtänden aus dem Wege gehen zu müſſen. Ueberdem durfte er es wagen, ſich an Maximilian I.,

Digitalisiert von Google

den Abgott aller Katholiken in ganz Deutschland, zu vergreifen? Dazu kam dann noch, daß ein Verbündeter der Jesuiten, der Pater Joseph, ein äußerst schlauer Kapuziner, welchen der Cardinal Richelieu dem französischen Gesandten nach Regensburg mitgegeben hatte, eben in jenen Tagen eine große Gewalt über ihn bekam, und da ihm nun dieser Pater beständig zuflüsterte, der Friedländer sei ein Ehrgeiziger, der keine lauteren Absichten hege, so ließ er sich endlich bestimmen, am letzten Juni 1630 die Absetzung des Herzogs von Friedland auszusprechen. Nicht minder willigte er ein, das friedländische Heer auf 40,000 Mann zu reduciren und dasselbe zusammen mit dem liguistischen unter den Oberbefehl des Grafen von Tilly zu stellen. So gcb Ferdinand II., der schon nahe daran war, das deutsche Wahlreich in eine unumschränkte Monarchie umzuwandeln, auf einmal alle errungenen Vortheile wieder auf und der Herzog von Friedland mußte sich auf seine böhmischen Güter zurückziehen. Er that es dem Anschein nach mit der größten Unterwürfigkeit; in seinem Innern aber loderte der heftigste Groll gegen den undankbaren Kaiser und mit Zuversicht hoffte er, daß der Rachetag nicht ausbleiben werde.

Seine Zuversicht sollte ihn nicht täuschen, denn schon sechs Tage vor seiner Absetzung, am 24. Juni 1630, war der König Gustav Adolph von Schweden Angesichts der pommerischen Küste auf der Insel Usedom bei Rügen mit einem Heere von 15,000 Mann gelandet, um dem in den letzten Zügen liegenden Protestantismus Deutschlands neue Kraft und neues Leben einzuhauchen. Durch Gustav Vasa war Schweden protestantisch geworden; unter seinem Sohne Johann III. aber erhob das Pabstthum bereits wieder das Haupt und Johanns III. Sohn und Nachfolger Siegismund trat, nachdem er zu der schwedischen auch noch die polnische Königskrone errungen hatte, gar vollends offen zum Katholizismus zurück. Dieß empörte die Schweden und sofort schwang sich Johanns III. Bruder, Karl IX., anno 1602 auf den schwedischen Thron, ohne daß Siegismund von Polen aus im Stande gewesen wäre, ihm das Diadem wieder zu entreißen. Diesem Karl folgte anno 1611 sein Erstgeborner, Gustav Adolph, welchem, als dem größten Helden des dreißigjährigen Kriegs, wir es allein verdanken, daß der Protestantismus bei uns nicht total

Digitalisiert von Google

unterdrückt wurde. Geboren am 9. Dezember 1594 zeigte er schon als Knabe die herrlichsten Anlagen und zum jungen Mann herangewachsen überragte er alle seine Mitlebenden sowohl durch seine Kenntnisse (er sprach außer schwedisch auch noch deutsch, französisch, italienisch und lateinisch und war in der Mathematik wie in der Geschichte gründlich zu Hause), als auch durch sein Genie und seine Tugenden. Selbst seine Feinde waren seines Ruhmes voll und „heldenkühn, weise fromm, offen und rechtschaffen gegen Jeden, einfach und streng in Sitten, königlich von Ansehen, von hohem starkem Wuchse, mit breiter Stirne, großen lebhaften Augen und einer Adlernase“ nennt ihn eine alte Chronik. Sein Vater hatte ihm drei Kriege hinterlassen und in dem mit Dänemark bewährte er erstmals sein glänzendes Feldherrntalent. Noch glücklicher endete er den mit Rußland, denn er eroberte Kurland und Ingermannland. Am glänzendsten aber focht er in dem mit Polen, dessen König Siegismund, sein Vetter, fast sein ganzes Reich eingebüßt hätte. Freilich behielt er, als der Cardinal Richelieu, Frankreichs faktischer Beherrscher, im September 1629 endlich einen sechsjährigen Waffenstillstand zwischen ihm und Siegismund vermittelte, nur Livland und einen Theil von Preußen mit den Städten Elbing, Pillau, Braunsberg und Memel (Preußen gehörte allerdings damals schon, wie wir wissen, zu Brandenburg, aber unter polnischer Oberhoheit); dafür aber war er sicher, von Polen nie mehr angegriffen zu werden, und bekam dadurch vollkommene Freiheit, sein Schwert für den unterdrückten Protestantismus in Deutschland zu ziehen.

Hiezu nemlich war er schon längst entschlossen, denn ihn erfüllte dieselbe frische Begeisterung für die Reformation, welche zu den Zeiten Luthers die Gemüther hingerissen hatte. Ueberdem, wenn erst Deutschland von den jesuitisch-päbstlichen Mächten geknechtet war, mußte dann nicht auch die Reihe an Schweden kommen? Sicherlich stand dieß in Aussicht, und daß der Kaiser Ferdinand II. derartige Entwürfe hegte, hatte er schon während des Kriegs zwischen Polen und Schweden bewiesen, indem er anno 1627 dem Wallenstein befahl, den Polen 10,000 Mann unter dem General Arnim zu Hülfe zu senden. Freilich richtete jenes Hülfsheer nichts aus, und eben so wenig war

Digitalisiert von Google

Schaden daraus erwachsen, daß der Kaiser dem Wallenstein den Titel eines Admirals des baltischen Meeres, welches doch zu Schweden gehörte, verlieh. Vielmehr wurde dadurch der König Gustav Adolph nur noch mehr angefeuert, den Stralsundern die thatsächlichste Unterstützung angedeihen zu lassen. Allein was damals nicht gelang, konnte später, wenn der deutsche Protestantismus ganz darniederlag, um so gewisser durchgeführt werden und somit beschloß Gustav Adolph den Feinden des Protestantismus durch ein kühnes Wagniß zuvorzukommen. Hierin bestärkte ihn der Cardinal Richelieu, der sich, wie wir wissen, die Demüthigung des Hauses Habsburg zur Hauptlebensaufgabe gemacht hatte, aufs eifrigste und stellte ihm sogar ein Schutz- und Trutzbündniß in Aussicht. Mit noch weit größerer Sicherheit zählte der schwedische König auf die Beihülfe der protestantischen Stände in Deutschland selbst, denn ihnen, welche durch ihre bisherige Uneinigkeit und Neutralität dem Rande des Verderbens nahe gebracht worden waren, mußte Alles daran gelegen sein, aus ihrer Ohnmacht wieder aufzuerstehen. Demgemäß begann Gustav Adolph noch im Jahr 1629 seine Rüstungen und nachdem er sein Haus in Schweden gut bestellt, schiffte er sich mit seiner kleinen Armee, die aber aus lauter abgehärteten und kriegsgeübten Soldaten bestand, Mitte Juni 1630 nach Deutschland ein.

Sobald Gustav Adolph in Pommern auf deutschem Boden stand, erließ er eine Kriegserklärung an den Kaiser Ferdinand II. und forderte zugleich die sämmtlichen protestantischen Stände Deutschlands durch ein Manifest auf, mit ihm gegen den gemeinschaftlichen Feind gemeinschaftliche Sache zu machen. Ferdinand II. meinte achselzuckend: „Da habn wir halt a Feindl weiter“ und die pfäffische Parthei an seinem Hofe spottete: „Der Schneekönig wird schon schmelzen, wenn er der kaiserlichen Sonne zu nahe kommt.“ Von den protestantischen Ständen aber machte kein Einziger Miene, sich mit dem nordischen Helden zu vereinen, die Stadt Magdeburg und die vertriebenen mecklenburgischen Herzoge allein ausgenommen. Natürlich, denn die Letzteren hofften, durch ihn wieder in ihre Lande eingesetzt zu werden, und die Magdeburger wußten, daß die katholische Parthei nicht ruhen würde, als bis auch sie sich dem Restitutionsedict unter-

Digitalisiert von Google

worfen hätten. So ſah ſich Guſtav Adolph für den Anfang rein blos auf die eigene Kraft angewieſen; allein dieß machte ihn in ſeinem Vorhaben nicht einen Augenblick lang irre und mit gewohnter Energie ging er daran, zuerſt Pommern und Mecklenburg den Kaiſerlichen zu entreißen. Die genannten beiden Herzogthümer waren bis jetzt noch von den friedländiſchen Truppen beſetzt; dieſe aber, weil über die Abſetzung ihres geliebten Feldherrn entrüſtet, leiſteten allenthalben nur ſchwachen Widerſtand und viele Tauſende von ihnen liefen ſogar geradezu zu den Schweden über, ſo daß Guſtav Adolphs Heer bald auf 30,000 Mann anwuchs. Nachdem nun Pommern bis auf die wenigen feſten Plätze Greifswalde, Demmin und Kolberg erobert war, forderte Guſtav Adolph den Herzog Bogislaw, den rechtmäßigen Herrn von Pommern, auf, mit ihm ein Schutz- und Trutzbündniß zu ſchließen, und wohl oder übel mußte derſelbe — er wäre am liebſten neutral geblieben, weil er die Rache des Kaiſers fürchtete, wenn etwa die Schweden ſpäter geſchlagen werden ſollten; allein Guſtav Adolph ließ ihm nur die Wahl zwiſchen ſeiner Feindſchaft und Freundſchaft — hierauf eingehen. Sofort zog der ſchwediſche König, nachdem er in Stettin, das er zu ſeinem Hauptwaffenplatz auserſah, unter Guſtav Horn eine ſtarke Beſatzung zurückgelaſſen hatte, zu Anfang des Jahrs 1631 gegen die Kaiſerlichen in Mecklenburg und alsbald fielen Neubrandenburg, Damgarten und Rübenitz in ſeine Hände. Nicht minder ſchloß er jetzt, am 13. Januar 1631, zu Berwalde in der Neumark einen Vertrag mit der Krone Frankreich ab, laut welchem ſich der Cardinal Richelieu zu jährlichen Subſidien von 400,000 Thalern, er ſelbſt aber zur Stellung einer Armee von 30,000 Mann zu Fuß und 6000 zu Pferd verpflichtete. Mit der Hauptſache dagegen, mit dem Anſchluß der proteſtantiſchen Fürſten, wollte es nicht vorwärts gehen, denn außer der ſchon genannten Stadt Magdeburg ließen ſich nur der Landgraf Ludwig Wilhelm von Heſſen-Kaſſel, der Herzog Georg von Braunſchweig-Lüneburg und die Herzoge Bernhard, Wilhelm und Ernſt von Sachſen-Weimar dazu herbei. Noch mehr, der Kurfürſt von Sachſen ſchrieb in Verbindung mit dem Kurfürſten von Brandenburg auf den 6. Februar 1631 eine Zuſammenkunft der proteſtantiſchen Stände nach Leipzig aus,

Digitalisiert von Google

und auf dieſer Verſammlung, auf welcher man vier Wochen lang wacker ſchmauste und zechte, machte man ab, neutral zu bleiben. Die beiden genannten Kurfürſten nebſt den andern kleineren proteſtantiſchen Ständen, die ſich ihnen dort anſchloſſen, hatten wohl tüchtige Angſt vor dem Reſtitutionsedict, aber wo möglich noch größere Angſt hatten ſie davor, daß ſich der ſchwediſche König in Norddeutſchland feſtſetze, und ſo wollten ſie eine dritte Parthei bilden, welche zwiſchen dem Kaiſer und Guſtav Adolf in der Mitte ſtehe, um bei Gelegenheit im Trüben zu fiſchen. Sie waren wie mit Blindheit geſchlagen, beſonders der traurige Kurfürſt Johann Georg von Sachſen, der ſich alle Tage in Merſeburger Bier toll und voll trank. Um ſo offener aber hatte das deutſche Volk ſeine Augen und voll Begeiſterung ſchlugen die Herzen der Bürger und Bauern für den „Löwen aus Mitternacht", wie man den König von Schweden zu nennen pflegte. Es konnte auch gar nicht anders ſein, denn ſchon ſeine Leutſeligkeit verbunden mit ſeiner Sittenſtrenge und ungeſchminkten Gottesfurcht mußte Jedermann gewinnen und von noch außerordentlicherer Wirkung war die ganz ungewohnte Mannszucht, die er unter ſeinen Truppen handhabte.

Inzwiſchen hatte bei dem Kaiſer Ferdinand II. die Geringſchätzung, mit der er anfangs den Schwedenkönig angeſehen, längſt einer tiefen Beängſtigung Platz gemacht und ſomit beſchwor er den Kurfürſten von Baiern, das liguiſtiſche Heer gegen den Norden Deutſchlands vorrücken zu laſſen. Hiezu ſchickte ſich der Generalliſſimus der Liga, Graf von Tilly, mit dem Beginn des Frühjahrs 1631 auch richtig an, und ſofort entſandte er den General Pappenheim, ſeinen Unterfeldherrn, den wir ſchon kennen, mit einem Corps nach der Elbe, um ſich der höchſt wichtigen Stadt Magdeburg (welche der Friedländer vergeblich belagert hatte) zu bemächtigen. Er ſelbſt wandte ſich nach der Oder, und hier angekommen ſtürmte er die in den Händen der Schweden befindliche mecklenburgiſche Feſtung Neubrandenburg, deren Beſatzung (2000 Mann) er mit gewohnter Grauſamkeit über die Klinge ſpringen ließ. Dann aber führte er ſein Heer ebenfalls vor die Mauern Magdeburgs, das Pappenheim bis jetzt nicht hatte bezwingen können, denn die Gefahr lag nahe, daß

Digitalisiert von Google

Gustav Adolph die Stadt entsetzen und dann von da aus in Schlesien eindringen könnte. Ueberdem setzte der liguistische Obergeneral einen besondern Stolz darein, Etwas zu vollbringen, was dem Herzog von Friedland nicht gelungen war, und so betrieb er in Verbindung mit Pappenheim vom Ende März an die Belagerung mit dem furchtbarsten Nachdruck. Nach vier Wochen waren alle Außenwerke genommen und nun steigerte sich die Noth der Belagerten von Stunde zu Stunde. Zwar allerdings besaßen sie an dem schwedischen Oberst Dieterich von Falkenberg, der sich als Schiffer verkleidet durch die Tilly'schen Truppen in die Stadt schlich, einen äußerst tapferen Kommandanten; allein die Zahl der Waffenfähigen belief sich auf nicht viel über 7000 Mann, während Tilly und Pappenheim zusammen siebenmal so stark waren, und überdem gingen von Ende April an die Vorräthe — Munition wie Lebensmittel — stark auf die Neige. Die einzige Hoffnung war also noch die Hülfe Gustav Adolphs und schon längst hatte man denselben bestürmt, zum Entsatz herbeizueilen. Der König wünschte auch nichts sehnlicher, allein um dieß thun zu können, war zweierlei nothwendig. Einmal das, daß der Kurfürst Johann Georg von Sachsen ihm den Durchzug durch sein Land gestattete, und sodann das, daß er sich gegen Brandenburg hin den Rücken sicherte. Im Brandenburgischen nemlich lagen in mehreren festen Städten, wie besonders in Frankfurt an der Oder, von des Friedländers Zeiten her noch kaiserliche Besatzungen und diese konnten dem Schwedenkönige höchst gefährlich werden, wenn er sich nicht vorher — vor seinem Zug an die Elbe — ebenfalls eine feste Position in jenem Lande schaffte. Er verlangte also vom Kurfürsten Georg Wilhelm die Einräumung der Festungen Küstrin und Spandau; aber Georg Wilhelm, sich auf seine Neutralität berufend, verweigerte ihm dieselben eben so bestimmt, als ihm der Kurfürst Johann Georg den Durchmarsch durchs Sächsische abschlug. Da beschloß Gustav Adolph Gewalt zu brauchen und rückte zu Anfang des Aprils vor Frankfurt an der Oder. Nach kurzem Berennen erstürmte er die Stadt und ließ sofort unter dem Ruf: „Neubrandenburgisch Quartier" (er wollte dem Tilly die Lehre geben, für die Zukunft den Krieg menschlich und nicht wie ein Wütherich zu führen) die ganze kaiserliche

Digitalisiert von Google

Besatzung niedermachen. Daraufhin eroberte er Landsberg und von da gings in Eilmärschen auf Berlin, die Residenz des brandenburgischen Kurfürsten, zu. Am 1. Mai schon stand Gustav Adolph vor der Stadt und machte sofort Anstalt sie zu beschießen, wofern der Kurfürst nicht einwillige, sein Bundesgenosse zu werden. Dieß wirkte und nach wenigen Tagen kam man über die Bedingungen des Bündnisses ins Reine. Nunmehr sollte der Durchmarsch durch das nördliche Sachsen (Gustav Adolph wollte bei Wittenberg über die Elbe setzen) erzwungen und Magdeburg entsetzt werden, allein eben jetzt traf die Schreckensbotschaft ein, daß es zu spät sei. Am 8. Mai hatte Tilly einen Trompeter in die belagerte Stadt hinein gesandt, um sie zur Uebergabe aufzufordern. Die Antwort lautete ablehnend, obgleich die Noth außerordentlich groß war. Am andern Morgen, also am 9., stellte Tilly das Schießen ein und ließ sogar einige Batterien abfahren. Welcher Jubel nun in der Stadt! Man glaubte nicht anders, als daß Gustav Adolph nahe und Tilly sich deßwegen zurückziehen wolle. So gönnten sich die abgehetzten Belagerten in der folgenden Nacht etwas mehr Ruhe, als sonst, und eben dieß hatte Tilly durch seine Kriegslist bezweckt. Plötzlich also am 10. Mai in aller Frühe, noch ehe es tagte, stürmte Pappenheim die sogenannten Neustädtischen Werke, die schwächsten der ganzen Festung, und bis um sieben Uhr Morgens hatte er die Wälle erstiegen. Der Oberst von Falkenberg, sobald er den Lärm hörte, stürzte ihm mit einer auserlesenen Schaar entgegen, allein eine Kugel streckte ihn todt nieder und daraufhin wichen seine Leute vor der Uebermacht zurück. Jetzt drang das ganze Belagerungsheer durch das von Pappenheim geöffnete Krökenthor ein und es entstand ein Gemetzel, wie die Welt noch kein zweites gesehen. Wohl wehrten sich die Männer auf den Straßen mit der Tapferkeit der Verzweiflung; wohl überschütteten die Weiber und Jungfrauen die Eingedrungenen aus den Fenstern mit siedendem Wasser; wohl warfen die Jungen Ziegel und Steine von den Dächern auf sie herab; es half Alles nichts. Unwiderstehlich gleich den Fluthen des Meeres stürmten die Ungarn, Wallonen und Kroaten durch die Straßen in die Häuser und machten nieder, was ihnen in den Weg kam. Bald häuften sich die Leichen zu Bergen,

Digitalisiert von Google

aber das Morden ließ deßwegen doch nicht nach und ebensowenig der andere Gräuel, das Rauben, Plündern, Schänden und Verstümmeln. Selbst den verhärteten Offizieren des liguistischen Heeres grauste es vor solch' viehischem Wüthen und sie eilten zu ihrem Generalissimus, damit er der Bestialität Einhalt thue. „Der Soldat muß für seine Mühe und Gefahr auch etwas haben", erwiderte der schreckliche Tilly und befahl die Stadt an allen vier Ecken anzuzünden. So ging Magdeburg in Blut und Flammen unter, denn nicht nur lagen über 30,000 Einwohner — Männer, Weiber, Töchter, Söhne, Kinder, Greise unter einander — ermordet, sondern es wurde auch die ganze Stadt bis auf den herrlichen Dom, in den sich etwa 1000 Menschen gerettet hatten (diese begnadigte Tilly nachher) und hundert und siebenunddreißig kleine Fischerhäuser an der Elbe in einen Aschenhaufen verwandelt. Am 13., nachdem die Soldateska alle Trümmer nach Geld und Geldeswerth durchwühlt, zog Tilly nach der Domkirche, um darinnen das Hochamt zu feiern, und schrieb sofort triumphirend an den Kaiser, daß man seit der Zerstörung von Jerusalem eine solche Victorie nicht gesehen habe.

Entsetzen lagerte sich auf dem ganzen protestantischen Deutschland, als man die Gräuel der „Magdeburgischen Hochzeit", wie Pappenheim sich ausdrückte, vernahm; auf das Entsetzen aber folgte eine gränzenlose Wuth und das Volk rief überall laut nach Rache. Nur die Fürsten beharrten fort und fort auf ihrer Neutralität und selbst der Kurfürst von Brandenburg wäre gerne zu ihr zurückgetreten, wenn er nur nicht hätte befürchten müssen, daß Gustav Adolph seine Drohung, Berlin zusammenzuschießen, in eine Thatsache verwandle. Da erhielt der Graf Tilly von Wien aus Ordre, allen diesen Neutralen so auf den Leib zu rücken, daß sie Farbe bekennen müßten, und zwar sollte er mit dem Kurfürsten von Sachsen den Anfang machen. Zugleich sandte ihm Ferdinand II. unter dem Grafen Egon von Fürstenberg ein Hülfsheer von 15,000 Mann, um damit die vor Magdeburg erlittenen Verluste zu ersetzen, und sofort rückte der liguistische Generalissimus in Sachsen ein. Nun konnte sich der Kurfürst Johann Georg überzeugen, welchen Werth seine Neutralität habe, denn die Tilly'schen Banden hausten in seinem Lande, als

Digitalisiert von Google

wären sie leibhaftige Teufel, und jede Stadt, welche sie nach und nach (der Kurfürst mußte sich natürlich auf den Vertheidigungskrieg beschränken, weil er viel zu schwach war, um dem Tilly'schen Heere im offenen Felde entgegenzutreten) eroberten, (wie Naumburg, Halle, Zeitz, Merseburg, Weißenfels und Andere), wurde unnachsichtlich ausgeraubt. Zuletzt, gegen das Ende des Augustes, zog Tilly auch noch gegen das reiche Leipzig und beschoß dasselbe so nachdrücklich, daß man seinem Falle stündlich entgegensehen konnte. Da kam endlich der Kurfürst zur Erkenntniß, daß ihm nichts übrig bleibe, als sich entweder dem Kaiser bedingungslos in die Hände zu werfen, oder sich mit Gustav Adolph zu verbinden, und als Protestant entschloß er sich nach langem Zaudern für das letztere. Gustav Adolph hatte nach dem Falle Magdeburgs sich beeilt, die Kaiserlichen vollends aus ganz Pommern zu vertreiben, und nachdem nun zuletzt noch Greifswalde gefallen war, säuberte er auch das Mecklenburgische wenigstens so weit (nur Rostock, Wismar und Dömitz blieben unerobert), daß er die vertriebenen Herzoge zu Güstrow feierlichst in ihre Lande wiedereinsetzen konnte. Dann zog er nach der Elbe und schlug bei Werben ein festes Lager, in der Hoffnung, daß ihn Tilly daselbst angreifen werde. Solches wagte jedoch der liguistische Generalissimus nicht, obwohl sein Heer dem schwedischen bedeutend überlegen war, sondern fuhr fort, die Stadt Leipzig zu berennen. Da stellte sich am 1. September der sächsische Feldmarschall von Arnim (dieser frühere friedländische General war nach Wallensteins Absetzung in sächsische Dienste getreten) bei Gustav Adolph ein, um mit ihm im Namen seines Herrn, des Kurfürsten, wegen eines Bündnisses zu unterhandeln, und am 5. September, als eben die Nachricht einlief, daß Leipzig in die Hände Tilly's gefallen sei, wurde das Bündniß abgeschlossen. Daraufhin stieß der Kurfürst Johann Georg bei Düben mit seiner ganzen Streitmacht — 12,000 Mann — zu den Schweden und Gustav Adolph fühlte sich nun stark genug, den Tilly bei Leipzig aufzusuchen. Letzterer hatte 40,000 Mann unter sich; Gustav Adolph mit den Sachsen nicht mehr als 35,000, weil er in Pommern und Mecklenburg starke Besatzungen zu hinterlassen gezwungen gewesen war. Wie nun eben am 7. September Mittags die beiden Heere sich auf dem sogenannten Breitenfelde bei Leipzig

Digitalisiert von Google

gegenüberſtanden, zögerte Tilly doch mit dem Angriff, weil er die Verſtärkungen, die ihm der General Altringer eben zuführte, vorher an ſich ziehen wollte. Da ſtürzte ſich der ungeſtüme Pappenheim an der Spitze ſeiner Küraſſiere auf die Sachſen, welche den linken Flügel des ſchwediſchen Heeres bildeten, und ſofort wurde die Schlacht eine allgemeine. Die Sachſen wichen nach kurzem, und ihr Kurfürſt, der als Einer der erſten entfloh, hielt nicht eher an, als vor dem Wirthshaus in Eulenburg, um einen Krug Bier zu leeren. Um ſo beſſer hielten die Schweden gegen Tilly ſelbſt Stand, und nach hartem Ringen eroberten ſie das ſämmtliche ſchwere Geſchütz, welches derſelbe mit ſich führte. Jetzt wurde die Verwirrung im kaiſerlich-liguiſtiſchen Heere eine furchtbare und artete bald in die tollſte Flucht aus. Der alte Tilly focht zuletzt wie ein gemeiner Krieger bei ſeinem Fußvolk, denn er, der noch nie eine Schlacht verloren, konnte ſich nicht dazu entſchließen, dem Feinde den Rücken zu kehren, ſelbſt nicht einmal, nachdem er drei Wunden erhalten hatte. Endlich aber nahmen ihn ſeine Getreuen in die Mitte und ritten mit ihm in wahnſinniger Eile bis nach Halberſtadt. Nun erſt war der Sieg Guſtav Adolph's ein vollſtändiger. Das total zerſprengte Tilly'ſche Heer ließ außer ſeinen vielen Verwundeten über 6000 Todte nebſt 100 Fahnen und der ganzen Artillerie auf dem Schlachtfelde zurück. Die Sachſen hatten 2000 Mann verloren, die Schweden nur 700. Unmittelbar nachher ergaben ſich, auf die erſte Aufforderung hin, alle die feſten Plätze in Sachſen, in welche, wie nach Leipzig, Halle, Naumburg und Merſeburg, Tilly Beſatzungen gelegt hatte, und das ganze katholiſche Deutſchland ſtand wehrlos da. Somit beſchloß Guſtav Adolph, den Sieg ſchnellſtens auszunützen, und theilte ſich nach gehaltenem Kriegsrath mit dem Kurfürſten von Sachſen in die weiteren Kriegsoperationen der Art, daß er ſelbſt mit ſeinem Heere durch Thüringen und Franken nach dem Rhein ziehen wollte, um zuletzt Bayern zu erdrücken, während Johann Georg in Böhmen einmarſchiren, und nach deſſen Eroberung, Wien wegnehmen ſollte.

Der Zug Guſtav Adolph's durch Thüringen und Franken nach dem Rhein glich einem Triumphzuge. Ueberall kam ihm der Jubel und die Begeiſterung der proteſtantiſchen Einwohnerſchaft entgegen,

Digitalisiert von Google

welche in ihm ihren Erretter vom Papismus begrüßte, und ſelbſtverſtändlich zögerten jetzt weder die proteſtantiſchen Fürſten noch die Reichsſtädte mehr, ſich ihm anzuſchließen. Um nun aber Ordnung in ſeine Operationen zu bringen, gab er dem Landgrafen Wilhelm von Heſſen-Kaſſel nebſt dem Herzog Georg von Braunſchweig-Lüneburg, beide unterſtützt von dem tapferen General Báner, die Ordre, Norddeutſchland vollends ganz von den Liguiſten und Kaiſerlichen zu ſäubern; er ſelbſt aber zog über Merſeburg, wo er 2000 Kaiſerliche vernichtete, nach Erfurt, das ihm voll Jubel und Ehrerbietung die Thore öffnete. Von da marſchirte er durch den Thüringer Wald in's Fränkiſche und ſtürmte ſofort die Städte und Feſtungen Königshofen und Würzburg, wobei ſich der junge Bernhard von Weimar beſonders hervorthat. Im Würzburgiſchen, deſſen Biſchof natürlich entflohen war, ließ er ſich als „Landesherr" huldigen und ebenſo auch im Bambergiſchen, denn die geiſtlichen Beſitzthümer wollte er zu ſeiner eigenen Verfügung haben. Daraufhin ergab ſich ihm Hanau, Aſchaffenburg und Rothenburg an der Tauber, und noch im November 1631 konnte er im Triumph in Frankfurt am Main einziehen. Nun ſetzte er bei Oppenheim über den Rhein und nahm am Schluſſe des Dezembers Mainz weg, wo er ſich — der Erzbiſchof-Kurfürſt Anſelm Caſimir war über Hals und Kopf entflohen — ebenfalls huldigen ließ. Den Herzog Karl von Lothringen aber, der ſich ihm hier mit einem ſchnell zuſammengerafften Heere von 17,000 Mann entgegenzuſtellen wagte, zerſchmetterte er ſo entſetzlich, daß derſelbe froh ſein mußte, mit heiler Haut nach Nancy zu entkommen. Die Folge hievon war, daß nun auch Speier, Landau und andere linksrheiniſche Städte zum ſchwediſchen Bündniß traten, während andere, in denen ſpaniſche Beſatzungen lagen, im Sturm genommen wurden. So Königsſtein bei Frankfurt, wo Pappenheims verwahrte Schätze erbeutet wurden. So Mannheim, das Bernhard von Weimar überrumpelte. So Kreuznach und Bacharach, deren Beſatzungen, wegen ihrer früher begangenen Frevel, über die Klinge ſpringen mußten. So Wetzlar, Gelnhauſen, Boppard und Oberweſel, welche von den Spaniern ebenſo wenig behauptet werden konnten. Ja die ganze Pfalz, bis auf das feſte Heidelberg, welches ſein Kommandant Heinrich von Metternich mit Energie vertheidigte, fiel in Guſtav Adolph's Hände,

Digitalisiert von Google

und alsbald ſtellte ſich nun der vertriebene Kurfürſt Friederich V. bei ihm ein, in der Hoffnung, ſofort wieder als Kurfürſt reſtituirt zu werden. Hierin übrigens reüſſirte derſelbe vor der Hand nicht, denn Guſtav Adolph wollte ſein Land einſtweilen als Pfand behalten, um ſeinen Schwager, den engliſchen König Karl I. dadurch zu zwingen, ſich der Sache des Proteſtantismus mit etwas mehr Energie, als er bisher gethan, anzunehmen.

Inzwiſchen war der Winter im Februar 1632 mit großer Strenge eingetreten, und nun gönnte der nordiſche Held ſeinen Truppen in guten Winterquartieren eine Zeit lang Ruhe, wobei er übrigens Sorge trug, daß der katholiſchen Bevölkerung der beſetzten Lande kein religiöſer Zwang angethan wurde. Er ſelbſt brachte dieſe wenigen Wochen theils in Frankfurt, theils in Mainz zu, und in Maſſe ſtellten ſich Fürſten und fremde Geſandte an ſeiner glänzenden Hofhaltung ein. Auch ſpielte neben dem, daß er einen großen Theil ſeiner Zeit dazu verwandte, ſein Heer durch Anwerbung deutſcher Freiwilligen auf eine reſpektable Höhe zu bringen, die Diplomatie eine Hauptrolle, und unter Vermittlung Frankreichs verſuchte es insbeſondere der vertriebene Kurfürſt Anſelm Caſimir von Mainz den Frieden zu vermitteln. Guſtav Adolph ließ ſich nun in der That dazu herbei, ſeine Bedingungen zu ſtellen und zwar beſtanden dieſelben in der Hauptſache in nachfolgenden ſechs Punkten. Erſtens: „Aufhebung des Reſtitutionsedicts mit allen ſeinen bisherigen Wirkungen.“ Zweitens: „Völlige Gleichſtellung der Proteſtanten und Katholiken in allen Reichsländern, ſowie Gleichberechtigung derſelben für den Erwerb von kirchlichen Stiftern.“ Drittens: „Wiedereinſetzung Böhmens und ſeiner Nebenländer in den Stand vor dem Jahr 1617.“ Viertens: „Wiederherſtellung des Kurfürſten Friedrich's V. von der Pfalz und Beſeitigung der bayeriſchen Kurwürde.“ Fünftens: „Ewige Verbannung der Jeſuiten aus allen Provinzen des deutſchen Reiches.“ Sechtens endlich: „Anerkennung ſeiner ſelbſt als Nachfolger Ferdinand's II. auf dem deutſchen Kaiſerthron.“ Es läßt ſich nun wohl denken, daß man weder in München noch in Wien auf ſolche Forderungen einzugehen Luſt hatte, und inſofern waren alſo die Friedensverhandlungen werthlos. Dagegen aber haben ſie für uns das größte Intereſſe, weil wir aus ihnen, beſonders

Digitalisiert von Google

aus der sechsten Bedingung ersehen, welch' hochfliegende Pläne Gustav Adolph, dessen Ehrgeiz durch seine großartigen Erfolge natürlich wachsen mußte, im Sinne trug. Fast noch offener übrigens trat er bei einer anderen Gelegenheit mit seinen Absichten hervor, nämlich gegenüber den Gesandten der Städte Ulm und Nürnberg, welche, ihn zu begrüßen, nach Frankfurt geschickt worden waren. „Von seinen Freunden und Verbündeten," erklärte er, „verlange er keinerlei Belohnung, sondern ihre Dankbarkeit genüge ihm. Dagegen gedenke er das dem Feinde (also den Katholiken) Abgenommene zu behalten, denn mit einer bloßen Geldunterstützung könne er sich nicht begnügen. Namentlich lege er einen Werth auf Pommern, der Seeverbindung mit Schweden wegen, sowie auf die katholischen Stifter am Rhein und in Franken, damit er auch im Innern Deutschlands seinen Einfluß ausüben könne. Was aber die Ordnung im Reiche selbst betreffe, so tauge die alte Verfassung seit der Religionstrennung nichts mehr und es bleibe nichts übrig, als daß die protestantischen Stände, von den katholischen, die sich auf Bayern und Oesterreich beschränken würden, getrennt, sich ihr eigenes Oberhaupt erwählten." Das war deutlich gesprochen und die Gesandten verstanden ihn auch vollkommen, denn der Nürnbergische erwiederte sofort: „Daß sie kein besseres Subjectum zum Oberhaupte wüßten, als Ihre Majestät selbst."

Mit dem Beginn des Frühjahrs 1632 beauftragte Gustav Adolph seinen General Horn, über Heilbronn und Mergentheim gegen das nördliche Bayern hin zu operiren, während er zugleich den Rheingrafen Otto Ludwig anwies, das Elsaß von dem Rest der kaiserlich-spanischen Besatzungen zu befreien. Er selbst schlug den Weg nach Nürnberg ein, das ihn mit unendlichem Jubel aufnahm, und nachdem er zu Anfang April 1632 die bayerische Besatzung aus dem von Maximilian I. so arg mißhandelten Donauwörth hinausgejagt, wandte er sich rechts ab, um in Bayern einzurücken. Das letztere aber verwehrte ihm Tilly, und so müssen wir uns jetzt wieder nach diesem umsehen. Es hatte verschiedene Monate in Anspruch genommen, bis sich der alte Krieger von seiner furchtbaren Niederlage wieder aufraffen konnte; sowie er aber so weit war, zog er alle liguistischen Besatzungen, die noch in Mittel- und Norddeutschland lagen, in Eilmärschen an sich

Digitalisiert von Google

und vereinigte ſich dann mit den neu angeworbenen Truppen, welche ihm die Generale Altringer und Fugger zuführten. So zählte ſein Heer mit Beginn des Jahres 1632 wieder gegen 40,000 Mann; aber trotzdem wagte er es nicht, dem König Guſtav Adolph ſelbſt entgegenzutreten, weil er deſſen überlegene Feldherrngaben fürchtete, ſondern begnügte ſich, im Fränkiſchen einige wohlfeile Wiedereroberungen — Bamberg und Rothenburg an der Tauber — zu machen. Schon nach kurzem übrigens rief ihn ſein Kurfürſt herbei, um den Lech, den Gränzfluß Bayerns gegen Schwaben und Franken hin, gegen den nahenden Guſtav Adolph zu decken, und hiezu wählte ſich der greiſe Feldherr eine überaus feſte Stellung bei dem Städtchen Rain (auf dem Wege von Donauwörth nach Neuburg und Ingolſtadt) aus. Auch ſah der ſchwediſche Held, als er am 12. April anrückte, ſofort ein, daß es Mühe genug koſten werde, den Lechübergang zu erzwingen, allein gewohnt, ſelbſt das Unmögliche möglich zu machen, eröffnete er augenblicklich eine dreitägige Kanonade auf das Tilly'ſche Lager, zu keinem anderen Zwecke, als den Feind beſtändig in Athem zu erhalten. Zu gleicher Zeit ließ er eine ſolche Maſſe von Theerfäſſern anzünden, daß man vor Rauch keine zwanzig Schritte weit ſehen konnte, und unter dem Schutze dieſes Rauchs und Kanonendonners gelang es ihm, am 15. April in unmittelbarer Nähe des Tilly'ſchen Lagers eine Brücke über den reißenden Strom zu ſchlagen. So ſtanden die Schweden plötzlich auf dem rechten Ufer des Lech und dadurch kam der greiſe Tilly — ſeit den Magdeburgiſchen Gräueln hatte er nicht mehr die eiſige Ruhe, die ihn früher auszeichnete — ſo außer ſich, daß er ſich ſofort mit ſeiner Kavallerie auf die Schweden ſtürzte, ſtatt den Angriff der letzteren abzuwarten. Guſtav Adolph jedoch hielt den Anprall nicht blos aus, ſondern ſchlug ihn ſogar ſiegreich zurück und dabei ward Tilly tödtlich verwundet. So blieb dem Kurfürſten Maximilian I. nichts übrig, als ſein Heil in der Flucht zu ſuchen und ſterbend — der Tod erfolgte aber erſt ein paar Tage ſpäter am 20. April — rief ihm ſein Generaliſſimus zu, ſich mit all' den Truppen, die ihm noch geblieben, auf Regensburg, den Schlüſſel Bayerns, Oeſterreichs und Böhmens, zu werfen. Solches that auch Maximilian I. und war ſogar ſo klug, im Vorbeimarſchiren die Beſatzung ſeiner guten

Digitalisiert von Google

Festung Ingolstadt gehörig zu verstärken. Im Uebrigen lag ganz Bayern widerstandslos vor Gustav Adolph da, und derselbe zog zuerst nach Augsburg, um dieser edlen Stadt das schmähliche Joch, das ihr durch die Vollziehung des Restitutionsedicts auferlegt worden war, wieder abzunehmen. Mit anderen Worten, er gab die dortigen Kirchen dem Protestantismus zurück und verjagte den katholischen Bischof nebst seiner ganzen Umgebung. Von Augsburg aus entsandte er überallhin Truppenabtheilungen, um die bayerischen Städte, sowie das katholische Oberschwaben (hier leisteten die Bauern unter Anführung ihrer Pfarrer zum Theil energischen Widerstand und wurden dafür von den Schweden auf's grausamste gezüchtigt) in Besitz zu nehmen, und selbst Ingolstadt ließ er eine Zeit lang, obwohl vergeblich, belagern. Er selbst wandte sich nach München und schon glaubte man, er werde an dieser Stadt für Magdeburg Rache nehmen. Allein er begnügte sich, nachdem er am 7. Mai seinen Einzug gehalten, mit der starken Brandschatzung von 300,000 Goldgulden, sowie mit der Wegführung alles Kriegsvorraths (man fand auch 140 vergrabene Kanonen, in deren Röhren 300,000 Ducaten geborgen waren) und kehrte dann nach Augsburg zurück, um einem neuen Feind, mit dem er sich noch nicht gemessen, entgegenzutreten.

Die Aufgabe des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen war, wie wir wissen, die Eroberung von Böhmen und nach dieser die von Oesterreich und Wien. In Böhmen nun rückte der Kurfürst richtig ein und das ganze Land fiel ihm fast ohne Schwertstreich in die Hände. Selbst die Hauptstadt Prag machte, weil sie nur eine ganz geringe Besatzung hatte, keine Schwierigkeit, ihm die Thore zu öffnen, und am 11. November 1631 hielt er seinen feierlichen Einzug. Nachdem er aber diese Heldenthat vollbracht, eilte er in seine Hauptstadt Dresden zurück und überließ die Behauptung Böhmens seinem Feldherrn Arnim. Dagegen verbot er ihm geradezu noch weitere Eroberungen zu machen oder etwa gar in's Oesterreichische einzurücken, dieweil der schwache Fürst bereits wieder auf seinen alten Neutralitätsgedanken zurückgekommen war. Ueberdem erfüllte es ihn mit dem größten Schrecken, daß Gustav Adolph im Würzburgischen, Bambergischen und Mainzischen sich als Landesherr hatte huldigen lassen, denn darin lag für ihn die Gewißheit,

Digitalisiert von Google

daß der Schwedenkönig künftig in Deutschland den Dictator spielen wolle. Endlich war im sächsischen Hause schon seit langen Jahren eine tiefe Devotion vor dem Hause Habsburg eingebürgert, und um keinen Preis hätte also Johann Georg dem Kaiser Ferdinand II. in Wien selbst auf den Leib rücken mögen. Ja er trieb seinen Respect vor dem Kaiser so weit, daß er während seines Aufenthaltes in Prag nicht einmal im kaiserlichen Schlosse zu residiren wagte, sondern in einem Privathause Quartier nahm und die sämmtlichen Zimmer im Schlosse versiegeln ließ, damit ja kein kaiserliches Eigenthum angetastet werde. Aus diesen Gründen mußte der Feldmarschall Arnim unthätig in Böhmen liegen bleiben und alle Ermahnungen Gustav Adolph's, doch endlich vorzurücken, wurden entweder gar nicht oder mit Ausflüchten beantwortet. Was war nun aber die Folge hievon? Ei natürlich die, daß Ferdinand II. Zeit fand, sich in Vertheidigungsstand zu setzen, während er, wenn Johann Georg unaufhaltsam vorgerückt wäre, sich in Wien hätte auf Gnade und Ungnade ergeben müssen. Eine verzweifeltere Lage nämlich, als diejenige, in welcher sich Ferdinand II. unmittelbar nach der Schlacht bei Leipzig befand, kann man sich gar nicht denken. Die ganze katholische Armee war vernichtet und von drei Seiten her drohte der Feind in das Herz der habsburgischen Erbstaaten einzudringen. In Böhmen standen die Sachsen, am Rhein Gustav Adolph, im Begriff Bayern zu erdrücken, und in Siebenbürgen war so eben nach dem Tode Bethlen Gabors (1631) der tapfere Georg Rakoczy, der geschworene Feind der Habsburger, zum Fürsten ausgerufen worden. In wenigen Wochen, jedenfalls im Frühjahr 1632, konnten diese Dreie vor Wien stehen, wenn man ihnen nicht mit einer starken Armee entgegentrat; diese Armee aber zu schaffen, war Ferdinand II. für sich selbst rein unfähig, denn es fehlte ihm am Allernothwendigsten, am Geld und Credit. Und nun an wen sonsten sollte er sich wenden? An Maximilian I. und seine Liga? Diese befanden sich in so schlimmer Lage als er selbst. Nein, nur Einer, darin stimmten alle seine Räthe mit ihm überein, konnte helfen. Wallenstein, der Herzog von Friedland; aber mit Schrecken legte man sich zugleich die Frage vor, ob er, der so tödtlich beleidigt worden war, dazu gebracht werden könne, die verlangte Hülfe zu leisten.

Digitalisiert von Google

Wallenstein hatte seit seiner Absetzung in seinem Palaste zu Prag mit mehr als fürstlicher Pracht Hof gehalten, denn sein ungeheurer Reichthum befähigte ihn, alle Könige Europa's an Aufwand zu überbieten. Den Staatsangelegenheiten schien er ganz fremd geworden zu sein, da er sich gleichsam mit Ostentation einzig und allein mit Bauten, Anlagen, Sammlungen und Studien, besonders astrologischen, beschäftigte. Nur alte Freunde fanden bei ihm Zutritt und zu diesen Freunden gehörten besonders die abgedankten Officiere seiner früheren Armee, denen er ihren Sold aus seinem Beutel fortbezahlte. Beim Einrücken der Sachsen in Böhmen zog er sich, um in keine Collision zu kommen, nach seinen mährischen Besitzungen zurück und seine Hofhaltung in Znaim war wo möglich noch exclusiver, als in Prag. Deßwegen verstand er es aber doch, sich insgeheim von Allem, was in Wien und auf dem Kriegstheater vorging, auf's genaueste zu informiren, denn überall hatte er seine gut bezahlten Spione, und je furchtbarer sich die Noth des Kaisers steigerte, eine um so grimmigere Freude beseelte ihn. Er wollte seine Rache haben für jenen schmachvollen Tag, an welchem man ihn wie eine ausgedrückte Citrone weggeworfen hatte, und er wußte, daß ihm diese Rache nicht entgehen könne. Endlich kam sie, zu Ende des Oktobers 1631. Damals sandte Ferdinand II. seinen vertrauten Minister von Questenberg zu ihm, um ihn anzuflehen, zum zweiten Male der Retter Oesterreichs zu werden. Aber mit eisiger Ruhe wies der Friedländer den Minister ab. „Er leide an der Gicht und bitte, ihn in Ruhe zu lassen," erwiederte er. Nunmehr (am 12. November 1631) demüthigte sich der Kaiser zu einem „Handbriefl," in welchem er den Friedländer beschwor, von Neuem eine Armee zu bilden und den Oberbefehl zu übernehmen. Allein auch hierauf erwiederte Letzterer abschläglich, sich auf seine leidende Gesundheit berufend. Endlich, im Dezember 1631, ordnete der Kaiser eine solenne Gesandtschaft mit dem Fürsten von Eggenberg an der Spitze an den zürnenden Feldherrn nach Znaim ab, und diese Gesandtschaft hatte Vollmacht, alle Forderungen des Wallensteins, sie möchten einen Namen und Inhalt haben, welchen sie wollen, zu bewilligen. Lange weidete sich der Feldherr an dem demüthigen Flehen seiner früheren Gegner; doch endlich ließ er die Maske der Sprödigkeit fallen. „Der

Digitalisiert von Google

Kaiſer," gab er zur Antwort, „dauert mich, und ob er es gleich nicht um mich verdient hat, will ich ihm doch den Willen thun. Ich werde ihm alſo innerhalb dreier Monate ein kriegstüchtiges Heer von 40,000 Mann anwerben; allein ſo bald ich dieſes Heer organiſirt habe, muß es mir geſtattet ſein, wieder in das Privatleben zurückzutreten, denn in den Krieg zu ziehen, erlaubt mir meine Geſundheit nicht." Es war ein ſtolzes Wort, das der Herzog von Friedland ſo gelaſſen ausſprach, das Wort, in drei Monaten eine ſchlagfertige Armee von mindeſtens 40,000 Mann in's Feld zu ſtellen, denn es befanden ſich damals in den habsburgiſchen Erblanden noch keine 10,000 frühere Soldaten, und ſelbſt dieſe waren großentheils ſo entmuthigt, daß man ſie gar nicht brauchen konnte. Allein der Friedländer wußte ſein Wort deßwegen doch einzulöſen. Vor allem ließ er durch die Offiziere, deren Sold er bisher fortbezahlt hatte und die er nun mit Geld beladen, nach allen Himmelsſtrichen als Werber ausſandte, Jedermänniglich verkünden, daß es ſich dießmal um keinen Religionskrieg, alſo nicht um die Bekämpfung der Evangeliſchen, ſondern vielmehr darum handle, die Schweden als eingedrungene Fremdlinge wieder aus Deutſchland hinauszujagen, denn hiedurch hoffte er auch viele proteſtantiſche Söldner anzulocken. Sodann bot er eine Löhnung, die — wenn man den damaligen Geldwerth annimmt — ganz unerhört war, nämlich einem ſchweren Reiter monatlich neun, einem leichten ſechs und einem Fußknecht vier Gulden, ſowie außerdem noch eine tägliche ſehr ſplendide Koſt, beſtehend in Fleiſch, Brod, Bier und Wein. Weiter bezahlte er jedem früheren Offizier, der ſich durch Tapferkeit ausgezeichnet hatte, ein Einſtandsgeld von mindeſtens tauſend Thalern und beſchenkte ihn, wenn er Kavalleriſt war, noch extra mit einem oder zwei Pferden. Endlich verhehlte er Niemanden, daß unter ſeinen Fahnen das Beutemachen erlaubt ſei, und daß er bei denen, die im Kampfe ihren Mann ſtellen, auch ſonſtige Exceſſe nicht rügen werde. So ſtrömten denn die Landsknechte — die proteſtantiſchen, wie die katholiſchen — aus den entfernteſten Gegenden ſchaarenweiſe herbei und nach weniger als drei Monaten, im März 1632, ſtanden richtig 40,000 Mann unter den Waffen. Wohlverſtanden aber, nicht Rekruten waren es, die er angeworben, ſondern meiſt gediente Burſche, und dieſe gleichſam aus der

Digitalisiert von Google

Erde geſtampfte Armee rüſtete er ſofort mit Allem aus, weſſen man zum Kriegführen bedurfte. Dann, wie er auch damit fertig geworden war, bat er den Kaiſer, einen Obergeneral zu ernennen, und ſchickte ſich zugleich an, ſich auf ſeine Güter zurückzuziehen. Dieſe Bedingung nämlich hatte er, wie wir wiſſen, geſtellt, allein kein Menſch war des Glaubens geweſen, daß er darauf beharren werde. Darum, welch' neue entſetzliche Noth, als er mit ſeinem Zurücktritt jetzt wirklich Ernſt machte! Natürlich, denn die friedländiſche Armee konnte nur der Friedländer kommandiren und meiſtern; nur er konnte ſie zuſammenhalten und verwerthen. Deßwegen ſandte der Kaiſer Boten über Boten — zuerſt den Pater-Beichtvater Quiroga, dann den Präſidenten Bruneau, weiter den Biſchof Anton von Wien, endlich den Fürſten von Eggenberg — an ihn ab, um ihn zu beſchwören, das Oberkommando beizubehalten; allein erſt nach langem Bitten und Flehen, und nur unter den allerſchwerſten Bedingungen ließ er ſich endlich dazu herbei. Welches waren nun aber die Bedingungen? „Erſtens," ſo heißt es in dem am 15. April 1632 zwiſchen dem Friedländer und dem Kaiſerlichen Bevollmächtigten in Znaim abgeſchloſſenen Vertrag, „der Herzog von Friedland wird Generaliſſimus des Kaiſers, des ganzen Erzhauſes und der Krone Spanien, ſo weit dieſe Armeen in Deutſchland hält. Zweitens, er erhält den Oberbefehl ohne allen Vorbehalt und ihm gehört ausſchließlich das Recht, die Offiziersſtellen zu beſetzen. Drittens, weder der Kaiſer noch ſein Sohn und Erbe darf ſich perſönlich bei der Armee einſtellen und noch viel weniger ein Kommando verlangen, ſondern Ferdinand II. ſoll entweder in Wien oder — ſobald Böhmen wieder erobert ſein wird — in Prag, geſchützt von 12,000 Mann unter General Maradas, reſidiren, bis ein Univerſalfrieden hergeſtellt iſt. Viertens, als ordentliche Belohnung für ſeine großen Auslagen wird dem Herzog von Friedland ein öſterreichiſches Erbland zum Unterpfand verſchrieben und als außerordentliche Belohnung erhält er die Oberlehensherrſchaft über alle Länder, die er erobern wird. Fünftens, die Confiscationen im Reich, deßgleichen die Begnadigungen hängen ganz allein von ihm ab, ohne daß eine Apellation an die Reichsgerichte oder auch an die Gnade des Kaiſers geſtattet wäre. Sechstens, im künftigen Frieden muß ihm Mecklen-

Digitalisiert von Google

burg wieder zugesichert werden. Siebtens und letztens, alle Mittel und Spesen zur Fortsetzung des Kriegs soll man ihm zur rechten Zeit leisten und überdem müssen ihm die kaiserlichen Erblande zur Retirade stets offen stehen." In solcher Weise wurde der Herzog von Friedland reactivirt, und die Noth des Kaisers muß also eine furchtbare gewesen sein, da er auf derartige Bedingungen, die ihm einen großen Theil seiner Souveränetätsrechte entzogen, ohne den mindesten Vorbehalt eingieng.

All' den großartigen Rüstungen des Herzogs von Friedland hatte der sächsische Feldmarschall von Arnim auf Befehl seines Herrn ganz unthätig mit den Händen im Schooß zugesehen, denn der Herzog trat gleich von Anfang an mit dem Kurfürsten von Sachsen in Unterhandlungen wegen eines Separatfriedens, durch welchen der Letztere bedeutend zu gewinnen hoffte. Zu Ende des Monats April 1632 aber rückte Wallenstein von Mähren aus plötzlich in Böhmen ein, und am 4. Mai stand er mit seiner gesammten Macht bereits am weißen Berge bei Prag. Aus dieser Stadt war Arnim schon einige Tage vorher abgezogen und die kleine Besatzung, die er zurückließ, sah sich also genöthigt, am 5., nachdem kaum einige wenige Kanonenschüsse gefallen waren, zu capituliren. Daraufhin wandte sich Wallenstein gegen Leutmeritz, wo Arnim mit dem sächsischen Hauptheere stand; allein Letzterer fand es nicht für gerathen, eine Schlacht anzunehmen, und zog sich schnellstens nach Pirna und Meißen zurück. Nun mußten auch die sächsischen Besatzungen in Eger und Ellnbogen capituliren, und so wurde der Herzog von Friedland in weniger als Monatsfrist Herr von ganz Böhmen. Nach diesem eben so großartigen als schnellen Erfolge hatte er die Wahl zwischen zwei Operationen. Entweder konnte er in Sachsen einrücken und dessen Kurfürsten vernichten. Oder aber hatte er sich gegen Gustav Adolph selbst zu wenden, um es zu versuchen, ob er ihn nicht aus Deutschland verdrängen könne. Letzterer Feind war notorisch der bei weitem wichtigere, und überdem liefen vom Kurfürsten Maximilian I. tagtäglich die stürmischsten Mahnungen ein, den Schweden auf den Leib zu rücken. Natürlich, denn dem Kurfürsten mußte Alles daran gelegen sein, sein Land so schnell als möglich vom Feinde zu befreien. Allein der Herzog von Friedland zögerte und

Digitalisiert von Google

zögerte, trotzdem der Kaiser Ferdinand II. seine Mahnungen und Bitten mit denen des Kurfürsten vereinigte. Warum nun zögerte der Friedländer? Ei wir wissen ja, daß gerade Maximilian I. vor zwei Jahren in hervorragender Weise sich bemüht hatte, seinen Sturz zu betreiben, und der Friedländer ergriff jetzt die Gelegenheit, sich auch an dem Kurfürsten zu rächen. Derselbe sollte sich ebenso demüthigen, wie sich der Kaiser hatte demüthigen müssen, und erst nach den flehendlichsten, unterwürfigsten Bitten willigte Wallenstein in eine Zusammenkunft mit Maximilian I. Sie fand am 22. Juni 1632 in Eger statt und es ward daselbst abgemacht, daß Maximilian I. alle seine Truppen zu den Friedländischen stoßen lassen solle. Natürlich jedoch unter der Bedingung, daß der Friedländer den unbedingten Oberbefehl auch über diese Truppen erhalte, und der Kurfürst sich durchaus seinen Weisungen zu fügen habe. Unmittelbar nachher zog Wallenstein die Bayern an sich und seine Armee erhielt dadurch die Stärke von über 60,000 Mann.

Sobald Gustav Adolph von diesen Vorgängen Kunde erhielt, brach er mit allen seinen verfügbaren Truppen — im Ganzen aber nur etwa 20,000 Mann, weil er unter seinen Generalen Báner, Horn, Bernhard von Weimar und Anderen starke Besatzungen in Bayern und Oberschwaben zurückließ — von Augsburg nach Nürnberg auf, denn die Lage dieser Stadt war der Art, daß er von ihr aus den Herzog von Friedland, derselbe mochte nun in Sachsen oder in Bayern einmarschiren, am besten im Schach behalten konnte. Letzterer übrigens that weder das Eine noch das Andere, sondern marschirte ebenfalls auf Nürnberg zu, ohne Zweifel in der Absicht, den Schwedenkönig mit seinem verhältnißmäßig kleinen Heere in der Stadt einzuschließen und schließlich zur Capitulation zu zwingen. Solches nun zu vermeiden, verschanzte sich Gustav Adolph mit Hülfe der Nürnberger Bürger — und diese konnten damals noch 30,000 erwachsene Männer stellen — hart vor der Stadt in einer Weise, daß er selbst von einem vierfach überlegenen Feind nicht hätte bezwungen werden können, und somit blieb dem Friedländer nichts übrig, als entweder abzuziehen oder dem Schweden gegenüber ebenfalls ein befestigtes Lager zu errichten. Er that das Letztere und wählte hiezu die Anhöhen bei Zirndorf, deren Spitze die sogenannte „Alte Feste,“

Digitalisiert von Google

anderthalb Stunden von Nürnberg entfernt, krönte. So beobachteten sie sich viele Wochen lang, Jeder in der sicheren Hoffnung, den Anderen durch Hunger zum Abzug zu nöthigen. Hatte doch Wallenstein in seinem Lager außer 60,000 Soldaten und 30,000 Pferden noch 15,000 Dirnen und Weiber, sowie 20,000 Fußknechte und Troßbuben zu ernähren, während dem Schwedenkönig die Pflicht oblag, auch für den Unterhalt der 150,000 Einwohner Nürnbergs zu sorgen! Nun half sich der Friedländer damit, daß er die ganze Umgegend in einer Runde von 14 Stunden und mehr mit einer Barbarei ohne Gränzen ausrauben ließ, und auch schwedischer Seits wurden, ohne daß es Gustav Adolph hätte verhindern können, viele derartige Excesse begangen. Trotzdem aber steigerte sich die Noth in beiden Lagern, sowie noch mehr in Nürnberg selbst, auf eine furchtbare Höhe und nach Verfluß von eilf Wochen beschloß also der Schwedenkönig, derselben durch eine kühne That ein Ende zu machen. In der Zwischenzeit nämlich hatte er all' die Truppen, welche unter Horn, Bernhard von Weimar und Báner in Bayern und Schwaben standen, an sich gezogen, und da ihm sein Kanzler Oxenstierna auch noch Hülfstruppen zuführte, so war sein Heer auf 70,000 Mann — worunter mindestens zwei Dritttheile Deutsche — angewachsen. Mit dieser starken Macht hielt er es für keine Unmöglichkeit, das Lager Wallenstein's zu stürmen, und am 24. August Morgens in der Früh geschah der Angriff. Mit welcher Kühnheit, Tapferkeit und Todesverachtung nun da gekämpft wurde! Ein Jeder der Stürmenden suchte es dem Anderen zuvorzuthun, und wenngleich links und rechts ihrer Hunderte fielen, so drängten doch die Ueberlebenden unaufhaltsam vorwärts. Allein auch die Friedländischen bewährten sich als ausgezeichnete Krieger und namentlich zeigte ihr Oberanführer, daß er zum Feldherrn geboren sei. So wurden alle Angriffe Gustav Adolph's siegreich zurückgeschlagen, und endlich, nachdem das übermenschliche Ringen fast zehn Stunden lang gedauert hatte, zog sich der Schwedenkönig mit einem Verlust von 2000 Todten und noch mehr Verwundeten in sein früheres Lager zurück.

Nach diesem blutigen Tanze blieb Gustav Adolph noch vierzehn Tage stille liegen; dann aber brach er sein Lager ab und marschirte am 8. September 1632 klingenden Spiels an dem Wallensteinischen

Digitalisiert von Google

vorüber in der Richtung nach Neuſtadt an der Aiſch ab. Er hoffte, daß der Friedländer ihn auf dem Marſch angreifen werde; allein dieſer rührte ſich nicht und ebenſowenig machte er Anſtalt, Nürnberg, in welchem Guſtav Adolph eine ſtarke Beſatzung zurückgelaſſen hatte, zu ſtürmen. Vielmehr übergab er am 13. September ſein Lager den Flammen und nahm mit ſeiner ganzen Armee die Richtung nach Bamberg, die ganze Gegend, durch die er kam, furchtbar verwüſtend. Guſtav Adolph's Abſicht war, jetzt ſchnell auch noch Ingolſtadt zu erobern, um dann den Krieg nach Oeſterreich ſelbſt ſpielen zu können. Allein der Friedländer, unbekümmert um die Nöthen Bayerns, folgte ihm nicht, ſondern zog immer weiter nördlich, indem er dem Kaiſer erklärte, daß es vor allem nothwendig ſei, den Kurfürſten von Sachſen zu einem Separatfrieden zu nöthigen. Auch nahm er richtig im Sächſiſchen eine Stadt nach der anderen weg, und am 21. Oktober 1632 fiel auch Leipzig in ſeine Hände. Gegen ihn ſtand der Kurfürſt Johann Georg beinahe wehrlos da, denn ſein Feldherr Arnim wagte es nicht, dem Friedländer eine Schlacht zu liefern, und ſomit erhielt jetzt Guſtav Adolph Boten über Boten, zum Schutze Sachſens herbeizueilen. Der König folgte dem Rufe; allein die Truppenzahl, die er mitnehmen konnte, betrug nicht viel über 20,000 Mann, weil er überall in den feſten Plätzen Süddeutſchlands Beſatzungen zurücklaſſen mußte. Darum wie er am 1. November Naumburg erreichte, während Wallenſtein mit ſeiner Hauptmacht in dem nahen Merſeburg ſtand, blieb ihm nichts übrig, als ſich hier zum Schutze vor der Uebermacht der Kaiſerlichen beſtens zu verſchanzen. Dadurch wurde Wallenſtein auf den Gedanken gebracht, der ſchwediſche König gedenke hier zu überwintern und beſchloß ſofort, ſeine Truppen ebenfalls in die Winterquartiere zu verlegen. Somit zog er ſich von Merſeburg mehr gegen Leipzig hin, deſſen Umgebung ihm für ſeine Zwecke beſonders geeignet erſchien, und beorderte zugleich ſeinen Reitergeneral Pappenheim mit einem ſtarken Corps nach dem Unterrhein, wo die Spanier von den Niederländern hart bedrängt wurden. Doch ſollte derſelbe vorher noch Halle erobern, welches er auf ſeinem Marſche faſt berühren mußte. Am 5. November 1632 Mittags erreichte Wallenſtein mit ſeinem Hauptcorps Lützen; doch kaum war er hier angelangt, ſo erfuhr er,

Digitalisiert von Google

daß sich Gustav Adolph eben jetzt mit den sächsischen Truppen unter Arnim geeinigt habe, und ihm in Eilmärschen nachfolge. Dieß verhielt sich auch wirklich so, denn Gustav Adolph glaubte den Augenblick, wo sich Wallenstein durch die Absendung Pappenheim's sehr geschwächt hatte, benützen zu müssen, um denselben anzugreifen. Der Friedländer zog also alle seine Truppen bei Lützen zusammen und wählte sich das zum Schlagen geeignetste Terrain aus. Zugleich aber sandte er dem Pappenheim seine schnellsten Reiter nach, ihm anbefehlend, unverzüglich und so schnell er könne, mit seinem ganzen Corps zu ihm zurückzukehren. Ebenfalls am 5., gegen Abend, traf Gustav Adolph in Rippach, eine Stunde von Lützen ein, und alsobald, noch in der Nacht, entwarf er den Schlachtplan. Die Stärke seines Heeres belief sich auf etwa 25,000 Mann, die des Friedländers, weil das Corps Pappenheims fehlte, auf nicht viel mehr; dagegen hatte der kaiserliche Feldherr alle Terrainvortheile für sich. Den anderen Morgen, am 6. November, bedeckte ein dichter Nebel die ganze Ebene, so daß man von beiden Seiten nur das grobe Geschütz spielen lassen konnte. Sowie aber um eilf Uhr der Nebel wich, führte Gustav Adolph mit dem Rufe: „Gott mit uns", seine Truppen gegen den Feind und sofort wurde die Schlacht allgemein. Von beiden Seiten wurde geleistet, was nur geleistet werden kann; aber gegen drei Uhr Mittags wich der rechte Flügel der friedländischen Armee und verlor zwei Batterien an die Schweden. Nicht lange hernach brachte ein Adjutant dem König von Schweden die Nachricht, daß sein Centrum harte Noth leide, und sogleich stellte er sich an die Spitze des Steenbockischen Regiments, um ihm Hülfe zu bringen. Sein feuriges Pferd trug ihn rascher voran, als seine Reiter ihm folgen konnten, und plötzlich befand er sich hart an dem Feinde. Ein Schuß zerschmetterte seinen linken Arm und zugleich fuhr seinem Rosse eine Kugel in den Kopf. Er bat den Herzog Franz Albrecht von Lauenburg, der hart hinter ihm ritt, ihn aus dem Gedränge zu bringen; aber in diesem Augenblicke erhielt er einen zweiten Schuß in den Rücken. Sinkend blieb er im Steigbügel hängen, und das vor Schmerz rasende Pferd schleifte ihn fort. Nun floh der Herzog von Lauenburg und dem König folgte nur noch sein Page August von Leubelfing. Einen Augenblick später

Digitalisiert von Google

löste ſich der Fuß des Königs aus dem Steigbügel und der Page ſprang ſofort von ſeinem Pferde herab, um dem Monarchen darauf zu helfen. Da ſprengten feindliche Reiter heran und Einer ſchoß den König durch den Kopf, während ein Zweiter den Pagen tödtlich verwundete. Das reiterloſe Roß des Königs aber jagte, mit Blut bedeckt, die ſchwediſche Front entlang, und alsbald flog die Schreckensbotſchaft durch die Reihen, daß Guſtav Adolph gefallen ſei. Sofort ergriff der Herzog Bernhard von Weimar den Oberbefehl und wußte das Heer zu ſolcher Rachewuth zu entflammen, daß die Wallenſteiniſche Armee auf allen Flanken zurückgetrieben wurde. Vergebens ſuchte der Friedländer die Ordnung wiederherzuſtellen; ſeine Niederlage war ſchon ſo gut wie entſchieden. In dieſem Augenblicke erſchien der tapfere Pappenheim mit acht Regimentern ſchwerer Reiterei auf dem Kampfplatze und brachte die Schlacht wieder zum Stehen. Nicht auf lange jedoch, denn wenige Minuten ſpäter ſtürzte er von zwei Kugeln zumal durchbohrt nieder und zu gleicher Zeit führte Bernhard von Weimar die Reſerve unter Kniephauſen zur letzten Entſcheidung herbei. Mit dem Einbruch der Nacht war die friedländiſche Armee auf allen Punkten geſchlagen und mit den Trümmern ſeiner Regimenter floh Wallenſtein, ſeine ganze Artillerie zurücklaſſend, über Leipzig und Chemnitz, den böhmiſchen Bergen zu. Seine Verluſte beliefen ſich auf faſt 10,000 Mann; doch auch die Sieger hatten furchtbar gelitten, und, vor Erſchöpfung unfähig, den fliehenden Feind zu verfolgen, brachten ſie die Nacht auf dem Schlachtfelde zu. Den anderen Tag erlag Pappenheim ſeinen Wunden in Leipzig, wohin man ihn gebracht hatte, und mit ihm verlor die kaiſerliche Armee ihren beſten Reitergeneral; geradezu unerſetzlich aber war der Verluſt, den der Proteſtantismus durch den Tod Guſtav Adolph's erlitt. Noch am Abend fand man ſeinen mit Wunden bedeckten Leichnam und brachte ihn, nachdem man ihn anderen Tags in Weißenfels hatte einbalſamiren laſſen, über Eilenburg, Grimma, Wittenberg, Berlin und Wolgaſt nach Stockholm, wo man ihn am 21. Juni 1633 in der Ritterholmskirche feierlichſt beiſetzte.

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß die jeſuitiſch-katholiſche Parthei in Deutſchland über den Tod Guſtav Adolph's laut aufjubelte, und ebenſo

Digitalisiert von Google

selbstverständlich ist, daß sich der Protestanten eine allgemeine Trauer und Bestürzung bemächtigte. Diese Trauer und Bestürzung aber ergriff nur das Volk, das in Gustav Adolph seinen starken Hort und Helden beweinte; die meisten protestantischen Fürsten dagegen, besonders die Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg, fühlten sich wie von einem Alp befreit. Wir kennen ja die Verkommenheit des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, und nicht minder kennen wir die geistige Schwäche des Johann Georg von Sachsen. Beide hatten sich dem Oberbefehl Gustav Adolph's gefügt, weil sie nicht anders konnten; aber Beide waren von solch thörichter Eitelkeit auf ihre Machtstellung beseelt, daß sie ihre Freude darüber, nun endlich der geistigen Ueberlegenheit des großen Helden überhoben zu sein, kaum verbergen konnten. Nicht minder athmeten die höheren Offiziere, welche bisher die protestantischen Regimenter und Brigaden geführt, besonders die deutschen, leichter auf, denn schon lange war ihnen die straffe Mannszucht, welche der schwedische Held mit Strenge aufrecht zu erhalten bemüht war, ein Dorn im Auge, weil sie am liebsten das Beispiel der friedländischen Offiziere, die sämmtlich durch Raub und Plünderung reich wurden, nachgeahmt hätten. Von den Corpskommandanten aber, die sich bisher ausgezeichnet, wie namentlich Gustav Horn, Herzog Bernhard von Weimar, Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg und Johann Báner, dachte Jeder, er sei so gut ein Held als Gustav Adolph und waren nun froh, keinen Höheren mehr über sich zu haben. Um die Zukunft der protestantischen Sache sah es also trüb genug aus und die Aussicht auf ein protestantisches Kaiserthum, welch' letzteres sich ohne Zweifel, wenn Gustav Adolph am Leben geblieben wäre, verwirklicht hätte, gehörte nunmehr in's Reich der Träume.

Nach dem Tode des Schwedenkönigs, der nur eine unmündige Tochter hinterließ, trat sein Kanzler, der Graf Axel Oxenstierna, der sich längst als großer Staatsmann, wie auch als guter General bewährt hatte, an die Spitze der Geschäfte, und dessen Erstes war, die Geldhülfe Frankreichs (diese gewährte der Cardinal Richelieu aus den bereits früher genannten Gründen sehr gerne) noch mehr als bisher in Anspruch zu nehmen. Dann eilte er nach Dresden und Berlin,

Digitalisiert von Google

um die Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg für das treue Aushalten an dem ſchwediſchen Bündniſſe zu gewinnen, und da er Jedem die Zahlung von jährlichen 100,000 Thalern franzöſiſcher Subſidien verſprechen konnte, ſo verpflichteten ſie ſich auch wirklich, den Krieg fortzuſetzen, obwohl ſie innerlich bereits zum Gegentheil entſchloſſen waren. Von Berlin wandte ſich Oxenſtierna im Frühjahr 1633 nach Süddeutſchland und veranſtaltete da im März eine große Zuſammenkunft aller proteſtantiſchen Reichsſtände Frankens, Schwabens und der Rheinpfalz, um über die Fortſetzung des Kriegs zu berathen. Auf derſelben ſetzte er es durch, daß ihm das Direktorium übertragen wurde, doch unter Mitwirkung eines Bundesraths, der namentlich über die richtige Verwendung der aufzubringenden Matricularbeiträge zu wachen habe. Auch traf man Beſtimmungen über die Vertheilung der eroberten geiſtlichen Stifte und belehnte z. B. den länderloſen Herzog Bernhard von Weimar mit den Bisthümern Bamberg und Würzburg. Nicht minder erhielt der Feldmarſchall Horn den Deutſchmeiſterſitz Mergentheim, während man die Rheinpfalz dem Sohn des eben erſt (19. November 1632) verſtorbenen Friedrich V. (des Winterkönigs) Karl Ludwig zurückgab. Dabei iſt noch hervorzuheben, daß der franzöſiſche Geſandte Manaſſes de Pas, Marquis von Feuquières, bei den Verhandlungen immer entſcheidend miteingriff, denn Frankreich hatte ſich ja durch ſeine Subſidienzahlungen das Recht erworben, in den deutſchen Angelegenheiten ein gewichtiges Wort mitzuſprechen.

Bei der Wiederaufnahme der Feindſeligkeiten im Frühjahr 1633 — den Winter über hatten die Waffen allſeitig geruht — waren die proteſtantiſchen Heere längere Zeit überall im Vortheil, obwohl die Führer derſelben, weil ſich keiner dem anderen unterordnen wollte, ganz getrennt operirten. Herzog Georg von Braunſchweig-Lüneburg, vereint mit dem Landgrafen Wilhelm von Heſſen, kämpfte im Weſtphäliſchen gegen ein kaiſerlich-ſpaniſches Corps unter Cronsfeld und brachte demſelben bei Oldendorf eine ſchwere Niederlage bei. Herzog Bernhard von Weimar rückte in's Fränkiſche und ſicherte ſich Bamberg und Würzburg. General Arnim unternahm es, Kurſachſen von den Kaiſerlichen zu befreien, und nachdem ihm dieſes — in Folge der Schlacht bei Lützen — mit leichter Mühe gelungen war, rückte er in

Digitalisiert von Google

Schlesien ein. Nicht minder bemächtigte sich der schwedische Feldmarschall Horn des Elsasses, und endlich wußte sich der schwedische General Báner in Verbindung mit dem Pfalzgrafen von Birkenfeld am Lech und an der Donau gegen den kaiserlichen General Altringer siegreich zu behaupten. Während des Sommers jedoch gelang es dem Letzteren, bedeutende Verstärkungen an sich zu ziehen, und somit wurde der Herzog Bernhard von Weimar beordert, sich mit Báner zu vereinigen. Dieß that er auch; allein ehe nun das geeinigte Heer etwas Bedeutendes unternehmen konnte, brach in demselben eine Meuterei aus, welche Wochen brauchte, bis sie gestillt werden konnte. Seit dem Tode Gustav Adolph's nämlich hatten weder die Soldaten noch die Offiziere ihren Sold richtig erhalten, und schon hierüber, noch mehr aber darüber, daß sie glaubten, man lasse ihnen nicht den gehörigen Antheil an der Kriegsbeute zukommen, wurden sie so wüthend, daß sie den ferneren Dienst verweigerten, bis ihre Ansprüche befriedigt seien. Oxenstierna mußte also schnellstens bedeutende Summen herbeischaffen, um die gemeinen Soldaten zu befriedigen; die Offiziere aber besänftigte man damit, daß man ihnen von den confiscirten geistlichen Gütern verschiedene Schlösser und Herrschaften verlieh, welche sie künftig als freie Erblehen des heiligen römisch-deutschen Reichs behalten sollten. Nun endlich konnte der Herzog Bernhard die Kriegsoperationen wieder fortsetzen, und das End-Resultat derselben war, daß er im Spätherbst (14. November 1633) das so überaus wichtige Regensburg, den Schlüssel von Oesterreich, eroberte.

Wo blieb nun aber, während dieß Alles vor sich ging, der Herzog von Friedland? Während des Winters von 1632 auf 1633 schloß er sich, nachdem er über die Offiziere, welche in der Schlacht bei Lützen zuerst geflohen waren, ein strenges Gericht gehalten, auf seinem Schlosse zu Prag vor Jedermann fast immer hermetisch ab, denn der Wurm der verlorenen Schlacht nagte an ihm und überdem plagte ihn die Gicht ganz entsetzlich. Doch gab er Befehl, sein Heer sofort ordentlich zu ergänzen, und im Frühjahr 1633 konnte er wieder über mehr als 30,000 Mann kampfgeübter Soldaten gebieten. Man erwartete also jetzt von ihm, daß er die Schweden unverzüglich aufsuchen werde, um seine erlittene Niederlage zu rächen, und vom Wiener

Digitalisiert von Google

Hofe kam eine Ermahnung nach der anderen an ihn, gegen den Feind zu marſchiren. Allein all' dieſes Andringen beantwortete er nur mit Ausflüchten und blieb ganz unthätig in Böhmen liegen. Hiedurch entſtanden in Kaiſer Ferdinand II. höchſt bittere Gefühle gegen ihn, und da nun auch der bisherige Glauben an die friedländiſche Unüberwindlichkeit ſeit dem Tage von Lützen ſehr erſchüttert war, ſo ſchöpfte die dem Wallenſtein ſo überaus feindliche Jeſuitenparthei am Hofe Hoffnung, denſelben zum zweiten Male ſtürzen zu können. Endlich im Mai 1633 brach der Friedländer mit Entfaltung königlicher Pracht von Prag auf, allein ſtatt ſich, wie es der Kaiſer und beſonders auch der Kurfürſt Maximilian I. verlangten, gegen die Schweden zu wenden, rückte er in Schleſien, das, wie wir wiſſen, der General Arnim occupirt hatte, ein. Auch beeilte er ſich keineswegs, irgend eine bedeutende Action vorzunehmen, ſondern begnügte ſich Nimptſch nebſt einigen anderen feſten Punkten wegzunehmen und dann am 29. Mai mit Arnim einen vierzehntägigen Waffenſtillſtand abzuſchließen. Noch mehr, dieſer Waffenſtillſtand wurde ſpäter (Ende Juni) auf unbeſtimmte Zeit verlängert und dabei ausdrücklich ſtipulirt, daß auch Kurbrandenburg in denſelben mit eingeſchloſſen ſein ſolle. Offenbar hatte der Friedländer, als er dieß that, keine andere Abſicht, als die beiden Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg von dem ſchwediſchen Bündniſſe abzutrennen und zwiſchen ihnen und dem Kaiſer einen Separatfrieden zu Stande zu bringen. Allein ſeine Feinde in Wien ſtellten die Sache ſo dar, als ob er auf Abfall vom Hauſe Habsburg ſinne und — ohne Zweifel, um ſich eine eigene, große, unabhängige Herrſchaft zu ſichern — im Begriff ſtehe, ein Bündniß mit den Proteſtanten gegen die katholiſche Parthei abzuſchließen. Dieſe Verdächtigung, obwohl durch Nichts beglaubigt, fand bei dem ſtets mißtrauiſchen Kaiſer vollen Eingang, und wie ſehr dadurch ſeine bittere Stimmung gegen den Friedländer geſteigert werden mußte, kann man ſich denken. Nicht minder aber wurde jetzt auch der Letztere gegen den Kaiſer erbittert, denn es konnte ihm, der ſeine guten Spione in Wien unterhielt, natürlich nicht verborgen bleiben, welchen Einfluß die jeſuitiſche Parthei, die, mit den Geſandten von Bayern und Spanien innigſt verbündet, unabläſſig an ſeinem Sturze arbeitete, auf Ferdinand II.

Digitalisiert von Google

ausübte. Hielt dieſe Parthei ja doch in dem greiſen Herzog von Feria, einem ſpaniſchen General, den eben jetzt Philipp IV. ſeinem Vetter, dem Kaiſer, mit einem Corps italieniſch-ſpaniſcher Söldlinge über die Alpen zu Hülfe ſandte, ſogar einen Nachfolger für ihn parat! Im Uebrigen ließ ſich der Friedländer nichts merken, ſondern fuhr fort, mit dem General Arnim, als dem Vertreter Sachſens und Brandenburgs, zu unterhandeln. Weil aber Arnim ſich durchaus weigerte, ein Bündniß zum „Hinausſchmeißen der Schweden" mit ihm einzugehen (die Kurfürſten Johann Georg und Georg Wilhelm wären wieder gern neutral geblieben), kündigte er endlich (21. September 1633) den Waffenſtillſtand und überſchwemmte alsbald ganz Schleſien mit ſeinen Schaaren. Daraufhin retirirte Arnim, nachdem er bei Steinau eine Niederlage erlitten (bei dieſer Gelegenheit wurde der alte Graf von Thurn, der Hauptanſtifter des Prager Aufſtandes von 1618 gefangen und die Jeſuiten in Wien freuten ſich ſchon, ihn langſam zu Tode martern zu können; der Friedländer ließ ihn aber ſofort wieder frei, blos um ſeinen Feinden dieſe Freude zu verderben und brachte dadurch den Haß derſelben zur Siedhitze), nach Sachſen; allein Wallenſtein folgte ihm auf dem Fuße nach und eroberte nach einander die meiſten feſten Plätze. Nicht minder beſetzte er das Brandenburgiſche nebſt allem Land bis nach Pommern hin, und ſeine Generale, beſonders der ſchreckliche Holk, der diebiſche Piccolomini und der tolle Illow, hausten überall, wohin ſie vordrangen, in einer Weiſe, daß die Feder ſich ſträubt, all' die Schandthaten, Mordbrennereien und Plünderungen zu berichten. In dieſe Zeit nun fiel das Vorrücken des Herzogs Bernhard von Weimar die Donau hinab gegen Regensburg und man kann ſich denken, in welche Noth dadurch der Kurfürſt Maximilian I. von Bayern gerieth. Boten über Boten ſandte er an den Friedländer, damit er ihm zu Hülfe eile, und nicht minder heftig beſchwor er den Kaiſer, dem Wallenſtein ſolche Hülfe zu gebieten. Der Kaiſer entſprach ſeinem Andrängen, und verlangte kategoriſch von ſeinem Feldherrn, dem Vorrücken der Schweden ein Ziel zu ſetzen. Der Friedländer jedoch weidete ſich an dem Unglück des Kurfürſten von Bayern und erwiederte dem Kaiſer, daß er nicht abkommen könne, weil er eben jetzt wieder mit Brandenburg und Sachſen wegen eines Separat-

Digitalisiert von Google

friedens Unterhandlungen angeknüpft habe. So gelang es dem Herzog Bernhard, Regensburg zu erobern und nach dieser Eroberung sich zum Herrn des ganzen östlichen Bayernlandes bis zum Innflusse zu machen. Selbst Linz wurde jetzt von ihm bedroht und von Linz hätten ihn ein paar Tagmärsche nach Wien selbst geführt. Nun endlich, nachdem für den Kaiser selbst die Gefahr auf's höchste gestiegen war, zog Wallenstein mit seiner Armee, soweit er sie nicht brauchte, um Brandenburg und Sachsen besetzt zu halten, nach Böhmen und machte Miene, den Herzog Bernhard von da aus anzugreifen. Sobald er übrigens zu Anfang Dezembers Passau besetzt hatte, um damit dem Weitervordringen Bernhard's ein Ziel zu setzen, machte er sofort wieder eine rückgängige Bewegung und bezog in und bei Pilsen Winterquartiere. Man kann sich nun denken, welche Wuth der Herzog Maximilian I., dessen Land den Schweden preisgegeben blieb, hierüber empfinden mußte, und somit bot er in Verbindung mit seinen Freunden, den Jesuiten, Allem auf, um den von ihm wie von ihnen so tief gehaßten Friedländer zu stürzen. Zuerst mußte auf das Begehren der Jesuiten der König von Spanien die Erklärung abgeben, daß er geneigt sei, dem Kaiser Ferdinand II. und der katholischen Parthei unter seinem Infanten Don Fernando — der greise Feria war inzwischen gestorben — ein starkes Corps italienisch-spanischer Soldtruppen zuzuführen, aber nur unter der doppelten Bedingung, einmal, daß Don Fernando ganz selbstständig, also vollkommen unabhängig vom Generalissimus Wallenstein, operiren dürfe, und sodann, daß Ferdinand II. zwölf Regimenter friedländischer Reiterei zum Heere Fernando's stoßen lasse. Weiter stellten die jesuitischen Patres, unterstützt von dem bayerischen Gesandten Richel und dem spanischen Botschafter Onnate, dem Kaiser tagtäglich vor Augen, daß er nicht mehr Herr in seinen eigenen Landen sei, sondern vielmehr in dem Herzog von Friedland einen Cor-Regem (Mitregenten) besitze, der ganz nach Belieben schalte und walte. Endlich — und das war die Hauptsache — beschuldigte man den Friedländer geradezu des Verraths und führte zum Beweis dessen seine Unterhandlungen mit dem Feinde an.

Daß nun Wallenstein mit Kursachsen und Kurbrandenburg schon lange Unterhandlungen pflog, und daß an denselben während des

Digitalisiert von Google

Winters von 1633 auf 1634 ſowohl der bei Oxenſtierna beglaubigte franzöſiſche Geſandte als auch der ſchwediſche Kanzler ſelbſt theilnahm, läßt ſich nicht in Abrede ziehen; allein darüber, was der Friedländer mit dieſen Unterhandlungen bezweckte, herrſcht ein tiefes Dunkel, das bis auf den heutigen Tag nicht aufgeklärt iſt, denn der Friedländer gab nie etwas Schriftliches von ſich und brauchte nur ganz innige Vertraute, wie den Grafen Kinsky und ſeinen Schwager den Grafen Terzky zu Unterhändlern. Die jeſuitiſch-bayeriſch-ſpaniſche Hofparthei in Wien dagegen behauptete friſchweg, daß der Friedländer ſich erboten habe, ſeine ganze Armee zum Feinde überzuführen, wenn er dafür von Sachſen, Brandenburg, Schweden und Frankreich das Königreich Böhmen nebſt einer Million Goldgulden zugeſichert erhalte, und trat für dieſe ihre Behauptung mit einer ſolchen Sicherheit ein, daß der Kaiſer ſich wirklich überzeugen ließ. Schon zu Ende des Jahres 1633 war alſo Ferdinand II. Willens, den Friedländer zum zweiten Male ſeines Oberbefehls zu entkleiden, allein vorher, ehe er zum Aeußerſten ſchritt, wollte er denſelben auf die Probe ſtellen, ob er ihm wirklich den Gehorſam ſtricte verſage. Nicht minder hielt er es für unumgänglich nothwendig, zuvor noch die bedeutenderen friedländiſchen Untergenerale zu ſondiren, wie weit ſie in den Verrath ihres Oberfeldherrn mitverwickelt ſeien, und ſie womöglich auf ſeine Seite zu bringen. Zu letzterem Endzwecke ward Ende Dezember 1633 der Comthur von Blumenthal an den General Gallas, der Comthur von Wallmerode an den General Altringer und der Oberkriegsrath von Queſtenberg an die Generale Piccolomini, Iſolani und Colloredo mit geheimen Inſtructionen entſendet; was aber die Auf-die-Probe-Stellung anbelangt, ſo erhielt zu gleicher Zeit Wallenſtein den gemeſſenen Befehl, ſofort Regensburg dem Herzog Bernhard wieder zu entreißen und zwölf Reiterregimenter zu dem Heere des Infanten Don Fernando ſtoßen zu laſſen. Die obgenannten Abgeſandten berichteten dem Kaiſer nach kurzem, daß er ſich auf die Generale Gallas, Altringer, Piccolomini, Iſolani und Colloredo, wie überhaupt auf alle „welſchen“ (italieniſche, ſpaniſche und irländiſche) Offiziere verlaſſen könne, weil dieſe ohne Unterſchied gut katholiſch (d. h. jeſuitiſch) geſinnt ſeien; Wallenſtein dagegen beantwortete die an ihn geſtellte Forderung

Digitalisiert von Google

ausweichend und meinte, er müſſe zuvor, ehe er die zwölf Regimenter abgebe, ſich mit ſeiner Generalität berathen, ob dieß auch zweckdienlich ſei. In der That berief er auch ſogleich auf den 11. Januar 1634 einen großen Kriegsrath nach Pilſen ein und legte demſelben die aus Wien erhaltenen Befehle vor. Nicht minder aber gab er, zu gleicher Zeit, die Erklärung ab, daß er geſonnen ſei, den Oberbefehl niederzulegen, denn der Kaiſer gehe ja offenbar darauf aus, den in Znaim mit ihm abgeſchloſſenen Vertrag (Kraft deſſen war er unumſchränkter Oberbefehlshaber, dem ſelbſt der Kaiſer nichts in die Kriegführung ſprechen durfte) nicht mehr zu halten, und er wolle die Schmach einer zweitmaligen Abſetzung nicht über ſich ergehen laſſen. Ob nun der Friedländer in der That die ernſte Abſicht hegte, das Kommando niederzulegen, wer kann es wiſſen? Wahrſcheinlich iſt, daß er das Geſammtoffizierscorps blos provociren wollte, ſich ſeinem Rücktritt zu widerſetzen, denn in dieſem Falle konnte ihn der Kaiſer unmöglich abſetzen, ſondern mußte ſich vielmehr von der ſpaniſch-jeſuitiſchen Parthei abwenden, um ſich dafür ihm wieder ganz in die Arme zu werfen. Doch ſei dem, wie ihm wolle, die Generale und Oberſten waren wie vom Donner gerührt, als ſie vernahmen, daß der Friedländer abtreten wolle. Unter ſeinem Oberbefehl hatten ſie immer reiche Beute gemacht und das ungebundenſte Leben führen dürfen. Ueberdem ſchuldete der Kaiſer Vielen von ihnen noch große Summen, welche ſie für Anwerbung und Unterhaltung ihrer Regimenter vorgeſchoſſen hatten, und Wallenſtein war es allein, der ihnen durch ſein Anſehen zur Bezahlung dieſer Forderungen verhelfen konnte. Sie verlangten alſo einſtimmig — auch die welſchen Oberoffiziere erhoben keinen Widerſpruch, um ſich nicht bei den anderen verdächtig zu machen —, daß Wallenſtein das Oberkommando beibehalte und ſandten am 12. Januar eine Deputation, beſtehend aus dem Feldmarſchall Illow und den Oberſten Bredau, Mohrwald, Loſi und Hannerſam an ihn, um ihn hiezu zu beſtimmen. Nach langem Beſinnen gab endlich der Oberfeldherr das Verſprechen, die Armee nicht verlaſſen zu wollen, ohne daß die Generale und Oberſten damit einverſtanden ſeien, und am Abend dieſes Tages, bei einem zur Feier ſolcher Uebereinkunft veranſtalteten Feſtgelage, wurde den Anweſenden von der Deputation ein Dokument zur Unter-

Digitalisiert von Google

ſchrift vorgelegt, worin ſich die Generale und Oberſten eidlich verpflichteten: „ihrerſeits ebenfalls treu zu des Herzogs von Friedland Durchlaucht zu halten, ſo lange der Herzog in Seiner kaiſerlichen Majeſtät Dienſt verbleibe.“ Dieſer Vorbehalt ſtand ausdrücklich in dem Dokumente, und alle Anweſenden, zweiundvierzig an der Zahl, unterſchrieben ohne alles Bedenken. Der General Piccolomini aber, welchen Wallenſtein für ſeinen treueſten Freund hielt, während derſelbe längſt von der Jeſuitenparthei gewonnen war, begieng in ſeinem Geheimbericht, den er ſofort über dieſe Vorgänge an den Kaiſer ſandte, die Niederträchtigkeit zu erklären, daß das Schriftſtück, welches zur Unterſchrift vorgelegt worden ſei, den obgedachten Vorbehalt nicht enthalten habe. „Vor Tiſch,“ ſchrieb er, „ſei das Schriftſtück mit dem Vorbehalt verleſen worden, nach Tiſch aber, wie die ſchon halb Trunkenen zur Unterſchrift aufgefordert worden ſeien, habe man dasſelbe mit einem anderen vertauſcht, in welchem der Vorbehalt ausgelaſſen worden ſei, und ſomit beſitze nun der Friedländer eine Urkunde, laut welcher ſich die Generale und Oberſten eidlich verpflichtet hätten, ihm unter allen Umſtänden mit Leib und Leben gegen Jedermann, alſo auch gegen den kaiſerlichen Kriegsherrn ſelbſt zu dienen.“ Jetzt glaubte der zum Tode erſchreckte Ferdinand II. an dem Verrathe des Herzogs von Friedland nicht mehr zweifeln zu dürfen, und berief ſofort am 24. Januar ſeine Vertrauten, den Grafen von Trautmannsdorf, den Fürſten von Eggenberg, den Biſchof von Wien, den Beichtvater Lamormain, den Hofkriegsrathpräſidenten Grafen von Schlick, den Italiener Caretto Marcheſe von Grana und den ſpaniſchen Geſandten Onnate zu einem geheimen Rathe zuſammen. Dieſe Sieben waren die erklärten Feinde Wallenſteins und auf ihr Andrängen wurde Nachfolgendes beſchloſſen. Erſtens den Wallenſtein des Oberbefehles über die kaiſerlichen Heere zu entſetzen. Zweitens den Oberbefehl dem Generallieutenant Grafen Gallas zu übertragen. Drittens dem Letzteren zu befehlen, ſich des Friedländers nebſt Illow und Terzky todt oder lebendig zu bemächtigen, während die übrigen Anhänger deſſelben nicht weiter zu behelligen ſeien, falls ſie fortan treu zum Kaiſer ſtünden. Unmittelbar nachher unterſchrieb der Kaiſer das betreffende Patent für Gallas und überſandte es demſelben durch den

Digitalisiert von Google

ſchleichenden Caretto nach Pilſen. Von jetzt an nahm die Tragödie vollends einen ſchnellen Verlauf. Gallas zog zuerſt die Generale Piccolomini, Altringer, Colloredo, Iſolani, Maradas, Deodat und de Suys in's Geheimniß und dieſe übernahmen es, die Oberſten, denen man Vertrauen ſchenken konnte, zu gewinnen. Alle aber heuchelten auch jetzt noch dem Friedländer die treueſte Ergebenheit und der Kaiſer ſelbſt correſpondirte bis zum 13. Februar im vertrauteſten Tone mit demſelben, um ihn ganz ſicher zu machen. Endlich als ein ſehr großer Theil der Kommandeure geſichert war, gab ihnen Gallas heimlichen Befehl, mit ihren Regimentern aus ihren Standorten um Pilſen herum nach Prag zu marſchiren, wohin er ſelbſt mit Maradas und Altringer bei Nacht ebenfalls entwich, und jetzt endlich, am 19. Februar, erfuhr Wallenſtein, was inzwiſchen gegen ihn in's Werk geſetzt worden war. Alsbald erließ er nun die ſtrengſte Ordre an alle Generale und Oberſten, von Niemanden als von ihm oder dem Feldmarſchall Illow und dem Generallieutenant Terzky Befehle anzunehmen; allein nur zu bald konnte er ſich überzeugen, daß man ihm nicht mehr gehorchte. Um alſo wenigſtens ſeine Perſon zu ſichern, zog er mit den wenigen Regimentern, die ihm treu geblieben waren, am 22. Februar Morgens 9 Uhr von Pilſen ab, entſchloſſen, ſich in die Feſtung Eger einzuſchließen. Er war jetzt auf's Aeußerſte getrieben und kannte keinen anderen Ausweg mehr, als ſich den Schweden in die Arme zu werfen. Am Abend übernachtete er in Mies und hier ſtieß noch das Dragonerregiment des Oberſten Buttler, eines Irländers, auf den er Felſen gebaut hätte, zu ihm. Die Nacht vom 23. auf den 24. brachte er in Plahn zu und am 24. traf er in Eger ein. Mit ihm waren ſeine Getreueſten, die Generale Illow, Kinsky und Terzky, ſowie ſein Adjutant, Rittmeiſter Neumann, und ſie alle fanden Quartier in dem Hauſe des Bürgermeiſters Pachhälbel am Marktplatze, während die mitgebrachten Truppen vor der Hand vor der Stadt ein Lager bezogen. In Eger ſelbſt lag ein kaiſerliches Infanterieregiment, das der Oberſtlieutenant Leslie, ein Irländer, interimiſtiſch kommandirte, und Platzkommandant der Feſtung war der Oberſt Gordon, ein Schotte. Dieſe Beiden nun kannte der Oberſt Buttler ſchon von langer Zeit her und lud ſie noch am Abend des

Digitalisiert von Google

24. in ſein Quartier zu einem Nachtimbiß ein. Dann, nachdem er ſie befragt, ob ſie wohl den Muth hätten, für den Kaiſer gegen hohen Lohn eine kühne That zu vollbringen, theilte er ihnen mit, daß er vom General Piccolomini den Befehl erhalten habe, an dem Herzog von Friedland und ſeinen Vertrauten die vom Kaiſer ausgeſprochene Acht zu vollziehen, und ſofort gaben ihm ſeine beiden Freunde die Hand darauf, daß ſie an die That Leib und Leben ſetzen wollten. Alle drei, Buttler, Gordon und Leslie, waren vom Herzog von Friedland mit Wohlthaten überhäuft worden und verdankten ihm allein ihre jetzige Stellung. Aber Söldner bleiben ſtets Söldner und um's Geld iſt ihnen, beſonders den Welſchen, Alles feil. Am früheſten Morgen alſo holte Buttler durch ein ihm von Gordon heimlich geöffnetes Nebenthörchen hundert Mann ſeiner Dragoner mit dem Oberſtwachtmeiſter Geraldino und den Hauptleuten Macdonald, Birch, Brown und Deveroux (Offiziere und Gemeine waren faſt alle Irländer, wie er ſelbſt, und gehorchten blindlings jedem ſeiner Winke) in die Stadt herein und brachte ſie ohne Aufſehen in die Citadelle. Daraufhin lud Gordon die Generale Terzky, Kinsky und Illow nebſt dem Rittmeiſter Neumann zu einem Abendſchmauſe in ſein Quartier in der Citadelle ein, indem er bemerkte, daß auch der Oberſt Buttler und der Oberſtlieutenant Leslie ihm zugeſagt hätten, und als bekannte Lebemänner nahmen die Genannten die Einladung freundlichſt an. Auch ſtellten ſie ſich pflichtlichſt Abends ſechs Uhr ein; allein ehe ſie kamen, verſteckte Buttler in einem Nebengemache des Speiſeſaals dreißig ſeiner Dragoner unter dem Befehl des Oberſtwachtmeiſters Geraldino und des Hauptmanns Deveroux, während die Hauptleute Macdonald, Birch und Brown nach ſechs Uhr mit ſiebzig Mann den Thorweg zur Citadelle beſetzten. Gordon machte den angenehmen Wirth und ſprach ſeinen Gäſten zum Trinken und Eſſen ſo lange zu, bis ſie am Ende ganz heiter wurden. Nach acht Uhr aber, als die Dienerſchaft ſich entfernt hatte, ſtieß Buttler plötzlich die Thüre in das Nebengemach auf und die hereinſtürzenden Dragoner warfen ſich im Moment über Illow, Kinsky, Terzky und Neumann her. Die beiden Erſten gaben, von Partiſanen durchbohrt, ſofort den Geiſt auf, Terzky dagegen leiſtete eine gute Zeit den hartnäckigſten Widerſtand

Digitalisiert von Google

Digitalisiert von Google

Wallenſtein's Tod.

Digitalisiert von Google

und Neumann wäre faſt über die Treppe entkommen. Unmittelbar nachher, um neun Uhr, ließ Buttler das Haus, in welchem Wallenſtein ſchlief, ganz in der Stille von ſeinen Dragonern umſtellen und nachdem dann in der ganzen Stadt tiefe Nachtruhe eingetreten war, um eilf Uhr Abends, begab ſich der Hauptmann Deveroux mit ſechs Mann, die er ſich auserleſen, in die Wohnung des Friedländers hinauf. Die Schildwache an der Treppe ließ ihn durch, weil er vorgab, dem Oberfeldherrn eine Meldung machen zu müſſen; der Kammerdiener aber, der ſich im Vorzimmer befand, verweigerte dem Hauptmann den Eintritt, weil der Herzog bereits ſchlafe. Da ſprengte Deveroux die Thüre des Schlafgemachs mit Gewalt auf und mit ſeinen Dragonern eindringend, brüllte er den Herzog, der ihm, vom Bett aufſpringend, mit Würde entgegentrat, mit den Worten an: „Biſt Du der Schelm, welcher den Kaiſer um Land und Krone bringen will?“ Jetzt wußte Wallenſtein, daß man ihn morden wollte, und breitete lautlos die Arme aus, den Todesſtoß zu empfangen. Den Augenblick darauf rannte ihm Deveroux ſeine Partiſane in den Leib und entſeelt ſtürzte der Friedländer nieder.

Ohne alle Unterſuchung, auf eine bloße Verdächtigung hin, hatte Ferdinand II. den Mord vollbringen laſſen; dafür aber ließ er jetzt dreitauſend Seelenmeſſen für den Todten leſen und — belohnte die Mörder kaiſerlich. Buttler, Gordon und Leslie wurden in den Grafenſtand erhoben und erhielten, der Erſte die Herrſchaft Neuſtadt, der Zweite die Kinsky'ſchen und der Dritte die Terzky'ſchen Güter. Dem Deveroux hängte Ferdinand II. eigenhändig eine ſchwere Gnadenkette um und ſchenkte ihm zweitauſend Thaler. Nicht minder bedachte er jeden Dragoner, der an dem Morde mitgeholfen, mit fünfhundert und jeden der Hauptleute mit tauſend Thalern. Ebenſo eilig hatte er es mit der Vertheilung der Wallenſteiniſchen Güter, die er ſämmtlich confiscirte, und es erhielten Gallas die Herrſchaft Friedland, Piccolomini Nachod, Colloredo Opotſchno, Altringer Töplitz, Trautmannsdorf Gitſchin, Andere Anderes. Er, der Kaiſer, ſelbſt nahm Sagan und das Baarvermögen, ſoweit es der diebiſche Piccolomini nicht geſtohlen hatte. Doch vertheilte er hernach den größten Theil an die Regimenter, damit ſie nicht revolutionirten. Endlich unterließ

Digitalisiert von Google

es der fromme Ferdinand II. auch nicht, eine ziemliche Anzahl von Anhängern des Friedländers (wie den Generalfeldzeugmeister Sparr, den Generalmajor von Schaftenberg, den Oberst Hämerle und den Oberst Losi), trotzdem er ihnen feierlichst Pardon versprochen hatte, zu lebenslänglichem Gefängniß zu „pardonniren" und Einen, den General Graf Schaffgotsch, befahl er sogar hinzurichten, da derselbe einer protestantischen Familie angehörte.

Von jetzt ab, nachdem Gustav Adolph den Heldentod gestorben und der Herzog von Friedland elendiglich ermordet war, verlor der Krieg das Großartige, durch das er sich bisher ausgezeichnet, und artete mehr und mehr in eine Mordbrennerei aus, wobei man kaum noch einen Unterschied zwischen Feindes- und Freundesland machte. Auch fehlte es auf beiden Seiten zwar nicht an tapferen Generalen, wohl aber an hervorragenden Kriegsgenies, welche die Armeen und Offiziere mit sich fortrissen, und wenn daher von der einen oder anderen Parthei eine Schlacht gewonnen wurde, so verstand man sie — schon wegen der kleinlichten Eifersucht der Generale unter einander — nie zu einem entscheidenden und bleibenden Sieg auszunützen. Es verlohnt sich also nicht der Mühe, in die näheren Einzelnheiten einzugehen, und somit werden wir uns erlauben, nur mit kürzeren Pinselstrichen über den ferneren Verlauf des langjährigen Kampfes zu berichten.

Nach der Ermordung Wallensteins übertrug Ferdinand II. den Oberbefehl über sein Heer nominell seinem ältesten Sohn und Erben, dem nachherigen Kaiser Ferdinand III., der bereits die Königskrone von Ungarn trug, in Wahrheit aber dem erfahrenen General Gallas, und sofort wurde beschlossen, das so überaus wichtige Regensburg wieder zu erobern, um dem Kurfürsten Maximilian I. von Bayern Luft zu machen. Die Eroberung gelang im Sommer 1634, weil der Herzog Bernhard von Weimar, welcher glaubte, die Besatzung, die er in die Stadt geworfen, könne sich durch eigene Kraft halten, zu spät zum Entsatz herbeieilte. Daraufhin fiel auch noch Donauwörth und nun schritt der König Ferdinand zur Belagerung von Nördlingen, um die Schweden vollends aus Bayern zu verjagen. Hier stieß nicht nur der Kurfürst Maximilian I., der inzwischen Straubing erobert hatte,

Digitalisiert von Google

ſondern auch der ſpaniſche Infant Don Fernando, der ſoeben mit 20,000 Mann italieniſch-ſpaniſcher Söldner über das Veltlin und Tyrol angerückt kam, zu ihm, und nachdem ſo das katholiſche Heer zu der für jetzt ſchon ungewöhnlichen Stärke von 40,000 Mann (man bedenke nur die Maſſe von Soldaten, die der Krieg bereits hinweggerafft hatte) angeſchwollen war, ſah der Herzog von Bernhard ein, daß er demſelben für ſich allein bei weitem nicht gewachſen ſei. Somit rief er den ſchwediſchen Feldmarſchall Horn, der ſich inzwiſchen im Elſaß feſtgeſetzt hatte, zu Hülfe und dieſer, ſich ſeiner Rivalität gegen den Herzog für den Augenblick entſchlagend, eilte auch richtig mit ſeinem Hauptcorps herbei. Doch ſelbſt jetzt noch ſtand das proteſtantiſche Heer — es zählte nur 24,000 Mann — weit hinter dem katholiſchen zurück und Horn rieth daher zur Defenſive. Der feurige Bernhard dagegen beharrte darauf, den Kaiſerlichen eine Schlacht zu liefern, um Nördlingen zu entſetzen und ſo ſchritten denn die Schweden am 27. Auguſt 1634 zum Angriff. Das Reſultat der Schlacht aber wurde für ſie ein entſetzliches, denn ſie erlitten eine Niederlage, mit der man blos die Tilly's bei Leipzig vergleichen kann. Ihrer mehr als 12,000 blieben auf dem Platze, und ihrer 6000, darunter der Feldmarſchall Horn ſelbſt, wurden gefangen. Ueberdem gingen ſämmtliche Kanonen, mehrere tauſend Wägen, dreihundert Fahnen, überhaupt faſt alles Kriegsmaterial verloren und nur mit Mühe entkam der Herzog Bernhard mit dem Reſt der Truppen über den Rhein. Nunmehr konnten die Schweden in ganz Süddeutſchland den Kaiſerlichen nirgends mehr Stand halten, und dieſe überſchwemmten ganz Schwaben und Franken nebſt der Pfalz bis an den Rhein mit ihren Horden. Wie ſie nun aber in dieſen Landen hausten! Ein größeres Wüthen kann man ſich gar nicht denken und die Bayern unter Johann von Werth (eigentlich hieß er Jean de Weert, denn er war ein Brabanter von Geburt) thaten es, um ſich für die ſchwere Heimſuchung ihres Landes zu rächen, ſogar noch den Croaten zuvor.

Während dieß in Süddeutſchland geſchah, hatte der Kurfürſt Johann Georg von Sachſen nach der Ermordung Wallenſteins den Krieg gegen die Wallenſteiniſchen Beſatzungstruppen in ſeinen Territorien begonnen und ſein General Arnim drang im Spätſommer 1634 ſogar

Digitalisiert von Google

bis nach Schlesien vor. Da glaubte der Kurfürst nach der Schlacht bei Nördlingen, die Macht Schwedens, dessen Superiorität ihm von Anfang an so furchtbar zuwider gewesen war, sei für immer gebrochen, und sofort beschloß er, um sein Land vor der jetzigen Ueberlegenheit des Kaisers zu sichern, einen Separatfrieden mit Ferdinand II. abzuschließen. Er wandte sich also noch im September 1634 mit Ausgleichsvorschlägen nach Wien und da dem Kaiser Alles daran gelegen war, die Schweden ganz zu isoliren, wurden schon am 22. November die Friedenspräliminarien zu Pirna unterzeichnet. Der definitive Frieden selbst folgte im Mai 1635 in Prag (weßwegen er auch der „Prager Frieden" heißt) nach und Sachsen erhielt darin außer Religionsfreiheit (factische, wenn auch nicht wörtliche Aufhebung des Restitutionsedicts) die beiden Lausitze für ewige Zeiten zugesprochen. Dagegen mußte der Kurfürst sein Heer dem Kaiser zur Disposition stellen und sich verpflichten, alle Feinde desselben, also auch die Schweden, auf Tod und Leben zu bekämpfen. Das war ein offenbarer Verrath an der protestantischen Sache, denn Gewährung einer wahren dauernden Religionsfreiheit gieng gegen den Charakter des bigotten Kaisers und derselbe würde, sobald er den Sieg errungen gehabt hätte, sich die Ausrottung des Protestantismus von Neuem zur Aufgabe gemacht haben. Bewies er ja doch diese seine Gesinnung eben jetzt hinlänglich dadurch, daß er in dem Prager Frieden durchaus nicht darauf einging, seinen eigenen Unterthanen in seinen Erblanden das Festhalten am Protestantismus zu gestatten, sondern vielmehr darauf beharrte, dort nur die katholische Religion gelten zu lassen! Trotzdem aber traten dem genannten Frieden aus Furcht vor den jetzt allmächtigen Waffen Ferdinands II. nicht lange hernach noch verschiedene Reichsfürsten bei, unter welchen ich insbesondere den Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, sowie die Herzoge von Mecklenburg und Braunschweig namhaft mache. So kam es, daß Schweden in Deutschland bald ganz verlassen dastand, denn es hielten eigentlich nur noch diejenigen Fürsten zu ihm, welche in Folge der Schlacht von Nördlingen durch das kaiserliche Heer aus ihren Territorien verdrängt worden waren. So der Herzog Eberhard III. von Württemberg, der alsbald nach Straßburg entfloh, um sein Leid in

Digitalisiert von Google

den Armen der Gräfin von Salm zu vergeſſen; ſo weiter die Markgrafen von Baden und von Brandenburg-Anspach; ſo endlich der Landgraf von Heſſen-Kaſſel und andere mehre. Dieſe Iſolirtheit Schwedens aber erwies ſich als eine äußerſt folgenſchwere, wie wir jetzt gleich ſehen werden. Der Kurfürſt von Sachſen nämlich bot dem Kanzler Oxenſtierna im Namen des Kaiſers die Summe von zwei und ein halb Millionen Gulden, wenn er den Kampf ganz aufgebe und ſofort ſeine Truppen nach Schweden zurückziehe. Allein dieſe Abfindung war nach den ungeheuren Opfern, welche ſchwediſcherſeits bis jetzt gebracht worden waren, eine allzu erbärmliche, als daß der Kanzler hätte darauf eingehen können, und ſomit ergriff er das Anerbieten werkthätiger Hülfe, das ihm zu gleicher Zeit der Cardinal Richelieu, der allmächtige Miniſter des franzöſiſchen Königs, ſtellte, mit beiden Händen. Freilich verlangte Richelieu einen hohen Preis für ſeinen Beiſtand, nämlich die Uebergabe der Feſtungen Philippsburg, Colmar und Schlettſtadt, und es war alſo mit Händen zu greifen, daß Frankreich das deutſche Elſaß für ſich in Anſpruch nehme. Oxenſtierna jedoch ſah keinen anderen Ausweg und ſomit wurden die genannten Feſtungen zu Anfang des Jahres 1635 in franzöſiſche Hände gegeben.

Nunmehr nach der werkthätigen Einmiſchung Frankreichs in die deutſchen Angelegenheiten erlangte der große Krieg eine ganz neue Geſtaltung und es wurde immer auf verſchiedenen Kriegstheatern zugleich gekämpft. Die ſchwediſchen, übrigens großentheils aus deutſchen Söldnern zuſammengeſetzten Heere ſtanden unter den Generalen Báner und Torſtenſon und drangen, nachdem ſie mit Hülfe franzöſiſchen Geldes gehörig verſtärkt worden waren, ſiegreich in Brandenburg und Sachſen ein. Báner erfocht am 1. November 1635 bei Dömitz und Torſtenſon einige Wochen ſpäter bei Kiritz einen glorreichen Sieg. Dann im Jahr 1636 vereinigten ſich beide und brachten am 4. Oktober dem Kurfürſten Johann Georg von Sachſen, trotzdem der kaiſerliche General Hatzfeld mit neuen Truppen zu ihm geſtoßen war, bei Wittſtock eine ſolch' furchtbare Niederlage bei, daß ſie ganz Sachſen widerſtandslos überſchwemmen konnten. Erbarmungslos hausten ſie nun, wohin ſie vordrangen; nachdem ſie aber

Digitalisiert von Google

das Land ein Jahr lang mit allen Gräueln, die es gab, heimgesucht, wandten sie sich in Verbindung mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel, dem es inzwischen gelungen war, ein eigenes Corps auf die Beine zu bringen, nach Hessen und Westphalen, in welchen Ländern sich nach der Schlacht von Nördlingen der kaiserliche General Götz festgesetzt hatte.

Ganz anders gestaltete sich das Kriegstheater im Süden Deutschlands, wo sich ein französisches Heer unter dem Oberbefehl des Cardinals Levalette, dem sich Bernhard von Weimar mit seinen wenigen geretteten Truppen anschloß, dem siegreichen Gallas entgegenstellte, denn die Franzosen, schlecht geführt, wie sie waren, hielten nirgends Stand und Gallas mit seinen Untergeneralen, unter denen sich der Herzog Karl von Lothringen und der kühne Johann von Werth besonders hervorthaten, eroberten eine Position nach der anderen. So Philippsburg schon im Januar 1635; so weiter Frankfurt und Mainz und endlich auch Trier nebst einer Menge von festen Plätzen in Lothringen. Ja selbst das Elsaß und die Freigrafschaft Burgund (Franche comté) suchten sie heim und Johann von Werth drang mit seinen Reiterschaaren so tief in die Champagne ein, daß sogar die Stadt Paris zu zittern begann. Da überzeugte sich der Cardinal Richelieu, daß er einen fähigeren General an die Spitze seiner Soldtruppen stellen müsse, und schloß sofort (Oktober 1635) mit dem tapferen Herzog Bernhard von Weimar zu St. Germain einen Vertrag ab, kraft dessen der Herzog gegen Zahlung von jährlichen vier Millionen Livres 18,000 Deutsche anwerben und dieselben als französischer Marschall im Dienste Ludwigs XIII. befehligen sollte. Noch mehr, Richelieu versprach ihm das zu erobernde Elsaß als bleibendes Besitzthum unter französischer Oberhoheit und alsbald gieng nun Bernhard daran, sich dieses Herzogthum zu verdienen. Ein Heer hatte er bald beisammen und mit diesem operirte er so glücklich, daß sich die Kaiserlichen schon zu Ende 1636 aus der Franche comté zurückziehen mußten. Noch glücklicher gestaltete sich der Feldzug des Jahres 1637, denn im Spätherbst dieses Jahres gelang es ihm den Heerhaufen des Herzogs Karl von Lothringen fast ganz aufzureiben. Endlich im Jahr 1638 schlug er am 21. Februar bei Rheinfelden

Digitalisiert von Google

das kaiserliche Hauptheer so gründlich, daß nicht blos vier bayerisch-kaiserliche Generale (Johann von Werth, Savelli, Enkefort und Sperreuter) nebst 3000 Mann gefangen in seine Hände fielen, sondern auch die Städte Rheinfelden, Freiburg, Neuenburg und Röteln mit ihrem ganzen Gebiet sich ihm sofort auf Gnade und Ungnade ergeben mußten. Endlich glückte es ihm sogar, das ungemein feste Breisach, das Bollwerk des deutschen Südwestens gegen Frankreich, am 7. Dezember 1638 — obwohl erst nach langer Belagerung und nachdem er zwei kaiserliche Entsatzungsheere unter den Generalen Götz und Karl von Lothringen bei Wittenweiher und Thann total geschlagen hatte — zu erobern und damit fiel der ganze Oberrhein links und rechts vom Strome in seine Gewalt. Noch größere Erfolge hoffte er im Jahr 1639 zu erreichen, denn er hatte im Sinne, von nun an mit dem tapferen Báner zusammen zu operiren und von zwei Seiten her in Bayern, Böhmen und Oesterreich einzufallen. Allein durch diesen kühnen Plan machte der unerbittliche Tod einen schwarzen Strich, indem Bernhard am 8. Juli 1639 erst sechsunddreißig Jahre alt zu Neuenburg am Rhein so schnell wegstarb, daß Viele dabei an Giftmord dachten. Unmittelbar nach seinem Tode gewann der kluge Richelieu durch Aufwendung großer Geldmittel die Generale und Obersten der Bernhard'schen Armee (lauter Söldlinge, unter denen der Schweizer Erlach die erste Rolle spielte), daß sie mit ihren angeworbenen Regimentern in unmittelbaren französischen Dienst übertraten, und mit ihrem Uebertritt kamen auch die von Bernhard eroberten Festungen und Gebiete, wie besonders das hochwichtige Breisach, in französische Gewalt.

Schon zwei Jahre vor diesen Ereignissen, am 15. Februar 1637, war der Kaiser Ferdinand II. aus dieser Welt geschieden und ihm folgte der Fluch von Millionen nach, denn nur ihm, dem demüthig bigotten Sklaven der Jesuiten, verdankte Deutschland diesen heillosen Krieg. Deutscher Kaiser wurde nun durch die Wahl der Kurfürsten, welche (weil sie alle, die vier katholischen, nämlich Mainz, Trier, Köln und Bayern, wegen der Religion, und Sachsen nebst Brandenburg wegen des Prager Friedens auf habsburgischer Seite standen) sofort in Regensburg zusammentraten, sein Erstgeborener, Ferdinand III.,

Digitalisiert von Google

von dem wir bereits gesprochen haben, und ihm muß man es nachrühmen, daß er viel ruhiger, besonnener und, was die Hauptsache, viel weniger fanatisch war, als sein Vater. Von ihm also durfte man erwarten, daß er dem so überaus nothwendigen Frieden nicht abgeneigt sein werde, und in der That sprach er sich auch alsbald dahin aus. Vor Allem aber, erklärte er, sei nothwendig, die Fremden, also die Franzosen und Schweden (die italienisch-spanischen Soldtruppen, weil von einem habsburgischen Vetter, dem Könige von Spanien gesandt, betrachtete er nicht als Fremde) aus Deutschland hinauszutreiben, und zu diesem Behufe forderte er nicht nur die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen auf, sich noch inniger als bisher mit ihm zu verbinden, sondern beschloß auch, den Krieg seinerseits so energisch als möglich zu führen. Demgemäß ward der General Piccolomini gegen die Schweden in Norddeutschland gesandt, und ihm — unterstützt von den Sachsen unter Buchheim — gelang es auch richtig durch die große numerische Ueberlegenheit seines Heeres die Generale Báner und Torstenson bis nach Pommern zurückzudrängen. Dort jedoch erhielten diese von Schweden aus Verstärkungen und warfen im Jahr 1638, nachdem sie bei Chemnitz einen glorreichen Sieg über das sächsisch-kaiserliche Heer (die Sachsen wurden damals fast gänzlich aufgerieben) erfochten, den Feind bis an die böhmische Gränze zurück. Ja Báner drang im folgenden Winter in Böhmen selbst ein und so weit sein Arm reichte, gingen Schlösser, Klöster, Dörfer und Städte in Flammen auf. Da, wie er schon vor Prag stand, führte der Erzherzog Leopold, der Bruder des Kaisers, dem Piccolomini ein starkes Hülfsheer zu, und in Folge dessen sah sich Báner genöthigt, im Sommer 1639 nach Thüringen zurückzuweichen. Dorthin folgten ihm die Kaiserlichen in der Hoffnung, ihn vernichten zu können; allein jetzt vereinigte sich der Marschall Guebriant, der französische Oberbefehlshaber der ehemaligen Bernhard'schen Armee, mit ihm, und da nicht lange hernach auch noch hessische und braunschweigische Truppen zu ihm stießen, konnte er im Jahre 1640 wieder die Offensive ergreifen. Nun versammelte sich auf den Wunsch des Kaisers am Schluß dieses Jahres (vom September 1640 an) ein Reichstag in Regensburg, seit siebenundzwanzig

Digitalisiert von Google

Jahren der erſte, um über die Mittel, Deutſchland wieder die Ruhe zu geben, Berathung zu halten, und ſofort beſchloß Báner im Verein mit Guebriant, den Kaiſer mitſammt den verſammelten (meiſt katholiſchen) Fürſten durch Ueberfall in ſeine Gewalt zu bringen. Mitten im Winter von 1640 auf 1641 brach er alſo auf und noch ehe man in Regensburg nur eine Ahnung davon hatte, ſtand er ſchon (am 27. Januar 1641) Angeſichts der Stadt auf dem linken Donauufer. Welch' eine Verwirrung nun im Reichstag entſtand! Die hohen Herren wollten ſämmtlich fliehen; allein weil ein ſtarker Eisgang, der eben in Folge von Regenwetter entſtand, es dem Báner unmöglich machte, eine Schiffbrücke zu ſchlagen, faßten ſie wieder Muth und gleich darauf gelang es dem Kaiſer, dem heranrückenden Piccolomini ein ſtarkes Corps zur Unterſtützung zu ſenden. Vor dieſer Uebermacht mußte ſich Báner zurückziehen und nahm ſeinen Weg nach Niederſachſen, während Guebriant mit ſeinem Heere nach dem Rhein marſchirte, um wieder Fühlung mit Frankreich zu bekommen. Gleich darauf, am 10. Mai 1641, ſtarb Báner in Folge ſeiner furchtbaren Ausſchweifungen und der Tod dieſes tapferen, obwohl gränzenlos rohen Oberfeldherrn brachte das ſchwediſche Heer ſo außer Rand und Band, daß an ein Zuſammenhalten der Truppen nicht mehr zu denken war.

So bekamen die Kaiſerlichen wieder Luft und noch mehr Vortheile verſprach ſich Ferdinand III. davon, daß nun viele deutſche Fürſten, trotzdem der Regensburger Reichstag gleich nach dem Rückzug Báners reſultatlos verlief, weil man ſich über keine einzige Friedensbedingung einigen konnte, ſich ernſtlich entſchloſſen, den Krieg aufzugeben. So die Landgräfin Amalie von Heſſen, die Wittwe des ſchon anno 1637 verſtorbenen Landgrafen Wilhelm, welche im Namen ihres unmündigen Sohnes die Regierung führte; ſo der Herzog Eberhard III. von Württemberg, der ſeit der Nördlinger Schlacht in Straßburg lebte und nun den Kaiſer fußfällig um Gnade anflehte, um wieder in ſein Land zurückkehren zu können; ſo der Herzog Auguſt von Braunſchweig-Lüneburg, der ſeinem Herzogthum anno 1636 durch Erbſchaft auch noch das Wolfenbüttel'ſche einverleibte und ſo die Einheit im Braunſchweigiſchen wenigſtens annähernd wiederherſtellte;

Digitalisiert von Google

ſo endlich der Sohn und Nachfolger des anno 1640 verſtorbenen Kurfürſten Georg Wilhelm von Brandenburg, der junge thatkräftige Kurfürſt Friedrich Wilhelm, der von ſeinem Rrgierungsantritt an eine bewaffnete Neutralität aufrecht erhielt, um fortan ſeinem Lande die Drangſale des Kriegs zu erſparen, und ſich ſpäter den Namen „des großen Kurfürſten“ errang. Allein ſo gegründete Hoffnungen der Kaiſer auch hierauf ſetzte, ſo zerſchmolzen ſie doch alsbald wieder, als Oxenſtierna anno 1642 dem ſchwediſchen Heere in Leonhard Torſtenſon einen neuen Befehlshaber gab, der, trotzdem er vom Podogra gelähmt war, den Báner an Energie und Kühnheit noch übertraf. Mit wunderbarer Kraft ſtellte derſelbe die Zucht im ſchwediſchen Heere wieder her und drang, nachdem er von Oxenſtierna bedeutende Verſtärkungen erhalten hatte, bis nach Schleſien vor, indem er die Kaiſerlichen unter dem Herzog Franz Albrecht von Lauenburg vor ſich hertrieb. Hier ſtellten ſich ihm Piccolomini und der Erzherzog Leopold mit überlegenen Streitkräften entgegen und er mußte in Folge deſſen nach Sachſen zurückweichen; doch wie es nun am 2. November 1632 auf der Ebene von Breitenfeld bei Leipzig zur Entſcheidungsſchlacht kam, erlitten die Kaiſerlichen eine furchtbare Niederlage, durch welche Piccolomini und der Erzherzog Leopold gezwungen wurden, mit den Trümmern ihres Heeres bis nach Böhmen zu fliehen. Dorthin folgte ihnen Torſtenſon und eroberte nicht nur, außer Böhmen, faſt ganz Mähren, ſondern bedrohte ſogar Wien ſelbſt. Da erhielt er einen Eilboten von Oxenſtierna mit der Nachricht, daß der König Chriſtian IV. von Dänemark, der ſeit jener von Wallenſtein erhaltenen Züchtigung Frieden gehalten hatte, mit dem Kaiſer einen geheimen Vertrag gegen Schweden eingegangen habe, und wie der Blitz marſchirte nun Torſtenſon im September 1643 gegen Holſtein heran, in vierzehn Tagen einen Weg von über hundert Meilen zurücklegend. In kürzeſter Friſt hatte er Holſtein und Schleswig überſchwemmt und ſelbſt Jütland mußte ſich ihm unterwerfen. Freilich ſandte jetzt der Kaiſer dem König von Dänemark ſeinen General Gallas zu Hülfe, allein Torſtenſon ſchlug letzteren in zwei mörderiſchen Treffen bei Jüterbock und Magdeburg und zwang ihn mit dem kleinen Reſt ſeines Heeres eiligſt Schutz in Böhmen zu ſuchen. Dahin brach

Digitalisiert von Google

nun auch Torſtenſon wieder auf, nachdem er die Beendigung des däniſchen Kriegs ſeinem Unterfeldherrn Wrangel übertragen; der Kaiſer aber ſtellte mit größter Anſtrengung unter den Generalen Götz und Hatzfeld ein neues Heer auf die Beine, das ſich den Schweden entgegenwarf. Gleich darauf, am 6. März 1645, kam's bei Jankowitz, in der Nähe von Tabor, zur Schlacht und abermalen ſahen ſich die Kaiſerlichen bis zur Vernichtung geſchlagen. Sofort marſchirte Torſtenſon zum zweiten Male gegen Wien, indem er zugleich den Fürſten Johann Ragoczy, den Nachfolger des Fürſten Bethlen Gabor in Siebenbürgen, bewog, ebenfalls gegen die öſterreichiſche Hauptſtadt vorzubringen. Jetzt ſchien Ferdinand III. verloren; mit kaltblütiger Beſonnenheit jedoch bewog derſelbe den Ragoczy durch große Geldſpenden zu einem Separatfrieden, und da zugleich das ſchwediſche Heer vor Wien durch furchtbare Seuchen decimirt wurde, blieb dem Torſtenſon nichts übrig, als in Sachſen geſündere Quartiere zu gewinnen. Dort nöthigte er den Kurfürſten Johann Georg zu einem Waffenſtillſtand mit Schweden und machte damit der Vereinigung Sachſens mit dem Kaiſer, wie ſie der Prager Frieden ſtipulirt hatte, für immer ein Ende. Gleich darauf aber, im November 1645, legte er, von ſeinen podograiſchen Schmerzen überwältigt, den Kommandoſtab nieder und ſein Nachfolger wurde der Generalfeldmarſchall Wrangel.

In Frankreich war inzwiſchen durch den Tod Richelieu's (Dezember 1642) und Ludwigs XIII. (Mai 1643) ſowohl ein Miniſter- als Thronwechſel erfolgt; allein der Cardinal Mazarin, der Nachfolger Richelieu's im Miniſterium unter der Regentin Anna von Oeſterreich, ſetzte die Politik ſeines Vorgängers fort, und ſchickte dem Marſchall Guebriant, um den Krieg, der für Frankreich das Elſaß bringen ſollte, noch nachdrücklicher zu führen, den nachher ſo berühmt gewordenen Prinzen Condé, Herzog von Enguien, zu Hülfe. Daraufhin rückte die franzöſiſche Armee durch den Breisgau in Schwaben ein und ſiegte bei Rottweil, wobei der tapfere Guebriant den Tod fand. Gleich darauf aber, im November 1643, erlitt ſie bei Tuttlingen durch die bayeriſch-kaiſerliche Armee, welche von den Generalen Mercy, Hatzfeld, Johann von Werth (der inzwiſchen im Tauſch gegen den

Digitalisiert von Google

Feldmarschall Horn seine Freiheit wieder erlangt hatte) und Karl von Lothringen kommandirt wurde, eine schwere Niederlage und mußte über den Rhein zurückweichen. Das Jahr darauf machten die Franzosen unter dem genialen Turenne, der sich ebenfalls wie Condé unter dem Herzog Bernhard zum Feldherrn ausgebildet hatte und jetzt zum ersten Male selbstständig auftrat, einen abermaligen Einfall in Süddeutschland und drangen bis in's Fränkische vor. Der bayerische General Mercy jedoch schlug sie im Frühjahr 1645 bei Mergentheim und sie mußten wiederum schleunigst bis an den Rhein zurückweichen. Jetzt übrigens führte der tapfere Condé dem Turenne bedeutende Verstärkungen zu und beide zusammen errangen im August 1645 bei Allersheim zwischen Nördlingen und Donauwörth einen vollständigen Sieg über den General Mercy, der Letzterem das Leben kostete.

Solchen Sieg auszubeuten vereinigte sich sofort der schwedische Feldherr Wrangel, der inzwischen den König von Dänemark zu dem demüthigenden Frieden von Brömsebro (August 1645) gezwungen hatte, mit der französischen Armee und daraufhin wurde von ihnen ganz Bayern überfluthet. Gränzenlos waren die Bedrückungen und noch gränzenloser die Gräuelthaten der Soldateska, so daß der Kurfürst Maximilian I. den Jammer nicht länger mitansehen konnte. Er schloß also im März 1647 zu Ulm einen Waffenstillstand mit Schweden und Frankreich und nach seinem Vorgange beeilten sich auch die übrigen Reichsfürsten, welche bisher auf Seiten des Kaisers gestanden, sogar die Erzbischöfe von Mainz und Köln, ein Separatabkommen mit dem siegreichen Feinde zu treffen. Das war ein schwerer Schlag für den Kaiser, denn derselbe sah sich jetzt, weil auch Spanien, von den Niederlanden gedrängt, ihm keine Hülfe mehr senden konnte, ganz allein auf die eigene Macht angewiesen und diese Macht durfte man mit Recht als eine kaum nennenswerthe bezeichnen. War doch seine Armee auf 12,000 Mann zusammengeschmolzen, zu deren Oberkommandanten er noch überdieß, weil seine anderen Heerführer nach und nach alle gefallen waren, einen protestantischen Ueberläufer, Melander von Holzapfel, hatte ernennen müssen! Doch sein Glücksstern verließ ihn auch in diesem kritischen Augenblicke nicht. Der Cardinal Mazarin nämlich, über Oxenstierna, der ihm viel zu

Digitalisiert von Google

alleinherrlich auftrat, aufgebracht, berief plötzlich den Marschall Turenne zurück, so daß der Kaiser jetzt nur noch den schwedischen General Wrangel gegen sich hatte. Noch mehr, zu gleicher Zeit ließ sich der Kurfürst Maximilian I. bewegen, den mit dem Feinde eingegangenen Waffenstillstand zu brechen und sein Heer unter dem General Gronsfeld von neuem mit dem kaiserlichen zu vereinen. Dadurch erhielt der Feldherr Ferdinands III. die Uebermacht und Wrangel mußte nicht blos nach Niedersachsen zurückweichen, sondern kam sogar dem Untergange nahe. Da versöhnte sich Mazarin augenblicklich mit Oxenstierna und befahl dem Turenne, sich wieder mit Wrangel zu vereinigen. Sobald aber diese Einigung, im März 1648, bei Gelnhausen vollzogen war, gingen die Schweden und Franzosen in die Offensive über und trieben die Oesterreicher und Bayern bis über die Donau zurück. Noch mehr, Wrangel und Türenne setzten bei Lauingen auf's andere Ufer über und schlugen den Feind bei Zusmarshausen, am 17. Mai 1648, fast zur Vernichtung. Ueber 8000 Mann lagen erschlagen und darunter Melander von Holzapfel selbst. General Gronsfeld übernahm nun das Oberkommando, aber er konnte die Franzosen und Schweden mit seinen wenigen Truppen nicht aufhalten. Von neuem wurde also Bayern bis an den Inn auf's gräßlichste heimgesucht und dem Kurfürsten blieb nichts übrig, als nach Salzburg zu entfliehen. Nun trafen Wrangel und Turenne im September Anstalt, in's Oesterreichische einzufallen, um den Krieg in Wien zu beendigen; allein der in Folge von Wolkenbrüchen furchtbar angeschwollene Inn machte es ihnen für jetzt unmöglich eine Schiffbrücke zu schlagen, und sie mußten sich also mit der Verwüstung Bayerns begnügen. Dagegen war der schwedische General Königsmark auf Befehl Wrangels von einer anderen Seite her in Böhmen eingefallen und hatte sich im September 1648 durch einen kühnen Ueberfall der sogenannten Kleinseite von Prag bemächtigt. Unmittelbar darauf, nachdem ihm der Pfalzgraf Karl Gustav von Birkenfeld, ein Schwestersohn Gustav Adolph's, Verstärkungen zugeführt, schritt er zur Belagerung der Prager Altstadt und ohne Zweifel wäre er derselben in kurzem ebenfalls Herr geworden. Da, zu Ende Oktober 1648, erhielt er durch Eilboten die Nachricht, daß in Osnabrück und Münster am

Digitalisiert von Google

24. Oktober der so lange ersehnte Frieden abgeschlossen worden sei, und nun mußte er — obwohl mit herbem Schmerz, denn er hätte auch gerne die Altstadt geplündert — die Waffen ruhen lassen.

So endete der grauenvolle Krieg nach dreißigjähriger Dauer durch ein wunderbares Spiel des Zufalls an demselben Orte, an dem er begonnen hatte, nämlich in Prag, der Hauptstadt Böhmens.

Fünftes Kapitel.

Der westphälische Frieden.

(1648.)

Dem Pabste Urban VIII. gebührt die Ehre, zuerst, schon anno 1636, von der Nothwendigkeit des Friedens in Deutschland gesprochen und zum Abschluß desselben ermahnt zu haben; aber er verstand unter diesem Frieden nichts anderes als die Rückkehr der Protestanten zum Katholicismus. Ernstlicher meinte es der Reichstag von Regensburg (anno 1640), dessen ich bereits gedacht habe; allein es gab dort so viel Köpfe, so viel Sinne. Das Jahr darauf im Dezember 1641, kamen die Gesandten von Oesterreich, Frankreich und Schweden in Hamburg ebenfalls des Friedens wegen zusammen und einigten sich wenigstens darüber, daß in den zwei kleinen westphälischen Städten Münster und Osnabrück, die deßhalb damals schon für neutral erklärt wurden, über den definitiven Frieden (in Münster mit den Franzosen und in Osnabrück mit den Schweden) unterhandelt werden solle. Nun wäre es in der Ordnung gewesen, wenn sich sofort die Gesandten der sämmtlichen kriegführenden Mächte in den beiden genannten Städten eingefunden hätten, allein Wochen, Monate und selbst Jahre vergingen, ehe dieß der Fall war. Das kam daher, daß keine Macht unterhandeln wollte, außer wenn sie vorher einen Sieg errungen hatte, um dadurch einen Druck auf ihre Gegner ausüben zu können; war sie aber siegreich, so wurde sie so übermüthig, daß die

Digitalisiert von Google

Gegenparthei ſich ſcheu ſo lange zurückzog, bis ihre Generale ſich ihrerſeits wieder im Vortheil befanden. Endlich übrigens im Verlauf des Winters von 1643 auf 1644 erſchienen die Geſandten; aber ein Jeder höchſt gravitätiſch, ernſt und feierlich, verſehen mit viel Kutſchen, Pferden, Bedienten und ſonſtigem Gefolge, ſo daß er Mühe hatte, ein paſſendes Quartier zu finden. Auch kamen nicht blos die Geſandten der kriegführenden Hauptmächte, alſo des Kaiſers, Frankreichs und Schwedens, ſondern auch die der Niederlande, Spaniens und Dänemarks, ſowie ſpäter noch die des Pabſtes, Venedigs, Polens und der Schweiz. Letztere Viere mit der Erklärung, vermitteln zu wollen, in Wahrheit aber, um ebenfalls einen Vortheil herauszuſchlagen. Wie nun aber endlich im April 1644 die Geſandten ſo ziemlich beiſammen waren, erklärte Frankreich, nicht früher in die Verhandlungen eintreten zu können, als bis auch alle deutſchen Reichsſtände vertreten ſeien, denn jeder deutſche Fürſt, ſelbſt der kleinſte, bilde eine Macht für ſich und habe ſo gut eine Stimme, als der deutſche Kaiſer. Hiedurch entſtand wieder eine Verſchleppung von faſt zwölf Monaten und wie endlich auch dieſes Hinderniß dadurch, daß man Frankreichs Willen erfüllte, beſeitigt war, gab's neuen Streit über den Vorrang und die Titulaturen. Natürlich, denn es war doch höchſt wichtig zu entſcheiden, wer den Titel Excellenz führen und vor dem Anderen die Treppe hinaufſteigen oder in das Sitzungszimmer eintreten dürfe! Endlich jedoch, gegen das Ende des Jahres 1645 eröffnete man den Congreß und das Hauptwort in Münſter führten die beiden franzöſiſchen Geſandten, der ſtolze Graf d'Avaux und der gemein-liſtige Servien. In Osnabrück aber ſpielten die erſte Violine die ſchwediſchen Ambaſſadeure, der ſchlaue Salvius und der derbe Johann Oxenſtierna, der Sohn des ſchwediſchen Reichskanzlers. Höchſt einflußreich erwies ſich auch der päbſtliche Nuntius Fabio Chigi, der nachherige Pabſt Alexander VII., und unter ihm hatten die Jeſuiten überall die Hände mit im Spiele. Das Hauptgeſchäft übrigens fiel den kaiſerlichen Geſandten, beſonders dem Grafen von Trautmannsdorf zu und ohne ſeine klare Umſicht, ſowie ſeine deutſche Redlichkeit wäre der Friede nie zu Stand gekommen.

Vor allem ſtellten die Franzoſen und Schweden, in zweiter Linie

Digitalisiert von Google

auch die Niederländer und Schweizer ihre Forderungen, und mit den beiden Letzteren wurde man zuerst fertig. Schon am 30. Januar 1648 nämlich gestand Spanien den „Vereinigten Niederlanden“ ihre vollkommene Unabhängigkeit zu, ohne daß der deutsche Kaiser und die deutschen Reichsstände, obwohl die Niederlande Jahrhunderte lang ein Theil des deutschen Reichs gewesen waren, irgend etwas einzuwenden gehabt hätten. Ebenso geschah es auch mit der Schweiz, denn auch die helvetische Eidgenossenschaft hatte sich längst von Deutschland losgerissen und man gab also nur einer verjährten Thatsache ihre Sanctionirung. Ganz anders stand es um die Forderungen Frankreichs und Schwedens, von welchen Staaten Einer den Anderen an dreister Unverschämtheit überbot. Schweden verlangte für seine geleisteten Dienste außer zwanzig Millionen Thalern baar ganz Schlesien, ganz Pommern, das Bisthum Kamin, die Stadt Wismar mit den festen Plätzen Pöl, Walfisch und Varnemünde, endlich die Stifte Bremen und Verden; Frankreich aber bestand auf der Abtretung von Ober- und Unterelsaß, vom Sundgau, von der Stadt Breisach mit dem Breisgau, von der Feste Philippsburg nebst dem zu ihr gehörigen Gebiet, außerdem von allen denjenigen Orten, welche zu einer freien und sicheren Verbindung Frankreichs mit Philippsburg nothwendig seien, endlich von Metz, Toul und Verdün, nebst all' den anderen Gebieten Lothringens, welche es schon vor hundert Jahren durch den Verrath des Kurfürsten Moritz von Sachsen erworben. Das waren ganz exorbitante Forderungen, welche das deutsche Reich um mehr als ein Dritttheil zu schmälern drohten, und man ging also nun an's Markten mit den französischen und schwedischen Gesandten. Letztere — die Schweden — ließen sich auch ohne allzugroße Zähigkeit dazu herbei, ein sehr Bedeutendes nachzulassen; um so halsstarriger aber erwiesen sich die Franzosen, welche verrätherischer Weise auch noch vom Kurfürsten Maximilian I. von Bayern — dieser hatte sich auf krummen Wegen eine Abschrift der geheimen Vollmacht, welche Trautmannsdorf vom Kaiser über die Frage: „wie weit er gehen dürfe“ erhalten, zu verschaffen gewußt — auf Antrieb der Jesuiten (der Pater Vervaux spielte dabei die Hauptrolle) ganz ungescheut unterstützt wurden. Warum nun übrigens

Digitalisiert von Google

mit all' dieſen Erbärmlichkeiten uns länger aufhalten! Genug alſo, nachdem die Verhandlungen ſich viele, viele Monden lang hingezogen, ward endlich am 24. Oktober 1648 der Frieden zu gleicher Zeit in Münſter und Osnabrück unterzeichnet und man hieß ihn den „weſtphäliſchen", weil jene beiden Städtchen dem Lande Weſtphalen angehören. Was aber ſtipulirte dieſer Frieden, der durch anderthalb Jahrhunderte hindurch das völkerrechtliche Grundgeſetz für Europa werden ſollte? Es handelte ſich in demſelben um Dreierlei, erſtens um die Entſchädigungen, zweitens um die Religion und drittens um die Verfaſſung des deutſchen Reichs, und von dieſen drei Punkten war einer ſo wichtig, als der andere.

Was zuerſt die Entſchädigungen anbelangt, ſo trat der Kaiſer und das deutſche Reich für ewige Zeiten an Frankreich ab: 1) die Bisthümer Metz, Toul und Verdun mit der Stadt Mojenwik in derſelben Ausdehnung, wie ſie früher zu Deutſchland gehört hatten; 2) die Herrſchaft Pignerol mit der Stadt und Feſtung gleichen Namens an der Gränze von Piemont; 3) die Landgrafſchaft Ober- und Niederelſaß, die Stadt Breiſach, den Sundgau und die Landvogtei Hagenau, alſo das ganze Elſaß außer der Stadt Straßburg mit ihrem Gebiet, jedoch mit dem Vorbehalt, daß die bisherigen reichsunmittelbaren Städte, Baronieen und Abteien dieſelben Rechte und Freiheiten fortbehalten ſollten, deren ſie ſich ſeither unter deutſcher Oberherrſchaft erfreut; 4) das Beſatzungsrecht von Philippsburg auf dem rechten Rheinufer. — Auch wurde weiter noch feſtgeſetzt, daß die Feſtungswerke von Benfelden, Rheinau, Zabern, Neuburg und Hohenbar geſchleift werden müßten, ſowie daß zwiſchen Baſel und Philippsburg auf dem rechten Rheinufer keine neue Feſtungen angelegt werden dürften. Mit anderen Worten die Thore nach Süddeutſchland ſtanden den Franzoſen von nun an durch dieſe neueſten Acquiſitionen weit offen und damit wurde die künftige Abhängigkeit der kleinen ſüddeutſchen Fürſten von Frankreich eine ausgeſprochene Thatſache. Im Uebrigen war man franzöſiſcherſeits ſo gefällig, an das Haus Habsburg drei Millionen Livres Entſchädigung zu bezahlen und die eroberten Städte Rheinfelden, Seckingen, Laufenburg und Waldshut nebſt dem Breisgau und der Ortenau zurückzugeben. Nicht minder

Digitalisiert von Google

gering fielen auch die an Schweden gemachten Abtretungen aus. Zwar allerdings verzichtete es auf Schlesien und Hinterpommern; dagegen aber erhielt es Vorpommern mit der Insel Rügen, der Stadt Stettin und den Odermündungen, sodann die Stifte Bremen und Verden, also das ganze reiche Land zwischen der Unterelbe und Unterweser mit Ausnahme allein der Stadt Bremen, weiter die mecklenburgische Stadt Wismar nebst dem Frischen Haff an der ostpreußischen Küste, endlich fünf Millionen Thaler (statt der ursprünglich geforderten zwanzig) als Kriegsentschädigung. Wie man also den Westen Deutschlands den Franzosen preisgab, so den Norden und Nordosten den Schweden, und da die unabhängig gewordenen Niederlande den Unterrhein, das ist die deutsche Nordwestgränze inne hatten, so wurde aus unserem Vaterland durch den westphälischen Frieden ein vollkommen schutzloses Binnenland. — — Weit kleiner fielen die Entschädigungen aus, welche einzelne Reichsfürsten erhielten und zwar bekam in erster Linie der Kurfürst Friederich Wilhelm von Brandenburg Hinterpommern, sowie die — längst protestantisch gewordenen — Bisthümer Halberstadt und Münden nebst der Anwartschaft auf Magdeburg, sobald der jetzige Inhaber, ein sächsischer Prinz, gestorben sein werde. Dagegen blieb unerledigt das brandenburgische Anrecht auf das schlesische Herzogthum Jägerndorf, das „vor" dem Krieg durch Kauf von Brandenburg erworben und „während" des Kriegs vom Kaiser eingezogen worden war, und diese Nachlässigkeit führte später zu schweren Mißhelligkeiten. In zweiter Linie kam der Kurfürst Maximilian I. von Bayern an die Reihe und derselbe durfte, trotzdem Schweden auf's heftigste widersprach, nicht blos den Kurhut, sondern auch die Oberpfalz behalten. Karl Ludwig dagegen, der Erbe des Winterkönigs, mußte sich mit der Unterpfalz (der Rheinpfalz im engeren Sinne) und der achten Kurwürde, die man eigens für ihn neu creirte, begnügen. In dritter Linie erhielt Hessen-Kassel die Abtei Hirschfeld nebst den Aemtern Schaumburg, Bückeburg, Sachsenhagen und Stadthagen; der Herzog von Mecklenburg aber die Stifte Schwerin und Ratzeburg. Endlich in vierter Linie wurden die Häuser Württemberg, Baden, Nassau, Hohenlohe und Hanau nebst einer Menge kleinerer Fürsten und Potentaten in ihre Territorien wieder eingesetzt

Digitalisiert von Google

und Kurſachſen behielt die beiden Lauſitze, die ihm ſchon im Prager Frieden zugeſichert worden waren.

Weniger Schwierigkeit, als die Entſchädigungsfrage, machte die Religionsfrage, denn da weder die Proteſtanten von den Katholiken, noch umgekehrt die Katholiken von den Proteſtanten hatten beſiegt werden können, ſo war es ſelbſtverſtändlich, daß man den beiden Religionen geſtatten mußte, künftig nebeneinander zu beſtehen. Man ertheilte alſo den beiden großen Religionspartheien vollkommen gleiche Rechte und war ſogar ſo klug, dieſe Rechte auch auf die Reformirten (Zwinglianer und Calviniſten) auszudehnen. Was aber die Kirchengüter anbelangt, ſo ſprach man den Proteſtanten diejenigen zu, welche ſie ſchon vor dem Jahr 1624 (alſo vor dem Reſtitutionsedict) beſeſſen hatten, und ſäculariſirte damit faſt alle norddeutſchen Stifte, von denen nur das Erzbisthum Köln und die Bisthümer Münſter und Hildesheim dem Katholicismus erhalten blieben. Nicht minder wurde das Reichskammergericht zu gleichen Theilen aus Katholiken und Proteſtanten zuſammengeſetzt, um künftig alle Partheilichkeit unmöglich zu machen, und ebenſo theilte ſich der Reichstag in allen religiöſen Fragen in zwei Körperſchaften, in das Corpus Katholicorum mit Kurmainz, und in das Corpus Evangelicorum mit Kurſachſen an der Spitze. Dagegen beharrte der Kaiſer mit der zäheſten Energie darauf, daß in ſeinen Erblanden (alſo in Böhmen, Oeſterreich, Steiermark, Kärnthen, Tyrol u. ſ. w.) der Proteſtantismus, weil ſchon vor 1624 unterdrückt, zu keiner freien Duldung berechtigt ſei, und um den Frieden nicht unmöglich zu machen, mußte man ihm dieſe Unduldſamkeit zugeſtehen. Nur allein in Schleſien durften die Fürſten von Liegnitz, Brieg, Wohlau, Oels und Münſterberg, ſowie die Stadt Breslau proteſtantiſch bleiben und außerdem bewilligte Ferdinand III. zu Glogau, Jauer und Schweidnitz drei ſogenannte Gnadenkirchen, in welche die Proteſtanten aus dem Rieſengebirge von nun an ſonntäglich wallfahrteten. Trotz dieſer Partheilichkeit für den Katholicismus aber wurde der Pabſt Innocenz X. doch wüthend und ſchleuderte ſein — dießmal übrigens vollkommen erfolgloſes, weil ſich in ganz Deutſchland kein Menſch darum bekümmerte — Anathema gegen den ganzen Friedensſchluß.

Digitalisiert von Google

Was endlich die deutsche Reichsverfassung anbelangt, so bestand die Hauptveränderung darin, daß man allen Kurfürsten, Herzogen, Fürsten und Ständen volle Landeshoheit oder, wie man sich jetzt ausdrücken würde, volle Souverainetät verbürgte. Ja, daß man ihnen ausdrücklich das Recht verlieh, nach Belieben nicht blos unter sich, sondern auch mit auswärtigen Mächten Bündnisse einzugehen, wobei man jedoch, um wenigstens den Schein zu wahren, den Vorbehalt machte, daß diese Bündnisse nicht gegen Kaiser und Reich gerichtet seien. Dadurch wurden die deutschen Reichsfürsten vollständig unabhängig, gleichsam kleine Kaiserlein in ihren Territorien, und dem deutschen Kaiser selbst blieb nur das Recht, bei der Reichsgesetzgebung gleich den übrigen Ständen mitzuwirken und nach Belieben Standeserhöhungen vorzunehmen oder auch Privilegien zu ertheilen. So weit hatten es die deutschen Fürsten schon lange bringen wollen und jetzt verhalf ihnen Frankreich dazu, um das deutsche Reich vollends ganz ohnmächtig zu machen. Von dessen ursprünglicher Kraft und Einheit unter einem mächtigen Beherrscher, dessen Vasallen die Fürsten waren, sollte außer dem Namen auch gar nichts übrig bleiben, vielmehr an dessen Stelle ein loser Bund verschiedener — meist Duodez- — Staaten treten, von deren Inhabern immer Einige für Geld, Versprechungen und Gnadenverleihungen für Frankreich zu gewinnen sein würden!

Deutschland hatte also jetzt den Frieden wieder, aber wie sah es in diesem Deutschland aus! Fast vom ersten Beginn des Krieges an, wenigstens seit Wallenstein zum ersten Mal auftrat, wurde es Grundsatz, daß der Krieg sich selbst ernähren müsse, und die ganze Soldateska lebte also von den Ländern, die sie in Besitz nahm. Die Obergenerale schrieben Kriegssteuern aus und jeder Stadt, jeder Landschaft, jeder Provinz wurden Opfer auferlegt, die sie in kürzester Zeit ruiniren mußten. Je länger aber der Krieg dauerte, je mehr er in alle Gauen unseres einst so reichen Vaterlandes getragen wurde, um so mehr artete er in ein gemeines Raubsystem aus und mit dem Raub verband man die entsetzlichsten Gräuel, welche die entmenschten Horden nur irgend ersinnen konnten. Aus Söldnern aus allen Herren Ländern waren die Heere zusammengesetzt und man sprach

BRITISH MUSEUM 9 NOV 75

Digitalisiert von Google

Digitalisiert von Google

In demselben Verlag ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geheimnisse der Bastille.

Historisch-biographische Bilder aus der Vergangenheit

von

Otfr. Mylius.

Mit Illustrationen.

2 Bände in kl. 8.

(Ladenpreis früher Rthlr. 2. 17½. — fl. 4. 15.)

jetzt Rthlr. 1. — fl. 1. 45.

Ferner:

1870!

Der große Entscheidungskampf

zwischen

Deutschland und Frankreich

von

Theodor Griesinger.

Mit mehr als 100 Illustrationen.

73 Bogen in 4°.

Preis Thlr. 1. — fl. 1. 48.

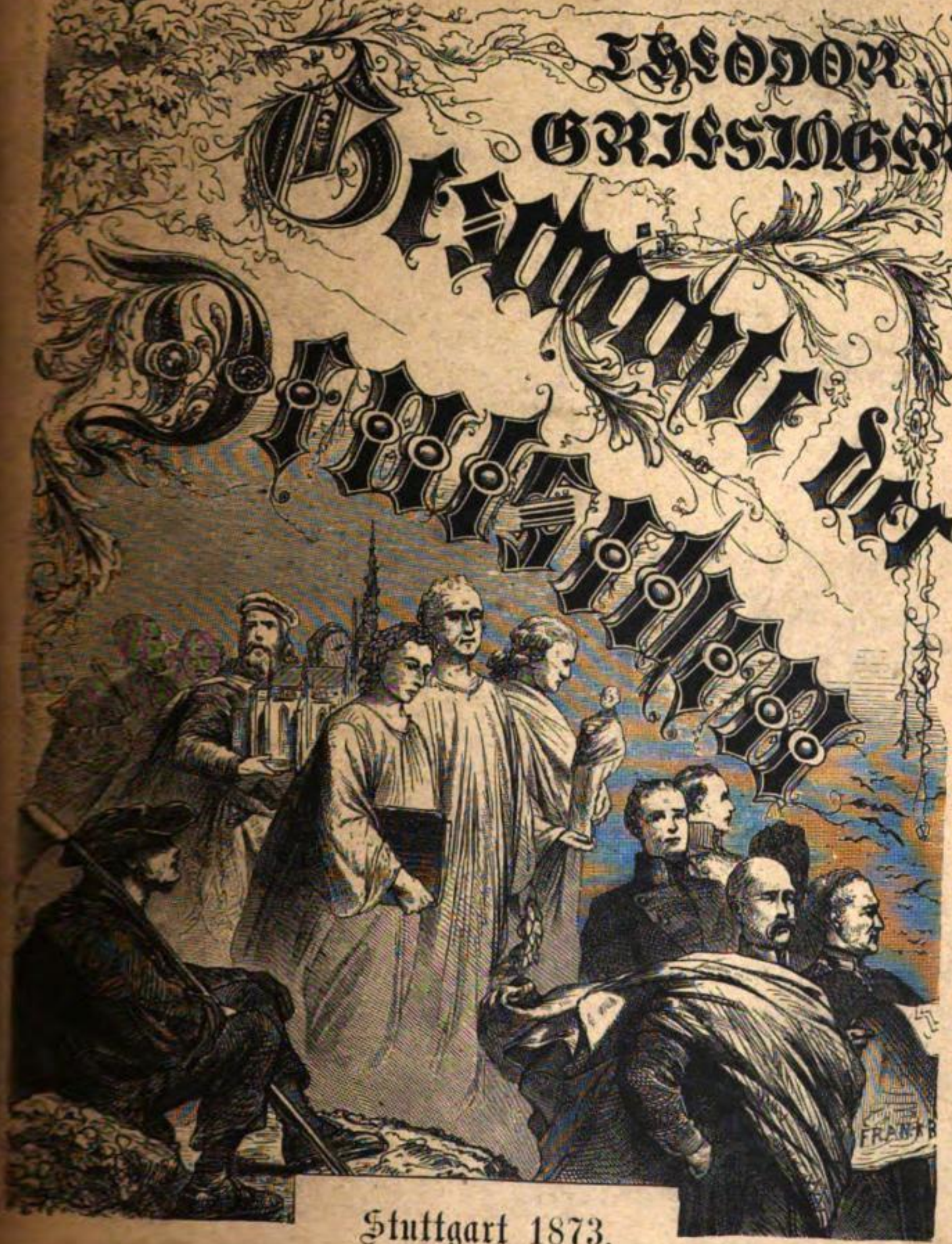
J. Kreuzer'sche Buchdruckerei (Hammer & Liebich) in Stuttgart.

Digitalisiert von Google

57 9326 bbb

35. & 36. Heft. Preis jeder Liefg. 4 sgr. — 12 kr. rh.

Theodor Griesinger's Erlebnisse in Britannien



Stuttgart 1873.

Verlag von Paul Moser.

Digitalisiert von Google

BODLEIAN
20 JO 1914
LIBRARY

Digitalisiert von Google

bei ihnen alle Sprachen Europa's. Auch kämpfte man nicht mehr für die Religion, ſondern für Sold und Beute, und in den kaiſerlich-bayeriſchen Heeren ſtanden ſo gut Proteſtanten, als in den ſchwediſch-deutſchen Katholiken. Hatte man ein Schloß, ein Kloſter, ein Dorf, eine Stadt ausgeraubt, ſo warf man die Brandfackel hinein und was da lebte, mußte über die Klinge ſpringen. Wie man aber vollends den Weibern und Jungfrauen mitſpielte, ſolches zu erzählen, ſträubt ſich die Feder, denn die Soldaten — die Offiziere nicht ausgenommen — kannten weder Ehre und Schamgefühl, noch Menſchlichkeit und Erbarmen mehr. Dazu kamen dann noch die ſogenannten „Schnapphähne" und „Marodeure," erſtere meiſt Bauern, denen man Alles geraubt und die nun hinter den Heeren herzogen, um auch noch das zu vernichten, was die Soldaten übrig gelaſſen hatten; letztere, mit der Zeit erſt Marodeure, urſprünglich Merodebrüder genannt — nach dem Grafen Merode, der unter Altringer diente und das ſcheußlichſte, zuchtloſeſte Lumpenpacksregiment kommandirte, das man ſich nur denken kann — noch ſchlimmer, wenn möglich, als die Schnapphähne, und ſtets als Nachzügler marſchirend, ſo wie ſich, weil kommandolos, durch die wahnwitzigſte Grauſamkeit und Wildheit auszeichnend. Das Tollſte übrigens, was die Soldateska erfand, war die Art und Weiſe, wie man verborgene Schätze zu entdecken ſuchte, und die Berichte aus jener Zeit wimmeln von Folterſcenen, die das Blut erſtarren machen. Natürlich nämlich ſuchten gar Manche in Stadt und Land, wenn ſie eine Plünderung vorausſetzen konnten, das Koſtbarſte ihrer Habe, namentlich baar Geld und Schmuckſachen, durch heimliches Vergraben zu retten, und weil man nun da und dort ſolch' verborgene Schätze entdeckte, ſuchten die Soldaten die Einwohner eroberter Städte, Dörfer und Schlöſſer mit den ausgeſuchteſten Qualen heim, um ſie zur Bezeichnung der vermutheten Verſtecke ihrer geretteten Habe zu zwingen. Allen Betheuerungen, man habe nichts verſteckt, wurde nicht der mindeſte Glauben geſchenkt, ſondern die Soldateska ſchritt vielmehr friſchweg zur Tortur und zu welcher Tortur! Den Einen ſchnitt man Naſe und Ohren ab oder ſtach ihnen die Augen aus. Den Weibern raſirte man die Brüſte weg und warf ihre Kinder in's Feuer. Wieder Anderen zerſchmetterte man Arme und Beine

Digitalisiert von Google

oder ſchnitt ihnen Riemen aus der Rückhaut. Ja man ſpaltete Vielen die Fußſohlen und ſtreute Pfeffer und Salz in die Wunden. Was aber noch ſcheußlicher war, man goß Tauſenden Miſtjauche in den Mund, bis der Bauch faſt zerplatzte, und — man hieß dieß den Schwedentrunk — trat ſie dann mit Füßen, bis ſie todt waren. Kurz man überbot ſich in den teufliſchſten Martern, um den armen Gequälten Geſtändniſſe auszupreſſen, und in der Erfindung ſolcher Martern wetteiferten Katholiken und Proteſtanten, Spanier, Italiener, Franzoſen, Deutſche, Schweden, Dänen, Ungarn, Niederländer, Schweizer, Polen und Croaten miteinander. Wenn nun aber die meiſten Gaue Deutſchlands in ſolcher Weiſe heimgeſucht wurden, ſo kann man ſich denken, wie unendlich viele Menſchen ihren Tod fanden; ja wie manche Gegenden faſt aller ihrer Bewohner, beſonders der erwachſenen männlichen, beraubt wurden. Wer ſollte nun das Feld bebauen? So lagen ganze weithingedehnte Strecken öde und dadurch entſtand bald da, bald dort die gräßlichſte Hungersnoth. Die Hungersnoth aber erzeugte Krankheiten und Seuchen aller Art, denn man nährte ſich nun mit Dingen, die entweder gar nicht eßbar waren oder geradezu Grauſen erregen mußten. Wurzeln und Eicheln, Gras und Diſteln — das ging noch; aber man ſättigte ſich ſelbſt an gefallenen Pferden oder ſuchte gar die Friedhöfe und Schlachtfelder heim, um das Fleiſch der Leichname zu verzehren. Kurz das Elend war ein fürchterliches und da auch faſt überall aller Handel, ſowie jedes Gewerbe, das Waffenhandwerk allein ausgenommen, aufhörte, ſo darf man wohl ſagen, daß Deutſchland vielfach einer Wüſte glich. Der eiſerne Fußtritt der Soldateska hatte alle Blüthen und Früchte, welche die vergangenen Jahrhunderte getrieben, zermalmt und viele Tauſende von Städten und Dörfern lagen vollkommen zerſtört — nicht wenige, um gar nie mehr aufgebaut zu werden. Man hat berechnet, daß Deutſchland vor dem Kriege eine Einwohnerzahl von wenigſtens dreißig Millionen Menſchen hatte; nach dem Kriege waren keine zehn Millionen mehr übrig und viele Gegenden erſchienen wie ausgeſtorben. So zählte Württemberg ſtatt 500,000 Seelen deren nur noch 48,000 und die Einwohnerzahl Augsburgs hatte ſich von 80,000 auf 18,000 reducirt. So gab es in Böhmen nur noch

Digitalisiert von Google

780,000 Lebende, während es deren vorher über drei Millionen gewesen waren, und in Sachsen sah es sogar noch schlimmer aus. In der Pfalz dagegen, sowie in Franken, in Lothringen und am Oberrhein konnte man einen ganzen Tag marschiren, ohne einem Menschen zu begegnen, und wo früher die höchste Cultur geherrscht hatte, wuchs jetzt junger Wald oder trieben sich wildgewordene Hunde und Wölfe herum. Wo aber noch Menschen existirten und an die Cultivirung des Landes gehen wollten, da fehlte es an Pferden, Kühen und Ochsen und selbst das Federvieh war kaum aufzutreiben. Gewiß also, Deutschland glich einer Wüste und nur Tyrol, Salzburg und die Schweiz machten eine Ausnahme, denn diese drei Länder waren durch ihre Gebirge vor dem Wüthen des Kriegs geschützt worden.

So gräßlich aber auch die materiellen Zustände unseres Vaterlandes nach dem dreißigjährigen Kriege waren, so noch viel gräßlicher die geistigen. Von Rechtspflege, von Gottesdienst, von Schule war fast nirgends mehr die Rede; dagegen aber machte sich der Aberglauben und die Sittenlosigkeit in einer Weise breit, von der man sich in unseren Tagen gar keinen Begriff mehr machen kann. Jedes Laster — die Soldaten hatten ja alle getrieben — hielt man für erlaubt und vor keiner Gemeinheit und Niederträchtigkeit scheute man zurück. Unter der Soldateska gab es Keinen, der nicht darauf geschworen hätte, daß man sich gegen Hieb, Stich und Schuß durch die sogenannte Passauerkunst (ausgehend ursprünglich vom Scharfrichter von Passau, der den Teufel durch Beschwörung zwang, Zettel zu unterschreiben, die gegen allen gewaltsamen Tod sicherten), „fest" machen könne, und jeder Bauer grub bei nächtlicher Weile unter aberwitzigen Sprüchen nach Schätzen, die irgend ein schwarzer Pudel oder auch der Teufel selbst bewachte. Der entsetzliche Wahn aber, daß es Hexen und Zauberer gebe, beherrschte alle Köpfe und in katholischen wie in protestantischen Ländern beeilte man sich, diese Hexen und Zauberer, nachdem man sie durch die Folter zum Geständniß gezwungen, zu verbrennen. Wie hätte dieß aber auch anders sein können, da in Folge des gräßlichen Kriegs alle Ueberlebenden in der furchtbarsten Unwissenheit aufwuchsen? Nirgends gab es mehr Lehrende und Lernende und selbst die deutsche Sprache

Digitalisiert von Google

wurde durch franzöſiſche, italieniſche, ſpaniſche und lateiniſche Brocken bis in's Unkenntliche verunſtaltet. Das arme zertretene Deutſchland mußte alſo geiſtig wie leiblich neu auferſtehen; dagegen aber hatte ihm der ſchreckliche Krieg wenigſtens den Gewinn gebracht, daß an die Stelle der religiöſen Gegenſätze und der kirchlichen Leidenſchaft nunmehr Gewiſſensfreiheit und gegenſeitige Duldung traten.

Digitalisiert von Google

Drittes Buch.

Deutſchland in ſeiner größten Erniedrigung.

(1649—1740.)

Erſtes Kapitel.

Der Druck Frankreichs auf Deutſchland und die kleinen Souverainetäten. (1649—1668.)

Mit dem Schluß des dreißigjährigen Kriegs hatte ſich die Lage Europa's total geändert. Frankreich war jetzt die dominirende Macht in Mitteleuropa, gerade wie Schweden im Norden unſeres Welttheils den Ton angab. Die proteſtantiſchen Niederlande (kürzer geſagt Holland) beherrſchten alle Meere und hatten den Großhandel Europa's an ſich geriſſen. England ſtrebte mächtig empor und man ſah ihm ſchon die glänzende Zukunft an. Spanien dagegen war im offenkundigſten Niedergang begriffen, wozu die Erbärmlichkeit der habsburgiſchen Regenten mit ihrer Pfaffenwirthſchaft das Meiſte beitrugen, und Italien, in ſich zerriſſen, konnte als gar kein Staat mehr gelten. Das ſchlimmſte Loos traf Deutſchland, denn „als Ganzes" hatte es alle ſeine Geltung verloren, und wenn die deutſche Kaiſermacht früher als die Schiedsrichterin der Welt glänzte, ſo war ihr jetzt nichts mehr geblieben, als einzig und allein der Name. Durfte ſich ja doch nunmehr jeder deutſche Fürſt bis zum kleinſten Duodezlandesherren hinab rühmen, ein ſouverainer Herr zu ſein, dem Niemand etwas zu befehlen habe,

Digitalisiert von Google

während der nominelle Kaiser, den man schon seit unendlich langer Zeit stets aus dem habsburgischen Hause nahm, keine andere Macht mehr besaß, als seine Hausmacht, das heißt seine Erbfürstenthümer und Königreiche Ungarn, Böhmen, Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Tyrol und Vorderösterreich! Stützte sich ja doch fast jeder deutsche Fürst, um sich seine Territorialherrschaft zu sichern, viel lieber auf das Ausland, besonders auf das mächtige Frankreich, das durch den Besitz des Elsasses in Deutschland selbst festen Fuß gefaßt hatte, als auf das Haus Habsburg, weil die neugebackenen souverainen Herren in der steten Angst lebten, Habsburg möchte darnach streben, das frühere Kaiserthum wieder zu erneuern und sie zu Vasallen herabzudrücken!

Vom früheren deutschen Reich war also nichts übrig geblieben, als die Form oder die Schaale und wie gehaltlos diese Schaale sei, zeigte am deutlichsten der sogenannte Reichstag. Erinnern wir uns an die früheren Reichstage — welcher Gegensatz zwischen Jetzt und Ehemals! Ehemals erschien der Kaiser auf denselben stets mit großem Gefolge und von den Fürsten und Bischöfen bis auf die geringsten Stände hinab blieb fast kein Einziger weg. Natürlich, denn sie alle schätzten es sich zur höchsten Ehre, durch ihre Gegenwart und persönliche Abstimmung zu beweisen, daß sie ein Recht hätten, über das Wohl und Wehe unseres großen Vaterlandes mitzuentscheiden, während umgekehrt der Kaiser sich um so stolzer fühlte, je größer an Zahl und solenner an Pracht die um ihn versammelten Vasallen erschienen. Jetzt aber — nun anno 1653 eröffnete Kaiser Ferdinand III. den ersten Reichstag, der nach dem westphälischen Friedensschluß abgehalten wurde, noch in Person, aber von nun an erschien kein Kaiser mehr an einem solchen Tage, weil er sich seiner jetzigen Ohnmacht schämte, und natürlich blieben dann auch die Fürsten und sonstigen Großen weg. Dagegen schickten sie ihre Bevollmächtigten und so sank der Reichstag zu einer gewöhnlichen Diplomatenschreibstube herab. Wie sich da die Acten häuften! Zu großen Bergen wuchsen sie an, aber zu einem frischen, fröhlichen, thatkräftigen Beschluß kam es nie, denn jeder Gesandte mußte, wenn es sich um etwas Wichtiges handelte, vorher zu Hause anfragen, wie er stimmen solle, und bis die

Digitalisiert von Google

Antwort kam, war der richtige Zeitpunkt verpaßt. Ueberdem ſpaltete ſich ja der Reichstag in zwei große Partheien, in die der Evangeliſchen und die der Katholiſchen, und unter ſolchen Umſtänden wurde es nie möglich, eine ſchnelle Zuſammenſtimmung herbeizuführen. Weil nun übrigens der Geſchäftsgang ſich ſo unendlich lang hinſpannte, beſchloß der Reichstag vom Jahr 1663, in Regensburg permanent zu bleiben, um ſo die Verbindung mit dem Kaiſer in Wien ſtets auf dem Laufenden zu erhalten, und ſeit dieſer Zeit tagten die Geſandten der deutſchen Stände bis zur Auflöſung des deutſchen Reichs perpetuirlich unter dem Vorſitz eines kaiſerlichen Commiſſarius in der genannten Stadt an der Donau. Wer bildete nun aber den Reichstag? Nun in erſter Linie die Bank der Kurfürſten, jetzt an der Zahl acht — Mainz, Köln, Trier, Sachſen, Bayern, Pfalz, Brandenburg und Böhmen — und jeder dieſer Achte hatte eine Stimme. Sodann in zweiter Linie die Bank der Fürſten, welche ſich in die geiſtlichen und weltlichen abſcheideten. Endlich die der Reichsſtädte, deren es 51 waren. Dieſe Reichsſtädte zuſammen aber hatten nur zwei Stimmen und zwar gehörte die Eine der Corporation der ſchwäbiſchen und die Andere der Corporation der rheiniſchen Städte an. Nicht minder theilten ſich auch die kleineren Potentaten in verſchiedene Banken ab, nämlich einmal die Prälaten (Biſchöfe und Aebte) in zwei, in die rheiniſche und in die ſchwäbiſche mit je einer Stimme, und ſodann die Grafen (zu welchen man auch die Titularfürſten rechnete) in vier, in die ſchwäbiſche, fränkiſche, wetterauiſche und weſtphäliſche mit ebenfalls je einer Stimme. Demgemäß hatten die größeren Potentaten, als die eigentlichen regierenden Herren oder Oligarchen, im Reichstag ſtets die Oberhand und zwar um ſo mehr, als jedem Fürſtenhauſe, das ſich oft in eine Menge von Zweigen geſpalten hatte, nur eine einzige Stimme zu führen erlaubt war. Hieraus erſieht man, daß ſchon die Zuſammenſetzung des Reichstags nicht leicht hätte complicirter ſein können, und man wird ſich alſo nicht darüber verwundern, daß in demſelben, ſeit er ſich für permanent erklärte, die meiſte Zeit mit nichtigen Formſtreitigkeiten vergeudet wurde.

Betrachten wir nun die verſchiedenen Einzelnſtaaten im deutſchen

Digitalisiert von Google

Reich des Näheren, so unterscheiden sie sich schon durch ihren Umfang, noch mehr durch ihre Macht bedeutend von einander. Mit Oesterreich, das heißt mit dem habsburgischen Erbstaate, konnte sich kein anderer messen, denn die verschiedenen Länder, welche zu demselben gehörten, zählten zusammen wohl 6000 Quadratmeilen und waren entsprechend bevölkert. Nach Oesterreich kam Brandenburg mit etwa 1460 Quadratmeilen, aber es durfte sich blos einer dünnen Bevölkerung rühmen und überdem war das Kurfürstenthum, das vom Rhein bis an die Memel reichte, vielfach zerstückelt, ohne inneren Zusammenhang. Somit sahen sich Kursachsen und Kurbayern, obwohl nur halb so groß, aber abgerundet, wohl in der Lage, sich mit Brandenburg messen zu können, und von dieser ihrer Machtstellung machten sie auch den ausgiebigsten Gebrauch. Nach diesen drei Kurfürstenthümern kamen Braunschweig-Lüneburg, oder wie man nachher sagte: Hannover mit 500, Kurpfalz mit 430, Lothringen mit 380, Hessen-Kassel und Württemberg mit je 250 und Mecklenburg mit 200 Quadratmeilen und in diese Kategorie gehörten auch die geistlichen Fürstenthümer Mainz, Köln, Trier, Würzburg, Bamberg, Münster und Salzburg. Die ganz kleinen Potentatschaften aber, ich meine die Territorien der Grafen und Prälaten hatten von nun an wenig mehr zu sagen, denn die größeren übten einen Druck auf sie aus, dem sie nur in den seltensten Fällen zu widerstehen vermochten, und sie mußten sich daher immer an diesen oder jenen ihrer mächtigeren Nachbarn anlehnen. Noch ohnmächtiger standen die Reichsstädte da, die früher in der deutschen Geschichte eine so große Rolle gespielt hatten, und der Hauptgrund lag darin, daß sie durch den dreißigjährigen Krieg nicht blos ihres Wohlstandes, sondern auch ihres Handels, ihrer Gewerbthätigkeit und ihrer Industrie verlustig gegangen waren. Ueberdem was nützten sie jetzt ihre festen Mauern und Thürme, auf die sie in früheren Zeiten hatten pochen können? Mit einigen schweren Kanonen schoß man dieselben zusammen und von Widerstandsfähigkeit war also keine Rede mehr. So richteten denn die tief herabgekommenen Städte ihr Hauptaugenmerk von nun an auf die Erhaltung der Ruhe, denn nur durch Ruhe und Frieden konnten sie den verlorenen Wohlstand wieder einbringen, und weil sie deßhalb einen wahren Abscheu von jeder

Digitalisiert von Google

ſelbſtſtändigen politiſchen Action hatten, unterwarfen ſie ſich ohne zu murren der Herrſchaft ihrer Patrizier, deren Joch ſie ſchon ſeit den letzten Regierungsjahren des Kaiſers Karl V. zu tragen gewohnt worden waren. Eine ſo geringe Rolle nun übrigens auch die Reichsſtädte nach dem weſtphäliſchen Frieden ſpielten, ſo ſtand es doch um die Reichsritterſchaft noch viel kläglicher und jener ſtolze Adel, welcher einſt alle Kriege entſchieden, ja auf dem die Kraft der deutſchen Nation beruht hatte, war tiefer als tief herabgeſunken. Freilich hatten nur zu Viele der Herren Ritter ſich ſchon längſt, wie wir früher gezeigt, dazu bequemen müſſen, den Herrendienſt zu ſuchen; aber jetzt, da nach dem dreißigjährigen Krieg von ihren einſt ſo mächtigen Burgen nur noch wenige im unverſehrten Zuſtand übrig geblieben waren, jetzt da ihr Wohlſtand durch den Verluſt ihrer hörigen Bauern — die meiſten hatte der Krieg hinweggerafft — gleichſam in einer Null aufging, jetzt da ihre jüngeren Söhne im Kirchendienſt — in Folge der Reformation, auf welche die Säculariſationen des weſtphäliſchen Friedens folgten, waren eine Menge von Stiftern eingegangen — keine Sinekuren mehr fanden, jetzt war die Unterkunft im Hofſtaat oder auch im Staats- und Militärdienſt eines mächtigen Fürſten ihre einzige Zuflucht und ſie drängten ſich daher, aller Selbſtſtändigkeit Valet ſagend, in Maſſe zu ſolchem Dienſte herbei.

Kein Stand galt alſo nach dem dreißigjährigen Kriege in Deutſchland mehr etwas, als nur allein der der regierenden Fürſten, und dieſelben waren ſich deſſen auch gar wohl bewußt. Darum, ſtatt ihre ganze Kraft darauf zu verwenden, die Lage ihrer Unterthanen zu verbeſſern, die Schäden, welche der lange Krieg geſchlagen, zu heilen und die Schulen, die Cultur und den Wohlſtand wiederherzuſtellen — ſtatt deſſen erfreuten ſie ſich mit ungemeſſenem Stolze ihrer Souverainetäten und es gab ehrvergeſſene Menſchen genug, die ihnen tagtäglich von ihrer Allmacht vorſchwatzten. Jeder von ihnen glaubte alſo eine „Majeſtät" zu ſein und ſein Gebahren war das eines „Regenten von Gottes Gnaden." Somit ſchuf er ſich einen Hofſtaat nach dem Muſter der in Wien, Paris und Madrid geltenden Normen und kein einziges Kron- oder Hofamt, das in den genannten drei Hauptſtädten florirte, durfte bei ihm, dem Duodezfürſten, fehlen.

Digitalisiert von Google

Nein, er mußte ſeine Hofmarſchälle mit einem Oberſthofmeiſter, ſeine Kammerherrn mit einem Oberſtkämmerer, ſeine Büchſenſpanner und Jäger mit einem Oberſtjägermeiſter, ſeine Bereiter und Stallmeiſter mit einem Oberſtſtallmeiſter — ſie alle mußte er nach den Rangſtufen geordnet haben und dazuhin ein ganzes Heer von Trabanten, Läufern, Kammerdienern, Tafeldeckern, Küchenmeiſtern, Stallknechten, Fourieren und was dergleichen mehr iſt. Alle dieſe Angeſtellten aber — ſelbſt die niedereren, wie viel mehr die höheren — betrachteten ſich als bevorzugte Weſen, und ſie waren es auch inſofern, als die höheren Chargen nur den hochgeborenen Herren, alſo den Grafen und Baronen zu Theil wurden. Mit welcher ſouverainen Verachtung nun dieſe Bevorzugten auf die Bürgerlichen herabſahen! Ja der Gegenſatz zwiſchen Bürgerlich und Adelich wurde in Folge deſſen, daß nur Hochgeborene in den höheren Hof-, Staats- und Militärdienſt aufgenommen wurden, ſo groß, daß eine nähere Berührung des Adels mit dem Bürgerthum wie eine Verunreinigung angeſehen wurde und man eine Ehe zwiſchen den beiden getrennten Ständen als ein Verbrechen gehalten hätte. Doch, um wieder auf die kleinen Souveraine zurückzukommen, ſo habe ich oben bemerkt, daß dieſelben nicht blos als „Majeſtäten“ mit majeſtätiſchem Prunk und Luxus aufgetreten ſeien, ſondern auch als „Herren von Gottes Gnaden“, und darum durfte kein anderer Wille mehr maßgebend ſein, als der ihre. Volksrechte, Landſtände — das waren Begriffe, welche in die jetzige Zeit nicht mehr paßten, denn ein ſouverainer Herr iſt Gott allein verantwortlich! Sie regierten alſo ganz nach ſouverainer Willkühr von ihren „Cabineten“ aus und ihre einzigen Berather waren ihre ſelbſtgewählten, alſo höchſt ſervilen „Geheimenräthe“ mit dem „Kanzler“ an der Spitze. Wenn aber ihre Unterthanen, alſo die Bauern auf dem Lande und die Bürger in den Städten, über die vielen Laſten, die ihnen unter dieſem oder jenem Titel (Zölle, Steuern, Zinſe, Taxen) auferlegt wurden, zu murren begannen, oder wenn gar die Stellvertreter der Unterdrückten, die von Altersher berechtigten Landſtände Miene machten, das Leben, die Freiheit und das Eigenthum der Bürger und Bauern ſchützen zu wollen, ei wie ſchnell wußte man da ſolche „Rebellen“, wie man ſie nannte, mit Gefängniß oder gar mit Galgen und Rad zum Schweigen

Digitalisiert von Google

zu bringen! „Und das Volk," wird der Leſer fragen, „ließ ſich ſolches gefallen?" In einigen wenigen kleinen Fürſtenthümern, wie beſonders in Württemberg und in Heſſen, verſuchte es allerdings die „Landſchaft" (dieß war der Titel der vereinigten Vertreter des Prälaten-, Ritter- und Bürgerſtandes) nicht ſelten, wenigſtens in Steuerſachen, ihr altes Recht zu behaupten; aber es blieb immer bei dem Verſuche und zuletzt behielt doch der Fürſt Recht. Ueberhaupt waren die damaligen Unterthanen durch die Rohheit und Deſpotie der Soldateska während des dreißigjährigen Kriegs gewohnt worden, Recht, Ordnung und Geſetz mit Füßen treten zu ſehen, und kannten nichts mehr als willenloſe Fügſamkeit, nichts mehr als ſklaviſche Unterordnung, nichts mehr als knechtiſches Kriechen. Außerdem, wozu hatten denn die Herren Fürſten ihre Soldaten oder beſſer geſagt ihre ſtehenden Heere? In den letzten zwanzig Jahren des vergangenen Kriegs gab es nur noch Lohnſoldaten, nur noch geworbene Söldner aus aller Herren Ländern und von dieſen Söldnern behielt jeder Fürſt nach geſchloſſenem Frieden ſo viel Regimenter, als ihm nothwendig deuchte. Er verwandte dieſelben — die er ſpäter immer leicht wieder ergänzte — dazu, um die Ordnung in ſeinem Lande aufrecht zu erhalten, das heißt, um ſeine Unterthanen im Zaume zu halten, und zugleich um dieſem oder jenem auswärtigen Regenten gegen hohe Subſidien im Krieg beizuſtehen. Den Söldnern aber war das Soldatſein ein Erwerbszweig, gleichſam ihr Handwerk, und der Fürſt als „Kriegsherr, d. h. als Soldreicher, durfte ihnen gebieten, was er wollte, ſie führten es aus. Demzufolge wurden die ſtehenden Heere eine neue Scheidewand zwiſchen den Fürſten und ihren Völkern, und zwar um ſo mehr, als alle Offiziersſtellen nur an hochgeborene Herren vergeben wurden, welche ſich ſchon vorher den regierenden Durchlauchten mit Leib und Seele verſchrieben hatten.

So thronten denn die deutſchen Fürſten in ihren Reſidenzen, die ſie natürlich auf alle Weiſe in Königsreſidenzen umzuwandeln ſuchten, wie halbe Götter, und ſonnten ſich in dem Glanze, der von ihren Thronen ausging. Auch ſtrömten, wenn ſie den Prunk und die Hoffarth recht hoch trieben, der hochgeborenen Fremden ſtets eine Menge herbei und ohnehin fehlten die fremden Geſandten nicht.

Digitalisiert von Google

Natürlich, denn die Herren Fürſten waren ja Souveraine geworden, welche als ſolche die fremden Höfe beſchickten, und es war alſo nicht mehr als billig, daß die Könige von Frankreich, Spanien, England oder wie ſie ſonſt hießen, ihnen mit gleicher Münze bezahlten. In all' dieſem aber lag noch nicht einmal die Hauptſache, ſondern die Hauptſache gipfelte vielmehr darin, daß nun jeder deutſche Fürſt ein Nachäffer Ludwigs XIV. wurde. Mit franzöſiſchen Sitten, mit franzöſiſcher „Tournüre", mit franzöſiſchen Redensarten, mit franzöſiſchem Luxus und mit franzöſiſcher Arroganz war man ſchon während des dreißigjährigen Kriegs hinlänglich bekannt geworden und die plumpen Deutſchen hatten angefangen, die leichtfüßigen „Monſieurs", welche durch ihre Eleganz die Weiber zu beſtechen wußten, zu beneiden. Sie ahmten ihnen alſo damals ſchon, ich meine zu Richelieu's und Mazarin's Zeiten, Vieles nach; wie wurde es aber erſt, als Ludwig XIV., der Sohn und Erbe Ludwigs XIII., die Zügel der franzöſiſchen Regierung ſelbſtſtändig ergriff! Er, der große Deſpot, der ſagen konnte: „Der Staat bin ich!" — Er, die Sonne, um die ſich damals nicht blos in Frankreich, ſondern in der ganzen europäiſchen Welt Alles drehte, ſo daß die anderen Königshöfe nur noch wie Planeten und Monde erſchienen! — Selbſtverſtändlich mußte Er der Abgott der deutſchen Fürſten werden, ſo daß Jeder derſelben von jetzt ab nichts Höheres kannte, als in die Fußſtapfen Ludwigs XIV. zu treten. Man imitirte Alles, was von ihm ausging, ſeine Feſte, ſeine Bauten, ſeine Gärten, ſeine Theater, ſeine Opern, ſeine Ballete, ſeine Carouſſels, ſeine Jagden, ſeine Kleidung bis auf die Schuhſchnallen und Perrücken — kurz Alles und Jedes, und daß man, von dort an, an den kleinen deutſchen Höfen nur noch franzöſiſch parlirte (damals war die goldene Zeit der franzöſiſchen Abentheurer und Sprachmeiſter), verſtand ſich von ſelbſt. Ohnehin aber durften auch die Maitreſſen nicht fehlen, weil Ludwig XIV. deren hintereinander eine Menge hielt, und für dieſe deutſchen Maitreſſen war wieder Alles das maßgebend, was die franzöſiſchen thaten und nicht thaten. Kurz man franzöſirte ſich an den deutſchen Höfen ſo vollſtändig, daß man nur noch das, was aus Paris kam (Möbel, Kleider, Schmuckſachen, Eſſenzen, Pomaden, Schnupftabak, Puder, Schleppen, Wülſte

Digitalisiert von Google

oder Culs de Paris und was dergleichen mehr ist), für brauchbar hielt, und mit dieser Franzöſirerei, die man natürlich nicht verfehlte in Paris ſelbſt zu ſtudieren (ein jeder Fürſtenſohn, ja ſelbſt jeder reichere Adelsſprößling mußte mindeſtens ein Jahr in der franzöſiſchen Hauptſtadt zugebracht haben, wenn er nicht als ein Barbar gelten wollte), bürgerte ſich franzöſiſche Liederlichkeit und Unſittlichkeit bei uns ein.

Doch es iſt Zeit, daß wir zur eigentlichen Geſchichte unſeres Vaterlandes zurückkehren, obwohl dieſelbe von jetzt an ein volles Jahrhundert lang nur höchſt Trauriges bietet. Nachdem Kaiſer Ferdinand III. anno 1657 (2. April) geſtorben war, warf ſich Ludwig XIV., der Beherrſcher Frankreichs, zum Bewerber um die deutſche Kaiſerkrone auf und durch Verſchwendung großer Summen gelang es ihm auch richtig, die ultrakatholiſchen Kurfürſten von Köln, Mainz und Bayern, ja ſelbſt den Kurfürſten Karl Ludwig von der Pfalz für ſich zu gewinnen. Dagegen wehrten ſich die beiden proteſtantiſchen Kurfürſten von Brandenburg und von Sachſen mit allen Kräften gegen die Schmach, den Todfeind Deutſchlands zu deſſen Regenten zu machen, und beſtanden darauf, daß nach altem Herkommen dem älteſten Sohn und Erben Ferdinands III. die Krone übertragen werden müſſe. So ging endlich, nachdem die Intriguen über ein Jahr in Anſpruch genommen hatten, am 18. Juli 1658 der Habsburger Leopold, zubenannt „mit der dicken Lippe", der ſich als Kaiſer Leopold I. ſchrieb, aus der Wahlurne hervor; allein leider gehörte er unter die ſchwachſinnigſten, bigotteſten und kraftloſeſten Regenten, welche dem Hauſe Habsburg je entſtammt ſind. Wie er ein Knabe war, hatte man ihn gelehrt, Altärchen aufzubauen und Heiligenbilder mit Flitterſtaat zu behängen, und den heranwachſenden Jüngling erzog der Jeſuit Neidhard in ſeinem Sinne, d. h. als tief demüthigen Knecht der Kirche, während der Oberſthofmeiſter, Fürſt Portia, ihm das Steife, Ceremoniöſe und Gravitätiſche der ſpaniſchen Grandezza beizubringen wußte. So kam ihm die Fähigkeit, zu denken, ganz abhanden und er lebte vom Morgen bis zum Abend ganz nach der vorgeſchriebenen Etiquette. Auch ſprach er nur lateiniſch oder ſpaniſch — das Deutſche war damals am Wiener Hofe verpönt — und ebenſo undeutſch war ſeine Tracht, die in einer ungeheuren ſchwarzlockigen

Digitalisiert von Google

Allongeperrücke, welche ihm Achsel und Rücken ganz bedeckte, einem spanischen, hinten tief herabhängenden Mantel, kurzen schwarzen Beinkleidern und zinnoberrothen Strümpfen mit Schnabelschuhen bestand. Darf man sich nun unter solchen Umständen darüber wundern, wenn während seiner langen Regierung der Hof von Versailles einen weit stärkeren Einfluß auf die Geschicke Deutschlands ausübte, als der Hof von Wien?

Letzteres zeigte sich alsobald nach der Wahl Leopolds I., denn sofort drang Ludwig XIV., gleichsam um sich dafür zu entschädigen, daß er nicht Kaiser geworden sei, in die deutschen Fürsten, mit ihm einen Separatbund zu Schutz und Trutz zu errichten, und in der That ließen sich auch mehrere derselben, wie die Kurfürsten von Mainz und Köln, der Landgraf von Hessen-Kassel, der Herzog von Pfalz-Neuburg und die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, dazu herbei. Man nannte diesen Bund, der am 14. August 1658 zum Abschluß kam, den Rheinbund, und der König von Frankreich übernahm kraft desselben die Verpflichtung, die gegenannten deutschen Fürsten in ihren Rechten und Freiheiten nach Maßgabe des westphälischen Friedens zu schützen; die Letzteren dagegen machten sich anheischig, der Krone Frankreichs gegen alle ihre Feinde beizustehen und namentlich die übrigen deutschen Reichsstände — den Kaiser selbst nicht ausgenommen — zu verhindern, Frankreich je mit Waffengewalt zu überziehen. Warum nun wohl Ludwig XIV. es sich so viel kosten ließ, diesen Bund in's Leben zu rufen? Er war damals bereits wieder in einen Krieg mit Spanien verwickelt, um womöglich ein Stück der spanischen Niederlande an sich zu reißen, und es würde alle seine Pläne durchkreuzt haben, wenn Leopold I. sich sofort auf die Seite Spaniens gestellt hätte. Somit wollte er dem deutschen Kaiser diese Möglichkeit abschneiden, und durch den Rheinbund erreichte er auch richtig diesen Zweck. Gleich darauf, im November 1659 schloß er mit Spanien den für ihn äußerst vortheilhaften pyrenäischen Frieden ab, durch welchen er die Städte Arras und Hesdin nebst anderen Stücken von Flandern, Hennegau und Luxemburg, sowie auch noch außerdem die Hand der Infantin Maria Theresia, der Tochter des Königs Philipps IV. von Spanien, gewann; allein der Rheinbund wurde

Digitalisiert von Google

deßwegen doch nicht aufgelöst, ſondern im Gegentheil cultivirte ihn Ludwig XIV. auf's ſorgfältigſte, um ihn auch ſpäter wieder zu ſeinem Vortheil gegen den deutſchen Kaiſer zu verwerthen.

Inzwiſchen waren in Schweden große Veränderungen vor ſich gegangen. Dort regierte nach des großen Guſtav Adolph's Tod ſeine Tochter Chriſtine, ein Mannweib von gar abſonderlichen Einfällen; ſie dankte jedoch, um katholiſch werden zu können, im Jahr 1654 zu Gunſten ihres nahen Vetters, Karl Guſtav's von Pfalz-Zweibrücken (er war der Sohn einer Schweſter Guſtav Adolph's) ab, und Karl Guſtav, als König von Schweden Karl X. geheißen, ſtürzte ſich ſofort in einen Krieg mit Polen, in der Hoffnung dadurch große Lorbeeren zu pflücken. In dieſen Krieg nun wurden nach und nach alle benachbarten Staaten, beſonders Dänemark, Holland und Rußland, verwickelt, und am wenigſten konnte der Kurfurſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg neutral bleiben, da ſein Land an Schweden und Polen zugleich gränzte. Im Anfang ſtellte er ſich auf die Seite Polens, deſſen Vaſall er als Herzog von Preußen (wir wiſſen dieß von früher her) war; gleich darauf aber trat er zu Karl X. über, weil er ſich von einem Bündniß mit Schweden größere Vortheile verſprach. Wieder ein Jahr ſpäter überzeugte er ſich vom Gegentheil und trug dem König Johann Kaſimir von Polen abermalen ſeinen Arm an, jedoch unter der Bedingung, daß ſein Herzogthum Preußen von der polniſchen Lehensherrſchaft entbunden werde. Darauf ging Johann Kaſimir im Jahr 1657 in dem Vertrag von Welau ein und nun wußte Friederich Wilhelm auch die Wiener Regierung zu beſtimmen, auf die Seite des Polenkönigs zu treten. Sofort fiel der Kurfürſt an der Spitze von 16,000 Mann, unterſtützt von 11,000 Oeſterreichern unter dem Grafen von Spork und einigen polniſchen Reiterregimentern in Schwediſch-Pommern ein und eroberte nach und nach das ganze Land. Er glaubte damit die Schweden wenigſtens aus dieſem Theile Deutſchlands für immer vertrieben zu haben; allein wie nun unter der Vermittlung Frankreichs, welches Parthei für Schweden nahm, anno 1660 (3. Mai) der Frieden von Oliva abgeſchloſſen wurde, mußte ganz Vorpommern den Schweden zurückgegeben werden, und Friederich Wilhelm hatte ſeine Anſtrengungen umſonſt

Digitalisiert von Google

gemacht. Doch blieb ihm wenigstens der Troſt, nunmehr völlig unabhängiger Herr des Herzogthums Preußen geworden zu ſein und ſich damit eine ganz abſonderliche Stellung erworben zu haben. Als Kurfürſt von Brandenburg war er deutſcher Fürſt und Mitglied des deutſchen Reichs, als Herzog von Preußen aber gehörte er, weil dieſes Land, obwohl durch und durch deutſch, als bisheriges Lehen von Polen nicht zum deutſchen Reich gehörte, in die Kategorie der ſelbſtſtändigen Potentaten, gerade wie die Beherrſcher von Frankreich, England, Dänemark, Schweden und Spanien, und brauchte ſich weder vom Kaiſer in Wien, noch vom Reichstag in Regensburg, noch überhaupt von Irgendwem etwas vorſchreiben zu laſſen.

Nicht lange nach dem zu Oliva abgeſchloſſenen Frieden hatte Kaiſer Leopold I. einen Türkenkrieg zu beſtehen, jedoch nicht als Kaiſer von Deutſchland, ſondern als Beherrſcher Ungarns und Oeſterreichs. In Siebenbürgen ſtritten ſich nach dem Tode Georgs II. Rakoczy, alſo von 1660 an, zwei Rivalen um den Regentenſtuhl, der Fürſt Kémény, welchen die öſterreichiſche Regierung, und der Fürſt Michael Apáfi, welchen die Türken unterſtützten. So kam's nothwendiger Weiſe zum Krieg zwiſchen Oeſterreich und der Türkei und letztere erfocht unter dem Großvezier Kiuprili am 20. Januar 1662 bei Nagy Szöllös einen Sieg, der die Oeſterreicher bis nach Oberungarn zurückwarf. Ja die Türken eroberten im folgenden Jahr Großwardein und Neuhäuſel und ihr Vortrab ſtreifte bis Mähren und Schleſien. Nun aber ernannte Leopold I. im Jahr 1664 den Grafen Raimund von Montecuculi, der ſich ſchon im dreißigjährigen Krieg bedeutend ausgezeichnet hatte, zu ſeinem Oberfeldherrn und die Folge hievon war eine fuchtbare Niederlage, welche die Türken am 1. Auguſt 1664 bei St. Gotthard an der Raab erlitten. Daraufhin ward ſchnellſtens, ſchon am 10. Auguſt 1664, zu Vasvar Frieden geſchloſſen, allein keineswegs zum beſonderen Vortheil Oeſterreichs, denn wenn auch die Türken ſich dazu verſtanden, ihre Truppen aus Ober- und Mittelungarn zurückzuziehen, ſo durften ſie dagegen Großwardein und Neuhäuſel behalten und ihr Schützling Apáfi blieb regierender Fürſt von Siebenbürgen.

Noch während des Kriegs zwiſchen Oeſterreich und der Türkei

Digitalisiert von Google

bereitete Ludwig XIV. Alles vor, um nach dem Tode ſeines Schwiegervaters, des Königs Philipp IV. von Spanien, ſich die ſpaniſchen Niederlande erringen zu können, und als endlich im Jahr 1665 (17. September) dieſer längſt erwartete Todesfall eintrat, ſtellte er augenblicklich ſeine Anforderungen. Mit anderen Worten er beſtand auf der Abtretung der ſogenannten Franche Comté (der freien Grafſchaft Burgund), ſowie der niederländiſchen Provinzen Artois, Cambrai, Brabant, Flandern, Gelbern und Hennegau und gründete dieſe ſeine exorbitante Forderung darauf, daß ſeine Gemahlin Maria Thereſia, als älteſte Tochter des verſtorbenen Königs, Philipps IV., die rechtmäßige Erbin ſei. Freilich befand er ſich im vollkommenſten Unrecht, denn nach göttlichem wie menſchlichem Rechte war der Sohn Philipps IV., der jetzige ſpaniſche König Karl II. der alleinige Erbe und überdem hatte Maria Thereſia bei ihrer Verheirathung mit Ludwig XIV. ſich feierlichſt verpflichten müſſen, nie auf eine Landhinterlaſſenſchaft ihres Vaters ſpäter Anſpruch machen zu wollen. Was kümmerte es aber den franzöſiſchen Deſpoten, ob er Recht oder Unrecht habe? Bei ihm handelte es ſich blos darum, ob er den beabſichtigten Raub durchſetzen könne, und er glaubte ſich dieſe Frage mit Ja beantworten zu dürfen. Stand es ja doch um die Vertheidigungsfähigkeit der Städte und Feſtungen in den ſpaniſchen Niederlanden ſowie auch der Franche Comté erbärmlich genug, während das tief herabgekommene Spanien, das weder über Truppen, noch Generale, noch Geld (die ſpaniſchen Könige habsburgiſchen Stammes beſchäftigten ſich ſeit Philipp II. blos mit Beten und ließen, während die Geiſtlichkeit florirte, Heer und Flotte verlumpen) verfügen konnte, ſich nicht in der Lage befand, denſelben Verſtärkungen zuzuſenden! Nur Eines ſtand zu befürchten, das, daß der deutſche Kaiſer ſeinem bedrängten Vetter beiſtehen könnte, und in der That machte auch Leopold I. Miene, dieß thun zu wollen. Allein zu welchem Behufe hatte denn Ludwig XIV. den Rheinbund geſchaffen und erſt neueſter Zeit ſo viel Mühe und Geld aufgewendet, um auch Bayern und Brandenburg zu vermögen, demſelben beizutreten? Auf ſeine Veranlaſſung mußten alſo die Mitglieder des Rheinbundes dem Kaiſer erklären, daß ſie nicht blos in dem bevorſtehenden Kriege Frankreichs

Digitalisiert von Google

gegen Spanien neutral bleiben, ſondern auch den etwa beabſichtigten Durchmarſch einer kaiſerlichen Armee nach den Niederlanden mit Gewalt verhindern würden, und ſo blieb dem Kaiſer nichts übrig, als ebenfalls ganz unthätig die Hände in den Schooß zu legen. Jetzt erſt, nachdem ſich Ludwig XIV. deſſen verſichert, ließ er anno 1667 eine Armee unter Turenne in die ſpaniſchen Niederlande einrücken, und dieſe eroberte, ohne auf beſondere Schwierigkeiten zu ſtoßen, innerhalb dreier Monate faſt das ganze Land. Im Winter darauf (Februar 1668) ſchickte Ludwig XIV. eine andere Armee unter Condé und ſeinem Schüler, dem Marſchall von Luxemburg, nach der Franche Comté und nach wenigen vierzehn Tagen war auch dieſe ſchöne Provinz von einem Ende zum anderen von den Franzoſen beſetzt. Der Raubzug ſchien alſo vollkommen gelingen zu wollen, allein Eines bedachte Ludwig XIV. dabei nicht, das Intereſſe Hollands, wie man die freien proteſtantiſchen Niederlande jetzt gewöhnlich nannte. Der Republik Holland nämlich deuchte es höchſt gefährlich, daß ſie künftig, ſtatt des ſchwachen Königs von Spanien (bisher bildeten die ſpaniſchen Niederlande oder das nachherige Belgien die Scheidewand zwiſchen Frankreich und Holland, weil mitten inne liegend), den ſtarken König von Frankreich zum Nachbar haben ſolle, und ſowie alſo die franzöſiſche Armee in den ſpaniſchen Niederlanden einrückte, ſchloß ſie in aller Stille ein Bündniß mit England und Schweden (die ſogenannte Tripelallianz), um den Vergrößerungsplänen des franzöſiſchen Deſpoten Einhalt zu thun. Daraufhin, im Frühjahr 1668, erklärten die genannten drei Mächte der franzöſiſchen Regierung kurzweg, daß ſie Frankreich zu Land und zur See angreifen würden, falls ſich Ludwig XIV. nicht ſofort zu einem ehrenvollen Frieden bequeme, und weil nun Letzterer einſah, daß er einer ſolchen Uebermacht — beſonders zur See — nicht gewachſen ſei, entſchloß er ſich gute Miene zum böſen Spiele zu machen. So kam ſchon am 2. Mai 1668 der Frieden von Aachen zu Stande und in dieſem mußte Ludwig XIV. außer der ganzen Franche Comté alle in den ſpaniſchen Niederlanden gemachten Eroberungen, nur allein zwölf Städte (Lille, Courtrai, Douai, Tournai, Ath, Oudenarde, Charleroi u. ſ. w.), die er behalten durfte, abgerechnet, an Spanien zurückgeben. Solches Reſultat

Digitalisiert von Google

erzielte Holland durch ſeine Feſtigkeit, und man kann ſich alſo die Gefühle des Zornes denken, die den franzöſiſchen Deſpoten gegen den genannten Freiſtaat beſeelt haben mögen. Welch' ein Gegenſatz aber zwiſchen dieſem verhältnißmäßig ſo kleinen Lande und dem großen weitgedehnten deutſchen Reiche, das in tiefſter Demuth die Befehle Ludwigs XIV. reſpectirte!

Zweites Kapitel.

Die Rache- und Raubzüge Ludwigs XIV.

(1669—1697.)

Ludwig XIV. fühlte ſich von dem kleinen proteſtantiſchen Holland tief beleidigt, weil daſſelbe ſeinen Raubzug gegen die ſpaniſchen Niederlande großentheils illuſoriſch gemacht hatte, und Tag und Nacht ſann er daher auf Rache. Zugleich auch dachte er an den ungeheuren Reichthum der holländiſchen Städte, die damals den Welthandel beherrſchten, und ebenſo daran, daß, wenn erſt Holland erobert wäre, die ſpaniſchen Niederlande und alles niederdeutſche Gebiet bis an den Rhein ihm ſozuſagen von ſelbſt zufallen müßten. Weil er aber nur zu gut wußte, daß die Eroberung Hollands eine unmögliche ſei, ſo lange dieſes auf Schweden und England als ſeine Verbündeten zählen könne, ſuchte er es vor allem dieſer Verbündeten zu berauben und dagegen dieſelben für ſich zu gewinnen. Zuerſt gelang dieß mit England, deſſen König Karl II., ein Verſchwender ohne Gleichen, dem franzöſiſchen Golde nicht widerſtehen konnte, und ſchon im Herbſt 1671 verpflichtete ſich die engliſche Regierung, im nächſten Jahre den Holländern den Krieg zu erklären. Weit mehr Mühe hatte Ludwig XIV. mit Schweden, allein endlich am 27. März 1672, kam auch mit Karl XI. ein Vertrag zu Stande, in welchem dieſer ſich wenigſtens dazu verſtand, daß er jeden deutſchen Reichsfürſten, der etwa für Holland gegen Frankreich Parthei ergreifen

Digitalisiert von Google

würde, so lange bekriegen werde, als ihm Frankreich die Summe von jährlichen 600,000 Thalern Subsidien ausbezahle. In gleicher Weise, wie Schweden und England, ließ Ludwig XIV. auch die deutschen Fürsten bearbeiten und erhielt von den meisten derselben, wie z. B. von dem Kurfürsten Ferdinand Maria von Bayern (dessen Obersthofmeister Fürst Herrmann Egon von Fürstenberg in Ludwigs Sold stand) und dem Herzog Eberhard III. von Württemberg (welcher Mömpelgard zu verlieren fürchtete), besonders aber vom Kaiser Leopold I. (den der mit großen Geldsummen bestochene Fürst von Lobkowitz total beherrschte) das Versprechen der unbedingtesten Neutralität. Noch mehr, die beiden hohen geistlichen Herren, deren Gebiete die Heere Ludwigs XIV. zu passiren hatten, wenn sie, ohne die spanische Niederlande zu berühren, Holland erreichen wollten, nämlich der Erzbischof Maximilian Heinrich von Köln und der Münsterer Bischof Bernard van Galen machten sich, natürlich ebenfalls wie die anderen Verräther gegen Geld und gute Worte, nicht blos verbindlich, diesen Durchmarsch zu gestatten, sondern sogar Hülfstruppen zu stellen. Nicht minder führten die Herzoge Christian von Mecklenburg-Schwerin und Johann Friederich von Hannover dem französischen Könige bedeutende Streitkräfte zu und die katholischen Cantone der Schweiz hatten ihm ohnehin gestattet, bis zu 25,000 Mann Soldtruppen unter ihnen zu werben. So schien denn Holland verloren, denn es besaß zwar eine vortreffliche Kriegsflotte und in dem Admiral Ruyter den ersten Seehelden damaliger Zeit; sein Landheer aber, welches Wilhelm III. von Oranien befehligte, war den drei unter Turenne, Condé und Luxemburg stehenden französischen Armeen nicht zum vierten Theile gewachsen, und so wurde es dem räuberischen Ludwig XIV., als er im September 1672 mit 140,000 Mann in Holland einbrach, leicht, einen festen Platz nach dem anderen zu erobern. Doch siehe da, jetzt stellten sich plötzlich zwei deutsche Reichsfürsten auf die Seite Hollands, nämlich der Herzog Karl IV. von Lothringen und der Kurfürst Friederich Wilhelm von Brandenburg, denn diesen beiden war es klar, daß der Krieg Frankreichs gegen Holland eben so gut auch den deutschen Rheinlanden gelte, welche nach der Eroberung Hollands sofort an die Reihe kommen

Digitalisiert von Google

würden. Ihre Hülfe reichte jedoch nicht hin, um die Fortschritte der Franzosen zu hemmen, und am Ende des Jahres 1673 sah sich Friederich Wilhelm sogar genöthigt, um sein Herzogthum Cleve nebst der Grafschaft Marc vor der gräßlichsten Verwüstung zu bewahren, einen Waffenstillstand mit Frankreich abzuschließen. Ganz anders gestalteten sich die Verhältnisse im Jahr 1674. Einmal nämlich fand sich Karl II. von England bewogen, das unnatürliche Bündniß mit Ludwig XIV. (er fand es aber erst unnatürlich, nachdem die Holländer die ungeheure Summe von zwei Millionen Gulden an ihn verschwendet hatten) aufzugeben, und dasselbe thaten die geistlichen Fürsten von Köln und Münster, weil ihre Länder von den französischen Heeren gerade ebenso wenig geschont wurden, als die holländischen Provinzen. Nicht minder betheiligte sich auch Spanien an dem Kriege gegen Frankreich, um seine Niederlande zu retten, und obschon man seinen Beistand nicht hoch anschlagen durfte, so hatte er doch wenigstens einigen Werth. Endlich, und das war die Hauptsache, wurde in Wien der Verräther Lobkowitz gestürzt, und Leopold I., der seine Besitzungen in Vorderösterreich in Gefahr sah, ruhte jetzt nicht, als bis der Reichstag in Regensburg den Reichskrieg gegen Frankreich erklärte. Sofort führte der Kurfürst Friederich Wilhelm wieder 16,000 Mann in's Feld, und auch die meisten anderen deutschen Fürsten stellten ihre Contingente. Dadurch aber wurde Ludwig XIV. gezwungen, seine Streitkräfte zu theilen und eine erste Armee unter Condé in den Niederlanden, eine Zweite unter Turenne am Oberrhein und eine Dritte unter Luxemburg in der Franche Comté operiren zu lassen. Freilich machten dessen ungeachtet die Alliirten keine großen Fortschritte, weil unter ihren Heerführern niemals Einigkeit herrschte, und es verlohnt sich daher nicht der Mühe, die einzelnen Märsche und Gegenmärsche zu registriren. Allein in Wahrheit fühlte sich doch Ludwig XIV. sehr beengt und in der Vorahnung, daß das Jahr 1675 unglücklich enden könnte, hielt er es an der Zeit, daß die Schweden kraft des mit ihnen abgeschlossenen Vertrags ihm Luft machten.

Als seinen gefährlichsten Gegner unter den Alliirten nämlich betrachtete er den Kurfürsten Friederich Wilhelm von Brandenburg

Digitalisiert von Google

und dieſen wollte er dadurch vom Kampfe am Rhein abziehen, daß die Schweden in's Brandenburgiſche einfielen. Sein Geſandter Vitry mußte alſo in Stockholm alle Minen ſpringen laſſen, um den König Karl XI. zur Ausführung des Vertrags vom März 1672 zu bewegen, und in der That ließ nun Karl XI. im Dezember 1674 ein ſtarkes Heer unter dem Feldmarſchall Wrangel in der Mark Brandenburg einrücken. Wie nun die Schweden da hausten! Ganz in gleicher Weiſe wie ſeiner Zeit im dreißigjährigen Kriege, denn nicht blos ſchrieben die Oberoffiziere die ungeheuerſten Contributionen aus, ſondern es wüthete auch die Soldateska gegen Männer, Weiber und Kinder mit der ausgeſuchteſten Grauſamkeit. Da brach zu Ende des Monats Mai 1675 der Kurfürſt Friederich Wilhelm von Schweidnitz in Franken, wo er die Winterquartiere gehalten, mit ſeinem ausgeruhten Heere plötzlich auf, eilte in forcirten Märſchen nach Magdeburg, ging bei Nahe über die Elbe und ſtand am 25. Juni vor Rathenow, das die Schweden ſtark beſetzt hatten. Letztere ahnten nichts von ſeiner Nähe, ſondern vermutheten ihn noch tief in Franken; allein er gönnte ihnen keine Minute Zeit, zu ſich ſelbſt zu kommen und machte, wie ein Sturmwind über ſie herfallend, die Meiſten von ihnen nieder. Der Reſt floh gegen Havelberg zu, nach dem Hauptquartier Wrangels, und dahin zogen ſich auch die übrigen ſchwediſchen Corps, welche Brandenburg, Potsdam und andere Städte beſetzt hielten. In fliegender Eile marſchirte der Kurfürſt, ſeinen Feldmarſchall Derflinger (es war dieß ein früherer Schneidergeſelle, der im dreißigjährigen Krieg von der Pike auf gedient hatte) an der Seite, hinter ihnen her und in der Nähe von Nauen bei Fehrbellin holte er ſie am 28. Juni ein. Er hatte nur ſeine Kavallerie mit der Artillerie bei ſich, im Ganzen nicht viel über 5000 Mann, denn das Fußvolk war nicht im Stande geweſen, ſo ſchnell zu folgen; aber in ſeinem Feuereifer ſtürzte ſich der junge Landgraf Friederich von Heſſen-Homburg, einer ſeiner Untergenerale, mit ſeinen beiden Reiterregimentern alsbald auf den Feind und ſofort befahl der Kurfürſt den allgemeinen Angriff. Das Gemetzel war fürchterlich, und wo die Gefahr am größten, befand ſich der Kurfürſt Friederich Wilhelm. Da ſah der Stallmeiſter Froben, der hart zur Seite ſeines

Digitalisiert von Google

Herrn ritt, daß die Schweden den Schimmel, auf welchem Friederich Wilhelm ſaß, zur immerwährenden Zielſcheibe ihrer Schüſſe machten, und augenblicklich beſtürmte er den hohen Herrn, das Roß mit ihm zu tauſchen. Unmittelbar nachher wurde Froben mit ſammt dem Schimmel erſchoſſen; der Kurfürſt aber erfocht nach einem furchtbar blutigen Kampfe von ſieben Stunden den allervollſtändigſten Sieg. Mehr als doppelt ſo ſtark waren die Schweden geweſen, und jetzt flohen ſie nach allen Seiten, ihr Geſchütz wie ihr Gepäck im Stiche laſſend. Dieſer Tag begründete den Ruhm der brandenburgiſchen Waffen, und alle größeren Regenten Europa's betrachteten von nun an den Kurfürſten Friederich Wilhelm als ihnen ebenbürtig. Natürlich räumten ſofort die Schweden ganz Brandenburg und boten zugleich die Hand zum Frieden. Allein von letzterem wollte der Kurfürſt nichts wiſſen und ſchritt alsbald, den Krieg am Rhein gegen die Franzoſen dem Kaiſer und ſeinen Verbündeten überlaſſend, zur Eroberung all' der Feſtungen, Städte und Provinzen, welche den Schweden im weſtphäliſchen Frieden hatten überlaſſen werden müſſen. So nahm er, nachdem er bei Wolgaſt im Jahr 1676 einen abermaligen großen Sieg erfochten, das ſo überaus feſte Stettin weg und nicht lange hernach fiel auch Greifswalde. Nicht minder vereinigten ſich jetzt die Dänen mit dem Biſchof von Münſter, um ſich in die Herzogthümer (Stifter) Verden und Bremen zu theilen, und nachdem ſie Wismar erſtürmt, gelang ihnen die Eroberung mit leichter Mühe. Freilich fielen nun die Schweden im Winter 1678, von Liefland aus, im Herzogthum Preußen ein; allein ſo ſtreng auch die Kälte war, ſo jagte ſie Friederich Wilhelm doch bis in die Nähe von Riga zurück, indem er mit ſeinen Truppen in Schlitten über das Kuriſche Haff ſetzte. Ja der tapfere Held ſchuf ſich jetzt gleichſam aus dem Stegreif eine kleine Kriegsflotte und nahm nicht blos das feſte Stralſund, ſondern auch die Inſel Rügen weg. Kurz die Schweden verloren in den Jahren 1675 bis 1679 von ihren Beſitzungen auf deutſchem Boden eine nach der anderen, und man glaubte ſich alſo der Hoffnung hingeben zu dürfen, daß ſie von unſerer Nord- und Oſtküſte für immer vertrieben bleiben würden.

Inzwiſchen hatte der Krieg am Rhein ſeinen immerwährenden

Digitalisiert von Google

Fortgang gehabt, und wie sehr jetzt dem Kaiser daran gelegen sei, die Franzosen zu demüthigen, ging daraus hervor, daß er im Jahr 1675 statt des unfähigen Beurnonville, seines bisherigen Obergenerals, den greisen Montecuculi zum Generalissimus ernannte. Vor diesem retirirte Turenne von Westphalen nach dem Oberrhein, und auf seinen Befehl mußte sein Unterbefehlshaber, der Marschall Vaubrun, das ganze Land ringsum furchtbar verwüsten. So gingen Wiesloch, Bruchsal, St. Remy, Graben, Gernsheim und andere Städte in Flammen auf, und das Gleiche widerfuhr dem ganzen Breisgau. Endlich setzte Turenne, der sich bis in's Elsaß (wo er die reichsunmittelbar gebliebenen Städte Hagenau, Weißenburg, Kaisersberg, und wie sie sonst hießen, furchtbar mißhandelte) zurückgezogen hatte, bei Wilstädt wieder über den Rhein und vorsichtig rückte ihm nun Montecuculi entgegen. Daraufhin kam es bei Saßbach unweit Offenburg am 27. Juli 1675 zur Schlacht; aber gleich bei Beginn derselben tödtete eine Kanonenkugel den französischen Oberanführer (außer ihm fiel auch noch der Mordbrenner Vaubrun), und in Folge dessen zogen sich die Franzosen schnellstens wieder über den Rhein zurück. Gleich darauf legte Montecuculi, Alters halber, das Kommando nieder und sofort bezogen die deutschen Truppen, statt die Niederlage der Franzosen auszubeuten, schon sehr frühe Winterquartiere. Im Jahr 1676 übertrug dann der Kaiser den Oberbefehl dem jungen Herzog Karl V. von Lothringen, und demselben gelang es, die Festung Philippsburg zu erobern. Sonst aber geschah in diesem Jahr nichts Bedeutendes, und ebenso wenig zeichnete sich das Jahr 1677 durch irgend eine kühne That aus, denn eine kühne That war es gewiß nicht, daß es den Franzosen am 15. November 1677 gelang, durch die Treulosigkeit des Kommandanten von Freiburg sich in den Besitz dieser Stadt und Festung zu setzen. Dagegen begingen die Truppen Ludwigs XIV. auf seinen Befehl die Niederträchtigkeit, von den Festungen aus, die sie am Rhein inne hatten, die ganze Umgegend furchtbar zu verwüsten, und Hunderte von Städten und Dörfern, darunter Saarbrücken, Zweibrücken, St. Wendel und Mömpelgard mit Mord, Brand, Schändung und Plünderung heimzusuchen. Ihre Absicht war, alles Land zwischen der Saar, dem

Digitalisiert von Google

Rhein und der Mosel in eine Wüste zu verwandeln, um das Vorrücken der Kaiserlichen durch diese öden Strecken zur Unmöglichkeit zu machen, und ohne Zweifel hätten sie auch ihr Ziel erreicht, wenn nicht durch den Frieden all' diesen Mordbrennereien ein Ende gemacht worden wäre. Mit dem Frühling 1678 nämlich begannen zwischen den kriegführenden Mächten, die sich allesammt höchst erschöpft fühlten, in Nymwegen an der Waal Friedensunterhandlungen, und zuerst ließen sich am 10. August die Holländer dazu herbei, dem König von Frankreich die Hand zu bieten. Beide Theile behielten, was sie vor dem Kriege besessen hatten, und sogar Gent und Ypern fielen an Holland zurück. Daraufhin, am 17. September, verständigte sich Ludwig XIV. mit den Spaniern, aber nur unter der schweren Bedingung, daß sie ihm die ganze Franche Comté nebst zwölf niederländischen Gränzfestungen, worunter Valenciennes, Condé, Cambrai und Maubeuse abtraten. Endlich, am 5. Februar 1679, schloß auch Kaiser Leopold I. mit Frankreich Frieden und war ärmlich genug, demselben die Festung und Stadt Freiburg im Breisgau zu überlassen, wogegen allerdings Philippsburg bei Deutschland blieb. Als geradezu niederträchtig aber muß man es bezeichnen, daß der Kaiser in diesem Traktate den Kurfürsten von Brandenburg vollständig Preis gab, indem er den Franzosen das Zugeständniß machte, es habe Friederich Wilhelm die sämmtlichen, den Schweden abgekämpften Lande an der Nord- und Ostsee denselben zurückzugeben. Dem traurigen Leopold I. nämlich flüsterten seine schlimmen jesuitisch gesinnten Rathgeber, besonders der Minister Paul Hocher, beständig in's Ohr, es sei für das Haus Habsburg höchst gefährlich, den protestantischen Staat Brandenburg noch weiter anwachsen zu lassen („es stehe der kaiserlichen Macht," drückte sich Hocher aus, „nicht an, daß sich an der Ostsee ein neuer König der Vandalen erhebe") und man müsse daher dem Kurfürsten Friederich Wilhelm alle Früchte seiner tapferen Kriegführung mit Gewalt wieder entreißen. Empört über solchen Verrath weigerte sich Friederich Wilhelm, die Eroberungen herauszugeben, aber Ludwig XIV. ließ sofort die brandenburgischen Besitzungen am Rhein (die Grafschaft Mark und das Herzogthum Cleve) durch seinen Marschall Créqui besetzen und in der entsetzlichsten

Digitalisiert von Google

Weiſe heimſuchen. Ueberdem ſetzte ſich der franzöſiſche Monarch mit dem König Sobiesky von Polen in's Einvernehmen, und munterte dieſen auf, ſich des Herzogthums Preußen wieder zu bemächtigen. Was blieb nun dem Kurfürſten, der weder in Deutſchland noch auswärts (die Holländer und Spanier blieben auf all' ſein Andrängen taub) Verbündete fand, anderes übrig, als ſich in das Unvermeidliche zu fügen? Somit ſchloß er am 29. Juni 1679 den ſogenannten Frieden von St. Germain ab, und durch dieſen erhielt Schweden bis auf ein ganz unbedeutendes Stück von Vorpommern Alles zurück, was ihm in den Jahren 1675 bis 1679 abgenommen worden war. Dieſe Niederträchtigkeit übrigens vergaß der Kurfürſt dem Kaiſer nie, und es entſtand von jetzt an eine Entfremdung zwiſchen den Häuſern Habsburg und Hohenzollern, die ſpäter durch Nichts mehr ausgeglichen werden konnte. Im Gegentheil mehrte ſich bei den Nachfolgern Friederich Wilhelms der Haß noch, denn ſie behielten es feſt im Gedächtniß, daß ihnen habsburgiſcherſeits nicht nur in Hinſicht ihrer Erbanſprüche auf die ſchleſiſchen Herzogthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau nie ein Genüge geſchah, ſondern daß ihnen auch das Herzogthum Jägerndorf, das doch ſchon vor dem dreißigjährigen Krieg durch Kauf ihr rechtmäßiges Eigenthum geworden war, ſtets gewaltthätiger Weiſe vorenthalten wurde.

Aus dem verhängnißvollen Friedensſchluß von Nymwegen und St. Germain hatte alſo nur allein Ludwig XIV. Vortheil gezogen. Ueberdem lag nun der Beweis zu Tag, daß man dem deutſchen Reiche jede Schmach bieten könne, ohne irgend eine Gefahr zu laufen, und hierauf bauend, beſchloß Ludwig XIV., ſeiner Raubgier unverweilt die Zügel weiter ſchießen zu laſſen. Unmittelbar nach dem abgeſchloſſenen Frieden ſetzte er ſich alſo in den Beſitz all' der kleineren elſäſſiſchen Städte, welchen der weſtphäliſche Frieden ihre Selbſtſtändigkeit geſichert hatte, und von ſeinen einrückenden Truppen geknebelt, mußten ſie ihn als ihren Oberherrn anerkennen. Ebenſo verfuhr er mit den elſäſſiſchen Baronen, die auf Reichsunmittelbarkeit Anſpruch machten, und da er ihnen drohte, ihre Beſitzthümer ſofort anderweitig (an gefügigere Herren) zu verleihen, wenn ſie ihm nicht huldigten, ſo blieb auch ihnen nichts Anderes übrig, als ſich zu fügen.

Digitalisiert von Google

Das Allerschamloseste aber leistete er durch die Errichtung der sogenannten Reunions- oder Wiedervereinigungskammern, denn mittelst ihrer trat er alles Herkommen, Gesetz und Rechtsgefühl geradezu mit Füßen. Schon im Jahr 1679 nämlich erhielt der scharfsinnige Parlamentsrath Roland de Raveaux in Metz vom französischen Ministerium den Auftrag, den Bezirk Metz genau festzustellen, das heißt alle dazu gehörigen Ortschaften auszumitteln, und wie nun Raveaux die hierauf bezüglichen Akten durchging, fand er, daß verschiedene Städte, Dörfer, Schlösser und Liegenschaften, welche jetzt keine Bestandtheile der ehemaligen Bisthümer Metz, Toul und Verdun mehr waren, sondern ganz anderen Herren gehörten, in längst vergangenen Zeiten Eigenthum der Bischöfe von Metz, Toul und Verdun gewesen seien. Er entwarf also ein genaues Verzeichniß dieser Städte, Dörfer, Schlösser und Liegenschaften und überbrachte dasselbe dem Minister Louvois mit dem Bemerken, daß man die genannten Liegenschaften, obwohl vor vielen, vielen Jahren von den damaligen Besitzern verkauft oder vertauscht, gar wohl zurückverlangen könnte. Der Minister lachte über diesen Einfall, als einen höchst komischen; aber bald besann er sich eines Besseren und übergab das bewußte Verzeichniß seinem Könige. Daraufhin kam es zu langen Berathungen zwischen Louvois und Ludwig XIV., und das Resultat derselben war, daß im Jahr 1680 vier Gerichtshöfe errichtet wurden, welche darüber zu bestimmen hatten, auf welche Gebiete der französische Staat als nunmehriger (seit dem Frieden von Nymwegen) Besitzer des Elsasses, der Franche Comté u. s. w. Anspruch machen könne. Der Gerichtshof von Breisach sollte entscheiden, welche Gebiete einst zum Elsaß, der zu Metz, welche zu Metz, Toul und Verdun, der zu Besançon, welche zur Franche Comté, und der zu Doornik oder Tournay, welche zu den abgetretenen niederländischen Städten und Festungen gehört hätten. In Deutschland war man sprachlos über diese fast wahnwitzige Frechheit, aber die vier Gerichtshöfe oder Reunionskammern machten sich ganz unbeirrt an ihre Wiedervereinigungsarbeit. Ja sie luden außer einer Menge von anderen hohen Herren den König von Spanien (wegen seinen Besitzungen in den Niederlanden), den König von Schweden (als Eigenthümer von Zweibrücken), den Herzog von Württemberg

Digitalisiert von Google

(als Eigenthümer von Mömpelgard) und den Kurfürsten von der Pfalz (wegen Veldenz) vor ihr Forum und verlangten Rechenschaft von ihnen, wie sie beweisen könnten, daß diese Grafschaften, Städte und Bezirke ihr Eigenthum seien, denn dieselben seien urkundlich in früheren Zeiten, wenn auch vielleicht schon vor Jahrhunderten (man ging nämlich bis auf die Zeiten des merowingischen Königs Dagobert zurück) mit dem Elsaß, oder mit Burgund, oder mit Metz, Toul und Verdun, oder endlich mit den Niederlanden verbunden gewesen. Natürlich erschienen die Vorgeladenen nicht, an den Ernst des an sie gestellten Ansinnens gar nicht glaubend; allein nun erklärten die Reunionskammern selbige Grafschaften, Städte und Bezirke für verwirkt, und alsobald ließ Ludwig XIV. eine Menge derselben durch bereit gehaltene Truppen mit Gewalt besetzen. So wurden, um nur von den Thaten der Breisacher Reunionskammer zu reden, Zweibrücken, Germersheim, Lauterburg, Saarbrücken, Veldenz, Sponheim, Falkenburg, Homburg und Bitsch gleichsam über Nacht französisch gemacht, und dasselbe geschah mit noch hundert anderen kleineren Besitzungen. Die allerwerthvollste Acquisition aber machte Ludwig XIV. im Herbst des Jahrs 1681 an der uralten Reichsstadt Straßburg, die er ebenfalls „als zum Elsaß gehörig" in Anspruch nahm, obwohl im westphälischen Frieden bei der Abtretung des Elsasses ausdrücklich bestimmt worden war, daß Straßburg bei Deutschland zu verbleiben habe und der französischen Landeshoheit nicht unterworfen werden dürfe. Auch kennzeichnet die Art und Weise, wie der französische König seinen Raub bewerkstelligte, diesen von so Vielen hochgepriesenen Monarchen in ganz eigenthümlicher Weise. Um nämlich die genannte Stadt, das wichtigste, reichste und mächtigste Bollwerk der Deutschen am Oberrhein gegen Frankreich, in die Hände zu bekommen, hielt er dort seit Jahren einen Residenten oder Gesandten, dessen Geschäft war, durch Geldspenden, Gnadenketten und Versprechungen aller Art unter den Vornehmeren eine französische Parthei zu bilden, und er selbst gewann mit großen pecuniären Opfern den in Zabern residirenden Straßburger Bischof Franz Egon von Fürstenberg, daß derselbe zum Verräther wurde. Ueberdem wurden durch Spione alle Verhältnisse der Stadt genauestens ausgekundschaftet, und

Digitalisiert von Google

nachdem ſo alle Vorbereitungen getroffen waren, umzingelte Louvois dieſelbe zu Ende des Monats September 1681 in der tiefſten Heimlichkeit mit einer Armee von 30,000 Mann, während der franzöſiſche Reſident ihr noch Tags zuvor die bündigſten Verſicherungen von der rechtſchaffenen Freundſchaft ſeines Königs zugeſchworen hatte. Daraufhin erging am 29. September die Aufforderung an die Bürgerſchaft, die Stadt ſofort zu übergeben, widrigenfalls dieſelbe bombardirt werden würde, und die vorher beſtochenen Vornehmen ſäumten nun nicht, darauf zu bringen, daß man die Stadt vor dem Untergang bewahren müſſe. Somit öffnete Straßburg am 30. September 1681 den Franzoſen ihre Thore, und acht Tage ſpäter hielt Ludwig XIV. ſeinen triumphirenden Einzug in dieſelbe, gerade wie wenn er ſtatt einer Niederträchtigkeit eine höchſt ruhmreiche Handlung begangen hätte. Zu gleicher Zeit erhielt der berühmte Ingenieur Vauban den Auftrag, die Stadt gegen Deutſchland hin in eine Feſtung erſten Rangs zu verwandeln, und von nun an hielt Frankreich von hier aus ganz Süddeutſchland im Zaume.

Ich habe oben geſagt, daß man in Dentſchland über die franzöſiſchen Reunionen anfangs ganz ſprachlos vor Erſtaunen geweſen ſei; nunmehr aber, wie man von der verrätheriſchen Hinwegnahme Straßburgs mitten im Frieden erfuhr, verwandelte ſich das Erſtaunen in den furchtbarſten Zorn. Von allen Seiten her drang der Ruf nach Wien, der Kaiſer müſſe dem Reichsfeind den Reichskrieg erklären, und in gleicher Weiſe wurden die Reichsfürſten beſtürmt. Doch weder die Letzteren noch der Kaiſer ließen ſich alarmiren, und das Einzige, was geſchah, war, daß ſich in Frankfurt ein Congreß deutſcher Geſandten verſammelte, um zu berathen, wie Frankreich in Güte vermocht werden könne, ſeinen Raub wieder herauszugeben. Dieſen Congreß beſchickte, auf Einladung, auch Ludwig XIV., und nun gab man ſich der Hoffnung hin, daß man den franzöſiſchen Monarchen mit dem Beweiſe, er befinde ſich im Unrecht, dazu bringen werde, auf Straßburg und die anderen Reunionen zu verzichten. So ging eine koſtbare Zeit verloren, und mit was nun füllten die Herren Geſandten dieſe Zeit aus? Damit, daß ſie einander wegen Ranganſprüchen auf's heftigſte anf indeten — damit, daß man ſich

Digitalisiert von Google

darüber ſtritt, ob die kurfürſtlichen Geſandten allein das Recht hätten, auf rothſammtenen Stühlen zu ſitzen, während den fürſtlichen nur grüne und den reichsſtädtiſchen gar keine gepolſterte Seſſel gebührten — damit, daß die Einen von Edelknaben bedient ſein und mit goldenen Meſſern und Gabeln eſſen wollten, während den Anderen nur Lakaienbedienung nebſt ſilbernen Meſſern und Gabeln zukommen ſollte! Dieſe erbärmlichen Streitigkeiten ſetzte man, nachdem der Congreß von Frankfurt reſultatlos auseinander gegangen, auf dem Reichstag in Regensburg fort, und als endlich nach drei Jahren der Kaiſer Leopold I. den Willen zeigte, Frankreich den Krieg zu erklären, bewies der Kurfürſt von Brandenburg, daß das Haus Oeſterreich gar nicht im Stande ſei, ſich an einem Kampfe mit Frankreich nachdrücklich zu betheiligen, weil es genug zu thun habe, ſich der Türken zu erwehren. Der Hohenzoller hatte Recht, aber er wollte den Krieg nicht, weil der Habsburger ihn wollte, und das war die erſte Wiedervergeltung für die ſchnöde Behandlung im Nymweger Frieden. Was blieb nun zu thun übrig? Man ſchloß im Jahr 1684 einen zwanzigjährigen Waffenſtillſtand mit Frankreich ab, in welchem man ihm all' ſeinen gemachten Raub für jetzt überließ und zwar unter der einzigen Bedingung, daß es verſpreche, weitere Reunionen für die Zukunft zu unterlaſſen.

Ich habe ſoeben geſagt, der Brandenburger Kurfürſt ſei im vollſten Recht geweſen, wenn er behauptete, der Kaiſer werde mit der Abwehr der Türken genug zu thun haben, und die Schuld hievon laſtete in erſter Linie auf Leopold I. ſelbſt, in zweiter auf dem König Ludwig XIV. von Frankreich. Leopold I. war zugleich König von Ungarn, aber er war es nur, weil ihn die Ungarn zu ihrem Könige gewählt hatten, denn auf dieſem ihrem Wahlrecht beſtanden die Ungarn mit unendlicher Zähigkeit. Und warum nun dieß? Einfach deßwegen, weil ihre Könige immer vorher, ehe ſie ihre Herrſcherfunctionen antreten durften, die ungariſche Verfaſſung, welche den Ungarn vollkommene politiſche und religiöſe Freiheit gewährleiſtete, beſchwören mußten. Auch Leopold I. hatte dieſe Verfaſſung beſchwören müſſen, allein wie hielt er ſie? Ein ärmlicher Pfaffenknecht, wie er war, überließ er das ganze Land den Jeſuiten zur

Digitalisiert von Google

Ausbeute, und dieſe in Verbindung mit den ihnen total ergebenen Statthaltern bedrückten die ungariſchen Proteſtanten (in allen ſonſtigen öſterreichiſchen Landen, ſelbſt in Böhmen war der Proteſtantismus total unterdrückt, warum alſo nicht auch in Ungarn?) in einer Weiſe, als wären ſie zum Henkeramt geboren. Nicht minder wurden auch die ungariſchen Katholiken ſchwer mißhandelt, wenn ſie auf die ihnen verfaſſungsmäßig gebührenden Rechte Anſpruch machten, denn Ungarn ſollte ebenfalls nichts weiter ſein, als eine habsburgiſche Provinz, über welche der Kaiſer und in ſeinem Namen die Jeſuiten mit abſoluter Willkühr zu herrſchen befugt ſeien. So konnten Aufſtände und Empörungen nicht ausbleiben, aber vermittelſt deutſcher Truppen wurden dieſelben immer ſchnellſtens unterdrückt und die Rädelsführer (wie z. B. anno 1671 die Grafen Frangipani, Nadasdi, Zriny und Tattenbach) mußten dann ihr Unterfangen mit dem Leben büßen. Endlich, anno 1674, gingen die Jeſuiten gar ſo weit (der damalige ungariſche Statthalter, Deutſchmeiſter von Ambringen, war ihr gefügiges Werkzeug), alle lutheriſchen Geiſtlichen, ihrer gegen dreihundert, unter dem Vorwand, ſie hätten eine Verſchwörung angezettelt, durch deutſche Truppen aufgreifen zu laſſen und ſie dann nach Neapel auf die Galeeren zu verkaufen. Da erhob der proteſtantiſche Graf Emmerich von Tökely abermals die Fahne des Aufruhrs und alsbald ſchaarten ſich Tauſende und Abertauſende um ihn. Natürlich verſuchte es ſofort der kaiſerlich-ungariſche Statthalter durch das Aufgebot aller ihm zu Gebot ſtehenden Kräfte — und die Wiener Regierung ſandte ihm ihre ſämmtlichen verfügbaren Truppen — ſeiner habhaft zu werden, um ihn ebenfalls dem Henkerbeile zu überliefern; allein umgekehrt unterſtützte ihn Ludwig XIV., dem natürlich Alles daran gelegen war, dem deutſchen Kaiſer die Hände gegen Oſten hin zu binden, damit derſelbe gegen Weſten hin gelähmt ſei, mit bedeutenden Geldſummen, und wußte zugleich den Fürſten Apáfi von Siebenbürgen dahin zu bringen, ſeine Truppen zu den ungariſchen Aufſtändiſchen ſtoßen zu laſſen. Noch mehr, die allerchriſtlichſte Majeſtät verſprach dem Tökely ſogar von Seiten der Türken die werkthätigſte Hülfe, und von Stunde an war der franzöſiſche Geſandte in Conſtantinopel unausgeſetzt bemüht, den Sultan Muhammed IV.

Digitalisiert von Google

dahin zu bringen, daß er dem Kaiſer von Deutſchland den Krieg erkläre. Endlich, im Winter von 1682 auf 1683, ließ ſich der Großvezier Kara Muſtapha, der über den Sultan Alles vermochte, überreden, den Kampf, der Ungarn in ein türkiſches Schutzreich und den Tökely in einen türkiſchen Vaſallen verwandeln ſollte, aufzunehmen, und im März 1683 überſchritt er mit einem Heere von 280,000 Mann die ungariſche Gränze. Dieſer furchtbar gewaltigen Maſſe aber, vor welcher ein Schrecken ſonder Gleichen herging, konnte der Kaiſer nur ein ganz ſchwaches Corps von 20,000 unter dem Herzog Karl V. von Lothringen entgegenſtellen und dieſes Häuflein mußte alſo nothgebrungen zurückfliehen, ohne auch nur das Geringſte ausrichten zu können. So kamen die Türken der Stadt Wien, trotzdem ſie ſich mit Plündern und Morden auf ihrem Wege lange genug aufhielten, immer näher und wie ſie zuletzt, zu Anfang des Monats Juli 1683, nur noch einige Tagreiſen entfernt waren, ſalvirte ſich der ärmliche Leopold I. über Hals und Kopf mit ſeinem ganzen Hofſtaate nach Linz. Später, weil ihm Linz noch nicht ſicher genug ſchien, entwich er ſogar bis nach Paſſau, und ebenſo thaten auch viele reichen Wiener Herren — über 6000 an der Zahl — ſo daß man damals für Fuhrwerke ganz exorbitante Preiſe bezahlte. Dagegen warf der Herzog Karl V. von Lothringen, der den Kopf keineswegs verlor, von ſeinem kleinen Heere 12,000 Mann als Beſatzung nach Wien und der Kommandant dieſer Stadt, der Graf Rüdiger von Stahremberg, ein Krieger von Stahl und Eiſen, bewaffnete ſofort alle Studenten und jüngeren Bürger, ſo daß die Zahl der Vertheidiger Wiens auf 21,000 Mann anſtieg. Am 14. Juli 1683 begann ſodann die Belagerung und da die Türken neben ihrer immenſen Uebermacht eine furchtbare Artillerie beſaßen, ſo kann man ſich denken, wie furchtbar geſchoſſen und geſtürmt wurde. Aber die Wiener, geführt von ihrem unerſchütterlichen Kommandanten, hielten aus und ſchlugen alle Stürme ab. Freilich ſtieg die Noth mit jedem Tag höher, beſonders als auch noch der Hunger und in ſeinem Gefolge Seuchen zu wüthen begannen; aber die Wiener wußten, was ihrer warte, wenn Kara Muſtapha obſiegte (die Flammenſäulen der verbrannten Städte und Dörfer ringsum ſagten es ihnen und ebenſo

Digitalisiert von Google

die Heerden von Gefangenen, welche die Türken zuſammentrieben, um ſie als Sklaven nach Conſtantinopel zu ſenden) und überdem ſtärkte ſie die Hoffnung auf Entſatz. Und endlich, endlich, als ſchon an vielen Orten die Mauern zuſammengeſchoſſen waren und die ganze Stadt voll Trümmern, Schutt und Leichen lag, kam dieſer Entſatz! Von Linz und Paſſau aus hatte der Kaiſer die Fürſten des deutſchen Reichs, ſowie nicht minder die Europa's beſtürmt, ihm Hülfe zu ſenden, und Viele derſelben folgten dem Rufe. So in Schwaben und Franken die reichsunmittelbaren Grafen und Herren, zuſammen 9000 Mann ſtellend. So weiter die beiden Kurfürſten von Bayern (Max Emanuel, der Sohn Ferdinand Maria's und Enkel Maximilians I.) und von Sachſen (Johann Georg III.) mit je 12,000 Mann. So endlich der ritterliche König Johann Sobiesky von Polen, der ſeine Truppen (15,000 Reiter und 10,000 Fußgänger, ſelbſt befehligte und der ganzen Armee ſeine Begeiſterung für's heilige Kreuz mittheilte. Dieſe alle ſammelten ſich zu Anfang des Monats September um den Herzog Karl von Lothringen, den kaiſerlichen Oberanführer, der inzwiſchen auch ein Heer von 20,000 Mann zuſammengebracht hatte, und am 12. September, einem Sonntag, gab Sobiesky der Stadt Wien durch das Abbrennen einer ganzen Garbe von Raketen auf dem Kahlenberge das Zeichen, daß die Hülfe nahe. Dann ordnete er die Armee zum Angriff, und welch' ein Angriff war dieß! Der Chriſten waren es nur etwas über 70,000, während die Türken trotz ihrer ungeheuren Verluſte während der Belagerung noch über 220,000 Mann zählten; allein unwiderſtehlich drangen die Polen auf dem rechten Flügel vor und ebenſo tapfer kämpften die Oeſterreicher auf dem linken Flügel. Die Deutſchen endlich, die das Centrum bildeten, warfen Alles nieder, was ſich ihnen entgegenſtellte, und ſtürmten, die erſten, das türkiſche Lager. Vergebens hatte Kara Muſtapha inzwiſchen die Stadt Wien mit Bomben und glühenden Kugeln überſchüttet, um ſie noch während der Schlacht zu bezwingen. Vergebens ließ er in ſeiner Wuth vor den Augen der ſtürmenden Deutſchen 30,000 Gefangene abſchlachten, um die Stürmenden durch den Schreck zurückzutreiben — bis Abends ſechs Uhr war der Sieg der Chriſten ein entſchiedener, und die Türken, von denen 30,000

Digitalisiert von Google

im Kampfe gefallen, flohen in wildeſter Haſt die Donau hinab gegen Raab hin. Ihr ganzes Lager mit einer unermeßlichen Beute und dem baaren Kriegsſchatz, ihre ganze Artillerie mit 370 Kanonen, ihr ganzer Train mit 5000 ſchwer beladenen Kameelen, kurz Alles, Alles fiel in die Hände der Sieger, und man ſchätzte den Werth auf mehr als zwanzig Millionen Gulden. Weit größeren Werth aber hatte die Befreiung Wiens, denn der Verluſt dieſer Stadt wäre ein unerſetzlicher geweſen.

Man kann ſich denken, wie Sobiesky, der Held des Tages, von den Wienern empfangen wurde, als er am anderen Tag, dem 13. September, mit ſeinen Siegesgenoſſen in die Stadt einritt. Man küßte ihm die Steigbügel und ſtürzte vor ihm nieder, als wäre er ein Engel vom Himmel geſtiegen. Der Kaiſer Leopold I. aber, der am 14. auch wieder in Wien ankam, begrüßte ihn ſteif und vornehm, wie einen Untergebenen, und hatte (dafür ging er mit einer Kerze in der Hand in die Kirche und beugte ſich die Kniee wund) nicht einmal ein Wort des Dankes für ihn. Ebenſo undankbar begegnete dieſer traurige Kaiſer auch dem Kurfürſten von Sachſen, und dieſer brach daher gleich nachher mit ſeinen Truppen in ſeine Heimath auf. Daſſelbe zu thun, hätte Sobiesky alle Urſache gehabt; doch blieb er noch ſo lange, bis die Türken in einer zweiten Schlacht bei Parkau eine faſt noch größere Niederlage erlitten hatten, und daraufhin übernahmen es die Kaiſerlichen in Verbindung mit den Bayern, die Macht der Ungläubigen vollends zu brechen. Auch drängte ſie der tapfere Herzog von Lothringen, unter dem ſich in dieſem langen Kriege der Prinz Ludwig von Baden (ein Sohn des Markgrafen Ferdinand Max und der Prinzeſſin Luiſe Chriſtine von Savoyen) und der Prinz Eugen von Savoyen (aus einem Nebenzweig der regierenden Herzoge von Savoyen und ſpäter gewöhnlich nur „Prinz Eügen, der edle Ritter“ genannt) zu Feldherren heranbildeten, weiter und weiter zurück, und nach und nach wurden ihnen alle Feſtungen, die ſie beſetzt hatten, ſelbſt das ſo überaus feſte Ofen, mit Gewalt abgetrotzt. Daraufhin ließ Leopold I., aufgeſtachelt von den Jeſuiten, die jetzt das Haupt wieder frecher als je erhoben, ſeiner Rache gegen die Ungarn die Zügel ſchießen und ſetzte im

Digitalisiert von Google

Jahre 1687 unter dem Vorſitz des Wütherichs Caraffa, der ſich den Herzog von Alba in den Niederlanden zum Vorbild nahm, in Eperies ein Blutgericht nieder, das man nur die „Fleiſchbank von Eperies“ nannte. Jeder, der verdächtig war, es mit Tököly gehalten zu haben, ohnehin aber Jeder, den die Jeſuiten für ihren Feind hielten, wurde ohne weiteres eingekerkert, ſeines Vermögens beraubt, und ſchließlich geköpft, gehenkt oder geviertheilt; die Verfaſſung Ungarns aber ſtieß man gewaltſam um und machte das Land zu einer habsburgiſchen Provinz mit Aufhebung des altgeſetzlichen Königswahlrechts. Abgeſehen nun übrigens von dieſer kaiſerlichen Gewaltthat, die ſich ſpäter bitter rächte, wurde der Türkenkrieg mit viel Glück weiter geführt, und am Schluß des Jahres 1687 erfocht Karl V. von Lothringen einen neuen großen Sieg bei Mohacz. Dann erſetzte ihn, den vom Alter gebeugten, der gleich nachher ſtarb, der tapfere Prinz Ludwig von Baden, der anno 1691 bei Szalankemen ſiegte, und als auch er zurücktrat, wurde der geniale Prinz Eugen oberſter Heerführer. Dieſer aber, dem kein anderer Feldherr damaliger Zeit gleichkam, ſchlug nicht nur im Jahr 1697 die Ungläubigen bei Zenta auf's Haupt, in Folge welchen Sieges die mächtige Feſtung Belgrad in die Hände der Oeſterreicher fiel, ſondern brachte auch im Jahr 1699 den Frieden von Carlowitz zu Stande, durch welchen dem Hauſe Habsburg außer Ungarn auch noch Siebenbürgen nebſt Slavonien und Sirmien zufiel.

Doch während im Oſten der Türkenkrieg tobte, welche Schickſale traf das deutſche Reich? Vor allem haben wir den Tod eines Fürſten zu regiſtriren, den man gewöhnlich nur „den großen Kurfürſten“ nannte, weil er, obwohl nur Beherrſcher eines Kurfürſtenthums, mehr leiſtete, als mancher Herrſcher, der an der Spitze eines großen Königreiches ſtand. Wir meinen den Tod des Kurfürſten Friederich Wilhelm von Brandenburg, welcher am 29. April 1688 erfolgte. Von ſeinen ſiegreichen Kämpfen gegen die Schweden, ſowie überhaupt von ſeinen Kriegsthaten haben wir früher ſchon geſprochen, nicht aber von ſeinen übrigen Leiſtungen, durch die er ſich faſt noch mehr auszeichnete. Er war ein Mann von eiſernem Willen, und weil geiſtig wie ſittlich kerngeſund, ganz dazu angethan, um ſein durch den dreißigjährigen

Digitalisiert von Google

Krieg furchtbar verwüſtetes Land wieder aufzurichten und, was noch mehr beſagen will, es in ein Ganzes, in einen werdenden Großſtaat umzuwandeln. Man hat ihm vorgeworfen, daß er ein Gewaltsherr geweſen ſei, nicht achtend der Rechte der einzelnen Provinzen und Städte, ſondern Alles nur von ſeinem Willen abhängig machend, und zwar nur zu oft mit der Rückſichtsloſigkeit eines ſchrankenloſen Deſpoten. Der Vorwurf wird nicht weggebeutelt werden können, denn er war ein Deſpot. Aber er war es, weil er nicht anders konnte, wenn er den Staat, den er regierte, zu einem Gemeinweſen machen wollte. Man bedenke nur, aus welchen verſchiedenartigen Territorien das Kurfürſtenthum Brandenburg damals beſtand. Man bedenke nur, daß fünfzigerlei Provinzlein dieſen Staat bildeten und jedes dieſer Provinzlein mit eigenen Privilegien, mit eigenem Herkommen, mit eigenen Rechten und Geſetzen, mit eigenen Ritterſchaften und Bürgerſchaften, insbeſondere auch mit eigenen ſtändiſchen Verfaſſungen ausgeſtattet war. Wenn er nun dieſe verſchiedenen Einzelnheiten nicht gebrochen, wenn er die einzelnen Provinzlein nicht dem Ganzen untergeordnet und unter ſeinen Willen gebeugt hätte, ſo wäre Brandenburg zerfahren geblieben, ohne je zur Einheit und mit der Einheit zur Kraft zu gelangen. Wenn er alſo durchgriff und manche deſpotiſche Handlung (wie z. B. gegen den Präſidenten des Königsberger Schöppenſtuhls Rohde und gegen das ritterſchaftliche Landſchaftsmitglied von Kalkſtein im Herzogthum Preußen) beging, ſo that er es des allgemeinen Beſten willen, denn dieſes Beſte hatte er ſich zum Zweck ſeines Lebens geſetzt. Und wie gedieh nun unter ihm das Kurfürſtenthum! Weite Strecken Landes lagen nach dem dreißigjährigen Kriege verödet und es fehlte überall an Händen zur Arbeit, überall an dem Verſtändniß, wie durch die Arbeit die Oedungen nutzbar zu machen ſeien. Solcher Noth abzuhelfen, gewann er mit bedeutenden perſönlichen Opfern holländiſche und niederrheiniſche Bauern, daß ſie in ſein Land überſiedelten, und nicht minder eifrig ſorgte er dafür, daß die aus Savoyen und Piemont vertriebenen Waldenſer, ſowie in noch weit größerer Anzahl die in Folge der Aufhebung des Edicts von Nantes durch den bigotten Ludwig XIV. zur Flucht aus Frankreich gezwungenen Hugenotten

Digitalisiert von Google

oder Calviniſten in ſeinen Landen ſich eine neue Heimath (daher beſonders auch die Vergrößerung Berlins durch eine ganz neue franzöſiſch-hugenottiſche Vorſtadt) bilden konnten. Wie aber den Ackerbau, ſo kultivirte er auch den Handel und die Induſtrie, und ging ſelbſt darin mit gutem Beiſpiele voran, daß er im vollkommenſten Gegenſatz gegen die anderen deutſchen Fürſten, die nur Pariſer Waaren haben wollten, alle ſeine Bedürfniſſe von inländiſchen Meiſtern bezog. Ueberdem — ihm verdankt Preußen die Verbindung der Oder mit der Elbe durch einen ſchiffbaren Kanal, und wiederum nur ihm den Aufſchwung der Schifffahrt, die nach dem Zerfall der Hanſa total im Argen lag. Baute er ſich doch ſchon anno 1657 eine kleine Kriegsflotte, um die Küſten zu vertheidigen! Schwammen doch ſpäter zehn große brandenburgiſche Fregatten, kommandirt von dem tapferen Cornelius van Bevern, auf der Oſtſee, die ihm bei der Eroberung von Stettin, Stralſund und Rügen vortreffliche Dienſte leiſteten! Gründete er doch ſogar gegen das Ende ſeines Lebens mittelſt jener Flotte, welche der wackere Van-der-Gröben führte, an der Goldküſte von Afrika eine kleine Colonie, Großfriedrichsburg, damit ſeine Unterthanen im Stande ſeien, ſich an dem Nutzen des überſeeiſchen Handels ebenfalls zu betheiligen, und hätte dieſe Colonie (ſie wurde anno 1720 an die Holländer abgetreten) gewiß zum Gedeihen gebracht, wenn er noch länger am Leben geblieben wäre! Ein weiteres großes Verdienſt erwarb er ſich dadurch, daß in ſeinen Landen die Intoleranz nie Platz greifen durfte, und das wollte viel ſagen in damaligen Zeiten. Auch erhoben viele Geiſtliche, beſonders die zelotiſchen altlutheriſchen, welche, wie der Paſtor Mislenta an der Domkirche zu Königsberg und der Danziger Pfarrer Strauch, den früheren Haß zwiſchen Lutheranern und Calviniſten von neuem ſchürten, ein entſetzliches Klagegeſchrei darüber, daß er ſie mit Gewalt (d. h. durch Einſperrung der Widerſpenſtigen) zwang, Frieden zu halten; allein er blieb unbeirrt bei ſeiner Strenge, ohne je, ſei's dahin oder dorthin — er ſelbſt war Calviniſt — irgend eine Inclination zu zeigen, und ſelbſt den Katholiken (welcher Gegenſatz auch in dieſer Beziehung zwiſchen ihm und dem habsburgiſchen Leopold I.!) ließ er ſeinen vollſten Schutz angedeihen. Etwas weniger ſorgfältig hegte er

Digitalisiert von Google

die Wissenschaften, welche in damaliger Zeit überhaupt nur allzusehr darniederlagen; allein man muß ihm wenigstens das nachrühmen, daß er nicht nur die in Folge des dreißigjährigen Kriegs tief herabgekommenen Universitäten Königsberg und Frankfurt an der Oder reorganisirte, sondern auch in Duisburg am Rhein sowohl ein Gymnasium als eine Universität (diese wurde später, anno 1818, aufgehoben) neu gründete und, was sich später noch weit werthvoller erwies, der jetzigen Königlichen Bibliothek in Berlin den Ursprung gab. Vor Allem übrigens legte er Gewicht auf die Hebung der militärischen Kräfte Brandenburgs, und unter ihm erlangte die Armee, sowohl in Hinsicht ihrer taktischen Ausbildung, als auch ihrer numerischen Zahl eine Stärke, durch die er allen seinen Nachbarn, besonders den Königen von Schweden, Polen und Dänemark den größten Respekt einflößte. Selbst der stolze Ludwig XIV. that ihm die Ehre an, ihn unter allen deutschen Fürsten am meisten zu fürchten, und um jeden Preis hätte er ihn gern in sein Interesse gezogen. Allein der Haß gegen das Haus Habsburg war doch in dem Herzen Friederich Wilhelms nicht stark genug, um ihn zum Verräther an Deutschland zu machen, und so erniedrigte er sich nie zu der Rolle, welche die Kurfürsten von Bayern und Köln spielten. Am meisten übrigens bewies er seine kerndeutsche Gesinnung dadurch, daß er die Krone Polens, die ihm zwei Mal angetragen wurde, beide Male ausschlug. Er sah ein, daß er seinen deutschen Staat Brandenburg-Preußen vernachlässigen müßte, wenn er dem slavischen Staat Polen richtig vorstehen wollte, und überdem hätte er seine protestantische Religion dieser Krone zum Opfer zu bringen gehabt. Somit blieb er, was er war, Kurfürst von Brandenburg und Herzog von Preußen, und wie wohl er hieran that, das hat nur kurze Zeit später das Beispiel August's des Starken, des Kurfürsten von Sachsen (wovon gleich im nächsten Kapitel die Rede sein wird) bewiesen.

Nach dieser kurzen Abschweifung kommen wir auf das deutsche Reich zurück, welches im Jahr 1684 die Schmach auf sich geladen hatte, durch die Preisgebung Straßburgs sich von Frankreich einen zwanzigjährigen Waffenstillstand zu erkaufen. Es hatte diese Schmach auf sich geladen, weil es der Ruhe überaus nothwendig brauchte, um

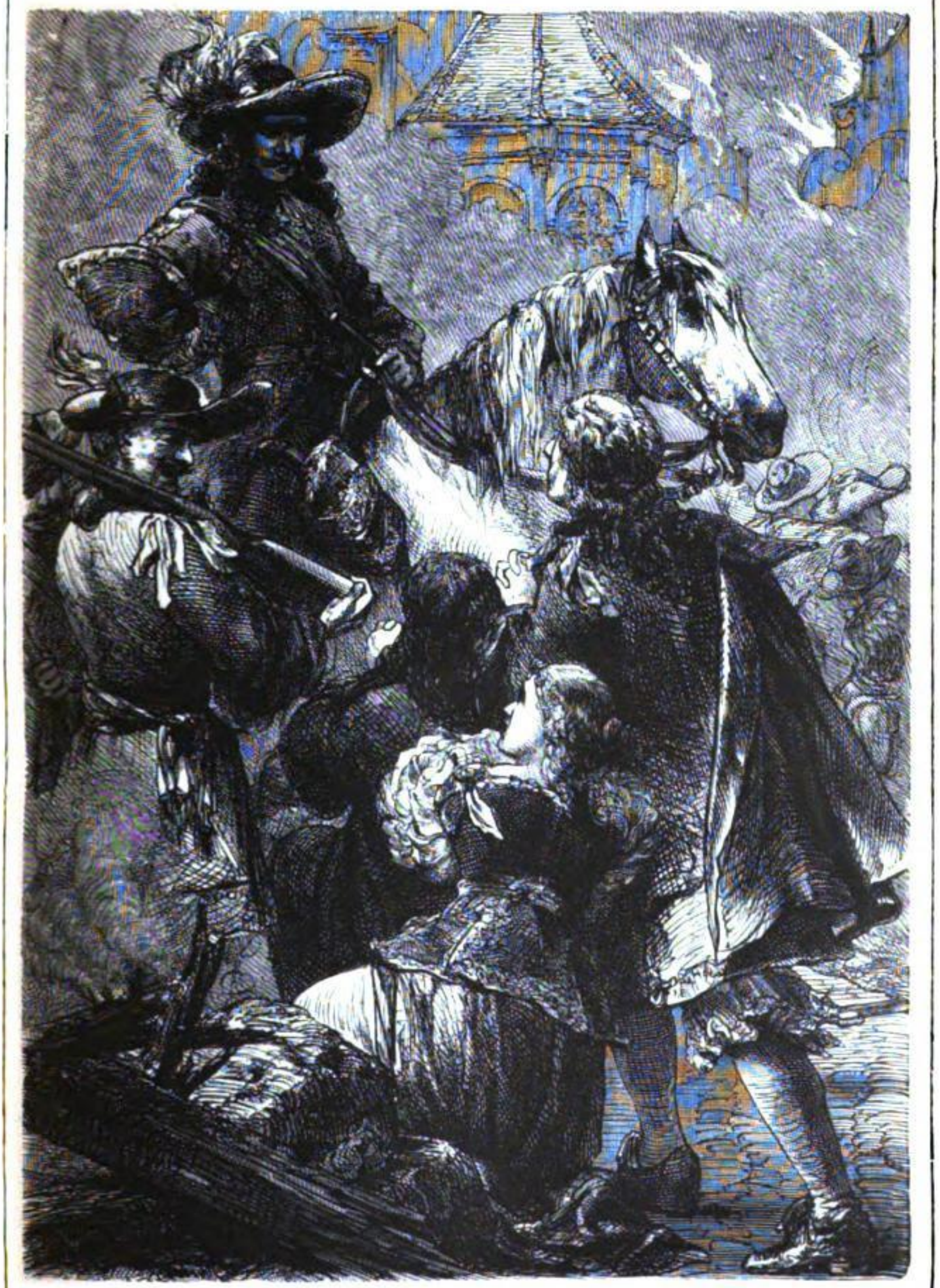
Digitalisiert von Google

ſeine zerſtörten Städte wieder aufzubauen, um ſeine zermalmten Fluren ſich neu beleben zu laſſen. Allein welche Thorheit, auf das Wort eines Ludwig XIV. zu bauen! Auf das Wort eines Räubers, der im Sommer 1684 den Spaniern mitten im Frieden Luxemburg in derſelben Weiſe wegnahm, wie im Herbſt 1681 den Deutſchen die Reichsſtadt Straßburg! Auf das Wort eines Heuchlers, der ſich den allerchriſtlichſten König nannte und aus Zorn darüber, daß die Chriſten vor Wien geſiegt hatten, ſich drei Tage lang von aller Welt abſchloß, denn ſein tägliches Gebet ging dahin, daß die Türken den Sieg erlangten, um ſelbſt ungeſtraft noch größere Stücke von Deutſchland und den Niederlanden abreißen zu können! Dieſe ſeine Abſicht trat bereits im Frühling 1685, alſo nur wenige Monate nach dem abgeſchloſſenen zwanzigjährigen Waffenſtillſtand, klar genug hervor. Am 25. Mai 1685 nämlich ſtarb der Kurfürſt Karl von der Pfalz (der Sohn und Nachfolger Karl Ludwigs, unter deſſen Regierung Turenne ſo gräßlich in der Pfalz gewüthet hatte) und da er keinen Sohn hinterließ, ſo fiel ſein Land nach deutſchem Erbrecht an ſeinen nächſten Vetter, den Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg. Was that aber Ludwig XIV.? Eine Schweſter des verſtorbenen Kurfürſten Karl, die Prinzeſſin Charlotte Eliſabeth (man nannte ſie gewöhnlich: „Liſe-Lotte“) war ſeit 1671 an den Herzog Philipp von Orleans, Ludwigs XIV. Bruder, verehelicht, und auf dieſe Ehe geſtützt, machte Ludwig XIV. ſolch' immens hohe Erbanſprüche an die Hinterlaſſenſchaft des Kurfürſten Karl, daß dem neuen Kurfürſten Philipp Wilhelm nur wenig übergeblieben wäre. Nicht lange hernach, am 3. Juni 1688 ſtarb der Kurfürſt-Erzbiſchof Maximilian Heinrich von Köln und es fragte ſich, wer ſein Nachfolger werden ſolle. Der Kaiſer, der Kurfürſt von Bayern und der Pabſt nebſt etwa der Hälfte der Kölner Domherren wollten den bayeriſchen Prinzen Joſeph Clemens; Frankreich aber und die andere Hälfte der Domherren erklärten ſich für den Erzverräther Wilhelm Egon von Fürſtenberg, dem Bruder jenes Franz von Fürſtenberg, der anno 1681 ſo viel dazu beigetragen hatte, Straßburg in die Hände Frankreichs zu ſpielen, und alsbald ließ Ludwig XIV., um ſeinem Verlangen Nachdruck zu geben, ein franzöſiſches Truppencorps im Kölniſchen ein-

Digitalisiert von Google

rücken. Eine ſolche Maßloſigkeit überſtieg denn doch alle Gränzen, und war ſelbſt Solchen zu ſtark, die ſich ſonſt nur zu bereitwillig dem franzöſiſchen Einfluſſe fügten. Schon damals, als Ludwig XIV. ſeine tollbreiſten Anſprüche auf die Pfälziſche Erbſchaft erhob, hatte der rechtmäßige Erbe der Pfalz, der obgenannte Philipp Wilhelm, verſchiedene deutſche Fürſten gewonnen, daß ſie im Juli 1686 in Augsburg den ſogenannten „großen Bund" gegen Frankreich ſchloſſen; natürlich aber nicht um Frankreich anzugreifen, ſondern um einen etwaigen franzöſiſchen Ueberfall abzuwehren. Dieſem Bunde nun traten, als Ludwig XIV. zu Gunſten des Erzverräthers Wilhelm von Fürſtenberg in's Kölniſche einrückte und die Stadt Bonn beſetzte, immer mehr Fürſten, worunter auch der Kaiſer Leopold I. und der Kurfürſt Max Emanuel von Bayern, bei und zu gleicher Zeit unterhandelte man mit den Nachbarſtaaten Holland (den niederländiſchen Generalſtaaten), Dänemark, Schweden, Spanien (wegen der ſpaniſchen Niederlande, die man ſpäter Belgien nannte) und England, um ſie ebenfalls zum Anſchluß zu bewegen. Ja ſelbſt auf dem Reichstag von Regensburg debattirte man darüber, ob man nicht in die Lage kommen könnte, Frankreich von Reichswegen den Krieg zu erklären, allein natürlich blieb es dorten beim Debattiren und von Thaten oder auch nur Entſchlüſſen war keine Rede. So viel übrigens ging aus all' dem klar hervor, daß ein Unwetter gegen Frankreichs deſpotiſche Diktatur im Anzug ſei, und ſofort beſchloß Ludwig XIV. dieſem drohenden Unwetter die Spitze abzubrechen. Er wußte, daß der Kaiſer gegen die Türken vollauf zu thun habe und alſo ſein Hauptheer gegen Oſten hin beſchäftigt ſei. Nicht minder wußte er, daß das deutſche Reich ſich in viel zu ſchwerfälligen Formen bewege, als daß man eine ſchnelle Einigung deſſelben zu fürchten haben könnte. Endlich hoffte er, daß es ihm gelingen werde, die Staaten, welche Deutſchland zu Bundesgenoſſen haben wollte, vom Kriege abzuſchrecken, ſobald Deutſchland ſelbſt lahm gelegt ſei, und demgemäß wollte er keinen Augenblick mit dieſer Lahmlegung ſäumen. Schon am 25. September 1688 ertheilte er dem im Elſaß zu ſolchem Zwecke concentrirten Heere unter dem General Montclas Befehl, in die Pfalz einzurücken, und unmittelbar darauf wurde dieſem erſten Heere ein zweites unter

Digitalisiert von Google



Zerſtörung von Heidelberg durch Melac 1639.

Digitalisiert von Google

BRITISH
9 NOV 75
MUSEUM

Digitalisiert von Google

dem Dauphin mit den Generalen Mélac und Feucquières nachgesandt, um sich des ganzen Rheingebietes zu bemächtigen. Wohlgemerkt aber, dieses Alles geschah ohne vorhergegangene Kriegserklärung, denn diese erließ Ludwig XIV. erst im Oktober, und da aus diesem Grunde in Deutschland gar keine Rüstungen stattgefunden hatten, konnte es den Franzosen nicht schwer fallen, eine Menge von Eroberungen zu machen. Fast alle pfälzischen Städte, dann die Reichsstädte Speier und Worms, weiter Trier, Mainz und Heilbronn, sowie das ganze Neckargebiet bis tief in's Schwäbische hinein, fielen in ihre Hände. Endlich mußten sich auch noch Philippsburg, Mannheim, Heidelberg, Frankenthal und andere Festungen ergeben und nur das Heidelberger Schloß und Coblenz widerstanden noch. Mit der bloßen Eroberung aber begnügten sich die Franzosen natürlich nicht, sondern sie schrieben auch Confiscationen über Confiscationen aus und erlaubten sich dazuhin die empörendsten Mißhandlungen der Einwohner.

Fünf volle Monate ließ man deutscherseits die französischen Raubhorden gewähren, ohne ihnen irgend wie energisch entgegenzutreten. Da endlich ermannte sich der Reichstag in Regensburg und erließ am 14. Februar 1689 eine fulminante Kriegserklärung gegen Frankreich. Nicht lange hernach traten auch die auswärtigen Staaten, mit denen man so lange unterhandelt hatte, nämlich Holland, Spanien, Dänemark und England (dessen Krone sich eben jetzt der bisherige Generalstatthalter der Niederlande, Wilhelm III. von Oranien, nach der Entthronung seines Schwiegervaters, des bigotten Jakobs II., aufgesetzt hatte) der großen Allianz gegen Frankreich bei und selbst Savoyen schloß sich nicht aus. Man war der Vergewaltigung des französischen Diktators müde und verpflichtete sich deßhalb gegenseitig, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis Frankreich im Staube liege. Nunmehr fing Ludwig XIV. doch an, mit einiger Sorge erfüllt zu werden, und namentlich wußte er nicht, wie er die gegen Deutschland hin so lang gestreckten Gränzen seines Reichs, die er, wie wir wissen, längst bis an den Rhein vorgeschoben hatte, vor einem Einbruch des Feindes zu schützen im Stande sein werde. Da gab ihm sein Minister Louvois den Gedanken ein, das ganze rechte Rheinufer von Straßburg an bis nach Mainz hinab, in einer Breite von acht

Digitalisiert von Google

Meilen in eine Einöde, gleichsam in ein Stück afrikanischer Wüste, in der kein Grashalm wachse, zu verwandeln, denn eine solche Einöde zu überschreiten, werde unmöglich sein, weil sich da weder für Menschen noch für Thiere etwas Eßbares finde. Der Gedanke war ein höllischer, vor dem sogar ein Tilly und ein Wallenstein zurückgeschaudert sein würde; allein der allerchristlichste König von Frankreich griff mit Herzenslust darnach und ertheilte sogleich die nöthigen Befehle. Die Generale aber, die er zur Durchführung der fluchwürdigen Maßregel auswählte, waren sämmtlich Wütheriche der brutalsten Art, die sich, wie besonders das Scheusal Mélac, öffentlich rühmten, selbst den Herrn Jesus Christus niederzustechen, falls es ihr Herr und König befehle. So sanken denn vom März 1689 an alle Städte und Ortschaften längs des Ober- und Mittelrheins, die kaum erst aus den Trümmern des dreißigjährigen Kriegs neu erstanden waren, abermalen in Schutt und Asche, und deren Bevölkerung wurde ermordet oder dem Hungertode preisgegeben. Den Anfang machte Mélac mit Rohrbach, Laimen, Nußloch, Wiesloch, Kirchheim, Bruchhausen, Eppenheim und Neckarhausen, und den armen Einwohnern, die vergebens auf ihren Knieen um Gnade gefleht hatten, blieb nichts übrig, als halbnackt in die Wälder zu entfliehen. Daraufhin stürzte sich die französische Räuberbande auf Heidelberg und steckte nicht blos die Stadt selbst in Brand, sondern sprengte auch das wunderbar herrliche Schloß, nachdem es der eben so feige als kopflose Kommandant übergeben, so weit die starken Mauern nicht widerstanden, in die Luft. Das gleiche Loos traf Mannheim — auch diese Stadt wurde an allen vier Ecken angezündet, um keine Spur einer menschlichen Wohnung mehr übrig zu lassen — sowie die Städte Offenburg, Kreutznach, Ladenburg, Oppenheim, Gernsheim, Wachenheim, Bretten, Bruchsal, Frankenthal, Alzey, Gochsheim, Pforzheim, Baden, Rastadt, Kuppenheim, Stollhofen, Durlach und andere. Am allerscheußlichsten aber spielten die Mordbrenner den alten Reichsstädten Speier und Worms mit, denn nicht blos plünderten sie dieselben total aus, nicht blos verübten sie an Weibern und Jungfrauen die schamlosesten Gräuel, nicht blos jagten sie alles Lebende in den Tod oder in die Nacht des Elendes, nicht blos legten sie die Brandfackel in die Häuser, nein

Digitalisiert von Google

ſie ſchändeten ſelbſt die Heiligthümer und alle Gräber in Kirchen und Kirchhöfen — ſelbſt die ehrwürdigen Kaiſergräber in Speier — wurden von ihnen umgewühlt. Doch ſoll ich alle dieſe Scheußlichkeiten noch weiter einzeln anführen? Genug, der Wille Ludwigs XIV., eine Einöde zwiſchen Frankreich und Deutſchland zu ſchaffen, wurde auf's genaueſte durchgeführt und ſogar noch weit hinein in's Schwäbiſche, bis nach Heilbronn, Stuttgart, Eßlingen, Hall und Tübingen drangen die Mordbrenner mit gleicher Verwüſtung und Grauſamkeit vor.

All' dieß konnte geſchehen, weil weder die Deutſchen noch ihre Verbündeten gerüſtet waren. Doch ſelbſt noch am Schluſſe des Jahres 1689 und zu Anfang 1690, als endlich ein ſtarkes Reichsheer auf die Beine gebracht worden war und die Franzoſen ſich zugleich auch in Italien und den Niederlanden angegriffen ſahen, wurde der Krieg von Seiten der Deutſchen und ihrer Verbündeten nur ſehr kraftlos geführt, weil es allüberall an dem nöthigen Zuſammenhalt fehlte. Man denke ſich nur die Vielköpfigkeit des deutſchen Reichsheeres; man denke ſich ferner die Eiferſucht der verſchiedenen Generale unter einander; man denke ſich endlich die Planloſigkeit im Operiren der verbündeten Heere, von denen jedes eine Armee für ſich bildete — man denke ſich dieſes Alles und dann wird man nicht ſtaunen, daß die Franzoſen, obwohl ſie gegen ſo Viele allein ſtanden, dennoch, weil einheitlich bewaffnet und geführt, faſt immer im Vortheile waren. Insbeſondere nachtheilig für die deutſche Kriegführung wirkte auch der Umſtand, daß der Kaiſer ſeine Hauptmacht in Ungarn ſtehen laſſen mußte, um die Türken zu bekämpfen, ſowie daß von den deutſchen Reichsfürſten nur zu Viele ihre Contingente blos ſtellten, wenn man ihnen die Kriegskoſten vergütete. Ueberdem ſtarb der Oberanführer des deutſchen geeinigten Kriegsheeres, der Herzog Karl V. von Lothringen, ſchon am 18. April 1690, und ſein Nachfolger, der Kurfürſt Maximilian II. Emanuel von Bayern, war nicht im Stande, die Todfeindſchaft zwiſchen dem kaiſerlichen General Caprera und dem kurſächſiſchen Feldmarſchall Schöning auch nur oberflächlich zu unterdrücken. Vielmehr that Jeder von dieſen Beiden das Gegentheil von dem, was der Andere wollte, und endlich zog der Kurfürſt

Digitalisiert von Google

von Sachsen seine Truppen ganz zurück. Nicht viel besser wurde es, als der Kaiser im Jahr 1693 den Oberbefehl dem tapferen Prinzen Ludwig von Baden übertrug, denn auch dieser mußte sich, so ein trefflicher Feldherr er auch war, darauf beschränken, die Franzosen über den Rhein zurückzuwerfen und sie durch Errichtung eines festen Lagers bei Heilbronn von einer abermaligen Ueberschreitung desselben aufzuhalten. Befanden sich doch die Contingente der kleineren deutschen Reichsfürsten in einem wahrhaft jämmerlichen Zustande, während die Sachsen unter ihrem Kurfürsten Friederich August mit den Oesterreichern in Ungarn und die Truppen von Hessen-Kassel mit den Holländern vereinigt waren, so daß die Reichsarmee selbst numerisch keinen Werth hatte. Eigentlich große Schlachten wurden während dieses Kriegs überhaupt nur in Italien und in den Niederlanden geschlagen, wie am 1. Juli 1690 die beim Dorfe Fleurus an der Sambre, wo der Marschall von Luxemburg den Fürsten von Waldeck, den Oberanführer der Alliirten besiegte; wie sodann die bei der Abtei Staffarda, unweit Saluzzo, wo am 18. August 1690 der Marschall Catinat den Herzog von Savoyen niederwarf; wie weiter die bei Steenkerken (3. August 1692) und bei Neerwinden (29. Juli 1693), in welchen beiden König Wilhelm III. von England gegenüber dem Marschall von Luxemburg den Kürzeren zog; wie endlich die bei Marsaglia in Piemont, wo (4. Oktober 1693) das savoyisch-österreichische Heer vom Marschall Catinat fast vernichtet wurde. Trotzdem nun übrigens die Franzosen fast immer siegreich waren, selbst in Spanien, wo sie im Anfang des Jahres 1697 das starke Barcellona eroberten, so hatte doch Ludwig XIV. die Kräfte seines Staates in dem langen Kampfe allzusehr angestrengt, als daß er den Krieg noch länger fortzusetzen im Stande gewesen wäre, und überdem trug er sich wegen Spanien, dessen kinderloser König Karl II. dem Tode sichtlich entgegeneilte, mit großen Plänen, wie wir gleich nachher sehen werden. Deßwegen lag ihm schon vom Jahr 1695 an nichts mehr am Herzen, als so schnell als möglich Frieden zu schließen, natürlich aber einen Frieden, der ihm wenigstens die Eroberungen, um welche es ihm am meisten zu thun war, nämlich die in Deutschland gemachten, sichere. Und wie nun hoffte er solches am besten zu erreichen?

Digitalisiert von Google

Einfach dadurch, daß er die große Allianz sprengte und mit Einem der Alliirten nach dem Anderen Frieden schloß, bis Deutschland ganz isolirt dastand. Zuerst wandte er sich durch geheime Unterhändler an den Herzog Victor Amadeus von Savoyen und da er ihm das großmüthige Anerbieten machte, ihm alle seine Lande ganz ungeschmälert zurückzugeben, so brachte er denselben schon am 29. August 1696 zum Abschluß eines Allianztractats. Dadurch kam der erste Riß in den großen Bund, und von nun an war nur noch der Eigennutz maßgebend. Jeder wollte dem Anderen den Gewinn ablaufen und nahm auf die bisherigen Bundesgenossen nicht die geringste Rücksicht. Unter Vermittlung der Krone Schweden wurde also im Anfang Mai 1697 auf dem Schlosse Ryßwig (eigentlich Ryswijk) eine Stunde vom Haag ein Friedenscongreß eröffnet, und allda trafen nach einander Holland, England und Spanien ein Privatabkommen mit Frankreich. Holland erhielt einen günstigen Handelsvertrag und verlor kein Stück Land. Englands neuer König Wilhelm III. wurde als solcher von Frankreich anerkannt, und der vertriebene Jakob II. mit allen Stuarts preisgegeben. Spanien endlich erhielt alle von Frankreich gemachten Eroberungen zurück bis auf einen Complex von zweiundachtzig Orten im Belgischen, welcher an Ludwig XIV. abgetreten werden mußte. Nun blieb dem deutschen Kaiser und Reiche nichts mehr übrig, als sich ebenfalls zum Frieden zu bequemen, und dieser kam sofort am 30. Oktober 1697 zu Stande. Frankreich gab Freiburg, Breisach, Kehl und Philippsburg nebst allen anderen „rechts vom Rheine" gemachten Reunionen zurück und setzte den Herzog von Lothringen wieder in sein Land ein; dagegen durfte es Straßburg, sowie überhaupt alle links vom Rhein vollzogenen Reunionen behalten, und setzte es noch überdem durch, daß in allen an Deutschland zurückgegebenen Städten und Bezirken, also namentlich in der Pfalz, die inzwischen (seit der französischen Occupation) mit Gewalt eingeführte katholische Religion fortan die dominirende sein solle. So endete auch dieser Krieg schmachvoll genug für Deutschland, denn statt daß die Frevel, welche Ludwig XIV. an unserem Vaterlande begangen, bestraft worden wären, wurde ihm die schönste Stadt am Rhein, das herrliche Straßburg, für immer abgetreten.

Digitalisiert von Google

Drittes Kapitel.

Der ſpaniſche Erbfolge- und der nordiſche Krieg.

(1698—1721.)

Wieder einmal herrſchte Frieden in Europa und die deutſchen Fürſten hätten nun Gelegenheit gehabt, ihre Fürſorge ihren Ländern und Völkern zuzuwenden, damit dieſelben ſich von den vielen erlittenen Drangſalen erholten. Allein hieran zu denken, fanden nur die Allerwenigſten Zeit. Vielmehr war das Augenmerk faſt eines Jeden einzig und allein auf ſich ſelbſt gerichtet, einzig und allein auf die eigene Erhöhung und beſonders auf die Ausdehnung der Landeshoheit, deren er ſich erfreute. Jeder wollte, was man ſagt, höher hinauf, oder mit anderen Worten, der Graf wollte zum Fürſten, der Fürſt zum Herzog, der Herzog zum Kurfürſten, der Kurfürſt aber gar zum Könige avanciren. Warum auch nicht? Hatte nicht vor Jahren ſchon ein Herzog von Holſtein, Oldenburgiſchen Stammes, die Krone Dänemarks errungen, und war nicht eben jetzt Wilhelm III. von Oranien, der Generalſtatthalter der Niederlande, König von England geworden? So gut es dieſen Beiden gelang, ſo gut konnte es auch einem Anderen gelingen und darum vorwärts: Höher hinauf! So dachten alle, aber nur Wenige erreichten ihr Ziel, und unter dieſen ſind der Herzog Ernſt Auguſt von Braunſchweig-Hannover, der Kurfürſt Friederich Auguſt von Sachſen und der Kurfürſt Friederich III. von Brandenburg beſonders hervorzuheben. Das alte Welfenherzogthum Braunſchweig hatte ſich ſchon ſeit 1569 in zwei ungleiche Hälften zerſplittert, in das kleinere Braunſchweig-Wolfenbüttel und in das größere Braunſchweig-Lüneburg. Letzteres ſpaltete ſich ſpäter noch weiter in Braunſchweig-Celle und in Braunſchweig-Kalenberg oder Hannover, und in dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts herrſchte über das erſtere der Herzog Georg Wilhelm und über das letztere ſein jüngerer Bruder, der Herzog Ernſt Auguſt. Nun beſaß aber Georg Wilhelm

Digitalisiert von Google

keine männlichen Erben, ſondern nur eine Tochter Sophie Dorothee (wir werden dieſer unglücklichen Prinzeſſin ſpäter des Näheren gedenken), und ſomit entſtand in den beiden Brüdern der Gedanke, ob es nicht klug wäre, durch eine Vermählung der gedachten Sophie Dorothee mit Georg Ludwig, dem älteſten Sohne Ernſt Auguſt's, die beiden getrennten Herzogthümer wieder in ein Ganzes zu verſchmelzen. Nach kurzem wurden ſie über den Handel einig und in dem Hausrathscontract (die Heirath ſelbſt fand anno 1682 ſtatt) wurde feſtgeſetzt, daß nach dem Tode des Herzogs Georg Wilhelm deſſen Land — Braunſchweig-Celle — an den Herzog Ernſt Auguſt von Braunſchweig-Hannover, oder falls derſelbe dann nicht mehr leben würde, an deſſen Erben Georg Ludwig fallen ſolle. Die Einigung von Braunſchweig-Celle und Braunſchweig-Hannover konnte alſo nicht mehr lange ausbleiben; wenn ſie aber erfolgte, ſo entſtand dadurch ein Territorium mindeſtens ſo groß als die Pfalz und größer als Mainz, Trier und Köln, ja faſt ſo groß als Sachſen und Bayern. Solches wollte dem höchſt ehrgeizigen Ernſt Auguſt nicht mehr aus dem Kopf und täglich ſagte er ſich: „Wenn mein Land ſo bedeutend oder gar noch bedeutender iſt, als die Mehrzahl der beſtehenden Kurfürſtenthümer, warum ſollte es nicht auch in ein Kurfürſtenthum verwandelt werden?“ Weil er aber ein energiſcher Mann war, ſuchte er ſeine Abſicht ſofort zu realiſiren und ſparte von jener Heirath an weder Geld noch Mühe, um ſowohl die deutſchen Fürſten und Kurfürſten, als auch insbeſondere den Kaiſer Leopold I. für ſeine Standeserhöhung zu gewinnen. Längere Zeit war Alles vergeblich, und zwar lag beim Kaiſer der Hauptgrund darin, daß Ernſt Auguſt der proteſtantiſchen Religion angehörte; wie jedoch der Letztere verſprach, nicht blos in allen politiſchen Fragen ſich dem Willen des Hauſes Habsburg anzubequemen, ſondern auch zum Türkenkriege auf eigene Koſten ein Corps von 8000 Mann zu ſtellen, gab Leopold I. nach und ertheilte ihm trotz des Widerſpruchs verſchiedener deutſcher Fürſten, beſonders des Herzogs von Braunſchweig-Wolfenbüttel, am 19. Dezember 1692 die erſehnte Kurwürde. Somit gab es jetzt im deutſchen Reiche neun Kurfürſtenthümer, nämlich die ſieben alten: Mainz, Trier, Köln, Sachſen, Brandenburg, Böhmen und Pfalz, und die zwei neuen:

Digitalisiert von Google

Bayern (seit dem dreißigjährigen Krieg) und Hannover. Kaum nun übrigens war dem ehrgeizigen Ernst August diese Ehre zu Theil geworden, so strebte er nach etwas noch Höherem, darnach nämlich, daß sein ältester Sohn Georg Ludwig nach dem Tode des kinderlosen Wilhelm III. und der ebenso kinderlosen Anna, seiner Nachfolgerin, als nächster protestantischer Anverwandter derselben (er war mütterlicherseits ein Urenkel Jakobs I.), die englische Krone ererbe, und in der That wurde dieser Georg Ludwig später (anno 1714) unter dem Titel Georg I. auf den Thron von England erhoben. Ernst August jedoch erlebte diese außerordentliche Rangerhöhung nicht mehr, indem er schon anno 1698 den Geist aufgab.

Der Zweite der Ehrgeizigen, von denen ich oben gesprochen, war der Kurfürst Friederich August von Sachsen, genannt August der Starke, weil er eine ganz ungewöhnliche Körperkraft besaß und sogar Hufeisen mit der bloßen Hand zerbrechen konnte. Nur zwei Jahre, nachdem er durch den Tod seines Bruders Johann Georg IV. den sächsischen Kurhut erlangt hatte, am 17. Juni 1696, starb Johann Sobiesky, jener ritterliche König von Polen, welchen der Leser bereits kennt, und nun tauchten der Bewerber um die erledigte Krone — Polen war, wie bekannt, ein Adelswahlreich und von den Herren Wählern verkaufte Jeder seine Stimme so theuer als möglich — eine Menge auf. Am meisten Aussicht schien der französische Prinz Conti zu haben, welcher die polnischen Magnaten durch einen wohl mit Geld versehenen Agenten, den Abbé von Polignac, bearbeiten ließ; allein dem Wiener Hofe wäre ein französischer Prinz auf dem polnischen Thron höchst ungelegen gekommen, und somit wurde dem Kurfürsten von Sachsen, den man — weil er augenblicklich nach Erlangung der Kurwürde dem Kaiser seine ganze Armee zur Bekämpfung der Türken zugeführt hatte — als den treuesten Freund des habsburgischen Hauses anzusehen berechtigt war, in Wien, wo sich derselbe im Herbst 1696 aufhielt, der Gedanke eingegeben, sich um die erledigte polnische Krone zu bewerben. Mit beiden Händen griff der ehrgeizige junge Herr nach dem Köder und sandte sofort seinen Vertrauten, den Obersten von Flemming, den er nachher zum Grafen und Generalfeldmarschall ernannte, mit einer großen Summe

Digitalisiert von Google

nach Warſchau, um ſich unter den feilen Magnaten eine Parthei zu ſchaffen. Freilich dieſes erſte Geld war bald ausgegeben und man mußte noch weit bedeutendere Summen nachſenden. Um aber dieſe Sendungen effectuiren zu können, was that Auguſt der Starke? Ei, vor allem legte er ſeinem Lande Sachſen Steuern auf, welche dieſes kaum zu tragen vermochte. Sodann machte man von den Domainen zu Geld, was man nur irgend verwerthen konnte, und ſchämte ſich ſelbſt nicht einmal, den Stammſitz Wettin bei Magdeburg, nach welchem Kurbrandenburg ein Gelüſte trug, loszuſchlagen. Endlich verpfändete man, was man nicht wohl veräußern konnte, denn man brauchte mindeſtens zehn Millionen polniſche Gulden, um eine die Wahl Auguſt's ſichernde Stimmenzahl zu erkaufen. Schon dieß zeigt, welches Glück den Sachſen daraus erblühte, daß ihr Kurfürſt den polniſchen Königsthron anſtrebte; allein das Hauptglück ſollte erſt kommen. In dem gutkatholiſchen Polen nämlich übten die Jeſuiten einen großen Einfluß aus, und dieſen ihren Einfluß wollten ſie für die Candidatur des ſächſiſchen Kurfürſten nur erſt dann verwerthen, wenn derſelbe vorher zur katholiſchen Religion übertrete. An ganz dieſelbe Bedingung knüpfte auch Kaiſer Leopold I. ſeine Unterſtützung, und was that nun der Kurfürſt Friederich Auguſt? Er, der Abkömmling Johann Friederichs, welchen man den Standhaften nannte; Er, der Regent eines Landes, das an der Spitze der proteſtantiſchen Staaten Deutſchlands ſtand; Er ſchwur am 23. Mai 1697 ſeinen väterlichen Glauben ab, und trat in Baden bei Wien zur katholiſchen Religion über. Freilich verlor er dadurch all' das Anſehen, das er bisher als Vorkämpfer des Proteſtantismus unter den Fürſten Deutſchlands genoſſen, und der Kurfürſt von Brandenburg trat nunmehr an ſeine Stelle. Allein was that's? Die Jeſuiten, der Kaiſer und die Beſtechung wirkten jetzt zuſammen, und am 27. Juni 1697 ward Auguſt der Starke zum König von Polen erwählt. Wie glücklich ſich jetzt König Auguſt II. — ſo hieß der ſächſiſche Kurfürſt ſeit dem genannten Tage — fühlte! Die armen Sachſen aber ſollten, wie wir gleich nachher ſehen werden, nur zu bald fühlen, welch' furchtbare Laſt durch dieſe auswärtige Krone auf ſie gewälzt wurde, und verfluchten die Stunde, da ihr Kurfürſt die Hand nach derſelben ausgeſtreckt hatte.

Digitalisiert von Google

Der dritte Ehrgeizige, den ich nannte, war der Kurfürst Friederich III. von Brandenburg, der seit 1688 regierte, allein sein Ehrgeiz ging nicht nach einer auswärtigen Königskrone, sondern dahin, sein Kurfürstenthum Brandenburg und sein Herzogthum Preußen in dem „Königreich Preußen" zu verschmelzen. Die Natur hatte diesen Sohn und Nachfolger des großen Kurfürsten nicht besonders bevorzugt, denn er war unansehnlich von Person und zum Ueberfluß noch verwachsen. Auch fehlte ihm (obwohl man nicht in Abrede ziehen kann, daß er auch manche gute Eigenschaft besaß, wie insbesondere ein redliches Streben und ein gesundes Urtheil) die geistige Kraft, der politische Scharfblick und der eiserne Herrscherwille seines Vaters. Dagegen besaß er Etwas im Uebermaaß, was er besser nicht besessen hätte, nämlich eine Eitelkeit und Großmannssucht, die sich nur in derselben Pracht und Ueppigkeit gefiel, welche Ludwig XIV. um sich verbreitete. Man wird es also höchst begreiflich finden, daß ihn die Sehnsucht, ebenfalls der königlichen Ehren theilhaftig zu werden, nach der Erhebung Wilhelms III. auf den Thron von England, sowie noch mehr nach der Wahl August's des Starken zum König von Polen, gar nicht mehr ruhen ließ, und jahrelang bestürmte er nun, theils durch seinen stehenden Gesandten in Wien, theils durch specielle Unterhändler, den Kaiser, ihm die bewußte Standeserhöhung zu verleihen. Natürlich aber mit leeren Händen kamen die Unterhändler nicht, sondern sie verschwendeten nach und nach bis zu neun Millionen Thaler, um die kaiserliche Umgebung zu bestechen, und nur allein die kaiserlichen Beichtväter erhielten nachgewiesener Maaßen eine Viertelmillion. Trotzdem kam der Kurfürst längere Zeit um keinen Schritt vorwärts, allein plötzlich, gegen das Ende des 17. Jahrhunderts, trat ein neues Moment ein, welches ihn schnellstens zum Ziele führte. Mit jedem Tage nämlich war (worauf ich bereits hindeutete) der Tod des Königs von Spanien, Karls II., zu erwarten, und auf seine große Hinterlassenschaft machte — wovon gleich nachher die Rede sein wird — Leopold I. Anspruch. Nicht minder aber beanspruchte dieselbe Ludwig XIV., der König von Frankreich, und da nun darob mit Nothwendigkeit ein großer Krieg entstehen mußte, war dem Kaiser Leopold I. Alles daran gelegen, den sehr mächtigen Brandenburger-

Digitalisiert von Google

Kurfürſten zum Bundesgenoſſen zu gewinnen. So kam unter dem Druck des bevorſtehenden ſpaniſchen Erbfolgekrieges am 16. November 1700 zwiſchen Oeſterreich und Brandenburg der ſogenannte „Kronenvertrag“ zu Stande, laut welchem Leopold I. ſich dazu verſtand, den Kurfürſten Friederich III. als König von Preußen „anzuerkennen“ (nicht ihn zum König zu ernennen), falls Letzterer ſich bewogen finde, aus eigener Machtvollkommenheit die Königswürde anzunehmen, während umgekehrt der Kurfürſt ſich zu Nachfolgendem verpflichten mußte. Erſtens auf dem Reichstag von Regensburg immer nach kaiſerlicher Vorſchrift zu ſtimmen; zweitens bei der bevorſtehenden Wahl eines Nachfolgers für Leopold I. deſſen älteſten Sohn in Vorſchlag zu bringen; drittens — und dieß war die Hauptſache — in dem bevorſtehenden Kriege für den Kaiſer zum mindeſten 10,000 Mann auf eigene, ſowie, wenn verlangt, weitere 10,000 Mann auf kaiſerliche Koſten zu ſtellen. Der Vortheil dieſes Vertrags war dem Anſchein nach ganz auf Seiten des Kaiſers; allein trotzdem kannte ſich Friederich III., als er die Nachricht von dem Abſchluß der Verhandlungen erhielt, vor Entzücken gar nicht mehr und eilte alsbald, unerachtet der ſtrengen Winterkälte, mit ſeiner ganzen Familie und ſeinem ganzen Hofſtaate nach Königsberg, der Hauptſtadt des Herzogthums Preußen, um ſich dort am 18. Januar 1701 mit höchſt eigenen Händen und unter großen Feierlichkeiten die Königskrone aufzuſetzen. So entſtand das preußiſche Königthum, und wenn auch der Stifter deſſelben, König Friedrich I. (wie ſich der Kurfürſt Friederich III. von jetzt ab nannte), keinen höheren Zweck dabei hatte, als ſich künftig im Glanze irdiſcher Majeſtät zu blähen, ſo ſollten ſich doch die großartigſten Folgen an dieſes Ereigniß knüpfen. „Der Königsreif,“ ſo ſprach ſich ſpäter ein Mitglied des Hauſes Hohenzollern aus, „war gleichſam eine Lockſpeiſe, welche Friederich III. allen ſeinen Nachfolgern hinwarf. Damit rief er ihnen zu: ich habe euch den Titel erworben, macht euch deſſen würdig; ich habe den Grund zu eurer Größe gelegt, an euch iſt's das Werk zu vollenden.“ Die Hauptſache aber war, daß von nun an der Proteſtantismus in Deutſchland nicht mehr blos einen von Kaiſer und Reich mehr oder weniger abhängigen Kurfürſten, ſondern einen ſelbſtſtändigen König zum

Digitalisiert von Google

Horte hatte, den die Verhältnisse darauf anwiesen, sich den Uebergriffen des ultrakatholischen Hauses Habsburg immer mit Entschiedenheit entgegenzustemmen. Darum erklärte auch der Prinz Eugen mit richtigem Blick in die Zukunft: „Die Minister, welche dem Kaiser zur Einwilligung in die Rangerhöhung des Kurfürsten von Brandenburg gerathen hätten, verdienten allesammt gehängt zu werden.“ Im Uebrigen erkannten die europäischen Regierungen den neuen König mit größtem Vergnügen als solchen an, ausgenommen allein den König von Frankreich und den Papst. Ludwig XIV. nämlich weigerte sich, weil Friederich I. die Kronenvertrags-Allianz mit dem Kaiser eingegangen hatte, und Innocenz XII., weil ihn das neue „Ketzer-Königthum“ um so mehr mit dem heftigsten Zorn erfüllte, als er soeben aus dem Uebertritt August's des Starken zum Katholicismus die Hoffnung geschöpft hatte, den deutschen Protestanten würde von nun an ein kräftiges Oberhaupt fehlen. Was half sie aber ihr Protest? Ludwig XIV. mußte ihn anno 1713 im Utrechter Frieden fallen lassen, und die päbstliche Regierung im Jahr 1787, nachdem sie sich durch ihre fortgesetzte Nichtanerkennung gründlich lächerlich gemacht hatte.

Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß am Schluß des 17. Jahrhunderts alle europäischen Regierungen in höchster Spannung nach Spanien hinsahen, dessen König, Karl II., der Letzte des habsburgisch-spanischen Königshauses, dem Sterben immer näher kam. „Wer sollte ihn beerben?“ fragte man sich und diese Frage hatte eine immense Wichtigkeit, weil es sich nicht blos um das Königreich Spanien, sondern auch um die dazu gehörenden Staaten Neapel, Sicilien, Mailand und Belgien (die spanischen Niederlande), sowie um die ungeheuren spanischen Besitzungen in Amerika handelte. Freilich wäre es das Naturgemäßeste gewesen, wenn die Spanier sich selbst einen Regenten gesetzt hätten, allein in Folge der langjährigen erbärmlichen Pfaffenregierungen vegetirte jenes Land blos noch, und hatte nicht die Kraft einen eigenen Willen durchzusetzen. Schon lange vor dem Tode Karls II. stritt man sich also um das Erbe, und als Hauptbewerber traten, nach dem schnellen Tode des jungen bayerischen Kurprinzen Joseph Ferdinand, des Enkels einer Schwester Karls II., die Beherrscher von Oesterreich und Frankreich auf. Letzterer als Gemahl

Digitalisiert von Google

Maria Thereſia's, der älteſten Schweſter Karls II., welche übrigens, wie wir ſchon früher mitgetheilt, bei ihrer Heirath ausdrücklich auf ihr Erbſchaftsrecht verzichtet hatte; Erſterer einmal als Sohn Maria's, der Schweſter Philipps IV. (des Vaters Karls II.), ſodann als Gemahl Margaretha Thereſia's, der jüngeren Schweſter Karls II., endlich als Vertreter des habsburgiſchen Hauſes, welchem Spanien ſeit Karl V. angehörte. Wohl gemerkt übrigens, nicht für ſich ſelbſt, das heißt für ihre eigene Perſon traten ſie als Erben auf (denn, weil jeder von ihnen allzumächtig geworden wäre, wenn er die ganze ſpaniſche Herrſchaft mit der ſeinigen vereinigt hätte, ſo würden ſich die ſämmtlichen Mächte Europa's hiegegen geſtemmt haben), ſondern Ludwig XIV. für ſeinen zweitgeborenen Enkel Philipp von Anjou und Leopold I. für ſeinen zweitgeborenen Sohn Karl, indem ſie zugleich beide, Einer wie der Andere, das Verſprechen gaben, daß Spanien ganz abgeſondert als ein Reich für ſich regiert werden ſolle. Man wußte aber gar wohl, was ſolche Verſprechen zu bedeuten hatten, und in Wahrheit handelte es ſich alſo doch darum, ob die weitgedehnte ſpaniſche Macht an das Haus Bourbon oder an das Haus Habsburg fallen ſolle. Auch ſtand zu erwarten, daß weder Ludwig XIV. noch Leopold I. freiwillig auf das Erbe verzichten würde, und in der That rüſteten ſich beide Herrſcher ſchon bei Lebszeiten Karls II. auf den unausbleiblichen Krieg.

Endlich am 1. November 1700 ſtarb Karl II. und ſofort producirte Ludwig XIV. ein Teſtament des Verſtorbenen, laut welchem der franzöſiſche Prinz Philipp von Anjou zum Erben der ſpaniſchen Monarchie eingeſetzt wurde. Daraufhin reiste der junge Philipp mit ſtarker Escorte nach Spanien ab, und ließ ſich, unterſtützt von einer Parthei feiler ſpaniſcher Großen, die längſt von Ludwig XIV. für ihn gewonnen worden waren, in Madrid unter dem Namen Philipps V. zum Könige ausrufen. Leopold I. aber, auf triftige Gründe ſich ſtützend, erklärte das Teſtament für erſchlichen und traf ſofort Anſtalt, ſich mit Gewalt in den Beſitz der ſpaniſchen Monarchie oder vor der Hand wenigſtens in den der ſpaniſchen Beſitzungen in Italien zu ſetzen. Der Krieg ſtand alſo vor der Thüre und demgemäß beeilten ſich die übrigen Fürſten und Könige Europa's, je nach ihrem Intereſſe,

Digitalisiert von Google

die eine oder die andere Parthei zu ergreifen. Für Frankreich erklärte sich vor allem der Herzog Victor Amadäus von Savoyen, denn Ludwig XIV. köderte ihn damit, daß er seiner Tochter die Hand des jungen Philipp V. versprach. Weiter ergriff die französische Parthei der Pabst Innocenz XII. und der Herzog Karl IV. von Mantua, Beide, weil sie fürchteten, von Oesterreich erdrückt zu werden, wenn dieses in Ober- und Unteritalien zugleich die Oberherrschaft erlange. Endlich gewann Ludwig XIV. noch den Kurfürsten Maximilian II. Emanuel von Bayern, welcher schon vor längerer Zeit von Karl II., seinem Vetter, zum Statthalter der spanischen Niederlande ernannt worden war, und der Preis, durch welchen er ihn gewann, bestand in dem Versprechen, ihm, wenn der Sieg errungen sei, die spanischen Niederlande als bleibendes Eigenthum zu überlassen. Weil nun aber Max Emanuel mit Frankreich Hand in Hand ging, that dessen Bruder, der Kurfürst-Erzbischof Joseph Clemens von Köln, das Gleiche, und nahm sofort gegen Auszahlung schwerer Subsidiensummen französische Besatzungen in seinen Festungen auf. Wie nun übrigens dem Könige von Frankreich, so fehlten auch dem Kaiser Leopold I. die Bundesgenossen nicht. England und Holland nämlich fürchteten wegen ihres ausgedehnten Handels mit dem spanischen Amerika nichts mehr, als daß Frankreich diese Colonieen erwerbe, und überdem durften die spanischen Niederlande, diese Vormauer Hollands gegen Frankreich, in keinem Fall in französische Hände fallen. Somit erneuerten sie die frühere sogenannte große Allianz mit Oesterreich, und dieser Allianz traten dann nicht wenige deutsche Fürsten bei. Vor allem der neue Kurfürst von Hannover und der neue König von Preußen, welche sich schon vorher zur Stellung starker Hülfscorps verpflichtet hatten. Weiter der Kurfürst von der Pfalz und der Landgraf von Hessen, die sich von Holland für ihre Truppen bedeutende Subsidien zahlen ließen. Endlich selbst der Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, obwohl allerdings nicht freiwillig. Er hatte sich nämlich anheischig gemacht, für französisches Geld ein Heer von 12,000 Mann für Frankreich anzuwerben, allein der Kurfürst von Hannover überfiel ihn, noch ehe er diese Truppen zu den Franzosen stoßen lassen konnte, und zwang ihn,

Digitalisiert von Google

dieſelben dem Hauſe Habsburg zu überlaſſen. Die kleineren deutſchen Stände dagegen, beſonders die Reichsſtädte, ſuchten neutral zu bleiben, trotzdem der Reichstag in Regensburg ſpäter, auf das Andrängen des Kaiſers, gegen Frankreich, als den offenkundigen Feind Deutſchlands, den Reichskrieg erklärte, und Kurſachſen nahm an dem Kampfe ohnehin keinen Theil, weil es damals in den ſogenannten nordiſchen Krieg, von dem gleich nachher die Rede ſein wird, verwickelt war.

Doch ſoll ich nun den langen, nicht weniger als dreizehn Jahre währenden Krieg in allen ſeinen Einzelnheiten ſchildern? Es war kein Krieg, der Deutſchlands wegen entſtand, und noch weniger einer, der für das Wohl Deutſchlands ausgefochten wurde, ſondern es handelte ſich vielmehr rein blos um ein habsburgiſches Hausintereſſe und deßwegen begnüge ich mich — einige beſonders intereſſante Epochen abgerechnet — die Hauptfacta anzuführen. Noch vor der Kriegserklärung ließ Ludwig XIV. in aller Heimlichkeit Truppen in die ſpaniſchen Niederlande einrücken, und dieſen öffnete der Kurfürſt von Bayern, der, wie wir wiſſen, als Statthalter in den Niederlanden kommandirte, ebenſo heimlich in einer und derſelben Nacht alle jene gegen Frankreich hin gelegenen Gränzfeſtungen (die ſogenannten Barrière-Plätze), welche die Holländer laut Vertrag beſetzt zu halten das Recht hatten. So wurden die holländiſchen Beſatzungen mit leichter Mühe überrumpelt und gefangen nach Frankreich abgeführt, während die Feſtungen natürlich in franzöſiſchen Händen blieben. Ebenſo ſchnell handelte Ludwig XIV. in Italien, und lange, ehe die Oeſterreicher ihre Rüſtungen ſo weit vollendet hatten, um einen Zug über die Alpen zu unternehmen, vereinigte der franzöſiſche Marſchall Catinat das ihm untergebene Heer mit den Truppen der Herzoge von Savoyen und Mantua. Nicht minder ließ ſich, von franzöſiſchem Geld beſtochen, der ſpaniſche Statthalter in Mailand, der Prinz von Vaudemont, dazu herbei, eine franzöſiſche Beſatzung in Mailand aufzunehmen, und als der Kaiſer Leopold I. ihn hinterher — das Hinterherkommen war faſt immer habsburgiſcher Brauch — aufforderte, Mailand als ein Reichslehen zu räumen, erwiderte er kurzweg, daß er von Niemanden Befehle annehmen könne, als von Philipp V., dem allein rechtmäßigen Könige von Spanien. Ein Glücksfall ohne Gleichen

Digitalisiert von Google

dagegen war es, daß dem Kaiser ein Feldherr wie der Prinz Eugen, von dem wir schon früher gesprochen, zu Gebot stand, denn dessen außerordentliches Genie wußte die Schäden der habsburgischen Kopf- und Geldlosigkeit — von der sonstigen pfäffischen Mißregierung gar nicht zu reden — immer so viel möglich wieder gut zu machen. Ihn nun, den Helden Eugen, stellte der Kaiser an die Spitze der Armee, welche in Italien gegen die Franzosen operiren sollte; aber es wurde März 1701, bis sich die Armee bei Roveredo zu sammeln anfing, und, als sie sich endlich, Ende April, gesammelt hatte, bestand sie aus blos 30,000 Mann. Gleichgültig übrigens, der Prinz Eugen stand an ihrer Spitze und bewies seine außerordentliche militärische Begabung gleich damit, daß er, da die Franzosen alle gangbaren Alpenpässe stark besetzt hatten, im Mai 1701 auf einem Wege, den sonst nur Schmuggler zu betreten wagten — über das Val Fredda —, in die Ebene von Verona hinabstieg. Dort angekommen, mußte er im Anfang dem ihm entgegenziehenden Marschall Catinat ausweichen, weil dieser über weit überlegene Streitkräfte verfügte, und es gelang ihm dieß durch kluge Märsche und Gegenmärsche. Allein am 7. Juli ersah er die Gelegenheit, die nichts ahnenden Franzosen bei Carpi zu überfallen, und in Folge dieses verlorenen Treffens mußte sich Catinat über den Mincio und Oglio zurückziehen. Ueber solchen Mißerfolg aufgebracht, rief sofort Ludwig XIV. den Genannten vom Kommando ab und übergab dieses dem Marschall von Villeroi, dem Liebling seiner Freundin, der Marquise von Maintenon. Dieser neue Heerführer aber war kaum mit frischen Verstärkungen bei seiner Armee angekommen, so griff er den Prinzen Eugen am 1. September bei Chiari an, in der festen Ueberzeugung, denselben mit seinen überlegenen Streitkräften bis zur Vernichtung zu schlagen. Es kam jedoch gerade umgekehrt, und die Niederlage der Franzosen hätte nicht größer sein können. Daraufhin retirirte Villeroi schleunigst in's Mailändische, wo er Winterquartiere bezog; der Prinz Eugen dagegen machte es seinen Truppen in dem Gebiet von Mantua, Guastalla und Mirandola bequem. Mitten im Winter übrigens brach er mit einem Reitercorps auf, schlich sich leise bis nach Cremona, dem Hauptquartier Villerois, und nahm diesen am 1. Februar 1702 mit einem großen

Digitalisiert von Google

Theil ſeiner Truppen gefangen. Solche Gefangennahme machte den Marſchall in der ganzen Welt lächerlich, war jedoch inſofern kein Glück, als nun Ludwig XIV. den Marſchall-Herzog von Vendôme zum Oberbefehlshaber in Italien ernannte, denn dieſem ebenſo kriegsgeübten als tapferen Feldherrn gegenüber, dem der franzöſiſche König noch überdieß bedeutende Verſtärkungen mitgab, mußte ſich Prinz Eugen in der Defenſive verhalten. Endlich freilich, am 15. Auguſt 1702, trafen die beiden Gegner bei Luzzara auf einander; das Treffen blieb jedoch, trotz ſeiner blutigen Opfer, unentſchieden, und gleich darauf bezogen die Kaiſerlichen wie die Franzoſen Winterquartiere.

Während nun ſolches in Italien geſchah, herrſchte auf den beiden anderen Kriegsſchauplätzen, in den Niederlanden wie am Rhein, eine ziemliche Unthätigkeit. Wilhelm III. nämlich, König von England und Generalſtatthalter der Niederlande, konnte es, weil es weder den Holländern noch den Engländern ein rechter Ernſt war, längere Zeit nicht dahin bringen, daß ihm die nöthigen Gelder verwilligt wurden, um eine ſtarke Armee in's Feld zu ſtellen. Freilich wurden dieſe Hinderniſſe endlich im Verlauf des Jahres 1701 aus dem Wege geräumt und Wilhelm III. beeilte ſich nun zu Anfang des März 1702 den John Churchill, Grafen und gleich nachher Herzog von Marlborough, der unter Turenne und ihm, Wilhelm III., ſelbſt ſeine Schule gemacht hatte, mit einem anſehnlichen Heere (das ſpäter, nachdem ein holländiſches, preußiſches und heſſiſches Corps zu ihm geſtoßen waren, auf 40,000 Mann anwuchs) nach den Niederlanden einzuſchiffen. Allein kaum war Marlborough gelandet, ſo gab es ſchon wieder einen Stillſtand, weil Wilhelm III. am 19. März 1702, in Folge eines Sturzes, ſchnell wegſtarb. Seine Nachfolgerin nämlich war ſeine Schwägerin Anna, Jakobs II. zweite Tochter, und von ihr wußte man im Anfang nicht, welche Politik ſie verfolgen würde. Sie trat jedoch ganz in die Fußſtapfen ihres Vorgängers, und Marlborough erhielt alſo Befehl vorzurücken. Dieß that er auch und nahm nach einander die von den Franzoſen beſetzten belgiſchen Feſtungen Venloo, Stephanswerth, Roermonde und Kaiſerswerth weg. Dann zog er gegen die Franzoſen, welche im Kölniſchen lagen, und warf ſie glücklich aus dem ganzen Erzbisthum (der verrätheriſche Joſeph Clemens entfloh

Digitalisiert von Google

über Hals und Kopf nach Frankreich) hinaus. Das war aber auch Alles, was er im Lauf des Jahres 1702 bewerkſtelligen konnte, und noch weit weniger geſchah am Rhein, wo das Reichsheer unter dem bewährten Prinzen Ludwig von Baden zu operiren hatte. Der Zuſtand dieſes aus Dutzenden von Contingenten zuſammengeſetzten Heeres nämlich erlaubte keine großen Unternehmungen, und der Prinz Ludwig durfte ſich alſo gratuliren, daß es ihm gelang, am 10. September 1702 wenigſtens die Feſtung Landau zu erobern. Dagegen eröffnete um dieſelbe Zeit der Kurfürſt Maximilian II. Emanuel, der jetzt aus den Niederlanden nach Bayern eilte, die Feindſeligkeiten und traf, nachdem er am 8. September das feſte Ulm überrumpelt hatte, Anſtalt, ſich mit dem Marſchall Villars, dem Gegner des Prinzen Ludwig von Baden, zu vereinigen. Um nun dem Kurfürſten entgegenzukommen, ſetzte Villars unverſehens bei Hüningen über den Rhein; allein der Prinz Ludwig ereilte ihn am 14. Oktober bei Friedingen und brachte ihm da, obwohl das Treffen an ſich unentſchieden blieb, ſolche Verluſte bei, daß er wieder über den Rhein zurückging.

So endete das Jahr 1702 für die Franzoſen im Ganzen genommen unglücklich; um ſo günſtiger aber erwies ſich ihnen das Jahr 1703. Zwar allerdings in den ſpaniſchen Niederlanden (Belgien) zogen ſie vor dem Herzog von Marlborough überall den Kürzeren, und derſelbe eroberte nach einander Tongern (15. Mai), Huy (25. Auguſt), Limburg (27. September) und Goldern (22. Dezember 1703); in Italien dagegen behielt der Marſchall-Herzog von Vendôme die Oberhand und bemächtigte ſich faſt all' der Städte und Feſtungen, welche das Jahr zuvor den Oeſterreichern in die Hände gefallen waren. Dießmal nämlich ſtand ihm nicht der Prinz Eugen gegenüber, ſondern der Graf Guido von Starhemberg, und dieſem hatte die Wiener Regierung ſo wenig Truppen mitgegeben, daß er ſich durchaus auf die Vertheidigung beſchränken mußte. Der Prinz Eugen aber war deßhalb von Italien abberufen worden, weil ihn der Kaiſer dazu brauchte, um die Fortſchritte der Ungarn, welche durch Frankreichs Umtriebe zu einem neuen Aufſtand aufgeſtachelt worden waren, zu hemmen. Was endlich den dritten Kriegsſchauplatz betrifft, ſo eroberte der Kurfürſt Max Emanuel gleich im Frühjahr 1703 die

Digitalisiert von Google

wichtige Stadt Regensburg und marſchirte dann die Donau hinauf, dem Marſchall Villars entgegen, um endlich die ſchon voriges Jahr angeſtrebte Vereinigung mit ihm zu bewerkſtelligen. Der Marſchall aber, dem wieder der Prinz Ludwig von Baden entgegenſtand, wußte dieſen, nachdem ein Verſuch über Stollhofen durchzubrechen, mißglückt war, durch einen geſchickten Marſch zu umgehen, und rückte Anfangs Mai 1703 über Donaueſchingen und Tuttlingen in Schwaben ein. Unweit von Tuttlingen fand dann am 12. Mai die gewünſchte Vereinigung ſtatt und jetzt ſchien bei der großen Stärke des geeinigten Heeres die kaiſerliche Sache wenigſtens auf dieſem Kriegsſchauplatz verloren. Zum Glück jedoch entſtand ſchon in den nächſten Tagen nach der Vereinigung heftiger Streit zwiſchen Villars und Max Emanuel, denn Erſterer, ein ſo herriſcher und anmaßender Franzoſe, als es je einen gegeben, glaubte den Letzteren wie einen Untergeneral oder wenigſtens wie einen Untergebenen Ludwigs XIV. behandeln zu dürfen und wurde grob, wenn er Widerſpruch fand. Insbeſondere heftig entbrannte der Streit über den Feldzugsplan — Villars wollte die Armee nach Oeſterreich zur Eroberung Wiens führen, während Max Emanuel der Anſicht war, man ſolle zuvor dem Herzog von Vendôme in Italien über Tyrol die Hand reichen, um dann in drei Kolonnen in Oeſterreich einzufallen — und es blieb am Ende nichts übrig, als durch einen Eilboten den franzöſiſchen König ſelbſt um ſeinen Entſcheid anzugehen. Ludwig XIV. entſchied ſich für den Plan Max Emanuels, und ſofort trat dieſer mit ſeinem 20,000 Mann ſtarken Corps den Marſch in's Tyrol an. Der Marſchall Villars dagegen blieb in Schwaben zurück, um einestheils den Prinzen Ludwig von Baden mit der Reichsarmee, anderntheils den öſterreichiſchen General Styrum, der mit einem aus Oeſterreichern und Preußen — dieſe kommandirte der tapfere Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau, den man ſpäter nur den „Alten Deſſauer“ nannte — zuſammengeſetzten Corps zur Wiedereroberung Regensburgs heranrückte, im Schach zu halten. Der Plan des Kurfürſten Max Emanuel war ein vortrefflicher, und es handelte ſich nur darum, ihn glücklich durchzuführen. Auch ging im Anfang Alles ganz nach Wunſch, und während Vendôme im Einverſtändniſſe mit dem Kurfürſten ſich gegen Trient hin in

Digitalisiert von Google

Bewegung ſetzte, drang Max Emanuel dem Inn entlang nach Kufſtein vor. Schon am 17. Juni gelang es ihm, ſich dieſer Feſte zu bemächtigen und dann fielen nach einander Rathenberg, Hall, Scharnitz und Zirl in ſeine Hände. Am 25. Juni ergab ſich ſelbſt das hochwichtige Innſpruck, und weil nun auch die Ehrenberger Klauſe ihren Widerſtand aufgab, glaubte Max Emanuel den Zug über den Brenner in's Etſchthal mit Leichtigkeit bewerkſtelligen zu können. Allein er hatte den Patriotismus der mannhaften Tyroler nicht in Rechnung gebracht. Dieſe nämlich, voll Wuth über des Feindes Eindringen in ihr Land, überdem durch die Grauſamkeit der Bayern, die überall, wohin ſie drangen, Alles ausplünderten, zur Verzweiflung gebracht, ſchaarten ſich unter dem einflußreichen Landrichter Martin Sterzinger von Landeck, dem tapferen Joſeph Anton von Cazan zu Griesfeld, dem Schützenhauptmann Ignaz Anton von Troyer, dem kühnen Wirth Johann Linſen und anderen hervorragenden Vertrauensmännern zuſammen und beſetzten alle Höhen, welche den Saumpfad — einen anderen Weg gab es damals noch nicht, und ſelbſt dieſer Saumpfad war erbärmlich genug — über den Brenner beherrſchten. Da flogen nun von allen Seiten her Kugeln unter die Bayern und nicht minder rollten Felsſtücke auf ſie herab, welche ganze Reihen niederſchmetterten. Es war ein Kampf auf Leben und Tod, wobei aber die Bayern die furchtbarſten Terrainſchwierigkeiten wider ſich hatten, und ſomit mußte dem Kurfürſten Max Emanuel die Unmöglichkeit, den Brennerpaß zu forciren, ſchon nach kurzem einleuchten. Er zog ſich alſo, nachdem Tauſende ſeiner Leute gefallen waren, Mitte Juli nach Innſpruck zurück, in der Hoffnung, ſich wenigſtens hier halten zu können; aber nun ſtürmten die Tyroler Schützen in ihrer Wuth alle die Städte und feſten Plätze, welche die Bayern auf ihrem Zuge das Innthal herauf erobert hatten, und die Gefahr der Vernichtung des ganzen bayeriſchen Heeres trat näher und näher heran. Sofort raffte der Kurfürſt alle ihm noch gebliebenen Truppen zuſammen und beeilte ſich, nachdem er ſich durch Erſtürmung des Zirlbergs blutige Bahn gebrochen, ganz Tyrol zu räumen. Anfangs Auguſt hatte er dieß bewerkſtelligt, allein von ſeinem ſchönen Heere waren ihm keine 10,000 Mann mehr geblieben, und ſo mußte er froh ſein, ſich wieder mit dem

Digitalisiert von Google

Marſchall Villars vereinigen zu können. Letzterer ſtand damals zwiſchen Lauingen und Dillingen feſtverſchanzt, und unweit von ihm bei Haunsheim hatte der General Styrum ein Lager bezogen. Nun rückte aber der Prinz Ludwig, der bisher mit der Reichsarmee dem franzöſiſchen Marſchall Tallard am Rhein die Spitze geboten, plötzlich in Eilmärſchen gegen Bayern heran, und beſetzte im September Augsburg und Friedberg. Die Abſicht war, ſein Heer mit dem Styrum'ſchen zu vereinigen, und ſomit brach der General Styrum alsbald von Haunsheim auf, um bei Donauwörth über die Donau zu gehen. Kaum jedoch erhielten Villars und Max Emanuel hievon Kunde, ſo eilten ſie dem genannten General nach und erreichten ihn richtig noch vor ſeinem Uebergang über die Donau zwiſchen Oberklau und Hochſtädt. Dort lieferten ſie ihm am 20. September 1703 eine ſiegreiche Schlacht, die ihn zum ſchnellſten Rückzuge (nur die Umſicht und Tapferkeit des Fürſten Leopold, das iſt des alten Deſſauers, der aber damals erſt achtundzwanzig Jahre zählte, rettete das Heer vor gänzlichem Untergang) nöthigte, und in Folge deſſen mußte auch der Prinz Ludwig von Baden retiriren. Jetzt hätten die vereinigten Bayern und Franzoſen wieder die Offenſive ergreifen können; allein ſofort erneuerte ſich der frühere Hader zwiſchen den beiden Oberanführern und machte jede gemeinſchaftliche Operation unmöglich. Um ſo raſcher handelte der Marſchall Tallard, nachdem er durch den Abzug des Prinzen Ludwig am Rhein freie Hand bekommen hatte, und bemächtigte ſich nacheinander der wichtigen Feſtungen Breiſach (6. September) und Landau (16. November). Endlich erſetzte Ludwig XIV. den ſtreitſüchtigen Marſchall Villars durch den bedächtigen Grafen von Marſin, und da zwiſchen ihm und Max Emanuel Einigkeit herrſchte, ſo gelang es den Beiden mitten im Winter durch die Hinwegnahme von Augsburg (13. Dezember 1703) und Paſſau, dem Schlüſſel von Oeſterreich (8. Januar 1704), eine vortreffliche Stellung für den kommenden Feldzug von 1704 zu erwerben.

Der Feldzug von 1703 hatte alſo für die Alliirten, vor allem für den deutſchen Kaiſer ſchlimm genug geendet, denn eine franzöſiſche Armee vereint mit den Streitkräften des verrätheriſchen Kurfürſten von Bayern ſtand im Herzen Deutſchlands, hart an der öſterreichiſchen

Digitalisiert von Google

Gränze, von wo aus sie in wenigen Tagmärschen Wien selbst erreichen konnte. Ein Gutes übrigens brachte jenes Schlimme doch, das nämlich, daß Leopold I., einsehend, es müsse in die Kriegführung mehr Geist, Einheit und Energie gebracht werden, schon am Schluß des Jahres 1703 den Prinzen Eugen zum Präsidenten des österreichischen Hofkriegsrathes ernannte, und ihm damit die Kriegführung selbst in die Hände gab. Sofort entwarf der Prinz während des Winters von 1703 auf 1704 einen kühnen Plan, wie der Feind aus Deutschland hinauszuwerfen sei, und theilte denselben durch sichere Hand brieflich dem Herzog von Marlborough mit. Der Plan basirte nämlich auf der Mitwirkung des genannten Herzogs, und es fragte sich also, ob dieser Ja sagen würde. Zum Glück war aber der Oberanführer der brittisch-holländischen Armee ein nicht minder genialer Held, als der Prinz Eugen, und sagte alsbald mit Freuden zu. Weit schwerer war dagegen die Einwilligung der Königin Anna, sowie die der holländischen Regierung zu erlangen, denn Beide entsetzten sich förmlich, als sie vernahmen, daß Marlborough, statt die spanischen Niederlande vollends zu erobern, im Sinne habe, die Franzosen im Innern Deutschlands aufzusuchen. Trotzdem gelang es durch eigene Briefe, welche der Kaiser Leopold I. an die Königin Anna und in das Haag schreiben mußte, die sämmtlichen Schwierigkeiten zu überwinden, und nun stellte sich der Prinz Eugen selbst an die Spitze der Armee, welche bisher der unfähige Styrum kommandirt hatte. Auch ergänzte er die Verluste, die sie voriges Jahr erlitten (das dabei stehende preußische Corps unter dem Dessauer wurde ebenfalls auf 12,000 Mann gebracht), und nicht minder erhielt der Prinz Ludwig, welcher mit der Reichsarmee am Fuße des Schwarzwalds dem Marschall Tallard gegenüber stand, Verstärkungen. Zu gleicher Zeit sammelte Marlborough seine Truppen in Mastricht und rückte, ein Corps von 15,000 Mann unter dem holländischen General Overkerke gegen die Franzosen unter dem Marschall von Villeroi (dieser war längst aus der Gefangenschaft gelöst worden) zurücklassend, mit 30,000 Mann den Rhein herauf bis nach Coblenz. Von dort bog er nach Trier ab, um den Marschall von Villeroi über seine Absichten zu täuschen, wandte sich aber augenblicklich wieder östlich nach Mainz und

Digitalisiert von Google

ſtand zur Verwunderung der Welt Anfangs Juni plötzlich am Neckar bei Heilbronn. Unmittelbar nachher, am 9. Juni, kam er im Dorfe Mundelsheim am Neckar (zwiſchen Heilbronn und Marbach) mit dem Prinzen Eugen zuſammen und die Begrüßung der beiden Helden, die ſich hier zum erſten Mal ſahen, war eine äußerſt herzliche. Den ganz genauen Feldzugsplan aber entwarfen ſie erſt vier Tage ſpäter, am 13. Juni 1704, im Wirthshaus zum Lamm in Großbeppach, einem kleinen Pfarrdorf an der Rems unweit Schorndorf im Württembergiſchen, wohin ſie auch noch als Dritten im Bunde den Prinzen Ludwig von Baden beſchieden hatten. Da wurde nun, weil der Prinz Ludwig darauf beſtand, in Gemeinſchaft mit Marlborough die geeinigten Franzoſen und Bayern anzugreifen, abgemacht, daß der Prinz Eugen mit ſeiner Armee den Rhein gegen den Marſchall Tallard zu vertheidigen habe, während der Prinz Ludwig ſein Heer bei Ulm zu dem des brittiſchen Herzogs ſtoßen laſſen ſolle. Ueberdem verſtändigte ſich Letzterer mit dem Erſteren dahin, daß jeder von ihnen über den anderen Tag, alſo der Eine heute, der Andere morgen, das Oberkommando über ihr geeinigtes Heer zu führen habe, denn dazu, den Oberbefehl an Marlborough ganz abzutreten, hatte ſich der Prinz Ludwig trotz ſeines hohen Alters nicht entſchließen können. Wie abgemacht, ſo geſchah. Der Prinz Eugen bezog bei Stollhofen dem Marſchall Tallard gegenüber ein Lager, und der Prinz Ludwig vereinigte ſich am 22. Juni bei Ulm mit Marlborough, um ſofort den Kurfürſten Max Emanuel nebſt dem Grafen Marſin aufzuſuchen. Dieſe Beiden waren bis jetzt zwiſchen Nördlingen und Ingolſtadt auf dem linken Ufer der Donau ſtill gelegen, weil ſie vorher, ehe ſie ihre Operationen gegen Wien beginnen wollten, theils aus dem Bayeriſchen, theils vom Marſchall Tallard Verſtärkungen erwarteten. Sobald ſie aber von dem Anmarſch Marlboroughs und des Prinzen Ludwig Kunde erhielten, bezogen ſie am 24. Juni ein feſtes Lager zwiſchen Lauingen und Dillingen, links von der Donau, und ſandten zugleich den Grafen Arco mit 8000 Mann nach Donauwörth ab, um ſich auf dem bis zur Donau auslaufenden Schellenberg feſtzuſetzen. Sie vermutheten nämlich, daß ihre Gegner, die ſich rechts von der Donau über Günzburg und Burgau vorwärts bewegten, den Verſuch machen

Digitalisiert von Google

würden, bei Donauwörth die Donau zu passiren, und durch die Inbesitznahme des Schellenbergs sollte ihnen dieser Uebergang verwehrt werden. Der Graf Arco kam dem ihm gewordenen Befehle nach, hatte es aber nicht sehr eilig, sich auf dem Schellenberg zu verschanzen, und wie nun der Herzog von Marlborough mit seinem Heere am 2. Juli um 4 Uhr Mittags in nächster Nähe ankam, konnte er sich sogleich überzeugen, daß die Arbeiten noch weit zurück seien. Er beschloß also augenblicklich, das Arco'sche Lager zu stürmen, und da glücklicherweise heute das Oberkommando an ihm war, sandte er sofort dem Prinzen Ludwig, der mit seinen Truppen noch weiter zurück war, Befehl, schnellstens in die Action einzugreifen. Um fünf Uhr begann er den Sturm und trotz der Müdigkeit seiner Truppen, die den ganzen Tag marschirt waren, wurde der Feind gleich im ersten Anlauf zurückgeworfen. Um sechs Uhr stürmte auch der Prinz Ludwig und um acht Uhr mit einbrechender Dunkelheit konnte Victoria geschossen werden. Freilich hatte der Sieg große Opfer gekostet, denn man zählte gegen 3000 Todte und Verwundete; dagegen aber wurden dem Feinde fünf Regimenter zu Fuß und zwei zu Pferd vollständig aufgerieben und überdem verlor derselbe all' sein Geschütz und Gepäck. Graf Arco selbst rettete nur mit Mühe sein Leben und retirirte mit dem kleinen Rest seiner Truppen eiligst in das befestigte Lager zwischen Dillingen und Lauingen.

Das war schon ein ziemlicher Erfolg; ein weit größerer aber sollte nicht lange auf sich warten lassen. Nach dem verlorenen Treffen am Schellenberge nämlich hielten sich der Kurfürst Max Emanuel und der Graf Marsin in ihrem Lager nicht mehr für sicher und zogen sich eilends unter die Kanonen von Augsburg zurück. Damit aber fiel alles Land zwischen Donauwörth und Lauingen in die Hände Marlborough's und des Prinzen Ludwig, und dieselben setzten sogar über den Lech, um auch noch das zwischen der Donau, dem Lech und der Paar gelegene Territorium in Besitz zu nehmen. Ja endlich schlug der Prinz Ludwig sein Lager in Friedberg, nur wenige Stunden von Augsburg entfernt, auf, während sich der Herzog von Marlborough in Schrobenhausen an der Paar zwischen Augsburg und Ingolstadt festsetzte, und von diesen beiden Standquartieren aus verheerten sie dann das ganze Land

Digitalisiert von Google

auf weite Strecken hin in der entsetzlichsten Weise. In dieser großen Noth schickten Marsin und Max Emanuel Boten über Boten an den Marschall Tallard, ihnen zu Hülfe zu kommen, und Tallard sagte auch sogleich zu. Nur müsse er, setzte er bei, so lange warten, bis ihm der Marschall Villeroi aus Flandern Verstärkungen zugesandt habe, denn er könne seine Stellung dem Prinzen Eugen gegenüber nicht ohne weiteres preisgeben. Am 6. Juli nun kamen von Villeroi 25,000 Mann an und sofort ging Tallard am 7. Juli bei Straßburg über den Rhein, um über Villingen auf dem Schwarzwald der Stadt Augsburg zuzueilen. Dieß konnte natürlich dem Prinzen Eugen nicht verborgen bleiben, und schnell entschlossen überließ er den Oberbefehl über seine Hauptarmee (25,000 Mann) dem Feldmarschall Grafen von Nassau, während er selbst mit 18,000 Mann auf dem näheren Weg über Rottweil dem Marschall Tallard nacheilte. Er wollte denselben womöglich aufhalten; weil er sich aber bald überzeugte, daß ihm dieß unmöglich sei, marschirte er, so schnell seine Truppen es aushielten, an Ulm vorbei am linken Ufer der Donau hinab, um sich mit Marlborough und dem Prinzen Ludwig zu vereinigen. Am 3. August erreichte Tallard die Standquartiere Marsins und Max Emanuels bei Augsburg; der Prinz Eugen aber traf um dieselbe Zeit in Hochstädt unterhalb Lauingen und Dillingen ein, und ritt dann, nachdem er ein festes Lager bezogen, unverweilt nach Schrobenhausen zum Herzog von Marlborough. Dort traf, durch Eilboten benachrichtigt, am 6. August auch der Prinz Ludwig von Baden ein, und in dem Kriegsrath, den man dann abhielt, drang der Herzog von Marlborough darauf, daß man den Feind bei Augsburg angreifen solle. Der Prinz Ludwig dagegen, dem dieß — das Alter hatte ihn fast allzuvorsichtig gemacht — zu gewagt vorkam, erklärte, vor allem sei nothwendig, die wichtige Festung Ingolstadt in die Hände zu bekommen, denn, sobald auch noch vollends dieses Hauptbollwerk Bayerns gefallen sei, werde sich der Kurfürst Maximilian II. Emanuel gezwungen sehen, von dem französischen Bündnisse abzufallen, um dafür dem großen Bunde der Alliirten beizutreten. Auch erbot er sich, die Belagerung Ingolstadts selbst zu leiten, und verlangte von den beiden anderen Feldherren nur, daß sie den Feind so lange im Schach halten sollten, bis die Festung

Digitalisiert von Google

gefallen sei. Diesen Kriegsplan konnten Marlborough und der Prinz Eugen nicht von der Hand weisen, weil der Prinz Ludwig hartnäckig auf demselben bestand, und so zog denn der Letztere am 9. Juli mit 25,000 Mann seiner Truppen — 5000 ließ er zu dem Corps des Prinzen Eugen, um dieses zu verstärken, stoßen — nach Ingolstadt ab. Der Prinz Eugen aber und der Herzog von Marlborough kamen überein, daß sie sich in den nächsten Tagen bei Donauwörth vereinigen wollten, und daraufhin ritt der Prinz Eugen am Abend des 9. von Schrobenhausen weg, um sich wieder zu seinem Heere nach Hochstädt zu begeben. Da, auf diesem Ritte, wie er kaum eine Stunde von Schrobenhausen entfernt war, sprengte ihm auf schaumbedecktem Pferde ein Reiter entgegen, und die Nachricht, die ihm dieser Reiter — er hatte ihn mit Anderen von Hochstädt aus zur Beobachtung des feindlichen Lagers bei Augsburg entsandt — brachte, veranlaßte ihn, in voller Carrière zu dem Herzog von Marlborough zurückzureiten. In denselben Stunden nämlich, in welchen die drei alliirten Feldherren in Schrobenhausen Kriegsrath hielten, saßen zu gleichem Zwecke auch der Marschall Tallard, der Graf Marsin und der Kurfürst Max Emanuel in Augsburg bei einander, und da sie nun Kunde erhalten hatten, daß der Prinz Eugen mit einem verhältnißmäßig schwachen Corps bei Hochstädt stehe, beschlossen sie, vor allem dieses Corps zu vernichten, ehe dasselbe sich mit Marlborough und dem Prinzen Ludwig vereinige. Demgemäß marschirten sie am 9. August, also an demselben Tage, an welchem der Prinz Ludwig gegen Ingolstadt vorrückte, 56,000 Mann stark von Augsburg ab, und schlugen die Richtung über Zusmarshausen nach Lauingen ein. Mit dieser Nachricht nun kam der Prinz Eugen zum Herzog von Marlborough zurückgesprengt, und die beiden Feldherren einigten sich sofort dahin, ihre Heere in schnellster Eile zusammenstoßen zu lassen. Hatten sie aber diese Vereinigung vollzogen, ohne daß der Feind etwas davon ahnte, dann wollten sie augenblicklich — der bedächtige Prinz Ludwig konnte dießmal glücklicherweise wegen seiner Abwesenheit vor Ingolstadt kein Veto einlegen — zum Angriffe schreiten, obwohl sie an Truppenzahl um 4000 Mann hinter dem Gegner zurückstanden. Nach dieser Verabredung ritt der Prinz Eugen noch in der Nacht nach Hochstädt, und kaum angekommen,

Digitalisiert von Google

gab er Befehl zum Aufbruch, in der Richtung nach Donauwörth zu. Am 10. Abends erreichte er den Keſſelbach, und ſchlug hinter dieſem, zwiſchen den Dörfern Münſter und Oppertshofen ein feſtes Lager. Faſt noch eiliger hatte es der Herzog von Marlborough, denn er marſchirte ebenfalls noch in der Nacht vom 9. auf den 10. mit allen ſeinen Truppen von Schrobenhauſen ab und ſetzte dieſen Marſch am 10. und 11. faſt ohne Unterbrechung fort. Er hatte einen weiten Weg und mußte den Lech bei Rain und die Donau bei Donauwörth überſchreiten. Doch ſeine Truppen hielten aus, und ſchon am Abend des 11. erreichte er das Lager des Prinzen Eugen. Am 12. wurde dann den Truppen Ruhe gegönnt; die beiden Feldherren aber ritten mit einer ſtarken Bedeckung die Donau aufwärts, um die Stellung des Feindes, von dem ſie durch Kundſchafter wußten, daß er ſchon am 11. in der Früh bei Lauingen über die Donau gegangen ſei, genau zu recognosciren. Sie fanden ihn — der hohe Kirchthurm von Tapfheim bot ihnen einen guten Ausſichtspunkt — in der großen Ebene zwiſchen Hochſtädt und dem Dorfe Blindheim (die Engländer nannten es Blenheim) gelagert, und nachher ſtellte es ſich heraus, daß Max Emanuel die Abſicht hatte, den anderen Tag den Prinzen Eugen, den er auf dem ſchnellſten Rückzug nach Nördlingen wähnte, womöglich einzuholen. Wie nun aber der Herzog von Marlborough und der Prinz Eugen die vereinigten Franzoſen und Bayern in ſo ſorgloſer Weiſe gelagert ſahen, ſetzten ſie gleich den anderen Tag als Schlachttag feſt, und in ihr Lager zurückgekehrt, entwarfen ſie gemeinſam den Angriffsplan. Um 3 Uhr in der Früh des 13. Auguſt 1704 wurde Generalmarſch geſchlagen, und um 7 Uhr bekam man den Feind zu Geſicht. Da aber verſchiedene Moräſte zu umgehen und mehrere Bäche zu paſſiren waren, ſo konnte der Angriff ſelbſt erſt vier Stunden ſpäter erfolgen, und dadurch fand der überraſchte Feind Zeit, ſich in Schlachtordnung aufzuſtellen. Marlborough auf dem rechten Flügel hatte den Marſchall Tallard gegen ſich, der Prinz Eugen auf dem linken den Kurfürſten Max Emanuel nebſt dem Grafen von Marſin. Die ſchwerere Arbeit war alſo dem Prinzen Eugen zugefallen, denn dem Kurfürſten Max Emanuel konnte man weder Feldherrntalent noch kriegeriſche Tapferkeit abſprechen, während der Marſchall Tallard

Digitalisiert von Google

in keiner Weise hervorragte. Ueberdem ſtand dem Prinzen Eugen eine numeriſch bedeutend überlegene Infanterie gegenüber, und dieſer große Nachtheil wurde nur dadurch wieder ausgeglichen, daß das 12,000 Mann ſtarke preußiſche Corps unter dem unwiderſtehlichen Deſſauer am heutigen Tage das faſt Unmögliche leiſtete. Bis um fünf Uhr Nachmittags war noch nichts entſchieden; da wurde der Marſchall Tallard, der ſeine in Blindheim aufgeſtellte Reſerve herbeiholen wollte, auf dem Ritt dahin von heſſiſcher Reiterei umzingelt, und mußte dem Oberſtlieutenant von Boyneburg ſeinen Degen abgeben. Dieſes Ereigniß brachte große Verwirrung in den Reihen der Franzoſen hervor, und um 6 Uhr Abends hatte Marlborough die Tallard'ſche Armee in die wildeſte Flucht geſchlagen. Nun ſammelte Prinz Eugen die Seinen zum letzten Sturme, und da ſofort die Marſin'ſchen Truppen Ferſengeld gaben, mußte auch der Kurfürſt Max Emanuel mit ſeinen Bayern den Tag für verloren geben. Sein Rückzug aber artete doch wenigſtens nicht in tolle Flucht aus, und er hatte ſogar die Geiſtesgegenwart, die Brücken über den Nebelbach hinter ſich abzubrechen, damit die Verfolgung etwas gehemmt werde. So endete die Schlacht bei Hochſtädt (bei Blenheim, ſagten die Engländer) vom 13. Auguſt 1704, welche den beiden Siegern, dem Herzog von Marlborough und dem Prinzen Eugen unſterblichen Ruhm brachte, denn ein größerer Sieg war noch ſelten erfochten worden. Während nämlich der Verluſt der Sieger ſich blos auf 4442 Todte und 7335 Verwundete belief, ließen die Feinde nicht weniger als 24,000 Todte und Verwundete auf dem Platze, und 15,220 Mann, worunter der Marſchall Tallard mit 818 Offizieren, wurden gefangen genommen. Ueberdem war die Beute eine unermeßliche, indem außer der wohlgefüllten Kriegskaſſe 144 Kanonen, 300 Standarten und Fahnen, 3600 Zelte, 5300 Proviant- und Munitionswagen und 17 kupferne Nachen zu Schiffbrücken in die Hände der Sieger fielen. Was aber die Hauptſache, die Franzoſen in ihrem Entſetzen hielten in ihrer Flucht nicht inne, als bis ſie den Rhein hinter ſich hatten, und nothgedrungen mußte ihnen der Kurfürſt Max Emanuel mit den Trümmern ſeiner Armee nachfolgen. So fiel nicht blos das ganze Bayernland in die Hände der Alliirten, ſondern es wurde auch ganz

Digitalisiert von Google

Deutſchland von den Franzoſen geſäubert und im Spätherbſt noch eroberten Marlborough und der Prinz Eugen, den Franzoſen an den Rhein nachrückend, die Städte und Feſtungen Trarbach, Landau und Trier, welche bisher der Feind inne gehabt hatte.

Leider benützte der Kaiſer den großartigen Sieg nur zur kleinlichſten Rachebefriedigung, und überdem übte Hochſtädt auf die übrigen Kriegsſchauplätze in Ungarn, Italien und Spanien nicht die geringſte Rückwirkung aus. Max Emanuel hatte, wie wir wiſſen, ſeinem Lande flüchtig den Rücken kehren müſſen, und daſſelbe wurde nun von Leopold I. in Beſitz genommen. Allein wie behandelte er es? Er ließ die armen Bayern für den Frevel, daß ihr Kurfürſt es mit den Franzoſen hielt, in ſolch' entſetzlicher Weiſe büßen, daß die Feder ſich ſträubt, das Nähere wiederzugeben. Nichts als Einquartierungen und Contributionen! Nichts als Raub und gräßliche Mißhandlung! Nichts als gewaltſame Preſſung der bayeriſchen Landeskinder zu habsburgiſchen Soldaten und kaltblütiger Mord der Widerſtrebenden! War es nun aber bei ſolcher Barbarei ein Wunder, wenn die bayeriſchen Bauern (die Herren vom Adel und von der Kanzel duckten ſich tiefunterthänigſt, um an ihrem Vermögen und Einkommen nichts zu verlieren) ſich da und dort empörten und ihre öſterreichiſchen Henker todtſchlugen, wo ſie ihnen beikommen konnten? Freilich, ein Reſultat hatten ſie nicht, dieſe Aufſtände, ſondern ſie wurden immer blutig genug niedergeſchlagen, und man verdoppelte und verdreifachte nachher noch die Grauſamkeit. Ja, nachdem man Tauſende gehenkt, geköpft, erſchoſſen und geviertheilt, erklärte man den Kurfürſten ſeines Landes geradezu für verluſtig (ſeine Söhne ſetzte man in Klagenfurt gefangen und degradirte ſie zu Grafen von Wittelsbach) und ſchlug daſſelbe theils zu Oeſterreich, theils verſchenkte man es an Günſtlinge. Solch' Gräßliches war dem Bayernlande noch nie angethan worden; allein dafür ſetzte ſich auch in dem bayeriſchen Volksſtamm ein Haß gegen das Haus Habsburg feſt, welcher ſpäter durch keine gewinnende Zuvorkommenheit mehr ausgemerzt werden konnte.

Fragen wir nun nach den Kriegsſchauplätzen in Ungarn, Italien und Spanien, ſo iſt vom Jahr 1704 ebenſo wenig Erfreuliches zu melden. Die Ungarn, durch den Prinzen Eugen im Jahre 1702

Digitalisiert von Google

kaum etwas zur Ruhe gebracht, hatten sich, weil die pfäffischen Bedrückungen sich alsbald wiederholten, im Jahr 1703 unter ihrem Nationalhelden Franz Rakoczy II. von neuem erhoben, und da sie von Frankreich Geld und Waffen erhielten, nahm ihre Empörung bald solche Dimensionen an, daß sich der gegen sie gesandte Feldmarschall Siegbert Heister vergeblich abmühte, sie zu unterdrücken. Wohl erkämpfte er einige kleine Siege, wie z. B. bei Tyrnau am 26. Dezember 1704; allein im großen Ganzen blieben die Kaiserlichen durchaus im Nachtheil, und die ungarischen Husaren streiften oft bis unter die Mauern Wiens. Noch schlimmer fast stand es in Italien. Zwar war es allerdings gelungen, den Herzog Victor Amadäus von Savoyen, weil sich derselbe durch den frechen Uebermuth der Franzosen, die ihn wie einen Untergebenen behandelten, tief beleidigt fühlte, auf die kaiserliche Seite herüberzuziehen, allein die Vereinigung der kleinen savoyischen Armee mit der kaiserlichen, hinderte den Marschall-Herzog von Vendôme nicht, eine Stadt und Festung Unter- wie Oberitaliens nach der anderen zu erobern und sich so nach und nach in den Besitz fast allen Landes zu setzen. Wie kam dieß? Lag etwa der Fehler darin, daß man nach der Abberufung des Prinzen Eugen den Grafen Guido von Starhemberg zum Oberbefehlshaber ernannte? Nein, denn der Genannte war ein ebenso tapferer, als umsichtiger und doch zugleich energischer Feldherr, aber die Untergenerale, die man ihm zur Seite setzte, wie besonders die beiden Grafen von Leiningen und von Trautmannsdorf, taugten nichts, und, was noch weit schlimmer, man ließ die Armee an Allem, an Geld, an Munition, an Montur und an Mannschaft, den entsetzlichsten Mangel leiden. Was Wunder also, wenn am Schluß des Jahres 1704 ganz Neapel und Sicilien, sowie fast ganz Savoyen und der größte Theil der Lombardei sich in den Händen der Franzosen befand und die kaiserlich-savoyische Streitmacht sich nur noch einerseits in Gavardo am Gardasee und andererseits in Turin und Umgebung zu behaupten im Stande war. Ebenso geringe Resultate hatte der Krieg in Spanien geliefert. Dort herrschte seit Jahrhunderten ein Stamm- oder wenn man so will National-Haß zwischen Arragonien und Kastilien, und um diese beiden Hauptprovinzen, welche bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts unabhängige

Digitalisiert von Google

Königreiche gewesen waren, gruppirten sich die übrigen Provinzen und Städte. Mit Arragonien jedoch gingen nur Katalonien, Valencia und Navarra Hand in Hand, während alles übrige Land — Murcia, Andalusien, Neukastilien, Estremadura, Leon, Gallizien und Asturien, also drei Viertheile von Spanien — es mit Kastilien hielt. Nun hatte zwar in der ersten Ueberraschung ganz Spanien den Herzog von Anjou als König Philipp V. anerkannt, und auch drei Jahre lang dem Kampfe, der doch um seinen eigenen Besitz geführt wurde, ganz unthätig zugesehen, allein mit dem Beginn des Jahres 1703 konnten es verschiedene Granden Arragoniens und Kataloniens vor Zorn nicht mehr aushalten, als sie sahen, daß das in Madrid herrschende Weiberregiment (Philipps V. Gemahlin hatte eine äußerst ränkevolle Oberhofmeisterin, die Prinzessin Ursini, mitgebracht, welche Alles dominirte) die Kastilier besonders begünstige, und wandten sich nach Lissabon, um womöglich den portugiesischen König Don Pedro II. gegen Philipp V. aufzuhetzen. In diesem ihrem Bestreben unterstützte sie der englische Gesandte so eifrig als möglich, und am Ende gelang es, den portugiesischen König zu überreden, daß die Unabhängigkeit Portugals bedroht sei, sobald das Haus Bourbon über Frankreich und Spanien zugleich herrsche, denn man werde dann Portugal von Spanien aus erobern. Kaum erklärte sich nun aber Don Pedro II. bereit, den Erzherzog Karl statt Philipps V. als rechtmäßigeu König von Spanien anzuerkennen, so ward Kaiser Leopold I. veranlaßt, seinen genannten Zweitgeborenen zur Eroberung Spaniens abzusenden, und am 19. September 1703 reiste Karl von Wien ab, um sich über Holland nach England zu begeben. Dort blieb er den Winter über, bis man eine Flotte für ihn ausgerüstet hatte, und am 1. März 1704 landete er mit einem von England und Holland bezahlten Soldheere von 12,000 Mann an der portugiesischen Küste. Mit diesem Heere vereinigte sich sofort das des portugiesischen Königs und rückte in Spanien ein. Nicht blos aber dieß, sondern zu gleicher Zeit erregten auch die obgenannten unzufriedenen Granden oder Grossen in Arragonien und Katalonien einen Aufstand zu Gunsten des habsburgischen Erzherzogs, der sich jetzt Karl III., König von Spanien nannte, und es begann nun in Spanien der furchtbarste Bürgerkrieg. Die meisten

Digitalisiert von Google

Städte Arragoniens, Kataloniens, Valencias und Navarras erklärten sich für Karl III.; die Bewohner Kastiliens, Murcias, Andalusiens, Estremaduras, Leons, Galliziens und Asturiens dagegen hielten zu Philipp V., der seinerseits von einem französischen Heere unter dem Kommando des Herzogs von Berwick unterstützt wurde. Von einem regelrechten Kriege übrigens war keine Rede, sondern man bekämpfte sich aus Stammeshaß und jede Truppe überließ sich der unmenschlichsten Rachsucht und Raubgier. Dazu kam noch, daß die gutkatholischen Spanier die Soldaten des englisch-holländischen Heeres als Ketzer bis in den Tod haßten, und so beging man gegenseitig Gräuel, wie sie nur der dreißigjährige Krieg erzeugt hatte. Trotz all' dem konnte Karl III. nicht die geringsten Fortschritte machen, und die einzige größere kriegerische That war, daß die englische Flotte unter dem Admiral Rook in Verbindung mit einem kleinen Landesheer, das der österreichische Feldmarschallieutenant Prinz Georg von Hessen-Darmstadt befehligte, am 4. August 1704, das so überaus wichtige Gibraltar wegnahm. Nicht jedoch für Karl III. wurde jene Festung, welche die Meerenge von Gibraltar beherrscht, erobert, sondern die Engländer behielten sie für sich selbst und haben sie bis auf den heutigen Tag nicht herausgegeben.

Trotz des Sieges von Hochstädt stand es also beim Beginn des Jahres 1705 um die Sache Leopolds I. und seiner Alliirten schlimm genug; da starb der genannte Kaiser am 5. Mai 1705, um seinem erstgeborenen Sohne, Joseph I., den die deutschen Kurfürsten schon längst zu seinem Nachfolger erwählt hatten, Platz zu machen. Manche zweifelten daran, ob der neue Kaiser wohl geneigt sein würde, zu Gunsten seines Bruders Karl einen Krieg, der so furchtbar große Opfer kostete, fortzusetzen; allein Joseph I., der im besten Mannesalter (er zählte siebenundzwanzig Jahre) stand, besaß einen frischen, energischen Sinn, und erklärte sogleich, daß er für die Ehre und das Recht des Hauses Habsburg das Aeußerste wagen werde. Auch kam sofort in die Kriegführung ein ganz anderer Schwung, und, um die Niederlagen in Ungarn und Italien auszuwetzen, wurde in jenes Land der Graf Guido von Starhemberg, in dieses aber der Prinz Eugen, auf welchen der junge Kaiser insbesondere sein innigstes Ver-

Digitalisiert von Google

trauen ſetzte, als Oberkommandant geſandt. Der Graf von Starhemberg kam ſeiner Aufgabe ganz ſo nach, wie man es von ihm erwartete, und wenn es ihm auch nicht gelang, den ungariſchen Aufruhr vollſtändig zu dämpfen, ſo lange er in Ungarn kommandirte (er wurde nämlich ſchon im Jahr 1708 anf den ſpaniſchen Kriegsſchauplatz abgerufen, und ſtatt ſeiner übernahm der Feldmarſchalllieutenant von Sickingen in Ungarn das Oberkommando), ſo bereitete ſeine Kriegführung doch wenigſtens den Frieden vor, welchen Ungarn am 1. Mai 1711 zu Szathmar mit Oeſterreich abſchloß. Noch weit Großartigeres leiſtete der Prinz Eugen. Zwar allerdings im Jahr 1705 mußte er ſich wegen mangelnder Streitkräfte damit begnügen, ſeinem Gegner, dem Marſchall-Herzog von Vendôme weitere Eroberungen unmöglich zu machen, wozu das furchtbar blutige Treffen bei Caſſano vom 16. Auguſt das Meiſte beitrug; im Jahr 1706 dagegen, nachdem er endlich die nöthigen Verſtärkungen erhalten, marſchirte er (dieſer ſein kühner Zug wird noch heute von allen militäriſchen Notabilitäten angeſtaunt) mitten durch die feindlichen Linien hindurch vom Gardaſee bis nach dem zehn Stunden von Turin am Tanaro gelegenen Städtchen Aſti, um ſich mit dem Herzog von Savoyen, der ſich hier mit ſeiner kleinen Armee von 18,000 Mann verſchanzt hatte, zu vereinigen, und ſchritt dann — Anfangs September 1706 — augenblicklich zum Entſatz Turins, der Hauptſtadt von Savoyen, welche von dem Herzog de la Feuillade mit einem überlegenen Heere ſchon ſeit Monaten berannt wurde. Es war die höchſte Zeit, denn ſo tapfer ſich die Stadt auch wehrte — ſie hätte ſich längſt ergeben müſſen, wenn ſie nicht von dem eiſernen Feldmarſchalllieutenant Wirich Daun vertheidigt worden wäre —, ſo wurde ihre Lage doch jetzt eben eine verzweifelte, weil in dieſen Tagen der Befehlshaber des franzöſiſchen Hauptheeres in Oberitalien, der junge Herzog von Orleans, der Nachfolger des Marſchall-Herzogs von Vendôme (warum dieſer aus Italien abberufen wurde, werden wir ſpäter ſehen) mit allen unter ihm ſtehenden Truppen zur Unterſtützung des Herzogs de la Feuillade herbeigeeilt war. Mit Recht übrigens durfte man fragen: konnte der Prinz Eugen der ſo hart bedrängten Stadt die erſehnte Rettung bringen? Die franzöſiſche Armee zählte jetzt weit über 60,000 Mann, während die des Prinzen

Digitalisiert von Google

Eugen mit Einrechnung des Corps des Herzogs von Savoyen und der Beſatzung Turins unter Daun kaum 43,000 Mann ſtark war, und unter ſolchen Verhältniſſen würden wohl wenige Feldherrn einen Kampf gewagt haben. Der Prinz Eugen dagegen ſchritt trotzdem, ich wiederhole es, zum Entſatz der Stadt, und die Franzoſen, ſolches ahnend, waren — ſtatt ihn, den ſo viel Schwächeren, ſofort anzugreifen — feige genug, ſich (die Schuld hievon trug der alte bedächtige Graf von Marſin, welchen Ludwig XIV. ſeinem jungen Vetter Orleans als Beirath geſetzt hatte) hinter ihre Verſchanzungen zu bergen. Hinter dieſen, dachten ſie, würden ſie nicht angegriffen werden, allein am 7. September 1706, ſchon um vier Uhr Morgens, ſtellte der Prinz Eugen, nachdem er das feindliche Lager genau recognoscirt, ſeine Armee in Schlachtordnung auf, und mit dem erſten Sonnenſtrahl ſchritt er zum Sturm. Dreimal ſchlugen die Franzoſen die Angreifenden zurück; beim vierten Anprall aber beſtiegen die Preußen unter ihrem tapferen Deſſauer (dem Prinzen Leopold von Anhalt-Deſſau), trotz des Kugelregens, der Hunderte von ihnen niedermähte, als die Erſten die feindlichen Verſchanzungen, und faſt zu gleicher Zeit gelang daſſelbe Wagſtück den von ihren Roſſen geſtiegenen öſterreichiſchen Dragonern unter dem Prinzen Karl Alexander von Württemberg. Jetzt gab's keinen Halt mehr für die Franzmänner, und ſchon um zehn Uhr Morgens war der ganze Kampf entſchieden. Auf beiden Seiten zählte man je 3000 Todte und Verwundete (unter den todten Franzoſen auch den alten Grafen von Marſin) und inſofern hatten die Kaiſerlichen vor dem Feinde nichts voraus. Aber wie immens waren nicht die ſonſtigen franzöſiſchen Verluſte! Die Sieger nämlich erbeuteten 164 Kanonen, 56 Mörſer, 43 Standarten, 80,000 Fäſſer Pulver, 5000 Ochſen, 6000 Mauleſel, über 3000 Pferde, 10,000 Zelte, 5000 Säcke Korn und die ganze Kriegskaſſe nebſt einer Menge von Silbergeſchirr und koſtbaren Equipagen. Was aber noch weit höher anzuſchlagen war, gegen 10,000 Franzoſen wurden gefangen, und der Reſt floh in ſolch' entſetzlicher Verwirrung, daß der Herzog von Orleans, als er bei Pigmerol an der franzöſiſchen Gränze ankam, keine 5000 Mann mehr zuſammenbrachte. Mit anderen Worten, die ganze in Italien ſtehende franzöſiſche Feldarmee hatte zu exiſtiren auf-

Digitalisiert von Google

gehört, und es konnte nunmehr nicht ſchwer fallen, in den nächſtfolgenden Monaten alle Feſtungen, welche der Feind noch beſetzt hielt, mit Einſchluß von Mailand und Neapel, in die Hände zu bekommen. Nachdem aber auch dieß geſchehen, ging Ludwig XIV. am 13. März 1707 in einem beſonderen Vertrag, den man „Generalcapitulation“ nannte, die feierliche Verpflichtung ein, während des ganzen Kriegs keinen Soldaten mehr nach Italien zu ſenden, wenn man ihm dagegen die gemachten Gefangenen ausliefere, und inſofern hatte der Sieg von Turin noch weit nachhalterige Folgen, als der von Hochſtädt. Dieſen Sieg noch weiter auszubeuten, ſtellten jetzt Holland und England an den Kaiſer die Forderung, den Prinzen Eugen ſofort von Italien aus in's ſüdliche Frankreich einfallen zu laſſen, um die Stadt Toulon, das damalige große Seearſenal von Frankreich, zu erobern, und bei dieſer Eroberung, an der ihnen als Seeſtaaten beſonders viel gelegen war, wollten ſie mit ihrer Kriegsflotte ſoviel möglich mitwirken. Der Prinz Eugen widerrieth den Zug, indem er auseinanderſetzte, warum derſelbe nothwendig mißglücken müſſe; allein da England und Holland faſt ganz allein die Geldmittel lieferten, welche zur Führung des Kriegs ſeit deſſen Beginn nothwendig waren, ſo mußte man ihnen nachgeben, und der Zug wurde alſo Anfangs Juli 1707 unternommen. Glücklich kam die Armee, 31,000 Mann ſtark, vor Toulon an, und umſchloß die Stadt von der Landſeite, während die engliſch-holländiſche Flotte unter Admiral Shovel den Hafen bloquirte. Doch wie wollte man eine ſo überaus ſtarke Feſtung, die von 35,000 Mann unter dem Marſchall Teſſé vertheidigt wurde, mit ſo geringen Streitkräften bezwingen, beſonders da auch eine franzöſiſche Entſetzungsarmee unter dem Marſchall von Berwick heranrückte? Ueberdem wie bald ſtellte ſich nicht heraus, daß die Flotte gegen die Seeforts vor der Rhede von Toulon durchaus nichts ausrichten könne! Man mußte alſo am 12. Auguſt den Rückzug antreten, und ein Glück war's, daß man auf demſelben nicht den geringſten Schaden erlitt. Ja, auf dem Heimweg, an der Gränze von Piemont, eroberte der Prinz Eugen noch die Feſtung Suſa, und ſo verlief dieſer Feldzug ſchließlich doch wenigſtens nicht ganz reſultatlos.

Einen vollkommenen Gegenſatz zu den Waffenthaten des Prinzen

Digitalisiert von Google

Eugen in Italien bildete das Nichtsthun der Reichsarmee am Rhein, obwohl dieselbe von dem Prinzen Ludwig von Baden kommandirt wurde. Einmal nämlich war dieser alt und energielos geworden, und sodann konnte man mit einer solchen Armee, die man aus Dutzenden von Contingenten bunt zusammengeflickt hatte, unmöglich etwas ausrichten. Man mußte es daher ein großes Glück nennen, daß Ludwig XIV. dem Marschall Villars, welcher dem Prinzen Ludwig gegenüberstand, befahl, einen großen Theil seiner Truppen an den in den spanischen Niederlanden kommandirenden Marschall Villeroi abzugeben, denn dadurch wurde Villars so geschwächt, daß er froh sein mußte, das linke Rheinufer behaupten zu können. Nun starb der Prinz Ludwig am 4. Januar 1707, und sofort drang der Prinz Eugen darauf, daß man demselben in dem verdienten Feldmarschall Thüngen — der es trotz seiner Tapferkeit noch nie zu einem größeren selbstständigen Kommando hatte bringen können, weil ihm der höhere Adel abging — einen kräftigen Nachfolger geben solle. Allein umgekehrt verlangten die deutschen Reichsfürsten, daß einer aus ihrer Mitte zum Oberkommandanten der Reichsarmee ernannt werde, und somit erhielt den hohen Posten der Markgraf Christian Ernst von Brandenburg-Baireuth, ein alter, kränklicher, unentschlossener Herr, der sicherlich keinen Beruf zum Feldherrn hatte. Kaum erfuhr dieß sein Gegner, der Marschall Villars, so setzte derselbe am 22. Mai mit seiner ganzen Armee — und diese hatte Ludwig XIV. in diesem Jahr bedeutend verstärken können, weil nun keine Truppen mehr in Italien zu verwenden waren — bei Straßburg über den Rhein, und überfiel Tags darauf den Markgrafen bei Stollhofen so unerwartet, daß dieser, seine Kanonen und Bagage zurücklassend, über Hals und Kopf bis nach Ellwangen retirirte. Dadurch wurde die Pfalz nebst ganz Schwaben den Franzosen preisgegeben, und es wiederholte sich alsbald die Mélac'sche Barbarei fluchwürdigen Angedenkens. Contributionen über Contributionen und dazuhin Mord, Brand, Schändung und Plünderung — darin bestanden die Heldenthaten der Söhne der großen Nation! Freilich dankte nun der Markgraf von Brandenburg-Baireuth augenblicklich ab, und vor seinem Nachfolger, dem Kurfürsten Georg Ludwig von Hannover zog sich Villars im Spätherbst 1707 wieder

Digitalisiert von Google

über den Rhein zurück; allein der Schaden, den inzwiſchen die Franzoſen angerichtet, belief ſich auf mehr als neun Millionen Gulden, und wenn man nur den vierten Theil dieſer Summe für die Armee aufgewendet hätte, ſo wäre gar kein Welſcher über den Rhein herübergekommen.

Doch wenn nun auch Ludwig XIV. am Rhein die Oberhand behauptete, ſo erging es ihm auf dem dritten Kriegsſchauplatze, in den ſpaniſchen Niederlanden, um ſo ſchlimmer. Die dortige franzöſiſche Armee, der ſich auch der aus Bayern vertriebene Kurfürſt Max Emanuel mit dem kleinen Reſt ſeines Heeres anſchloß, kommandirte, wie wir bereits gemeldet, der Marſchall von Villeroi, und da er der Liebling der Frau Marquiſe von Maintenon war, ſo hatte man es ihm natürlich an nichts fehlen laſſen. Trotzdem wußte er es nicht zu hindern, daß der viel ſchwächere Herzog von Marlborough nach einander Lüttich (10. Juni 1705), Huy (11. Juli) und Tillemont (18. Auguſt) eroberte, und ſelbſt das wichtige Löwen wäre verloren gegangen, wenn nicht der holländiſche General Schlangenburg aus thörichter Eiferſucht die Pläne des großen brittiſchen Feldherrn beſtändig durchkreuzt hätte. Im Frühling des Jahres 1706 nun übrigens wurde Villeroi's Armee (durch Truppen, welche ihm Villars abgeben mußte) auf die damals ungewöhnliche Stärke von 75,000 Mann gebracht, denn es ſollte — ſo wollte es Ludwig XIV. — ein Gewaltsſchlag gegen Holland ſelbſt geführt werden, um ſich durch Eroberung dieſes reichen Landes eine ewig fließende Goldquelle zu eröffnen. Holland und England ſtrengten daher alle ihre Kräfte an, die Armee des Herzogs von Marlborough zu verſtärken, hauptſächlich durch Anwerbung von deutſchen Soldtruppen; allein mehr als 60,000 Mann konnten ſie nicht auftreiben, und das einzige Glück war, daß dieſe 60,000 Mann von einem Herzog von Marlborough kommandirt wurden. Zu Anfang Mai hatte Villeroi bei Löwen eine feſte Stellung eingenommen, und hoffte nun hier von ſeinem Gegner angegriffen zu werden; weil aber Letzterer hiezu keine Miene machte, hielt er es für Feigheit und rückte demſelben ſeinerſeits entgegen. Das war's, was Marlborough beabſichtigt hatte, und ſowie ſich nun Villeroi in der Ebene bei dem Dorfe Ramilliers unweit Juboigne lagerte, ſah er ſich

Digitalisiert von Google

alsobald (22. Mai 1706) vom Feinde angegriffen. Die Franzosen kämpften tapfer und hatten überdem die Uebermacht. Dagegen wußte der Marschall Villeroi, der hier auf's eclatanteste zeigte, daß er kein Feldherr sei, von einem großen Theil seiner Truppen nicht einmal Gebrauch zu machen, und erlitt daher nach wenigen Stunden eine totale Niederlage. Fast der dritte Theil seiner Armee wurde entweder getödtet oder verwundet oder gefangen genommen, und überdem gingen 80 Fahnen, die ganze Artillerie und das ganze Gepäck nebst der Kriegskasse verloren. Villeroi floh nach Löwen, aber der Sieger trieb ihn mit raschen Schlägen von da nach Brüssel und endlich selbst über die Schelde zurück. Daraufhin ergaben sich eine Menge von Städten, wie außer Löwen und Brüssel, insbesondere Gent, Mecheln, Antwerpen, Brügge, Oudenarde, Ostende, Ath und Dendermonde, und gegen den Herbst hin, stand in ganz Flandern und Brabant kein einziger Franzose mehr. Nun endlich sah Ludwig XIV. ein, daß er, wenn nicht in den Niederlanden Alles verloren gehen solle, den unfähigen Villeroi durch einen besseren Feldherrn ersetzen müsse, und so kam es, daß der Marschall-Herzog von Vendôme, wie wir bereits berichteten, schnellstens von Italien nach den Niederlanden abkommandirt wurde. Allein so eine energische Natur auch dieser neue Feldherr war, so verging doch das ganze Jahr 1707, ehe er etwas Entscheidendes vornehmen konnte. Einmal nämlich kostete es lange Zeit, bis das französische Heer wieder vollständig ergänzt war, und sodann sah sich Vendôme in allen seinen Operationen dadurch gehemmt, daß ihm Ludwig XIV. in seinem Liebling, dem jungen Herzog von Bourgogne, dem ältesten Sohne des Dauphins, einem höchst unerfahrenen, aber um so eingebildeteren Prinzen, einen Mitbefehlshaber gab, der, wenn ein Sieg erfochten worden wäre, allen Ruhm allein davongetragen hätte. Umgekehrt aber ließen Holland und England, zufrieden mit den gemachten Eroberungen, in jenem Jahre die Waffen ebenfalls ruhen, um den Herzog von Marlborough zu verschiedenen diplomatischen Zwecken an den deutschen Fürstenhöfen verwenden zu können.

War nun übrigens das Jahr 1707 in den Niederlanden so ziemlich resultatlos verlaufen, so hatte dagegen Ludwig XIV. das Jahr 1708 dazu bestimmt, jenen schon anno 1706 geplanten Hauptschlag, durch welchen

Digitalisiert von Google

möglicherweiſe der ganze Krieg beendigt wurde, zu führen. Holland wollte er nehmen, und dadurch ſowohl dieſe Republik, als auch England, das immer mit Holland Hand in Hand ging, zwingen, von der großen Allianz abzufallen. Dann ſtand ihm nur noch Kaiſer und Reich entgegen, und mit dieſen Beiden hoffte er um ſo leichter fertig zu werden, als ja Oeſterreich auch die Ungarn zu bekämpfen hatte. Deßwegen dirigirte er ſeine Hauptſtreitkräfte — in Italien brauchte er keine mehr und am Rhein gegen das erbärmliche Reichsheer genügte ein Corps von 30,000 Mann, über welches er den General Vivans und den vertriebenen Kurfürſten von Bayern ſetzte — nach Belgien, und im Frühjahr 1708 ſtand dort eine wohlausgerüſtete, vortrefflich geſchulte Armee von 80,000 Mann, geführt vom Marſchall-Herzog von Vendôme und dem jungen Herzog von Bourgogne. Natürlich legten nun aber auch die Alliirten die Hände nicht in den Schooß, und man kam überein, den Prinzen Eugen, weil in Italien überflüſſig, wie in dem denkwürdigen Jahr 1704 mit dem Herzog von Marlborough zuſammen operiren zu laſſen, während die Reichsarmee am Rhein dem Kurfürſten von Hannover unterſtellt blieb. Leider aber nahm es auch dießmal, wie immer in Oeſterreich, geraume Zeit in Anſpruch, bis die Wiener Regierung eine ſchlagfertige Armee auf die Beine brachte, und ſo durften ſich die Franzoſen bereits großer Erfolge rühmen, ehe der Prinz Eugen ſich mit dem Herzog von Marlborough vereinigen konnte. Es fielen alſo Gent und Brügge hinter einander ſchon am 5. und 6. Juli in die Hände der Herzoge von Vendôme und von Bourgogne und gleich nachher erſtürmten dieſelben auch die Feſtung Plaſſendahl. Von da wandten ſie ſich gegen Oudenarde, um, wenn auch dieſe Feſtung gefallen ſei, Brüſſel wegzunehmen; allein ſie marſchirten nur ſehr langſam, und ließen dadurch dem Herzog von Marlborough und dem Prinzen Eugen, die ſich inzwiſchen geeinigt hatten, Zeit, ihnen um einige Stunden zuvorzukommen. Darum, als die Franzoſen bei Oudenarde anlangten, fanden ſie den Feind bereits in Schlachtordnung aufgeſtellt, und unmittelbar nachher, Abends fünf Uhr, begannen die Kanonen zu donnern. Die Franzoſen waren, wie geſagt, 80,000 Mann ſtark, während der Prinz Eugen und Marlborough nur 70,000 Mann

Digitalisiert von Google

unter sich hatten; aber die beiden letztgenannten Feldherren handelten in bester Harmonie, nach einem von ihnen gemeinschaftlich ausgearbeiteten vortrefflichen Plane, während bei den Franzosen die Befehle des eigensinnigen Herzogs von Bourgogne und die des erfahrenen Marschalls von Vendôme sich beständig kreuzten. Den rechten Flügel des alliirten Heeres kommandirte der Prinz Eugen, und er war es, der zuerst die Schlachtlinie des Feindes durchbrach. Eine halbe Stunde später aber gewann auch der Herzog von Marlborough auf dem linken Flügel die Oberhand, und mit Sonnenuntergang waren die Franzosen auf allen Seiten geworfen. Sie flohen in Unordnung nach Gent zu und ließen über 7000 Todte und Verwundete auf dem Platze, während ganze Regimenter, zusammen etwa 8000 Mann, sich gefangen geben mußten. Was aber die Hauptsache war, die geschlagene Armee brauchte Wochen, bis sie sich nur wieder sammelte, und selbst dann fehlte ihr aller Muth, um aus ihrer festen Stellung bei Gent herauszurücken. Somit hinderte die Alliirten nichts, sofort zur Belagerung von Lille (früher Ryssel geheißen), des größten Waffenplatzes der Franzosen an der niederländischen Gränze, welchen der geniale Vauban völlig uneinnehmbar zu machen versucht hatte, zu schreiten, und am 23. Oktober mußte sich die Stadt, am 8. Dezember auch die Citadelle ergeben. Wie nun aber jetzt die beiden Helden Marlborough und Eugen, trotz der Winterkälte, auf Gent zumarschirten, zogen sich die Franzosen schnellstens noch weiter zurück, und räumten von freien Stücken selbst Brügge und Plassendahl.

Tief und schwer lag jetzt die Sorge auf Ludwig XIV., dem einst so sieggewohnten stolzen Monarchen, denn auch aus Spanien, wo seit 1708 der tapfere Graf Guido von Starhemberg an die Spitze des habsburgischen Heeres gestellt worden war, lauteten die Nachrichten höchst traurig, und er mußte daran verzweifeln, seine überall geschlagenen Heere wieder zu ergänzen. Ueberdem woher sollte er die Mittel nehmen, die ungeheuren Kosten des Kriegs noch ferner zu bestreiten? Der französische Handel war durch die englischen und holländischen Schiffe vernichtet. Die französischen Manufacturen und Fabriken lagen gänzlich darnieder, denn es fehlte fast eben so sehr an Händen zum Arbeiten als an Absatzquellen. Die fortgesetzten

Digitalisiert von Google

außerordentlichen Steuern und Auflagen hatten das französische Volk beinahe in ein Volk von Bettlern verwandelt, und Hunderttausenden war ihre letzte Habe von Gerichtswegen verkauft worden. Endlich trat auch noch von 1708 auf 1709 ein furchtbar kalter Winter ein, der die Feldfrüchte, den Weinstock und die Obstbäume auf ganze Strecken hin vernichtete und es ganz unmöglich machte, für den nächsten Feldzug die Magazine wieder zu füllen. So erzeugte sich in Ludwig XIV. eine unendliche Sehnsucht nach Frieden, und noch ehe das Frühjahr 1709 anbrach, sandte er Bevollmächtigte nach dem Haag, um Unterhandlungen anzuknüpfen. Man sah, daß es ihm Ernst sei, und alle Staaten, die sich am Krieg betheiligt hatten, sandten sofort Bevollmächtigte, um sich über die Friedensbedingungen zu einigen. Die Vertreter Ludwigs XIV., an ihrer Spitze der Staatsminister Torcy, erwiesen sich äußerst nachgiebig, und waren schließlich sogar bereit, auf das ganze spanische Erbe zu verzichten. Nicht minder wollten sie den Holländern und Engländern alle ihre Forderungen einräumen; allein wie man nun deutscherseits auch noch die Heraus-
gabe des Elsaßes mit Straßburg verlangte, brachen sie die Verhandlungen ab, und der Congreß ging am 2. Juni 1709 unverrichteter Dinge auseinander. Abermals also stellte man den Entscheid auf die Spitze des Schwertes und von beiden Seiten wurden die ungeheuersten Anstrengungen gemacht, um sich den Sieg zu sichern. Bald hatten die Alliirten eine Armee von nicht weniger als 110,000 Mann beisammen, an deren Spitze natürlich wieder der Prinz Eugen und der Herzog von Marlborough gestellt wurden. Nicht viel schwächer war die Armee, welche Ludwig XIV. aufbrachte, und durch Erfahrung klug gemacht, ernannte er zum Oberanführer derselben seinen tüchtigsten Feldherrn, den vielbewährten Marschall Villars. Am Rhein aber kommandirte auf der einen Seite der Marschall Harcourt, und auf der anderen, wie voriges Jahr, der Kurfürst von Hannover, welche Beide je 30,000 Mann unter sich hatten. Was nun die letzteren beiden Heere anbelangt, so beschränkten sie sich meist auf Märsche und Gegenmärsche, und nur ein einziges Mal wagte sich Harcourt bei Kehl über den Rhein, um das Kinzigthal auszuplündern. Die beiden großen Armeen in den Niederlanden dagegen maßen sich am

Digitalisiert von Google

11. September 1709 bei Malplaquet, und die Schlacht, die sie sich hier lieferten, war die blutigste des ganzen Kriegs. Zusammen von beiden Seiten zählte man über 35,000 Todte und Verwundete, nämlich von Seiten der Franzosen 15,000 und von Seiten der Alliirten 20,000, denn die Ersteren hatten eine wohl gedeckte, fast uneinnehmbare Stellung inne gehabt. Dessenungeachtet trug das Genie Marlboroughs und des Prinzen Eugen abermalen einen glänzenden Sieg davon, und die Franzosen traten ihren Rückzug (diesen ordnete der alte Marschall von Boufflers an, weil Villars schwer verwundet hatte weggetragen werden müssen) nach Valenciennes in größter Verwirrung an. Noch mehr, sie blieben dort von nun an unthätig stehen, und es gelang in Folge dessen den Alliirten am 20. Oktober das feste Mons — Tournay war schon vorher gefallen — zur Uebergabe zu zwingen. Auch dieser neue Feldzug also endete für Ludwig XIV. unglücklich genug, und doch hatte er die letzten Kräfte seines armen ausgesogenen Landes angestrengt. Ueberdem, welch' traurige Nachrichten liefen nicht aus Spanien ein, wo El gran Capidan — so nannten die Spanier den Grafen Guido von Starhemberg — einen Sieg nach dem anderen über die Streitkräfte Philipps V. erlangte! Gewiß, jetzt blieb für den französischen König vollends nichts mehr übrig, als um jeden Preis Frieden zu schließen, und er erneuerte also nicht blos seine früheren Anträge, sondern erklärte sich auf dem Friedenscongreß, der sofort im März 1710 in Gertruydenburg eröffnet wurde, sogar bereit, das Elsaß und Straßburg herauszugeben. Mehr konnte man offenbar nicht von ihm verlangen, wenn man ritterlich verfahren wollte; allein der Wiener Hof war nun durch die vielen Siege so übermüthig geworden, daß er schließlich an den französischen Monarchen das Ansinnen stellte, er solle sich verpflichten, seinen Enkel Philipp V. mit seinen eigenen Truppen aus Spanien zu vertreiben, falls derselbe sich etwa weigern sollte, die Königskrone freiwillig niederzulegen. Das war eine entehrende Forderung, auf die Ludwig XIV. unmöglich eingehen konnte; um aber seine Nachgiebigkeit auf's höchste zu treiben, erbot er sich, an das kaiserliche Heer, das mit der Vertreibung Philipps V. beauftragt werde, so lange monatlich eine Million Livres Subsidien zu zahlen, bis die Vertreibung zur vollendeten Thatsache

Digitalisiert von Google

geworden sei. So tief demüthigte sich der noch vor kurzem so übermüthige französische Monarch, und man ersieht daraus, wie unmöglich es ihm scheinen mußte, den Krieg fortzusetzen. Trotzdem — wer sollte es glauben? — verwarf der verblendete Wiener Hof den Vorschlag und bestand darauf, der Großvater müsse den Enkel mit Waffengewalt aus Spanien vertreiben. Nunmehr brach Ludwig XIV., den Untergang der Schande vorziehend, die Unterhandlungen ab, und seinen Franzosen, denen er das empörende Betragen der Alliirten in einem Manifeste kundthat, schwuren voller Begeisterung, für die Ehre ihres Königs, die zugleich ihre eigene sei, den letzten Heller und den letzten Mann opfern zu wollen. Dem Hause Oesterreich aber sollte die Strafe für die bewiesene höhnisch-übermüthige Rachgier nicht erspart bleiben.

Für das Jahr 1710 hatten die beiden siegreichen Feldherren Marlborough und Prinz Eugen gemeinschaftlich einen großartigen Feldzugsplan entworfen. Eine englisch-holländische Flotte nämlich sollte die französischen Seestädte Calais, Boulogne und Abbéville bombardiren und wegnehmen, während sie sich selbst die Aufgabe stellten, mit ihrem vereinigten Heere die Landfestungen Douai, Béthune, Arras und Amiens zu erobern. War aber dieß Alles gelungen, so stand ihnen der Weg nach Paris offen, und dort wollten sie den Frieden dictiren. Die ersten Landoperationen gegen Douai und Béthune gelangen, obwohl der Marschall Villars, welcher — von seinen Wunden genesen — wieder an der Spitze der französischen Armee stand, denselben die größten Hindernisse bereitete; die englisch-holländische Flotte dagegen zeigte sich sehr lässig und bald erfuhr die Welt zu ihrem Erstaunen, daß die Unternehmung gegen die französischen Seestädte gänzlich aufgegeben sei. Sollte es vielleicht der englischen Regierung nicht mehr um eine energische Kriegführung zu thun sein? So mußte man nothwendig vermuthen, und diese Vermuthung fand nicht lange hernach in einem schwer wiegenden Londoner Ereignisse ihre Bestätigung. In England gab es seit der Hinrichtung König Karls I. zwei große politische Partheien, die der aristokratisch-royalistischen Tories und die der liberal-demokratischen Whigs. Auf die Ersteren stützte sich Karl II. und sein Nachfolger Jakob II.; auf die Letzteren aber,

Digitalisiert von Google

wie sich von selbst versteht, Wilhelm III., der den König Jakob II. stürzte, und ebenso auch dessen Nachfolgerin, die jetzige Königin Anna. Alle Ministerstellen waren also mit Whigs besetzt, und insbesondere standen an der Spitze der Regierung der Herzog von Marlborough, der Großsiegelbewahrer Graf Godolphin, sein Freund, und der Lord Sunderland, Godolphins Sohn und Marlboroughs Tochtermann. Daß aber diese Dreie stets, so lange die Königin Anna lebte, am Ruder bleiben würden, daran zweifelte schon deßwegen kein Mensch, weil Lady Sarah, geborene Jennings, Marlboroughs Gemahlin, der Königin innigste Freundin war und dieselbe fast schrankenlos beherrschte. Dagegen arbeiteten die Häupter der Tories, Robert Harley, Graf von Oxford, und St. John Viscount Bolingbroke, schon lange unausgesetzt dahin, die Whigs zu stürzen, um selbst an's Ruder zu kommen, und mit ihnen verbündete sich eine der Ehrendamen der Königin, Lady Masham, welche gerne die hohe Stellung der Herzogin von Marlborough eingenommen hätte. Was soll ich nun viele Worte machen? Lady Masham benützte jeden, selbst den geringfügigsten Umstand, um die Königin gegen die Lady Sarah nach und nach mit Bitterkeit zu erfüllen, und da die Lady Sarah sehr herrschsüchtig, die Königin Anna sehr beschränkt und mißtrauisch, sie selbst — Lady Masham nämlich — aber sehr klug und vorsichtig war, so gelang dieß in verhältnißmäßig kurzer Zeit. Nicht minder wußten die beiden Toriehäupter, Oxford und Bolingbroke, die Königin in den Audienzen, welche ihnen Lady Masham heimlich verschaffte, von zweierlei zu überzeugen, einmal davon, daß die Whigs Godolphin und Sunderland das Regiment ganz eigenmächtig führten, ohne nach dem Willen der Regentin auch nur das Geringste zu fragen, und sodann davon, daß der Krieg gegen Frankreich wegen seiner horrenden Kosten (die Kosten waren um so größer, als man den deutschen Fürsten für die Regimenter, welche sie dem Herzog von Marlborough stellten — und der größte Theil seiner Armee bestand aus deutschen Truppen — sehr hohe Subsidien zahlen mußte) die Kräfte des Landes weit übersteige. So kam es, daß zu Ende des Jahres 1710 nicht blos die Herzogin von Marlborough plötzlich vom Hofe entlassen, sondern auch das Whigministerium gestürzt und durch ein Ministerium Oxford-Boling-

Digitalisiert von Google

broke erſetzt wurde. Schon dieß bedeutete nichts Anderes als den Frieden mit Frankreich, weßwegen auch die neuen Miniſter ſich alsbald mit Ludwig XIV. wegen eines Separatfriedensabſchluſſes in geheime Unterhandlungen einließen. Nun trat aber nicht lange hernach noch ein anderes Ereigniß ein, welches faſt noch ſchwerer in's Gewicht fiel, das nämlich, daß der Kaiſer Joſeph I. am 17. April 1711 ſchnell — an den Pocken — hinwegſtarb, denn da er keine Nachkommen hinterließ, wer war ſein Erbe? Kein Anderer als ſein Bruder Karl, jener ſelbe Erzherzog Karl, den die Alliirten zum Beherrſcher Spaniens beſtimmt hatten und der in Spanien auch bereits den Titel Karl III. führte. Ihm fielen jetzt alle öſterreichiſchen Erbſtaaten zu, und unzweifelhaft wurde er auch Kaiſer von Deutſchland. Wenn aber dieß, lag es dann im Intereſſe Englands, ihm auch noch die Kronen von Spanien, Neapel, Mailand, Sicilien, Belgien und Amerika auf's Haupt zu ſetzen? Dann wäre er ein ſo übermächtiger Potentat geworden, wie einſt Karl V., und um nun ſolches zu verhindern, bemühte ſich das neue engliſche Miniſterium, mit Ludwig XIV. ein Abkommen dahin zu treffen, daß die ſpaniſche Monarchie zwiſchen den Häuſern Bourbon und Habsburg getheilt werde. Hiefür ließ ſich auch alsbald die holländiſche Republik gewinnen, denn die von kaufmänniſchem Geiſt beſeelten Spitzen derſelben haßten den langen Krieg, ſeiner Koſtſpieligkeit halber, in ihrem Tiefinnerſten, und ſiehe da, am 4. Oktober 1711 — nachdem man den Herzog von Marlborough unter ſchmählichen Anſchuldigungen abberufen, und durch den unfähigen Herzog von Ormond erſetzt hatte — war man bereits ſo weit, in London die Friedenspräliminarien mit Frankreich in aller Stille abſchließen zu können. Während dieß in London vorging, tagten die deutſchen Kurfürſten in Frankfurt, um die Kaiſerwahl vorzunehmen, und der Prinz Eugen wurde angewieſen, ſein Heer — nachdem er es von dem engliſch-holländiſchen getrennt — zum Schutze der Wahl in der Nähe von Frankfurt aufzuſtellen. Aus der Urne ging dann am 12. Oktober 1711 der Erzherzog Karl unter dem Namen Karl VI. als Kaiſer hervor, und ſowie nun dieſer von den obgenannten Friedenspräliminarien erfuhr, ſandte er den Prinzen Eugen nach England, um dieſelben womöglich rückgängig zu machen. Allein

Digitalisiert von Google

die Bemühungen des Prinzen blieben ganz erfolglos, und schon auf den 12. Januar 1712 wurde auf den Betrieb Oxfords und Bolingbrokes in Utrecht zur Feststellung des definitiven Friedens ein Congreß eröffnet. Zugleich lud man den Kaiser, sowie überhaupt alle am Krieg betheiligten Staaten ein, denselben zu beschicken, und nicht minder wurde der Herzog von Ormond, der neue Oberbefehlshaber des englisch-holländischen Heeres, angewiesen, die Waffen ruhen zu lassen. So schnell übrigens ging es mit dem Definitiv-Abschluß doch nicht, und erst am 11. April 1713 setzten die Bevollmächtigten von Frankreich, England, Holland, Savoyen, Spanien und Preußen ihre Namen unter das Instrument. Laut demselben — man nannte es den Frieden von Utrecht — behielt Ludwigs XIV. Enkel, Philipp II., das Königreich Spanien nebst den weiten amerikanischen Kolonieen, mußte sich aber auf's feierlichste verpflichten, unter keinen Umständen je den französischen Thron anstreben zu wollen. Von den anderen Theilen der spanischen Monarchie sollten die spanischen Niederlande nebst Neapel, Mailand und Sardinien an den neuen deutschen Kaiser Karl VI. fallen, während Sicilien dem Herzog von Savoyen (der es aber nur wenige Jahre später mit dem ihm näher gelegenen Sardinien vertauschte, und dann den Titel König von Sardinien annahm) zugesprochen wurde. Friederich Wilhelm I. von Preußen, seit dem 25. Februar 1713 der Nachfolger Friederichs I., gewann außer der größeren Hälfte von Geldern das soeben durch den Tod der Herzogin von Nemours erledigte Fürstenthum Neuenburg nebst der Grafschaft Valengin, und Ludwig XIV. erkannte feierlichst seine souveraine Königswürde an. Noch geringer mußte sich Holland abspeisen lassen, nämlich mit einem Handelsvertrag, der einige pecuniäre Vortheile brachte, sowie mit dem Rechte, in acht Festungen an der belgisch-französischen Gränze (in Ypern, Menin, Tournay, Mons, Charleroi, Namur, Fürnes und Fort Knocke) Besatzungen zu unterhalten. Am reichsten dagegen wurde England bedacht, denn Ludwig XIV. mußte sich zur Schleifung der Festung Dünkirchen, zur Vertreibung der Stuarts (der Prätendenten des englischen Thrones) aus Frankreich, und zur Abtretung der weitgedehnten Kolonieen im Nordosten von Amerika (Neufrankreich geheißen) verstehen; von Spanien aber erhielt es

Digitalisiert von Google

Gibraltar und Minorka nebſt dem ſogenannten Aſſientovertrag, d. h. dem Recht, ganz allein afrikaniſche Neger nach dem ſpaniſchen Amerika einführen zu dürfen. Endlich machte man noch ab, daß der Kaiſer den Kurfürſten von Bayern und den Kurfürſt-Erzbiſchof von Köln wieder in ihre Länder einzuſetzen habe, denn nur unter dieſer Bedingung dürfe er auf Mailand, Neapel, Sardinien und Belgien Anſpruch machen.

Der Utrechter Frieden war ohne alle Mitwirkung der kaiſerlichen Regierung zu Stande gekommen, und Karl VI. erkannte ihn alſo auch nicht an. Im Gegentheil war man in Wien vom furchtbarſten Zorn darüber erfüllt, und hatte hiezu vollkommen gegründete Urſache. Seit ſeinem Regierungsantritt hatte Ludwig XIV. mit Mißachtung alles Rechts nichts als die gemeinſten Raubkriege geführt, und alle ſeine Nachbarn in gleich ehrloſer Weiſe behandelt. Es war alſo Pflicht, denſelben wie ein gemeinſchädliches Raubthier zu verfolgen, und jetzt oder nie bot ſich die Gelegenheit, dem tief Gedemüthigten die wohlverdiente Strafe aufzuerlegen. Statt deſſen befleckte ſich die neue engliſche Regierung mit der unauslöſchlichen Schande, mit dieſem ewigen Störenfriede ein Abkommen zu treffen, das ihm, ſtatt ihn für immer unſchädlich zu machen, die größten Vortheile ſicherte, und Holland, Preußen, Spanien und Savoyen ſtimmten zu. Dieſer Gedanke war es, der den Kaiſer ganz raſend machte, und in ſeinem Zorn — er hätte aber beſſer gethan, ſich daran zu erinnern, welche Thorheit er begangen habe, aus übermüthiger Rachſucht die vor drei Jahren gebotenen Friedensbedingungen von ſich zu weiſen — beſchloß er, den Krieg für ſich allein, oder vielmehr mit Hülfe des Reichs fortzuſetzen. Allein nur zu bald kam die Ernüchterung. Bisher hatten England und Holland die zum Kriege nöthigen Gelder geliefert, woher aber ſollte man dieſelben jetzt nehmen? Alle öſterreichiſchen Erbſtaaten waren durch den dreizehnjährigen Kampf total ausgeſogen, und neue Steuern auszuſchreiben, gehörte in's Reich der Unmöglichkeit. Borgen konnte man ebenſowenig, denn man hatte den Credit längſt erſchöpft, und ſomit ſah man ſich nicht im Stande, ein eigenes Heer auch nur auf Wochen zu unterhalten. Was aber die Reichstruppen anbelangte, ſo hatten die größeren deutſchen Fürſten während

Digitalisiert von Google

des ganzen Kriegs nur unter der Bedingung tüchtigere Contingente gestellt, daß man sie dafür reichlich (man nannte dieß Subsidiengelder) bezahlte, und natürlich verlangten sie dieselben Subsidiengelder auch jetzt wieder. Weniger halsstarrig benahmen sich allerdings die kleinen Reichsstände, besonders die Reichsstädte, allein wie sahen die Truppen aus, die sie lieferten? Einen Mischmasch tollerer Art — verschiedene Bewaffnung, verschiedene Montur, verschiedenes Exercitium, verschiedenes Kommando — konnte man sich gar nicht denken, und eine solche Armee hatte natürlich gar keinen Werth. Dagegen verfügte Ludwig XIV. über ein treffliches Heer von fast 100,000 Mann, und wie wollte also Karl VI. gegen ihn aufkommen? Trotzdem beschloß man in Wien den Versuch zu machen, weil man in dem Prinzen Eugen einen Feldherrn besaß, mit dem sich kein Anderer messen konnte; allein wie nun der Prinz im Sommer 1713 die Truppen musterte, die sich nach und nach unter seiner Fahne sammelten — im Ganzen nicht mehr als 40,000 Mann und darunter die Hälfte unbrauchbar —, da erklärte er sogleich, mit denselben auch nicht das Geringste ausrichten zu können, und bezog sofort, um nur wenigstens nicht geschlagen zu werden, rechts vom Rhein zwischen Mühlberg und Ettlingen im Badischen ein festes Lager. In diesem blieb er vom Marschall Villars, den Ludwig XIV. auch jetzt wieder zum Oberanführer seiner Truppen ernannt hatte, ganz unbehelligt, so sehr respektirte man seine Feldherrngröße; dagegen mußte er es ruhig geschehen lassen, daß die Franzosen nach einander die Festungen Landau (20. August 1713) und Freiburg (17. November) eroberten, und die ganze Umgegend auf's furchtbarste brandschatzten. Der Wahnsinn, österreichischerseits den Krieg noch länger fortführen zu wollen, lag also zu Tage, und dieß setzte auch der Prinz Eugen dem Kaiser in einer Denkschrift klar genug auseinander. Nicht minder kam Ludwig XIV., dessen Finanzquellen bei der Erschöpfung seines Landes gänzlich versiegten, zu derselben Einsicht, und somit beauftragte er, noch während der Belagerung von Freiburg, den Marschall Villars, sich wegen einzuleitender Friedensunterhandlungen an den Prinzen Eugen zu wenden. Nachdem so der Weg gebahnt war, bevollmächtigte einerseits Karl VI. den Prinzen Eugen und andererseits Lud-

Digitalisiert von Google

wig XIV. den Marſchall Villars mit dem Friedensgeſchäfte, und beide Feldherrn kamen zu dieſem Behufe am 26. November 1713 auf dem Schloſſe von Raſtadt zuſammen. Die Verhandlungen nahmen aber eine geraume Zeit in Anſpruch, denn Ludwig XIV. ließ zum Theil Anforderungen machen, welche ihm unmöglich gewährt werden konnten. Ja der Prinz Eugen mußte ſogar einmal die Verhandlungen geradezu abbrechen, um die Franzoſen geſchmeidiger zu machen. Endlich übrigens, am Abend des 6. März 1714 kam man doch über Alles in's Reine, und am 7. in der Früh um 3 Uhr (ſo lange dauerte es, bis die Sekretäre die beiden Reinſchriften fertig brachten) unterzeichneten die beiden Feldherren das wichtige Dokument, das man nachher den Raſtadter Frieden nannte. Frankreich verzichtete darin auf die Eroberungen rechts vom Rheine, nicht aber auf Landau. Oeſterreich erhielt Belgien, Neapel, Mailand, Sardinien, Mantua und die toskaniſchen Seehäfen an der weſtlichen Küſte. Endlich wurden die beiden Kurfürſten von Bayern und Köln in ihre Länder und Würden wieder eingeſetzt, gerade wie wenn ſie keine Reichsverräther geweſen wären. So endete dieſer ſchreckliche Krieg, durch welchen der ganze Süden und Weſten Europa's zerrüttet wurde, und das Jahr darauf, am 1. September 1715 ſtarb Ludwig XIV., der Urheber all' dieß gräßlichen Elends.

In derſelben Zeit, in welche der Kampf um das ſpaniſche Erbe fällt, tobte noch ein anderer Krieg, der ſogenannte Nordiſche, aber an dieſem betheiligte ſich uur der nördliche Theil Deutſchlands, zuerſt ſogar nur allein das Kurfürſtenthum Sachſen, und erſt ſpäter auch noch Preußen und Hannover. Schweden hatte ſich unter Guſtav Adolph und ſeinen nächſten Nachfolgern dadurch zu einer Großmacht erhoben, daß dieſe Könige von den benachbarten Ländern größere Stücke abriſſen und dem ſchwediſchen Reiche einverleibten. So verlor Deutſchland in Folge des dreißigjährigen Kriegs ſein ganzes Küſtenland an der Nord- und Oſtſee mit Bremen, Verden, Wismar, Stralſund und Stettin, und der ganze nordiſche Handel kam dadurch in ſchwediſche Hände. So ward den Dänen Gothland, Oeſel, Halland, Schonen, Bleckingen und Herjedalen abgenommen und überdem ſetzte es Schweden im ſogenannten Altonaer Vergleich von 1689 durch, daß

Digitalisiert von Google

die Herzoge von Holstein-Gottorp (diese Nebenlinie des dänischen Königshauses entstand dadurch, daß König Friederich I. von Dänemark in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Herzogthümer Schleswig-Holstein unter seine beiden Söhne, den älteren Christian, den nachherigen König Christian III. von Dänemark, und den jüngeren Adolph theilte, denn letzterer schlug sofort auf dem Schlosse Gottorp seine Residenz auf, und von diesem Schlosse hießen sich seine Nachkommen Herzoge von Holstein-Gottorp) vollkommene Unabhängigkeit von Dänemark (dafür wurden sie von dem sie beschützenden Schweden abhängig) mit Souverainetät erlangten. So verlor Polen im Frieden von Oliva vom Jahr 1660 an Schweden nicht blos ganz Liefland, sondern auch den größten Theil von Esthland und verschiedene Stücke von Litthauen. So setzte sich endlich Schweden in seinen früheren Kämpfen mit den Russen, Finnen und anderen nordischen Völkerschaften in den Besitz von allem Land, welches den Bottnischen und Finnischen Meerbusen umgiebt (Ingermannland, Finnland u. s. w.) und selbst die Stätte, worauf das jetzige Petersburg steht, war zu Ende des 17. Jahrhunderts noch eine sumpfige Niederung, auf welcher einige schwedische Fischer sich angesiedelt hatten. Auf Kosten seiner Nachbarn also war Schweden groß geworden, und wer wird es nun diesen Nachbarn verübeln wollen, wenn sie seit Jahren schon auf Wiedervergeltung sannen? Da starb im Jahr 1697 König Karl XI. von Schweden, und weil nun sein Sohn und Nachfolger Karl XII. ein unerfahrener und unerzogener Jüngling von sechzehn Jahren war, glaubten Dreie der Nachbarn, nämlich König Friederich IV. von Dänemark, König August II. von Polen (und zugleich Kurfürst von Sachsen) und Czar Peter I. von Rußland, den man nachher den Großen nannte (zwei andere Nachbarn, die Beherrscher von Preußen und Hannover hielten sich für jetzt noch fern), die früheren Verluste an Land und Leuten mit größter Leichtigkeit wieder einbringen zu können. Besser gesagt, sie hielten die Zeit für gekommen, wo es ihnen gelingen müsse, von den schwedischen Provinzen all' das an sich zu reißen, was für sie einen besonderen Werth hatte, und schlossen zu diesem Behufe im Jahr 1699 ein Schutz- und Trutzbündniß mit einander. Das Jahr darauf sodann eröffnete Friederich IV. von Dänemark den Krieg damit,

Digitalisiert von Google

daß er im März 1700 in den Gottorp'schen Theil von Schleswig-Holstein einfiel, denn dieses unter schwedischem Schutze souverain gewordene Herzogthum sollte vor allem wieder unter dänische Botmäßigkeit gebracht werden. Allein merkwürdig, kaum erhielt Karl XII. hievon Kunde, so rüstete er in aller Eile Flotte und Heer aus, und fuhr im Juli auf Kopenhagen zu. Da sah man denn sogleich, daß man sich total verrechnet habe, wenn man ihn für einen thörichten Jüngling hielt, der leicht zu besiegen sei. Vielmehr steckte gerade umgekehrt der Geist, die Energie, die Tapferkeit und das kriegerische Talent Gustav Adolphs in ihm, und es war nur Schade, daß er damit einen Starrsinn verband, der sich nur zu oft nicht einmal vor der Vernunft beugte. Gut also, am 4. August 1700 landete Karl XII. auf der Insel Seeland, nur fünf Meilen unterhalb Kopenhagen, und schlug die Dänen, die seine Landung verhindern wollten, auf's Haupt. Jetzt stand der Eroberung Kopenhagens, der Hauptstadt Dänemarks, nichts mehr im Wege, und ebendeßhalb beeilte sich König Friederich IV., durch die Niederlage tief gedemüthigt, schon am 8. August um Frieden zu bitten. Diesen — er wurde zu Travendahl abgeschlossen — erhielt er auch wirklich und zwar unter keineswegs allzuharten Bedingungen. Er mußte dem Bündnisse mit Polen und Rußland entsagen, und den Herzog von Holstein-Gottorp für den Einfall in dessen Land entschädigen; im Uebrigen aber blieb er ganz unbehelligt, und Karl XII. war sogar so gnädig, auf Seeland nicht einmal Contributionen zu erheben. Fast zu gleicher Zeit mit dem König von Dänemark hatten auch dessen beide Verbündete ihre kriegerischen Operationen begonnen, und während August der Starke, um Liefland zu erwerben, Riga belagerte, marschirte Peter der Große in Esthland ein. Der Kommandant von Riga jedoch vertheidigte die Stadt so tapfer, daß König August II. schon am 9. September 1700 die Belagerung wieder aufgab, und somit beschloß Karl XII., der Anfangs, nach der Besiegung Dänemarks, Willens gewesen war, zuerst Riga zu entsetzen, unverweilt zur Bekämpfung Peters des Großen zu schreiten. Am 6. Oktober 1700 landete er mit einer kleinen aber auserlesenen Armee von nur 8000 Mann im Hafen von Pernau und marschirte dann eilends auf Narwa, welches Peter der Große mit einer Armee von 80,000 Mann

Digitalisiert von Google

unter dem Herzog von Croy belagerte. Am 30. November 1700 kam's zur Schlacht, und die 80,000 Ruſſen erlitten von den 8000 Schweden eine totale Niederlage. Sie verloren außer 10,000 Todten mehr als 30,000 Gefangene und ihre ganze Artillerie, ihre ganze Bagage, alle ihre Fahnen, ja ſelbſt ihre wohlgefüllte Kriegskaſſe fielen in die Hände der Schweden. Im nächſten Frühjahr (1701) rückte Auguſt der Starke mit einem neu geſammelten Heere abermalen in Liefland ein, und eigenthümlich dabei war, daß dieſes Heer faſt nur allein aus Sachſen beſtand. In Polen nämlich hatte er eine mächtige Parthei gegen ſich — diejenige, welche den Prinzen Conti zum Könige gewollt hatte — und dieſe Parthei, ſtatt ihm Truppen und Geld zu ſtellen, ſympathiſirte mit Karl XII., durch welchen ſie ſeiner verhaßten Perſönlichkeit loszuwerden hoffte. Die andere Parthei aber, welche von Auguſt durch Beſtechung gewonnen worden war, drang zwar darauf, daß Liefland für Polen zurückerobert werde, meinte jedoch, es ſei Pflicht des von ihnen erwählten Reichsoberhauptes, dieſe Eroberung aus eigenen Mitteln zu bewerkſtelligen. Ohne ſächſiſches Geld und ohne ſächſiſche Truppen wäre es alſo Auguſt dem Starken ganz unmöglich geweſen, den Krieg gegen Karl XII. zu führen, und doch hatte das Kurfürſtenthum Sachſen auch nicht das geringſte Intereſſe dabei, den ſchwediſchen König zu bekämpfen. Dieſe Sachlage kannte der Letztere natürlich ganz genau, und alsbald faßte er den feſten Entſchluß, dieſem Auguſt, der nicht als Kurfürſt von Sachſen, ſondern als König von Polen, trotzdem aber mit ſächſiſchen Soldaten und mit ſächſiſchem Gelde Krieg führte, unter allen Umſtänden die polniſche Krone vom Haupte zu reißen. Nachdem er ſomit im Mai 1701 aus Schweden Verſtärkungen an ſich gezogen, brach er von Narwa, wo er überwintert hatte, über Dorpat nach Riga auf und ſchlug die Sachſen am 8. Juni hart bei dieſer Stadt ſo total, daß ſie in's Preußiſche flüchten mußten. Daraufhin eroberte er ganz Kurland nebſt einem Theile von Litthauen und legte in die größeren Städte Beſatzungen. Nunmehr hätte Auguſt der Starke um jeden Preis gerne Frieden geſchloſſen, und ſchickte deßhalb im April 1702 eine Geſandtſchaft an den jungen ſchwediſchen Helden nach Grodno. Allein Karl XII. wies alle Anträge zurück, und rückte gleich nachher in Polen ſelbſt ein. Am 24. Mai 1702

Digitalisiert von Google

öffneten ſich ihm die Thore von Warſchau und am 19. Juli brachte er Auguſt dem Starken bei Kliſſow eine zweite blutige Niederlage bei. Nach einander fielen nun Krakau (im Auguſt) und Lublin (im Oktober) in ſeine Hände, und ebenſo im nächſten Jahre — nachdem ein neues ſächſiſches Heer unter dem General Steinau am 1. Mai 1703 bei Pultusk faſt vernichtet worden war — Thorn, Danzig und Elbing. So wurde Karl XII. nach und nach Herr von faſt ganz Polen, und, um nun dem Kampfe ein definitives Ende zu machen, forderte er die polniſchen Magnaten auf, ſich einen anderen König zu wählen. Die Parthei, welche Auguſt dem Starken von jeher feind geweſen war, erklärte ſich ſofort hiezu bereit; dagegen konnte ſie ſich lange über die Perſon des zu Wählenden nicht einigen. Endlich übrigens ging auf den Befehl des ſchwediſchen Königs Stanislaus Leſzczinsky, der Woiwode von Poſen, aus der Wahlurne hervor, und hielt ſeinen feierlichen Einzug in Warſchau. Allein hatte nun in der That der Kampf ein Ende? Sicherlich nicht, denn einmal erkannte die andere Parthei, von welcher ſeiner Zeit Auguſt der Starke gewählt worden war, den Stanislaus nicht an, und ſodann war die Armee Karls XII. viel zu ſchwach, um alle eroberten Städte durch entſprechende Beſatzungen unter Botmäßigkeit halten zu können. Man denke nur an die ungeheure Ausdehnung, welche der polniſche Staat damals hatte, und denke zugleich an den furchtbaren Haß, welcher die meiſten Polen gegen ihre ſchwediſchen Bedränger, die natürlich auf ihre Koſten lebten, erfüllen mußte! So wurde es dem ſtarken Auguſt, beſonders nachdem ihm Peter der Große im Jahre 1705 ein bedeutendes Hülfsheer zugeſandt hatte, möglich, ſich immer noch in einem Theile Polens zu halten, und während eines Zugs, welchen Karl XII. anno 1705 gegen das mächtige Lemberg in Gallizien unternahm, glückte es ihm, ſelbſt Warſchau wieder zu nehmen. Freilich vernichtete der ſchwediſche General Rhenſkiold mitten im Winter, am 6. Februar 1706, ein neu ausgehobenes ſächſiſches Heer unter General Schulenburg bei Frauſtadt (im jetzigen Poſen zwiſchen Liſſa und Glogau) faſt gänzlich, und Karl XII. ſelbſt jagte die Ruſſen von Grodno bis nach Vollhynien zurück, indem er ihnen die entſetzlichſten Verluſte beibrachte. Allein ſelbſt jetzt noch hielt ſich König Auguſt II. in den polniſchen Städten und Provinzen,

Digitalisiert von Google

in welchen keine Schweden lagen, und hierüber auf's äußerſte erbittert, entſchloß ſich Karl XII. zu einem Wagniß, deſſen nur ein ſo verwegener Krieger, wie er, fähig war. Mitten in's Herz von Deutſchland, in den Kurſtaat Sachſen ſelbſt wollte er vordringen, und durch die Eroberung deſſelben den König von Polen zwingen, auf dieſes Königreich für immer zu verzichten. Freilich mußte er ſich ſagen, daß die deutſchen Fürſten, weil er mit dem deutſchen Reich im tiefſten Frieden ſtand, einen ſolchen Einbruch unmöglich dulden konnten, wenn ſie noch halbwegs auf Ehre und Vaterland etwas hielten. Noch weniger durfte er es ſich verhehlen, daß es die unumgängliche Pflicht des deutſchen Kaiſers ſei, ſich ſeinem Durchmarſch durch Schleſien — und auf einem anderen Weg konnte er von Polen nicht nach Sachſen kommen — mit Waffengewalt zu widerſetzen, dieweil ja Schleſien damals noch einen Theil der öſterreichiſchen Erbſtaaten bildete. Allein was kümmerte er ſich um Kaiſer und Reich! Dieſelben führten ja wegen des fernen Spaniens Krieg mit Frankreich, und konnten ſich alſo eines bedrängten deutſchen Staates nicht annehmen! Somit machte Karl XII. plötzlich, Anfangs Juli 1706, in Vollhynien Halt, ging über den Bug und die Weichſel und vereinigte ſich bei Piontec mit dem General Rhenſkiold. Dann übertrug er die Bewachung Polens dem General Marbefeld, und rückte mit ſeiner Hauptarmee, etwas über 20,000 Mann, über Rawicz und Herrnſtadt in Schleſien ein. Hier übrigens breitete er ſich nicht weiter aus, ſondern paſſirte ſofort die Oder und erreichte Anfangs September die ſächſiſche Gränze. Von welch' furchtbarem Schrecken nun die armen Unterthanen Auguſts des Starken erfüllt wurden! Alles flüchtete und barg ſeine Habe, denn man glaubte nicht anders, als die Schrecken des dreißigjährigen Kriegs würden ſich wiederholen. So weit kam's aber nicht, ſondern Karl XII. hielt gute Mannszucht, und marſchirte, nur das requirirend, was ſeine Truppen brauchten, geraden Weges über Radeberg, Meiſſen, Grimma und Naunhof nach Altranſtädt, zwiſchen Leipzig und Merſeburg, wo er, nachdem ſich dieſe beiden Städte unterworfen, ein Lager ſchlug. Zugleich beauftragte er ſeinen General Mayerfeld, Dresden, die Hauptſtadt des Landes, nebſt der Feſtung Königsſtein, welche Beide in ganz Sachſen allein Miene zum Widerſtand machten, in

Digitalisiert von Google

Beſitz zu nehmen, und dieſer konnte dieſem Auftrag um ſo leichter nachkommen, als ſich das ſächſiſche Heer, ſoweit ein ſolches noch vorhanden war, bei Auguſt dem Starken in Polen befand. Welch' eine Schreckenszeit nun für den Kurſtaat Sachſen, der ſich durchaus und willenlos dem Eroberer fügen mußte! Welch' eine gräßliche Demüthigung aber auch für deſſen Beherrſcher, der ſich ſagen mußte, daß ſelbſt ſeine ſchöne Hauptſtadt und alles auf den Königsſtein geflüchtete Krongut verloren ſei, wenn er ſich nicht ſchnellſtens unterwerfe! Er beeilte ſich alſo, den ſchwediſchen Helden in der dringendſten Weiſe um Frieden zu bitten, und ſchon am 24. September 1706 kam man — die Unterhandlungen zwiſchen den beiderſeitigen Bevollmächtigten wurden ſeit dem 12. September in Biſchofswerda geführt, den Frieden ſelbſt aber unterzeichnete man auf dem Schloß von Altranſtädt — über Alles in's Reine. Freilich drückend genug waren die Bedingungen, denn König Auguſt II. mußte nicht blos auf die polniſche Krone verzichten und den Stanislaus Leſzczinsky als König von Polen anerkennen, ſondern auch zugeben, daß Karl XII. alle ſeine und ſeines Heeres Bedürfniſſe für die nächſten acht Monate aus Sachſen requirire, und zugleich den Liefländer Patkul, den Geſandten Rußlands in Sachſen (auf dieſen hatte Karl XII. einen beſonderen Haß, weil derſelbe, während er doch als Liefländer ſchwediſcher Unterthan war, ſehr viel, wenn nicht das Meiſte dazu beigetragen hatte, daß im Jahr 1699 das Bündniß zwiſchen Dänemark, Polen und Rußland zu Stande kam) ausliefern. Zu Letzterem ſich zu verſtehen, widerſtritt der Ehre, aber Auguſt der Starke bequemte ſich doch, und der unglückliche Patkul wurde daraufhin auf die grauſamſte Weiſe als Hochverräther hingerichtet.

Das Drama ſchien zu Ende zu ſein, war es aber nicht. Man hatte gehofft, Karl XII. werde nach Verfluß des Winters aus Sachſen abziehen, und Auguſt der Starke gab ſich auch alle Mühe, denſelben hiezu zu bewegen; allein erſt nach Verfluß eines vollen Jahres nahm die ausſaugende Occupation ein Ende, und wie nun die Schweden im September 1707 abzogen, betrug ihre Stärke über 43,000 Mann. Der ſchwediſche König hatte nämlich gegen 24,000 junge Sachſen gewaltſam ausheben und ſeinem Heere einverleiben laſſen. Ueberdem

Digitalisiert von Google

war das Kurfürstenthum um mindeſtens 23 Millionen Thaler ärmer geworden, denn nicht nur hatte die Unterhaltung des ſchwediſchen Heeres immenſe Summen gekoſtet, ſondern daſſelbe war auch auf ſächſiſche Koſten ganz neu equipirt und überdem die ſchwediſche Kriegskaſſe bis zum Rande gefüllt worden. Welch' ein Glück alſo für die Sachſen, einen Kurfürſten zu haben, dem es gelungen, mit ſächſiſchem Geld und Blut auf eine Zeit lang die polniſche Krone zu erwerben! Ihre nächſten Nachbarn dagegen, die Schleſier, welche von ihren habsburgiſchen Beherrſchern längſt mit Gewalt zum Katholicismus zurückgezwängt worden waren, zogen aus der genannten Occupation einen großen Vortheil, denn Karl XII. als eifriger Proteſtant verſäumte es während ſeines Aufenthalts in Altranſtädt nicht, für ſie von dem Beherrſcher Oeſterreichs, Joſeph I., Gewährung von Religionsfreiheit und Zurückgabe von hundertundzwanzig ihnen entriſſenen proteſtantiſchen Kirchen zu fordern, und Joſeph I., in der Angſt, der König von Schweden möchte ſonſt mit Ludwig XIV. gegen Deutſchland in Verbindung treten, gewährte die Forderung augenblicklich. Nachdem nun dieß Alles geordnet, zog Karl XII. wieder nach Polen, und verweilte da ein volles Jahr, um ſeinem Schützling, Stanislaus Leſzczinsky die Herrſchaft zu ſichern. Dann wandte er ſich mit ſeiner ganzen Macht gegen Peter den Großen, und im Anfang des Jahrs 1709 ſtand er bereits bei Smolensk. Von da beabſichtigte er geraden Weges gegen Moskau zu ziehen, allein von Mazeppa, dem Hettmann der Koſacken überredet, drang er zuerſt in die Ukraine ein, und nun kam's zu einem furchtbaren Wendepunkt ſeiner bisherigen Siegeslaufbahn. Am 27. Juni 1709 nämlich wurde die Schlacht von Pultawa geſchlagen, und ſie endete (die Gründe, warum dieß ſo kam, des Näheren zu erörtern, gehört nicht in die deutſche Geſchichte) mit einer wahrhaft entſetzlichen Niederlage der Schweden. Ueber 9000 blieben auf dem Platze, und der Reſt mußte ſich mit Waffen und Gepäck (auch die Kriegskaſſe mit 7 Millionen ſächſiſcher Thaler fiel in die Hände der Ruſſen) gefangen geben. Dem Könige Karl XII. ſelbſt jedoch gelang es, obwohl er ſchwer verwundet war, ſich mit wenigen Begleitern über den Dnieper und Bug in die Türkei zu retten, wo er in der Grenzfeſtung Bender gaſtfreie Aufnahme fand. Nun kann man ſich denken, welchen

BRITISH MUSEUM 9 NO75

Digitalisiert von Google

Digitalisiert von Google

In demselben Verlag ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geheimnisse der Bastille.

Historisch-biographische Bilder aus der Vergangenheit

von

Otfr. Mylius.

Mit Illustrationen.

2 Bände in kl. 8.

(Ladenpreis früher Rthlr. 2. 17½. — fl. 4. 15.)

jetzt Rthlr. 1. — fl. 1. 45.

Ferner:

1870!

Der große Entscheidungskampf

zwischen

Deutschland und Frankreich

von

Theodor Griesinger.

Mit mehr als 100 Illustrationen.

73 Bogen in 4°.

Preis Thlr. 1. — fl. 1. 48.

J. Kreuzer'sche Buchdruckerei (Hammer & Liebich) in Stuttgart.

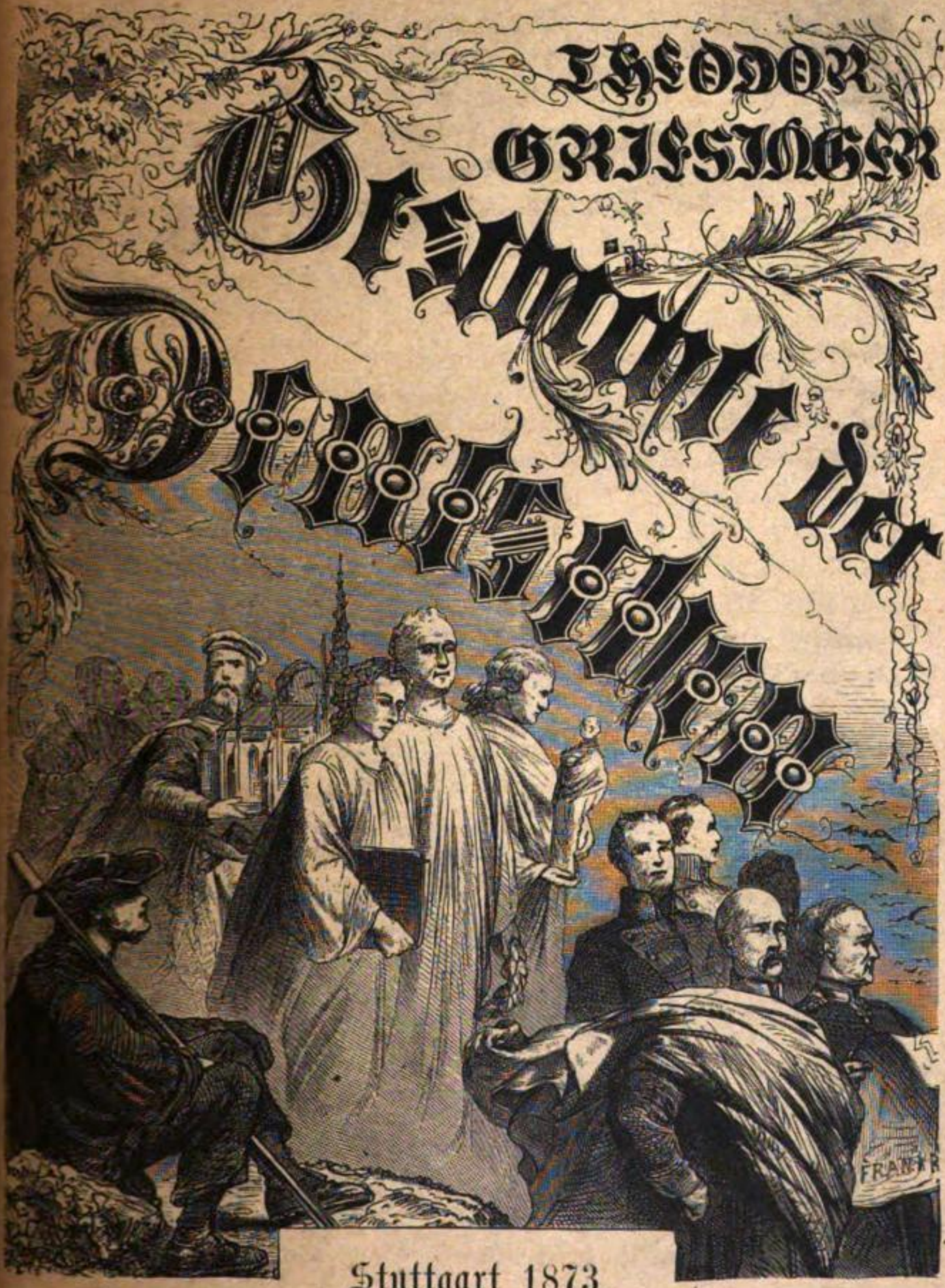
Digitalisiert von Google

36
7326 bb

37. & 38. Heft. Preis jeder Liefg. 4 sgr. — 12 kr. rh.

Theodor Griesinger

Erlebtes



Stuttgart 1873.

Verlag von Paul Moser.

Digitalisiert von Google

BODLEIAN
LIBRARY

Digitalisiert von Google

Eindruck die Nachricht von diesen hochwichtigen Ereignissen im Norden Europa's hervorbringen mußte. Das bisher unüberwindliche schwedische Heer vernichtet, und Karl XII., der Sieger in allen Schlachten, gleichsam ein Verbannter in der Türkei! Es war eine unerhörte Wendung des Geschickes und ein Thor, der sie sich nicht zu Nutzen machte! So sagten sich August der Starke und Friederich IV. von Dänemark und augenblicklich erneuerten sie, die Friedensschlüsse von Altranstädt und Travendahl für ungültig erklärend, im Verein mit Peter dem Großen, den Krieg gegen Schweden. Letzterer hatte die Zeit, während Karl XII. in Polen und in Sachsen gestanden, dazu benützt, um Ingermannland — wo er sofort die Stadt Petersburg nebst den Festungen Schlüsselburg und Kronstadt am finnischen Meerbusen gründete — zu erobern, und beeilte sich nun, auch noch Esthland und Liefland zu unterwerfen. Nicht minder thätig erwies sich August der Starke, denn er erschien bereits im Oktober 1709 von neuem mit einem sächsischen Heere in Polen und bis zum Neujahr schon saß er wieder — Stanislaus Leszczinsky entfloh mit seinem kleinen Anhang nach Schwedisch-Pommern — als König in Warschau. Die Dänen endlich landeten im November 1709 in Schoonen, und bemächtigten sich in wenigen Wochen des ganzen Landstrichs, die Stadt Helsingborg allein ausgenommen. Noch größere Fortschritte machten die Verbündeten in den drei nächstfolgenden Jahren. Ein russisches Heer nämlich drang in Finnland ein und ein dänisches setzte sich in den Herzogthümern Bremen und Verden fest; August der Starke aber, unterstützt von einem anderen russischen Heere, erschien in Schwedisch-Pommern und richtete da die furchtbarsten Verheerungen an. Freilich machte jetzt die interimistische schwedische Regierung die größten Anstrengungen, um die vielen Feinde abzuwehren, und am 20. Dezember 1712 gelang es dem General Steenbock, die Dänen bei Gadebusch (zwischen Ratzeburg und Schwerin) auf's Haupt zu schlagen, worauf er am 9. Januar 1713 die (zum dänischen Antheil von Holstein gehörige) Stadt Altona verbrannte. Allein nunmehr vereinigten die Dänen, Sachsen und Russen ihre Streitkräfte, schlossen den General Steenbock in der Festung Tönningen (im Schleswig'schen) ein, nöthigten ihn durch Hunger, sich am 20. Mai 1713 mit seiner ganzen Armee gefangen

Digitalisiert von Google

zu geben, und eroberten dann den ganzen Gottorp'schen Antheil von Schleswig-Holstein. Jetzt lag die Gefahr nahe, daß die verbündeten Dänen, Russen und Sachsen-Polen alle in Deutschland gelegenen schwedischen Provinzen (der Leser kennt sie längst) in die Gewalt bekommen würden, und somit ließ der König Friederich Wilhelm I. von Preußen, der Nachfolger Friederichs I. (seit 25. Februar 1713), um sich ebenfalls seinen Antheil an der Beute zu sichern, die Städte Stettin und Wismar nebst den Inseln Usedom und Wollin besetzen. Nicht minder griff auch der Kurfürst von Hannover oder besser gesagt König Georg I. von England (im August 1714 hatte er diese Krone geerbt) handelnd ein, und kaufte den Dänen für 877,000 Reichsthaler die Herzogthümer Bremen und Verden ab, um das Kurfürstenthum Hannover besser abzurunden. In Anbetracht alles dessen kam man in Stockholm auf den Gedanken, statt der schwachen interimistischen Regierung — Karl XII. verblieb die ganze Zeit über beharrlich in der Türkei, um diese zu einem Krieg gegen Rußland aufzustacheln — eine definitive zu errichten, und die vornehmsten schwedischen Adeligen unterhandelten deßhalb mit Ulrike Eleonore, der Schwester Karls XII. Kaum aber erhielt Letzterer hievon Kunde, so brach er schnellstens von Demotica, wohin ihn die Türken zuletzt verwiesen hatten, auf und erschien am 11. November 1714 (er legte die ganze weite Strecke zu Pferde und in guter Verkleidung zurück, und die Reise ging über die Wallachei, Stuhlweissenburg, Ofen, Wien, Regensburg, Nürnberg, Würzburg, Hanau, Kassel, Braunschweig, Güstrow, Lotz und Triebsen) Nachts ein Uhr, aller Welt unerwartet, in Stralsund, der schwedischen Hauptfestung an der Ostsee. Hier betrieb er sofort die kriegerischen Rüstungen auf's eifrigste, und im Frühjahr 1715 verlangte er von Friederich Wilhelm I. kategorisch die Räumung der in Besitz genommenen Städte und Festungen. Auch wartete er eine Antwort gar nicht ab, sondern warf sich alsbald auf Wollin, Usedom und Wollgast, und eroberte sie in kürzester Frist. Die Folge hievon war, daß sich nun Friederich Wilhelm I., sowie auch Georg I. von England-Hannover, der für seine neu erkauften Herzogthümer Verden und Bremen besorgt war, mit Dänemark, Rußland und Sachsen-Polen verbündeten, und nicht lange hernach schlug ein mit Dänen, Han-

Digitalisiert von Google

noveranern und Sachſen verſtärktes preußiſches Heer unter Führung des bewährten alten Deſſauers die Schweden wieder aus Wollgaſt, Uſedom und Wollin hinaus. Noch mehr, der alte Deſſauer nahm auch die Inſel Rügen in Beſitz und eroberte am 23. Dezember 1715 nach dreimonatlicher Belagerung die Feſtung Stralſund. Von hier war Karl XII. zwei Tage zuvor heimlich nach Kopenhagen übergeſchifft, und ſein unausgeſetztes Bemühen ging nun dahin, ein neues Heer zu ſchaffen. Allein die Hülfsquellen Schwedens hatte der lange Krieg faſt gänzlich aufgezehrt, und das Papiergeld, das man ſchuf, konnte das baare Geld nicht erſetzen. Endlich nach zwei langen Jahren — dieſe Zeit benützten die Ruſſen dazu, um tief in Finnland einzudringen, während die übrigen Verbündeten die ſchwediſchen Beſitzungen an der Nord- und Oſtſee vollends ganz eroberten — hatte Karl XII. wieder eine Armee von 27,000 Mann auf den Beinen, und mit dieſer fiel er im Sommer 1718 in Norwegen ein, das damals noch zu Dänemark gehörte. Dieſer Feldzug jedoch ſollte auf höchſt tragiſche Weiſe endigen. Während der Belagerung der Feſtung Friedrichshall nämlich beſichtigte Karl XII., von Niemanden als dem Oberingenieur Megret und dem Generaladjutanten Sickert begleitet, am 11. Dezember 1718 ſpät Abends noch die Laufgräben, und hier traf ihn Nachts neun Uhr eine tödtliche Kugel. Dieſe war offenbar nicht von der Feſtung aus abgeſchoſſen, ſondern aus nächſter Nähe, und der Thäter, oder um die Sache beim rechten Namen zu nennen, der Mörder konnte faſt unmöglich ein Anderer ſein, als der Generaladjutant Sickert. Allein man ſtand deßwegen doch von jeder näheren Unterſuchung ab, denn es nahm nun die obgenannte Ulrike Eleonore, als Schweſter Karls XII., den ſchwediſchen Thron ein, und über dieſe gewann alsbald diejenige Parthei des ſchwediſchen Adels, welche des Kriegs — ſowie noch mehr der deſpotiſchen Herrſchaft Karls XII. — ſchon lange müde war, durchaus die Oberhand. Somit knüpfte man augenblicklich Friedensunterhandlungen an, und ſchon am 7. November 1719 anerkannte Schweden den König Auguſt II. unter der einzigen Bedingung, daß er dem Stanislaus Leſzczinsky eine Million Thaler bezahle, als den alleinig rechtmäßigen Regenten von Polen an. Gleich darauf, am 20. November 1719 kam man auch mit

Digitalisiert von Google

Georg I. von England-Hannover in's Reine, und zwar dahin, daß er gegen Bezahlung von einer Million Thaler in den ſchwediſchen Staats-ſchatz die Herzogthümer Verden und Bremen behalten dürfe. Ebenſo günſtige Bedingungen erhielt der König Friederich Wilhelm I. von Preußen, mit welchem der Frieden am 1. Februar 1720 abgeſchloſſen wurde. Kraft deſſen fiel zwar die Inſel Rügen nebſt den Feſtungen Stralſund und Wismar an Schweden zurück, dagegen aber überließ man dem Könige ganz Vorpommern bis an die Peene, ſowie Stettin, Wollin und Uſedom. Weit geringer fiel der Antheil aus, welchen Dänemark an der allgemeinen Beute bekam, denn (der Friedensſchluß datirt ſich vom 14. Juli 1720) es konnte außer 600,000 Thalern baar Geld nichts herausſchlagen, als den Gottorp'ſchen Antheil an Schleswig-Holſtein, und damit hörte dieſes Territorium als ſouveraines Herzogthum zu exiſtiren auf. Am ſchwierigſten fiel es mit Rußland ein Abkommen zu treffen, und erſt nachdem der ruſſiſche General Apraxin an der Küſte von Upland gelandet und allda die gräßlichſten Verheerungen angerichtet hatte, verſtand man ſich am 10. Sept. 1721 zum Frieden von Nyſtadt. Schweden mußte auf Liefland, Eſthland und Ingermannland für immer verzichten und erhielt dafür, nebſt einem Schmerzensgeld von zwei Millionen Thalern das von den Ruſſen bereits halb eroberte Finnland zurück. In ſolcher Weiſe endete nach einundzwanzigjähriger Dauer der Nordiſche Krieg. Er brachte für Deutſchland wenigſtens das Gute, daß nunmehr der ganze Küſtenſtrich von der Weſer bis zur Oder von ausländiſcher Herrſchaft befreit wurde; Schweden aber ſah ſich nun wieder auf ſeine natürlichen Gränzen zurückgewieſen, und die nordiſche Großmachtsrolle, die es ſeit Guſtav Adolph geſpielt, fiel von jetzt an dem bisher in Europa unbekannt geweſenen ruſſiſchen Reiche zu.

Digitalisiert von Google

Viertes Kapitel.

Deutſchland unter Kaiſer Karl VI. im tiefſten Verfall.

(1721—1740.)

Die Geſchicke Deutſchlands als eines Ganzen unter Karl VI., dieſes traurigſten aller traurigen deutſchen Kaiſer, zugleich des Letzten vom reinen habsburgiſchen Mannsſtamm, ſind bald erzählt.

Noch während um das ſpaniſche Erbe gekämpft wurde, war zwiſchen dem Freiſtaat Venedig und der hohen Pforte, wie man gewöhnlich die türkiſche Regierung in Conſtantinopel nennt, ein Krieg über den Beſitz von Morea ausgebrochen, und da nun im Verlauf deſſelben die Venetianer den Kürzeren zogen, wandten ſie ſich im Jahr 1715 in der dringendſten Weiſe an Kaiſer Karl VI. um Hülfe. Der öſterreichiſche Staat hätte, wie man ſich denken kann, der Ruhe äußerſt nothwendig bedurft, allein Seine Heiligkeit Pabſt Clemens XI. beſtand darauf, daß den Venetianern geholfen werde, und ſomit entſchloß ſich die Wiener Regierung im Jahr 1716 zum Krieg gegen die Türken. Dieſer nahm übrigens, im vollkommenſten Gegenſatz gegen das ſonſt Gewohnte, einen ebenſo ſchnellen als glücklichen Verlauf, denn der Prinz Eugen kommandirte die öſterreichiſche Armee und hatte als Präſident des Oberhofkriegsraths die Jahre 1713 bis 1716 dazu benützt, dieſelbe, ſoweit es der ewige Geldmangel zuließ, zu regeneriren. Die Türken — obwohl 200,000 Mann ſtark, während das chriſtliche Heer nur 65,000 Streiter zählte — wurden alſo gleich in der erſten Schlacht, am 4. Auguſt 1716, bei Peterwardein auf's Haupt geſchlagen, und faſt noch glänzender war der Sieg, welchen der Prinz Eugen (unterſtützt von ſeinen tapferen Untergeneralen, unter welchen ſich nach ſeinem eigenen Zeugniſſe der Prinz Karl Alexander von Württemberg beſonders auszeichnete) das Jahr darauf, am 16. Auguſt bei Belgrad erfocht. Nunmehr bat die tief gedemüthigte türkiſche Regierung um Frieden, und in dieſem, der am 21. Juli

Digitalisiert von Google

1718 in Passarowitz abgeschlossen wurde, mußte sie alle vom Prinzen Eugen in den Jahren 1716 und 1717 gemachten Eroberungen, also namentlich die höchst wichtigen Festungen Temeswar und Belgrad, sowie das ganze — bekanntlich äußerst reiche — Banat nebst dem nördlichen Theil von Serbien und der Wallachei an Oesterreich abtreten.

Die Türkennoth war also glücklich beseitigt, aber um so schwerer lastete eine andere Sorge auf dem Kaiser. Die Sorge nämlich, es könnte, weil er der einzige männliche Habsburger war, den es damals noch auf Erden gab — seine Ehe war lange Jahre hindurch kinderlos geblieben und schien es für immer bleiben zu wollen —, nach seinem Tode um den Besitz der österreichischen Staaten ein ganz ähnlicher Kampf entstehen, wie der um das spanische Erbe, welcher dreizehn Jahre gedauert und mit der Zertheilung der Bestandtheile der spanischen Monarchie geendet hatte. Besagter Sorge nun wurde er allerdings am 13. April 1716, an welchem ihm seine Gemahlin einen Sohn schenkte, enthoben, aber nur auf sehr kurze Zeit, denn der Knabe starb bereits wieder am 4. November 1716. Die Sorge stellte sich also von neuem ein und wurde selbst dann nicht gehoben, als ihm am 13. Mai 1717 eine Tochter, welche den Namen Maria Theresia erhielt (sowie nachher noch eine weitere Tochter Maria Anna) geboren wurde. Es fehlte als rechtmäßiger, unbestreitbarer Erbe ein Sohn, und ein solcher kam nicht, soviel auch in den Kirchen um ihn gebetet wurde. Wer war nun erbberechtigt? Ei natürlich in Ermangelung einer männlichen die weibliche Descendenz, aber kamen dabei etwa blos die Töchter Karls VI. oder auch die Töchter der vorangegangenen Kaiser, wie namentlich die Josephs I., in Betracht? Karl VI. selbst setzte seinen Kopf darauf, daß seine geliebte älteste Tochter Maria Theresia Alles ohne irgend welche Abreißung und Zerstückelung erben solle, und ließ zu diesem Behufe eine neue Thronfolgeordnung unter dem Titel „Pragmatische Sanction" publiciren. Selbstverständlich aber genügte diese Publication nicht, um seiner Tochter die ungehinderte Nachfolge im Gesammtreich zu sichern, sondern es handelte sich vielmehr darum, daß alle Welt die neue Thronfolgeordnung anerkenne. Somit wandte er sich zuerst an die

Digitalisiert von Google

Mitglieder der eigenen Familie, ſodann an die Stände ſeiner Kronländer, nach dieſen an die deutſchen Fürſten und ſchließlich an die auswärtigen Mächte und verlangte von ihnen, daß ſie ſich jetzt ſchon feierlichſt verpflichten ſollten, ſpäter gegen die Thronnachfolge der Maria Thereſia nichts einwenden zu wollen. Dieſes Verlangen bei der eigenen Familie, ſowie in den öſterreichiſchen Kronländern durchzuſetzen, fiel ihm nicht beſonders ſchwer, und ſelbſt von den deutſchen Fürſten ſagten Viele augenblicklich zu, ohne daß man ſie durch beſondere Verſprechungen zu ködern brauchte. Mehr Schwierigkeiten machte der König von Preußen, Friederich Wilhelm I., denn dieſer war dem Hauſe Habsburg wegen deſſen demüthiger Unterwerfung unter die Herrſchaft der Jeſuiten, welche ewige Proteſtantenverfolgungen zur Folge hatte, keineswegs freundlich geſinnt; allein endlich gewann ihn Karl VI. dadurch, daß er ihm die Nachfolge in den Herzogthümern Jülich und Berg, deren Fürſtenhaus am Erlöſchen war (der Leſer erinnert ſich wohl der Erbſchaftsanſprüche, welche Preußen auf dieſe Länder ſchon früher machte), zuſicherte, ſoweit er ſie als Kaiſer zuſichern konnte. Dagegen verweigerten die Kurfürſten von Sachſen und Bayern fortwährend ihre Beiſtimmung, denn ihre beiden Kurprinzen waren an die beiden älteſten Töchter des verſtorbenen Kaiſers Joſeph I. verheirathet, und darauf geſtützt, glaubten ſie nach Karls VI. Tod wenigſtens einen Theil der öſterreichiſchen Erblande in Anſpruch nehmen zu können. Was endlich die auswärtigen Mächte anbelangt, ſo zeigten ſich noch weit Mehrere, als von den deutſchen Fürſten, renitent, und der Kaiſer mußte zum Theil ſchwere Opfer bringen, um ſie zu gewinnen. So verlangten und erhielten zum Beiſpiel England und Holland die Auflöſung der aſiatiſchen Handelsgeſellſchaft, welche ſich unter der Aegide des Prinzen Eugen (dieſem war nach Beendigung des ſpaniſchen Erbfolgekriegs die hohe Würde eines Statthalters der ſpaniſchen, jetzt öſterreichiſchen Niederlande übertragen worden) in Oſtende gebildet hatte, denn dieſe Geſellſchaft that dem engliſchen und holländiſchen Handel nach Oſtindien großen Abbruch. So verlangte und erhielt ferner der König Philipp V. von Spanien die Abtretung der italieniſchen Fürſtenthümer Parma und Piacenza an den Infanten Don Carlos, ſeinen zweiten Sohn, und ſo

Digitalisiert von Google

ſetzte es endlich Rußland durch, daß Karl VI. ſich verpflichtete, die ruſſiſchen Pläne in Beziehung auf Polen, wenn nöthig, ſelbſt mit den Waffen in der Hand zu unterſtützen. Frankreich dagegen war weder durch ſüße Worte noch durch Verſprechungen zu gewinnen, und man konnte es alſo ſozuſagen mit Händen greifen, daß deſſen Beherrſcher abermalen darauf ſinne, durch einen Krieg mit Deutſchland ſein Königreich mit mehr oder weniger Land zu vergrößern.

Und ehe man es ſich verſah, war dieſer Krieg da. Am 1. Februar 1733 nämlich ſtarb Auguſt II., genannt der Starke, König von Polen und Kurfürſt von Sachſen, und ſein Nachfolger in Sachſen wurde vermöge Erbrechts ſein gleichnamiger Sohn, nachher Auguſt III. geheißen. Natürlich bewarb ſich derſelbe auch um die durch den Tod ſeines Vaters vacant gewordene polniſche Krone, und in dieſer ſeiner Wahlbewerbung unterſtützten ihn Rußland und Oeſterreich. Erſteres deßwegen, weil es in ihm einen willfährigen Nachbar zu bekommen gewiß war; Letzteres theils deßwegen, weil es ſich hiezu (wie wir früher geſehen) Rußland gegenüber zum voraus verbindlich gemacht hatte, theils noch mehr deßwegen, weil der junge Kurfürſt als Gegenleiſtung verſprach, der Pragmatiſchen Sanction ſofort ohne irgend welchen Vorbehalt beitreten zu wollen. Die tonangebenden Magnaten in Polen jedoch waren in ihrer Mehrzahl durchaus nicht für den Sohn Auguſts des Starken, da ſie nicht ohne Grund glaubten, er werde blos den Vater copiren, und ſo fand es Frankreich ziemlich leicht, die Candidatur des Stanislaus Leſzczinsky, den wir längſt kennen, durchzuſetzen. Dieſer hatte nach der Niederlage ſeines Beſchützers, Karls XII., eine Zuflucht in Frankreich (er lebte in Weiſſenburg im Elſaß) gefunden, und dort wurde ihm das Glück zu Theil, daß der Urenkel und Nachfolger Ludwigs XIV., König Ludwig XV., ſeine Tochter heirathete. So verſtand es ſich ganz von ſelbſt, daß Ludwig XV., die Candidatur ſeines Schwiegervaters mit allen Mitteln unterſtützte, und am 12. September 1733 ward ſomit Stanislaus Leſzczinsky in Warſchau von der großen Mehrzahl des polniſchen Adels zum König erwählt. Eine kleine Minderheit dagegen rief, auf das Andrängen der Beherrſcher Oeſterreichs und Rußlands, um dieſelbe Zeit den ſächſiſchen Auguſt zum Könige aus, und unmittelbar darauf rückte,

Digitalisiert von Google

um die Minderheitswahl zu unterstützen, eine starke russisch-österreichische Armee, kommandirt vom General Lesey, in Polen ein. Hiedurch wurde Stanislaus zur schnellsten Flucht gezwungen, und nicht einmal in Danzig, wo sich ein Theil seiner Anhänger um ihn sammelte, konnte er sich halten. So ging Polen für ihn verloren, und statt seiner setzte sich August III. mit Hülfe der russisch-österreichischen Bajonette auf den polnischen Thron. Darüber aber wurde Ludwig XV., der das Verfahren Oesterreichs (Rußland lag ihm zu fern) für einen seiner Ehre angethanen Schimpf erklärte, im höchsten Grade erzürnt, und rüstete sich augenblicklich zum Krieg gegen Karl VI. Auch gelang es ihm durch die Klugheit seines Premierministers, des Cardinals Fleury, mit Leichtigkeit, sich die Bundesgenossenschaft der Könige von Spanien und Sardinien zu sichern, denn Ersterer hoffte bei dieser Gelegenheit das im Utrecht-Rastadter Frieden von Spanien abgerissene Neapel und Sardinien wieder zu gewinnen, und Letzterer (der ehemalige Herzog von Savoyen) wünschte sich durch ein Stück von Mailand etwas mehr zu arrondiren. Also blos des Raubes wegen schlossen Spanien und Sardinien mit Frankreich ein Schutz- und Trutzbündniß, und daß es den Franzosen selbst ebenfalls blos um den Raub zu thun war, bewiesen sie dadurch, daß sie sofort nicht über Oesterreich, sondern über Theile des an dem ganzen Streit ganz unbetheiligten deutschen Reichs, nämlich über Lothringen und die Rheinlande, herfielen. In Folge dessen entschloß sich der Reichstag in Regensburg — er brachte diesen Entschluß glücklich nach einer Berathung von nur vier Monaten (November 1733 bis März 1734) zu Stande — im Frühjahr 1734, dem König von Frankreich den Krieg zu erklären; dagegen säumten die Herren Reichsstände von Woche zu Woche, ihre Contingente zu stellen, und mehrere derselben, wie die Kurfürsten von Bayern, von der Pfalz, von Mainz und von Köln hielten sogar ihre Truppen ganz zurück, weil sie innerlich mit Frankreich sympathisirten. Des Reiches Hülfe hatte also keinen großen Werth, aber vielleicht fand Karl VI. andere Bundesgenossen? Nicht einen einzigen, das ferne Rußland, das Jahr und Tag brauchte, bis es ein Armeecorps an den Rhein senden konnte, allein ausgenommen. So sah sich Oesterreich fast ganz

Digitalisiert von Google

auf die eigene Kraft angewiesen, und da ihm nun die Feinde wenigstens auf zwei Kriegsschauplätzen — in Neapel die Spanier unter dem Infanten Don Carlos und im Mailändischen eine französisch-sardinische Armee unter dem alten Marschall Villars — mit großer Uebermacht entgegen traten, so mußten seine Heere nothwendig unterliegen. Nicht ganz so schlimm verlief der Feldzug auf dem dritten Kriegsschauplatz, am Rhein, wo sich die Reichsarmee etwa 35,000 Mann stark mit einem österreichischen Corps von 25,000 Mann vereinigte, denn hier führte deutscherseits der Prinz Eugen das Oberkommando, und dieser war, obwohl alt geworden, noch immer der erste Feldherr seiner Zeit. Allein da ihm ein französisches Heer von fast 100,000 Mann unter dem Marschall von Berwick entgegenstand, so mußte er sich — zumal bei dem erbärmlichen Zustand der Reichsarmee — auf den Vertheidigungskrieg beschränken, und konnte es nicht einmal verhindern, daß Philippsburg und Trarbach in die Hände des Feindes fielen. Nunmehr endlich sah Karl VI. ein, daß er sich zum Frieden bequemen müsse, und da ihm die französische Regierung schon im Frühjahr 1735 eröffnen ließ, daß sie die Pragmatische Sanction, an welcher dem Kaiser am meisten gelegen war, bestätigen werde, wofern Karl VI. sich in allem Uebrigen nachgiebig erweise, so wurde man im Verlauf des genannten Jahres über die Friedenspräliminarien einig. Abgemacht wurde, erstens, daß August III. allgemein als König von Polen anzuerkennen sei; zweitens, daß Stanislaus Leszczinsky als Entschädigung das Herzogthum Lothringen bekommen solle, und zwar mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß dieses Herzogthum nach seinem Tode bei dem Staate Frankreich zu verbleiben habe; drittens, daß der Herzog Franz von Lothringen, welchen Karl VI. mit seiner Tochter Maria Theresia verlobt hatte (dieser Franz war der Sohn des im Jahr 1729 verstorbenen Herzogs Leopold Joseph), nicht nur von Spanien die italienischen Fürstenthümer Parma und Piacenza, sondern auch nach dem Absterben des letzten Medicäers das Herzogthum Toskana erhalten solle; viertens, daß der spanische Infant Don Carlos die von ihm eroberten Königreiche Neapel und Sicilien behalten dürfe, jedoch völlig abgetrennt von Spanien selbst; fünftens, daß die mailändischen Grafschaften

Digitalisiert von Google

Tortona und Novara mit dem Königreich Sardinien zu vereinigen seien; sechstens, daß die Franzosen die Festungen Kehl, Philippsburg und Trarbach zu räumen und an das Reich zurückzugeben hätten; siebtens endlich, daß Frankreich der Pragmatischen Sanction beitrete und sich verpflichte, die älteste Tochter Karls VI., Maria Theresia, als Erbin der Gesammtösterreichischen Monarchie anzuerkennen. Alle diese Abmachungen wurden auch richtig, nachdem der Frieden definitiv geworden war, durchgeführt, und Don Carlos bestieg sofort den Thron von Neapel und Sicilien, während der König von Sardinien Tortona und Novara besetzte. Nicht minder übernahm Stanislaus Leszczinsky im April 1737 die Regierung von Lothringen und Bar, sowie der Herzog Franz nach dem Tode Johann Gasto's, des Letzten aus dem Medicäischen Stamme, im Juli 1737 die von Toskana, Parma und Piacenza. Endlich gewährleistete Frankreich die Pragmatische Sanction, und Karl VI., der um diesen Preis das herrliche Lothringen opferte, fühlte sich darüber überglücklich, denn er war Thor genug zu glauben, daß die Welschen ihr Wort halten würden. Wie ganz anders urtheilte dagegen der Prinz Eugen! Noch kurz vor seinem Tode — 21. April 1736 — erklärte er, ein gefüllter Staatsschatz und ein wohlgeübtes schlagfertiges Heer würden die Pragmatische Sanction am besten sichern, und mahnte den Kaiser auf Beides sein Hauptaugenmerk zu richten. Karl VI. aber — nun die nächstfolgenden Jahre schon sollten zeigen, wie wenig er diese Mahnung beachtete.

Das Bündniß mit Rußland hatte dem Kaiser auch nicht den geringsten Nutzen getragen, denn das Hülfscorps, welches ihm die Czarin Anna im Hochsommer 1735 zusandte, kam viel zu spät an, um noch im Kriege verwandt werden zu können. Dagegen wurde Karl VI. durch jenes Bündniß nunmehr in einen neuen Krieg verwickelt, der ihm fast noch größere Verluste brachte, als der eben erst beendigte. Schon Peter der Große hatte die Absicht, die russische Macht auf Kosten der Türken bis an das schwarze Meer auszudehnen, und gleich nach dem Ende des wegen Polen entstandenen Kriegs schritten die Russen zur Eroberung der Krimm. Mit Karl VI. aber wurde abgemacht, daß er zu gleicher Zeit die Türken an der unteren

Digitalisiert von Google

Donau anzugreifen habe, und mit Freuden ging er darauf ein, in der Hoffnung, ſich für das verlorene Neapel und Sicilien durch Eroberungen in Bosnien, Serbien und der Wallachei ſchadlos zu halten. Der hohe Herr bedachte nicht, daß es nach dem Tode des Prinzen Eugen in ganz Oeſterreich, trotz der großen Menge von Feldmarſchällen und Feldmarſchallieutenanten, die aber dieſe hohe Würde meiſt nur ihrer hohen Geburt und ihrem gut katholiſchen Glauben verdankten, nicht einen einzigen fähigen Militär gab, dem man das Oberkommando über die Armee anvertrauen könne, und noch weniger bedachte er, daß man wegen der ewig herrſchenden gräßlichen Geldklemme, welche der letzte Krieg noch vermehrt hatte, gar nicht im Stande ſei, eine feldtüchtige Armee von hinlänglicher Stärke auf die Beine zu bringen. Trotz allem dem begann man im Hochſommer 1736 den neuen Krieg, und weil der Feldmarſchall von Seckendorf im Anfang einige Vortheile errang, glaubte man ſchon den Sieg in den Händen zu haben. Doch nach kurzem ſchon trat, hauptſächlich in Folge des Neides des Feldmarſchalls Khevenhüller, der ſelbſt gerne Oberkommandant geweſen wäre, eine ſehr ſchlimme Wendung der Dinge ein, und Seckendorf wurde alſo durch den Feldmarſchall von Königseck erſetzt. Weil aber auch dieſer neue Oberbefehlshaber eine Schlappe nach der anderen erhielt, ſtellte man ſofort den Feldmarſchall Wallis an die Spitze des Heeres, und dieſer Wallis nun war es, der die Schlacht bei Krotzka, in welcher das öſterreichiſche Heer faſt vernichtet wurde, verlor. Jetzt blieb nichts mehr übrig, als am 1. September 1739 zu Belgrad einen ſchmachvollen Frieden zu ſchließen, und um dieſen zu beſchleunigen, war der Feldmarſchall Neipperg, der den Wallis verdrängte, erbärmlich genug, den Türken faſt Alles, was der Paſſarowitzer Frieden eingebracht hatte, alſo namentlich auch Belgrad und Orſowa, wieder abzutreten.

Gleich darauf, am 20. Oktober 1740, ſtarb Kaiſer Karl VI., der letzte männliche Sproß des Habsburgiſchen Stammes, aber in welchem Zuſtande hinterließ er die von der Mutter Natur ſo ſehr bevorzugte öſterreichiſche Monarchie! Total zerrüttet und verarmt im Innern; militäriſch wie politiſch ohnmächtig gegen Außen. Beſchränkt und bigott, wie er war, hatte er, ſo lange er regierte, die Staatsgeſchäfte

Digitalisiert von Google

faſt einzig und allein in die Hände der Jeſuiten (gegen ſie mußte der Prinz Eugen ſtets ankämpfen, den Sieg über ſie aber konnte er nur in den höchſten Zeiten der Noth davontragen) und der mit ihnen befreundeten vornehmen Kreiſe gegeben, und dieſe ſchalteten und walteten nach dem althergebrachten pfäffiſchen Schlendrian. Zur Vervollkommnung des Landbau's, zur Hebung der Gewerbe, zur Gründung einer ſelbſtſtändigen Induſtrie geſchah auch nicht das Geringſte, und vor der Verbeſſerung der Schulen, wie überhaupt vor der Bildung des Volkes und dem Aufſchwung der Wiſſenſchaften hatte man einen förmlichen Abſcheu. In Folge deſſen konnten ſich die Staatseinkünfte nicht nur nicht heben, ſondern ſie gingen vielmehr immer weiter rückwärts, und die große öſterreichiſche Monarchie war finanziell nicht einmal im Stande, ſo viel zu leiſten, als das ſechsfach ſo kleine und von der Natur vielfach nicht begünſtigte, aber gut regierte Königreich Preußen. Was aber in den Staatsſchatz abgeliefert wurde, das kam faſt immer nur den Jeſuiten und Pfaffen, ſowie dem zahlloſen Heere mehr oder minder vornehmer Würdenträger — der überflüſſigen Hof- und Staatsämter gab es eine Legion und in Wien ſelbſt lebten über 40,000 Perſonen vom Hofe — zu gut, und nie, oder wenigſtens beinahe nie blieb ſo viel übrig, um für den Staat ſelbſt oder doch wenigſtens für die Armee etwas thun zu können. Dafür erfreute ſich Karl VI. eines doppelten Ruhmes; einmal desjenigen, daß in ſeinen weiten Staaten nur zu der Jungfrau Maria gebetet wurde, und ſodann des anderen, daß allen ſeinen Unterthanen, ſelbſt den Bürgern der größeren Städte — wie insbeſondere denen von Wien — nach und nach durch die Gewalt, welche die Kirche ausübte (wer denkt, hört auf, ein treuer Sohn der Kirche zu ſein, alſo muß man den Leuten das Denken unmöglich machen) alles Intereſſe für etwas Höheres abhanden kam. Gut eſſen und gut trinken, dazuhin ſchöne Weiber nebſt Muſik und Tanz und ſonſtigem ſinnlichem Genuß, das war Alles, was man in Folge der Pfaffenerziehung anſtrebte, und glücklich prieß man den, der ſich all' dieß zu verſchaffen verſtand, ohne daß er ſich körperlich oder geiſtig anſtrengen mußte.

Sah es nun übrigens in Oeſterreich traurig genug aus, ſo doch faſt noch trauriger in den vielen deutſchen Kleinſtaaten oder wie man

Digitalisiert von Google

ſich damals ausdrückte: im Reich. Die Kurfürſten, Herzoge, Fürſten und Grafen bis auf den geringſten Reichsſtand hinab waren ſouveraine Herren geworden und regierten nun auch als „Souveraine“. Mit anderen Worten, ſie hielten dafür, daß in ihren Territorien Alles, das Lebendige wie das Todte, ihr alleiniges Eigenthum ſei, mit dem ſie nach Belieben ſchalten und walten könnten, und ſo wurden ſie mehr oder minder abſcheuliche Tyrannen, welche ihre Unterthanen bis auf's Blut peinigten. Ihr Vorbild war der große franzöſiſche Deſpot, Ludwig XIV., und ihr ganzer Hof, ihre ganze Regierungsweiſe, ihr ganzes Gebahren vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen wurde dem Leben in Verſailles nachgebildet. Jeder der hohen regierenden Herren, und hätte er nur eine verſchuldete Baronie beſeſſen, würde ſich todt geſchämt haben, nicht in Paris und Verſailles geweſen zu ſein, und daß er ſeine Söhne dahin ſchickte, um „Mores“ zu lernen, verſteht ſich von ſelbſt. Freilich wurden ſie von den Franzoſen wegen ihrer plumpen deutſchen Manieren oft genug verſpottet, und Viele von ihnen mußten es ſich in's Geſicht ſagen laſſen, ſie ſprechen franzöſiſch wie eine Rohrdommel. Allein was that's? Der deutſche Adel trug deßwegen doch ſein Geld nach Welſchland, denn nur allein in Paris und Verſailles, behauptete er, könne man ſich den unumgänglich nöthigen Weltton aneignen. Faſt an keinem deutſchen Hofe ſprach man alſo eine andere Sprache, als die franzöſiſche, und ebenſowenig durfte eine andere Sitte herrſchen. Die Kleidung, das Amoeblement, die Etiquette, das Reglement, die Chargen, die Amuſements — — Alles, Alles wurde dem Verſailler Muſter geradezu affenmäßig nachgebildet, und daß ſomit auch franzöſiſcher Prunk, franzöſiſche Verſchwendung, ſowie insbeſondere franzöſiſche Liederlichkeit und ſchamloſe Schauſtellung dieſer Liederlichkeit an den Kleinhöfen ſich einbürgerte, verſteht ſich von ſelbſt. Ueberdem mußte jeder deutſche Fürſt ſein eigenes Verſailles haben, und ſelbſt der kleinſte ruhte nicht, als bis ein ſolches, oder wenigſtens ein Trianon oder Marly erbaut war. Nun kann man ſich aber denken, daß dieß Alles zuſammengenommen horrende Summen verſchlang, und verwundert wird der Leſer fragen, woher denn die kleinen deutſchen Fürſten, die oft nur über ein armes Duodezländchen herrſchten, dieſe Summen

Digitalisiert von Google

nahmen. Die Antwort iſt: ſie ſogen ihren Unterthanen durch die ruchloſeſten Erpreſſungen den letzten Blutstropfen aus, und wenn ſchließlich nichts mehr bei ihnen zu erhoffen war, verkauften ſie ſie als Soldaten an fremde Machthaber. Es gab damals in Europa nicht wenige Staaten, welche die ihnen zu ihren Kriegen nothwendigen militäriſchen Kräfte unmöglich in den eigenen Landen auftreiben konnten, und unter dieſen ragten — außer Oeſterreich und Frankreich — beſonders Venedig, Holland und England (erſteres wegen ſeiner Kämpfe mit den Türken um Morea, die letzteren zwei wegen ihrer Colonieen in Aſien und Amerika) hervor. Woher nun bezogen dieſe Staaten ihre Armeen? Sie wandten ſich an die deutſchen Fürſten und von dieſen waren wenigſtens die kleineren ſtets bereit, die geforderten Regimenter, das Regiment für hundert- bis zweimalhunderttauſend Gulden, an ſie zu verkaufen. Man merke aber wohl, dieſe Regimenter beſtanden nicht aus angeworbenen Freiwilligen, weil dieſe zu viel Geld gekoſtet hätten, ſondern aus Landeskindern, welche die Landesherren mit brutaler Gewalt (zu dieſem Behufe hielt man ſich eine gewiſſe Anzahl von rohen Trabanten, die ſich ſchon in aller Herren Ländern herumgetrieben hatten, und dieſe holten die Bauernburſche Nachts aus den Betten oder ſtahlen ſie von der Straße und dem Acker weg) in den Soldatenrock ſteckten, und es war alſo der Verkauf der bewußten Regimenter nichts anderes, als ein Menſchenhandel der niederträchtigſten Sorte. Noch mehr, man mußte dieſen Handel geradezu einen Mord der Landeskinder nennen, denn die Meiſten derſelben gingen entweder in den Schlachten zu Grunde oder wurden ſie von dem ungewohnten Klima hinweggerafft, und von Tauſenden kehrten ſtets nur Hunderte zurück. Allein was lag hieran, der Menſchenhandel trug Geld und zwar ſehr viel Geld ein, und auf ehrliche Weiſe konnte man ſich dieſes Geld nicht verſchaffen. Wenn nun aber die Herren Fürſten ihre Zeit in der oben geſchilderten Weiſe hinbrachten, wenn ſie ſich mit Nichts beſchäftigten, als mit Schlemmen und Praſſen, mit Jagden, Feſtivitäten, Maitreſſen und Reiſen, konnten ſie da auch nur eine Minute lang an das Wohl ihrer Unterthanen denken? In der tiefſten Unwiſſenheit ließ man die Jugend aufwachſen, und keine einzige Duodezregierung dachte daran, für Schulen zu ſorgen. Ebenſo

Digitalisiert von Google

wenig beförderte man den Ackerbau, der fast überall ganz im hergebrachten Schlendrian fortgetrieben wurde, und am allerwenigsten befaßte man sich mit der Hebung des Handels. Gab es doch, einige eizelne große Heerstraßen (die zum Theil noch von den Römern herrührten) ausgenommen, nicht einmal Verbindungswege, auf denen man die Waaren hätte befördern können, denn diese Wege würden ja Geld gekostet haben! Ueberdem legte jeder Fürst an der Gränze seines Territoriums Zollstätten an, und so kam es, daß ein Waarentransport oft an einem einzigen Tag seine zehn oder zwölf Schlagbäume zu passiren hatte. Ganz ebenso hielt man es mit den Wasserstraßen, denn von jedem schiffbaren Flusse gehörte diese Strecke dem souverainen Herrn So und So und jene dem Herrn A. oder U. Hievon kann man sich augenblicklich überzeugen, wenn man eine Karte unseres Vaterlandes aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts zur Hand nimmt und sich die verschiedenen Territorien, welche alle souverain waren, betrachtet. Da wird man zum Beispiel auf der Strecke von Basel bis Koblenz und vom Rhein bis zum Lech mehr als hundert für sich bestehende Herrschaften finden und zudem bildete von diesen Zwergherrschaften nicht eine einzige ein abgerundetes Ganzes, sondern wurde vielmehr stets von anderen ebenso kleinen Herrschaften durchschnitten. Wie konnte nun unter solchen Umständen von Handel und Wandel die Rede sein? Am allerübelsten aber waren damals doch die sogenannten Pfaffenländchen (den Rheinstrom hieß man zu jener Zeit des heiligen römischen Reichs Pfaffenstraße, weil sich da eine geistliche Herrschaft an die andere reihte) daran, ich meine die Territorien, welche von den Herren Aebten, Bischöfen und Erzbischöfen beherrscht wurden, denn in diesen wuchs, wörtlich genommen, das Gras auf den Straßen. Vor lauter Feiertagen und Wallfahrten kam fast kein Mensch zu einer anhaltenden Arbeit; dafür aber erhielten die Leute in den Klöstern und auf den Bischofssitzen magere Bettelsuppen — Pfaffensuppen genannt — um wenigstens nicht Hungers zu sterben. Kein Buch, keine Zeitung durfte ohne doppelte Zensur erscheinen, damit die Unterthanen aus ihrer stillen Vegetation nicht aufgeschreckt würden, und von Schulen sah man natürlich ganz ab. So versumpfte das geistige Leben vollständig;

Digitalisiert von Google

dagegen aber konnte man keine hundert Schritte machen, ohne auf ein bluttriefendes Heiligenbild zu ſtoßen, und von Schwarzkitteln, wie man die Herren Patres vom Orden Jeſu nannte, wimmelte es förmlich. Gewiß alſo Zuſtände, wie man ſie ſich erbärmlicher gar nicht denken kann, beſonders wenn man noch in Rechnung zieht, daß kein Deutſcher mehr etwas von einem deutſchen Vaterlande wußte. Nein, bei der totalen Ohnmacht des Kaiſers und der Allmacht der kleinen Souveraine kannte man nur noch ein Sachſen, ein Braunſchweig, ein Württemberg, ein Bayern, ein Preußen, ein Oeſterreich, und nannte dieſes ſein Vaterland. So zerſplitterte ſich Deutſchland in einige hundert Vaterländer, und in dieſen lebten die Unterhanen in der allerkriechendſten Unterwürfigkeit gegen den deſpotiſchen Landesherrn und ſeine womöglich noch deſpotiſcheren Beamten.

So ſah es damals in den deutſchen Kleinſtaaten aus, und zum Beweiſe, daß ich in dieſer allgemeinen Schilderung noch viel zu milde verfahren bin, will ich nun mit einigen Belegen aus dieſem und jenem Fürſtenthum aufwarten. Wir verſetzen uns alſo zuerſt nach Sachſen, alſo nach jenem deutſchen Lande, welches zu Luthers Zeiten noch ſo mannhafte Regenten aufzuweiſen hatte, an deſſen Hofe aber jetzt, in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, eine Verderbniß herrſchte, wie ſie unmöglich ärger hätte ſein können. Schon der Kurfürſt Johann Georg II., der von 1656 bis 1680 regierte, wurde (außerdem, daß er ſeines Vaters Trunkſucht erbte) ein faſt ſklaviſcher Nachäffer Ludwigs XIV. und ſuchte dieſen verſchwenderiſchen Monarchen durch den Reichthum ſeiner Garderobe, durch ſeine üppigen Feſte, durch ſeine magnifiquen Jagden (verbunden ſogar mit Löwenhetzen), durch ſeine Schifffahrten und Feuerwerke auf der Elbe, endlich durch ſeine koſtſpieligen Opern mit italieniſchen Sängern und Sängerinnen ſogar noch zu übertreffen. Etwas weniger verſchwenderiſch in ſolchen Dingen war ſein Nachfolger Johann Georg III. (1680—1691); allein einen um ſo tolleren Aufwand machte er für das Militär, und um dieſen beſtreiten zu können, verkaufte er ſchon anno 1687 drei Regimenter ſeiner Landeskinder an die Venetianer zum Kriege in Morea. Noch weit ſchlimmer wurde es unter ſeinem Sohne Johann Georg IV. (1691—1694), denn dieſer mißhandelte ſeine ebenſo ſchöne

Digitalisiert von Google

als liebenswürdige Gemahlin Eleonore, geborene Prinzessin von Sachsen-Eisenach (und verwittwete Markgräfin von Brandenburg-Anspach) in gemein brutaler Weise und legte sich dafür die sinnliche Sibylle von Neidschütz, eine Tochter des Obersten Rudolph von Neidschütz, als öffentliche Maitresse bei. Sie kostete ihn Millionen, weil er sie mit fürstlicher Pracht umgab, und schon dieß war traurig genug; noch weit trauriger aber für das Sachsenland war es, daß er ihre Mutter, eine geborene von Haugwitz (diese soll eine Buhlschaft seines Vaters, Johann Georgs III., gewesen sein) ganz nach Willkühr im Lande schalten und es sogar geschehen ließ, daß diese gräßliche Harpyie in Verbindung mit dem Kammerdirektor Ludwig Gebhard von Hoymb Alles ausstahl. Endlich ließ Johann Georg IV. sein geliebtes „Billchen" durch den Kaiser zur Reichsgräfin von Rochlitz erheben, und wollte sich dann von seiner Gemahlin scheiden lassen, um die Maitresse zu heirathen. Allein ehe es so weit kam, wurde Letztere am 4. April 1694 schnell von den Blattern hinweggerafft, und drei Wochen später, am 27. April, folgte ihr der Kurfürst, weil von ihr angesteckt, im Tode nach. Nunmehr hofften die Sachsen auf bessere Zeiten; sie kamen jedoch vom Regen in die Traufe, indem jetzt August der Starke Kurfürst wurde. Wir kennen ihn schon diesen August und wissen, wie viel sächsisches Geld nach Polen wanderte, um die polnische Krone für ihn zu gewinnen. Nicht minder wissen wir, daß er dieser Krone halber katholisch werden mußte, und sich dadurch seinen sächsischen Unterthanen total entfremdete. Endlich wissen wir noch, daß er, immer wieder wegen dieser Krone, in den nordischen Krieg verwickelt wurde, welcher die gräßliche Occupation Sachsens durch die Schweden zur Folge hatte, und man hätte es kaum glauben sollen, daß das Kurfürstenthum fähig gewesen wäre, so Schweres zu ertragen. Allein das Allerschlimmste habe ich noch nicht einmal berührt, das nämlich, daß August der Starke ein Maitressen- und Günstlingsregiment einführte, gegen welches die Neidschütz-Rochlitz-Affaire als ein völlig unschuldiges Kinderspiel erschien, und man ist daher ganz in seinem Recht, wenn man diesen Fürsten, der an Körperkraft allerdings ein Riese war, mit sittlichem Maßstab gemessen, als den Geringsten der Geringen bezeichnet. Seine Mai-

Digitalisiert von Google

treffen waren der Reihenfolge nach, Nummer eins: Fräulein von Keſſel; Nummer zwei: Aurora, Gräfin von Königsmark, die Mutter des Marſchalls Moritz von Sachſen, der, obwohl Deutſcher, die Waffen für Frankreichs König führte; Nummer drei: Fatime, Freiin von Spiegel, eine geborene Türkin, die als Kind bei Ofen gefangen und in Sachſen erzogen wurde, Mutter des Grafen Rutowsky, nachherigen ſächſiſchen Feldmarſchalls; Nummer vier: Gräfin von Eſterle, geborene Gräfin von Lamberg, eine Wienerin, welche Auguſt ihrem elenden Gemahl um eine ſchwere Summe abkaufte; Nummer fünf: Fürſtin Lubomirska, eine Polin, nachher zur Reichsfürſtin von Teſchen erhoben, die Mutter des Chevalier de Saxe; Nummer ſechs: Mademoiſelle Henriette Renard, eine Warſchauer Schenkwirthstochter und Mutter der Gräfin Orſelska, des tollſten Mannweibs von der Welt; Nummer ſieben: Baronin von Hoymb, nachherige Reichsgräfin von Coſel, welche, nachdem ſie abgedankt war, ihr Leben als Gefangene auf der Feſtung Stolpen zubringen mußte; Nummer acht: Gräfin von Dönnhoff, eine Polin, die noch mehr Geld verſchleuderte, als ſelbſt die Coſel; Nummer neun: Fräulein von Dieskau und endlich Nummer zehn: Fräulein von Oſterhauſen. Das waren die zehn offenen, ſozuſagen officiellen Maitreſſen, die alle ihren eigenen Palaſt und Hofſtaat hatten, gerade wie die Maitreſſen Ludwigs XIV.; allein außer ihnen unterhielt Auguſt der Starke noch eine Menge von Nebenliebſchaften, und dieſe feilen Weiber zuſammengenommen, gebaren ihm die hübſche Anzahl von dreihundertundvierundfünfzig Kindern, für welche ohne Ausnahme mehr oder minder fürſtlich geſorgt wurde. Unter den Günſtlingen ſind beſonders hervorzuheben, der Großkanzler von Beuchlingen, der Oberſtkämmerer Graf von Vitzthum, der Miniſterpräſident Graf von Hoymb, der bäuriſche Graf von Watzdorf, der diebiſche Graf von Wakerbarth und der Obergünſtling Generalfeldmarſchall Graf von Flemming. Dieſe ſämmtliche Günſtlinge und Maitreſſen aber wurden von Auguſt dem Starken mit Reichthümern überhäuft, und was ſie nicht geſchenkt erhielten, rieſſen ſie mit Gewalt an ſich, ſo daß die Summen, welche ſie das Land koſteten, in's Ungeheuerliche anſtiegen. Nur allein der Graf von Flemming hinterließ nach ſeinem Tode ein Vermögen von ſechzehn Millionen Thalern,

Digitalisiert von Google

und seine Wittwe fand daher für gut, hievon freiwillig acht Millionen an den Staatsschatz abzuliefern, um das Uebrige ungestört (sie befürchtete eine gerichtliche Untersuchung darüber, auf welche Weise ihr verstorbener Gemahl zu dem kolossalen Reichthum gelangt sei) behalten zu dürfen. Daran aber, daß die Günstlinge und Maitressen ganz tolle Summen verschlangen, war es noch lange nicht genug, sondern noch weit mehr kosteten die Bauten und Feste, sowie insbesondere die Hofhaltung, welche an Ueppigkeit diejenige Ludwigs XIV. bei weitem übertraf. In letzterer Beziehung erinnere ich an die Unmasse von Hofämtern, die sämmtlich — der Oberhofmarschall mit seinen Marschällen, der Oberhofstallmeister mit seinen Stallmeistern, der Oberhofjägermeister mit seinen Jägermeistern, der Oberhofkämmerer mit seinen Kammerherren u. s. w. — äußerst reich dotirt waren, sowie an die noch größere Unmasse von niederen Bediensteten, von welchen sich besonders die Heiducken (ursprünglich ungarische Trabanten), die Schweitzer (Thürsteher, zu denen man damals riesige Bursche aus den eidgenössischen Urkantonen verwandte), die Mohren (Nubier, als Kutscher besonders gesucht) und der Janitscharen (Aufwärter bei der Tafel in Janitscharen-Uniform) auf indirektem Wege vortrefflich zu stehen wußten. Nicht minder erinnere ich, was die Bauten und Feste anbelangt, an den Japanischen Palast und den Zwinger in Dresden, vor allem aber an die berühmte Moritzburg im Friedwalde, drei Stunden von Dresden, welche mit Fug und Recht das sächsische Versailles genannt wurde. Sodann an die Venusfeste in den Lustgärten, an die Dianenfeste in den Wäldern, an die Neptunsfeste auf der Elbe und an die Saturnusfeste im Plauen'schen Grunde. Weiter an die Tourniere, Carroussels, Ringelrennen, Jahrmärkte, Maskeraden, Bauernhochzeiten und Nationalwirthschaften. Endlich an die militärischen Lustlager (nur allein für das bei Mühlberg wurden fünf Millionen Thaler aufgewendet), und an die Hochzeiten der Söhne und Töchter August's des Starken, bei denen er stets besonderen Glanz (die theuerste war übrigens die seines legitimen Sohnes mit der Tochter Kaiser Josephs I., denn die Kosten beliefen sich auf volle sechs Millionen Thaler) entfaltete. Gewiß es war eine Verschwendung sonder Gleichen, und das dazu nöthige kolossal viele Geld konnte,

Digitalisiert von Google

nachdem man es vergeblich mit ſogenannten Goldmachern (an jedem kleinen deutſchen Hofe traten damals, weil man des Geldes ewig bedürftig war, derlei alchymiſtiſche Abentheurer und Betrüger auf, auch am Dresdener, wo insbeſondere der berüchtigte Johann Victor von Klettenberg es ſo arg trieb, daß ihn Auguſt der Starke ſchließlich mit dem Schwerte hinrichten ließ) verſucht hatte, nur durch die ruchloſeſten Erpreſſungen aufgebracht werden. Darum waren dem Könige Auguſt II. auch nur ſolche Miniſter genehm, welche ganz neue Steuern (wie z. B. eine allgemeine Kopf- und Vermögensſteuer, eine Beſoldungsſteuer, eine Rangſteuer, eine Dorfaccisſteuer, eine Generalconſumtionsordnung und andere Abgaben mehr) zu erfinden vermochten und ſich überhaupt als Blutſauger erſter Sorte bewährten. Die Folge aber war, daß das ſächſiſche Volk mehr und mehr verarmte und faſt bei keiner Gelegenheit, nicht einmal bei den großartigen Feſten, welche doch ſonſt der Zuſchauer eine Menge herbeilocken, mehr eine Freude am Daſein zeigte. Noch muß ich übrigens bemerken, daß es ſich — ein langer Deſpotismus erzeugt nothwendig tiefdemüthige Kriecherei — geduldig in Alles fügte und nur über Eines in Zorn aufloderte. Das geſchah, als der König anfing, ſein großes ſtehendes Heer, deſſen er in Polen und zum nordiſchen Krieg bedurfte, nicht mehr durch freiwillige, geworbene Söldner zu ergänzen, ſondern durch gewaltſam gepreßte Rekruten aus den verſchiedenen Gemeinden des Landes. Dieſe gewaltſam Gepreßten, die man durch eigene Rekrutenfänger (eine Erfindung des Generalfeldmarſchalls von Flemming) bei Nacht und Nebel aus den Betten holte, wurden dann auf der Folter zum Fahneneid gezwungen und ſofort zu der Armee nach Polen gebracht; allein man hatte Mühe, taugliche Subjekte zu finden, weil ſich die jungen Burſchen den Preſſern vielfach durch die Flucht zu entziehen wußten, und hierin von ihren Angehörigen, trotz der furchtbaren Strenge, mit der man derlei „Aufruhr“ (ſo hieß man die gerechte Nothwehr) regelmäßig beſtrafte, immer unterſtützt wurden. Endlich, am 1. Februar 1733, ſtarb dieſer von ſeinen fürſtlichen Mitgenoſſen vielfach angeſtaunte und beneidete, von ſeinem Volk aber verfluchte Deſpot, und abermals hofften jetzt die Sachſen, daß eine beſſere Zeit für ſie anbrechen werde. Wußte man ja doch von ſeinem Sohn und

Digitalisiert von Google

Nachfolger, daß sich seine Gemahlin über seine Untreue nicht beklage, und daß also jedenfalls die skandalöse Maitressenwirthschaft seines Vaters aufhören werde! Auch bestätigte sich dieß nachher vollkommen, allein wurde es deßwegen besser? Nicht um das Geringste, denn August III. mußte sich die polnische Krone, welche er natürlich ebenfalls anstrebte, mit denselben Mitteln — mit sächsischem Geld und sächsischen Truppen — erkämpfen, wie sein Vater. Ueberdem welch' kolossale Summen verschwendete er nicht an katholische Kirchen und Andachtsübungen, während doch außer ihm selbst und seiner Gemahlin, sowie verschiedenen Hofbediensteten ganz Sachsen dem Protestantismus huldigte! Weiter erinnere ich an die großartigen Jagden, die er fast allwöchentlich abhielt, sowie an die immensen Kosten der Oper und der an derselben angestellten Italiener und Italienerinnen, der Cerrini, Marcolini und Piatti. Endlich aber, und das war die Hauptsache, welch' ein gräßlicher Blutsauger war nicht sein allmächtiger Günstling, Heinrich von Brühl, der Sohn eines armen Weißenfels'schen Hofmarschalls, der es aber unter August III. zum Reichsgrafen und Premierminister mit einem wahrhaft fürstlichen Einkommen brachte! Er spielte in Sachsen-Polen dieselbe Rolle, welche einst in Constantinopel die Großveziere und in Frankreich die Majores-domi gespielt hatten, und seine Gewalt über den verstandeslosen König war eine unbegränzte. Wie aber benützte er diese Gewalt? Für's erste entfernte er alle die vom Hofe, welche, wie der Graf Sulkowsky, es hätten versuchen können, dem Könige die Augen zu öffnen. Für's zweite ließ er sich von seinem Herrn eine Baronie und Herrschaft nach der anderen schenken, wie z. B. die Herrschaft Forsta und Pförten in der Niederlausitz, wie weiter die Baronie Gangloffimmern mit vier Dörfern, und wie endlich die Starostie Zips, welche die Größe eines kleinen Fürstenthums hatte, von anderen kleineren Gütern gar nicht zu reden. Für's dritte vereinigte er in seiner Person eine Menge der einträglichsten Aemter, und von allen diesen Aemtern, die er neben seinem obersten Ministerposten bekleidete, bezog er die Besoldungen, so daß er einen regelmäßigen Gehalt von fast 80,000 Thalern — damals eine horrende Summe — bezog. Zum vierten ließ er sich von auswärtigen Mächten, besonders von Oesterreich und Ruß-

Digitalisiert von Google

land, ſogenannte Jahrgelder bezahlen, d. h. er ließ ſich von dieſen Mächten beſtechen und handelte dann rein in ihrem Intereſſe. Zum fünften entlehnte er von den reichen Kaufleuten in Leipzig unter dem Titel einer „freiwilligen Contribution“ bedeutende Summen und dachte nie daran, dieſelben zurückzuzahlen. Zum ſechsten endlich beſtahl er die öffentlichen Kaſſen in der frechſten Weiſe, um ſie dann, theils durch die drückendſten Steuern, theils durch eine himmelſchreiende Kabinetsjuſtiz, bei der um Geld Alles feil war, wieder zu füllen. Durch all' dieß zuſammen, wurde es ihm möglich, einen Aufwand zu machen, wie kein anderer Miniſter je vor und nach ihm, und ſelbſt der des Königs mußte hinter dem ſeinigen zurückſtehen. Er hielt ſich über zweihundert Bediente und hatte eine eigene Leibwache, die er noch verſchwenderiſcher bezahlte, als ſeiner Zeit der Cardinal Richelieu, der Beherrſcher Ludwigs XIII. Seine Garderobe, die er natürlich nur in Paris anfertigen ließ, war die glänzendſte damaliger Zeit, und mit ihr harmonirte die Ueppigkeit ſeiner Tafel (die Paſteten wurden auch aus Paris bezogen) in allen Stücken. Von der Herrlichkeit ſeines Palaſtes aber, deſſen innere Einrichtung natürlich ebenfalls der Hauptſtadt von Frankreich entſtammte, gibt noch jetzt die ſogenannte Brühl'ſche Terraſſe, die reizendſte öffentliche Promenade in Dresden, Zeugniß, und in dieſem Palaſte feierte man Feſte, deren Luxus in's Unbegreifliche ging. Das war das Glück, welches die Kurfürſten von Sachſen am Ende des 17. und in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts ihren Unterthanen bereiteten!

Nicht viel Beſſeres iſt von Bayern zu berichten. Maximilian's I., der im dreißigjährigen Krieg eine ſo hervorragende Rolle ſpielte, Sohn und Nachfolger Ferdinand Maria (1651—1679) zeichnete ſich durch eine Bigotterie ohne Gleichen aus, und durch den Einfluß ſeines Beichtvaters, des Pater Privigniani, floß faſt alles Geld des Landes in die Taſchen der Geiſtlichkeit. Seinen Unterthanen dagegen entzog er vollends alle Rechte, die ſie aus dem dreißigjährigen Krieg noch gerettet hatten, und anno 1669 wurde der letzte Landtag abgehalten. Sein Hauptgünſtling war ſein Oberhofmarſchall, der Graf — nachher Fürſt — Herrmann Egon von Fürſtenberg, der Bruder

Digitalisiert von Google

jener beiden Hochverräther Franz Egon und Wilhelm Egon, von denen ich schon früher berichtete, und dieser von Frankreich bestochene Günstling, der nach und nach bis zum Obersthofmeister und Präsidenten des Geheimenraths avancirte, leitete den Kurfürsten natürlich ganz im französischen Interesse. Nicht minder erhielt der ganze Hof in Sprache, Kleidung, Etiquette und Festivitäten einen durchaus französischen Anstrich, und um nun auch ein französisches Lustschloß zu besitzen, legte Ferdinand Maria in Verbindung mit seiner Gemahlin Adelheid, einer savoyischen Prinzessin, den Grund zu dem Schlosse Nymphenburg mit seinem großartigen Parke. Im Uebrigen zeichnete sich dieser Kurfürst durch Nichts mehr aus, als durch eine ungeheure Prachtliebe, und nur allein an die Stickerei seines Paradebettes ließ er zwei Centner und neunzehn Pfund Gold verschwenden. Noch weit schlimmer erging es den Bayern unter seinem Sohn und Nachfolger Maximilian II. Emanuel (1679—1726), denn weil er sich im spanischen Erbfolgekriege hochverrätherischer Weise mit den Franzosen verbündete, wurde, wie wir bereits erzählt, sein Kurfürstenthum von Oesterreich erobert, und während der langen Besitznahme auf's gräßlichste ausgesaugt. Das war aber nicht das Einzige, sondern als großer Franzosenfreund und Bewunderer Ludwigs XIV. (sein Erzieher war der Franzose Henry Marquis de Beauveau gewesen) trat Max Emanuel natürlich auch in Sachen des Maitressenthums in die Fußstapfen des französischen Königs, und nach einander spielten eine Gräfin Kaunitz, eine Baronesse von Louchier, nachherige Gräfin Arco, eine Gräfin Wehlen, eine Venetianerin Canossa, eine Gräfin Paar, ein Fräulein von Sinzendorf und noch unzählige kleinere Amourschaften ihre verderblichen Rollen. Nicht minder wurde am Hofe nur noch französisch gesprochen, und die Tourniere, die Carroussels, die Maskeraden, die Schlittenfahrten, die Gartenfeste und wie die Lustbarkeiten sonst hießen, waren reine Nachbildungen der Festivitäten von Paris und Versailles. Am ärgsten übrigens trieb es Max Emanuel in Brüssel, wo er als Statthalter der spanischen Niederlande Jahre lang (von 1791 bis 1702) residirte, denn hier verschwendete er für Maitressen und Pferde, seine beiden Hauptliebhabereien, solch' außerordentliche Summen, daß ihm aus Bayern dreifache Steuern (ein Sprüchwort in Bayern

Digitalisiert von Google

ſagte: „der Kurfürſt brockt den Niederlanden ſein Bayern ein“, und ein anderes: „in Brüſſel geht's zu, wie im ewigen Leben“) nachgeſchickt werden mußten. Nach Beendigung des ſpaniſchen Erbfolgekriegs wieder in München reſidirend, erweiterte er das Schloß Nymphenburg in der großartigſten Weiſe (von ihm ſtammt die Pagodenburg, die Badenburg und das bewundernswerthe Waſſerwerk im großen Parke) und erbaute dann in einer Entfernung von nur zwei Stunden, um doch auch ein eigenes Verſailles zu haben, das Schloß Schleißheim, deſſen große Marmortreppe wegen ihrer Pracht jetzt noch bewundert wird. Freilich koſtete das Alles zuſammen unendlich viel Geld, und da ſomit die gewöhnlichen Einkünfte trotz der dreifachen Steuern nicht zureichten, ſo erhielt das Kurfürſtenthum eine Schuldenlaſt von über dreißig Millionen Gulden. Ganz dasſelbe Glück bereitete den Bayern Max Emanuels Sohn und Nachfolger Karl Albert (1726—1745), von welchem übrigens erſt ſpäter des Näheren die Rede ſein wird, denn auch er hielt ſich einen ganzen Cyklus von Maitreſſen, von welchen ihn Dreie, die ſchöne Sophie von Ingenheim, die Gräfin Joſepha Topor-Morawitzka und die Gräfin Eleonor Fugger beſonders lange beherrſchten. Auch hatte er noch eine andere Hauptliebhaberei, nämlich für Jagdhunde, und aus aller Herren Ländern kaufte er ſich die theuerſten Exemplare zuſammen. Nicht blos aber dieß, ſondern es galt auch als ſchweres Verbrechen, einen dieſer Hunde zu beleidigen, und Wilddiebe — ſelbſt Bauern, welche die Sauen und Hirſche aus ihren Feldern trieben, damit nicht ihre Saaten zerſtört wurden — wurden unnachſichtlich mit dem Tode beſtraft. Noch führe ich an, daß unter Karl Albert anno 1735 das verderbliche Lottoſpiel in Bayern eingeführt wurde, und zwar nach dem Muſter des päbſtlich-römiſchen, von dem man wußte, daß es der Regierung (obwohl auf Koſten der Wohlfahrt des Volkes) viel Geld eintrage.

Wir verſetzen uns nun an den Hof von Hannover, deſſen erſten Kurfürſten Ernſt Auguſt der Leſer bereits kennen gelernt hat. Der unmittelbare Vorgänger dieſes Ernſt Auguſt war der Herzog Johann Friederich, der ſich anno 1649 zur katholiſchen Religion bekehren ließ, und dann nach ſeinem Regierungsantritt, anno 1665, Alles that, um

Digitalisiert von Google

ſeine gutproteſtantiſchen Unterthanen katholiſch zu machen. Deutſche Geſinnung beſaß er gar keine, und deßhalb ſtellte er auch dem Könige Ludwig XIV. ein bedeutendes Söldnerheer, um damit in den Jahren 1672 bis 1679 den Kaiſer Leopold I. zu bekämpfen. Nicht minder lebte er in ſeinem verarmten Lande mit unſinniger Pracht ganz nach franzöſiſchem Muſter, und um das Geld aufbringen zu können, verkaufte er 6000 ſeiner Unterthanen an die Venetianer zum Krieg in Morea. Ganz in ſeine Fußſtapfen trat in dieſer letzteren Beziehung — Verkauf von Landeskindern an die Venetianer — ſein jüngſter Bruder und Nachfolger Ernſt Auguſt (1679—1698); auf die Seite der Franzoſen dagegen ſtellte er ſich nicht, ſondern wußte ſich vielmehr, wie uns bekannt, dadurch den Kurhut zu erwerben, daß er dem deutſchen Kaiſer in dem neuen Krieg gegen Ludwig XIV., anno 1686, ein bedeutendes Truppencorps zu Hülfe ſandte. Unter ihm gewann alſo Hannover in ſeiner äußerlichen Machtſtellung, in allem Uebrigen aber erwies ſich Ernſt Auguſt als einen Regenten, der aller Sittlichkeit und allem Recht Hohn ſprach. Seine Gemahlin war die ebenſo hochgebildete als anmuthige pfälziſche Prinzeſſin Sophie, mütterlicherſeits eine Enkelin des Königs Jakob I. von England, und wegen dieſer ihrer Abſtammung aus dem Hauſe Stuart wurde nachher ihr und Ernſt Auguſt's erſtgeborner Sohn Georg Ludwig unter dem Titel Georgs I. König von Großbrittannien. Ernſt Auguſt vernachläſſigte jedoch dieſe ſeine Gemahlin vollſtändig und lebte offen mit ſeiner Maitreſſe Clara Eliſabeth, geborene von Maiſenbuch, deren Scheingatten, einen armen Kammerherrn, mit Namen Franz Ernſt von Platen, er nach und nach zum Oberſtſtallmeiſter, Premierminiſter und Reichsgrafen beförderte. Sie, die Maitreſſe, eine Buhlerin der niedrigſten Sorte und zugleich ein Weib voller ſchlimmen Leidenſchaften, dominirte Alles, und blindlings mußten ihr die Hof- wie die Staatsdiener gehorchen. Durch ſie kam auch anno 1682 die Heirath des Kurprinzen Georg Ludwig (des nachherigen Georg I.) mit Sophie Dorothee, der einzigen Tochter oder vielmehr des einzigen Kindes des Herzogs Wilhelm von Braunſchweig-Celle, wie wir bereits berichtet haben, zu Stande, denn die Vereinigung von Celle mit Hannover brachte ihr perſönlich große pecuniäre Vortheile. Nicht minder

Digitalisiert von Google

aber wußte ſie es, damit ihr Einfluß auf den Sohn und Nachfolger kein geringerer ſei, als auf den Vater und Regenten, dahin zu bringen, daß der Kurprinz ihre eigene jüngere Schweſter, die Frau von dem Busſche (nachherige Generalin Weickh) zur Maitreſſe nahm, und wie der Prinz dieſer Dame müde wurde, vermittelte ſie in der Perſon einer Verwandtin, der ſchönen Irmengard Meluſine von der Schulenburg, eine Nachfolgerin ihrer Schweſter, damit der Kurprinz nicht etwa in Hände gerathe, die ihr unliebſam geweſen wären. Das Maitreſſenthum florirte alſo in Hannover in der gemeinſten Schamloſigkeit; allein daran war es noch lange nicht genug, ſondern daſſelbe verband ſich auch noch mit der Miſſethat und am Ende ſelbſt mit dem brutalſten Meuchelmord. Die Kurprinzeſſin Sophie Dorothee fand ſich, nachdem ſie ihrem Gemahl einen Sohn und eine Tochter geboren hatte, von demſelben mehr und mehr vernachläſſigt, und wie ſie nach den Gründen forſchte, brachte ſie es heraus, daß er ſchon lange (alle Welt in Hannover wußte dieß und nur ihr war es bis jetzt verborgen geblieben) die Meluſine von der Schulenburg als Maitreſſe unterhalte. Natürlich fühlte ſie ſich hiedurch auf's höchſte gekränkt, und hiezu war ſie um ſo mehr berechtigt, als die Maitreſſe ihr ſowohl was körperliche Schönheit, als auch was geiſtige Bildung anbelangt, total nachſtand. Von nun an kam's nicht ſelten zu häuslichen Scenen, ſowie nicht minder dazu, daß Sophie Dorothee ſich bei ihren Schwiegereltern über ihren Gemahl beklagte. Allein die Scenen führten nur dazu, daß ihr Gemahl, ein ſehr roher brutaler Herr, ſie nicht ſelten ſogar körperlich mißhandelte, und die Klagen bei den Schwiegereltern endeten immer mit einer Abweiſung. Die Schwiegermutter Sophie nämlich erklärte, nicht genug Einfluß zu haben, um eine Aenderung herbeiführen zu können, und verwies die Söhnerin auf die eigene traurige Stellung der Gräfin Platen gegenüber. Noch weniger nahm ſich der Kurfürſt Ernſt Auguſt der Klägerin an, ſondern bedeutete ſie vielmehr immer kurzweg, ihn mit ſolchen Kleinigkeiten nicht zu behelligen. Natürlich, denn ſo inſtruirte ihn ſeine langjährige Beherrſcherin, die Gräfin Platen, welche ſchon deßwegen auf Seiten des Kurprinzen und ſeiner Maitreſſe ſtand, weil ſie dieſe Verbindung ihrer eigenen Machtſtellung wegen ſelbſt ge-

Digitalisiert von Google

schaffen hatte. Noch mehr aber deßwegen, weil die Kurprinzessin das familiär zudringliche Entgegenkommen der Gräfin Platen stets kalt und stolz zurückgewiesen und derselben nur zu oft ihre Verachtung offen genug gezeigt hatte. Durch dieß alles zusammengenommen wurde die Lage der Sophie Dorothee mit jedem Tage eine unleidlichere und ihre Stimmung gränzte oft an Verzweiflung. Sie fand aber keinen Ausweg, sich zu helfen, da sie ringsum nur Feinde sah, die meist eine Freude an ihrer Verzweiflung hatten. Da kam im Jahr 1690 der Graf Philipp von Königsmark an den Hof von Hannover und fand alsbald eine Anstellung als Oberst des Regiments der Gardedragoner. Er war ein sehr schöner Mann in der vollsten Manneskraft, und die sinnliche Gräfin Platen warf daher alsbald ihr Auge auf ihn. Auch ruhte sie in ihrer stürmischen Leidenschaftlichkeit nicht, als bis sie ihn in ihre Netze gezogen hatte, und von nun an durfte er nur noch ihr allein leben. Dessen ungeachtet konnte es nicht fehlen, daß der Graf oft und viel in die Nähe der Kurprinzessin kam, und sofort flammte in Beiden die Erinnerung auf. In ihrer frühesten Jugend nämlich hatten die Zwei ganze Tage zusammenverlebt, weil ihre Mütter Freundinnen gewesen waren, und an dem kleinen Hof von Celle nannte man sie damals nur die Unzertrennlichen. Freilich lagen zwischen Jetzt und Damals vielleicht zwanzig Jahre, allein wie gesagt, die Erinnerung flammte deßwegen doch auf. Zudem, wie der Graf sich durch den Augenschein überzeugte, in welch' trauriger Lage sich die Kurprinzessin befand, wurde er zum innigsten Mitleid hingerissen, und die Prinzessin ihrerseits, diese Theilnahme in seinen Augen lesend, faßte das vollste Zutrauen zu ihm. So entstand nach und nach ein Freundschaftsbund zwischen ihnen, und dieser Bund wurde um so inniger, als sie ihn Beide vor Jedermann (er wegen der Eifersucht der Gräfin Platen, sie um den Verdacht ihres brutalen Gemahls nicht zu wecken) in den Schleier des tiefsten Geheimnisses hüllen mußten. Endlich vertraute die Prinzessin ihm an, daß sie es in ihrer jetzigen Lage nicht mehr aushalten könne, und sofort schwur er ihr zu, daß er sie, und wäre es mit Gefahr seines Lebens, aus derselben befreien wolle. Daraufhin wurde zwischen ihnen abgemacht, daß er ihr zur Flucht zu ihrem Vetter Anton Ulrich, dem Herzog von Braun-

Digitalisiert von Google

ſchweig-Wolfenbüttel, einem alten Herrn, der ihr immer beſondere Freundſchaft erwieſen, verhelfen ſolle, und zu dieſem Behufe trat er Anfangs Sommer 1692 aus den Hannoveriſchen Dienſten aus, um ſich dafür in die des Kurfürſten Auguſt des Starken von Sachſen zu begeben. Von Dresden reiste er dann über Wolfenbüttel, wo er ſich mit dem Herzog Anton Ulrich verſtändigte, in den erſten Tagen des Juni 1692 nach Hannover zurück, unter dem Vorgeben, ſeine dortigen Angelegenheiten definitiv in's Reine bringen zu wollen; in Wahrheit aber zu keinem anderen Zwecke, als nunmehr die beabſichtigte Flucht in's Werk zu ſetzen. Allein ſo heimlich er auch ſeine Vorbereitungen traf, ſo konnten ſie doch der Gräfin Platen nicht verborgen bleiben, da ſie ihn von allen Seiten mit Spionen umgab. Schon lange vor ſeinem Austritt aus den Hannöveriſchen Dienſten war ſie wüthend über ihn geworden, denn je mehr ſeine Freundſchaft zu Sophie Dorothee wuchs, um ſo weniger Zeit widmete er ihr, und am Ende hatte ſie es nur zu gut empfunden, daß ihre ausſchweifenden Liebeszudringlichkeiten ihn anzueckeln begannen. Noch wüthender wurde ſie, als er ſich in ſächſiſche Dienſte begab, und wie er nun vollends nach ſeiner Rückkehr von Dresden ſie nicht weiter mehr beachtete, als es die Etiquette erforderte, gerieth ſie förmlich außer ſich. Demgemäß eilte ſie, nachdem ſie durch ihre Spione erfahren, daß die Kurprinzeſſin höchſtwahrſcheinlich — ganz gewiß wußte ſie es natürlich nicht — im Sinne habe, mit dem Grafen von Königsmark zu entfliehen, am Mittag des 1. Juli 1692 zum Kurfürſten Ernſt Auguſt, ihrem langjährigen Sklaven, und ſtellte ihm vor, daß dieſe Flucht unter allen Umſtänden, und wäre es durch eine Gewaltthat, verhindert werden müſſe. Der Kurfürſt aber, das Aufſehen, welches eine ſolche Flucht nothwendig machen mußte, fürchtend, gab ihr alsbald ſchriftliche Vollmacht, ganz nach Gutdünken zu verfahren. Am Spätabend des 1. Juli nun hatte der Graf von Königsmark mit der Kurprinzeſſin in deren Zimmern im Reſidenzſchloſſe von Hannover eine letzte Unterredung, um die Flucht endgültig feſtzuſtellen, und wie er darauf gegen Mitternacht über den Corridor nach der Treppe zuſchritt, wurde er plötzlich von vier kurfürſtlichen Leibtrabanten unter der Anführung eines Sergeanten, Namens Buſchmann, und in Gegenwart der Gräfin

Digitalisiert von Google

Platen meuchlings von hinten überfallen. Dieſe Trabanten nämlich hatte die Gräfin am Abende zu dem Meuchelmord gegen hohen Lohn gedungen, und natürlich war ihre Wahl nur auf ſolche gefallen, welche, weil ſie ſchon in aller Herren Ländern, auch in Italien, wo die Dolchſtöße zu Hauſe ſind, gedient, einen Mord auf die leichte Achſel nahmen. Der Graf von Königsmark, obwohl gleich beim Ueberfall ſchwer verwundet, wehrte ſich mit dem kurzen Dolche, den er trug, mannhaft, allein angefeuert von der Gräfin drangen die Mörder nur um ſo hitziger auf ihn ein und nach wenigen Minuten ſchon hauchte er ſein Leben aus. Daraufhin ließ die Gräfin den Leichnam in ein geheimes Gemach werfen, das man gar nicht benützte, und da man die andere Nacht einige Tragkörbe voll ungelöſchten Kalks nachſchüttete, vermoderte der Körper ohne Zweifel in ſehr kurzer Zeit, ohne beſonderen Geruch im Schloſſe zu bereiten. So verſchwand der Graf von Königsmark aus dem Leben und eine Beſtrafung dieſer Miſſethat fand nie ſtatt, weil Niemand die Mörder belangen konnte. Auch läugnete der Kurfürſt Ernſt Auguſt beharrlich etwas von dem Verſchwinden des Grafen zu wiſſen, obwohl er den Befehl zu dieſem Mord ſelbſt ausgeſtellt hatte, und erſt lange nach ſeinem Tode wurde das verbrecheriſche Geheimniß aufgedeckt. An dem Mord des Grafen ſelbſt übrigens hatte man noch nicht genug, ſondern man ſchritt auch noch in derſelben Nacht zur Verhaftung der Kurprinzeſſin Sophie Dorothee, indem man ſie des Ehebruchs mit dem Ermordeten beſchuldigte. Sie bewies ihre Unſchuld durch das Zeugniß ihrer Kammerfrauen, welche ſtets allen Unterredungen mit dem Grafen angewohnt hatten, und man konnte ihr alſo ſchließlich nichts vorwerfen, als daß ſie beabſichtigte, vom Hannöveriſchen Hofe zu entfliehen. Deſſenungeachtet ſprach das ſervile hannöveriſche Conſiſtorium die Eheſcheidung von ihrem Gemahle aus, und daraufhin brachte man ſie, damit ſie nicht im Stande ſei, all' dieſe Niederträchtigkeiten zu veröffentlichen, als Staatsgefangene nach dem Schloſſe Ahlden an der Aller, wo ſie erſt nach zweiunddreißigjähriger Haft am 13. November 1732 ſtarb. „Und was that nun der Kurprinz Georg Ludwig — ſchritt er ſofort zur zweiten Ehe?" Gott bewahre, ſondern er lebte fortan öffentlich mit der Meluſine von der Schulenburg und das

Digitalisiert von Google

Maitreſſenthum florirte alſo am Hofe von Hannover mehr als je. Nicht allzulange hernach, im Januar 1698, ſtarb der Kurfürſt Ernſt Auguſt und ſein Nachfolger wurde natürlich Georg Wilhelm. Sobald Dieſer aber die Regierung angetreten hatte, ließ er das Schloß Herrenhauſen, nahe bei Hannover, bisher ein ganz einfaches Gebäude, mit ungeheuren Koſten in ein prächtiges Verſailles umbauen, und nicht minder prächtig war der Park, den er um daſſelbe, natürlich mit Hülfe franzöſiſcher Künſtler, anlegte. In dieſem Schloß und Park feierte man dann die herrlichſten Feſte, und auf allen paradirte Meluſine von der Schulenburg als Königin der Schönheit und Liebe. Ja man hielt dafür, daß ſie dieſe Stellung für ihr ganzes Leben behalten werde; allein ſiehe da, ſchon im Jahr 1700 fand es der Kurfürſt Georg Ludwig höchſt langweilig, nur eine einzige Maitreſſe zu haben, und legte ſich alſo eine zweite bei. Gewiß, er entließ die erſte nicht, wie es ſonſt ſeine Regenten-Collegen, wenn ſie eine neue Leidenſchaft erfaßte, im Brauche hatten, ſondern behielt ſie neben der zweiten, und man erlebte nun das Schauſpiel eines Doppelmaitreſſenthums. Doch, wird der Leſer fragen, wer war dieſe Zweite? Keine andere, als die Tochter der Gräfin von Platen, der langjährigen Maitreſſe Ernſt Auguſt's, mit Namen Sophie Charlotte, alſo eine Dame, die höchſt wahrſcheinlich Georg Ludwigs eigenen Vater zum Erzeuger hatte. Zum Maitreſſenthum kam alſo jetzt auch noch die Blutſchande, allein die junge Platen reizte ſeine Sinne durch ihre merkwürdig üppige Körperformen, und ſo bekümmerte er ſich um eine ſolche Kleinigkeit, die eigene Schweſter zur Geliebten zu haben, nicht im Geringſten. Im Gegentheil, er fand ſo großen Gefallen an ihr, daß er für ſie, nachdem er ihr den Grafen von Kielmannsegge zum Scheingemahl gegeben, das Luſtſchloß Fantaiſie, zwiſchen Hannover und Herrenhauſen, erbaute, und Millionen über Millionen an ſie verſchwendete. Merkwürdig übrigens, auch das Doppelmaitreſſenthum genügte dem Kurfürſten in die Länge nicht, und im Dezember 1706 erfuhr man, daß es nunmehr drei Gunſtdamen am Hofe gebe. Und merkwürdig, auch dieſe dritte Maitreſſe gehörte in die nächſte Verwandtſchaft, denn ſie, Sophie Karoline, geborene von Uffeln, war die Gattin des Oberkammerherrn Ernſt Auguſt von Platen, des Sohnes der ehemaligen

Digitalisiert von Google

Maitresse des Kürfürsten Ernst August, als dessen Vater man allgemein den Letzteren bezeichnete! Auch sie, die Gemahlin des Halbbruders, kostete den Kurfürsten Georg Ludwig schweres Geld, denn sie verlangte ihren eigenen Hofstaat, und um Hof halten zu können, mußte ihr das Lustschloß Montbrillant an der großen Allee nach Herrenhausen erbaut werden. Also drei Maitressen zumal; hatte man je vorher etwas Aehnliches erlebt? Freilich kam es unter den Dreien oft und viel zu schweren Mißhelligkeiten, weil immer die Eine die Andere verdrängen wollte, allein der Kurfürst gab keiner Klage Gehör, und so mußten sie sich wohl oder übel in das Unvermeidliche fügen. Auch nahm diese Dreimaitressenwirthschaft selbst dann kein Ende, als der Kurfürst im August 1714 nach dem Tode der Königin Anna von England den brittischen Thron bestieg, denn sowohl die Melusine als die Kielmannsegge und die Platen begleiteten ihren Galan nach England, und ließen sich dort — unter dem Gespött der Engländer — hohe Titel und Gnaden von ihm verleihen.

Weniger Gräßliches ist von dem anderen Zweige des Welfenhauses, nämlich von den Herzogen von Braunschweig-Wolfenbüttel zu berichten; die Entsittlichung aber herrschte in Wolfenbüttel gerade so gut, als an irgend einem anderen kleinen Hofe Deutschlands. Insbesondere war der bereits genannte Herzog Anton Ulrich (1685 bis 1714) ein Frauenjäger, wie Wenige, und diese seine Leidenschaft verließ ihn selbst im höheren Alter nicht. Auch erbaute er sich ebenfalls sein Versailles, ich meine das Lustschloß Salzdahlum, und seine üppige Hofhaltung dorten war ganz nach französischem Muster eingerichtet. Was aber sein Wesen am besten kennzeichnet, ist das, daß er anno 1710, fast achtzig Jahre alt, noch zum Katholicismus übertrat und von da an seine Unterthanen zwingen wollte, ihm zu lieb ebenfalls die Religion zu wechseln. Noch unsittlicher, als er, lebte sein Sohn und Nachfolger August Wilhelm, der sich von seinem Günstling, dem Baron von Dehn, vollständig leiten ließ, und denselben auch zugleich mit Reichthümern überhäufte. Dieser Herzog starb aber schon im Jahr 1771, und nun übernahm sein Bruder Ludwig Rudolph die Regierung, weil er selbst keine Söhne hatte. Jetzt kam wieder einige Ordnung in die Finanzen, allein leider starb Ludwig Rudolph, ebenfalls

Digitalisiert von Google

söhnelos, schon anno 1735, und nun folgte Herzog Karl von der Nebenlinie Braunschweig-Bevern. Was jetzt für tolle Tage kamen! Der neue Herzog nämlich zählte bei seinem Regierungsantritt kaum zwanzig Jahre, und glaubte als unumschränkter Herr, der er plötzlich wurde, das Recht zu haben, kein einziges Vergnügen zu theuer zu finden. Seine Hofhaltung gestaltete sich also zu einer der verschwenderischten und ein Fest verdrängte das andere. Nicht minder verschlangen kostspielige Reisen nach Venedig zum dortigen Karneval ungeheure Summen, und noch mehr kosteten die „Freundinnen", mit denen sich der Herzog umgab. Woher nun das Geld zu diesem kolossalen Aufwand nehmen? Ei, das Factotum des Herzogs, der Minister Schliestädt, wußte den jüdischen Finanzgrößen Hamburgs den kleinen Staat Wolfenbüttel als so zahlungsfähig hinzustellen, daß dieselben Anlehen über Anlehen gewährten, bis endlich die Schuld auf zwölf Millionen Thaler anwuchs. Jetzt freilich stand der Bankerott vor der Thüre, und nur die schnellste Entlassung des Schliestädt, sowie die Ernennung des Erbprinzen zum Mitregenten konnte die Schmach abwenden.

Wir wenden uns nun nach dem Herzogthum Württemberg. Dieses erbte nach dem schnellen Tode des Herzogs Wilhelm Ludwig (Januar 1677) dessen kaum anderthalbjähriger Sohn Eberhard Ludwig, und somit trat unter dem Oheim des Minderjährigen, dem Herzog Friederich Karl, für die nächsten fünfzehn Jahre eine vormundschaftliche Regierung an. Diese Zeit war für Württemberg eine höchst traurige, denn damals richteten die Franzosen unter dem General Mélac jene gräßlichen Verwüstungen, von denen ich bereits berichtet habe, im Lande an, und der Herzog-Administrator, ein ebenso schwacher als kopfloser Herr, that nichts, um das Elend abzuwenden. Darum als Eberhard Ludwig, im Februar 1693, vom Kaiser für volljährig erklärt, die Regierung antrat, konnte er, wohin er auch blickte, nichts als Jammer und Noth sehen, und sicherlich wäre es daher eine schöne Aufgabe für ihn gewesen, die tiefen Wunden seines Herzogthums zu heilen. Allein erzogen wie die anderen Fürstensöhne damaliger Zeit gefiel er sich nur darin, in seinem Duodezstaate einen anderen Ludwig XIV. zu spielen, und weil ihm seine fromme Ge-

Digitalisiert von Google

mahlin Eliſabeth, Tochter des Markgrafen Friederich Magnus von Baden-Durlach, etwas langweilig vorkam, warf er ſich in die Arme einer Buhlerin. Dieſe war die viel berüchtigte Wilhelmine von Grävenitz, und zugeführt wurde ſie dem Herzog durch ihren eigenen Bruder, Friederich Wilhelm von Grävenitz, einem armen Mecklenburgiſchen Edelmann, der am württembergiſchen Hofe einen Kammerjunkerpoſten erhalten hatte. Zum Schein verheirathete Eberhard Ludwig die Geliebte an einen Grafen von Würben, einen Oeſterreicher, und gab demſelben den Titel und die Beſoldung eines Landhofmeiſters, jedoch unter dem Beding, daß er beſtändig im Ausland leben müſſe. Die Grävenitz dagegen, das iſt die neuverehelichte Gräfin von Würben oder die Landhofmeiſterin, wie ſie ſich von jetzt an nennen ließ (das Volk verwandelte dieſen Namen in „Landverderberin") erhielt in Stuttgart, der Reſidenz des Herzogs, ihr eigenes Palais, und reſidirte allda mit einer Pracht, von der man vorher in Württemberg keinen Begriff hatte. An dieſer Pracht aber genügte es ihr nicht, ſondern ſie miſchte ſich auch in die Regierung, und ohne ihre Einwilligung durfte gar Nichts dekretirt werden. Warum auch nicht? Ihre Reize und Buhlkünſte hielten den Herzog ſo gefangen, daß er blindlings ihren Anordnungen folgte, und nicht ein einziges Mal in den nächſtfolgenden zwanzig Jahren machte er auch nur den Verſuch, ſich der ihm aufgelegten Ketten zu entledigen. Eines übrigens genirte die herriſche Dame gewaltig, das nämlich, daß die wirkliche Herzogin, die rechtmäßige Gemahlin Eberhard Ludwigs, ihrem Palais gegenüber, im herzoglichen Schloſſe Hof hielt und durch keine Machinationen und Beleidigungen dazu gebracht werden konnte, zu ihren Eltern nach Durlach zu entfliehen. Darum ging die Maitreſſe ihren herzoglichen Sklaven alsbald an, in nächſter Nähe von Stuttgart, aber doch weit genug entfernt, um von der rechtmäßigen Herzogin nicht mehr beläſtigt zu werden, eine neue Reſidenz zu erbauen. Man merke wohl, nicht etwa blos ein Luſtſchloß, um darin zu wohnen, wollte ſie haben, ſondern eine ganz neue Reſidenz, alſo eine Stadt, in welcher alle zum Hofe gehörigen Beamten und Diener, zuſammen mit allen Gewerben und Handlungen, die mit dem Hofe zu thun hatten, ihren Sitz haben ſollten — eine Stadt, welche Stuttgart an Glanz übertreffe

Digitalisiert von Google

und dadurch für alle Fremden zum Anziehungspunkt werde. So wurde denn im Jahr 1706 mit dem Bau der neuen Residenzstadt, welche den Namen Ludwigsburg erhielt, begonnen, und schon nach wenigen Jahren war das herrliche Schloß daselbst mit dem ebenso herrlichen Parke wenigstens so weit vollendet, daß es der Herzog mit der Maitresse und dem Hofstaate beziehen konnte. Nicht minder schnell wuchs auch die Stadt aus dem Nichts hervor, denn alle die, welche sich dem Herzog zu lieb entschlossen, hier Häuser zu bauen, erhielten nicht nur den Platz und das Bauholz umsonst, sondern man verwilligte ihnen auch eine zwanzigjährige Steuerfreiheit. Ueberdem zwang der Herzog alle Städte und Aemter seines Landes auf ihre Kosten hier größere Gebäude herzustellen, und wenn diese dann fertig waren, verschenkte er sie an seine Günstlinge und Hofleute. Endlich wurden auch noch für die verschiedenen Beamtungen die nöthigen Kanzleien errichtet und so gedieh Ludwigsburg, trotz seiner windigen und wasserlosen Lage in unglaublich kurzer Zeit. Welch' ein Jubel für die Grävenitz! Das war speciell „ihre" Residenz, und in dieser konnte sie nun erst recht mit Allgewalt auftreten. Zu allererst sorgte sie für sich selbst und dann in zweiter Linie für ihre Verwandten. Ihr selbst mußte der Herzog eine Menge von Herrschaften — wie z. B. Brenz, Gochsheim, Stetten und Freudenthal nebst der Grafschaft Welzheim — schenken, und überdem verstand sie es, ihre Kasse durch andere Mittel stets bis zum Ueberfließen zu füllen. So maßte sie sich das Recht an, alle Aemter nach ihrem Belieben zu besetzen, und natürlich erhielt Niemand ein solches, ohne daß er es theuer genug bezahlte. So verwandelte sie Gefängnißstrafen in Geldstrafen, und zog diese Strafen für sich ein. So vertauschte, versetzte und verkaufte sie Domainen, ohne je Rechenschaft darüber abzulegen, und verlieh den Juden für ein „Billiges" die einträglichsten Handelsmonopole. So — doch es genügt zu sagen, daß sie nach und nach einen immensen Reichthum ansammelte und auch so klug war, denselben wenigstens theilweise im Auslande anzulegen. Wie aber für sich selbst, so sorgte sie auch für ihre Brüder und Schwäger, und jeder derselben kam durch sie zu Geld, Amt und Würden. So avancirte ihr Bruder Friederich Wilhelm, dem sie ihre Maitressenstellung verdankte, in

Digitalisiert von Google

unglaublich kurzer Zeit vom Kammerjunker zum Kammerherrn, dann zum Oberſthofmeiſter, weiter zum Obervogt von Nürtingen, Vaihingen und Urach, ferner zum Premierminiſter, nachher zum Gouverneur der Grafſchaft Mömpelgard und endlich ſelbſt zum Reichsgrafen. So wurde Karl Ludwig von Grävenitz, ihr zweiter Bruder, Generalmajor, und ihr dritter, Johann Friederich, Oberſtſtallmeiſter. So endlich beförderte der Herzog den Nathanael von Sittmann, den Gatten der Eleonore von Grävenitz (einer Schweſter der Maitreſſe) zum Geheimenrath, und den Herrn von Boldewin, den Eheherrn der Eleonore von Grävenitz (einer anderen Schweſter) zum Kriegscomiſſär und Obervogt von Kirchheim. Kurz, nur allein die Grävenitz'ſche Parthei florirte in Württemberg, und wer vorwärts kommen wollte, mußte zu ihrer Fahne ſchwören. Verdienſt — Thorheit! Die verdienteſten Männer, wie der Kanzler Peter von Forſtner, mußten in's Ausland fliehen, wenn ſie nicht mit dem Gefängniß Bekanntſchaft machen wollten, denn das Regiment gehörte der Landesverderberin, welche auch, à la Maintenon, im Geheimen Cabinet den Vorſitz führte. Gerechtigkeit — noch größere Thorheit! Die Landesverderberin ſtieß nach Willkühr jedes gerichtliche Urtheil um, und verkaufte das Recht für fixe Preiſe. Ein ſolches Elend hatte Württemberg noch nie erlebt, und deßwegen ſah man auch im Jahr 1717 die erſte große Auswanderung von Württembergern nach Amerika. Doch wie verhielt ſich zu allem dem der Herzog? Mein Gott, er ſchwelgte faſt jeden Tag in einem anderen Feſttaumel, und wenn man mit den Maskeraden, den Carouſſels, den Bällen, den Concerten, den Opern und Theatern zu Ende war, ſo veranſtaltete man Jagden, auf welchen man im Stande war, Tauſende von Hirſchen und Sauen (man hegte das Wild auf Koſten des Landbaues in ſolch' außerordentlicher Anzahl, daß in dem kalten Winter von 1719 auf 1720 nicht weniger als 10,000 Rehe, Hirſche und Schweine erfroren) zu erlegen. Endlich übrigens erwachte der Herzog doch aus ſeiner gräßlichen Verblendung, aber nur erſt, nachdem ſie faſt dreißig Jahre lang angedauert hatte. Die Maitreſſe war inzwiſchen alt und häßlich geworden und zugleich hatte ſie ſolch' tyranniſch-herrſchſüchtige Launen ſelbſt gegen den Herzog angenommen, daß er dieſelben kaum mehr ertragen konnte.

Digitalisiert von Google

Dennoch aber würde ſie ihren Sturz vielleicht abgewendet haben, wenn nicht der König Friederich Wilhelm I. von Preußen, der im Jahr 1730 den Hof von Stuttgart beſuchte, des Herzogs beſſeres Ich geweckt und denſelben gleichſam moraliſch gezwungen hätte, die langjährige Buhlerin außer Landes zu ſchicken. Natürlich aber ließ man ſie nicht ziehen, ohne daß man ihr vorher ihren Reichthum, ſoweit man ſeiner habhaft werden konnte, abgenommen hätte, und namentlich confiscirte man alle ihre Baronieen und Herrſchaften. Jetzt athmeten die Württemberger wieder auf, und es läßt ſich auch nicht läugnen, daß der Herzog von nun an den ehrlichen Verſuch machte, wieder gut zu machen, was verbrochen worden war. Namentlich umgab er ſich jetzt mit guten Berathern und ſtellte auch die Landſchaft (die Vertretung der drei Stände des Adels, der Geiſtlichkeit und der Bürgerſchaften) wieder her. Allein das Elend, das die lange Maitreſſenwirthſchaft angerichtet, war ein allzu enormes, als daß man es hätte über Nacht bewältigen können, und zudem ſtarb Eberhard Ludwig ſchon zwei Jahre ſpäter, im Oktober 1733. Nunmehr fiel Württemberg, weil Eberhard Ludwig keinen unmittelbaren Thronerben hinterließ, an den Prinzen Karl Alexander, von deſſen Tapferkeit wir bereits Meldung gethan haben, und dieſer beeilte ſich, von dem Lande Beſitz zu ergreifen. Leider jedoch zeigte es ſich ſogleich, daß der tapfere Herr ganz und gar nicht zum Regenten und ſpeciell nicht zum Regenten Württembergs paſſe, denn derſelbe hatte ſich ſeines Vorrückens im öſterreichiſchen Miltärdienſt wegen zum Katholicismus convertiren laſſen, während ganz Württemberg dem Proteſtantismus huldigte. Man kam alſo württembergiſcherſeits dem neuen Herrn keineswegs mit Vertrauen entgegen, und dieß ärgerte denſelben ſo ſehr, daß er ſchon nach kurzem die ſämmtlichen Geheimeräthe ſeines Vorgängers entließ, um ſich dafür mit Berathern ganz anderen Schlags zu umgeben. Unter dieſen ſpielte die Hauptrolle der Jude Süß Oppenheimer, welcher dem Herzog, ſo lange derſelbe noch bloßer apanagirter Prinz und kaiſerlicher General war, in ſeinen ewigen Geldverlegenheiten vielfach ausgeholfen hatte, und jetzt unter dem Titel eines Cabinetsfactors mit dem Amte eines Finanzminiſters betraut wurde. Natürlich, denn der neue Regent, der mit Schulden

Digitalisiert von Google

belaſtet ankam, brauchte viel Geld, weit mehr als das armgewordene Württemberg für jetzt abwarf, und hoffte zuverſichtlich, daß der Jude ganz neue Finanzquellen aufſchließen werde. In dieſer ſeiner Hoffnung täuſchte ſich auch Karl Alexander keineswegs, allein die neuen Finanzquellen waren der Art, daß die Erpreſſungen und Betrügereien der fortgejagten Gräfin von Würben völlig durch ſie in Schatten geſtellt wurden. Vor Allem bemächtigte ſich Süß Oppenheimer der Münze und prägte in dem Zeitraum von neun Monaten für mehr als eilf Millionen Gulden kleinere Scheidemünze, deren innerer Werth noch nicht einmal den dritten Theil des Nennwerthes betrug. Dann ſchuf er ein „Gratialamt", welches die Aufgabe hatte, alle Staatsämter, ſelbſt bis auf das geringſte herab, an den Meiſtbietenden zu verkaufen. Weiter errichtete er ein „Fiscalamt", vor welches jeder Prozeß in letzter Inſtanz gebracht werden mußte, bei dem aber nur der Recht erhielt, der ſeinen Gegner um ein Beträchtliches überbot. Daraufhin erſann er ein „Bankalitäts- und Pfandamt", bei welchem das ſämmtliche Vermögen der Stiftungen und Gemeinden gegen ſehr geringen Zinsfuß angelegt werden mußte, während das Amt ſelbſt das Geld nur wieder zu hohen Zinſen auslieh. Weiter waren Privilegien und Titel um's Geld für Jedermann feil und nicht minder konnte man für einen guten Preis Monopole aller Art erwerben. Endlich belaſtete er die Württemberger — auch die Fremden, die im Lande wohnten — mit einer ſchweren Schutz-, Vermögens- und Familienſteuer, und lockte den Leuten noch überdem durch Lotterien den letzten Heller aus der Taſche. Kurz alſo der Jude wußte ganz Unerhörtes zu erfinden, und in Folge deſſen fehlte es dem Herzog zu ſeinen vielen koſtſpieligen Liebhabereien nie an Mitteln. Den Löwenantheil an dem Gewinn aber zog Süß Oppenheimer ſelbſt und ſein Vermögen wuchs daher, trotzdem er ein großes Haus machte und insbeſondere auch große Summen für käufliche Weiber ausgab, in's Koloſſale an. Dazu kam noch der freche Uebermuth des Allgewaltigen, der Jedermann, abſonderlich aber den Beamten beim geringſten Widerſpruch mit Kaſſiren, Kreuzweisſchließen, Auspeitſchen, Hängen und Köpfen drohte, und — mit einem Worte alſo, es war in Württemberg nicht mehr auszuhalten. Da ſtarb der Herzog Karl Alexander

Digitalisiert von Google

plötzlich in der Nacht vom 12. auf den 13. März 1737, wie man ſagte, am Schlagfluß — wahrſcheinlicher iſt, daß er von einigen Verſchworenen im Schlafe erſtickt wurde — und alſobald wurde nun unter der folgenden vormundſchaftlichen Regierung (des Verſtorbenen älteſter Sohn Karl Eugen zählte erſt neun Jahre) der Jude mit allen ſeinen Helfershelfern verhaftet. Die Letzteren ließ man ſpäter — als Chriſten — entweder, wie den General Remchingen, entwiſchen, oder ſtrafte man ſie mit Gefängniß, wie den Expeditionsrath Hallwachs. Den Juden Süß Oppenheimer aber hängte man an dem eiſernen Galgen auf der Galgenſteige bei Stuttgart und ſteckte dann ſeinen Leichnam in ein eiſernes Käfig, das man an der Spitze des Galgens befeſtigte. So nahm auch dieſe gräßliche Wirthſchaft ein Ende; das Land Württemberg aber war auf Decennien hinein ruinirt und man muß ſich nur wundern, wie es ſich überhaupt wieder erholen konnte.

In Baden-Durlach (im Anfang des 16. Jahrhunderts hatte Markgraf Chriſtoph die Markgrafſchaft Baden zwiſchen ſeine beiden Söhne getheilt, und dieſe ſtifteten ſofort die beiden Linien Baden-Baden und Baden-Durlach, von denen aber die erſtere anno 1771 ausſtarb) war im Jahr 1709 auf den Markgrafen Friederich Magnus ſein Sohn Karl Wilhelm gefolgt und dieſer hatte für gar nichts Sinn, als nur allein für die gemeinſte Sinnlichkeit. Derſelben fröhnte er ſchon in Paris, wo er natürlich ſeine Studien machte, im ausſchweifendſten Maße, und ſowie er an die Regierung ſeines kleinen Ländchens kam, beſchloß er ſeinen unzüchtigen Gelüſten vollkommen die Zügel ſchießen zu laſſen. Um nun aber ungenirt zu ſein, das heißt um nicht von der Gegenwart ſeiner Gemahlin, einer württembergiſchen Prinzeſſin, die er ſchon im Jahr 1697 mit achtzehn Jahren heimgeführt hatte, ſowie von den vorwurfsvollen Blicken und Redeweiſen der Durlacher Spießbürger incommodirt zu werden, legte er mitten im Walde zwiſchen Durlach und dem Rhein (dem ſogenannten Hardtwalde) im Jahr 1715 ein Jagd- und Luſtſchloß an, das er nach ſich ſelbſt „Karlsruhe“ nannte, und ließ rings um dieſes Schloß herum in Strahlenform zweiunddreißig Alleen nach den zweiunddreißig Windrichtungen hin aushauen. Von dieſen zweiunddreißig

Digitalisiert von Google

Alleen wurden ſpäter neune links und rechts mit Häuſern (zuerſt für Hofbedienſtete und ſpäter für Privaten und Handelsleute) beſetzt, und ſo entſtand dann die Stadt Karlsruhe, welche man heute noch wegen ihrer eigenthümlichen fächerartigen Geſtalt nicht ohne Verwunderung betrachten kann. Freilich den Ausbau dieſer Stadt erlebte der Markgraf Karl Wilhelm nicht mehr, da er anno 1746, noch ehe Karlsruhe 2000 Einwohner hatte, verſtarb. Dagegen aber erweiterte er das von ihm angelegte Schloß ſchon nach kurzem zu einem großartigen Gebäude (daſſelbe war meiſt aus Holz conſtruirt und wurde anno 1750 zum großen Theile abgebrochen, um dem jetzigen Steinbau Platz zu machen, den der Markgraf Karl Friederich im Jahr 1771 vollendete) und krönte dieſes mit einem hohen maſſiven Thurm, dem ſogenannten Bleithurm (der Boden unter der Kuppel war von Blei), deſſen weite Räumlichkeiten und Nebengemächer er in ganz beſonderer Art bevölkerte. Allda nämlich hielt er ſich nicht weniger als hundertundſechzig Kebſerinnen, mit denen er unzählige Kinder zeugte, und jedes dieſer Gunſtdämchen verſah er wieder mit zwei oder drei Dienſtmädchen, die er ebenfalls mit ſeinen Umarmungen beglückte. Die eigentlichen Kebſerinnen ließ er durch einige vertraute Kammerdiener, die ſeinen Geſchmack ſchon kannten, in ſeinem ganzen Ländchen und auch auswärts förmlich anwerben (wobei übrigens nur zu oft Gewalt angewandt wurde) und wenn dann die Rekrutinnen inſtallirt waren, folgte ihre Einkleidung à la Jardinière. Mit anderen Worten, ſie erhielten eine beſtimmte Uniform, welche viel Aehnlichkeit mit der Tracht der franzöſiſchen Blumenhändlerinnen hatte, und im Badiſchen betitelte man ſie daher nie anders als „Gartenmägdlein“. Sie bildeten des geſtrengen Herrn Leibwache und bedienten ihn zugleich an der Tafel. Auch führten ſie nicht ſelten im Schloßtheater Ballete und kleine Komödien auf oder divertirten ſie ſich mit Geſang und Muſik, worin ſie Unterricht erhielten. Nicht minder war die Tafel, an der ſie ſpeisten, ſtets eine ausgeſuchte und nach der Tafel hatten ſie freie Zeit genug, um im Garten oder in den Sälen tolle Spiele zu treiben. Ueber das Weichbild des Schloſſes und Schloßgartens jedoch durften ſie nicht hinaus, denn der Markgraf wollte durchaus jede Berührung ſeines Harems mit der Außenwelt vermieden haben.

Digitalisiert von Google

Dessenungeachtet erfuhr man außen Alles, was im Schlosse vorging, und weit und breit unterhielt man sich über nichts als über diese Schandwirthschaft. Ja die Durlacher Bürger wollten sogar aus Anhänglichkeit an die verlassene Markgräfin, welche getrennt von ihrem wüsten Eheherrn in Durlach zu residiren fortfuhr, gegen das Karlsruher Harem Sturm laufen und nöthigten dadurch den Markgrafen, seinen Hirschpark im Jahr 1722 wenigstens einigermaßen einzuschränken. Er reducirte also die Anzahl seiner Favoritinnen auf Sechzig der Schönsten; aber ohne diese erklärte er nicht leben zu können, und nach Jahr und Tag, als man sich nach und nach an dieses Unzuchtsleben gewöhnt hatte, wurde das Harem wieder vollzählig gemacht. Schließlich darf ich nicht vergessen anzuführen, daß den Markgrafen auf den kleinen Reisen, die er von Zeit zu Zeit unternahm, regelmäßig ein Theil seiner Favoritinnen begleiten mußte; nur folgten ihm die Dämchen nicht in weiblichem Costüme als Gartenmägdleins, sondern meist in der kleidsamen Uniform von Haiducken und Husaren, wobei sie nach Art der Männer zu Pferde zu sitzen pflegten.

Etwas weniger offen gaben sich die Pfälzer Kurfürsten ihren unzüchtigen Gelüsten hin, obwohl sich keiner von ihnen dem Concubinate fern hielt; dagegen wurde ihre Regierung ihren Unterthanen um so mehr in anderer Beziehung zum Fluche, ich meine in religiöser. Im Jahr 1685 starb, wie bereits früher gemeldet, der Kurfürst Karl, ohne Kinder zu hinterlassen, und ihm folgte also sein Vetter Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg. Dieser neue Kurfürst aber bekannte sich zum Katholicismus (sein Vater war, wie wir ebenfalls längst gemeldet haben, wegen des Erbes von Jülich und Berg zu dieser Religion übergetreten), während die ganze Pfalz fast ausnahmslos dem Kalvinismus huldigte, und man kann sich also wohl denken, daß den besagten neuen Landesvater nicht geringe Lust anwandelte, seine soeben geerbten Unterthanen ebenfalls katholisch zu machen. Er unterließ es jedoch, denn seine protestantischen Herren Vetter vom Hause Pfalz-Veldenz machten ebenfalls auf das Erbe des Kurfürstenthums Anspruch, und es lag die Gefahr nahe, daß das Corpus Evangelicorum in Regensburg sich für die Veldenz'schen Erbansprüche entscheide,

Digitalisiert von Google

ſobald die Pfälzer religiös gedrückt würden. Dieſer Skrupel fiel für Philipp Wilhelms Sohn und Nachfolger Johann Wilhelm (1690 bis 1716) weg, weil die Veldenzer Nebenlinie anno 1694 gänzlich ausſtarb, und da nun beſagter Johann Wilhelm von früheſter Jugend an von den Jeſuiten erzogen worden war, ſo ſetzte ſich in ihm die Ueberzeugung feſt, er ſei dazu beſtimmt, die verlorenen Seelen der pfälziſchen Kalviniſten der Mutter Gottes wieder zuzuführen. Der Mühe der Bekehrung jedoch unterzog er ſich nicht ſelbſt, ſondern (ſtatt es ſich, wie es ſeine Pflicht geweſen wäre, angelegen ſein zu laſſen, die tiefen Wunden zu heilen, welche der armen Pfalz in den letzten Franzoſenkriegen geſchlagen worden waren) verlegte ſofort ſeine Reſidenz von Heidelberg nach Düſſeldorf, wo er einzig und allein den tollſten Vergnügungen lebte, und überließ die Regierung der Pfalz einem Rathscollegium, in welchem nach ſeiner Anordnung die Jeſuiten den Ton angaben. Wie nun die Pfälzer ihres Kalvinismus wegen mißhandelt wurden! Zuerſt wußte man es durch Geld- und andere Spenden dahin zu bringen, daß ſich in einer Gemeinde einige wenige Mitglieder — räudige Schafe gibt es überall — zum Katholicismus bekehren ließen, und ſowie man ſo weit war, erklärte man die ganze Gemeinde für katholiſch. Mit anderen Worten, man ſetzte ſtatt des kalviniſtiſchen Pfarrers, den man mit Gewalt entfernte, einen katholiſchen ein, und übergab dieſem Kirche, Pfarrhaus und Einkommen. Den Einwohnern aber, die ſich beharrlich weigerten, von nun an (ſtatt des bisherigen kalviniſtiſchen) den katholiſchen Gottesdienſt zu beſuchen, legte man einfach ſo lange Einquartirung in's Haus, bis ſie dem Bettelſtab nahe gebracht waren, und dadurch wurden viele Tauſende mürbe gemacht. Freilich andere Tauſende entſchloſſen ſich in ihrer Verzweiflung, obwohl mit ſchwerem Herzen, dem Vaterlande für immer den Rücken zu kehren, und wanderten in ganzen Schaaren (im Sommer 1709 zählte man 6520 und im Sommer 1710 gar 10,740 Köpfe) nach Amerika — meiſt nach Pennſylvanien — aus. Allein was that's, wenn auch die Pfalz dadurch entvölkert wurde? Beſſer gar keine Unterthanen, als ketzeriſche, ſagten die Jeſuiten und fuhren in ihrer ſyſtematiſchen Convertirung fort. Noch ſchlimmer, wenn möglich, wurde es, als nach dem Tode Johann

Digitalisiert von Google

Wilhelms (der keine Kinder hinterließ) anno 1716 sein Bruder Karl Philipp (1716—1742) an die Regierung kam, denn dieser verlegte auf den Rath seines jesuitischen Beichtvaters Seedorf seine Residenz einzig und allein deßwegen von Düsseldorf wieder nach Heidelberg, um die Convertirung an Ort und Stelle desto nachdrücklicher betreiben, respektive sie ganz zu Ende bringen zu können. Alsbald wurde nun der Heidelberger Katechismus mit Gewalt unterdrückt, und daraufhin erging ein Gebot durch das Pfälzerland, daß jeder, der sich noch nicht zum Katholicismus bekannt, bis zum nächsten Jahre beichten oder auswandern müsse. Das war denn doch ein ganz maßloser Gewaltakt, der den westphälischen Friedensbestimmungen geradezu in's Gesicht schlug, und demgemäß legte der König Friederich Wilhelm I. von Preußen sofort Protest ein. Noch mehr, er drohte mit Gewaltmaßregeln, wenn die Kalviniſten im Pfälzischen noch ferner irgendwie mißhandelt würden, und nun mußte der Kurfürst Karl Philipp einlenken. Er that es aber nur mit Wuth im Herzen, und noch wüthender wurde er, als sofort Viele, die bereits bekehrt gewesen waren, wieder zum Kalvinismus zurückkehrten. In die allergrößte Wuth übrigens versetzte ihn die Universität Heidelberg, deren Professoren jetzt ohne Scheu ihren antikatholischen Freisinn zeigten, und alsbald (anno 1720) siedelte er mit seinem ganzen Hof nach Mannheim über. Hier baute er dann von 1720 bis 1729 das großartige Schloß, das durch seine Massenhaftigkeit jetzt noch imponirt, und in diesem seinem ureigenen Versailles gab er seinen vielen Concubinen, die er sich zum Troste von nun an einlegte — und doch zählte er anno 1720 bereits sechzig Jahre —, tagtäglich die üppigsten Feste. Natürlich aber wurde allda Alles auf französischen Fuß gestellt, denn undeutsch war Karl Philipp vom Scheitel bis zur Zehe, und diese seine undeutsche Gesinnung manifestirte er in der gemeinsten Weise damit, daß er in den Jahren 1734 und 1735, wo zwischen Frankreich und Deutschland, Polens wegen, Krieg geführt wurde, die französischen Generale in Mannheim auf's schwelgerischte bewirthete, während sein Land von den französischen Truppen grausam genug ausgeplündert und mißhandelt wurde.

Ein fast noch viel traurigeres und jedenfalls gemeineres Regi-

Digitalisiert von Google

ment führten in Norddeutschland die Herzoge von Mecklenburg-Schwerin. Herzog Christian Ludwig nämlich (1658—1692 ließ sich anno 1663 in Paris katholisch machen, und nahm dann nach seiner Rückkehr in's Mecklenburgische aus lauter Bewunderung für Ludwig XIV. den Namen „Louis" an. Ja er unterzeichnete von dort an alle seine Dekrete als „Ritter der Orden des allerchristlichsten Königs", und an seinem ganz französisirten Hofe ging es noch liederlicher zu, als in Paris selbst. In fast noch tieferem Schlamm wälzte sich sein Vetter und Nachfolger (er selbst hatte keine rechtmäßigen Kinder) Friederich Wilhelm (1692—1713), denn dieser hatte auf dem „Venusberg" in Paris, wo er „Mores" lernte, seine Gesundheit total ruinirt, und es kenntzeichnet ihn der Beiname des „Debouchirten", den man ihm allgemein gab, am allerbesten. Das allerliederlichste Exemplar von einem deutschen Kleinfürsten war aber erst sein Bruder Karl Leopold, der ihn anno 1713 beerbte und sich dann während seiner ganzen Regierungszeit von einem Convertiten, dem Oberhofmarschall von Eichholz (zum Lohn für seine Convertirung zum Katholicismus baronisirte ihn der Kaiser Karl VI.) total leiten ließ. Besagter hohe Herr nämlich stellte keinen Beamten, nicht einmal einen Vogt, an, wenn ihm dieser nicht zuvor seine Frau — sofern sie noch jung war — oder eine seiner Töchter überlieferte, und so konnte er (obwohl er die Frau des Geheimenraths von Wolfrath lange Zeit stark bevorzugte) stets über einige Dutzende von Geliebtinnen verfügen. Wegen dieses seines zügellosen Eingreifens in das Wohl und die Ehre der Familien aber empörte sich der Gesammtadel des Landes gegen ihn, und in Folge dessen mußte er sich schon im Jahr 1720 nach Danzig flüchten. Von dort aus suchte er sein Land mit russischer Hülfe wieder zu erobern, allein es gelang ihm nicht, und die einzige Stadt, die ihm treu blieb, war Dömitz an der Elbe, wo er auch (während sein Bruder Christian Ludwig die Administration Mecklenburgs übernahm) anno 1747 sein trauriges Leben beschloß.

Keineswegs Besseres ist von den übrigen kleinen deutschen Fürstenthümern zu berichten, von denen ich noch Brandenburg-Baireuth, Brandenburg-Ansbach, Gotha-Altenburg, Hessen-Darmstadt und Hessen-Kassel besonders anführen will. In Brandenburg-Baireuth machte

Digitalisiert von Google

zu Anfang des 18. Jahrhunderts der Markgraf Ernſt den Alchymiſten Krohnemann zu ſeinem Factotum, ließ ihn aber ſofort aufknüpfen, als deſſen Goldmacherei ſich als einen Schwindel erwies. Sein Sohn und Nachfolger, der Markgraf Georg Wilhelm (1712—1735) erbaute eine Stunde von Baireuth entfernt, das berühmte Luſtſchloß Eremitage und lebte da — ganz im Gegenſatz zu dem Namen des Schloſſes — in unerhörter Ueppigkeit. Noch bauluſtiger war ſein Sohn, der Markgraf Friederich (1735—1763), der Gemahl der durch ihre Memoiren berühmten Friederike Sophie Wilhelmine von Preußen, Schweſter Friederichs des Großen, und er verſchwendete an das Baireuther Theater und Opernhaus, ſowie an die dortige Reſidenz ſolche Summen, daß ſein Ländchen der drückenden Abgaben-wegen total verarmte. In Brandenburg-Ansbach machte ſich der Markgraf Karl Wilhelm Friederich (1729—1757) durch ſeine Wuthausbrüche einen entſetzlich gefürchteten Namen, denn in ſolchen Augenblicken verlor er die Ueberlegung ſo ſehr, daß er ſich ſelbſt zu Mordthaten (wie z. B. an dem Juden Iſcherlin, der ihn mit falſchen Edelſteinen betrog) hinreißen ließ. Im Uebrigen begnügte er ſich mit ein paar Maitreſſen, ſowie mit dem Jagdvergnügen und wollte vom Regieren, das ſein Günſtling Seckendorf für ihn beſorgte, gar nichts wiſſen. In dem kleinen Gotha-Altenburg richtete der Herzog Friederich I. (1675—1691) Alles nach franzöſiſchem Muſter ein und preßte, um den Aufwand beſtreiten zu können, 10,000 Landeskinder zu Soldaten, die er theils an die Venetianer, theils an andere auswärtige Staaten verkaufte. In ſeine Fußſtapfen trat dann ſein Sohn Friederich II. (1691—1732), indem auch er vom Soldatenverkauf die Koſten ſeines üppigen Hofes beſtritt; nur verkaufte er dieſelben nicht an die Venetianer, ſondern an den franzöſiſchen König Ludwig XIV., der ihm dafür monatlich 570,000 Livres zukommen ließ. In Heſſen-Darmſtadt war der Landgraf Ernſt Ludwig (1678—1739) ſo unendlich träge, daß er ſich nicht einen Augenblick lang mit den Regierungsgeſchäften befaſſen wollte. Er übertrug dieſe alſo ſeinen Miniſtern, und unter dieſen machte ſich der Pole Wilhelm Ludwig Maskowsky (der Landgraf wählte lauter Ausländer zu Miniſtern) beſonders berüchtigt. Womit vertrieb ſich nun aber der Landgraf die Zeit? Ei

Digitalisiert von Google

er widmete sich seinen Maitressen, zuerst der Gräfin von Sinzendorf und dann nachher der Frau von Seibelsdorf, der schönen Wittwe des bayerischen Generals von Seibelsdorf, die er zur Reichsgräfin beförderte. Auch vom Bauen war er ein großer Freund, und ihm verdankt das immens große Residenzschloß zu Darmstadt (dasselbe ist so ausgedehnt, daß Kaiser Joseph II., wie er durch Darmstadt kam, meinte: darinnen hätte er mit allen neun Kurfürsten Platz; der Bau nahm aber auch volle eilf Jahre, von 1715 bis 1726, in Anspruch) sein Dasein. Im Uebrigen zeichnete sich der Landgraf noch dadurch aus, daß er Chiromantie trieb und viele Jahre lang nach dem Stein der Weisen suchte, leider aber ohne ihn zu finden. In Hessen-Kassel endlich trieb der Landgraf Karl die Verschwendung während seiner langen Regierung, von 1677 bis 1730, auf eine Weise, daß man billig staunt, wie seine Unterthanen es aushielten. Schon die Maitressen, mit denen er oftmals wechselte, kosteten ihn schweres Geld, und am meisten wohl die Geliebte seines Greisenalters, Fräulein von Bernhold, die sich nach seinem Tode an einen Herrn von Frankenberg verheirathete, dann Pietistin wurde und mit dem Gelde, das sie sich als Maitresse erspart, das große Frankenbergische Waisenhaus baute. Weit größere Summen noch verschlangen die Raritäten, welche der hohe Herr ansammelte, denn ihre Zahl war Legion und sie fanden in zwei großen Palais, der sogenannten Kunstkammer und dem Modellhaus, kaum Platz. Im Uebrigen hatten sie gar keinen reellen Werth, sondern waren blos Taufenkünsteleien und beruhten zum Theil auf Betrug, wie insbesondere das kostbare „Perpetuum mobile“. Viel zu lachen gab dagegen das sogenannte „Katzenklavier“, welches so konstruirt war, daß, wenn man es spielte, vierzehn in einen Kasten mit vierzehn abgesonderten Behältern gesperrte Katzen von den spitzigen Tasten in die Schwänze gestochen wurden und dann vor Schmerz die kläglichsten Töne in den gräßlichsten Dissonanzen ausstießen. Das allermeiste Geld aber verwendete der Landgraf auf das Bauen, und wenn schon die neue Orangerie, ein Prachtgebäude nach italienischem Muster, und das Marmorbad im Augarten kostspielig genug waren, so kamen sie doch gegenüber von den wahrhaft grandiosen Ausgaben für die berühmten Wasserwerke auf dem Weißenstein — der jetzigen

Digitalisiert von Google

Wilhelmshöhe — gar nicht in Betracht. Dafür waren dieſe Werke aber auch die grandioſeſten (ich erinnere nur an die vierzig Fuß breite Cascade, welche achthundertundzweiundvierzig Fuß hoch herabfällt, weiter an das Rieſenſchloß, den Octogon mit ſeinem farneſiſchen Herkules, endlich an die Fontaine mit ihrem hundertundneunzig Fuß hohen und zwölf Zoll dicken Waſſerſtrahl) in ganz Europa, und überragten die von Verſailles und Saint Cloud bei weitem. Doch woher nahm der Landgraf das Geld zu dieſen tollen Ausgaben, die mit der Größe ſeines Ländchens gar nicht im Einklang ſtanden? Nun, man erfand verſchiedene neue Abgaben, wie z. B. die Acciſe, den Lizent (Erlaubnißſchein zum Betrieb dieſes oder jenes Geſchäftes), die Perrückenſteuer, die Rangſteuer, die Stempelgebühren, die Wohnſteuer und andere ähnliche volksbeglückende Blutſaugereien; das Hauptgeld aber trug doch der Menſchenhandel ein, ich meine der Handel mit Landeskindern, die man in der brutalſten Weiſe (wer ſich widerſetzte, mußte Spießruthen laufen, und Eltern, die den Raub ihrer Söhne beklagten, kamen in's Zuchthaus) zu Soldaten preßte. Die erſte Lieferung von Menſchenfleiſch als Kanonenfutter ging anno 1687 nach Venedig ab, die zweite weit ſtärkere (9000 Mann) anno 1702 nach Holland, die dritte von 10,500 Mann anno 1706 nach England und endlich die vierte mit 12,000 Mann anno 1717 wieder nach England, um die Stuart'ſche Prätententſchaft zu bekämpfen; dieſe Lieferungen aber trugen dem Landgrafen ein Ungeheures ein, denn der Kopf wurde in der Regel mit hundertundfünfzig Thalern per Jahr bezahlt. Man kann ſich nun denken, wie glücklich ſich die Heſſen unter dieſem fluchwürdigen Menſchenfleiſchhändler fühlen mußten, und wie ſie Gott prießen, als derſelbe endlich von dieſer Welt abberufen wurde. Doch, kam es daraufhin vielleicht beſſer? Mit Nichten, ſondern ſein Nachfolger Friederich I. trat genau in ſeine Fußſtapfen und ebenſo auch der Nachfolger des Nachfolgers, nämlich der Landgraf Wilhelm VIII., der anno 1761 verſtarb.

Schließlich wollen wir, da wir bisher nur von weltlichen Fürſtenthümern ſprachen, auch noch einen Blick auf die geiſtlichen Territorien werfen, allein wir thun es nur, um den Beweis zu liefern, daß das Regiment in denſelben nicht nur nicht beſſer, ſondern vielfach ſogar

Digitalisiert von Google

noch ſchlechter war. In Mainz allerdings ſaß von 1695 bis 1729 ein Erzbiſchof auf dem Thron, der zu den Beſten gehört, welche je über das Mainziſche Gebiet herrſchten, nämlich der hochgebildete Graf Lothar Franz von Schönborn; allein unterſchied ſich etwa ſein Hof von dem ſeiner weltlichen Collegen? Auch nicht im Geringſten, die geiſtliche Kleidung des Regenten, die er wenigſtens bei feierlichen Gelegenheiten trug, allein ausgenommen. Er hielt ſich einen Großhofmeiſter und Vicehofmeiſter, einen Oberſtkämmerer mit einigen Dutzenden von Kammerherren, einen Oberſthofmarſchall und drei Hofmarſchälle, einen Oberſtſtallmeiſter nebſt gegen hundert Stallmeiſtern und Bereitern, einen Oberſtjägermeiſter und Viceoberſtjägermeiſter nebſt ſechs Landjägermeiſtern, einen Oberſtkämmerling und ſo noch eine Menge von hohen Bedienſteten. Mit anderen Worten ſein Hof-, Civil- und Militäretat glich in Allem dem ſeiner weltlichen Collegen, und der Prunk, den er entfaltete, ſtrahlte vielleicht ſogar noch reicher. Auch hatte er eine große Paſſion für's Bauen, und außerdem, daß er in Mainz das herrliche Deutſchordenshaus — jetzt noch das ſchönſte Palais dort — ſowie bei Bamberg, deſſen Biſchofsſitz ihm ebenfalls gehörte, das Schloß Pommersfelde errichtete, rief er in einer Entfernung von einer Viertelſtunde von Mainz, gegenüber dem Einfluß des Mains in den Rhein, das weltberühmte Luſtſchloß Favorite in's Leben, das ihn auf Millionen zu ſtehen kam. In dieſem ſeinem herrlichen Verſailles nun, deſſen großartiger Park eine Ueberfülle von nackten Götterſtatuen aufwies, feierte er die üppigſten Feſte, und bei dieſen Feſten war merkwürdiger Weiſe die weibliche Welt die tonangebende. Nicht minder ſpielten die Damen bei den kleineren Unterhaltungen, bei Concerten, Tanz- und Spielabenden die Hauptrolle, und von irgend welcher Abſtinenz oder gar von Fleiſchesabtödtung konnte man auch nicht eine Spur entdecken. Somit hatten die vielen vornehmen Fremden, die eigens nach Mainz kamen, um die Favorite, dieſen Wunderſitz der Freude, zu bewundern (Jammerſchade iſt, daß all' dieſe Herrlichkeit in der Leidenszeit der franzöſiſchen Revolution in barbariſcher Weiſe zerſtört wurde), auf keinen einzigen weltlichen Genuß zu verzichten, obwohl allerdings bezeugt werden muß, daß der Erzbiſchof die Luſt nie in Liederlichkeit und Schmutz ausarten ließ.

Digitalisiert von Google

Ganz anders trieb es sein Amtsbruder in Köln, oder vielmehr in Bonn — denn die Kölner Erzbischöfe residirten schon seit dem 13. Jahrhundert nicht mehr in Köln, weil der freie Geist dieser Stadt ihnen gar nicht behagte —, der hochfürstliche Herr Joseph Clemens von Bayern, der (er regierte von 1688 bis 1723) uns durch seine hochverrätherische Verbindung mit den Franzosen während des spanischen Erbfolgekriegs bereits hinlänglich bekannt geworden ist. Er hielt sich nämlich ebenso ungenirt seine Maitressen, als der Kurfürst August der Starke von Sachsen, und die beiden hervorragendsten dieser Gunstdamen waren die Gräfin Fugger, deren Strohmann von Gemahl er zu seinem Oberstallmeister beförderte, und Madame de Reysbeck, eine Halbfranzösin. Auch gab er tagtäglich irgend eine „Unterhaltung" und dabei herrschte eine solche „Freiheit", daß man glauben konnte, nach Paris versetzt zu sein. Nicht minder hielt er sich einen großartigen Hofstaat, der schwere Summen verschlang, und seine Tafel — selbst in der Fastenzeit wurden nie weniger als zwanzig Schüsseln aufgetragen — war eine der üppigsten auf weit und breit. Endlich verschwendete er noch große Summen auf Bauten, und namentlich verdankt ihm das Lustschloß Poppelsdorf — sein Versailles, das er durch eine lange Allee mit Bonn verband — seine Entstehung. Weit schlimmer aber als alles dieß, war seine undeutsche Gesinnung, denn durch diese brachte er unsägliches Elend über sein Land. Weil er sich nämlich — hauptsächlich überredet von seinem Factotum, dem Kanzler Johann Friederich Karg von Babenburg, welchen Ludwig XIV. bestochen hatte — gleich beim Beginn des Kriegs um das spanische Erbe, mit Frankreich verbündete und in alle seine Festungen, hauptsächlich auch nach Bonn, französische Besatzungen legte, eroberte Marlborough schon anno 1703, von den Niederlanden aus, das ganze Erzstift Köln und überbürdete es mit Contributionen und anderen Lasten. Ja volle zehn Jahre lang blieb das Erzstift von einer holländisch-englischen Armee besetzt und erduldete in dieser Zeit Drangsale, welche fast denen der Sachsen in der Zeit von 1706 auf 1707 gleichkamen. Was that aber unterdessen der hochwürdigste Joseph Clemens? Ei, er flüchtete sich gleich beim Einmarsch Marlboroughs nach Frankreich und lebte da von einer

Digitalisiert von Google

Penſion, die ihm Ludwig XIV. ausſetzte, theils in Paris, theils in Valenciennes in großer Herrlichkeit und Freude. Auch kannte man ihn in dieſen beiden Städten als einen großen Damenjäger, und wo es liederlich zuging, war er gewiß dabei. Ja, er erlaubte ſich Dinge, über welche ſelbſt die Franzoſen den Kopf ſchüttelten, und unter dieſe Dinge gehört insbeſondere auch nachfolgendes Stücklein. In Valenciennes ließ er nämlich zu Ende des Monats März 1710 öffentlich bekannt machen, daß er am nächſten Sonntag den 1. April in der Domkirche predigen werde, und nun ſtrömte Alles in die Kirche, um den liederlichen hohen Herrn auf der Kanzel zu ſehen. Er beſtieg dieſe auch wirklich, und wie er oben ſtand, verbeugte er ſich gravitätiſch gegen die Verſammlung, indem er zugleich das Zeichen des Kreuzes machte. Dann aber, wie Alles athemlos horchte, ſchrie er mit Stentorſtimme: „Zum erſten April“ und ſtieg unter dem wiehernden Gejauchze der Anweſenden die Kanzel wieder hinab. So trieb's der Erzbiſchof Joſeph Clemens, aber ihn übertraf wo möglich noch ſein Neffe und Nachfolger, der bayeriſche Prinz Clemens Auguſt, der von 1723 bis 1761 regierte. Er durfte ſich eines wahrhaft königlichen Einkommens rühmen, denn außer ſeinem Erzbisthum hatte er auch noch die Biſchofsſitze von Regensburg, von Paderborn, von Münſter, von Hildesheim und von Osnabrück, ſowie die Abteien von Stablo und Malmedy inne. Ueberdem wählten ihn die Deutſchordensritter ſpäter auch noch zu ihrem Großmeiſter, und ohnehin bezog er ein ſtarkes Jahrgehalt vom König von Frankreich. Das Einkommen dieſes Kirchenfürſten war alſo unbedingt ein königliches, allein die vielen Feſtlichkeiten, die Concerte, die Bälle (der ſehr geiſtliche Herr war ſelbſt ein leidenſchaftlicher Tänzer), die Gaſtmäler, die Maskeraden und Jagden, verſchlangen ſolch' horrende Summen, daß man nur zu oft zu dem Juden Oppenheimer in Hannover ſeine Zuflucht nehmen mußte. Clemens Auguſt baute auch das Luſtſchloß Auguſtusburg, ſowie eine neue Reſidenz in Bonn ſelbſt, und was ſeinen Hofſtaat anbelangt, ſo gehörte er (nur allein die Kammerherrn ſtieg auf anderthalb hundert) unter die großartigſten damaliger Zeit. Nicht minder berühmt war die erzbiſchöfliche Oper, und daß die an derſelben angeſtellten Sängerinnen zugleich die Favoritinnen des regierenden

Digitalisiert von Google

Kirchenfürſten ſeien, wußte man in Bonn allgemein. So die Demoiſelle Eva Anſionia, dann die Frau Maria Joſepha Stielerin, geborene Starkin, weiter die Demoiſelle Antonia Cantarini und endlich die Demoiſelle Judith Gottwaldin. Endlich bemerke ich noch, daß die ganze Hofhaltung auf franzöſiſchem Fuß eingerichtet war, ſowie auch namentlich, daß man nie ein anderes Wort hörte, als ein franzöſiſches.

Ganz daſſelbe, was von Köln, gilt auch vom Erzbisthum Trier, und es ließ ſich zum Beiſpiel der Erzbiſchof Karl Joſeph, geborener Prinz von Lothringen (er war ein jüngerer Sohn des berühmten Feldherrn Karl von Lothringen) in den Jahren 1711 bis 1715 von der Marcheſa Lunati (Gemahlin des Marcheſe Fernando Visconti-Lunati), in welche er ſterblich verliebt war, ſo gründlich ausplündern, daß er faſt hätte betteln gehen müſſen. Allein ſtatt uns mit ihm und ſeinem ebenſo liederlichen Nachfolger Franz Ludwig (einem jüngeren Sohn des Kurfürſten Philipp Wilhelm von der Pfalz) länger zu beſchäftigen, wenden wir uns nach Salzburg zu dem Erzbiſchof Leopold Anton, Freiherrn von Firmian, der von 1727 bis 1744 regierte und in dieſer Zeit ſeinen Namen auf das traurigſte verewigte. Sein Vorgänger Franz Anton, Graf von Harrach (1709—1727) war ein ſo ſplendider Herr, wie Wenige. Derſelbe ließ ſeinen großartigen Palaſt in Salzburg (73 Zimmer nebſt 20 Sälen und Gallerieen) ganz neu und auf's prächtigſte von Paris aus möbliren, und eine noch reichere Einrichtung erhielt das Luſtſchloß Mirabell, das er ſich eine Stunde von Salzburg, in der herrlichſten Gegend der Welt, erbaute. Auch hielt er als ein ächter Kavalier äußerſt viel auf ſeinen Marſtall, und in ſeiner großartigen Reitbahn, die ganz aus Marmor beſtand, veranſtaltete er außer Tournieren auch oft und viel Kämpfe mit wilden Thieren. Kurz er war vom Kopf bis zur Zehe ein weltlicher vornehmer Herr; im Uebrigen aber konnte man ihm nicht beſonders viel Schlimmes vorwerfen. Wie ganz anders aber trat ſein Nachfolger, der obgenannte Freiherr von Firmian auf! Schwach von Charakter und Geiſt beſeelte ihn ein faſt unerträglicher Hochmuth, und nie grüßte er Jemanden, nie dankte er für einen Gruß. Als Maitreſſe hielt er ſich die Frau Gräfin Arco, mit der er meiſt auf einem ſeiner Luſtſchlöſſer, entweder in Kleßheim oder

Digitalisiert von Google

noch lieber in Hellbrunn (dessen Park er mit Versailler Wasserwerken versah) residirte. Die übrige Zeit dagegen widmete er hauptsächlich der Jagd, die er so leidenschaftlich liebte, daß er gegen Wilddiebe mit der ausgesuchtesten Grausamkeit (er verkaufte sie auf die Galeeren nach Venedig) verfuhr. Dieß Alles nun übrigens hätte man ihm hingehen lassen können, nicht so aber eine That, durch die er seinen Namen für ewig gebrandmarkt hat. In seinem ärmlichen Hochmuth nämlich wollte er durchaus zum Cardinal vorrücken oder wenigstens in sonstiger Weise vom Pabste ausgezeichnet werden, und da zeigte ihm nun sein Kanzler Christiani di Rallo (so nannte er sich selbst; er war aber ursprünglich ein armer Bauernbub aus Räll in Tyrol mit dem Vornamen Christian) einen ganz schuftigen Weg, um zum Ziele zu gelangen. In den abgelegenen Gebirgsthälern des Erzbisthums Salzburg hatte die lutherische Lehre mit dem Beginn der Reformation eine Menge von Anhängern gefunden und diese blieben ihrem neuen Glauben ganz im Stillen von Generation zu Generation treu. Ihr liebstes Gebetbuch war also die lutherische Bibel; im Uebrigen aber lebten sie harmlos, und kein Mensch konnte sich über sie beklagen. Da meinte nun der abgefeimte Kanzler, wenn man diese Ketzer mit Gewalt zur römisch-katholischen Kirche zurückbrächte, so würde der heilige Vater in Rom einsehen, daß die päbstliche Sache dem Herrn Erzbischof über Alles gehe, und sofort alle Wünsche desselben erfüllen. Sofort begannen die Verfolgungen der armen Gebirgsbewohner und, unterstützt von den erzbischöflichen Amtleuten, durchzogen ganze Schaaren von Jesuiten die Gebirgsthäler, um in den abgelegenen Häusern nach den protestantischen Bibeln zu fahnden. Wo man aber eine solche aufstöberte, da verbrannte man sie mit großer Ostentation, und warf ihre Besitzer in's Gefängniß. Noch mehr, man behandelte die Evangelischen, wenn sie sich da und dort an verborgenen Orten versammelten, um sich gegenseitig in ihrer jetzigen Bedrängniß mit dem Worte Gottes zu erbauen, als Aufrührer, und erbat sich vom Kaiser in Wien einige Regimenter Dragoner, den Aufruhr zu stillen. Karl VI. entsprach natürlich dieser Bitte, und die 6000 Mann, die er im Jahr 1731 sandte, wurden den Evangelischen in's Quartier gelegt. Wie nun aber die Dragoner,

Digitalisiert von Google

von den Jesuiten angefeuert, in den ihnen angewiesenen Quartieren hausten! Es kamen Gräuel vor, die ich näher zu beschreiben wohl füglich unterlassen kann, und das Elend der Verfolgten überstieg bald alles Denkbare. Da gelang es Einigen auf Gebirgswegen, die kein Soldat zu betreten wagte, über die Gränzen des Landes zu entkommen, und diese wandten sich alsbald an den König Friederich Wilhelm I. von Preußen um Hülfe. Der König aber erklärte sofort auf dem Reichstage von Regensburg, daß er alle seine katholischen Unterthanen in gleicher Weise behandeln werde, wie die Salzburgischen behandelt würden, wenn man den letzteren nicht augenblicklich die freie Auswanderung gestatte. Diese Drohung wirkte und die Auswanderung wurde frei gegeben. Auch machten von derselben nicht weniger als dreißigtausend (nach anderer Zählung 28,078) Köpfe (es waren meist Bauern, Bergknappen, Holzhauer, Köhler und Taglöhner) Gebrauch, und wanderten in langen Zügen entweder nach Holland und Hannover oder noch lieber (über 16,000) nach Preußisch-Litthauen, wo sie von Friederich Wilhelm I. fruchtbares Land in Hülle und Fülle angewiesen bekamen. Was war aber die Folge dieser großen — der letzten in Deutschland — Protestantenhatz? Nun der Erzbischof Anton von Firmian erhielt vom Pabste den Titel „Hoheit" (Excelsus) und der Kanzler Räll wurde — außerdem, daß er ein Geschenk von 50,000 Thalern erhielt — zum römischen Grafen (Comes Aulae lateranensis) erhoben; allein in manchen Gegenden des Salzburgischen, in welchen früher die regste Betriebsamkeit zu Hause gewesen war, herrschte nun die Stille des Kirchhofs und verschiedene Menschenalter gingen vorüber, ehe der Schaden nur annähernd wieder ausgeglichen werden konnte.

Zum Glück übrigens stand der Erzbischof von Salzburg unter seinen vielen Collegen ganz allein als Protestantenhetzer da, denn die anderen Alle waren viel zu sehr in den Schlamm der Liederlichkeit versunken, als daß sie sich mit dem Glauben hätten beschäftigen können. Sie besaßen meist große Einkünfte, die Herren Aebte und Bischöfe, und diese wurden in dulci Jubilo verthan. Nirgends aß und trank man besser, als in den Klöstern und an den Bischofssitzen, und daher datiren sich die Ausdrücke: Prälatenwein und Pfaffenschnitze. Man

Digitalisiert von Google

hielt etwas darauf, gefüllte, und zwar mit den beſten Sorten gefüllte Keller zu haben, und je nach der Sorte hieß man den einen: Gottvaterkeller, den anderen: Gottſohnkeller und den dritten: Gottheiligengeiſtkeller. Wie man aber die Gelübde der Mäßigkeit und Demuth in das Gegentheil verkehrte, ſo auch die Gelübde der Keuſchheit und Enthaltſamkeit. Ja von den geiſtlichen Herren Landesvätern gab es faſt keinen Einzigen, der ſich nicht ſeine eigenen Maitreſſen gehalten oder doch wenigſtens mit den Töchtern und Weibern ſeiner Beamten geſchwelgt hätte, und dieſe Herren Beamte machten ſich in ihrer Servilität noch eine Ehre daraus, daß der hohe Herr ihnen dieſe Gnade erwies. Im Uebrigen ergötzten ſich die Herren Aebte und Biſchöfe, ſtatt an die Predigt und den Gottesdienſt zu denken, tageweiſe mit der Jagd oder auch machten ſie ſich gegenſeitig Beſuche, wobei ſie es nie unterließen, ſich einer mit ſechs Hengſten beſpannten Kutſche, Heiducken hinten auf und Läufer voran, zu bedienen.

So ging es an den kleineren und größeren Höfen Deutſchlands zu, und der Zerfall unſeres Vaterlandes hätte alſo nicht größer ſein können. Ein einziger Hof machte aber doch eine Ausnahme, der Berliner, und ſchon damals zeigte es ſich, daß von ihm die Regeneration Deutſchlands ausgehen werde. Wie der Kurfürſt Friederich Wilhelm, gewöhnlich nur der große Kurfürſt genannt (1640—1688) den Grund zur künftigen Größe des Brandenburgiſchen Staates legte, haben wir früher ſchon geſehen. Auf ihn folgte der Kurfürſt Friederich III., und dieſer von der furchtbarſten Eitelkeit geplagte Regent ruhte nicht, als bis er König Friederich I. geworden war. Nicht minder vergaß er die Tugenden ſeines Vaters und machte ſich vielfach ganz derſelben Fehler theilhaftig, welche den anderen deutſchen Fürſten damaliger Zeit anklebten. So hielt er ſich eine Maitreſſe und ließ den Gatten derſelben, der ihm die eigene Frau zugeführt, den berüchtigten Abentheurer von Kolbe, zum Grafen von Wartenberg, ſowie zugleich zu ſeinem Premierminiſter vorrücken. So gefiel er ſich darin, in allem Glanz ſeiner neuen Königswürde zu prunken, und weil dieſer Prunk viel Geld koſtete, mußten eine Menge von neuen Steuern erfunden werden. So nahm er ebenfalls zu der Thorheit der Alchymie ſeine Zuflucht, und wurde von derſelben erſt geheilt, als

Digitalisiert von Google

ihn einer der Goldmacher, welcher den vornehmen Namen Don Dominico Gaetano Conte de Ruggiero führte, tüchtig betrogen und dadurch genöthigt hatte, ihn hängen zu lassen. Allein dennoch schritt auch unter ihm der Preußische Staat vorwärts, und der Grund hievon lag hauptsächlich in dem Geist der Duldsamkeit, welcher den König beseelte. Durch den westphälischen Frieden war sämmtlichen Deutschen unbedingte Religions- und Gewissensfreiheit gesichert worden; allein wie verstand man nur wenige Jahrzehnte später diese Freiheit? In den katholischen Staaten dominirten überall die Jesuiten, und sie setzten es nicht nur durch, daß sich dort kein Protestant aufhalten durfte, sondern dehnten ihren Despotismus auch auf die Katholiken aus, indem sie das ganze Erziehungswesen an sich riessen. Nirgends durfte etwas Anderes gelehrt werden, als was sie gelehrt haben wollten, und jeder freie Aufschwung des Geistes, jedes Forschen und Aufklären — nur die Verdummung des Volks sichert dem Pfaffenthum die Herrschaft — wurde von ihnen unterdrückt. Ganz derselbe Despotismus herrschte auch in der protestantischen Kirche, seitdem man einmal in der Concordienformel und auf der Dortrechter Synode festgesetzt hatte, was Lutheraner und Calviniſten zu glauben hätten. Nur wer dieses Glaubens sei, erklärten die Häupter der protestantischen Kirche, könne selig werden, denn nur er sei rechtgläubig oder orthodox; wer aber davon abweiche, der sei unwiderbringlich verloren. Auch hier wurde das Forschen und Aufklären als Ketzerei angesehen, und die Herren Orthodoxen und Buchstabenreiter verfolgten jeden, der freisinnig dachte, ebenso grausam, als die Jesuiten in ihrem Bereiche thaten. Wie verhielt sich nun aber dieser fluchwürdigen Intoleranz gegenüber der König Friederich I. von Preußen? Er stiftete, angefeuert von seiner durch geistige Bildung höchst ausgezeichneten Gemahlin Sophie Charlotte, einer hannöverischen Prinzessin (Tochter Ernst August's und Sophia's, der Enkelin Jakobs I. von England) im Jahr 1694, also so lange er noch Kurfürst war, die freisinnige Universität Halle, und rief dann sechs Jahre später (anno 1700) mit Hülfe des berühmten Gottfried Wilhelm Leibnitz die Akademie der Wissenschaften und Künste in Berlin in's Leben. Welcher Segen nun aber von diesen beiden Stiftungen für Preußen, ja für ganz Deutsch-

Digitalisiert von Google

land ausströmte! In Halle sammelten sich unter dem Schutze Friederichs I. alle Köpfe, welche mit der Orthodoxie im Kampfe lagen, ein Christian Thomasius (geboren 1655, gestorben 1728), der wegen seines Kampfes gegen die Dummheit, die Unduldsamkeit, das Vorurtheil, den Aberglauben, das Hexenwesen und den Schlendrian aus Leipzig (man läutete das Armesünderglöcklein, als er zum Thore hinauszog, aber zweihundert Studenten zogen ihm in Jahresfrist nach) vertrieben wurde, und nun in Halle für den gesunden Menschenverstand wie für die Volksaufklärung und den Gebrauch der deutschen Sprache (statt der französischen und lateinischen) mit vollster Kraft in die Schranken trat — ein Christian Wolf (geboren 1679, gestorben 1754), der als Philosoph und Mathematiker gleich ausgezeichnet, durch seinen Kampf mit dem Bigottismus und der Buchstabenglaubenserstarrung Licht, Freiheit und Ordnung in die Wissenschaft brachte — ein August Herrmann Franke (geboren 1663, gestorben 1727), der große helldenkende Pädagoge, welcher das Halle'sche Waisenhaus und die vielen anderen damit verbundenen Schul- und Erziehungsanstalten in's Leben rief — ein Hildebrand Canstein (geboren 1667, gestorben 1719), der Begründer der Bibelanstalten, das heißt des Drucks der lutherischen Bibel mit stehenden Lettern, wodurch „Gottes Wort den Armen zur Erbauung" um einen kaum nennenswerthen Preis erlassen werden konnte. Sie und noch viele dutzend Andere förderten Licht und Aufklärung von Halle aus; in Berlin aber wirkte in derselben Richtung, obwohl mehr im Stillen, die Akademie der Wissenschaften und Künste, deren erster Präsident der berühmte Leibnitz, vielleicht der scharfsinnigste Denker aller Zeiten, wurde. Nicht minder Großes verdanken wir dem bescheidenen Philipp Jakob Spener (geboren 1635, gestorben 1703), welcher durch den Einfluß der Königin Sophie Charlotte in Berlin Probst wurde, denn aus seinen zum Herzen redenden Predigten und Schriften sprach ein ganz neuer Geist und man nennt ihn daher mit Recht den Reformator des religiösen Lebens in der protestantischen Kirche. Durch die benannten beiden Stiftungen also trug Friederich I. ein Wesentliches zur Hebung des Preußischen Staates bei, und fast ebenso hoch anzuschlagen war der Schutz, den er den sogenannten

Digitalisiert von Google

Refugiés, das ist den durch die bigotte Engherzigkeit Ludwigs XIV. aus Frankreich vertriebenen Hugenotten angedeihen ließ. Allein weit Größeres leistete sein Sohn und Erbe, König Friederich Wilhelm I., der während seiner ganzen Regierung (1713—1740) einen merkwürdigen Gegensatz zu seinem Zeitgenossen, dem Kaiser Karl VI., bildete, und ihm verdankt Preußen mehr, als man der schlimmen Fehler wegen, die ihm zugleich anklebten, gewöhnlich zuzugeben bereit ist. Es läßt sich nämlich nicht in Abrede ziehen, Friederich Wilhelm I. besaß einen Eigenwillen, der sich nur zu oft bis zur despotischsten Härte steigerte, und schon den geringsten Widerspruch ahndete er nicht selten mit persönlicher Mißhandlung. Gewiß ist ferner, er trieb seine Vorliebe für große Soldaten, aus denen er seine Leibwache (die sogenannte Potsdamer Garde) bildete, geradezu in's Tolle, und da er diese Garde nicht selten mit brutaler Gewalt aus aller Herren Ländern rekrutiren ließ, so wurde er dadurch in manch schlimmen Handel verwickelt. Gewiß ist weiter, er behandelte die Männer der Wissenschaft (Gelehrte und Federfuchser waren ihm gleichbedeutend) mit einer fast cynischen Verachtung und ließ sich dadurch zu Akten (er ließ z. B. dem Philosophen Wolf, den die Orthodoxen bei ihm verläumdeten, im Dezember 1723 den Befehl zugehen, Halle bei Strafe des Galgens innerhalb vierundzwanzig Stunden zu verlassen, und war sogar nahe daran, die Aufhebung der Akademie der Wissenschaften in Berlin, als eines unnützen Instituts, zu decretiren) verleiten, die nimmermehr entschuldigt werden können. Gewiß ist endlich, er behandelte lange Zeit seinen ältesten Sohn und Erben, den nachherigen König Friederich den Großen, wegen dessen Vorliebe für französische Sprache und Litteratur, mit einer fast barbarischen Tyrannei, und war in seinem Jähzorn sogar einmal nahe daran, denselben als einen Staatsverbrecher hinrichten zu lassen. Allein, wenn wir auch alles dieß zugeben müssen, so steht umgekehrt nicht minder fest, daß er nicht nur bei allen diesen Ausschreitungen seines Eigenwillens stets die besten Absichten hatte, sondern auch das angerichtete Uebel, so bald er es als solches erkannte — und sein scharfer Verstand führte ihn fast immer zur Wahrheit — so viel möglich wieder gut zu machen suchte, und, was die Hauptsache, jedenfalls

Digitalisiert von Google

wurde das Schlimme an ihm durch das Gute, das er bewirkte, total in Schatten gestellt. Sobald er im Februar 1713 die Regierung übernahm, ging er mit dem regsten Eifer daran, die vielen Unordnungen abzustellen, welche aus der Prunkliebe seines Vaters hervorgegangen waren, und den Anfang machte er mit dem Hofe selbst. Vor allem wurde dieser auf deutsche Weise eingerichtet und das Welsche mit sammt der welschen Sprache verschwand gleichsam über Nacht, denn nichts haßte er mehr, als die Franzosen und das Franzosenthum. Statt der hundert Kammerherren, durch die sich sein Vater hatte bedienen lassen, hielt er sich nur zwölf, und im selben Verhältniß reducirte er alle anderen Hofämter. Wo es irgend anging, beschnitt er die unsinnig hohen Gehalte, und wenn Einer sich dieß nicht gefallen lassen wollte, so durfte er der gänzlichen Entlassung bei der nächsten Gelegenheit gewiß sein. Den vielen kostbaren Gold- und Silberschmuck, mit welchem Friederich I. geglänzt, verkaufte er und bezahlte damit die Schulden, die er vom Vater hatte übernehmen müssen. Er selbst ging stets sehr einfach gekleidet, meist in gewöhnlicher Generalsuniform, und auch bei seiner Umgebung litt er keinerlei Luxus. Seine Mahlzeiten waren nicht reicher, als die eines Berliner Bürgers, und überhaupt mußte der Hofhaushalt mit einer unglaublich geringen Summe bestritten werden. Sc mußte sich seine Gemahlin mit einer fast allzugeringen Dienerschaft begnügen, und auf Reisen durfte sie nur eine einzige Kammerfrau mitnehmen. Dasselbe Sparsystem wurde bei der Erziehung der Königlichen Kinder befolgt, und das Taschengeld der jungen Prinzen und Prinzessinnen hätte nicht wohl ein kärglicheres sein können. Er selbst erlaubte sich kein anderes Vergnügen, als zu gewissen Zeiten das der Jagd und der Truppenmusterungen, insbesondere aber allabendlich das Zusammensein mit seinen ersten Räthen und Generalen, die er bei einer Pfeife Tabak und einem Trunk Bier im sogenannten Tabakscollegium um sich versammelte. Dagegen sann er Tag und Nacht darüber nach, wie er sein Land am besten emporbringen könnte, denn nichts lag ihm mehr am Herzen, als das Wohl seiner Unterthanen. Demgemäß schaffte er alsobald die drückendsten Auflagen ab, und brachte das ganze Steuerwesen auf einen gerechteren Fuß.

Digitalisiert von Google

Sein Werk waren auch die Kriegs- und Domainenkammern, sowie als deren Spitze das Berliner Generaldirektorium, und nicht minder wurden durch ihn die sämmtlichen adeligen Güter im Staat, bisher lauter steuerfreie Mannslehen, in freie aber steuerpflichtige Erbgüter verwandelt. Vielen durch die letzten Kriege oder auch durch Brandunglück heruntergekommenen Städten schenkte er die zum Wiederaufbau nöthigen Summen, und nur ihm verdankt Potsdam seine jetzige Größe und Schönheit. In Berlin selbst ließ er durch seinen vortrefflichen Finanzminister, v. Kraut, das sogenannte Lagerhaus errichten, welches lange Jahre hindurch die ganze Armee mit Tuch versorgte, und nicht minder vollendete er die schon von seinem Vater angefangene Friederichs-Vorstadt. Durch Schwertfeger und Büchsenspanner aus Lüttich wurden auf seinen Befehl in Spandau und Potsdam Gewehrfabriken errichtet, welche bald so gediehen, daß man keine Waffen mehr aus dem Auslande beziehen mußte, und ebenfalls auf seinen Befehl entstanden eine Menge von Wollenmanufakturen, die er durch das strengste Verbot der Einfuhr von baumwollenen Zeugen schützte. Um das furchtbar verödete Ostpreußen und Preußisch-Litthauen zu cultiviren, kam er allen Auswanderern aus der Pfalz, aus der Schweiz, aus Nassau, aus dem Salzburgischen, überhaupt aus allen Gegenden, wo die Landesherren so sinnlos waren, einen Religionszwang auf ihre Unterthanen auszuüben, mit offenen Armen entgegen, und wies ihnen nicht blos Wohnplätze und Ackerland an, sondern ließ ihnen auch Baumaterialien und Ackergeräthschaften reichen und streckte ihnen sogar Baarsummen vor. Ja, viele Millionen kosteten ihn diese Kolonisten, denn so sparsam er sonst war, so freigebig erwies er sich in allen Fällen, wo eine offene Hand noththat. Dafür wurde er aber auch von jenen Kolonisten angebetet, und überdem erlebte er die Freude, Ostpreußen und Preußisch-Litthauen nach wenigen Jahren schon in eine freundliche Culturgegend verwandelt zu sehen. Nicht minder freigebig erwies er sich, wenn es galt, Schulen zu errichten, und viele Hunderte wurden von ihm in's Leben gerufen. Freilich lauter Volksschulen, denn er wußte nur zu gut, daß ein Staat nicht gedeihen kann, dessen Einwohnerschaft in Unwissenheit aufwächst, während er umgekehrt (wie

Digitalisiert von Google

ſchon angedeutet) die Gelehrten gewöhnlich nur Pedanten, Narren und Salbader nannte. Nicht minder viel that er für die Verbeſſerung des Juſtizweſens, und namentlich durfte, ſo lange er regierte, kein Hexenprozeß mehr angeſtrengt werden. Noch mehr lagen ihm die verſchiedenen Wohlthätigkeitsanſtalten am Herzen, und insbeſondere verdankt das große Potsdamer Waiſenhaus für fünfundzwanzighundert Soldatenkinder, ſowie die Charité in Berlin, eines der großartigen Armenhäuſer in der Welt, ihm ſeinen Urſprung. Kurz alſo, er war ein Wohlthäter ſeines Volks in des Wortes vollſter Bedeutung, trotz der Deſpotie, mit der er daſſelbe beherrſchte, und in Beziehung auf Sittenſtrenge, verbunden mit Verachtung aller eingeſchleppten franzöſiſchen Liederlichkeit, ging er demſelben mit dem leuchtendſten Beiſpiele voran. Sein Hauptaugenmerk aber richtete er auf Dreierlei, einmal auf einen geordneten Staatshaushalt, der es möglich mache, daß jedes Jahr mit einem Ueberſchuß endigte, ſodann auf ein ſtarkes, wohlgeordnetes und beſt geführtes Heer, damit das kleine Preußen den viel mächtigeren Nachbarn gewachſen ſei, endlich auf den Schutz des Proteſtantismus, als deſſen Hort er überall und bei jeder Gelegenheit auftrat. Den erſten Zweck erreichte er durch eine weiſe Sparſamkeit, ſowie durch eine richtige Finanzwirthſchaft, welche nur gerechte Steuern anordnete, endlich durch eine ſtrenge Beaufſichtigung der Beamten, die jeder Untreue alsbald auf die Spur kam. Auch ſein zweites Hauptziel wurde vollſtändig errungen, und dabei unterſtützte ihn ſein Generaliſſimus, der Fürſt Leopold von Deſſau (der „Alte Deſſauer“, von dem ſchon früher mehrmals die Rede geweſen iſt), in ſolch' hervorragender Weiſe, daß man denſelben den Reformator der preußiſchen Heereseinrichtung nennen könnte. Führte er doch ein ganz neues Exercitium ein, das zwar durch ſeine Strenge oft in Grauſamkeit ausartete, durch welches aber die preußiſchen Soldaten eine ſolche Gewandtheit erlangten, daß ſie doppelt ſo viel zu leiſten vermochten, als die der übrigen europäiſchen Mächte. Eben aber die Vortrefflichkeit der Armee ſetzte den König Friederich Wilhelm I. in den Stand, auch ſein drittes Ziel, den Schutz des deutſchen Proteſtantismus gegen die Angriffe der jeſuitiſch-katholiſchen Mächte,

Digitalisiert von Google

vollständig zu erreichen, denn, wenn er auch keineswegs nach der Ehre eines Kriegshelden geizte, so wußte man doch wohl, daß er, wenn man seine Stimme unbeachtet gelassen hätte, nicht einen Augenblick gezaudert haben würde, sein Schwert in die Wagschale zu legen. Natürlich, denn nachdem der sächsische Kurfürst zum Katholicismus übergelaufen war, verstand es sich von selbst, daß Preußens König, als der mächtigste deutsche protestantische Fürst, sich an die Spitze der protestantischen Stände Deutschlands stellte, und Friederich Wilhelm I. war nicht der Mann, sich diesen höchst bedeutenden Machtzuwachs entgehen zu lassen. Mit nicht geringem Stolze konnte derselbe also am Schluß seiner Lebenslaufbahn auf seine Vergangenheit zurücksehen, da er sein Reich wohl doppelt so gekräftigt hinterließ, als er es angetreten hatte. Schon die Gebietsvergrößerung war, nicht sowohl wegen ihrer Ausdehnung, als wegen ihrer Wichtigkeit (er gewann durch Erbschaft Geldern und Neuschatel, durch sein Schwert aber Vorpommern mit Stettin, Wollin und Usedom) nicht zu verachten; unendlich weit mehr aber hatte die innere Kräftigung des preußischen Königreichs zu besagen. Man bedenke nur, die jährlichen Einkünfte betrugen 7,400,000 Reichsthaler und im Staatsschatz lagen nach Abbezahlung aller Schulden 8,700,000 Thaler. Man bedenke ferner, die Armee zählte nicht weniger als 76,000 Mann und war mit allem Nöthigen auf's beste versehen. Man bedenke endlich, die sämmtlichen Festungen des Landes, von denen Memel, Magdeburg, Stettin und Wesel ganz neue Werke bekommen hatten, befanden sich im vortrefflichsten Stande, und für die Heranbildung eines ausgezeichneten Offiziercorps sorgte das schon anno 1817 gegründete Berliner Kadettenhaus. So bewahrte denn Friederich Wilhelm I. in seiner Todesstunde — Dienstag, den 31. Mai 1740, Mittags 2 Uhr — die Ruhe eines Weltweisen und sein Volk betrauerte ihn mit aufrichtigem Herzen. Wir aber fühlen uns unwillkührlich gezwungen auszurufen: „Welch' ein Gegensatz zwischen dem unter seiner Regierung fröhlich herangewachsenen kleinen Königreich Preußen und dem mehr als fünfmal so großen, aber total zerrütteten Oesterreich Karls VI.!"

Ende des dritten Bandes.

Digitalisiert von Google

Digitalisiert von Google

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Erstes Buch.

Das Zeitalter der Reformation. (1493—1555.) 5
Erstes Kap. Maximilian I. (1493—1519.) 5
Zweites Kap. Martin Luther. (1517—1520.) 22
Drittes Kap. Karl V. und der Reichstag zu Worms. (1520 bis 1524.) 38
Viertes Kap. Der Bauernaufruhr. (1525.) 56
Fünftes Kap. Die Augsburgische Confession und das Uebereinkommen von Nürnberg. (1525—1532.) 78
Sechstes Kap. Der Tod Luthers, der schmalkaldener Krieg und das Interim. (1533—1548.) 95
Siebentes Kap. Der Augsburger Religionsfrieden und die Abdankung Karl V. 118

Zweites Buch.

Der große Kampf zwischen Katholicismus und Protestantismus. (1556—1648.) 136
Erstes Kap. Friederich I., die Jesuiten und das Concil von Trient. (1555—1564.) 136
Zweites Kap. Maximilian II. und Rudolph II. oder die Anfänge der Gegenreformation. (1564—1608.) 155
Drittes Kap. Die Vorspiele zum 30jährigen Kriege. (1609 bis 1618) 208
Viertes Kap. Der 30jährige Krieg. (1618—1648.) 232
Fünftes Kap. Der westphälische Frieden. (1648.) 306

Digitalisiert von Google

Seite

Drittes Buch.

Deutſchland in ſeiner größten Erniedrigung. (1649 bis 1740.) 321

Erſtes Kap. Der Druck Frankreichs auf Deutſchland und die kleinen Souverainetäten. (1649—1668.) 321

Zweites Kap. Die Rache und Raubzüge Ludwigs XIV. (1669 bis 1697.) 335

Drittes Kap. Der ſpaniſche Erbfolge- und der nordiſche Krieg. (1698 bis 1721.) 362

Viertes Kap. Deutſchland unter Kaiſer Karl VI. im tiefſten Zerfall. (1721—1740.) 417

BRITISH
24 FE 76
MUSEUM

Digitalisiert von Google

Digitalisiert von Google

In demselben Verlag ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geheimnisse der Bastille.

Historisch-biographische Bilder aus der Vergangenheit

von

Otfr. Mylius.

Mit Illustrationen.

2 Bände in kl. 8.

(Ladenpreis früher Rthlr. 2. 17½. — fl. 4. 15.)

jetzt Rthlr. 1. — fl. 1. 45.

Ferner:

1870!

Der große Entscheidungskampf

zwischen

Deutschland und Frankreich

von

Theodor Griesinger.

Mit mehr als 100 Illustrationen.

73 Bogen in 4°.

Preis Thlr. 1. — fl. 1. 48.

J. Kreuzer'sche Buchdruckerei (Hammer & Liebich) in Stuttgart.

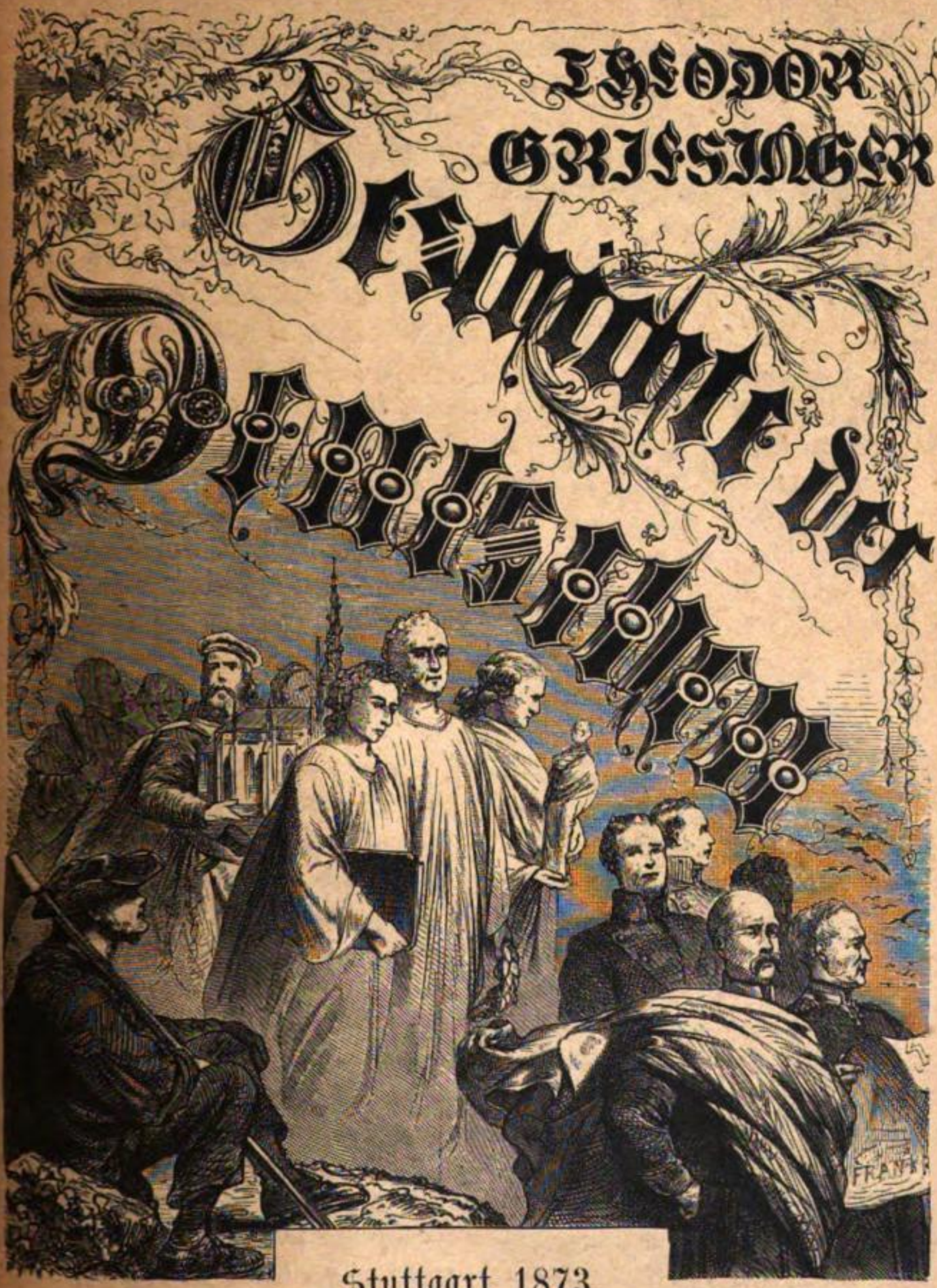
Digitalisiert von Google

9026 bbb

39. & 40. Heft. Preis jeder Liefg. 4 sgr. — 12 kr. rh.

THEODOR GRIESINGER

Erlebnisse



Stuttgart 1873.

Verlag von Paul Moser.

Digitalisiert von Google

BODLEIAN
LIBRARY

Digitalisiert von Google

Theodor Griesinger's

Geſchichte der Deutſchen

von

ihrem Beginn bis auf unſere Tage

in

vier Bänden.

Vierter Band.

Stuttgart.
Verlag von Paul Moſer.
1874.

Digitalisiert von Google

Druck der J. Kreuzer'schen Buchdruckerei (Hammer u. Liebich) in Stuttgart.

Digitalisiert von Google

Vierter Band:

Die

Wiederaufrichtung Deutſchlands zum Reiche

oder

von Friederich dem Großen bis zu Kaiſer Wilhelm I.

(1740 — 1874 nach Chriſtus.)

Digitalisiert von Google

Erſtes Buch.

Das Zeitalter Friedrichs des Großen

oder

vom Regierungsantritt König Friedrichs II. von Preußen bis zum Tode Kaiſer Joſephs II. von Deutſchland.

(1740—1790.)

Erſtes Kapitel.

Maria Thereſia von Oeſterreich und Friederich II. von Preußen oder der Oeſterreichiſche Erbfolgekrieg.

(1740—1745.)

Der Nachfolger Friederich Wilhelms I. auf dem preußiſchen Königsthron, König Friederich II., der am 24. Januar 1712 geboren worden war, zeigte ſchon als Knabe eine ganz ungewöhnliche Begabung und dieſe entwickelte ſich mit den Jahren in ganz wunderbarer Weiſe. Durch den Einfluß ſeiner Großmutter Sophie Charlotte, der erſten Königin von Preußen (der Wittwe Friederichs I.) erhielt er die fein gebildete Frau von Rocoulle zur erſten Erzieherin und den geiſtreichen Duhan de Jaudun, deſſen Vater, ein hugenottiſcher Refugié, ſich in Berlin angeſiedelt hatte, zum erſten Lehrer. So ſetzte ſich ſchon in dem Knaben eine Vorliebe für franzöſiſche Sprache und Bildung feſt und dieſe Vorliebe konnte nachher weder von dem ſtrengen Vater, noch von dem General, Grafen von Finkenſtein, der ihm vom ſiebten Jahr an zum Gouverneur

Digitalisiert von Google

gesetzt wurde, noch endlich von den Majoren von Kalkstein und von Senning, seinen militärischen Lehrmeistern wieder ausgetrieben werden. Im Gegentheil, je härter seine Erzieher ihn behandelten — so hart, daß der ganze Tag vom frühen Morgen bis zum Abend nur mit Studieren und Exercieren unter Ausschluß alles und jedes Jugendvergnügens, ja selbst unter Ausschluß der Musik, für welche Friederich eine große Vorliebe hatte, hingebracht werden mußte — um so mehr sträubte sich die Jugendkraft des hochbegabten Jünglings gegen den despotischen Zwang, und er suchte sich heimlich zu verschaffen, was ihm öffentlich nicht gestattet war. Heimlich las er also die geliebten französischen Schriftsteller, besonders die Werke Voltaires, welche er allen anderen vorzog; heimlich lernte er von dem berühmten Flötisten Quanz die Flöte spielen; heimlich gab er sich mit seinen ebenfalls heimlichen Freunden, den Lieutenants Katte und von Keith, jenen Genüssen hin, nach welchen die Jugend dürstet. Schon dieß war schlimm genug, noch schlimmer aber war, daß dadurch — Friederich wurde, sobald Friederich Wilhelm I. hinter eine dieser Heimlichkeiten kam, immer aufs härteste abgestraft — jenes Mißverhältniß zwischen Vater und Sohn entstand, auf welches ich bereits früher hingewiesen habe. Endlich glaubte es der Jüngling, nachdem er achtzehn Jahre alt geworden war, nicht mehr aushalten zu können, und faßte sofort den Plan auf einer Reise, die er im Sommer 1730 mit seinem Vater zur Truppenbesichtigung nach Wesel machen mußte, mit Hülfe seiner Freunde Katte und Keith zu seinem mütterlichen Oheim, dem König Georg II., nach England zu entfliehen. Durch eine unvorsichtige Aeußerung Keith's wurde der Plan verrathen und alsbald ließ Friederich Wilhelm I. den Sohn, den er in seiner Wuth über die beabsichtigte Desertion ohne das muthige Dazwischentreten des Generals von Mosel vielleicht mit dem Schwerte durchbohrt hätte, nach Küstrin in ein hartes Gefängniß bringen. Dem Lieutenant von Keith gelang es, zu entfliehen; den Lieutenant Katte aber faßte man und derselbe wurde, nach erfolgtem kriegsrechtlichem Spruch, am 6. November 1730 in Küstrin unter den Fenstern des Gefängnisses, in welchem der Kronprinz Friederich saß, hingerichtet. Daraufhin setzte Friederich Wilhelm I. auch über den Sohn ein Kriegsgericht nieder, und ver-

Digitalisiert von Google

langte von den Generälen, welche das Gericht bildeten, daß sie streng nach dem Rechte — und auf Desertiren stand der Tod — verfahren sollten. Diese jedoch, besonders der alte Fürst Leopold von Anhalt-Dessau (der alte Dessauer), der Feldmarschall von Natzmer und der Generalmajor von Buddenbrock, erklärten dem Könige in's Gesicht, daß sie sich nie und nimmer zur Verurtheilung des Kronprinzen verstehen würden, und auch die Gesandten von Oesterreich, Schweden und Polen, sowie der sehr einflußreiche Probst Reinbeck legten sich in's Mittel. Dieß alles zusammengenommen machte endlich Eindruck auf den König, und zugleich sagte ihm bei längerem Nachdenken sein Verstand, daß er durch seine despotische Härte den Fluchtversuch des Sohnes selbst hervorgerufen habe. Nicht minder ging seinerseits der Kronprinz in sich und schrieb, durch den Feldprediger Müller zur Einsicht gebracht, daß alles ganz anders stünde, wenn er stets ein gehorsamer Sohn gewesen wäre, dem Vater noch im November 1730 einen reuevollen Brief. Die Folge war, daß jetzt Friederich Wilhelm I. den Sohn begnadigte, ihm aber zugleich Befehl gab, vorderhand als jüngster Kriegsrath bei der Domainenkammer in Küstrin einzutreten, denn dem Könige schien noch eine kleine Nachkur zur völligen Dämpfung des hochfahrenden Sinnes seines Kronprinzen ganz am Platze zu sein. Friederich kam dem erhaltenen Befehle, wie sich von selbst versteht, gehorsamst nach, und arbeitete bei der Kammer mit einem Fleiße, der nichts zu wünschen übrig ließ. Dadurch erhöhte sich noch des Vaters versöhnliche Stimmung, und am 23. November 1731 rief ihn derselbe bei Gelegenheit der Verheirathung der Prinzessin Friederike Wilhelmine mit dem Erbprinzen von Baireuth nach Berlin zurück. Noch vollständiger wurde die Versöhnung, als Friederich einwilligte, der Prinzessin Elisabethe Christine von Braunschweig-Bevern seine Hand zu reichen, und gleich nach der Trauung — Juni 1733 — erhielt er vom Vater die Herrschaft Ruppin mit dem Lustschloß Rheinsberg zum Geschenke. Auch hatte Friederich Wilhelm I. von nun an gar nichts mehr dagegen, daß der Sohn auf dieser seiner neuen Residenz ganz seinem Vergnügen, dem Studium und der Musik, lebte, und sich noch dazuhin mit einem ganzen Cyklus von hochbegabten Männern (wie der Freiherr von Kaiserling, der

Digitalisiert von Google

Baron von Knebelsdorf, der Ritter von Chasot, der freigeistige Jordan, der Maler Pesne, der Componist Graun, der Violinist Benda, der kriegskundige Oberst Camas und Andere) umgab. Umgekehrt aber lernte der Sohn des Vaters vortreffliche Eigenschaften überaus hoch schätzen, und sprach — ohne je des früheren Zerwürfnisses zu gedenken — nur noch mit der größten Dankbarkeit und Ehrfurcht von ihm. Ja wie der Sohn, von seiner Mutter benachrichtigt, daß der Vater schwer erkrankt sei, am 27. Mai 1740 von Rheinsberg nach Berlin eilte, umfing ihn der sterbende Monarch, wie man sein Liebstes umfängt, und Friederich selbst zerfloß fast in Thränen, obwohl er auf das Ereigniß längst vorbereitet war.

Von dem neuen Regenten Preußens erwartete man allgemein Großes, denn die verschiedenen Gesandten, welche am Berliner Hofe accredibirt waren, hatten fast einstimmig an ihre Höfe berichtet, daß derselbe nicht blos einen überaus hellen Kopf, verbunden mit dem vielseitigsten Wissen, sondern auch einen heroischen Muth, einen eisernen Willen und einen fast unbegränzten Ehrgeiz besitze. Auch täuschte man sich in solcher Erwartung nicht, indem gleich die ersten Regierungshandlungen Friederichs II. zeigten, daß er keineswegs gesonnen sei, in seinem Staate ganz ruhig Alles beim Alten zu lassen. Im Gegentheil warf er sich sofort mit aller Kraft in die Geschäfte und entwickelte dabei wahrhaft staunenswerthe Sachkenntnisse. So erklärte er vor allem seinen vom Vater übernommenen Ministern, daß kein Unterschied zu machen sei zwischen dem Vortheil des Königs und dem des Landes; wenn aber je zwischen diesen beiden ein Conflikt entstehen sollte, so sei nicht zum Vortheil des Königs, sondern zu dem des Landes zu entscheiden. So ließ er, weil der letzte strenge Winter große Noth erzeugt hatte, augenblicklich die von seinem Vater angelegten Getreidemagazine öffnen, und machte hiedurch, weil er das Korn zu einem bestimmten mäßigen Preis verkaufte, der Spekulationswuth betrügerischer Wucherer einen Strich durch die Rechnung. So dekretirte er die Abschaffung der Folter und promulgirte zu gleicher Zeit ein umfassendes Toleranzedikt. So rief er den berühmten Mathematiker und Philosophen Wolf an die Universität Halle zurück, und betraute den gelehrten Maupertuis mit der Neuorganisirung der

Digitalisiert von Google

unter seinem Vater tief herabgekommenen Akademie der Wissenschaften in Berlin. So stiftete er einen neuen Orden „für das Verdienst" (pour le mérite) und machte es zur Grundbedingung, daß nur wirklich Würdige denselben erhalten sollten. So löste er das überaus kostspielige Potsdamer Riesenleibregiment auf und verwandte die nutzlos auf dasselbe verschwendeten Hunderttausende für die Verbesserung der wirklichen Wehrkraft. So errichtete er ein Ministerium für Handel und Gewerbe und beauftragte dasselbe, durch Heranziehung französischer und italienischer Kräfte den Kunstfleiß auch in Preußen zu wecken. So entschied er sich für vollständige Preßfreiheit, und wenn er auch aus Rücksicht für auswärtige Staaten die Censur (dieses schmähliche Institut verdankt seinen Ursprung dem Pabste Leo X., welcher durch seine Bulle vom 15. Mai 1515 alle Freigeister mitsammt dem freien Geiste unterdrücken zu können vermeinte) wieder einführte, so that er es doch nur mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß man nur „vernünftige Männer, welche nicht alle Kleinigkeiten relevirten und aufmutzten" zu Censoren bestellen dürfe. So gestattete er jedem seiner Unterthanen den Zutritt zu seiner Person, um Bitten oder Beschwerden vorzutragen, denn er wollte jeder Ungerechtigkeit vorbeugen. So entsandte er ein kleines Truppencorps nach Lüttich, und zwang dessen Fürstbischof, der sich über die zu Preußen gehörige Herrschaft Heristall Hohheitsrechte anmaßte, von dieser seiner Anmaßung zurückzutreten. Kurz er ließ zwar Alles bestehen, was sein Vater Lobenswerthes eingeführt hatte, verbesserte aber auch Alles, was ihm der Verbesserung werth schien, und machte die Größe und die Wohlfahrt Preußens zur ersten und letzten Richtschnur seiner Regierungsweise. Inmitten dieser seiner schöpferischen Thätigkeit aber traf die Nachricht ein, daß Kaiser Karl VI. am 20. Oktober 1740 verstorben sei, und nun eröffnete sich dem jungen Regenten ein neues Feld des Wirkens, das er zu betreten bis jetzt noch keine Gelegenheit gehabt hatte.

Von der Pragmatischen Sanction, für welche Karl VI. so viele Opfer brachte, haben wir schon gesprochen, und es trat also unmittelbar nach seinem Tode seine erstgeborne Tochter Maria Theresia, Gemahlin des Herzogs Franz von Lothringen (oder besser gesagt von

Digitalisiert von Google

Toscana, das er für das an Frankreich abgetretene Lothringen erhielt), die Regierung über die sämmtlichen österreichischen Staaten an. Alle Regierungen, die auswärtigen wie die deutschen, mit alleiniger Ausnahme der bayerischen, hatten jene Sanction anerkannt, und man durfte also, weil Bayern für sich allein zu schwach war, um seine Ansprüche an die Hinterlassenschaft Karls VI. mit Gewalt durchzusetzen, annehmen, daß die neue Regentin in dem Besitz der weitläufigten österreichischen Monarchie nicht beunruhigt werden würde. Allein schon in den ersten Tagen nach dem Tode Karls VI. erhielt Friederich II. die unumstößliche Gewißheit, daß jene Annahme durchaus unberechtigt sei, und sofort stand sein Entschluß fest, seine eigenen Ansprüche an einen Theil des österreichischen Erbes in der ersten Minute mit der entschiedensten Kraft geltend zu machen. Der Leser wird sich erinnern, daß in längst vergangenen Tagen — während des dreißigjährigen Kriegs — Oesterreich die schlesischen Herzogthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau, auf welche Brandenburg-Preußen gerechte Ansprüche hatte, mit Gewalt in Besitz nahm, und nahher nie dazu gebracht werden konnte, sie wieder herauszugeben. In diese Besitzergreifung hatte sich Brandenburg-Preußen bis jetzt ruhig gefügt, und man glaubte nun allgemein, daß es auch später keine Ansprüche mehr erheben werde. Allein Friederich II. sah nur zu gut ein, daß sein kleines (bei seinem Regierungsantritt nur 2200 Quadratmeilen mit etwa $2^1/_4$ Millionen Einwohner zählendes) und noch zudem weitgestrecktes Königreich (es reichte von Memel nach Cleve, also vom Kurischen Haff bis an den Rhein) unmöglich existenzfähig sei, wenn es nicht durch Gebietserweiterung gekräftigt werde, und bedachte sich also nicht, die alte, halb und halb verjährte Forderung von neuem geltend zu machen. Demgemäß ließ er; nur wenige Wochen nach Karls VI. Ableben durch einen außerordentlichen Gesandten — den Grafen Gotter — der Königin Maria Theresia unter dem Beding, daß sie die genannten vier Herzogthümer an Preußen abtrete, ein Freundschaftsbündniß gegen alle ihre Feinde antragen, und machte zugleich, um seinem Antrag Nachdruck zu geben, einen Theil seiner Armee mobil. Die Antwort Maria Theresia's fiel, wie man sich zum voraus denken konnte, durchaus abschläglich —

Digitalisiert von Google

ſogar ſehr hochmüthig abſchläglich — aus, und ſofort rückte die preußiſche Armee unter der perſönlichen Führung Friederichs II., in der Mitte des Dezembers 1740, in Schleſien ein. Es war das erſte Mal, daß der junge König zu Felde zog, und er beſaß alſo ſelbſtverſtändlich von der Kriegführung nur erſt theoretiſche Kenntniſſe; allein der erfahrene Feldmarſchall von Schwerin — Kurt Chriſtoph, Graf von Schwerin, geboren 1684, hatte in den Niederlanden unter dem Prinzen Eugen und dem Herzog von Marlborough ſeine Schule gemacht, und Friederich II. ſetzte größeres Vertrauen in ihn, als in den damals ſchon ſehr alten Fürſten Leopold von Anhalt-Deſſau, genannt der alte Deſſauer, — ſtand ihm zur Seite, und überdem konnte ihm Maria Thereſia, welche bei ihrem Regierungsantritt ihre Lande in der tiefſten Zerrüttung vorfand, nur ganz ungenügende Streitkräfte entgegenſtellen. So wurde ganz Schleſien, mit der alleinigen Ausnahme der Feſtungen Glogau, Brieg und Neiſſe, faſt ohne Schwertſtreich erobert, und die Schleſier ſelbſt waren deß ganz zufrieden. Die Proteſtantiſchen unter ihnen deßwegen, weil die unduldſame Jeſuitenregierung Karls VI. ſie bisher unter einem ebenſo grauſamen als widerſinnigen Druck gehalten hatte, die Katholiſchen deßwegen, weil Friederich II., der ihnen ſofort in einem Manifeſte vollkommenſte Religionsfreiheit zuſicherte, ſeine Soldaten alle ihre Bedürfniſſe baar bezahlen ließ. Endlich übrigens, nachdem im Frühjahr 1741 (9. März) auch noch Glogau erſtürmt und Neiſſe und Brieg feſt eingeſchloſſen waren, raffte Maria Thereſia doch ein Heer zuſammen, mit welchem der erfahrene Feldmarſchall Neipperg alsbald in Oberſchleſien einrückte, und am 10. April 1741 kam's zur Schlacht. Die Oeſterreicher hielten ſich tapfer genug, und Friederich II. verzweifelte deßhalb ſchon ſo ſehr am Erfolg, daß er das Schlachtfeld verließ, um zum Herzog von Holſtein-Beck, der zur Deckung des Oberübergangs mit einigen Regimentern bei Strehlen ſtand, zu reiten. Der Feldmarſchall Schwerin dagegen erkämpfte in ſeiner Abweſenheit den Sieg (obwohl allerdings mit ſchweren Opfern, denn er hatte 2500 Todte und über 3000 Verwundete) und nöthigte ſeinen Gegner, den Feldmarſchall Neipperg, ſo eilig als möglich eine gedeckte Stellung weit hinter der Feſtung Neiſſe zu ſuchen.

Digitalisiert von Google

Bayern hatte, wie bereits erzählt, die Pragmatiſche Sanction nie anerkannt, denn deſſen Kurfürſt Karl Albrecht glaubte wegen ſeiner Abſtammung von der Erzherzogin Anna, der älteſten Tochter des Kaiſers Ferdinand I., ein näheres Anrecht an das Erbe der öſterreichiſchen Monarchie zu haben, als die Tochter Karls VI. Als ein erbärmlicher, verbuhlter Schwächling jedoch beſaß er nicht den Muth, für ſich allein für ſein vermeintliches Recht zu kämpfen, und ſuchte deßhalb Frankreich auf ſeine Seite zu ziehen. Dieſe Macht hatte ja ſeit zwei Jahrhunderten Alles daran geſetzt, das Haus Habsburg zu demüthigen, und ſomit durfte man hoffen, daß ſie ſich, trotzdem ſie der Pragmatiſchen Sanction feierlichſt beigetreten war, die jetzige Gelegenheit, die öſterreichiſche Monarchie zu zertrümmern, nicht entgehen laſſen würde. Die Hoffnung ſchlug nicht fehl, und ſchon am 22. Mai 1741 wurde zu Nymphenburg ein Vertrag abgeſchloſſen, in welchem Frankreich ſich verpflichtete, nicht nur die Anſprüche Karl Albrechts auf die öſterreichiſchen Lande Böhmen, Oberöſterreich, Tyrol und Vorderöſterreich (er war jetzt ſo beſcheiden Ungarn und Niederöſterreich der Maria Thereſia laſſen zu wollen), ſondern auch deſſen Wahl zum Kaiſer von Deutſchland durchzuſetzen, damit dieſelbe nicht etwa auf Franz von Lothringen-Toskana, den Gemahl Maria Thereſia's, falle. Umgekehrt dagegen machte ſich Karl Albrecht anheiſchig, alle Eroberungen, welche Frankreich am Rheine und in den Niederlanden machen würde, als künftiger Kaiſer gutzuheißen, und namentlich das ganze linke Rheinufer von Deutſchland abreißen zu laſſen. Kaum nun übrigens war dieſer ſchlimme Vertrag abgeſchloſſen, ſo traten demſelben auch noch zwei weitere Regenten, der König Auguſt III. von Sachſen-Polen und der König Philipp V. von Spanien bei, und Frankreich ſagte dem Erſteren ganz Mähren ſowie einen Theil von Oberſchleſien, dem Letzteren aber die italieniſchen Herzogthümer Parma und Piacenza, zu. So bildete ſich eine furchtbare Allianz gegen Maria Thereſia, und dieſe Allianz wurde ihr dadurch um ſo gefährlicher, als auch Friederich II. im Kriege mit ihr lag. Das allerſchlimmſte aber war, daß ſie keinen Bundesgenoſſen finden konnte, denn die Kaiſerin Anna von Rußland blieb neutral, um in den Armen des ſchönen Grafen Lynar, des ſächſiſchen Geſandten, ſchwelgen

Digitalisiert von Google

zu können, und Georg II. von England, obwohl ihr freundlich gesinnt, wagte es nicht, ihr offen beizustehen, weil er fürchtete, die Alliirten könnten sonst in sein Kurfürstenthum Hannover einfallen. Nach menschlicher Berechnung war also Maria Theresia verloren, allein es sollte doch anders kommen. Zwar allerdings im ersten Anfang stand es sehr mißlich um die österreichische Sache, weil man den Alliirten nicht einmal ein kleines Corps, viel weniger ein starkes Heer entgegenstellen konnte, und Karl Albrecht drang, unterstützt von einer französischen Armee unter dem Marschall Belleisle, welche die rheinischen Kurfürsten (die von Frankreich bestochenen Erzbischöfe von Köln und Mainz) ganz ungehindert durch ihre Länder ziehen ließen, siegreich in Oberösterreich ein. Schon am 3. September hielt er seinen Einzug in Linz, wo er sich als künftiger Erzherzog von Oberösterreich huldigen ließ, und nun schien auch Unterösterreich mit der Hauptstadt Wien verloren. In dieser großen Noth beschloß Maria Theresia auf den dringenden Rath des Lord Hindford, des englischen Gesandten, sich mit dem König von Preußen abzufinden, damit der Feldmarschall Neipperg freie Hand bekomme, seine Truppen den vereinigten Bayern und Franzosen entgegenzuführen, und am 5. Oktober 1741 kam richtig in Kleinschnellendorf ein geheimer Vertrag mit Friederich II. zu Stande. Hienach verpflichtete sich Maria Theresia, im künftigen Frieden ganz Niederschlesien bis nach Neisse und Oppeln hinauf an Preußen abzutreten, wenn Friederich II. von jetzt ab die Waffen ruhen lasse; letzterer aber versprach dieß unter dem Beding, daß die Uebereinkunft ganz geheim gehalten werde, weil sonst Sachsen, Bayern und Frankreich vereint die Waffen gegen ihn kehren könnten. Jetzt war es möglich, das Corps Neipperg, das einzige damals disponible, nach Unterösterreich zu ziehen, um wenigstens Wien zu decken, und darin lag schon ein großer Gewinn. Als einen noch größeren Gewinn aber mußte man es betrachten, daß jetzt der Kurfürst Karl Albrecht, statt mit seiner überlegenen Armee auf Wien loszugehen, sich von Linz aus gegen Böhmen wandte, um vor allem — er fürchtete, der König von Sachsen-Polen, der eben, seinem mit Frankreich abgeschlossenen Vertrag gemäß, stark rüstete, möchte ihm sonst zuvorkommen — sich die böhmische Königskrone aufzusetzen.

Digitalisiert von Google

Großen Widerstand fand derselbe auch bei diesem Unternehmen nicht, und es gelang ihm sogar, in der Nacht vom 26. auf den 27. November Prag zu erobern. Noch mehr, am 7. Dezember 1741 rief man ihn dort zum König von Böhmen aus, und am 19. Dezember huldigten ihm die versammelten Stände. Nunmehr hielt der Kurfürst die leichte Eroberung für vollkommen gesichert, und wandte sich, die Behauptung Prags den Franzosen überlassend, eilends nach Mannheim, um von hier aus seine Wahl zum deutschen Kaiser (die in Frankfurt vor sich zu gehen hatte) zu betreiben.

Durch Zweierlei war also Maria Theresia vor gänzlichem Untergang gerettet worden; einmal durch das Uebereinkommen mit Friederich II. in Kleinschnellendorf, und sodann durch die thörichte Kriegführung des Kurfürsten Karl Albrecht von Bayern. Jetzt aber, nachdem das Aergste abgewendet, hoffte sie den Sieg über ihre Feinde zu erringen und zwar ebenfalls durch zwei Maßregeln. Zum ersten nämlich dadurch, daß sie durch eine halboffene Verlautbarmachung des geheimen Vertrags mit Preußen den Samen des Mißtrauens in den Bund ihrer Gegner werfe, und zum zweiten dadurch, daß sie die tapferen Ungarn zu einer großartigen Hülfeleistung aufstachle. An den Letzteren hatte das Haus Habsburg vielfach schwer gesündigt — man denke nur an das Blutgericht zu Eperies, von dem ich früher gesprochen — und sich dieselben dadurch total entfremdet. Nunmehr aber, während der Schicksalsschläge von 1741, eilte Maria Theresia nach Preßburg und bewilligte dem ungarischen Reichstag, den sie sofort um sich versammelte, alle seine Rechtsforderungen. Ja sie anerkannte die alte ungarische Verfassung ohne irgend welchen Rückhalt, und rief dadurch eine Begeisterung ohne Gleichen für sich hervor. Darum wie sie im Spätherbst 1741 mit ihrem neugebornen Söhnchen, dem nachherigen Kaiser Joseph II., auf dem Arm, in ungarischer Nationaltracht und das ungarische Königsschwert umgegürtet, den Reichstag beschwor, ein starkes Heer für sie auszurüsten, ließen die sämmtlichen Magnaten ihre Säbel aus der Scheide und schrieen wie außer sich: „Moriamur pro rege nostro Maria Theresia“, zu deutsch: „Blut und Leben für unsere Königin Maria Theresia.“ Dem Rufe aber folgte alsobald die That, und mit dem Beginn des

Digitalisiert von Google

Jahres 1742 ſtand ſchon ein wohlgeordnetes Heer von 30,000 Mann auf den Beinen. Ueberdem ſammelten einzelne Partheigänger, unter welchen beſonders der Huſarengeneral Menzel, der wilde Oberſt Trenk und der tollkühne Bärnklau (eigentlich hieß er Perklö, Freiherr von Schönreuth) hervorzuheben ſind, auf eigene Koſten Freicorps, und zu dieſen drängten ſich alle verwegenen und raubluſtigen Geſellen unter den Panduren, Croaten und Wallachen. Was aber noch weit höher anzuſchlagen war, der Feldmarſchall von Neipperg verſtand es, ſein kleines Corps von Mähren aus bedeutend zu verſtärken, und nicht minder gelang es dem Feldmarſchall Khevenhüller in Verbindung mit dem Prinzen Karl Alexander von Lothringen, dem Bruder des Gemahls Maria Thereſia's, größere Heerhaufen aus Deutſchland und Italien herbeizuziehen. An Soldaten litt ſomit Maria Thereſia jetzt nicht mehr Mangel, und ſie ſandte ſofort, ſchon im Januar 1742, — alſo mitten im Winter — eine Armee nach Böhmen, während eine zweite nicht blos Linz und Oberöſterreich wieder erobern, ſondern auch in Bayern einfallen ſollte. Nun wäre es ſelbſtverſtändlich die Pflicht des Kurfürſten Karl Albrecht von Bayern geweſen, ſo ſchnell als möglich zu ſeiner aus Franzoſen und Bayern gemiſchten Armee zurückzukehren; allein er überließ die Führung derſelben ſeinen franzöſiſchen und bayeriſchen Untergeneralen, obwohl keiner von ihnen beſondere Fähigkeiten beſaß, und blieb der Kaiſerwahl wegen in Mannheim. Dieſe, am 24. Januar 1742 vorgenommene Wahl fiel in der That günſtig für ihn aus, indem er faſt alle Stimmen (die Kurfürſten — Könige von Brandenburg-Preußen und von Sachſen-Polen — hatten ihm als Feinde Maria Thereſia's längſt ihr Wort gegeben, und die Kurfürſten-Erzbiſchöfe von Mainz, Köln und Trier ſtanden im Solde Frankreichs) erhielt; allein den Tag vor ſeiner Wahl, am 23. Januar, räumten 15,000 Franzoſen vor dem anrückenden öſterreichiſchen Feldmarſchall Khevenhüller das wichtige Linz, und am 12. Februar 1742, an welchem er als Kaiſer Karl VII. in Frankfurt gekrönt wurde, zog der Huſarengeneral Menzel mit dem Panburenoberſt Trenk ſiegreich in München ein.

Die Eine der beiden Maßregeln, durch welche ſich Maria Thereſia den Sieg über ihre Feinde ſichern wollte, war alſo eine äußerſt glück-

Digitalisiert von Google

liche zu nennen, denn nicht nur wurde Oberösterreich wieder erobert, sondern es fiel auch ganz Bayern, selbst das feste Ingolstadt, das der tolle Bärnklau erstürmte, in die Hände ihrer Truppen, die es nun in gräulicher Weise — ganz kroatisch und panburisch — verwüsteten. Eine ganz entgegengesetzte Wirkung dagegen hatte die zweite Maßregel, ich meine die Verlautbarmachung des geheimen Vertrags mit Preußen. Statt daß nämlich dadurch Zwietracht unter die Alliirten geworfen worden wäre, widerrief Friederich II. alsbald jene Uebereinkunft, und eilte im Januar 1742 nach Dresden, um die dortige Regierung zu bestimmen, daß sie das sächsische Heer mit dem seinigen zur Eroberung von Mähren vereinige. Es geschah, und alsbald schritt Friederich II. zur Belagerung von Brünn, nachdem Generalfeldmarschall von Schwerin vorher schon Olmütz besetzt hatte. Nach kurzem jedoch schon trennte sich der sächsische Feldmarschall Graf Rutowsky, der meinte alles besser zu verstehen, als der König von Preußen, von letzterem, um zu den Franzosen in Böhmen zu stoßen, und nun zog sich auch Friederich II. aus Mähren zurück, entschlossen, die Oesterreicher unter dem Prinzen Karl Alexander von Lothringen aufzusuchen. Am 17. Mai 1742 kam's dann bei Chotusitz, unweit Czaslau, zur Schlacht, und die Oesterreicher erlitten trotz ihres heldenmüthigen Widerstandes eine schwere Niederlage. Das war wieder ein harter Schlag für Maria Theresia, und sie sah nun ein, daß ihre Sache nie triumphiren werde, so lange Friederich II. gegen sie im Felde stehe. Nun erbot sich der englische Lord Hindford zum zweiten Male, den Frieden mit dem preußischen Könige zu vermitteln, und schon am 11. Juni 1742 wurde derselbe zu Breslau abgeschlossen. Friederich II. erhielt ganz Schlesien (nicht blos Unterschlesien) nebst der Grafschaft Glatz mit der alleinigen Ausnahme der Städte und Bezirke Teschen, Troppau und Jägerndorf, sowie des jenseits der Oppa gelegenen hohen Gebirgszuges; dagegen verstand er sich dazu, eine Schuld von 1,700,000 Thalern, welche auf Schlesien haftete, zu übernehmen, und dieselbe in kürzester Frist baar an die Gläubiger heimzuzahlen. Er erreichte also jetzt weit mehr, als ihm in der Uebereinkunft von Kleinschnellendorf zugesagt worden war, und der großartige Zuwachs an Land und Leuten mußte ihn mit um so

Digitalisiert von Google

größerem Stolz erfüllen, als seine Erbstaaten von der Kriegsfurie auch nicht das Geringste zu leiden gehabt hatten.

Von nun an lächelte der Königin Maria Theresia das Glück. Der Kurfürst-König August III. von Sachsen-Polen nämlich ließ sich nicht lange nach dem Friedensschlusse von Breslau bewegen, ebenfalls (sein allmächtiger Günstling, der Premierminister Graf Brühl, war von Maria Theresia durch Schenkung mehrerer größerer Güter in Böhmen bestochen worden) von der großen Coalition zurückzutreten, und versprach von nun an vollständige Neutralität. Ein noch größerer Gewinn aber war es, daß jetzt Georg II. von England-Hannover, nachdem er seinen bisherigen Minister Walpole durch den sehr kriegerisch-gesinnten Lord Cateret ersetzt hatte, ein förmliches Bündniß mit Maria Theresia abschloß und ihr sofort nicht blos starke Subsidien (England war reich und Oesterreich arm) bezahlte, sondern auch alsbald ein Heer zu sammeln begann, mit welchem (es bestand meist aus gekauften Schweizern und Hessen, sowie aus rekrutirten Hannoveranern und wurde von ihm „Pragmatische Armee" getauft) er im Jahr 1743 persönlich in's Feld zu rücken versprach. So gestärkt durfte Maria Theresia mit Sicherheit auf den Sieg rechnen, und vor allem ging man daran, die Franzosen und Bayern aus Böhmen hinauszuwerfen. Dieß machte sich aber um so leichter, als dieselben damals genöthigt waren, sich zu trennen. Die Bayern nämlich unter General Seckendorf, und unterstützt von einem französischen Corps unter dem Marschall Broglio marschirten auf Bayern zu, um dieses arme Land von der unerträglichen Bedrückung der Oesterreicher zu befreien; das Hauptcorps der Franzosen dagegen concentrirte sich in und um Prag, fest entschlossen, diese Stadt jedenfalls zu behaupten. Gegen Prag nun rückte der Prinz Karl Alexander von Lothringen mit überlegenen Streitkräften heran, und bald wurde die Lage der Franzosen dort innen eine trostlose. Wohl sandte die französische Regierung, hievon benachrichtigt, den Herzog von Maillebois mit 50,000 Mann zum Entsatz; allein kaum hatte derselbe mit seiner Armee die böhmische Gränze überschritten, so retirirte er auch schon wieder nach der Oberpfalz, weil er unmöglich die nöthigen Lebensmittel aufbringen konnte. Von Verzweiflung getrieben, faßte endlich der Marschall Belleisle

Digitalisiert von Google

den Entſchluß, ſich durchzuſchlagen, und am 17. Dezember gelang ihm auch richtig das Wagniß. Von den 14,000 Mann jedoch, mit denen er ſich durchſchlug (wohl eben ſo viel hatte er als krank und kriegsuntüchtig in Prag zurückgelaſſen), gingen in Folge des Hungers und der furchtbaren Kälte auf der Retirade wenigſtens drei Viertheile zu Grunde, und ſelbſt die wenigen Tauſende, mit denen er Eger erreichte, befanden ſich in einem kläglichen Zuſtande. Nicht viel beſſer erging es dem franzöſiſchen Corps unter Broglio, welches mit den Bayern vereint die Oeſterreicher aus Bayern hinausſchlagen ſollte, denn, nachdem der General Seckendorf am 8. Mai 1743 bei Braunau an der bayeriſchen Gränze von dem öſterreichiſchen Feldmarſchall Khevenhüller auf's Haupt geſchlagen worden war, mußte es ebenfalls in die Pfalz flüchten. Noch ſchlimmer ſtand es nach der genannten Niederlage um die Bayern, und es blieb am Ende dem General Seckendorf nichts übrig, als, um den Reſt ſeiner Armee zu retten, am 27. Juni 1743 mit Khevenhüller in Niederſchönfeld einen Vertrag (man hieß ihn den Neutralitäts- und Evacuationsvertrag) abzuſchließen, kraft deſſen das ganze Kurfürſtenthum Bayern den Oeſterreichern Preis gegeben blieb. Daraufhin ſetzte Maria Thereſia eine öſterreichiſche Regierung daſelbſt ein, ließ Steuern über Steuern erheben, und zwang — im September 1743 — die bayeriſchen Stände zur Huldigung. Inzwiſchen hatte ſich König Georg II. von England, ſeinem Verſprechen gemäß, an die Spitze ſeiner „Pragmatiſchen Armee" geſtellt, und war den Franzoſen unter dem Herzog von Noailles bis an den Main entgegengerückt. Er war notoriſch ein ſehr ſchlechter Feldherr, und ſeine Niederlage ſchien alſo gewiß. Weil aber der Herzog von Noailles noch weniger taugte, erkämpfte Georg II. am 27. Juni 1743 bei Dettingen, unweit Aſchaffenburg, einen vollſtändigen Sieg, und zwang die Franzoſen ſich eiligſt über den Rhein nach Frankreich zurückzuziehen. Denſelben Rückzug traten dann auch die beiden franzöſiſchen Corps an, welche unter den Marſchällen Broglio und Belleisle noch in der Pfalz ſtanden, und ſofort vereinigte ſich der Prinz von Lothringen mit Georg II., um die Waffen über den Rhein hinüber nach Frankreich (nach dem Elſaß, das gräßlich verwüſtet wurde) zu tragen.

Digitalisiert von Google

Trostloser hätte nun die Lage des Kurfürsten Karl Albrecht von Bayern, oder wie er jetzt hieß, des Kaisers Karl VII. gar nicht sein können. Vertrieben aus seinen Stammlanden, von Niemanden geachtet, lebte er in Frankfurt am Main vom Allmosen Ludwigs XV., das er bei seinem totalen Geldmangel anzunehmen genöthigt war, und nirgends, gar nirgends zeigte sich ihm ein Hoffnungsstrahl. Ja, er mußte gewärtig sein, selbst aus Frankfurt vertrieben zu werden, da ihn sein General Seckendorf nur ganz ungenügend schützen konnte, und in dieser verzweiflungsvollen Lage machte er der Königin Maria Theresia die demüthigendsten Friedensanträge. Diese aber, durch die bisherigen Erfolge ihrer Waffen übermüthig gemacht, verwarf sie kurzweg, denn sie trachtete nach nichts Geringerem, als zu gleicher Zeit die bayerischen Lande und Elsaß-Lothringen ihrer Monarchie einzuverleiben. Zu diesem Behufe schloß sie am 13. September 1743 mit Georg II. zu Worms einen noch engeren Defensivtractat ab, und in dieses Bündniß ließen sich sofort auch Holland und Sardinien — Ersteres, um seine Gränze nach Frankreich hin zu erweitern, Letzteres, um die Herzogthümer Finale und Piacenza zu erwerben — aufnehmen. Ja sogar Sachsen trat demselben am 20. Dezember 1743 bei, denn man machte seinem Regenten Hoffnung, das für ihn äußerst wichtige Magdeburg zu erwerben, und ließ es ohnehin an reichen Präsenten für den bestechlichen Grafen Brühl nicht fehlen. Kaum nun übrigens waren diese Bündnisse abgeschlossen, so erfuhr auch Friederich II., trotzdem man sie sehr geheim zu halten suchte, deren Inhalt, und dieser sagte ihm deutlich genug, daß Maria Theresia auf nichts anderes ausgehe, als, nach Einverleibung Bayerns und Elsaß-Lothringens, auch ihm auf den Leib zu rücken. Sprach man doch am Wiener Hofe laut genug davon, daß man unter allen Umständen Schlesien wieder haben müsse, und der in Sachsen allmächtige Graf Brühl vertraute es ungenirt seiner Umgebung an, daß die Demüthigung des preußischen Königs, den er bitterlich haßte, nur noch eine Frage der Zeit sei. Kurz, es blieb kein Zweifel, daß Maria Theresia, welche den Breslauer Frieden nur in der höchsten Noth unterzeichnet hatte, die erste günstige Gelegenheit ergreifen werde, um Schlesien zurückzuerobern, und somit beschloß Friederich II. alsbald wieder in die Action ein-

Digitalisiert von Google

zutreten. Mit anderen Worten, er gab der flehentlichen Bitte Karls VII., ihm Hülfe zu gewähren, nach, und reiste im Frühjahr 1744 nach Frankfurt am Main, um dort am 22. Mai mit dem armen Kaiser die sogenannte Frankfurter Union abzuschließen. Dieser trat sofort außer dem Landgrafen von Hessen-Kassel auch noch der Kurfürst von der Pfalz, Karl Theodor, (Nachfolger Karl Philipps, der im Dezember 1742 verstorben war) bei, und überdem versprach die französische Regierung, den Krieg von jetzt an wieder kraftvollst aufnehmen zu wollen.

Diesen neuen Kampf — man nennt ihn gewöhnlich den zweiten schlesischen Feldzug, im Gegensatz gegen den ersten, der im Breslauer Frieden endigte — begann Friederich II. mit derselben Schnelligkeit, mit der er den früheren begonnen hatte, und bereits am 15. August 1744 rückte er mit 100,000 Mann in drei Kolonnen in Böhmen ein. Diese Kolonnen sammelten sich am 2. September vor Prag, und am 16. September mußte sich diese Stadt mit ihrer ganzen Besatzung ergeben. Daraufhin wandte sich Friederich II. gegen Niederösterreich, um Wien zu erobern, und es gelang ihm nach einander die Plätze Tabor, Budweis und Frauenberg wegzunehmen. Diese schnellen Erfolge zwangen die Königin Maria Theresia, eilends ihre Truppen aus Bayern und dem Elsaß zurückzuberufen, um ihre eigenen Lande zu schützen, und in Folge dessen rückte der General Seckendorf augenblicklich mit seinem kleinen Corps (den Vertrag von Niederschönfeld zu brechen, machte ihm gar keine Skrupel) in Bayern ein, worauf Karl VII. nach München zurückkehrte. Nicht minder überschritten die Franzosen, sobald sie durch den Abzug des österreichischen Heeres unter dem Prinzen von Lothringen Luft bekamen, den Rhein, und eroberten noch im Herbste 1744 die Stadt Freiburg nebst dem ganzen Breisgau. Durch alles dieß aber ließ sich Maria Theresia durchaus nicht irre machen, sondern gab vielmehr Befehle über Befehle, ihre sämmtlichen Streitkräfte um Wien herum zu concentriren, und in der That brachte nun auch der Prinz Karl Alexander von Lothringen eine Armee (bestehend aus seinem eigenen Heere, mit dem er im Elsaß gestanden, dann aus 22,000 Mann Sachsen unter dem Grafen Rutowsky, weiter aus dem Corps Khevenhüller, das aus Bayern

Digitalisiert von Google

herbeigeeilt war, zum vierten aus einem neuen großartigen ungarischen Aufgebot und endlich aus den Freicorps Trenk's, Bärnklau's und Menzel's mit den Tausenden von Panduren, Kroaten und Wallachen) zusammen, welche der Friederichs II. weit um das doppelte überlegen war. Letzterer, der mitten in Feindes Land stand, dessen Bevölkerung ihm selbst um theures Geld keine Lebensmittel lieferte, mußte sich also entschließen, augenblicklich — zu Anfang November — den Rückzug anzutreten, obwohl es ein Rückzug war, wie man ihn sich gar nicht gefährlicher denken kann. Man bedenke nur den furchtbaren Mangel, der die Mannschaft wie die Pferde dem Hungertode nahe brachte! Man bedenke weiter die ewigen Regen- und Schneestürme, wie sie der November bringt, und in Folge derselben die ganz grundlosen Heerstraßen! Man bedenke endlich den übermächtigen Feind, dessen herumschwärmende Reiterei den Spitzen und Enden der preußischen Armee ununterbrochene Scharmützel lieferte, sich dagegen aber nie in eine Schlacht oder auch nur in ein ernsthaftes Gefecht einließ! So konnten trotz der außerordentlichen Umsicht und der noch außerordentlicheren Thätigkeit, welche Friederich II. und seine Generale entfalteten, die furchtbarsten Verluste an Menschen, Pferden und Kriegsmaterial nicht ausbleiben, und wie endlich Anfangs Dezember die schlesische Gränze erreicht wurde, war das preußische Heer gar nicht mehr zu erkennen. Augenblicklich ließ nun Friederich II. seine Truppen die Winterquartiere beziehen, und machte die unsäglichsten Anstrengungen, um sie wieder in guten Stand zu setzen. Allein der Feind drang ihm nach Schlesien nach, und nicht nur fielen nach einander Hirschberg, Landshuth, Schmiedeberg und selbst die starke Festung Cosel in seine Hände, sondern die Panduren und Croaten brandschatzten auch alle Städte und Dörfer Oberschlesiens, welche von den Preußen nicht besetzt waren, in der entsetzlichsten Weise.

Wie nun Maria Theresia jubelte! Sie erließ sofort im Januar 1745 ein Manifest, in dem sie ganz Schlesien wieder in Besitz nahm, und schloß im selben Monat noch in Warschau mit Sachsen-Polen, England und Holland eine neue Convention, worin sich alle vier Contrahenten verpflichteten, die Waffen nicht eher aus der Hand zu legen, als bis die preußische Macht zu einer Null herabgedrückt sei.

Digitalisiert von Google

Trotz allem dem verlor Friederich II. nicht einen Augenblick lang den Muth, sondern benützte vielmehr die während des Winters doch endlich eingetretene Ruhe dazu, um seine Mannschaften, sowie sein Kriegsmaterial wieder zu ergänzen, und dabei kam ihm der Umstand äußerst gut zu Statten, daß die Oesterreicher nach althergebrachter Gewohnheit mit der Eröffnung des Feldzugs bis tief in den Mai 1745 hinein warteten. Endlich übrigens, zu Ende Mai brach der Prinz Karl Alexander von Lothringen mit seinem aus Oesterreichern, Ungarn und Sachsen bestehenden großen Heere in Unterschlesien ein, und da sich Friederich II. mit seiner viel geringeren Armee langsam vor ihm zurückzog, so glaubte er in seiner Eitelkeit, der preußische König verzweifle selbst daran, ihm irgendwie noch kräftigen Widerstand leisten zu können. Und doch sehnte sich Letzterer nach nichts mehr, als die Oesterreicher zum Schlagen zu bringen, und zog sich nur zurück, um den feindlichen Oberanführer desto unvorsichtiger zu machen! Am 1. Juni bezog Friederich II. ein Lager zwischen Schweidnitz und Strigau, und in diesem gedachte ihn der Prinz von Lothringen einzuschließen. Am 3. standen sich die Armeen bereits ganz nahe, indem der Prinz auf der Straße von Landshuth nach Jauer, die über Strigau führt, heranzog. Während aber die österreichische Armee sich in der Nacht vom 3. auf den 4. Juni sorglos — ihr Oberanführer glaubte ja, sein Gegner habe Angst vor ihm! — dem Schlafe überließ, entrollte sich noch vor Tagesgrauen die preußische Armee auf den Anhöhen vor Strigau, unweit des Dorfes Hohenfriedberg, in der schönsten Schlachtordnung, und früh vier Uhr schon, noch ehe die Oesterreicher Zeit gefunden hatten, sich zu sammeln, erdonnerten ihre Kanonen. Bis um neun Uhr war Alles entschieden, und noch nie hatte Friederich II. einen glänzenderen Sieg erfochten. Seine Verluste beliefen sich auf noch nicht 3000 Mann, von den Oesterreichern und Sachsen dagegen lagen 5000 todt oder verwundet auf dem Schlachtfeld und über 7000 waren gefangen. Ueberdem erbeuteten die Preußen 66 Kanonen, sowie 7 Standarten und 72 Fahnen, und der feindliche Lagerbestand fiel ohnehin in ihre Hände. Nunmehr trennte sich der Feldmarschall Rutowsky von dem Prinzen von Lothringen, und führte — zur Sicherung Sachsens — seine Sachsen

Digitalisiert von Google

über Görlitz in die Heimath zurück. Der Prinz von Lothringen aber retirirte eiligst über Landshuth zurück nach Böhmen und bezog bei Königingrätz ein festes Lager. Ihm folgte auf dem Fuße Friederich II., um seine Truppen in Feindes Land zu nähren, und setzte sich in nächster Nähe zwischen Jaromirs und Chlum fest. Dort blieben sie beiderseitig ein ganzes Vierteljahr lang unthätig stehen, denn der Prinz von Lothringen hatte genug zu thun, seine Armee wieder zu ergänzen; der König von Preußen aber benützte die Zeit vorzüglich zu Zweierlei. Einmal dazu, um durch ausgeschickte starke Detachements die österreichischen Besatzungen aus Oberschlesien zu vertreiben, und sodann dazu, um wo möglich einen vortheilhaften und dauernden Frieden zu erlangen.

Inzwischen nämlich hatte sich die Sachlage in Deutschland bedeutend verändert. Am 20. Januar 1745 war Kaiser Karl VII., kurz nach seiner Rückkehr nach München, erst siebenundvierzig Jahre alt, verstorben, und sein Sohn und Erbe Maximilian Joseph traf das bayerische Kurfürstenthum in der tiefsten Zerrüttung an. Ueber vierzig Millionen Schulden ruhten auf demselben, und ganze Distrikte lagen in Folge der Raub- und Brandzüge der Kroaten und Panduren verödet. Ihm mußte also vor Allem daran liegen, für seine Lande Frieden zu bekommen, und sofort beauftragte er den General Seckendorf, mit Maria Theresia in Unterhandlung zu treten. Diese fanden zu Füssen, an der Tyroler Gränze, statt, und schon am 22. April 1745 konnte der Frieden unterzeichnet werden. Max Joseph entsagte für sich und seine Nachkommen allen Ansprüchen auf die österreichischen Erblande, und versprach noch außerdem bei der nun vorzunehmenden Kaiserwahl seine Stimme dem Großherzoge Franz von Lothringen-Toskana, dem Gemahle Maria Theresia's, zu geben. Die Letztere dagegen zog alsbald ihre Truppen aus ganz Bayern zurück, und verbot während des Rückzugs jedwede weitere Brandschatzung. Nachdem auf diese Art der Handel mit Bayern beseitigt war, wandte Maria Theresia alle ihre Aufmerksamkeit der Kaiserwahl zu und wußte eine Kurstimme nach der anderen für ihren Gemahl Franz zu gewinnen. Freilich protestirte Friederich II. gegen dessen Wahl und auch Frankreich machte seinen Einfluß in derselben Richtung geltend; allein es

Digitalisiert von Google

gab keinen anderen Mitbewerber, und somit einigten sich am 13. September 1745 alle Kurstimmen — mit Ausnahme Brandenburg-Preußens und des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz — auf den früheren Herzog von Lothringen, der sofort am 4. Oktober als Kaiser Franz I. gekrönt wurde. Dieses Resultat übrigens kannte Maria Theresia, wie man sich wohl denken kann, schon verschiedene Wochen vor dem eigentlichen und formellen Wahltage (13. September), und weil nun das Kaiserthum neuen Glanz um sie und ihr Haus verbreitete, wurde sie trotz der verlorenen Schlacht von Hohenfriedberg nur um so unbeugsamer in ihrem Entschluß, nicht zu ruhen, als bis der preußische König bis zur Vernichtung gedemüthigt sei. Ganz anders dachte der König Georg II. von England, der, weil die an Oesterreich zu bezahlenden Subsidiengelder von seinem Parlamente kaum noch zu erhalten waren, den Krieg längst satt hatte, und mit Freuden begrüßte er es also, als Friederich II. sich von Jaromirs aus an ihn wandte, um den Frieden zu vermitteln. Beiderseitig wurden Gesandte nach Hannover gesandt, und am 26. August 1745 kam dort eine Convention (sie enthielt für Preußen die günstige Bestimmung, daß demselben Schlesien unter Gewährleistung Englands verbleiben solle) zu Stande, welcher beizutreten Oesterreich und Sachsen auf's dringendste aufgefordert wurden. Hiezu wäre nun der König August III. von Sachsen-Polen nicht unschwer zu bringen gewesen, allein Maria Theresia rief wuthentbrannt, daß sie lieber den Rock vom Leibe als Schlesien missen wolle, und drang so lange in den König von Sachsen-Polen, bis dieser einwilligte, mit ihr zusammen die Convention von Hannover zu verwerfen.

Von neuem also war's fest beschlossene Sache, daß nur das Schwert zu entscheiden habe, und sofort — Mitte September — ertheilte Maria Theresia ihrem Feldherrn, dem Prinzen Karl Alexander von Lothringen, den Befehl, den König von Preußen unter allen Umständen anzugreifen. Dieser hatte damals bei sich in seinem Lager zwischen Jaromirs und Chlum nur 19,000 Mann stehen, weil verschiedene Truppencorps zur Eroberung Cosels und anderen Festungen Oberschlesiens entsendet worden waren. Ueber doppelt so stark dagegen war die Armee des Prinzen von Lothringen bei Königingrätz, obwohl

Digitalisiert von Google

der Prinz zur Bekämpfung der preußischen Streifcorps ebenfalls nicht unbedeutende Détachements von seinem Hauptheere abgetrennt hatte. Die Verhältnisse standen also für die Oesterreicher äußerst günstig, und somit traf der Prinz von Lothringen Anstalt, dem Befehle Maria Theresia's schon in den nächsten Tagen nachzukommen. Nun hielt es aber Friederich II., als ihm die Bewegungen des Feindes über dessen Absichten Aufschluß gaben, für nothwendig, vorher, ehe er sich in einen Kampf einlasse, noch mehr Truppen an sich zu ziehen, und wollte sich zu diesem Zwecke wieder, wie früher, zwischen Schweidnitz und Strigau in Oberschlesien festsetzen. In den letzten Tagen des Septembers 1745 marschirte er also von Chlum und Jaromirs ab, und schlug die Richtung über Soor, Trautenau und Landshuth nach Strigau ein. Am Frühmorgen des 30. Septembers aber, als er eben die Zelte zwischen Staudenz und Soor, wo man die Nacht durch campirt hatte, abzubrechen befohlen hatte, überfiel ihn der Prinz von Lothringen, der ihm schnellstens nachgerückt war, und es entspann sich sofort eine furchtbar blutige Schlacht. Fünf Stunden lang kämpfte man von beiden Seiten mit der außerordentlichsten Tapferkeit, und, weil die Kroaten Gelegenheit fanden, während des Kampfes einen Theil des preußischen Lagers zu plündern, ließ der Prinz von Lothringen bereits eine Siegesmeldung nach Wien abgehen. Allein das Genie Friederichs II. errang schließlich trotz der furchtbaren Uebermacht der Oesterreicher doch den Sieg, und die 40,000 mußten vor den 19,000 die Flucht ergreifen. Das war die berühmte Schlacht bei Soor, in welcher die Oesterreicher 22 Kanonen und 10 Fahnen verloren, und sofort bezogen nun die Preußen das vorher schon projektirte Lager zwischen Schweidnitz und Strigau. Friederich II. aber eilte, nachdem er bestens für seine Truppen gesorgt, Ende Oktober nach Berlin, um von hier aus wo möglich einen Separatfrieden mit England und Sachsen zu Stande zu bringen. Kaum nun übrigens hatte er dieses Geschäft eingeleitet, so wurde er von einem geheimen Freund am sächsischen Hofe, der dort in alle Geheimnisse eingeweiht war, am 8. November benachrichtigt, daß auf Anregung des Grafen Brühl seine Feinde den Plan ausgebrütet hätten, ihn mitten im Winter in Berlin zu überfallen, um ihn zu den schmählichsten Entsagungen zu nöthigen.

Digitalisiert von Google

Der Prinz von Lothringen ſollte in aller Stille mit Umgehung des preußiſchen Lagers bei Schweidnitz nach Meiſſen, im Kurfürſtenthum Sachſen, marſchiren, und dort das ſächſiſche Heer unter Rutowsky an ſich ziehen. Mit dieſem hätte ſich dann noch der öſterreichiſche General Grünne, der am Rheine gegen die Franzoſen ſtand, in Eilmärſchen zu verbinden gehabt, und dann wollte man zu Ende des Dezembers zuſammen Berlin wegnehmen. Solchen Plan zu vereiteln, befahl Friederich II. ſofort den Feldmarſchall Leopold von Anhalt-Deſſau (dem alten Deſſauer), der bis jetzt mit einem anſehnlichen Heere die Gränzen Brandenburg-Preußens gegen Sachſen hin zu bewachen beauftragt war, von ſeinem Standquartier Halle aus über Leipzig gegen Dresden, in deſſen nächſter Nähe, bei Keſſelsdorf, der Feldmarſchall Graf Rutowsky das ſächſiſche Heer zuſammenzog, vorzurücken, und er, der König ſelbſt eilte nach dem Lager bei Schweidnitz, um ſeine dortigen Truppen heranzuziehen. Alles ging mit Windeseile, und am 25. November ſchon erreichte Friederich II. mit ſeinem Heere die Stadt Görlitz, nachdem er zwei Tage zuvor bei Katholiſch-Hennersdorf vier ſächſiſche Regimenter, die in's Lager von Keſſelsdorf ſtoßen ſollten, faſt gänzlich vernichtet hatte. Von dort zog er über Bautzen nach Meiſſen, welches, wie wir wiſſen, auch das Ziel des Prinzen von Lothringen war. Allein der König erreichte die Stadt ſchon am Frühmorgen des 15. Dezembers, während die viel langſameren Oeſterreicher noch um mehrere Tagmärſche zurückſtanden. Inzwiſchen war der alte Deſſauer — der aber noch die Energie eines Jünglings beſaß — dem erhaltenen Befehle gemäß, eiligſt von Halle abgerückt, und ſchon am 29. November hatte ſich ihm Leipzig ergeben müſſen. Dann zog er das kleine Corps des Generals Lehwald, der bisher bei Torgau geſtanden, an ſich, und vorwärts ging's nun gegen Dresden. Dort ſtand, wie ſchon geſagt, im Lager von Keſſelsdorf das ſächſiſche Heer unter dem Grafen Rutowsky, und mit ihm hatte ſich ſoeben das 10,000 Mann ſtarke Corps des öſterreichiſchen Generals Grünne vereinigt. Seine Stellung war eine ſehr gut gewählte, allein der alte Deſſauer ſchritt deßwegen doch, faſt unmittelbar nach ſeiner Ankunft im nahen Willsdruff, am 15. Dezember (alſo an demſelben Tag, an welchem Friederich II. Meiſſen erreichte) in der Früh zum

Digitalisiert von Google

Angriff, und ſchon nach einem Kampf von wenigen Stunden gelang es ſeinen Tapfern, die Hauptbatterie der Sachſen zu erſtürmen. Bis zum Mittag aber hatte der alte Feldmarſchall einen glänzenden Sieg errungen, und der fliehende Feind verlor außer 48 Kanonen noch mehr als 5000 Gefangene. Theuer genug übrigens mußte der Sieg erkauft werden, denn auf dem Schlachtfelde lagen über 8000 Todte und Verwundete, und unter dieſen befanden ſich mindeſtens ebenſoviele Preußen als Oeſterreicher und Sachſen.

Dieſe Niederlage brachte den König Auguſt III. von Sachſen-Polen, der über Hals und Kopf von Dresden entflohen war, in die entſetzlichſte Noth. Nicht nur nämlich retirirte jetzt der Prinz von Lothringen, der mit ſeiner Armee bereits den Plauen'ſchen Grund erreicht hatte, ſo ſchnell als möglich nach Böhmen, um nicht ebenfalls geſchlagen zu werden, ſondern Friederich II. beſetzte bereits am 18. Dezember Dresden, und machte ſich damit zum Herrn von Sachſen, über das er augenblicklich die ſtrengſten Contributionen verhängte. Somit beauftragte Auguſt III. ſofort den engliſchen Geſandten in Dresden, mit dem Könige von Preußen um jeden Preis den Frieden zu vermitteln, und lud zugleich die Königin, jetzt Kaiſerin, Maria Thereſia ein, daſſelbe zu thun. Einen Tag lang weigerte ſie ſich, trotzdem ſie ſich zugeſtehen mußte, daß ſie dem außergewöhnlichen Talent des preußiſchen Königs nicht gewachſen ſei. Wie dann aber der engliſche Geſandte in Wien ihr drohte, daß im Falle ihrer längeren Renitenz die bisher von England bezahlten Subſidien ſiſtirt werden würden, gab ſie ihre Einwilligung, und verſah den Grafen von Harrach, ihren Geſandten in Dresden, mit den nöthigen Vollmachten. So kam der von den Völkern ſchon ſo lange erſehnte Frieden ziemlich ſchnell, bereits am 25. Dezember 1745, in Dresden zu Stande, und in dieſem trat Oeſterreich — unter dem Beding, daß Friederich II. den Gemahl Maria Thereſia's als Kaiſer anerkenne — ganz Schleſien mit der Grafſchaft Glatz für ewige Zeiten an Preußen ab. Von Sachſen wurde keine Gebietsabtretung verlangt, dagegen mußte es an Preußen eine Million Thaler Kriegskoſtenentſchädigung zahlen, und erſt wie dieſe geleiſtet war, zog Friederich II. ſeine Truppen zurück.

So endete der öſterreichiſche Erbfolgekrieg für den König von

Digitalisiert von Google

Preußen in der ruhmvollſten Weiſe; gegen Frankreich und Spanien aber ſetzte Maria Thereſia den Kampf noch drei Jahre lang fort, jedoch ohne daß Deutſchland dabei irgendwie betheiligt geweſen wäre. Darum gehen wir auch über jene Kriegsfortſetzung mit Stillſchweigen hinweg, und bemerken blos, daß beim Friedensſchluß in Aachen (18. Oktober 1748) alle Eroberungen mit alleiniger Ausnahme der italieniſchen Fürſtenthümer Parma, Piacenza und Guaſtalla, welche der ſpaniſche Infant Don Philipp erhielt, gegenſeitig zurückgegeben wurden. England, Frankreich und Holland hatten alſo ihr Geld und das Blut ſo vieler Tauſende umſonſt geopfert, und ebenſo umſonſt hatte Bayern all' das viele Elend über ſich ergehen laſſen müſſen.

Zweites Kapitel.

Friederich II. als Privatmann und Landesvater.

(1745—1756.)

Nur Preußen war aus dem langen Kampfe von 1740—1745 groß hervorgegangen. Es hatte ein herrliches Land mit $1^1/_2$ Millionen Einwohnern gewonnen, und da ſeinem Könige nach dem Ausſterben des Hauſes Cirkſena (Kurt Edgard, der letzte Cirkſena ſtarb im Jahr 1744) auch noch Oſtfriesland zufiel, ſo bildete es jetzt ein recht reſpektables Königreich. Mit der blos äußeren Vergrößerung ſeines Staates aber begnügte ſich Friederich II. keineswegs, ſondern noch weit mehr lag ihm der innere Ausbau deſſelben am Herzen, und ſofort nach hergeſtelltem Frieden ging er mit ſtaunenswerthem Eifer an ſeine Aufgabe.

Von ſeiner eminenten geiſtigen Begabung haben wir ſchon geſprochen; doch zeigte ſich dieſe jetzt erſt in ihrem glänzendſten Lichte, weil nunmehr zum früheren jugendlichen Enthuſiasmus die kaltblütigſte männliche Ueberlegung, ſowie zur früheren fieberhaften Arbeitshaſt die planmäßigſte Ordnung in der Thätigkeit trat. Jede Stunde hatte

Digitalisiert von Google

ihre Bestimmung, und von dieser ließ sich Friederich II. weder durch Ermüdung, noch durch schlechtes Wetter, noch durch Einreden Anderer abbringen. Im Sommer erhob er sich schon um vier Uhr Morgens — im Winter eine halbe Stunde später — und von dem Augenblicke an, da er das Bett verließ, bis zu dem, wo er sich wieder niederlegte, war er gestiefelt und bespornt. Zum An- und Auskleiden bediente er sich keiner fremden Hülfe, und nicht minder besorgte er das Waschen, Rasiren und Frisiren mit eigenen Händen. Sowie er fix und fertig war, trat er an den Schreibtisch und ging die eingelaufenen Briefe durch. Dann hörte er die Rapporte der diensthuenden Offiziere an und gab die nöthigen Befehle. Nun wurde Kaffee getrunken und nach diesem griff er zur Flöte, welche er meisterhaft zu spielen verstand. Eine Stunde später traten die Kabinetsräthe mit ihren Portefeuilles ein und hielten nach Ueberreichung ihrer Schriftstücke ihre Vorträge. Beide aber, die Vorträge wie die Schriftstücke fanden augenblicklich ihre Erledigung, denn erster Grundsatz des Königs war, nichts auf den anderen Tag aufzuschieben. Mit dem Schlag zwölf Uhr ging's zur Tafel, und zu dieser lud er immer eine ausgesuchte Gesellschaft geistreicher und verdienter Männer. Nach der Tafel trank er Kaffee und darauf, nachdem er die inzwischen im Kabinete ausgefertigten Briefe und sonstigen Papiere unterzeichnet, besichtigte er in einem längeren Spaziergang seine Gärten und Anlagen. Die Stunden von vier bis sechs Uhr Abends widmete er ausschließlich seinen schriftstellerischen Arbeiten, und in diesen wollte er nicht gestört sein. Von sechs bis sieben Uhr wurde musicirt oder concertirt, wobei immer gute musikalische Kräfte mitwirkten, und gleich nach sieben Uhr nahm er das Nachtessen — natürlich wieder in gewohnter Gesellschaft — ein. War aber auch dieses vorbei, so begannen die Lese- oder besser gesagt die Vorlesestunden, verbunden mit wissenschaftlichen Unterhaltungen, und diese setzte der König meist bis Mitternacht fort, denn vom langen Schlafen war er kein Freund. Wie übrigens der Tag seine bestimmte Eintheilung hatte, so auch das Jahr, und hierin bildeten die militärischen Geschäfte die Hauptabschnitte. Bestimmt am 17. und 18. Mai fand bei Potsdam Truppenmusterung statt, dann vom 21. bis 23. bei Berlin, vom 26. bis 28. bei Magdeburg, am

Digitalisiert von Google

2. Juni bei Küſtrin, am 3. und 4. bei Stargard und vom 8. bis zum 10. Juni in Preußen. Im Juli brauchte er in Sansſouci, ſeinem Sommeraufenthalte, die Brunnenkur, und dann trat er am 14. Auguſt die Revuereiſe nach Schleſien an. Anfangs September beſah er das Artilleriecorps, und vom 21. bis 23. ſelbigen Monats war wieder in Potsdam Herbſtmanöver. Ende November bezog er das Schloß in Potsdam, und während der Carnevalszeit — 24. Dezember bis 24. Januar — wohnte er im Schloſſe zu Berlin. Alle dieſe Umzüge und Reiſen aber wurden auch noch in anderer Beziehung ausgenützt, nämlich dazu, die Zuſtände auf dem Lande kennen zu lernen, und oft und viel mußten die Amtleute und Landräthe Stundenlang neben ſeinem Wagen herreiten, um ſeine Fragen zu beantworten. Nicht minder gab er auf dieſen Reiſen gar vielen Bittſtellern, ſelbſt von den geringſten Ständen, Audienz, und jede Klage wurde ſofort von ihm erledigt. Freilich ohne Deſpotismus ging es dabei nicht ab, denn er entſchied Alles kraft ſeiner eigenen Auctorität, wie ſchon ſein Vater gethan hatte; allein ſeine prompte Juſtiz ſtiftete deßwegen doch ungemein viel Gutes.

Deſſen, daß er von Jugend auf eine große Vorliebe für franzöſiſche Sprache und Literatur gezeigt habe, iſt von mir bereits Erwähnung gethan worden, und ich ſetze nun hinzu, daß ihn dieſe Vorliebe ſein ganzes Leben durch nicht verließ. Ja er ſtellte den geiſtreichen Voltaire höher als irgend einen anderen Schriftſteller damaliger und vergangener Zeit, und zog ihn ſogar eine Zeit lang (ſo lange nämlich, bis er die ſchmutzige Perſönlichkeit des ebenſo eitlen als geizigen Franzoſen durch Erfahrung näher kennen lernte) an ſeinen Hof. Man hat dieß dem Könige zum ſchweren Vorwurf gemacht, allein man muß nur bedenken, wie arm damals — in der Jugend und erſten Regierungszeit Friederichs — das deutſche Geiſtesleben noch war, während der glänzende Witz und die freie Sprache der franzöſiſchen Schriftſteller dem eigenen Geiſte des Königs entſprachen. Im Uebrigen trieb dieſer ſeine Vorliebe für das Franzöſiſche nicht ſo weit, daß er das Deutſchreben, wie man oft meint, ganz von ſeinem Hofe verbannt hätte. Im Gegentheil, nicht einmal franzöſiſche Berichte verlangte er, und auf jede deutſche Eingabe erfolgte ſicherlich

Digitalisiert von Google

eine deutſche Antwort. Ebendeßwegen war ihm auch an der Hebung der deutſchen Volksſchulen in ſeinen Staaten äußerſt viel gelegen, und er verordnete nicht nur, daß alle Eltern verpflichtet ſein ſollten, ihre Kinder in die Schule zu ſenden, ſondern auch, daß für notoriſch Arme die Gemeindekaſſen das Schulgeld bezahlten müßten. Nicht minder ſorgte er für das höhere Unterrichtsweſen, und um daſſelbe empor=zubringen, berief er verſchiedene berühmte Gelehrte, wie den Franzoſen Maupertuis und den Basler Euler an die Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin.

Weit mehr übrigens als durch all' das bisher Geſagte imponirt uns Friederich II. durch ſeine freie Geiſtesrichtung in religiöſen Dingen. Schon ſein Vater, Großvater und Urgroßvater hatten ſich durch Duldſamkeit gegen Andersgläubige hervorgethan, allein in der Durchführung des Prinzips der Toleranz, darin, daß während ſeiner ganzen Regierung Proteſtanten und Katholiken nicht blos auf dem Papiere, ſondern in der Praxis vollkommen gleichberechtigt behandelt wurden, ſteht Friederich II. in der That einzig da. Man denke nur an Schleſien, das ſo viele Jahrhunderte hindurch mit der öſterreichiſchen Monarchie verbunden geweſen war. Die dortigen Proteſtanten hatten unter einem ſolchen Regimente natürlich unendlich viel zu leiden gehabt, und es läßt ſich denken, mit welchem Entzücken dieſelben dem neuen Regenten, dem Horte des Proteſtantismus, entgegenjubelten. Nicht minder aber läßt ſich denken, von welcher Angſt umgekehrt die Katho=liken — und dieſe bildeten in Schleſien die große Mehrzahl — erfaßt werden mußten, denn ſie dachten natürlich nicht anders, als daß die Reihe des Unterdrücktwerdens nunmehr an ſie kommen werde. Auch wäre dieß in den Augen Vieler nur eine gerechte Wiedervergeltung geweſen, wie denn zum Beiſpiel nach der Schlacht von Hohenfriedberg eine Schaar von etlich tauſend proteſtantiſchen Bauern eine Deputation an den König ſandte, mit der Anfrage, ob ſie nicht ihre katholiſchen Nachbarn, die ihnen bisher ſo viel Böſes gethan, todtſchlagen ſollten. Was aber erwiderte Friederich II. dieſer Deputation? Er erinnerte ſie daran, daß das Gebot des Evangeliums ſei, ſeine Feinde zu lieben, und beſchämt gingen die Bauern nach Hauſe. Ganz in dieſem Sinne — wer kennt nicht ſein berühmtes Dictum: „In meinen Staaten

Digitalisiert von Google

kann Jeder nach seiner eigenen Façon selig werden", — verfuhr der König, nachdem ihm die Eroberung Schlesiens gesichert war, und nicht ein einziges Recht wurde den Katholiken geschmälert. Selbst die Klöster ließ er unberührt fortbestehen, und der Clerus behielt alle seine reichen Einkünfte. Auf Eines dagegen drang er mit unabänderlicher Strenge, darauf, daß die Protestanten künftig nicht mehr angefeindet werden durften, und so entstand nach und nach ein ganz freundschaftliches Verhältniß zwischen den beiden Religionspartheien.

Unter dem Toleranzgesetze gediehen Schlesien und die anderen Landestheile des Königreichs Preußen, in welchen Katholiken wohnten, ganz ungemein; einen nicht minder großen Aufschwung aber nahmen auch die übrigen Provinzen, denn es gab nicht leicht je einen Monarchen, dem die materielle Wohlfarth seiner Unterthanen mehr am Herzen gelegen gewesen wäre, als dem Könige Friederich II. Demgemäß suchte er vor allem das Gerichtswesen, das wie überall in Deutschland so auch in den preußischen Provinzen noch sehr im Argen lag, zu reformiren, und sein Großkanzler Cocceji (Friederich II. nannte die Juristen gewöhnlich nur „Rechtsverdreher aus Gewinnsucht", seinen Großkanzler aber zeichnete er als einen hochachtbaren Gesetzeskundigen aus) mußte sofort eine neue Prozeßordnung ausarbeiten, welcher ein neues Civilgesetzbuch und Landrecht bald nachfolgte. Freilich auf Vollkommenheit durften diese Gesetze nicht Anspruch machen, und noch weniger waren sie mit derjenigen Klarheit des Ausdrucks abgefaßt, daß auch die Laien sie verstehen konnten; allein ebendeßwegen ordnete Friederich II. eine dreijährige Generalvisitation aller Gerichtshöfe seines Königreichs an, damit man auf die gemachten Erfahrungen weiter bauen könne. Ueberdem wachte er selbst persönlich darüber, daß seine ärmeren Unterthanen nicht von den Reicheren und Höhergestellten unterdrückt würden, und obwohl auch hiebei nicht selten ein großer Theil Despotismus sich geltend machte, so hatte dennoch die genannte königliche Oberaufsicht, welche besonders der Gewaltthätigkeit der niederen Beamten ein Ziel setzte, für das ganze Staatswesen die heilsamsten Folgen.

Gerade ebenso sehr, wie dem Recht und der Gerechtigkeit, widmete Friederich II. seine Aufmerksamkeit dem Ackerbau, dem Handel

Digitalisiert von Google

und den Gewerben. So ließ er die Oder schiffbar machen und sorgte für die Verbesserung der Seehäfen an der Nord- und Ostsee. So machte er Vorschüsse an emporstrebende Fabriken, und zog vom Auslande Gewerbsleute herbei, die den innländischen als Musterarbeiter vorleuchten sollten. So nahm er sich des Bauernstandes an, und Edelleute, welche ihre Ackerbauern wie Leibeigene und hörige Knechte behandelten, durften sicher sein, ihrer Strafe nicht zu entgehen. So ordnete er die Urbarmachung der sandigen Marke bei Berlin durch Herbeischaffung besseren Bodens an, und gewann durch Austrocknung von Morästen viele Tausende von fruchtbaren Aeckern. So errichtete er in allen Provinzen Getreidemagazine, deren Vorräthe hinreichten, seine Gesammtunterthanen auf anderthalb Jahre lang zu nähren, und wenn also eine Theurung eintrat, konnte er die Preiße des Mehls durch Verabreichung von Früchten nach Recht und Billigkeit reguliren. So erstanden durch sein unmittelbares Eingreifen in den Jahren 1745 bis 1756 nicht weniger als zweihundertundachtzig neue Dörfer, und natürlich wurde auch für Kolonisten vom Auslande her gesorgt. So war er mit großem Eifer darauf bedacht, die Städte emporzuheben, und Schmiedeberg zum Beispiel wurde nach einem großen Brande ganz neu aufgebaut, während Neustadt-Eberswalde eine große von lauter Messerschmieden bevölkerte Vorstadt erhielt. Insbesondere lagen ihm die Städte Berlin und Potsdam am Herzen, und wie in ersterer das Invalidenhaus, die katholische Kirche und der große Dom sein Werk sind, so vollendete er in letzterer das königliche Schloß und schuf neu das Rathhaus, die Bildergallerie, das Cavalierhaus, das sogenannte neue Palais, und — was ich hervorhebe — das so überaus liebliche Sanssouci. Kurz Friederich II. hielt es für eine seiner ersten Regentenpflichten, die Wohlfarth seiner Länder zu erhöhen, und wenn ihm in dem Streben nach solch' hohem Ziele auch einiges Wenige — wie z. B. die Einführung des Weinbau's, sowie die der Seidenzucht im Brandenburgischen — mißglückte, weil die klimatischen Verhältnisse dagegen waren, so können blos Thoren es versuchen, deßhalb seine Bestrebungen im Allgemeinen in's Lächerliche ziehen zu wollen.

Doch wo bleibt die Armee? wird der Leser fragen. Nun es

Digitalisiert von Google

verſteht ſich von ſelbſt, daß ein junger Monarch, welcher ſoeben einen fünfjährigen Krieg vollendete, in welchem er als Feldherr eine höchſt bedeutende Rolle ſpielte, ſeinen Soldaten ſein beſonderes Augenmerk zugewendet haben wird, und ſolches zu thun, lag für Friederich II. noch ein beſonderer Grund vor. Er wußte nur zu gut, daß ſeine bisherige Gegnerin, die Königin, jetzt Kaiſerin Maria Thereſia, jede günſtige Gelegenheit ergreifen würde, das verlorene Schleſien, das ihr gar nie aus dem Sinne kam, wieder zu erobern, und ſolches unmöglich zu machen, blieb nichts übrig, als eine ſtarke, immer ſchlagfertige Armee bereit zu halten. Demgemäß begrüßte er es mit Freuden, daß von den vielen Gefangenen, die in den letzten Schlachten des öſterreichiſchen Erbfolgekriegs in ſeine Hände gerathen waren, viele Tauſende ihn, nach geſchloſſenem Frieden, baten, in ſeine Dienſte treten zu dürfen, denn nun konnte er die großen Verluſte, welche ſeine Regimenter erlitten, wieder ergänzen, ohne ſeinen Ländern die Arbeitskräfte zu entziehen. Auch blieb es von nun an für ihn Regel, die Hälfte ſeiner Truppen durch Anwerbung aus den übrigen Provinzen und Staaten Deutſchlands zu gewinnen, und den Nachtheil, daß unter dieſen Angeworbenen nicht Wenige der Klaſſe der Strolche, Vagabunden und Verbrecher angehörten, wußte er durch Einführung einer eiſernen Mannszucht auszugleichen. Ein beſonderes Augenmerk ſchenkte er der Reiterei und Artillerie, welche beide ihm — laut der Erfahrungen des letzten Kriegs — noch an Vielem Mangel zu leiden ſchienen, und mit Hülfe ſeiner trefflichen Generale half er allen dieſen Mißſtänden ab. Man denke nur an die Berühmtheit, welche die Ziethen'ſchen Huſaren ſpäter erlangten, ſowie an die Leiſtungen der reitenden Artillerie, welche vor Friederich II. eigentlich gar nicht exiſtirte! Nicht minder war er für die Armierung der Feſtungen, ſowie für die Anhäufung von Waffenvorräthen in den Arſenalen beſorgt, und nach wenigen zehn Friedensjahren konnte er ſich ſagen, durch ſeine ſtarke Armee — er brachte ſie bis 1756 auf 200,000 Mann — gegen alle unerwarteten Schläge geſichert zu ſein. Eins nur dürfte uns auffallen, das, daß er die Offiziersſtellen faſt einzig und allein mit Adeligen beſetzte, während er doch ſonſt für den Adel — man denke an die adeligen Gutsbeſitzer, gegen welche er, wenn ſie ihre Bauern

Digitalisiert von Google

bedrückten, mit unnachsichtiger Strenge verfuhr — keine besondere Vorliebe zeigte; allein die Gebildeten des Bürgerstandes damaliger Zeit (wir haben bei Gelegenheit der Schilderung der Reichsstädte schon früher davon gesprochen) wollten nichts vom Kriegshandwerke wissen, und schon deßwegen sah sich Friederich II. — gerade wie die sämmtlichen anderen Fürsten Deutschlands — auf die Adeligen angewiesen. Nicht minder deßwegen, weil der preußische Adel von jeher einen großen patriotischen Eifer zeigte, und am allermeisten deßwegen, weil die meisten adeligen Söhne, besonders die jüngeren, welche keine Ansprüche auf das väterliche Erbgut hatten, vom frühesten Knabenalter an, in den Waffen geübt und zum Dienste in der Armee herangebildet wurden.

Vergegenwärtigen wir uns nun übrigens Alles das, was Friederich II. in den Jahren 1745 bis 1756 neu schuf, so müssen wir nothwendig zu der Frage gedrängt werden, woher er denn, da ja sein Staat zu den kleineren Königreichen gehörte, die Mittel zu seinen Leistungen nahm. Die Antwort aber ist einfach die: Die Mittel kamen daher, daß er beharrlich für eine vortreffliche Staatsökonomie besorgt war, und an sich selbst den Anfang im Sparen machte. Beschränkte er doch den Aufwand für seine Hofhaltung so sehr, daß er trotz seiner Vorliebe für eine gute Tafel mit der äußerst geringen Summe von 120,000 Thalern jährlich (gar mancher kleine deutsche Duodezfürst brauchte das Zehnfache!) ausreichte! Aber freilich jeder unnütze Prunk wurde vermieden, und Günstlinge, Glücksritter und Gunstdamen kosteten ihn keinen Heller. Ueberdem wählte er sich seine Rechnungs- und Verwaltungsbeamte mit großer Vorsicht aus, und beaufsichtigte sie mit der scrupulösesten Genauigkeit. Ganz ebenso hielt er es mit dem Staatshaushalt, und Hand in Hand mit der äußersten Sparsamkeit, wo dieselbe am Platze war, ging die strengste Ordnung und Controlle. Auch darf ich nicht verschweigen, daß der gesteigerte Handel und Wandel gar viele neue Finanzquellen aufschloß, gerade wie auch die Bauern, weil sie nach und nach wohlhabender wurden, die Steuern ohne Rückstände zahlen konnten. Durch all' dieß zusammen nun sah sich Friederich II. im Stande, den Staatsschatz, welchen der letzte Krieg vollständig geleert hatte, innerhalb zehn

Digitalisiert von Google

Jahren („wie man im Sommer für den Winter sammelt", pflegte er zu sagen, „so muß ein Regent im Frieden für den Krieg sparen") wieder vollständig zu füllen, denn die Staatseinnahmen gewährten bald einen Ueberschuß von 1,200,000 Thalern über die Ausgaben, ohne daß deßhalb die Steuern hätten erhöht werden müssen.

Die Augen von ganz Europa waren also auf das kleine Preußen gerichtet, das sich in so staunenswerther Weise entwickelte; allein eine um so tiefere Verachtung verdienten die übrigen Staaten und Stäätchen des deutschen Reichs. In diesen nämlich wirthschafteten die Fürsten immer noch in derselben Weise, wie ich sie bereits geschildert habe; nur nahmen sie sich jetzt statt Ludwigs XIV. den grundliederlichen Nachfolger desselben, ich meine den König Ludwig XV. von Frankreich, zum Muster. In Sachsen trieb's der allmächtige Graf Brühl womöglich noch ärger als zuvor, und das Land wurde der polnischen Königswürde wegen gänzlich ausgesogen. Hannover sah seinen Kurfürsten persönlich fast gar nie, weil er als König von England in London zu residiren genöthigt war, und selbstverständlich wurde nun das Kurfürstenthum so verwaltet, als ob es eine englische Provinz gewesen wäre. Der neue Kurfürst von Bayern, Max Joseph, lebte allerdings etwas sittlicher, als sein Vater Karl Albrecht (Kaiser Karl VII.); aber dafür ließ er die Jesuiten schalten und walten, und kein Staat oder Stäätchen war unduldsamer, als der seine. Der Markgraf Friederich II. von Hessen-Kassel, der Convertit (er war katholisch geworden) fuhr fort, im Menschenhandel zu excelliren, und gewann durch den Verkauf seiner Landeskinder an die Engländer (zur Bekämpfung der rebellischen Nordamerikaner) Millionen. In Braunschweig aber ahmte man sein Beispiel nach, denn woher sollte man denn sonst das Geld zu dem toll verschwenderischen Leben, das am Hofe herrschte, nehmen? In Württemberg nahm der Herzog Karl Eugen, der Nachfolger Karl Alexanders in den ersten Jahren einen Anlauf zum Guten, so daß sogar Friederich II. seine frühzeitige Volljährigkeitserklärung befürwortete; allein nur zu bald lernte er die Wollust kennen, und von nun an hielt er sich ein ganzes Regiment von Buhlschwestern, für die er auf einem Flügel seines Schlosses ein neues Stockwerk aufsetzte. Auch verschwendete er an Bauten (an die

Digitalisiert von Google

Luſtſchlöſſer Solitude, Grafeneck und Hohenheim, ſowie an das neue Corps de Logis in Ludwigsburg) Millionen, und das Geld dazu wurde natürlich den Unterthanen abgeſchweißt. Ganz ebenſo hielten es die übrigen deutſchen Fürſten, und je kleiner ihre Territorien waren, um ſo deſpotiſcher herrſchten ſie. Ja jeder Reichsbaron, und wenn er nur zwei Dörfer beſaß, machte es den übrigen „Landesvätern" nach und prunkte auf Koſten ſeiner „Landeskinder" mit einer ſo großartigen Hofhaltung, als wäre er ein ſouverainer König oder Kaiſer. An den geiſtlichen Höfen aber wälzte man ſich erſt vollends recht im Schlamme der Liederlichkeit, und das Beiſpiel der Herren Aebte und Biſchöfe ſteckte natürlich auch ihre Beamten, ſowie die Bürger ihrer Reſidenzen an. Kurz es blieb in den verſchiedenen „Vaterländern" für jetzt noch Alles ſo, wie ich es am Schluſſe des vorigen Bandes geſchildert habe, und es dürfte daher nur Eckel erregen, wenn ich auf nähere Einzelnheiten eingänge.

Und in Oeſterreich — blieb auch da noch Alles beim Alten? Nun in Oeſterreich herrſchte Maria Thereſia und zwar als ganz abſolute Herrin. Sie hatte es allerdings, wie wir wiſſen, durchgeſetzt, daß ihr Gemahl als Franz I. zum Kaiſer von Deutſchland ernannt wurde, und gleich darauf war ſie ſogar ſo artig, ihm den Titel eines Mitregenten von Oeſterreich zu geben. Einen factiſchen Einfluß auf die Regierung der öſterreichiſchen Staaten dagegen geſtattete ſie ihm nie, ſondern gerade im Gegentheil rieß ſie auch noch die kaiſerlichen Befugniſſe, ſoweit ſolche noch vorhanden waren, an ſich, und der gutmüthige Franz ſchickte ſich um ſo gerner darein, als es ihm dadurch möglich wurde, ganz ungeſtört ſeinen Lieblingsneigungen (darunter bildete das Anſammeln eines kleinen Hausſchatzes die Hauptſache, weßhalb ihn auch Friedrrich II. immer nur den Wiener Hofbanquier nannte) zu leben. So energiſch nun aber Maria Thereſia in dieſer Beziehung auftrat, ſo wenig beſaß ſie die Kraft, den bisherigen zerrütteten Zuſtänden in ihren Erbſtaaten ein Ende zu machen, und vor gründlichen Reformen, die ſo überaus nothwendig geweſen wären, ſchreckte ſie geradezu zurück. Das kam theils daher, daß ein Weib an ſich ſchon nicht fähig iſt, in großartiger Weiſe durchzugreifen, theils — und zwar noch mehr — daher, daß die Kaiſerin, wie ſich

Digitalisiert von Google

das sozusagen von selbst versteht, in großer Obedienz gegen das Priester- und Mönchthum erzogen worden war. Darum blieben auch unter ihr die Jesuiten allmächtig, und höchstens fügte sie sich noch den Rathschlägen ihres persönlichen Günstlings, des Premierministers Fürsten Kaunitz, der übrigens mit dem katholischen Priesterthum Hand in Hand ging. Sie konnte sich daher nie so weit erheben, ihren protestantischen Unterthanen in Aufrichtigkeit freie Duldung zu gewähren, und ebenso wenig wurde in der Verwaltung etwas geändert. Nein der Schlendrian dauerte fort, und selbst was das Finanzwesen anbelangt, begnügte sie sich damit, einige größere Mißbräuche abzuschaffen. Nur in Militärsachen erhielt der Feldmarschallieutenant Daun, der sich im letzten Kriege allein als tüchtiger General bewährt hatte, ziemlich freie Hand, und derselbe bemühte sich die preußischen Verbesserungen im Heerwesen auch in Oesterreich — soweit dieß nämlich die traurigen Finanzverhältnisse zuließen — zur Geltung zu bringen.

Drittes Kapitel.

Der siebenjährige Krieg.

(1756—1762.)

So oft Maria Theresia einen Schlesier sah oder auch nur das Wort Schlesien hörte, traten ihr die Thränen in die Augen. Tag und Nacht sann sie also darüber nach, wie sie den verhaßten jungen König von Preußen, Friederich II., zur Herausgabe der herrlichen Provinz zwingen könne, und dabei half ihr Günstling, der Staatskanzler Kaunitz, der den preußischen König ebenso bitterlich haßte (Fürst Wenzel Anton von Kaunitz machte sich als Gemahl einer Gräfin von Ostfriesland und Rietberg, nach dem Tode des letzten Cirksena Hoffnung, daß ihm ein großer Theil von Ostfriesland zufallen werde, allein Friederich II. vernichtete durch die Besitznahme des Landes diese Hoffnung gänzlich), getreulich mit. Weil sie Beide

Digitalisiert von Google

aber sofort einsahen, daß Oesterreich für sich allein die Kraft hiezu nicht besitze, warfen sie ihr Auge nach Auswärts und suchten in aller Heimlichkeit nach Bundesgenossen. Am frühesten und zugleich am leichtesten ließ sich der König von Sachsen-Polen, August III., gewinnen, weil dessen allmächtiger Minister, der uns bekannte Graf Brühl, sich von dem Könige von Preußen stets eine geringschätzende Behandlung gefallen lassen mußte. Nicht viel schwerer fiel es, die Kaiserin Elisabeth von Rußland, die Nachfolgerin der Kaiserin Anna (seit 1741) in Mitleidenschaft zu ziehen, denn einmal hatte sich Friederich II. manch bitteres Wort über ihre gemein liederliche Sittenlosigkeit erlaubt, und sodann war Maria Theresia so klug gewesen, den Premierminister der Elisabeth, den sehr verkäuflichen Grafen Bestuscheff Riumin, zu bestechen. Als drittes Mitglied schloß sich der schwache König von Schweden, Adolph Friederich, der sich ganz in den Händen des dortigen hohen Adels befand — und der schwedische Adel liebte fremdes Gold ungemein — dem Complotte an, und damit wuchs die gegen Preußen gerichtete Coalition bereits zu einer sehr respectabeln Höhe an. Allein sie genügte dem sehr vorsichtigen Staatskanzler Kaunitz immer noch nicht, und er kam nun auf den unerhörten Gedanken, auch Frankreich auf Oesterreichs Seite herüberzuziehen. Seit mehr als zwei Jahrhunderten hatten sich diese beiden Staaten auf Tod und Leben bekämpft, und in der ganzen politischen Welt nahm man an, daß dieser Kampf so lange nicht aufhören könne, als bis der eine Gegner den anderen gänzlich vernichtet habe. Jetzt aber unternahm es der Fürst Kaunitz, Frankreich zu einem Schutz- und Trutzbündniß mit Oesterreich zu bringen, und so unnatürlich eine solche Verbindung auch war, so setzte er sie dennoch durch. Der König Ludwig XV. nämlich, der Nachfolger Ludwigs XIV., ließ sich von seinen jeweiligen Buhlerinnen gänzlich beherrschen, und seine dominirende Maitresse war damals (seit 1745) die Marquise von Pompadour, welche den König Friederich II., weil er höchst verächtlich von ihr gesprochen hatte, fast noch tiefer haßte, als die Kaiserinnen Elisabeth und Maria Theresia. An diesem Haß nun schürte Kaunitz fort und fort, und als er endlich gar die sonst so sittlich strenge Maria Theresia dazu brachte, einen eigenhändigen Brief an die Buhlerin zu schreiben, in welchem sie dieselbe

Digitalisiert von Google

„meine theure Cousine“ betitelte, erklärte sich die Letztere in dem geheimen Vertrag von Babiole vom 22. September 1755 (der definitive Vertrag wurde aber erst am 1. Mai 1756 zu Versailles abgeschlossen) zu dem vorgeschlagenen Schutz- und Trutzbündnisse bereit. Nunmehr theilten die heimlich Coalirten des Bären Fell, noch ehe der Bär erlegt war, und zwar in nachfolgender Weise. Frankreich erhält — oder vielmehr sollte erhalten — die Hälfte der österreichischen (früher spanischen) Niederlande, den Hafen von Ostende mit inbegriffen; die andere Hälfte aber, mit Ausnahme der Festung Luxemburg, welche geschleift wird, fällt an einen französischen Prinzen, den Herzog Philipp von Parma. An Oesterreich wird Schlesien nebst der Grafschaft Glatz zurückgegeben, und außerdem vergrößert es sich in Italien mit Parma und Piacenza, welche der Herzog Philipp abtritt. Sachsen darf sich Magdeburg, den Saalkreis und Halberstadt aneignen, während die Provinz Preußen zu Polen kommt. Rußland setzt sich in den Besitz von Kurland und Semgallen und Schweden in den von Hinterpommern, welches ihm im nordischen Krieg von Brandenburg-Preußen entrissen wurde. Endlich gibt man den Dänen Hoffnung auf Bremen und Verden, sowie den Holländern auf Cleve, und sichert sich dadurch die Neutralität dieser Staaten. In solcher Weise sollte Brandenburg-Preußen geschmälert werden, und nachdem man nun über den Theilungsplan einig geworden war, schritt man zur Festsetzung des Feldzugsplanes. Beim Beginn des Frühlings 1757 sollte Oesterreich an Preußen den Krieg erklären, und dadurch den König Friederich II. veranlassen, in Böhmen einzumarschiren. Stehe er dann mit seiner Hauptmacht dort, so müßten die Kriegserklärungen Frankreichs, Rußlands, Schwedens und Sachsens folgen, und die Armeen dieser vier Staaten hätten ihn sofort im Rücken zu fassen. Einer solchen Uebermacht aber sei er natürlich nicht gewachsen, und somit werde man schon am Ende des Jahrs 1757 das große geplante Ziel erreicht haben.

Daß Maria Theresia Böses gegen ihn im Schilde führe, wußte Friederich II. schon lange, und nicht minder erfuhr er auch durch seine Gesandten und Agenten, daß dieselbe mit Elisabeth von Rußland und der französischen Pompadour in näherer Verbindung — er nannte

Digitalisiert von Google

dieſe Verbindung verächtlicher Weiſe nur das Complott der drei Unterröcke (des trois Cotillons) — ſtehe. Ebendeßhalb ſuchte er, um nicht allein zu ſtehen, ſeinen nahen Vetter, den König Georg II. von England-Hannover, auf ſeine Seite zu ziehen, und dieß gelang ihm — weil zwiſchen England und Frankreich, ihrer amerikaniſchen Colonieen wegen, ſchon lange Mißhelligkeiten beſtanden und ſomit zu befürchten war, daß ſobald der Krieg ausbreche, Frankreich verſuchen werde, Hannover zu erobern — mit leichter Mühe in dem zu Weſtmünſter abgeſchloſſenen Vertrage vom 16. Januar 1756. Etwas Genaues übrigens über die Pläne ſeiner Feinde kannte Friederich II. nicht, und obwohl Rußland und Oeſterreich im Anfang des Sommers 1756 größere Truppenmaſſen zuſammenzuziehen anfingen, glaubte er doch, daß der kommende Krieg noch einige Jahre auf ſich warten laſſen werde. Da erhielt er zu Anfang des Monats Auguſt 1756 von einem Canzleibeamten des Dresdener Cabinets, mit Namen Menzel, den er beſtochen hatte, genaue Abſchriften aller Depechen, welche in der letzten Zeit zwiſchen Oeſterreich, Rußland, Frankreich, Schweden und Sachſen-Polen gewechſelt worden waren, und ſofort ſtand ſein Entſchluß, ſeinen Feinden zuvor zu kommen, feſt. Dieſelben waren nämlich, wie er durch ſeine Geſandte erfuhr, noch keineswegs gerüſtet, und ſomit durfte er hoffen, die Sachſen und Oeſterreicher zu ſchlagen, noch ehe die Franzoſen, Ruſſen und Schweden im Felde erſcheinen könnten. Waren aber Oeſterreich und Sachſen beſiegt, dann ging höchſtwahrſcheinlicher Weiſe die ganze Coalition in die Brüche, und der beabſichtigte große Krieg hatte mit einem einzigen Schlage ein Ende. So plante es Friederich II., und da Beſchließen und Handeln bei ihm Eines war, ſo ſtand er urplötzlich, am 29. Auguſt 1756, mit 70,000 Mann in Sachſen. Wittenberg, Torgau und Leipzig wurden nach einander beſetzt, und am 9. September 1756 zog Friederich II. in Dresden, aus dem König Auguſt III. mit ſeinem Miniſter Brühl über Hals und Kopf entfloh, ein. Sofort trat eine preußiſche Landesadminiſtration in's Leben und alle öffentlichen Kaſſen wurden mit Beſchlag belegt. Nicht minder leerte man die wohlverſehenen Zeughäuſer in Dresden, Weißenfels und Zeitz, und ſchaffte Geſchütze und Waffen nach Magdeburg. Contributionen dagegen ſchrieb der

Digitalisiert von Google

Eroberer keine aus, und noch viel weniger duldete er, daß die Einwohner Sachsens irgendwie mißhandelt wurden. Inzwischen hatte der sächsische Generalfeldmarschall, Graf Rutowsky, mit dem sächsischen Heere, soweit die Regimenter nicht in Polen lagen (im Ganzen 17,000 Mann) zwischen Pirna und dem Königsstein ein überaus festes Lager, das unmöglich mit Sturm genommen werden konnte, bezogen, und Friederich II. mußte es daher, um es durch Hunger zu bezwingen, wie eine Festung einschließen und belagern. Das kostete aber viel Zeit, und somit durfte man sächsischerseits hoffen, daß Oesterreich Entsatz bringen werde. Auch ertheilte Maria Theresia ihrem Feldmarschall Browne, der mit dem inzwischen angesammelten österreichischen Heere in Böhmen stand, augenblicklich hiezu Befehl, und Browne setzte sich so schnell — viel schneller, als man es sonst an einem österreichischen General gewohnt war — in Marsch, daß er schon am 30. September bei Budin die Eger überschritt. Viel weiter aber kam er nicht, denn Friederich II. eilte ihm mit allen Truppen, die er dem Belagerungscorps entziehen konnte, etwa 40,000 Mann, bis in's Böhmische hinein, entgegen, und brachte ihm, trotzdem seine Armee 70,000 Mann zählte, am 1. Oktober bei Lobositz eine gründliche Niederlage bei. Browne zog sich nun eilends gegen Prag hin zurück, ohne sich in einen weiteren Kampf einzulassen, und die Folge war, daß sich das nach der Niederlage der Oesterreicher noch enger eingeschlossene sächsische Heer, vom Hunger auf's Aeußerste getrieben, am 15. Oktober mit Waffen, Munition, Fahnen und Gepäck gefangen geben mußte. Damit hatten die kriegerischen Actionen für dieses Jahr ein Ende, denn die weit vorgeschrittene Zeit machte einen Einmarsch Friederichs II. in Böhmen nicht rathsam, und somit bezogen die Preußen in Sachsen Winterquartiere. Auch mußte dieses arme Land selbstverständlich Alles liefern, wessen die preußische Armee bedurfte, und man zwang sogar jene 17,000 gefangene sächsische Soldaten in dieselbe einzutreten. Eine Maßregel übrigens, die besser unterblieben wäre, denn diese Soldaten desertirten nachher bei der ersten Gelegenheit, die sich darbot, schaarenweise, und traten zu den Oesterreichern über.

Der erste Feldzug vom Jahr 1756 hatte also für Friederich II.

Digitalisiert von Google

glücklich genug geendet, allein seine Hoffnung, durch die gewonnenen Erfolge die große Coalition zu sprengen, schlug gänzlich fehl. Vielmehr bot Maria Theresia nunmehr erst recht Allem auf, um während des Winters ihre Armee in den besten Stand zu setzen, und zugleich versprachen ihr die Regierungen von Schweden, Rußland und Frankreich (August III. von Sachsen-Polen war durch den Einfall Friedrichs II. in sein Kurfürstenthum gelähmt), von jetzt ab, den Krieg mit der größten Energie betreiben zu wollen. Ja, es gelang ihr sogar den deutschen Reichstag in Regensburg dahin zu bringen, daß er schon im Januar 1757 den Reichskrieg gegen Friederich II. erklärte, und sofort die Aufstellung einer Reichsarmee von 60,000 Mann dekretirte. Von Wien aus nämlich wurde der Einfall des preußischen Königs in Sachsen als eine unerhörte und höchst sträfliche Empörung gekennzeichnet, und Pamphlete über Pamphlete wurden in die Welt geschleudert, welche über dem „Landfriedensbrecher und gewaltthätigen Störer des europäischen Friedens" den Stab brachen. Freilich ließ sofort Friederich II. die Originaldepechen, welche zwischen Sachsen, Oesterreich, Rußland, Frankreich und Schweden gewechselt worden waren (man fand dieselben im Dresdener Archive, dessen man sich noch vorher, ehe sie die in Dresden zurückgebliebene Königin von Sachsen-Polen beseitigen konnte, zu bemächtigen verstand), durch den Druck veröffentlichen, und lieferte damit den Beweis, daß nicht er, sondern Oesterreich mit seinen Verbündeten den Krieg gewaltsam provocirt hätte; allein was half es ihn? Nur einige wenige kleinere norddeutschen Fürsten, der Landgraf von Hessen-Kassel, die Herzoge von Braunschweig und Sachsen-Gotha, sowie der Graf von Schaumburg-Lippe, traten auf seine Seite; die anderen alle aber hielten zur großen Coalition, weil sie von Frankreich durch das Versprechen von höchst bedeutenden Subsidiengeldern geködert wurden. So erhielt der Kurfürst von der Pfalz für die Dauer des Kriegs nicht weniger als 11,300,000 Livres, und der Pfalzgraf von Zweibrücken 4,400,000. So weiter der Herzog von Württemberg 10,000,000, und die Beherrscher von Mecklenburg, Nassau und Lüttich zusammen 3,000,000. So endlich Köln 7,000,000, Mainz 4,000,000, Bayern 8,700,000, und Baireuth, Anspach und Darmstadt je 1,000,000. Ja selbst das

Digitalisiert von Google

winzige Waldeck wurde für würdig erachtet, mit 50,000 Livres erkauft zu werden, während Oesterreich selbst in den nächsten sieben Jahren nicht weniger als 82,700,000 Livres aus der geheimen Chatouille Ludwigs XV. bezog. Im Uebrigen brauchte Friederich II. die Reichsarmee vorderhand nicht zu fürchten, denn statt der dekretirten 60,000 Mann wurden nicht einmal 20,000 auf die Beine gestellt, und diese — man gab ihnen einen Prinzen von Hildburghausen zum Kommandanten — waren so ärmlich ausgerüstet, daß sie den Hohn der regulären Heere erregten. Um so furchtbarer dagegen erschien die Macht der übrigen Coalirten, indem Oesterreich 180,000, Frankreich 150,000, Rußland 100,000 und Schweden 20,000 Mann marschiren ließ, und dieser halben Million konnte Friederich II., auch wenn er seine Kräfte auf's höchste anspannte, noch keine 200,000 Mann entgegenstellen. Dessen ungeachtet ging Letzterer dem Kampfe ganz unverzagt entgegen, und hatte dazu seine gewichtigen Gründe. Einmal nämlich verpflichtete sich Georg II. von England-Hannover, ihm außer einer jährlichen Geldbewilligung von vier Millionen Thalern eine Hülfsarmee von 40,000 Mann (gebildet aus Engländern und Hannoveranern, sowie aus den Truppen der obgenannten vier kleinen norddeutschen Fürsten, welchen England Subsidiengelder bezahlte) zu stellen, und sodann ließ es sich gar nicht denken, daß die Coalirten nach einem einheitlichen Plane operiren würden. Ueberdem waren nicht die preußischen Soldaten die besten, die es damals in der Welt gab, und stand nicht an ihrer Spitze ein Friederich II., mit dessen Feldherrngenie kein andererer General sich messen konnte?

Mit dem Beginn des Frühjahrs 1757 setzte Friederich II. seinen Feldzugsplan fest, und Ende März begann er mit seinen Operationen. Den Franzosen am Rhein stellte er die englisch-hannöverische Armee, welche der Herzog von Cumberland kommandirte, entgegen, und den Russen nebst den Schweden den allbewährten Feldmarschall von Lehwald mit einem Corps von 30,000 Mann. Den Kampf gegen den Hauptfeind, das ist gegen die Oesterreicher wollte er selbst aufnehmen, und vor allem sollte Prag nebst ganz Böhmen erobert werden. Zu diesem Behufe theilte er seine Armee in vier Heersäulen, und alle viere (die erste unter dem Prinzen Moritz von Anhalt-Dessau, dem

Digitalisiert von Google

tapferen Sohn des alten Deſſauers, der anno 1747 geſtorben war, die zweite unter dem Herzog Auguſt Wilhelm von Braunſchweig-Bevern, der ſich bereits im öſterreichiſchen Erbfolgekriege ausgezeichnet hatte, die dritte unter dem alten Feldmarſchall von Schwerin, den wir ſchon kennen, und die vierte unter ſeinem eigenen Kommando) ſollten zu gleicher Zeit in Böhmen einbrechen, um ſich am 6. Mai vor Prag zu vereinigen. Faſt überall wichen die Oeſterreicher, ihre Magazine und Proviantlager im Stiche laſſend, vor ihnen zurück, ohne einen Kampf zu wagen, und wo ſie ſich ſtellten, wie bei Reichenberg der Graf von Königseck gegen den Herzog von Bevern, wurden ſie mit großem Verluſte in die Flucht geſchlagen. Am 6. Mai in der Früh vereinigte ſich Friederich II. vor Prag mit den Corps Bevern und Schwerin, das Corps Moritz von Deſſau aber ſtand noch etwas zurück bei Branik auf dem linken Ufer der Elbe, bemüht eine Schiffbrücke über den Fluß zu ſchlagen. Trotzdem beſchloß Friederich II. die ihm bedeutend überlegene öſterreichiſche Armee, welche zum Schutze Prags herbeigeeilt war, ſofort anzugreifen, denn dieſelbe wurde von dem Prinzen Karl Alexander von Lothringen — übrigens unter Beigabe des Feldmarſchalls Browne — kommandirt, und vor dieſem Feldherrn hatte er nicht den mindeſten Reſpekt. Um ein Uhr Mittags begann alſo der Angriff, allein die Stellung des überlegenen Feindes war durch Anhöhen ſo gut gedeckt, daß anfangs alle Stürme der Preußen abgeſchlagen wurden. Da ſtieg der alte Feldmarſchall von Schwerin, der dem rechten Flügel der Oeſterreicher gegenüber ſtand, mitten im furchtbarſten Kartätſchenfeuer vom Pferde, und ſtellte ſich, eine Fahne ergreifend, an die Spitze der Regimenter. Er wurde von vier Kugeln zumal durchbohrt; aber der General von Manteufel hob die Fahne auf, und unaufhaltſam drangen ihm die begeiſterten Soldaten nach. Mit Sonnenuntergang, nachdem auch von Seiten der Oeſterreicher ein hervorragender General, der alte Feldmarſchall Browne gefallen war, entſchied der tapfere Herzog Ferdinand von Braunſchweig (ein jüngerer Sohn des verſtorbenen Herzogs Ferdinand Albrecht und Bruder des regierenden Herzogs Karl) durch ein kühnes Manoeuvre, durch welches es ihm gelang, dem Feinde in den Rücken zu fallen, den Sieg, und die Flucht der Oeſterreicher wurde nun eine

Digitalisiert von Google

allgemeine. Ihrer mehr als 40,000 warfen ſich nach Prag, die Anderen aber retteten ſich in der Richtung nach Kuttenberg, um zu der Armee zu ſtoßen, welche der Feldmarſchall Daun (Leopold Joſeph Maria, Reichsgraf von Daun, der ſich im letzten Erfolgekriege unter allen öſterreichiſchen Generalen am meiſten ausgezeichnet hatte, war unmittelbar vor dem Ausbruch des ſiebenjährigen Kriegs, trotz der Einſprache des Kaiſers Franz I. und ſeines Bruders, des Prinzen von Lothringen, zum ſelbſtſtändig kommandirenden General und Feldmarſchall ernannt worden, denn Maria Thereſia liebte ihn wegen ſeiner bigott katholiſchen Geſinnung ſehr; Friederich II. dagegen nannte ihn ſpottweiſe nie anders, als „die geweihte Creatur“ oder auch „den Mann mit der geweihten Mütze“, weil derſelbe beſtändig ein vom Pabſte geweihtes Baret auf dem Haupte trug) in Mähren zu ſammeln beauftragt war. Obwohl nun übrigens der Sieg vor Prag ein ganz entſchiedener genannt werden durfte, da die Oeſterreicher außer 20,000 Todten und Verwundeten auch noch 9000 Gefangene und 60 Kanonen in den Händen der Preußen hatten laſſen müſſen, ſo wurde nun die Lage Friederichs II. doch etwas kritiſch. Einmal nämlich hätte der Sieg nur mit den größten Opfern — 18,000 Todte und Verwundete — erkauft werden können, und ſodann war jetzt die Eroberung von Prag doppelt ſchwierig, weil ſich die Beſatzung der Stadt nunmehr (in Folge jener obgenannten 40,000 Flüchtlinge) auf faſt 48,000 Mann belief. Zum dritten durfte man erwarten, daß der Feldmarſchall Daun ſofort mit ſeiner noch ganz intakten Armee zum Entſatz von Prag herbeieilen werde, und zum vierten endlich lief die Nachricht ein, daß ſich die Reichsarmee, gegen welche preußiſcherſeits noch gar keine Vorkehrungen getroffen waren, im Fränkiſchen in ziemlicher Stärke zu ſammeln beginne. Trotzdem blieb Friederich II. des froheſten Muthes, und zugleich zeugten ſeine Anordnungen von ſeiner außerordentlichen Umſicht. Alsbald nämlich ſchickte er den Herzog von Bevern mit 20,000 Mann an die Mähriſche Gränze, um den Feldmarſchall Daun zu beobachten, und nicht minder erhielt der tapfere General Maier den Auftrag, an der Spitze von vier Reiterregimentern im Fränkiſchen einen ſolchen Schrecken zu bereiten, daß die dortigen Reichsſtände ſofort von allen Kriegsrüſtungen abſtänden. Er ſelbſt blieb mit der Hauptarmee vor

Digitalisiert von Google

der Stadt Prag ſtehen, und bombardirte ſie Tag und Nacht. Sie vertheidigte ſich aber hartnäckig, und zugleich rückte der Feldmarſchall Daun mit ſeiner 60,000 Mann ſtarken Armee, ohne daß es der Herzog von Bevern verhindern konnte, zwar langſam, aber ſtetig vor. Da erkannte Friederich II., daß er die Uebergabe Prags nur erſt dann erzwingen könne, wenn er der dortigen Beſatzung alle Hoffnung auf Entſatz genommen oder mit anderen Worten, wenn er den Feldmarſchall Daun geſchlagen habe, und ſofort trennte er von dem Belagerungsheer 12,000 Mann ab, mit denen er das Corps Bevern aufſuchte. Am 15. Juni vereinigte er ſich mit demſelben bei Kaurzim, und daraufhin erfolgte am 18. Juni die viel berühmte Schlacht von Kollin. Sie endete mit einer furchtbaren Niederlage der Preußen, denn nicht blos waren die Oeſterreicher mehr als doppelt ſo ſtark (66,000 gegen 32,000) geweſen, ſondern ſie hatten auch ein durch Sümpfe, Hohlwege und Schluchten gedeckte äußerſt vortheilhafte Stellung gehabt. Sofort retirirte Friederich II. nach Nimburg, in der Richtung nach Zittau und Görlitz und der Feldmarſchall Daun ſtörte dieſen Rückzug nicht im geringſten. Trotzdem war die Lage des preußiſchen Königs eine verzweifelte, denn zu den 18,000 Mann, welche der Sieg vor Prag gekoſtet hatte, kam nun der Verluſt von weiteren 13,700 Mann, ſowie überdem der eines großen Theils der Kanonen. Es blieb ſomit nichts übrig, als die Belagerung von Prag augenblicklich aufzuheben, und ganz Böhmen ſo ſchnell als möglich zu räumen. Langſam und vorſichtig folgte ihm das öſterreichiſche Heer, zu dem ſofort der Prinz von Lothringen, den Oberbefehl wieder übernehmend, mit der Prager Beſatzung ſtieß, und als dann der Beſiegte noch in der Lauſitz, unweit von Görlitz, in einer ſtark geſchützten Lage Halt machte, verſchanzte ſich in nächſter Nähe auch der Prinz von Lothringen mit dem Feldmarſchall Daun. Nur begingen die Oeſterreicher vorher die Schandthat, auf ihrem Zuge in die Lauſitz (am 23. Juli) die ſchöne Stadt Zittau, eines darin befindlichen preußiſchen Magazins wegen, in Brand zu ſchießen, und damit einen Schaden von mehr als zehn Millionen Thalern anzurichten.

Ein Unglück kommt ſelten allein, ſagt ein altes Sprüchwort, und dieſes beſtätigte ſich auch jetzt wieder. In der Provinz Preußen

Digitalisiert von Google

nämlich waren die Russen unter dem General Apraxin, 100,000 Mann stark, schon zu Ende Mai 1757 eingebrochen, und hatten sich dann, nachdem sie am 5. Juli Memel erobert, sengend und brennend über das ganze Land ergossen. Endlich wagte es der alte Feldmarschall Lehwald, sich ihnen, um der gräßlichen Verwüstung Einhalt zu thun, am 30. August bei Großjägersdorf, unweit Wohlau, entgegenzustellen, aber er mußte sich vor der furchtbaren Uebermacht mit einem Verlust von 4000 Mann und zwölf Kanonen zurückziehen. Jetzt schien das Schicksal der Provinz Preußen entschieden; doch siehe da, plötzlich kehrte Apraxin, ohne seinen Sieg zu benützen, in Eilmärschen nach Rußland zurück, denn er hatte die Nachricht erhalten, daß die Kaiserin Elisabeth am Sterben sei, und wußte, daß er den Nachfolger der Kaiserin tödtlich beleidigt haben würde, wenn er ferner feindlich gegen Preußen aufgetreten wäre. Zu derselben Zeit, in welcher die Russen in Preußen so barbarisch hausten, waren auch die Schweden, 22,000 Mann stark, in Pommern eingefallen, und ihre Grausamkeit stand hinter der der Russen kaum zurück. Auch konnte ihnen Niemand das Handwerk legen, weil der Feldmarschall Lehwald seine kleine Macht gegen die Russen nöthig hatte. Wie nun aber die Letzteren sich so eilig zurückzogen, brach der Feldmarschall eiligst nach Pommern auf, und die Folge war, daß die Schweden sich sofort, ohne einen ernstlichen Kampf zu wagen, im November auf der Insel Rügen in Sicherheit brachten. Wenden wir nun den Blick nach den Rheingegenden, welche der Herzog von Cumberland mit seiner 40,000 Mann starken (aus Engländern, Hannoveranern, Braunschweigern und Hessen zusammengesetzten) Armee gegen die Franzosen zu schützen hatte, so haben wir noch weit Unerfreulicheres zu berichten. Ihm nämlich, einem sehr unfähigen Feldherrn, brachte der Marschall d'Etrées, der mit 100,000 Franzosen in Westphalen eingedrungen war, am 26. Juli bei Hastenbeck, unweit Hameln, eine schimpfliche Niederlage bei, und nöthigte ihn in Folge derselben zu der berüchtigten Convention von Kloster-Seeven (9. September), kraft welcher der Herzog versprach, seine ganze Armee aufzulösen. Daraufhin besetzten die Franzosen unter dem Herzog von Richelieu, einem Günstling der Marquise von Pompadour, welchem jetzt an Stelle des Marschall d'Etrées der

Digitalisiert von Google

Oberbefehl anvertraut wurde, ganz Hannover, Braunſchweig und Heſſen, und brandſchatzten dieſe Länder mit einer Geldgier, welche aller Beſchreibung ſpottet. Zu dieſem Unglück geſellte ſich ſofort noch ein weiteres, das nämlich, daß ein öſterreichiſches Kroaten-Freicorps unter General Haddick, ſich von der öſterreichiſchen Hauptarmee in der Oberlauſitz abtrennend, bis in's Brandenburgiſche hineinſtreifte, und ſogar die Frechheit hatte, am 16. Oktober Berlin zu überfallen. Freilich räumte Haddick auf die Kunde hin, daß ein kleines preußiſches Corps unter dem Prinzen Moritz von Anhalt-Deſſau gegen ihn heranrücke, die preußiſche Hauptſtadt in aller Eile noch am Abend des 16.; allein während ſeines kurzen Aufenthalts hatte er doch des Unheils genug angerichtet und namentlich dem Magiſtrat eine Contribution von 215,000 Thalern abgepreßt. Die allerſchlimmſte Unglücksbotſchaft übrigens lief aus Sachſen ein. Schon im Juli war ein weiteres franzöſiſches Heer von 50,000 Mann unter dem Herzog von Rohan-Soubiſe, einem noch größeren Liebling der Marquiſe von Pompadour, als es der Herzog von Richelieu war, bei Straßburg über den Rhein gegangen, und hatte ſich dann vier Wochen ſpäter mit der Reichsarmee unter dem Prinzen von Sachſen-Hildburghauſen (die Bildung dieſer Reichsarmee hätte der weiter oben genannte General Maier, der überall im Fränkiſchen den größten Schrecken verbreitete, ſicherlich verhindert, wenn er nicht nach der Schlacht von Kollin von Friederich II., der jetzt aller nur irgend verfügbaren Truppen bedurfte, zurückberufen worden wäre) im Thüringen'ſchen vereinigt, um wo möglich den Preußen das Sachſenland zu entreißen. Freilich rückte dieſes Heer, das nach ſeiner Vereinigung auf 80,000 Mann angeſchwollen war, nur ſehr langſam vorwärts; aber es rückte doch vorwärts, und die Gefahr, Sachſen zu verlieren, trat deßhalb immer näher an den König Friederich II. heran. Weil ihm nun übrigens dieſes Land als die Baſis aller ſeiner Kriegsoperationen ganz unentbehrlich war, übertrug er, ſchnell entſchloſſen, Ende Auguſt, dem Herzog von Bevern, dem er noch den tapferen General Winterfeldt beigeſellte, den Oberbefehl über die Armee im Lager von Görlitz, und eilte ſelbſt mit nur 12,000 Mann (mehr glaubte er der Hauptarmee nicht entziehen zu dürfen) nach Dresden, um wo möglich die Fortſchritte der

Digitalisiert von Google

Soubise'schen Armee zu hemmen. Hier angekommen, mußte er sich, seiner Schwäche wegen anfangs auf den „Kleinkrieg" beschränken, und in diesem führten seine kühnen Reitergenerale, besonders der tapfere Seidlitz, manch' unvergeßliches Heldenstücklein (ich erinnere nur an den Ueberfall französischer Detachements bei Erfurt und Gotha) auf. Sowie der König aber sein dem Feinde gegenüber ganz winzig erscheinendes Heer durch Heranziehung des Corps Prinz Moritz von Anhalt-Dessau und einiger Festungsbesatzungen auf 22,000 Mann gebracht hatte, beschloß er augenblicklich einen Hauptschlag gegen die mächtige Soubise'sche Armee auszuführen. Diese hatte sich Ende Oktober 1757 der Städte Weißenfels, Merseburg und Halle bemächtigt, und setzte dann unter kolossalem Großprahlen ihres Oberanführers ihren Marsch auf Leipzig weiter. Nunmehr überschritt auch Friederich II. die Saale und folgte dem Feinde nach. Kaum aber überzeugte sich der Herzog von Rohan-Soubise hievon, so wandte er sich um, des festen Glaubens, das kleine Häuflein Preußen mit leichter Mühe erdrücken zu können. Ihn hierin zu bestärken, zog sich Friederich II., wie wenn er Furcht hätte, zurück und bezog am 3. November, auf dem linken Ufer der Saale, zwischen den Dörfern Bedra und Roßbach, unweit von Weißenfels, ein festes Lager. Alsbald setzte nun der Herzog von Rohan-Soubise bei Merseburg ebenfalls über die Saale, und unendlich froh, daß Friederich II. gar keine Miene machte, weiter zu entfliehen, begann er sofort am 5. November Morgens mit der Umzinglung des preußischen Lagers. Ganz ruhig ließ ihn Friederich II. viele Stunden lang gewähren; dann aber, Mittags zwei Uhr, gab er plötzlich das Zeichen zum Angriff, und der Erfolg zeigte, mit welch' wunderbarer Taktik er seinen Schlachtplan entworfen hatte. Von Vorn griff er die Franzosen mit seiner Infanterie an und von Hinten sauste der General Seidlitz, der sie schon vorher umgangen hatte, in ihre Reihen. Die Reichsarmee aber trennte der Herzog Ferdinand von Braunschweig von den Franzosen ab, und trieb sie schon nach den ersten Kanonenschüssen in die heillosesste Flucht. Dieses Beispiel ahmten die Franzosen nach wenigen anderthalb Stunden nach, und auch sie stiebten jetzt, verfolgt von den preußischen Husaren, die Alles niederhieben, was Waffen trug, nach allen Richtungen auseinander. Ein solcher Sieg war seit

Digitalisiert von Google

den Zeiten Alexanders des Großen nicht mehr erfochten worden. Wenige 22,000 Mann hatten einen viermal ſo ſtarken Feind in anderthalb Stunden vollſtändig über den Haufen geworfen, und ihm außer 63 Kanonen und 22 Fahnen und Standarten über 7000 Gefangene, worunter 9 Generale und 320 Offiziere abgenommen. Ueberdem zählte der Feind 10,000 Todte und Verwundete, während es auf preußiſcher Seite, genau gezählt, nur 91 Todte und 274 Verwundete gab.

Als die Kunde von der Schlacht bei Roßbach erſcholl, brach ganz Deutſchland — und beſonders der proteſtantiſche Theil deſſelben — in einen einzigen Siegesſchrei aus. Die Franzoſen, dieſe ebenſo verdorbenen als übermüthigen Reichsfeinde, welche unſer Vaterland ſeit ſo unendlich langer Zeit bedrängt und geſchunden hatten, waren doch endlich einmal auf's Haupt geſchlagen, und ſo auf's Haupt geſchlagen worden, daß ihnen die Schande gar nicht mehr abgenommen werden konnte! Die Kinder auf den Straßen ſangen den Ruhm des preußiſchen Königs, und in ſeinem ganzen Königreich gab es von nun an keinen Mann mehr, der nicht bereit geweſen wäre, die größten Opfer für ihn zu bringen. Nicht geringer erwies ſich der ſonſtige Nutzen, welchen Friederich II. aus dem Siege von Roßbach zog, denn er gebot nun wieder unbeſtritten über ganz Sachſen und konnte ſeine Waffen den Oeſterreichern, ſeinen Hauptfeinden, entgegentragen. Dieſe, geführt von dem Prinzen von Lothringen und dem Feldmarſchall Daun hatten inzwiſchen am 7. September dem Herzog von Bevern bei Moys, unweit Görlitz, eine bedeutende Schlappe (welche auch dem General Winterfeldt, dem Liebling Friederichs II., das Leben koſtete) beigebracht, und zwei Monate ſpäter, am 12. November, war gar die Feſtung Schweidnitz mit ihren reichen Vorräthen und einer Beſatzung von 6000 Mann nach harter Belagerung in ihre Hände gefallen. Friederich II. ſah alſo die totale Niederlage des Herzogs von Bevern voraus, und mit fliegender Eile brach er mit 28 Schwadronen Kavallerie und 9 Bataillonen Infanterie, zuſammen 12,600 Mann (die übrigen Truppen mußte er zum Schutze Sachſens zurücklaſſen) von Sachſen nach Schleſien auf, um zu retten, was zu retten ſei. Auf dem Marſche aber ſchon, in Naumburg an der Queis, unweit von

Digitalisiert von Google

Bunzlau, erhielt er die erschütternde Kunde, daß der Herzog am 22. November vor Breslau geschlagen und gefangen worden sei, worauf sich am 23. die genannte Hauptstadt von Schlesien an die 92,000 Mann starke österreichische Armee ergeben habe. Das bedeutete nichts anderes, als den Verlust von ganz Schlesien, wenn nicht augenblicklich den Fortschritten der Oesterreicher Einhalt gethan wurde, und somit marschirte Friederich II. eilends weiter. Am 28. November erreichte er Parchwitz und hier rastete er ein Paar Tage, theils um seinen von den angestrengten Eilmärschen ermüdeten Truppen einige Erholung zu gönnen, theils um die Trümmer der Bevern'schen Armee, etwas über 19,000 Mann, deren Kommando die Generale Ziethen und Kyau übernommen hatten, an sich zu ziehen. Durch letztere Verstärkung wuchs sein Heer auf 32,000 Mann an, und alsobald wurde nun der Weitermarsch, dem Feinde entgegen, angetreten. Am 3. Dezember in Neumarkt angekommen, versammelte er am 4. in der Früh seine Generale um sich, und erklärte ihnen in einer erschütternden Anrede, daß er, fest entschlossen zu siegen oder zu sterben, den Feind, trotz dessen furchtbarer Uebermacht, unter allen Umständen angreifen werde. Die Generale aber theilten die Anrede den Regimentern mit, und das ganze Heer ward dadurch zu der todesmuthigsten Begeisterung entflammt. Am Abend erfuhr man, daß der Prinz von Lothringen, nachdem er 18,000 Mann nach Breslau geworfen, dem Könige mit 74,000 Mann entgegenrücke, um die „Potsdamer Wachparade", wie der Prinz die kleine preußische Armee höhnisch nannte, aufzuheben. Daraufhin brach Friederich II. gleich am anderen Tag, den 5. Dezember, Morgens vier Uhr, noch bei tiefdunkler Nacht von Neumarkt auf, und zwischen den Dörfern Borna und Leuthen bekam man die lang gestreckten Reihen des Feindes zu Gesicht. Sofort nach genauer Recognoscirung entwarf Friederich II. seinen Schlachtplan und Kriegskundige versichern, daß derselbe ein Meisterstück strategischer Kunst gewesen sei. Nicht minder ist Thatsache, daß der Plan über alle Maßen herrlich ausgeführt wurde, und, mit einem Worte, nie bewährte sich die Tapferkeit der preußischen Truppen, sowie das außerordentliche Genie ihres Anführers in großartigerer Weise, als an dem heutigen Tage. Um ein Uhr Mittags geschah der Angriff und schon nach drei

Digitalisiert von Google

Stunden war der Feind überflügelt, umgangen, durchbrochen, aufgerollt, geſchlagen. Am längſten kämpfte man um den Beſitz des Dorfes Leuthen, und jedes Haus, jede Hecke, jede Mauer mußte von der preußiſchen Garde unter Möllendorf mit dem Bajonette erſtürmt werden. Um ſo glorreicher war der Sieg. Die Oeſterreicher hatten über 7000 Todte und Verwundete, die Preußen 2660; die Zahl der Gefangenen aber belief ſich auf die namhafte Summe von 21,500 Mann, und überdieß nahmen die Preußen dem Feinde 134 Kanonen, 4000 Wagen und 59 Fahnen ab. Noch glorreicher erwies ſich die Ausnützung des Siegs, denn nicht nur ergab ſich ſchon nach vierzehn Tagen die Stadt Breslau mit 18,000 Mann Beſatzung und ungemein reichen Vorräthen, ſondern auch das übrige Schleſien außer Schweidnitz wurde in kürzeſter Friſt zurückerobert, und von der ganzen großen öſterreichiſchen Armee konnten nur 17,000 Mann Waffenfähige Böhmen erreichen.

So endete auch der Feldzug von 1757 für Friederich II. in höchſt ruhmwürdiger Weiſe, und ein anderer großer Vortheil für ihn war, daß Georg II. von England — die Begeiſterung des engliſchen Volks für Friederich II. riß auch das Parlament, das Miniſterium und den Hof mit ſich fort — noch im Dezember 1757 ſich entſchloß, der engliſch-hannöveriſchen Armee, die alsbald reſtituirt werden ſollte, in dem Herzog Ferdinand von Braunſchweig — ſtatt des Lords Cumberland — einen überaus kundigen Feldherrn zu geben. Umgekehrt dagegen ſandte Maria Thereſia Botſchaft über Botſchaft an ihre Verbündeten, den Kampf mit erneuter Kraft aufzunehmen, und ernannte ſofort, ſtatt des unfähigen Prinzen von Lothringen, den Feldmarſchall Daun zu ihrem Generaliſſimus. So geſchah von beiden Seiten Alles, um ſich den künftigen Sieg zu ſichern, und mit dem Beginn des Frühjahrs 1758 ſchritt Friederich II. zur Belagerung von Schweidnitz, das die Oeſterreicher in Schleſien allein noch beſaßen. Am 18. April nahm er es mit Sturm, und nun wandte er ſich plötzlich nach Mähren, um nach der Eroberung von Ollmütz in Ungarn einzudringen. Am 3. Mai begann er die Belagerung dieſer berühmten Feſtung; allein ſie ſetzte ihm den hartnäckigſten Widerſtand entgegen. Ueberdem verlegte der Feldmarſchall Daun alle Wege, welche nach Böhmen und

Digitalisiert von Google

Schleſien zurückführten, und was noch weit ſchlimmer war, es gelang dem Daun'ſchen Unterfeldherrn Loudon (Gideon Ernſt von Loudon, ein geborener Lievländer, der erſt bei den Ruſſen gedient, hatte im Jahr 1742 dem Könige Friederich II. ſeine Dienſte angetragen, war aber von dieſem ſeiner rothen Haare und ſeines häßlichen Geſichts wegen abgewieſen worden, und trat dann in öſterreichiſche Dienſte, wo er ſich gleich beim Beginn des ſiebenjährigen Kriegs ſo hervorthat, daß er ſchon nach kurzem zum General ernannt wurde), der preußiſchen Belagerungsarmee eine Proviantzufuhr von 3000 Wagen abzuſchneiden. So trat endlich, weil die Nahrungsnoth mit jedem Tag größer wurde, an Friederich II. die Nothwendigkeit heran, den Rückzug anzutreten, und in der Nacht vom 1. auf den 2. Juli geſchah der Aufbruch, in der Richtung nach Königgrätz in Böhmen. Eine ſchwierigere Retirade jedoch kann man ſich gar nicht denken, denn überall lauerte der Feind, und überall fand er in den Gebirgsſchluchten, die man zu paſſiren hatte, Gelegenheit zum Angriff. Trotzdem kam die preußiſche Armee am 14. Juli wohlbehalten, ſogar ohne einen einzigen Wagen verloren zu haben — ſo außerordentlich war die Vorſicht und Klugheit, mit der Friederich II., unterſtützt von ſeinen trefflichen Generalen Keith, Fouquet, Retzow und Ziethen jede Heeresabtheilung überwachte — in Königgrätz an, und nun hatte die Hauptnoth ein Ende. Nach kurzer Raſt übrigens ward wieder aufgebrochen, um bei Landshuth in Oberſchleſien, hart an der böhmiſchen Gränze, ein feſtes Lager zu beziehen, und hier lag die Armee einige Wochen lang ſtill, weil Friederich II. vorher, ehe er ſich zu weiteren Operationen entſchloß, die Bewegungen des Feldmarſchalls Daun abwarten wollte. Inzwiſchen war eine andere Gefahr rieſengroß angeſchwollen. Ich habe oben geſagt, daß das 100,000 Mann ſtarke ruſſiſche Heer unter Apraxin im Herbſt 1757, obwohl ſiegreich, ſchnellſtens nach Rußland zurückkehrte, weil Apraxin die Kunde erhielt, die Kaiſerin Eliſabeth ſei am Sterben. Dieſelbe war auch damals in der That ſchwerkrank, allein ſie genas wieder, und erſetzte ſofort den General Apraxin durch den General Fermor, dem ſie befahl, unverweilt in Preußen einzurücken. Solches geſchah bereits im Januar 1758, und man wird es nun begreiflich finden, daß der Graf Dohna, welchem Friederich II. ein Corps von

Digitalisiert von Google

24,000 Mann untergeordnet hatte, um damit die nördlichen Landesgränze gegen Schweden und Rußland zu vertheidigen, ſich (beſonders auch, weil er von ſeinen 24,000 Mann 4000 Mann unter General Wedell hatte abtrennen müſſen, um die Schweden in Stralſund feſtzuhalten) vor den 100,000 Ruſſen weiter und weiter zurückzog. Somit gelang es dem General Fermor mit leichter Mühe, ſich innerhalb der Monate Februar, März und April der ganzen Provinz Preußen zu bemächtigen, und im Mai zwang er dieſelbe, ſeiner Kaiſerin zu huldigen. Daraufhin überſchwemmte er mit ſeinen barbariſchen Horden im Juni und Juli das Pommeriſche und die Neumark, allüberall mit viehiſcher Grauſamkeit hauſend, und endlich zu Anfang Auguſt ſchritt er zur Belagerung von Küſtrin in der Mark Brandenburg. Das war die Gefahr, von der ich oben ſagte, ſie ſei rieſengroß angeſchwollen, denn von Küſtrin aus konnten die Ruſſen in wenigen vierzehn Tagen Berlin erreichen, ohne daß der Graf Dohna, der ſich mit ſeinem kleinen Heere hart an der Oder, Angeſichts der Ruſſen, verſchanzt hatte, im Stande geweſen wäre, ſie daran zu verhindern. Solche entſetzliche Gefahr mußte um jeden Preis abgewendet werden, und ſofort übertrug Friederich II. den Oberbefehl über das Lager bei Landshuth dem Feldmarſchall Keith, während er ſelbſt mit 38 Schwadronen und 14 Bataillonen, alſo etwa 15,000 Mann, die er von der Hauptarmee abtrennte, in forcirten Märſchen die Mark zu gewinnen ſuchte. Am 20. Auguſt traf er in Frankfurt an der Oder ein, und hier erfuhr er, daß die Ruſſen, aus Zorn über den hartnäckigen Widerſtand der „Feſtung“ Küſtrin, die von dieſer getrennte „Stadt“ Küſtrin total in Trümmer geſchoſſen hätten. Nicht minder traten ihm beim Weitermarſchiren die barbariſchen Verheerungen, welche die Ruſſen überall angerichtet hatten, vor die Augen, und alsbald befahl er ſeinen Truppen, dem Feinde, wenn's zur Schlacht komme, keinen Pardon zu geben. Am 22. Auguſt vereinigte er ſich bei Gorgaſt mit dem Dohna'ſchen Corps, wodurch ſein Heer auf 35,000 Mann anſchwoll, und am 23. ging er bei Güſtebieſe über die Oder. Sofort rückte ihm der General Fermor von Küſtrin aus entgegen, und ſtellte ſich am 24. zwiſchen den Dörfern Quartſchen und Zieſer. Friederich II. aber ſetzte ſich hinter Wilkersdorf längs den Anhöhen vor dem Dorfe Zorndorf feſt. Früh 9 Uhr

Digitalisiert von Google

den anderen Tag (25. Auguſt 1758) begann die Schlacht, die allerblutigſte des ganzen Kriegs, und bis Nachts 10 Uhr machten die Ruſſen mit ihrer koloſſalen Uebermacht den Preußen den Sieg ſtreitig. Nun aber, nachdem ſie gegen 20,000 Mann an Todten und Verwundeten, ſowie weitere 9000 an Gefangenen eingebüßt hatten, wichen ſie, 103 Kanonen und 27 Fahnen im Stiche laſſend, in Unordnung zurück, und gleich den anderen Tag hob General Fermor die Belagerung von Küſtrin auf, um über Landsberg und Drieſen nach Polen zu retiriren. Noch mehr, er zog ſofort auch ein kleines Corps, welches er ſchon früher zur Belagerung der kleinen pommeriſchen Feſtung Kolberg an der Oſtſee beordert hatte, an ſich, und von den Ruſſen war alſo für dieſes Jahr nichts mehr zu befürchten. Somit war das Blut der Preußen in der Schlacht von Zorndorf (ſie hatten dort 11,000 Todte und Verwundete) doch nicht umſonſt verſpritzt worden, und augenblicklich übertrug nun Friederich II. dem Grafen Dohna wieder die Vertheidigung der nördlichen Landesgränzen, weil jetzt ſeine eigene Gegenwart in Schleſien und Sachſen dringend nothwendig wurde.

In Schleſien nämlich hatte der Feldmarſchall Daun die Abweſenheit Friederichs II. dazu benützt, um von ſeinem überlegenen Heere einzelne Corps abzutrennen, welche er mit der Eroberung verſchiedener feſter Plätze des Landes (z. B. das Corps Harſch mit der Eroberung von Neiſſe und das Corps Loudon mit der Unterwerfung der Ober- und Niederlauſitz) betraute. Dieß veranlaßte den Feldmarſchall Keith, den genannten öſterreichiſchen Corps ebenſo viele preußiſche entgegenzuſtellen, und dadurch ſchwächte er ſich ſo, daß er den Feldmarſchall Daun nicht hindern konnte, ſich mit ſeinem Hauptcorps — immer noch 60,000 Mann — auf Sachſen zu werfen. Hier kommandirte Friederichs II. Bruder, der vielbegabte Prinz Heinrich; allein ſeine ganze Streitmacht belief ſich auf 25,000 Mann, und wenn dieſe auch bis jetzt genügt hatte, um Sachſen gegen die deutſche Reichsarmee zu decken, ſo war ſie dagegen ſelbſtverſtändlich gegen den Feldmarſchall Daun vollkommen unzureichend. Letzterer machte alſo in der Niederwerfung Sachſens bedeutende Fortſchritte, und ohne die Tapferkeit des Generals Schmettau, des preußiſchen Kommandanten in Dresden, wäre ihm dieſe ſo höchſt wichtige Stadt ſchon im Sep-

Digitalisiert von Google

tember 1758 in die Hände gefallen. Fast ebenso schlimm stand es in der Lausitz, sowie in Schlesien, denn General Loudon brandschatzte bereits den Kottbuser Kreis, und die Festungen Neisse und Kosel waren kaum mehr fähig, Widerstand zu leisten. Bei dieser schlimmen Sachlage faßte Friederich II. sofort den Plan, vor allem den Feldmarschall Daun zu schlagen, und in Eilmärschen ging's von Küstrin nach Sachsen. In Bautzen, wo er den Feldmarschall Keith mit seinem Corps an sich zog, erfuhr er, daß Daun auf die Nachricht von seinem Anmarsch hin — das bloße Wort: „Er kommt!" brachte diese Wirkung hervor — alle Operationen eingestellt und bei Stolpen zwischen Dresden und Bautzen ein überaus festes Lager bezogen habe. Alsbald machte Friederich II., um die Oesterreicher aus dieser Stellung zu locken, eine Schwenkung in der Richtung nach Zittau, wo Daun seine Magazine hatte, und in der That marschirte nun Letzterer so schnell er konnte, nach Löbau, um dem Könige den Weg zu verlegen. Daraufhin lagerte sich Friederich II. am 10. Oktober 1758 beim Dorfe Hochkirch auf dem Wege von Bautzen nach Löbau, und zwar in einer Stellung, die man mehr als gewagt (der Feldmarschall Keith sagte deßhalb auch laut genug: „Wenn uns die Oesterreicher hier nicht angreifen, so verdienen sie gehangen zu werden") nennen mußte. Allein er wählte sie, weil er glaubte, von hier aus, wenn er erst noch mehr Verstärkungen (seine Armee stand der österreichischen an Truppenzahl fast um das Doppelte nach) an sich gezogen hätte, den Feldmarschall Daun in seinem Lager bei Löbau am besten überfallen zu können. Doch was er den Oesterreichern zugedacht hatte, geschah nun ihm selbst. In der Nacht vom 13. auf den 14. Oktober brach Daun mit seiner ganzen Armee von Löbau auf, ließ aber die Wachfeuer in seinem Lager sorgfältig unterhalten, um die Preußen seinen Abzug nicht merken zu lassen. Um 4 Uhr Morgens hatte er seine Truppen bei Hochkirch gesammelt, und sofort gab er das Signal zum Angriff. Die Preußen wurden förmlich überrumpelt, und ihre vollständige Vernichtung hätte nicht ausbleiben können, wenn sie weniger disciplinirt gewesen wären. So aber sammelten sie sich halbangekleidet mitten im furchtbarsten Kartätschenfeuer, und um 9 Uhr Morgens bewerkstelligte Friederich II. den Rückzug über Doberschütz nach Bautzen in solcher Ordnung, daß

Digitalisiert von Google

der Feind eine Verfolgung nicht wagte. Im Gegentheil bezog Feldmarschall Daun augenblicklich wieder sein Lager bei Löbau, sobald ihm die sichere Kunde wurde, daß Friederich II. bei Bautzen eine unangreifbare Stellung eingenommen hätte. Doch welch' enorme Verluste waren nicht preußischerseits zu beklagen! Das Lager, das Gepäck, fast die ganze Artillerie hatte der Feind erobert, und überdem deckten 9000 Preußen, darunter die besten Offiziere (dem Prinzen Franz von Braunschweig nahm eine Kanonenkugel den Kopf weg und der Feldmarschall Keith fiel von zwei Musquetenkugeln durchbohrt; der Prinz Moritz von Anhalt-Dessau aber erhielt eine schwere und Friederich II. selbst eine leichte Verwundung) das Schlachtfeld.

Diese entsetzliche Niederlage, hätte man glauben sollen, werde das Ende des Kriegs herbeigeführt haben; aber nie zeigte sich Friederich II. größer, als gerade nach diesem Unglück. Sofort sandte er dem Grafen Dohna den Befehl zu, mit seinem Corps (und zu diesem gehörte auch das kleine Detachement des Generals Wedel) die Vertheidigung Sachsens zu übernehmen, und er selbst zog seinen Bruder Heinrich mit 7000 Mann frischen Truppen, sowie besonders auch mit dem nöthigen Geschütz an sich. Dann brach er am 24. Oktober Nachts 10 Uhr mit seinem Heere in der Richtung nach Schlesien auf, umging über Ullersdorf das Daun'sche Lager bei Löbau, und stand am 26. Oktober bereits in Görlitz. Von dort aus unternahm er mit Sturmeseile die Vertreibung der Oesterreicher aus Schlesien und am 6. November ward Neisse, am 15. Kosel entsetzt. Kaum aber hatte er hier ein wenig aufgeräumt, so marschirte er wieder rückwärts nach Sachsen, wo inzwischen seine Gegenwart höchst nothwendig geworden war. Um nämlich endlich den Sieg von Hochkirch auszunützen, hatte sich der Feldmarschall Daun während der Abwesenheit des preußischen Königs in Schlesien wieder an die Eroberung Dresdens gemacht und zugleich seinen Untergeneral Haddick beauftragt, Torgau wegzunehmen. Nicht minder rückte die Reichsarmee, welche jetzt der traurige Convertit Prinz Friederich von Pfalz-Zweibrücken kommandirte, gegen Leipzig vor, und die Gefahr, daß ganz Sachsen den Preußen entrissen werden würde, lag also nahe genug. Allein es kam doch Alles ganz anders. Die Reichsarmee jagte Graf Dohna wie eine Heerde Schaafe bis

Digitalisiert von Google

weit in's Thüringen'ſche hinein zurück, und eine ebenſo ſchimpfliche Niederlage bereitete ſein Mitkommandirender, der tapfere General Wedell, dem General Haddick vor Torgau. Die Stadt Dresden aber wurde von dem Grafen Schmettau mit ſolcher Kraft vertheidigt, daß Feldmarſchall Daun lediglich nichts ausrichten konnte. Im Gegentheil hob Letzterer, als er am 18. November die Nachricht erhielt, daß Friederich II. von Schleſien her im Anmarſch ſei, alsbald die Belagerung auf und retirirte nach Böhmen, um dort Winterquartiere zu beziehen. So wurde trotz der Niederlage von Hochkirch, ſowohl Sachſen als Schleſien vom Feinde befreit, und nun übertrug Friederich II. das Oberkommando in Sachſen wieder ſeinem Bruder Heinrich, während er ſelbſt die Stadt Breslau für die nächſten paar Monate zu ſeiner Reſidenz erkor.

Nicht minder glücklich war auch der Krieg am Rhein geführt worden. Dort hatte, wie wir wiſſen, die von Georg II. geſtellte Hülfsarmee (Engländer, Hannoveraner, Heſſen, Braunſchweiger u. ſ. w.) ſeit dem Spätherbſt 1757 in dem Herzog Ferdinand von Braunſchweig einen ausgezeichneten Führer bekommen, und dieſer trieb die Franzoſen, welche unter dem Herzog von Richelieu, ſpäter unter dem Grafen von Clermont das ganze nordweſtliche Deutſchland ausraubten, ſchon in den erſten Frühlingsmonaten des Jahrs 1758 aus Hannover und Heſſen bis über den Rhein zurück. Noch mehr, er nahm ihnen nach und nach in lauter kleinen Gefechten über 12,000 Gefangene ab, und brachte ihnen dann, nachdem er am 2. Juni den Rhein bei Emmerich ebenfalls überſchritten hatte, am 23. Juni bei Crefeld eine blutige Niederlage bei. Nun fing man in Paris zu fürchten an, der tapfere Herzog könnte in Frankreich ſelbſt einmarſchiren, und erſetzte ſofort den unfähigen Grafen Clermont durch den Marſchall Contades. Noch mehr, man ſchickte ſogar eine zweite Armee unter dem Herzog von Rohan-Soubiſe, dem lächerlichen Helden von Roßbach (trotz dieſer ſchimpflichen Niederlage blieb er der Liebling der Marquiſe von Pompadour) bei Mainz über den Rhein, um vom Süden her gegen Heſſen und Hannover zu operiren, und richtig gelang es demſelben wegen ſeiner großen Uebermacht einige kleine Vortheile gegen den Grafen von Yſenburg, welchen ihm der Herzog von Braunſchweig entgegen-

Digitalisiert von Google

schickte, zu erringen. Hiedurch sah sich Letzterer genöthigt, im August wieder auf das rechte Rheinufer zu gehen; allein von nun an manövrirte er zu gleicher Zeit gegen die beiden französischen Heere mit einer solchen Meisterschaft, daß dieselben trotz ihrer fast dreifachen Ueberzahl keine weiteren Fortschritte machen konnten. Im Gegentheil wurde der Marschall Contades genöthigt, auf dem linken Ufer des Rheins gegen die Maas hin, seine Winterquartiere zu nehmen, und der Herzog von Rohan-Soubise sah sich im Spätherbst auf die Gegend zwischen Main und Rhein, also auf eine Landschaft, die keinem der paar Verbündeten Friederichs II. angehörte, zurückgedrängt.

Den Winter von 1758 auf 1759 benützte man allerseits zu erneuten großen Rüstungen und besonders thätig waren die beiden Kaiserinnen Maria Theresia und Elisabeth. Die Letztere ernannte, anstatt des in Ungnade gefallenen Generals Fermor den Grafen Peter Semenowitsch Soltikow zum Oberbefehlshaber, und befahl ihm, die Niederlage von Zorndorf um jeden Preis auszuwetzen. Die Erstere aber strengte alle ihre Kräfte an, um die Armee des Feldmarschalls Daun noch stärker als früher zu machen, und suchte zugleich ihre Untergenerale, wie besonders den tapferen Loudon, der nach der Schlacht von Hochkirch Feldmarschallieutenant wurde, durch Beförderungen zu außergewöhnlichen Anstrengungen anzufeuern. Auch Friederich II. that sein Möglichstes, sich auf den kommenden Feldzug vorzubereiten, allein er hatte, weil sein Königreich gegenüber den drei Großstaaten Oesterreich, Frankreich und Rußland sich geradezu zwergenhaft ausnahm, einen unendlich viel schwereren Stand. Er mußte daher, um Geld und Mannschaften aufzutreiben, zu den härtesten Mitteln — sogar zur Münzverschlechterung — greifen, und von selbst versteht es sich, daß er das occupirte Sachsen am wenigsten verschonte. Trotzdem standen seine Rüstungen denen seiner Feinde gegenüber um das Vierfache zurück, und es blieb ihm also nichts übrig, als sich so viel wie möglich auf die Vertheidigung zu beschränken. Im ersten Anfang des neuen Feldzugsjahres 1759 übrigens ließ sich Alles so ziemlich gut an. Während nämlich Friederich II. selbst mit seiner Hauptmacht — übrigens nur 40,000 Mann — in einem festen Lager bei Landshut und Schmottseifen in Schlesien, an der böhmischen

Digitalisiert von Google

Gränze stehen blieb, um den österreichischen Feldmarschall Daun, der mit 70,000 Mann in und bei Münchengrätz lag, im Schach zu halten, operirte sein Bruder Heinrich, den er mit der Behauptung Sachsens betraut hatte, mit seinem kleinen kaum 24,000 Mann starken Heere wahrhaft bewunderungswürdig, denn nicht nur gelang es ihm schon im März 1759 durch einen kühnen Einfall in Böhmen verschiedene großartige österreichische Militärmagazine (welche wieder zu ergänzen, später der Feldmarschall Daun die größte Mühe hatte) zu zerstören, sondern er brach auch mit noch größerer Kühnheit in Franken ein und jagte, nach Eroberung Bambergs, die dort in der Sammlung begriffene Reichsarmee auseinander. Um so schlimmer gestalteten sich die Verhältnisse im Norden. Dort sollte, wie früher, der Graf Dohna die Schweden und Russen zugleich abwehren, und es gelang ihm auch richtig, die Erstereu, welche überhaupt während des ganzen Kriegs die Kraftlosigkeit eines tief heruntergekommenen Staates an den Tag legten, bis nach Stralsund zurückzujagen. Vor dem 100,000 Mann starken russischen Heere unter Soltikow dagegen, zog er sich, da er nur über 25,000 Mann verfügte, beständig zurück, und machte es dadurch dem russischen Oberfeldherrn möglich, in alle bedeutendere Städte der Provinzen Preußen und Pommern, sowie der Neumark Besatzungen zu legen. Dadurch aber trat die Gefahr, daß sich Soltikow mit der 30,000 Mann starken österreichischen Heeresabtheilung, welche der Feldmarschallieutenant Loudon befehligte (diese stand damals in Lauban zwischen Görlitz und Bunzlau), vereinigen werde, und wenn diese Vereinigung stattfand, so konnte die Eroberung der ganzen Mark Brandenburg mit der Hauptstadt Berlin nicht leicht mehr gehindert werden. Somit berief Friederich II. zu Anfang des Monats Juli 1759 den Grafen Dohna ab, und betraute den General Wedell mit dem Oberkommando über das Dohna'sche Corps, ihm zugleich anbefehlend, die Russen zu schlagen, wo er sie finde. Dieser empfangenen Ordre gemäß griff Wedell, der vor Eifer glühte, sich auszuzeichnen, in der That den Grafen Soltikow am 23. Juli beim Dorfe Kay, unweit Züllichau, (an der Gränze der Mark Brandenburg gegen Schlesien und Posen hin) an, wurde aber vollständig geschlagen und verlor — außer 5000 Mann — sogar seine ganze

Digitalisiert von Google

Artillerie. Daraufhin rückte Soltikow über Kroſſen nach Frankfurt an der Oder und vereinigte ſich da mit Loudon, dadurch ſeine Armee (die er durch die Abgabe ſo vieler Beſatzungen ſehr geſchwächt hatte) auf 70,000 Mann anſchwellen machend. Schwer traf Friederich II. dieſer Schlag, denn er ſah voraus, daß Soltikow und Loudon ſofort, wenn ſie erſt Küſtrin erobert, auf Berlin marſchiren würden. Solches zu hintertreiben, berief er augenblicklich ſeinen Bruder Heinrich zu ſich und übertrug ihm den Oberbefehl über das ſchleſiſche Heer im Lager von Schmottſeifen. Zugleich wurden alle bisher unter dem Prinzen Heinrich in Sachſen geſtandenen Truppen mit Zurücklaſſung von nur 10,000 Mann unter dem General Fink nach Sagan an der Gränze Schleſiens gegen Brandenburg hin beordert, und an die Spitze derſelben ſtellte ſich Friederich II. ſelbſt. Dann marſchirte er nordwärts über Guben nach Müllroſe, und vereinigte ſich hier am 4. Auguſt mit den Trümmern des Corps Wedell. Weil er aber fand, daß ſein Heer immer noch zu ſchwach ſei, um die öſterreichiſch-ruſſiſche Armee angreifen zu können, zog er ſofort auch noch die 10,000 Mann unter General Fink an ſich, und alsbald nun, am 11. Auguſt, ward zwiſchen Frankfurt an der Oder und Lebus die Oder überſchritten. Hier nämlich, auf dem rechten Ufer der Oder, hatten Soltikow und Loudon, die bisher allen Bewegungen des Königs genau gefolgt waren, zwiſchen Frankfurt und Kunersdorf eine überaus feſte Stellung eingenommen, und aus dieſer wollte ſie Friederich II. verdrängen. Den anderen Morgen (12. Auguſt) um 11 Uhr wagte er, obwohl ſein Heer nur 40,000 Mann ſtark war, den Angriff, und dieſer ſteigerte ſich alsbald zu einer Schlacht, welche für die preußiſchen Waffen nicht unſeliger hätte ausfallen können. Zwar allerdings im Anfang war Friederich II. ſiegreich und hatte nach ſechs Stunden, Abends 6 Uhr, den linken Flügel des Feindes, welchen die Ruſſen bildeten, zurückgedrängt. Nunmehr aber drang Loudon mit dem rechten Flügel (den Oeſterreichern) vor, und ſeine noch ungeſchwächten Truppen warfen Alles mit unwiderſtehlicher Kraft vor ſich nieder. In wilder Flucht ſtiebten die ermüdeten Preußen auseinander, und vergeblich waren alle Anſtrengungen des Königs und ſeiner Generale, dieſe Flucht aufzuhalten.

Digitalisiert von Google

Eine gräßlichere Niederlage konnte man ſich gar nicht denken. Es gab kein Geſchütz, keine Munition, keine Vorräthe mehr, denn Alles, Alles war dem Feind in die Hände gefallen. Ueber 26,000 Preußen bedeckten die Wahlſtatt, und von denen, welche ſich gerettet, hatten Viele, wie beſonders auch die Generale Seidlitz, Fink und Hülſen, ſchwere Wunden erhalten. Dem König ſelbſt waren zwei Pferde unter dem Leibe erſchoſſen worden, und dem ſicheren Tode hatte ihn nur die Tapferkeit des Rittmeiſters Prittwitz entriſſen. Abends ſpät ſammelten ſich im Dörfchen Oetſcher, wo ſich die Schiffbrücken über die Oder befanden, noch 5000 Mann, und mit dieſen marſchirte Friederich II. am nächſten Tage nach Fürſtenwalde auf der Heerſtraße von Frankfurt an der Oder nach Berlin. Bis hieher war er ſtumpf und in ſich verſunken der Verzweiflung nahe geweſen; allein jetzt fand er auf einmal ſeine geiſtige Elaſticität wieder und von Stunde an blieb er unermüdlich thätig, ſich ein neues Heer zu ſchaffen. Er ſammelte alſo die Verſprengten, die ſich noch nicht bei ihm eingefunden hatten, und zu gleicher Zeit zog er die kleinen Beſatzungen der verſchiedenen größeren Städte Brandenburgs und Pommerns an ſich. Nicht minder ſchaffte er friſches Geſchütz aus Berlin und Küſtrin herbei, und ſo befehligte er ſchon nach wenigen Tagen wieder über ein kampffähiges Heer von 28,000 Mann. Mit dem feſten Entſchluß nun, für die Rettung ſeiner Hauptſtadt das Aeußerſte zu wagen, erwartete er in Fürſtenwalde den Feind, allein — der Feind kam nicht. Gewiß, es lag in der Macht der vereinigten Ruſſen und Oeſterreicher gleich den Tag nach der Schlacht von Künersdorf den Marſch auf Berlin anzutreten und mit der Eroberung Brandenburgs dem Krieg in acht Tagen ein Ende zu machen, aber ſie traten den Marſch auf Berlin nicht an. Und warum nun nicht? Einfach deßwegen, weil der Graf Soltikow nicht wollte. Er hatte in der Schlacht von Kunersdorf ebenfalls die furchtbarſten Verluſte — 24,000 Todte und Verwundete — erlitten, und mußte alſo ſeiner erſchöpften Armee eine längere Ruhe gönnen. Nach einigen Wochen aber, als ihn der Feldmarſchall Daun, als öſtereichiſcher Generaliſſimus, auf's dringendſte aufforderte, nun endlich doch den Marſch auf Berlin anzutreten, gab er folgende bezeichnende Antwort: „Ich habe zwei

Digitalisiert von Google

Schlachten gewonnen und warte jetzt auf die Nachricht zweier Siege von Ihnen, denn es ist nicht billig, daß die Truppen meiner Kaiserin ganz allein agiren.“ Mit anderen Worten das Interesse Rußlands gipfelte darin, die Provinz Preußen zu erobern, und diese Eroberung war damals eine vollendete Thatsache; seine Soldaten aber zum Vortheil Oesterreichs zu opfern, während der österreichische Generalissimus unthätig in Münchengrätz lag, dazu hatte Soltikow weder Lust noch Befehl. Ueberdem gab es für den russischen Oberanführer noch einen anderen tieferen Grund, warum er unthätig blieb. Die Kaiserin Elisabeth von Rußland, die Feindin Friederichs II., war, obwohl anno 1759 erst 50 Jahre alt, längst durch gemeine Ausschweifungen entnervt, und konnte, da sie sich schon seit mehreren Jahren her täglich viehisch betrank, unmöglich mehr lange leben. Sobald sie aber starb, so kam ihr Neffe Peter, der Sohn ihrer Schwester Anna und des Prinzen Karl Friederich von Holstein-Gottorp, auf den Thron und dieser gehörte unter die enthusiastischten Verehrer Friederichs II. Selbstverständlich also mußte der Graf Soltikow, seiner eigenen Zukunft wegen, darauf bedacht sein, den künftigen Thronfolger günstig für sich zu stimmen, und dieß erreichte er am besten dadurch, daß er die jetzige schlimme Lage des preußischen Königs nicht auf's Aeußerste ausnützte. Deßwegen blieb Soltikow mit seiner Armee verschiedene Wochen lang unthätig bei Frankfurt an der Oder liegen, und wie er endlich aufbrach, schlug er nicht die Richtung nach Berlin, sondern die nach Schlesien ein. Auch machte er in Glogau bereits wieder Halt, und marschirte von da aus, jeden Zusammenstoß mit Friederich II., der ihm von Fürstenwalde aus, langsam gefolgt war, sorgfältig ausweichend, nach Polnisch-Lissa, um in der unteren Weichselgegend seine Winterquartiere aufzuschlagen.

Nicht minder günstig, als diese Unthätigkeit der Russen nach der Schlacht von Kunersdorf, wirkten für Friederich II. die glänzenden Vortheile, welche der tapfere Herzog Ferdinand von Braunschweig am Rhein über die Franzosen erkämpfte. Im Anfang freilich hatte er einen schweren Stand, denn die französische Regierung zur Einsicht gelangt, daß der Herzog von Rohan-Soubise als Feldherr nichts tauge, ersetzte ihn bei Beginn des Feldzugs 1759 durch den Marschall

Digitalisiert von Google

Broglio, und dieſer beeilte ſich vom Main aus nördlich vorzudringen, um ſich mit dem Marſchall Contades, der vom Unterrhein aus operirte, zu vereinigen. Dieß zu verhindern, eilte ſofort der Herzog Ferdinand dem Marſchall Broglio entgegen, und traf ihn Anfangs April in einer überaus feſten Stellung beim Dorfe Bergen, in der Nähe von Frankfurt am Main. Der Verſuch aber, den Marſchall aus dieſer Stellung zu verdrängen, mißglückte (13. April) vollſtändig, und unmittelbar darauf, Anfangs Mai, vereinigte ſich Broglio mit Contades. Gleich einem Bergſtrom überflutheten ſofort die Franzoſen das nordweſtliche Deutſchland, und nach einander fielen die Städte Frankfurt, Kaſſel, Paderborn, Münſter und Minden nebſt noch verſchiedenen anderen in ihre Hände. Ja ſelbſt Hannover ſchien verloren; allein am 1. Auguſt trat ihnen der Herzog Ferdinand bei Minden entgegen, und brachte ihnen trotz ihrer großen Uebermacht eine totale Niederlage bei. Noch mehr, an demſelben Tage ſchlug auch des Herzogs Neffe, der tapfere Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig (Erſtgeborener des regierenden Herzogs Karl von Braunſchweig), welchen ſein Oheim mit den braunſchweigiſchen Truppen gegen das nordwärts vorausgeeilte franzöſiſche Corps Briſſac entſendet hatte, Letzteres bei Gohfeld, und dieſe beiden Siege hatten zur Folge, daß in den nächſten Wochen ſchon Osnabrück, Paderborn, Bielefeld, Marburg, Münſter, Minden und Fulda zurückerobert wurden. Freilich rief jetzt die franzöſiſche Regierung den Marſchall Contades ab und machte den Marſchall Broglio zum alleinigen Oberbefehlshaber; allein trotzdem gelang es den Franzoſen nicht, ſich wieder zwiſchen der Weſer und dem Main feſtzuſetzen, und am Ende mußten ſie noch froh ſein, zwiſchen dem Main und Rhein unangefochten die Winterquartiere beziehen zu können.

So hoch anzuſchlagen nun aber auch dieſe über die Franzoſen errungenen Vortheile waren, ſo endigte der Feldzug von 1759 doch keineswegs glücklich für Friederich II. Unmittelbar nachdem dieſer, wie wir oben geſehen, alle ſeine Truppen aus Sachſen gezogen hatte, brach die Reichsarmee, die ſich inzwiſchen unter dem Herzog von Zweibrücken im Fränkiſchen wieder geſammelt hatte, 25,000 Mann ſtark in's Sächſiſche ein, und eroberte ohne viele Schwierigkeit Leipzig,

Digitalisiert von Google

Torgau und Wittenberg. Daraufhin ſchritt der Herzog in der Mitte des Auguſts zur Belagerung der Stadt Dresden, in welcher der tapfere General Schmettau kommandirte, und man durfte alſo vorausſetzen, daß die Reichsarmee dieſelbe nicht erobern werde. Allein unſeligerweiſe ließ Friederich II. unmittelbar nach der verlorenen Schlacht von Kunersdorf dem General die Weiſung zugehen, es nicht auf's Aeußerſte zu treiben, ſondern vor allem darauf bedacht zu ſein, die in Dresden befindliche Kriegskaſſe mit fünf Millionen Thalern zu retten, weil man ſonſt den Krieg nicht weiter führen könne. Dieſen Befehl hätte der König freilich nur wenige Tage ſpäter, nachdem er ſeine geiſtige Kraft wieder gefunden, um jeden Preis gerne rückgängig gemacht, allein es war unmöglich, weil der Herzog von Zweibrücken einſtweilen die Stadt ſo eng eingeſchloſſen hatte, daß man dem General Schmettau keine Nachricht mehr zukommen laſſen konnte. Ebenſo wenig half es etwas, daß der König gleich nachher, noch von Fürſtenwalde aus, den General Wunſch mit einem kleinen Corps zum Entſatz von Dresden abſchickte, denn als dieſer, nachdem er unterwegs Torgau und Wittenberg den Reichstruppen im Sturme wieder abgenommen, am 5. September in der Nähe vor Dresden erſchien, erhielt er die Unglückskunde, der General Schmettau habe den Tag zuvor, am 4. September, weil ihm ein Sturm bevorſtand, unter der Bedingung des freien Abzugs kapitulirt. Durch dieſe Kapitulation wurden nun allerdings die fünf Millionen Thaler gerettet, allein deßwegen war dieſelbe doch ein furchtbar harter Schlag für Friederich II., weil Dresden wegen ſeiner außerordentlich geſchickten Lage zwiſchen Böhmen, Schleſien und der Mark Brandenburg bisher den Mittelpunkt gebildet hatte, von welchem alle ſeine kriegeriſchen Operationen ausgingen. Gewiß, ich wiederhole es, der Schlag war hart, aber ein faſt noch härterer ſollte nachfolgen. Unmittelbar nach dem Falle von Dresden nämlich brach der Feldmarſchall Daun von Münchengrätz aus, wo er bisher geſtanden, in Sachſen ein, um die Eroberung dieſes Landes zu vollenden, und wenn ihm dieß, weil der Prinz Heinrich von Landshuth und Schmottſeifen aus ſofort ebenfalls nach Sachſen eilte, auch nicht vollſtändig gelang, ſo konnte ihn der Prinz mit ſeiner kleinen Armee doch nicht verhindern, wenigſtens einen großen Theil

Digitalisiert von Google

von Sachſen in Beſitz zu nehmen. Endlich zu Anfang des Monats November, als die Ruſſen an der Weichſel Winterquartiere bezogen hatten, konnte Friederich II. ſelbſt nach Sachſen eilen, natürlich in keiner anderen Abſicht, als um dem öſterreichiſchen Generaliſſimus eine entſcheidende Schlacht zu liefern; allein dieſer umſichtige Feldherr ließ ſich, trotzdem er ſeine ohnehin überlegene Armee durch das Herbeiziehen der Reichsarmee noch verſtärkt hatte, hierauf nicht ein, ſondern zog ſich ſofort von Willsdruff, wo er damals ſtand, hinter Dresden in den ſogenannten Plauenſchen Grund zurück, wo er ſich feſt verſchanzte. Daraufhin eröffnete Friederich II. ein furchtbares Bombardement auf Dresden, in der Hoffnung dadurch den Feldmarſchall Daun aus ſeiner feſten Poſition herauszulocken; wie aber auch dieſe Hoffnung fehlſchlug, ſchickte er den General Fink mit 15,000 Mann über Diepoldiswalde nach Maxen, um die Oeſterreicher im Rücken zu faſſen. Das war ein äußerſt gefährliches Manoeuver und der General machte deßhalb dem Könige Vorſtellungen; allein er mußte gehorchen, und führte alſo die Bewegung aus. Wie übrigens vorauszuſehen war, warf ſich ſofort der öſterreichiſche Feldmarſchall mit ſeiner ganzen Macht auf ihn und nahm ihn, nachdem er ihm 4000 Mann getödtet, am 20. November mit 11,000 gefangen. Trotz dieſes neuen faſt unerſetzlichen Verluſtes gab Friederich II. die Hoffnung, die Oeſterreicher zum Schlagen zu bringen, nicht auf, und blieb, Dresden bedrohend, mit ſeinem Heere beharrlich in und bei Willsdruff ſtehen. Doch auch Daun wich nicht aus ſeinem Lager im Plauenſchen Grunde und ſpottete ſo der Abſichten Friederichs II. Endlich übrigens, wie die Kälte immer mehr zunahm, brach Friederich II. ſeine Zelte ab und bezog bei Freyberg die Winterquartiere. Daſſelbe that daraufhin auch der Feldmarſchall Daun und führte ſeine Armee in die Gegend von Zittau an der böhmiſchen Gränze.

Wiederum ruhten jetzt die Waffen und dieſe Zeit benutzte Friederich II., um bei Rußland und Frankreich Friedensanträge zu machen. Er hatte bis jetzt den Rieſenkampf gegen Halb-Europa glorreich beſtanden; aber nunmehr fingen ſeine Heere nicht blos an zuſammenzuſchmelzen, ſondern auch, was noch ſchlimmer, ſich zu verſchlechtern, weil man in der Ergänzung derſelben nicht mehr wähleriſch ſein durfte.

Digitalisiert von Google

Ueberdem wurde es immer ſchwieriger, die zum Kriegführen nöthigen Gelder aufzutreiben, und Friederich II. hatte alſo Grund genug, die ſchnellſte Beendigung des Kriegs zu wünſchen. Aber weder Rußland noch Frankreich gingen auf ſeine Anträge ein und von der haßerfüllten Kaiſerin Maria Thereſia ließ ſich noch viel weniger ein Entgegenkommen erwarten. Es blieb alſo nichts übrig, als ſich von neuem zum Kriege zu rüſten, und was nur irgend geſchehen konnte, um Geld und Mannſchaften aufzutreiben, geſchah. Namentlich wurde Sachſen, ſo weit es ſich noch in preußiſchen Händen befand, furchtbar ausgepreßt, denn außer 2 Millionen Thalern baar mußte es 10,000 Rekruten, 100,000 Scheffel Getreide und 20,000 Stück Ochſen ſtellen. Trotzdem konnte Friederich II. ſeinen zahlreichen Feinden nur noch 90,000 Mann gegenüberſtellen, und die Armee des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig, der die Franzoſen zu bekämpfen hatte, belief ſich auch nur auf 60,000 Mann. Somit ſchien eine Niederlage des preußiſchen Königs nicht ausbleiben zu können, und im Anfang ging auch Alles ſchlimm genug. Seinen Bruder Heinrich hatte Friederich II. beauftragt, Pommern und die Mark Brandenburg gegen die Ruſſen und Schweden zu vertheidigen, und General Foucquet ſollte Schleſien gegen die Oeſterreicher unter Loudon behaupten. Er, der König ſelbſt nahm es über ſich, den Feldmarſchall Daun aus Sachſen hinauszujagen, und das ſo überaus wichtige Dresden wieder zu erobern. Während er nun aber die letztere Stadt belagerte, erhielt er plötzlich die Unglücksbotſchaft, daß Loudon, deſſen Corps 30,000 Mann ſtark war, den General Foucquet, der nur 12,000 Mann unter ſich hatte, am 23. Juni 1760 bei Landshuth bis zur Vernichtung geſchlagen und gleich darauf die Feſtung Glatz zur Kapitulation gezwungen habe. Noch mehr, Loudon ſchritt nunmehr auch zur Belagerung von Breslau, der Hauptſtadt Schleſiens, und überdem näherten ſich die Ruſſen unter Soltikow der ſchleſiſchen Gränze in Eilmärſchen, um ſich mit Loudon zu vereinigen. Geſchah aber ſolches, ſo wandten ſie ſich ohne Zweifel Beide gegen den Prinzen Heinrich im Brandenburgiſchen, und dieſer mußte dann nothwendig von einer ſo koloſſalen Uebermacht erdrückt werden. Sofort ſtand nun der Entſchluß Friederichs II. feſt, ſeinem Bruder Hülfe zu bringen, und am 30. Juli brach er von

Digitalisiert von Google

Dresden auf, die Vertheidigung Sachsens dem General Hülsen mit seinem kleinen Corps überlassend. In Eilmärschen ging's über Bautzen und Görlitz nach Schlesien hinein, um zuerst Breslau zu entsetzen; wie er jedoch am 13. August Jeskendorf bei Liegnitz erreichte, erfuhr er, daß sein Bruder Heinrich die Oesterreicher unter Loudon bereits zum Abzug gezwungen hatte. Somit hatte Schlesiens Hauptstadt, die von ihrem Kommandanten Tauentzien während der Belagerung wahrhaft bewunderungswürdig vertheidigt worden war, für den Augenblick nichts mehr zu befürchten; um so gefährlicher aber gestaltete sich jetzt die Lage für Friederich II. selbst. Kaum nämlich hatte er am 30. Juli seinen Marsch nach Schlesien angetreten, so brach auch Feldmarschall Daun dahin auf und hielt, obwohl natürlich auf einer anderen Straße, immer gleichen Schritt mit dem preußischen Heere. Ja er kam demselben merkwürdiger Weise bis nach Liegnitz noch um einen halben Tag zuvor und vereinigte sich hier jenseits des Katzbaches, eines Zuflusses der Oder, mit dem Loudon'schen Heere, das ihm von Breslau her entgegengezogen kam. Ueberdem standen die Russen unter Soltikow, 60,000 Mann stark, nur wenige Tagmärsche entfernt, unterhalb Glogau, auf der linken Seite der Oder, und wenn sie die ernstliche Absicht hatten, ebenfalls zu der großen österreichischen Armee zu stoßen, so konnte sie der viel schwächere Prinz Heinrich, welcher ihnen gegenüber lagerte, kaum daran verhindern. Welche Aussichten nun für Friederich II.! Schon die vereinigte österreichische Armee war ihm fast um das Dreifache überlegen, wenn aber vollends die Russen dazu kamen, so mußte es ihm ergehen, wie dem General Fink bei Maxen. Zum Glück übrigens harmonirte der russische Feldherr ganz und gar nicht mit den beiden Oesterreichischen, und selbst unter diesen herrschte, ihrer gegenseitigen Eifersucht wegen, durchaus keine Einigkeit. Ja, so groß war die Mißstimmung Daun's gegen Loudon und umgekehrt, daß jeder von ihnen, trotz ihrer Vereinigung, ein abgesondertes Lager inne hatte, und darauf gründete Friederich II. sofort den Plan, womöglich einen nach dem anderen zu schlagen. Am 14. August schloß derselbe aus den Bewegungen Loudon's, daß dieser den anderen Morgen die Anhöhen von Pfaffendorf besetzen wolle, und ganz das Gleiche berichtete auch ein Ueberläufer, ein Irländer, der unter Loudon als

Digitalisiert von Google

Rittmeiſter diente. Solche Standquartierveränderung aber konnte keinen anderen Zweck haben, als das preußiſche Heer, wenn es in Jeskendorf ſtehen blieb, gerade in die Mitte zwiſchen das Daun'ſche und Loudon'ſche Lager zu bringen, um es dann von Hinten und von Vorn zugleich angreifen zu können. In tiefſter Stille ließ alſo Friederich II. noch am 14. mit einbrechender Nacht ſein Lager in Jeskendorf abbrechen, natürlich aber ohne die Wachfeuer auszulöſchen, und ſetzte ſich noch lange vor Mitternacht auf den Anhöhen von Pfaffendorf feſt. Die Mannſchaft legte ſich ruhig nieder, nicht aber um zu ſchlafen, ſondern um leiſe zu plaudern, denn der Feind konnte jede Stunde eintreffen. Um 2 Uhr Morgens, am 15., ſprengte der Major Hund, der an der Spitze einer Huſarenpatrouille recognoscirt hatte, zum Könige und meldete ihm, daß der Feind ganz in der Nähe ſei. Sofort gab Friederich II., ſich auf's Pferd ſchwingend, ſeine Befehle, und in wenigen Minuten ſtand jeder Mann an ſeinem Platz. Sowie nun aber der nichts ahnende Feldmarſchalllieutenant Loudon die Höhen erreichte, wiederholte ſich die Scene des Ueberfalls bei Hochkirch, obwohl in furchtbar verſtärkter Weiſe. Von allen Seiten empfing ihn ein mörderiſches Feuer, und ſeine Soldaten wälzten ſich in ihrem Blute, ehe ſie nur wußten, woher die Kugeln kamen. Ein gränzenloſer Schrecken erfaßte die Mannſchaften, und wie vollends die preußiſchen Huſaren einhieben, wurde die Verwirrung eine entſetzliche. Wohl that Loudon ſein Möglichſtes, ſeine Schaaren zu ordnen, allein vergebens, und ſchon nach wenigen Stunden, in der Früh um 5 Uhr, war Alles vorüber. Loudon hatte 10,000 Todte und Verwundete und dazuhin ging ſeine ganze Artillerie (82 Kanonen) verloren. Nicht minder wurden 6000 Mann gefangen, während der Verluſt der Preußen ſich nur auf 1800 Mann, meiſt leicht Verwundete, belief. Noch muß ich anführen, daß merkwürdigerweiſe der Feldmarſchall Daun während der ganzen Action ganz ruhig in ſeinem Lager blieb, angeblich, weil er von der Kanonade nichts hörte; wenn er es aber auch verſucht haben würde, dem Loudon'ſchen Heere zu Hülfe zu kommen, ſo müßte ihm dieß ſchwer genug geworden ſein, weil die zwei einzigen Wege, die er einſchlagen konnte, von Friederich II. durch furchtbare Batterien verſperrt worden waren.

Die nächſte Folge des Siegs bei Liegnitz beſtand darin, daß der

Digitalisiert von Google

Feldmarschall Daun mit seiner Armee eiligst nach Sachsen zurückging, während zu gleicher Zeit die Russen unter Soltikow nach Polen hin retirirten. Ungehindert konnte sich jetzt Friederich II. mit seinem Bruder Heinrich vereinigen, und sofort wurde geplant, vor allem ganz Schlesien vom Feinde zu säubern. War dieß geschehen, so wollte Friederich II. die Vertheidigung dieser Provinz wieder seinem Bruder überlassen, während er sich selbst die Aufgabe stellte, Sachsen von neuem zu erobern. Diesen Plan führte der König auch wirklich aus, obwohl ihm sein unermüdlicher Gegner, der Feldmarschall Daun, wenigstens das Letztere — die Zurückeroberung Sachsens — durch eine kühne Diversion unmöglich zu machen suchte. Nach langem Unterhandeln und Streiten brachte nämlich Daun den Grafen Soltikow dazu, daß er einwilligte, Berlin, die Hauptstadt Preußens, durch ein aus Russen und Oesterreichern zusammengesetztes Corps überfallen zu lassen, denn dadurch hoffte man den König Friederich II. zu nöthigen, zur Vertheidigung seiner Hauptstadt in's Brandenburgische zu eilen und alle anderen Unternehmungen aufzugeben. Die Russen bei dem Corps kommandirte der General Todtleben, die Oesterreicher (und diesen gesellte man auch die wenigen Regimenter zu, welche man aus den zu preußischen Soldaten gepreßten und nachher desertirten Sachsen gebildet hatte) der General Lascy. Am 4. Oktober langte das Corps in der Nähe von Berlin an, und am 9., nachdem sich die unbefestigte Stadt fünf Tage lang heldenmüthig genug vertheidigt hatte, zog es daselbst ein. Mit welcher Barbarei aber diese vereinigten Russen, Oesterreicher und Sachsen hausten, kann man sich denken, und die Contribution von 1,700,000 Thalern, welche die Stadt zahlen mußte, war noch das Geringste. Um übrigens der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich constatiren, daß in erster Linie die Sachsen sich durch die gemeinste Raubsucht und Zerstörungswuth (besonders wütheten sie gegen die königlichen Schlösser, die sie, wie z. B. Charlottenburg, sozusagen um und um kehrten) hervorthaten, während der General Todtleben solchem Schandtreiben, so viel in seinen Kräften stand, zu steuern suchte. Doch siehe da, am 12. Oktober lief die Nachricht ein, daß Friederich II. von Schlesien her in Eilmärschen nahe, und — mein Gott, wie schnell nun diese Barbaren abzogen! Die Russen

Digitalisiert von Google

unter Todtleben gingen an die Weichsel, um wieder zu der Armee des Grafen Soltikow zu stoßen, die Oesterreicher und Sachsen aber schlugen den Weg nach Sachsen ein, wo sie sich sofort mit der Armee des Feldmarschalls Daun vereinigten.

Friederich II. war auf die Botschaft hin, daß Todtleben und Lascy seine Hauptstadt überrumpelt hätten, eiligst von Schlesien, das er inzwischen wieder ganz in seine Gewalt gebracht, nach Berlin aufgebrochen, und stand in Guben (am Zusammenfluß der Lubst und Neisse in der Niederlausitz), als man ihm meldete, daß der Feind auf und davon sei. Sofort wandte er sich links ab über Lübben nach Dessau, denn seine Absicht war, wenn er erst von Magdeburg aus sein Heer mit Mundvorräthen versehen habe, das inzwischen an den Feldmarschall Daun fast ganz verloren gegangene Sachsen um jeden Preiß wieder zu erobern. Am 26. Oktober ging er über die Elbe, und drei Tage später erreichte er Düben. Hier, wo der soeben aus seiner letzten Position in Sachsen vertriebene General Hülsen zu ihm stieß, überzeugte er sich, daß der Feldmarschall Daun bei Torgau eine überaus feste Stellung eingenommen habe, und sofort marschirte er auf Torgau zu. Am 2. November lagerte er sich bei Langenreichenbach, zwischen Schildau und Torgau, und hielt nun mit seinen Generalen Rath, ob es thunlich sei, die Oesterreicher in ihrem festen Lager anzugreifen. Alle schwiegen; nur der alte Ziethen sagte: „Alle Dinge sind möglich, wenn auch das Eine schwerer ist, als das Andere.“ Somit ward der Angriff auf den nächsten Tag festgesetzt, obwohl man sich das Furchtbare des Wagnisses nicht verhehlte. Am 3. November in der Früh theilte der König sein Heer in zwei Hälften. Mit der ersten wollte er selbst das österreichische Lager von vorn über Neiden und Elsnig stürmen, mit der zweiten sollte Ziethen dem Feinde zwischen Siptitz und Groswig in den Rücken fallen. Um 2 Uhr Mittags begann Friederich II. den Sturm, aber die feindliche Artillerie (über 200 Kanonen) stellte ihm solch' unüberwindliche Hindernisse in den Weg, daß er trotz des blutigsten Ringens fast um keinen Schritt vorwärts kommen konnte. Mit dem Einbruch der Nacht war noch lange nichts entschieden und doch deckten schon Tausende und Abertausende von Todten und Verwundeten das Schlachtfeld. Nun aber griff der

Digitalisiert von Google

alte Ziethen von hinten her mit Macht ein, und um 10 Uhr Nachts hatte er die Anhöhen von Siptitz gewonnen. Damit war der Sieg für die Preußen entschieden, und um Mitternacht gab der Feldmarschall Daun, schwer verwundet, den Befehl zum Rückzug über die Elbe, in der Richtung nach Dresden. Am Morgen fand sich's, welche furchtbare Opfer diese Schlacht gekostet, denn die Preußen hatten 14,000, die Oesterreicher sogar 20,000 Mann (nebst 50 Kanonen) verloren. Der große Nutzen aber, den Friederich II. aus dem Siege zog, war der, daß er, weil ihm nun wieder ganz Sachsen mit der Ausnahme von Dresden und des Stück Landes, das zwischen dieser Stadt und Zittau liegt, zufiel, seine Winterquartiere im Sächsischen aufschlagen konnte.

Mit fast ebenso großem Ruhme hatten inzwischen der Herzog Ferdinand von Braunschweig und sein Neffe, der Erbprinz von Braunschweig in Hessen, Hannover und am Niederrhein das Feld gegen die übermächtigen Franzosen behauptet, und somit mußte es sich die große Coalition am Schlusse des Jahrs 1760 abermalen gestehen, daß sie gegen den an Land und Leuten so kleinen König Friederich II. nichts habe ausrichten können. Dessenungeachtet machte Letzterer während der Wintermonate von 1760 auf 1761 wieder verschiedene Versuche, um wenigstens einen Theil seiner Feinde .zum Friedensabschluß zu bewegen, denn er konnte es sich nicht verhehlen, daß er den Krieg in die Länge nicht mehr aushalten könne. Woher sollten denn die Geldmittel kommen und woher die Soldaten, deren er zur Ergänzung seiner decimirten Heere so nothwendig bedurfte? Ueberdem — und dieß fiel noch am schwersten in's Gewicht — war im Oktober 1760 Georg II. von England gestorben und sein Enkel und Nachfolger Georg III. fühlte durchaus keine Neigung den Krieg mit derselben Energie fortzusetzen, wie sein Großvater gethan hatte. Allein alle preußischen Friedensvorschläge scheiterten daran, daß Maria Theresia ihnen mit der furchtbarsten Erbitterung entgegentrat, und somit blieb dem Könige nichts übrig, als seine letzten Kräfte zu einem neuen Feldzug anzustrengen. Ganz dasselbe that die große Coalition, natürlich aber ihrer Größe wegen mit ganz anderem Erfolg. So stellte die französische Regierung zwei Heere — das Eine unter dem Mar-

Digitalisiert von Google

ſchall Broglio, das Andere unter dem Herzog von Rohan-Soubiſe, der jetzt die Gunſt der Frau Marquiſe von Pompadour wieder mehr als je beſaß — mit zuſammen 160,000 Mann zumal auf, um endlich den Herzog Ferdinand von Braunſchweig nebſt ſeinem tapferen Neffen zu vernichten. So ſchickte Maria Thereſia ihrem Generaliſſimus Daun, der in und bei Dresden überwinterte, höchſt bedeutende Verſtärkungen zu, und überdem erhielt die Reichsarmee, der man jetzt den öſterreichiſchen General Serbelloni zum Oberanführer gab, Befehl, ſofort zu Daun zu ſtoßen. So rüſteten die Schweden außer einem kleinen Landheer auch noch eine Kriegsflotte aus, und mit dem Landheere vereinigte ſich ein ruſſiſches Corps unter Todtleben, damit endlich Pommern definitiv erobert werden könne. So erſetzte die Kaiſerin Eliſabeth den Grafen Soltikow durch den viel erfahrenen Feldmarſchall Butturlin, und ertheilte ihm den gemeſſenſten Befehl, ſich ſo ſchnell als möglich mit dem Corps des Feldzeugmeiſters Loudon (dieſe Würde bekleidete er jetzt), das Maria Thereſia auf 30,000 Mann brachte, zu vereinen, um nach Beſitzergreifung von Schleſien den Frieden in Berlin zu diktiren. Wie ſollte nun Friederich II. es möglich machen, einer ſolch' koloſſalen Uebermacht einen nur halbwegs wirkſamen Widerſtand entgegenzuſetzen?

Was nun zuerſt die Franzoſen anbelangt, ſo eröffnete der Herzog Ferdinand den Feldzug gegen ſie ſchon im Februar 1761 und brachte einer Abtheilung derſelben am 14. ſelbigen Monats bei Langenſalza eine bedeutende Schlappe bei. Später vereinigten ſich die beiden franzöſiſchen Heere in der Nähe von Paderborn, allein ein großes Glück war es, daß ſich keiner ihrer beiden Oberanführer dem anderen unterordnen wollte, denn dadurch wurden alle ihre Unternehmungen gelähmt. Nachdem ſie alſo bei Villingshauſen am 15. Juli eine neue Niederlage erlitten, trennten ſie ſich wieder, um abermalen vereinzelt zu operiren. Das Endreſultat aber war, daß gegen den Herbſt hin der Herzog von Rohan-Soubiſe Weſtphalen vollſtändig räumte, um links vom Rheine Winterquartiere zu ſuchen, während der Marſchall Broglio froh ſein mußte, ſich wenigſtens in Heſſen behaupten zu können.

Ebenſowenig als die Franzoſen ermannte ſich der Feldmarſchall

Digitalisiert von Google

Daun, welchem Friederich II. seinen Bruder Heinrich entgegenstellte, in Sachsen zu irgend einer nennenswerthen That, sondern ließ es ruhig geschehen, daß der berühmte Reitergeneral Seidlitz die Reichstruppen in verschiedenen Einzelngefechten bis tief in's Fränkische hinein zurückwarf. Dagegen konnte es der Prinz Heinrich trotz seines überlegenen Feldherrntalentes mit seinem verhältnißmäßig sehr kleinen Corps nicht verhindern, daß der österreichische Generalfeldmarschall nach und nach so ziemlich alles sächsische Land, das zwischen Dresden und Böhmen liegt, sich unterwarf, und begnügte sich nothgedrungen damit, daß er wenigstens den Rest von Sachsen behaupten konnte.

Friederich II. hatte sich selbst die gefährlichste Aufgabe, die Vertheidigung Schlesiens, vorbehalten, und vom Mai bis zu Anfang August gingen seine unausgesetzten Bemühungen dahin, die Vereinigung der Russen und Oesterreicher zu verhindern. Endlich jedoch, am 12. August, fand bei Strigau, zwischen Schweidnitz und Jauer, diese Vereinigung dennoch statt, und es lag nun die Gefahr nahe, daß das coalirte Heer mit seinen 130,000 Streitern ihn, der nur 50,000 Mann unter sich hatte, erdrücken würde. In dieser großen Noth fügte er sich darein, etwas zu thun, was er während des ganzen Kriegs noch nie gethan hatte, und verschanzte sich bei Bunzelwitz, unweit von Schweidnitz, in einer Weise, daß sein Lager einer Festung glich. Trotzdem entwarf Loudon den Plan, das preußische Lager zu stürmen, und es wurde abgemacht, daß am 2. September der Sturm vor sich gehen solle. Allein dem auf seinen alten Adel, sowie auf seine Feldmarschallswürde ungemein stolzen Butturlin gefiel das oberherrliche Wesen Loudon's, der doch nur Feldzeugmeister und überdem ein ganz neugebackener Baron war, ganz und gar nicht, und somit versagte er plötzlich am Abend des 1. September seine Mitwirkung bei der Aktion. Noch mehr, er trennte gleich darauf unter dem Vorwande, daß es ihm an den nöthigen Lebensmitteln mangle, seine Armee von dem Heere Loudon's und zog sich nach Polen, wo seine Magazine lagen, zurück. Nunmehr fühlte sich Loudon dem Könige von Preußen gegenüber zu schwach, um ferner das Feld behaupten zu können, und beeilte sich hinter Schweidnitz, im Gebirge, eine fast unangreifbare Stellung einzunehmen. Dadurch aber ließ sich Friederich II.

Digitalisiert von Google

verleiten, sein Lager bei Bunzelwitz zu verlassen, um ein anderes bei Neisse zu schlagen, denn durch diese Frontveränderung hoffte er den österreichischen Feldzeugmeister zu einer Schlacht zu zwingen. Loudon dagegen benützte den Abmarsch Friederichs II. dazu, um urplötzlich in der Nacht auf den 1. Oktober die Festung Schweidnitz mit seiner vollen Macht zu überfallen, und der Ueberfall gelang so gut, daß sich ihm der Kommandant Zastrow mit der ganzen Besatzung (3000 Mann) gefangen geben mußte. Jetzt nach dem Falle dieses äußerst wichtigen Platzes konnte Friederich II. nicht mehr daran denken, den Feldzeugmeister Loudon dieses Jahr noch aus Schlesien zu vertreiben, und richtete alle seine Anstrengungen dahin, wenigstens Breslau nebst den übrigen festen Plätzen zu behaupten.

Zu dem Verluste von Schweidnitz kam bald noch ein zweiter nicht minder schwerer. Schon das Jahr zuvor (1760) hatten die Schweden sich der kleinen, aber sehr schwer wiegenden pommerischen Festung Kolberg an der Ostsee zu bemächtigen gesucht, waren aber von dem tapferen Kommandanten Heyden mit blutigen Köpfen heimgeschickt worden. In diesem Jahr (1761) dagegen wurden sie, sowohl zu Wasser als zu Land von den Russen in der großartigsten Weise unterstützt, und so mußte ihnen schließlich der Sieg bleiben. Ihr Landheer nämlich erhielt nach der Vereinigung mit dem russischen Corps Todtleben eine Stärke von 30,000 Mann, und vor dieser Uebermacht mußte sich natürlich das ganz kleine preußische Corps, über welches Friederich II. den württembergischen Prinzen Friederich Eugen (einem Bruder des regierenden Herzogs Karl von Württemberg, der es mit Frankreich und Oesterreich hielt), einer seiner tapfersten Generale, gesetzt hatte, in die Festung Stettin zurückziehen. Bei der Belagerung Kolbergs aber, die sich jetzt wiederholte, wirkte eine kolossale russische Flotte von 55 Schiffen unter dem Admiral Romanzow mit, und das Bombardement war so stark, daß fast alle Festungswerke in Trümmer gingen. Dennoch hielt sich der tapfere Kommandant Heyden vier volle Monate lang, und erst als die gräßlichste Hungersnoth zu wüthen begann, übergab er am 16. Dezember 1761 den Platz.

So endete der Feldzug 1761 höchst mißlich für Friederich II., und das Jahr 1762 schien ihm mit Nothwendigkeit den Untergang

Digitalisiert von Google

bringen zu müſſen. Die Provinz Preußen befand ſich in den Händen der Ruſſen, welche zuſammen mit den Schweden auch noch Vorpommern inne hatten. Oberſchleſien mit Schweidnitz hielt der Feldzeugmeiſter Loudon beſetzt und den größeren Theil von Sachſen hatte der Feldmarſchall Daun occupirt. Woher ſollte nun Friederich II., da die ihm gebliebenen Lande kaum noch ſteuerfähig waren, für den nächſten Feldzug Rekruten, Pferde, Lebensmittel und Munition ſchaffen? Gewiß ſeine Lage war zu Ende des Jahrs 1761 eine äußerſt traurige, aber mit dem Beginn des Jahrs 1762 wurde ſie geradezu eine verzweifelte, weil ihm jetzt die engliſche Regierung, nachdem Georg III. den friedensſehnſüchtigen Lord Bute zu ſeinem erſten Miniſter ernannt hatte, die bisher bewilligte Kriegsſubſidie von jährlich 4 Millionen Thalern kündigte. Da ſtarb am 5. Januar 1762 die Kaiſerin Eliſabeth von Rußland, und ihr folgte auf dem Throne ihr Neffe Peter, als Kaiſer Peter III. geheißen, von dem wir ſchon wiſſen, daß er zu den enthuſiaſtiſchten Verehrern Friederichs II. gehörte. Die Folge war, daß Peter III. alsbald den Feindſeligkeiten gegen Friederich II. ein Ende machte, und etwas ſpäter, am 5. Mai 1762, einen Allianzvertrag mit ihm einging, kraft deſſen die Ruſſen nicht blos Kolberg, Pommern und Preußen räumten, ſondern ſogar ein ruſſiſches Corps unter General Czernitſcheff zu dem preußiſchen Heere ſtoßen mußte. Dieſe ſo urplötzliche Umwandlung der Verhältniſſe brachte auf die übrigen europäiſchen Mächte die außerordentlichſte Wirkung hervor, und die ſchwache ſchwediſche Regierung beeilte ſich ſofort, weil der ruſſiſchen Hülfe beraubt, am 22. Mai ebenfalls mit Friederich II. Frieden zu ſchließen. Hiezu neigte ſich jetzt auch Frankreich hin, allein ein jähes Ereigniß in St. Petersburg ſtellte plötzlich wieder Alles in Frage. In der Nacht auf den 9. Juli 1762 nämlich brach eine Palaſtrevolution gegen den Kaiſer Peter III. aus, welche ihn des Thrones und Lebens zugleich beraubte, und ſofort wurde ſeine von ihm früher ſchwer mißhandelte Gemahlin als Katharina II. zur Kaiſerin ausgerufen. Dieſe aber hielt dafür, daß ihr ermordeter Gemahl von Friederich II. zu den Mißhandlungen, unter denen ſie zu leiden hatte, veranlaßt worden ſei, und wollte demnach den Krieg gegen Preußen alsbald erneuern. Wie erſtaunte man nun übrigens, als man nur

Digitalisiert von Google

wenige Tage später unter Peters III. hinterlassenen Papieren mehrere Briefe Friederichs II. fand, in welchen dieser den Ermordeten zu einer edleren Behandlung seiner Gemahlin auf's dringendste aufforderte! Nach dieser Entdeckung konnte selbstverständlich von einer Erneuerung des Krieges keine Rede mehr sein, sondern Katharina II. bestätigte vielmehr den Frieden vom 5. Mai, nur daß der General Czernitscheff mit seinem Corps nach Rußland zurückberufen wurde, weil die Kaiserin es für das Ersprießlichste hielt, neutral zu bleiben.

Welch' eine merkwürdige Wandlung der Dinge, und wie meisterhaft wußte sie Friederich II. auszunützen! Unverzüglich berief er seine Truppen, die er bisher gegen die Russen und Schweden hatte verwenden müssen, aus Pommern und Brandenburg ab, und verstärkte damit die Heere in Schlesien und Sachsen. Er hatte jetzt nur noch drei Feinde gegen sich, die Franzosen, die Reichsarmee und die Oesterreicher, und mit diesen hoffte er mit Hülfe seiner Generale in diesem Jahre um so gewisser fertig zu werden, als in dem Oberbefehl der feindlichen Armeen inzwischen eine ihm keineswegs nachtheilige Veränderung vorgegangen war. Die Franzosen nämlich kommandirte seit dem Frühjahr 1762 der Herzog von Rohan-Soubise ganz allein, weil er als Günstling der Marquise von Pompadour die Abberufung des ihm verhaßten Marschalls Broglio durchgesetzt hatte, und ebenso erhielt die Reichsarmee (Serbelloni verzweifelte daran, etwas mit ihr ausrichten zu können) in dem Grafen von Stolberg, einem höchst bornierten Kopfe, einen neuen Generalissimus. Nicht minder entsetzte Maria Theresia den Feldzeugmeister Loudon als zu waghalsig (diesen Vorwurf zog er sich wegen der Erstürmung von Schweidnitz zu) des Oberbefehls über ihre schlesische Armee und betraute mit derselben den vorsichtigen Feldmarschall Daun, der bisher in Sachsen gestanden. Ihrer Armee in Sachsen aber gab sie den General Haddick zum Höchstkommandirenden und befahl ihm zugleich, seine Truppen nicht allzusehr auszusetzen, weil sie nur sehr schwer wieder zu ersetzen seien. Mit dem Beginn der Operationen hatte der Feldmarschall Daun, um das wichtige Schweidnitz zu decken, eine überaus starke Stellung zwischen dieser Festung und Reichenbach eingenommen, und namentlich die Anhöhen von Burkersdorf mit einer bedeutenden Macht besetzt. Nun

Digitalisiert von Google

wollte aber Friederich II. unter allen Umständen Schweidnitz wieder in seine Hand bekommen, weil davon der Besitz Schlesiens abhing, und sofort entwarf er einen von allen Militärs noch jetzt viel bewunderten Plan, sich, durch Erstürmung der Anhöhen von Burkersdorf, zwischen Schweidnitz und der Armee Daun's einzuschieben. Am 21. Juli in der Früh begannen die Bewegungen der Preußen, und dieselben griffen so merkwürdig geschickt in einander, daß am Abend die Daun'sche Armee sich von Schweidnitz völlig abgeschnitten sah. Augenblicklich begann nun Friederich II. mit einem Theil seines Heeres die Belagerung der Festung, während er mit dem anderen die Daun'sche Armee im Schach hielt, und vergeblich waren alle Anstrengungen des österreichischen Generalissimus, in dem Gang der Dinge etwas zu ändern. Ja ein Hauptangriff auf die Preußen, welchen Daun am 16. August unternahm (Treffen bei Reichenbach), endete für die österreichischen Waffen höchst unglücklich, und die Belagerung von Schweidnitz nahm ihren ungestörten Fortgang. Dagegen hielt sich die 9000 Mann starke Besatzung der Festung äußerst tapfer, und viele Wochen lang verspritzte Friederich II. das Blut seiner Truppen vergeblich. Endlich übrigens, am 9. Oktober, mußte sich Schweidnitz ergeben, und damit fiel, weil sich jetzt Daun augenblicklich in die Gebirge von Glatz zurückzog, ganz Schlesien wieder in die Hände des Königs von Preußen. Das war der erste große Erfolg im Feldzug von 1762; aber fast nicht minder schwer wogen die siegreichen Kämpfe der Preußen im Sächsischen. Dort standen gegen die Reichsarmee die Generale Seidlitz, Belling und Kleist, und rieben sie in vielen Einzelngefechten durch kühne Ueberfälle auf. Die österreichische Armee unter Haddick dagegen fand in dem Prinzen Heinrich einen Gegner, dem sie keinen Fuß breit Boden abgewinnen konnte. Freilich war letzterer nicht stark genug, um neben der Bekämpfung der österreichischen Armee auch noch die Belagerung Dresdens wagen zu dürfen; allein endlich, am 29. Oktober, brachte er dem General Haddick bei Freyburg eine empfindliche Niederlage (Haddick verlor 8000 Mann und 28 Kanonen, während die Preußen nur 1400 Todte und Verwundete hatten) bei, und daraufhin war es ihm möglich, auch mit der Belagerung Dresdens zu beginnen. Noch mehr, er sah sich sogar im Stande, den

Digitalisiert von Google

General Kleist mit einem fliegenden Corps von 10,000 Mann in's Fränkische zu beordern, und dieser brandschatzte nicht blos Nürnberg und Bamberg, sondern streifte sogar bis vor Regensburg, und jagte dadurch den süddeutschen Fürsten, besonders dem Kurfürsten Max Joseph III. von Bayern, sowie dem Herzog Karl Eugen von Württemberg eine solche Angst ein, daß sie sich augenblicklich vom Bunde gegen Friederich II. lossagten. Ganz derselben Erfolge durfte sich auch der Herzog Ferdinand von Braunschweig gegen die Franzosen rühmen. Nicht nur nämlich schlug er sie erstmals, am 24. Juni, bei Wilhelmsthal, und zweitmals, am 23. Juli, bei Lutterberg, sondern am 1. November 1762 zwang er auch die französische Besatzung in Kassel zur Ergebung, und machte damit allen weiteren Operationen des Herzogs von Rohan-Soubise auf deutschem Boden für immer ein Ende.

Das waren Erfolge, welche die ganze Welt mit Bewunderung erfüllten, und tief beschämt gestand es sich zuerst die französische Regierung ein, daß sie, weil total erschöpft, nicht im Stande sei, den Krieg weiter zu führen. Nach äußerst kurzen Unterhandlungen kam also zwischen Frankreich und England schon am 3. November 1762 zu Versailles ein Präliminarfrieden (definitiv wurde derselbe zu Paris am 10. Februar 1763) zu Stande, und in diesem verpflichteten sich beide Mächte, nicht blos gegenseitig das deutsche Gebiet zu räumen, sondern sich auch in keiner Weise fernerhin in die österreichisch-preußischen Händel zu mischen. Unmittelbar nachher erklärten sich auch die letzten deutschen Fürsten, die bisher mit ihren Contingenten am Kriege gegen Preußen Theil genommen, für neutral, und jetzt stand auf einmal Maria Theresia ganz allein. Konnte sie es nun wagen, den Krieg auf die eigene Kraft beschränkt, fortzusetzen, nachdem sie im Bunde mit Frankreich, Rußland, Schweden und Sachsen-Polen nichts hatte ausrichten können? Ihr stolzes Herz wollte brechen; aber die totale Erschöpfung ihrer Staaten, deren Schuldenmasse kolossal angewachsen war, sowie die Unmöglichkeit, neue Heere aus der Erde zu stampfen, ließen ihr keine Wahl. Nein, sie mußte sich zu dem demüthigenden ersten Schritt bequemen, bei Friederich II. um einen Waffenstillstand einzukommen, und dieser ward ihr am 24. November

Digitalisiert von Google

1762 bewilligt. Sodann eröffnete man am letzten Tage des Jahrs 1762 auf Schloß Hubertus, zwischen Oschatz und Grimma in Sachsen, die Friedensverhandlungen, und diese führten schon am 15. Februar 1763 zum Ziele. Maria Theresia mußte auf die Provinz Schlesien nebst der Grafschaft Glatz für alle Zukunft Verzicht leisten; dagegen aber wurde dem König August III. von Sachsen-Polen sein Kurfürstenthum Sachsen zurückgegeben, und überdem versprach Friederich II. dem Erstgeborenen Maria Theresia's, dem Erzherzoge Joseph, bei der künftigen Kaiserwahl seine Stimme zu geben. Sonstige Kriegsentschädigungen wurden von keiner Seite verlangt, und von keiner Seite gegeben.

So hatte denn endlich das deutsche Reich wieder Frieden, aber welche furchtbare Opfer hatte nicht der Krieg gekostet! Freilich Süddeutschland, besonders der Oberrhein mit Baden, Württemberg und Bayern war von demselben kaum berührt worden; aber in Hessen und Westphalen standen ganze Dörfer leer und in Pommern, sowie in der Neumark sah man nichts als Aschenhaufen. Ebenso schwer hatten Schlesien und Böhmen gelitten, und was vollends gar Sachsen anbelangt, so war es bis auf das Mark ausgesogen worden. Dagegen aber wie stolz hob sich nicht die Brust eines jeden Preußen, wenn er sein Auge aufschlug zu dem Helden, welchem die Kraft innwohnte, sich gegen einen halben Welttheil durch volle sieben Jahre hindurch siegreich zu behaupten! Wie enthusiastisch erglühte nicht jeder Deutsche, der noch ein Herz für sein Vaterland hatte, wenn er an die Schlacht bei Roßbach, sowie an die vielen anderen Niederlagen des welschen Erbfeindes dachte! Weder aus Eigennutz noch aus Ruhmsucht hatte Friederich II. den Krieg begonnen, sondern zur Rettung und Erhaltung seines Staates, und für ein solch' hohes Ziel opferte man freudig Gut und Blut. Ueberdem welche Feinde waren dem preußischen Könige gegenüber gestanden? In erster Linie die katholischen Mächte Frankreich und Oesterreich in Verbindung mit den katholischen Fürsten Süddeutschlands. Wie nun aber, wenn diese gesiegt hätten? Sie würden es den Protestantismus schwer haben büssen lassen, und dieß sprach man auch in der Hofburg zu Wien ungenirt genug aus. So prieß man denn in dem Königshelden zugleich den Retter des Prote-

Digitalisiert von Google

ſtantismus und der Religionsfreiheit, während Oeſterreich fortan als die hauptrückſchrittliche Macht, als der Hort der pfäffiſchen Dunkelmänner galt. Ja von jetzt an fühlte es jeder deutſche Patriot, daß nur von Preußen aus die Wiedererſtehung der deutſchen Nation erfolgen könne, denn nur Preußen war ein rein deutſcher Großſtaat, während im öſterreichiſchen das nicht-deutſche Element bei weitem vorwiegte. Wenn nun aber die Verhältniſſe ſo ſtanden, war man dann nicht im vollſten Recht, den König Friederich II. von Preußen, den Schöpfer einer ganz neuen Zeit, fortan nur noch „Friederich den Großen“ oder gar, wie Viele thaten, „Friederich den Einzigen“ zu nennen?

Viertes Kapitel.

Die letzten Staatsactionen Friederichs des Großen

oder:

Die erſte Theilung Polens, der bayeriſche Erbfolgekrieg und der deutſche Fürſtenbund.

(1773. 1778—1779. 1784—1785.)

Am 27. März 1764 wurde der Erzherzog Joſeph (man erinnere ſich an die Bedingungen des Hubertusburger Friedens) einſtimmig zum römiſchen Könige erwählt, und anderthalb Jahre ſpäter, nachdem ſein Vater Franz I. am 18. Auguſt 1765 verſtorben war, beſtieg er — während ſein nächſtälteſter Bruder Leopold das Großherzogthum Toskana, und der noch jüngere Ferdinand Modena erbte — vierundzwanzig Jahre alt, den deutſchen Kaiſerthron. Er war kein reiner Habsburger mehr, ſondern das habsburgiſche Blut in ihm hatte ſich mit dem lothringen'ſchen gekreuzt, und ſo gab ihm die Natur eine andere geiſtige Anlage, als ſeinen Vorgängern. Eine feurige Thatkraft ſchwellte ſeine Bruſt, und ſo unendlich fromm auch die Erziehung ſein mochte, welche ihm ſeine Mutter angedeihen ließ, ſo konnte man

Digitalisiert von Google

doch den Geiſt nicht bannen, der in die Zeit des ſiebenjährigen Kriegs gefahren war. Schon als Jüngling beneidete er den König von Preußen um ſeinen Ruhm, und zum Manne herangewachſen, wollte er ihn womöglich überragen. Leider aber gab es viele Jahre hindurch kein Feld für ihn, auf dem er hätte wirken können, denn als Kaiſer hatte er, weil alle Kaiſerrechte längſt verloren gegangen waren, ſo viel wie nichts zu ſagen, und in Oeſterreich ſelbſt wollte ſeine Mutter, Maria Thereſia, obwohl ſie ihn nominell zum Mitregenten ernannte, womöglich Alleinherrin bleiben. Um ſo eifriger ergriff er jede Gelegenheit, wo er irgendwie thätig eingreifen konnte, und eine ſolche Gelegenheit bot ſich ihm im Jahr 1773.

In Preußen war (wovon ſpäter des Mehren die Rede ſein wird) Friederich der Große (denn ſo wollen wir ihn von jetzt an nennen) nach Beendigung des ſiebenjährigen Kriegs mit unermüdlicher Sorgfalt darauf bedacht, die vielen Wunden zu heilen, welche der lange Kampf ſeinen Landen geſchlagen; zugleich aber hielt er ſein Auge offen für alle auswärtigen Angelegenheiten, feſt entſchloſſen, in Europa nichts Wichtiges geſchehen zu laſſen, ohne ebenfalls ein Wort mitgeſprochen zu haben. Nicht minder ſuchte er nach einem ſtarken Bündniſſe, um bei künftigen Verwicklungen nicht mehr ſo iſolirt zu ſtehen, wie früher; allein ein ſolches hatte ſeine Schwierigkeiten. Mit England nämlich war die Freundſchaft total erloſchen, ſeitdem ihn Georg III. mit den vier Millionen Thalern jährlicher Subſidien ſo ſchmählich im Stiche gelaſſen hatte, und an eine Annäherung an Oeſterreich konnte er, weil Maria Thereſia den Verluſt Schleſiens nie vergaß, auch nicht einmal denken. Noch weniger wollte er von Frankreich wiſſen, denn Ludwig XV. fuhr fort, ſich im Schlamm der tiefſten Gemeinheit zu wälzen, und für ihn regierten Günſtlinge und Weiber. So blieb unter den europäiſchen Großmächten nur Rußland übrig, und wie ihm daher Katharina II. im März 1764 ein näheres Uebereinkommen antrug, griff er mit Freuden zu. Dieſe Zuvorkommenheit der ruſſiſchen Kaiſerin hatte aber ihre beſondere Gründe. Zwiſchen Rußland und Preußen lag Polen, ein dem Umfang nach (es zählte 14,000 Quadratmeilen) ungeheures, in ſeinen inneren Verhältniſſen jedoch total zerrüttetes, und deßhalb nach Außen gänzlich machtloſes Reich,

Digitalisiert von Google

und da nun in diesem der feile, sittenlose Adel, welcher das Recht hatte, den König zu wählen, schon seit vielen Jahren her gewohnt war, den Thron an den Meistbietenden zu verkaufen, benützte Rußland diese Gewohnheit, um durch reiche Goldspenden mehr und mehr Einfluß zu gewinnen. So that schon Peter der Große, und so nach ihm Katharina I., sowie noch eifriger die Kaiserin Anna. Die jetzt regierende Katharina II. aber setzte es gar durch, daß nach dem Tode (4. Oktober 1763) des Königs August III. am 7. September 1764, einer ihrer früheren Liebhaber, der Starost Stanislaus Poniatowsky zum König von Polen erwählt wurde, und dieser war natürlich nichts Anderes als eine Puppe in ihren Händen. Nun gab es in Polen nicht wenige sogenannte Dissidenten, d. h. Nicht-Katholiken (Lutheraner, Reformirte, Griechischkatholische u. s. w.), und diese, welche, nachdem sie sich früher — laut der Warschauer Conföderation von 1573 — vollkommener Gleichstellung mit den Katholiken erfreut hatten, durch den Einfluß der Jesuiten nach und nach unter den Regierungen der Könige August II. und August III. aller ihrer Rechte beraubt worden waren, setzten es eben jetzt (auf dem Reichstag von 1767) durch, daß ihnen auf den Befehl Katharina's II. hin wieder vollständige Religionsfreiheit gewährt wurde. Diese Maßregel aber, gegen die natürlich kein Vernünftiger etwas einwenden konnte, erfüllte den Pabst und die Jesuiten mit dem furchtbarsten Zorn, und sofort mußten (so wollte es Clemens XIII.) die Bischöfe Soltyk von Krakau, Massalsky von Wilna und Krasinsky von Kaminieniek gegen den Toleranzbeschluß einen wüthenden Protest erheben. Ihnen schlossen sich augenblicklich die Ultrakatholischen des polnischen Adels an, und im Februar 1768 hielten dieselben unter der Führung des Starosten Joseph Pulawsky in Bar, eine kleinere Stadt der Ukraine, eine geheime Zusammenkunft, in welcher beschlossen wurde, dem Kommandowort Rußlands mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten. Auf den Beschluß folgte die That, und vor allem suchten sich die Verschworenen der Person des Königs Poniatowsky, des Werkzeugs der Kaiserin von Rußland, zu bemächtigen. Selbstverständlich aber ließ Letztere zum Schutz ihres Gliedermannes alsbald ihre Armeen marschiren, und es entstand nun ein erbitterter Kampf, der Polen fast drei Jahre lang verwüstete. Endlich

Digitalisiert von Google

ſiegte Poniatowsky vollſtändig, allein ſtatt daß nun die ruſſiſchen Heere zurückgezogen worden wären, behielt Katharina II. das ganze Land beſetzt, und ſchaltete darin, als wäre ſie deſſen ſouveraine Herrin. Da wurde es Friederich dem Großen, der bisher als Verbündeter Katharina's II. ganz ruhig zugeſehen hatte (und eben aus dieſem Grunde war ihm die ruſſiſche Kaiſerin ſo freundlich entgegengekommen!) klar, daß ſeine Bundesgenoſſin nichts anderes bezwecke, als das große polniſche Reich dem ruſſiſchen vollſtändig einzuverleiben, und ſofort ſtand der Entſchluß in ihm feſt, eine ſolch' koloſſale Anſchwellung der ruſſiſchen Macht nicht zu dulden. Doch wie? Etwa dadurch, daß er der ruſſiſchen Kaiſerin den Krieg erkläre, und ſie zwinge, Polen ſich ſelbſt zu überlaſſen? Ein ſolcher Krieg wäre bei der immenſen Ausdehnung des ruſſiſchen Reichs (der ſpätere Krieg Napoleon's I. gegen Rußland hat dieß hinlänglich bewieſen) vollkommen hoffnungslos geweſen, und überdem hätte, weil dem polniſchen Reich aller innere Halt fehlte, nach wenigen Jahren das alte Spiel wieder beginnen müſſen. Nein, es gab, um die ruſſiſche Macht nicht allzugroß werden zu laſſen, nur ein einziges Mittel, das, der Kaiſerin Katharina II. nicht die „ganze" Beute zu gönnen, ſondern ſich ſelbſt ebenfalls einen gewiſſen Antheil zu ſichern. Wenn's alſo an's Annexiren ging, wollte Friederich der Große mitannexiren, und hiezu hatte er noch einen ganz beſonderen Grund. Den Polen war es, wie der Leſer ſich erinnern wird, vor dreihundert Jahren (anno 1466) gelungen, von den Deutſchordensrittern die Abtretung der ganzen weſtlichen Hälfte der Provinz Preußen zu erzwingen, und dieſes ſogenannte „Polniſche Preußen" hatte trotz des dreihundertjährigen Druckes ſein Deutſchthum immer noch nicht ganz verloren. Ja ſelbſt die proteſtantiſche Religion war in vielen Städten treu bewahrt worden, obwohl die Jeſuiten während der polniſchen Herrſchaft mit der größten Grauſamkeit gegen alle Diſſidenten verfuhren, und nun, da es ſo leicht war, dieſes Land, das mit der preußiſchen Provinz Oſtpreußen in ſo engem Zuſammenhange ſtand, wieder zu erringen, ſollte Friederich der Große nicht zugreifen? Ohne alſo lange zu zögern, ſetzte er ſich mit dem Kaiſer Joſeph II. wegen der Theilung der Gränzbezirke Polens in Verbindung, denn Oeſterreich hatte an

Digitalisiert von Google

einen Theil dieſer Bezirke, das ſogenannte Zipſer Comitat (dieſes war anno 1412 vom Kaiſer Sigismund an den polniſchen König Wladislaw Jagello um 37,000 Schock Prager Groſchen verpfändet und ſeither nicht mehr eingelöst worden) Anſprüche, und Joſeph II., der ſich um die Vergrößerung ſeiner Stammlande ein Verdienſt erwerben wollte, griff mit beiden Händen zu. Ja ſelbſt Maria Thereſia willigte ein, weil ſie nicht blos von ihrem Sohne, ſondern auch von dem Fürſten Kaunitz beſtürmt wurde, obwohl ihr die Annexirung eine Zeitlang Gewiſſensbiſſe machte. Noch viel leichter ließ ſich die Kaiſerin Katharina II. für den Plan gewinnen, da ſie die friedliche Theilung der polniſchen Gränzbezirke einem möglichen Krieg gegen Preußen und Oeſterreich bei weitem vorzog, und ſo kam denn am 5. Auguſt 1772 der Theilungsvertrag in St. Petersburg zu Stande. Rußland erhielt das polniſche Lievland, die Hälfte der Wojewodſchaft Polozk, die Wojewodſchaften Witepsk und Mſtislaw, und einen Theil von Minsk, zuſammen 1975 Quadratmeilen mit 1,800,000 Einwohner; Oeſterreich die Grafſchaft Zips, die Hälfte der Wojewodſchaft Krakau, einen Theil der Wojewodſchaft Sandomir, ganz Rothreuſſen und Theile von Belz und Pokutien, zuſammen 1280 Quadratmeilen mit 2,700,000 Einwohner; Preußen endlich ganz Polniſch-Preußen mit Ausnahme von Danzig und Thorn, alſo Pomerellen, Ermeland, Marienburg, Kulm und den Netzediſtrikt, zuſammen 631 Quadratmeilen mit 416,000 Einwohnern. Im Ganzen alſo verlor Polen durch dieſe erſte Theilung gegen 4000 Quadratmeilen mit etwa 5 Millionen Einwohnern, und ſofort ergriffen die drei Theilenden Beſitz von ihrem jeweiligen Part. Darnach aber, ob die Theilung den Polen genehm ſei, fragte man gar nicht, oder vielmehr zwang Katharina II. den König Poniatowsky zur Anerkennung der vollendeten Thatſache, und nachträglich, am 18. September 1773, ertheilte auch der polniſche Reichstag ſeine Zuſtimmung.

Das war die erſte große Staatsaction Friederichs des Großen nach Beendigung des ſiebenjährigen Krieges, und durch dieſelbe wurde nicht blos ſein Königreich um ein Bedeutendes vergrößert, ſondern ſie kam auch dem beſſeren inneren Zuſammenhang ſeiner nordöſtlichen Provinzen zu gut. Bei der zweiten Staatsaction dagegen, von der

Digitalisiert von Google

ich zu berichten habe, handelte es ſich nicht um eine Vergrößerung der preußiſchen Lande, ſondern vielmehr um die Vereitlung einer Vergrößerung Oeſterreichs, durch welche unſer Vaterland vielleicht bleibend in zwei Theile, in Nord- und Süddeutſchland, zerriſſen worden wäre. Am 30. Dezember 1777 ſtarb der Kurfürſt Maximilian Joſeph III. von Bayern, und da er keinen Sohn hinterließ, ſo war ſein rechtmäßiger Erbe ſein nächſter Vetter, der Kurfürſt Karl Theodor von der Pfalz. Kaiſer Joſeph II. aber hatte ſeine Mutter Maria Thereſia längſt überredet, ſobald dieſer Todesfall eintrete, auf Bayern, oder wenigſtens auf den größten Theil deſſelben, unter dem Vorwande alter Lehensverträge, Anſprüche zu erheben, und rückte alſo gleich unmittelbar nach dem Abſterben Max Joſephs mit einem ſtarken Heere im Bayeriſchen ein. Man konnte es mit Händen greifen, daß Oeſterreich ſich für den Verluſt von Schleſien entſchädigen wolle, und die Sache erſchien um ſo gefährlicher, als es, wenn es Bayern bekam, Herr von ganz Süddeutſchland wurde. Beſaß es ja doch ſchon ſeit Jahrhunderten einen großen Theil von Schwaben (das ſogenannte Vorder-Oeſterreich), während die übrigen ſüddeutſchen Lande ſich in kleinere, meiſt unbedeutendere Territorien zerſplitterten, die ſich der öſterreichiſchen Uebermacht nicht mehr hätten erwehren können! Bei der gewaltſamen Inbeſitznahme Bayerns übrigens blieb Joſeph II. nicht ſtehen, ſondern er wollte ſich das Land auch rechtlich ſichern, und brachte ſofort den äußerſt ſchwachen Kurfürſten Karl Theodor durch Drohungen und Verſprechungen dazu, daß derſelbe ihm in einem bereits am 3. Januar 1778 zu Wien abgeſchloſſenen Vertrag ganz Niederbayern (den früheren München-Straubing'ſchen Antheil) förmlich abtrat. Damit glaubte Joſeph II. ſei jede Einſprache abgeſchnitten; allein er hatte Eines nicht bedacht. Der Pfalzgraf Karl von Zweibrücken nämlich, der rechtmäßige Erbe Karl Theodors, der ebenfalls keine legitimen Söhne beſaß, war gar nicht gefragt worden, ob er in die Abtretung Niederbayerns einwillige, und erhob, von Friederich dem Großen hiezu aufgemuntert, alsbald beim Reichstag von Regensburg feierlichen Proteſt gegen die Abmachungen zwiſchen Joſeph II. und Karl Theodor. Zu gleicher Zeit nahm der Kurfürſt von Sachſen als Schweſterſohn des verſtorbenen Max Joſeph III. die bayeriſche

Digitalisiert von Google

Allodialerbschaft im Betrag von 47 Millionen Gulden in Anspruch, und nicht minder wollte der Herzog von Mecklenburg die Landgrafschaft Leuchtenberg heraushaben. Weil aber diese Dreie gemeinsam an die preußische Hülfe appellirten, glaubte Friederich der Große Grund genug zum Einschreiten zu haben, und machte sofort der österreichischen Regierung gütliche Vorstellung, von der Occupation Bayerns abzustehen. Auf diese Vorstellung antwortete Joseph II. deutlich genug damit, daß er die Truppen, welche in den verschiedenen Theilen der Monarchie zerstreut standen, schnellstens in Böhmen zusammenzog, und selbstverständlich ließ nun auch Friederich der Große mobil machen. Auch ging dieß so schnell, daß schon nach wenigen Wochen ein Heer von 80,000 Mann bei Glatz stand, während ein zweites noch stärkeres, zu dem auch der Kurfürst von Sachsen seine Truppen stoßen ließ, an der sächsischen Gränze gegen Böhmen hin sich ansammelte. Am 4. April 1778 ging Friederich II. selbst von Berlin nach Breslau ab, und schickte von da dem Kaiser Joseph II. die Erklärung zu, er werde die längere Weigerung Oesterreichs, Bayern an den rechtmäßigen Kurfürsten Karl Theodor herauszugeben, für einen Kriegsfall betrachten. Darauf aber hatte der feurige junge Kaiser längst mit Schmerzen gewartet, und seine Antwort war, daß er Bayern behalten werde. Sofort rückten am 5. Juli 1778 die preußischen Heere in Böhmen ein, und das Eine, von Friederich dem Großen in Person befehligt, drang unter kleinen Scharmützeln von Glatz bis Königsgrätz vor, wo Joseph II. am Zusammenfluß der Adler und der Elbe ein festes Lager bezogen hatte. Das Andere dagegen, an dessen Spitze der Prinz Heinrich gestellt war, nahm seinen Weg über Stolpen, eroberte mit leichter Mühe Schluckenau, Rumburg, Zwickau und Gabel, und nöthigte den ihm gegenüberstehenden Feldmarschall Loudon, der keine große Schlacht wagen wollte, zum fortwährenden Rückzug. Als nun übrigens Maria Theresia, welche, weil von ihrem Sohn und dem Fürsten Kaunitz überredet, daß aus der Besetzung Bayerns keine ernste Kriegsgefahr erwachsen werde, die Sachen ruhig ihren Gang hatte gehen lassen, sah, wie ihr schönes Böhmen abermalen von den Preußen überschwemmt wurde, erschrack sie bis zum Tode, und sandte sofort ganz in der Stille, ohne Vor-

Digitalisiert von Google

wiſſen ihres Sohnes, ihren Miniſter Thugut zu Friederich dem Großen nach Kloſter Braunau, um heimlich über den Frieden mit ihm zu unterhandeln. Nicht minder erſuchte ſie ſowohl die franzöſiſche als die ruſſiſche Regierung auf's dringendſte, die Vermittlung zu übernehmen, und ſo kamen, obwohl Joſeph II. ſich hierüber unendlich entrüſtet zeigte, vertrauliche Beſprechungen in Gang, in Folge deren man die Kriegsoperationen von beiden Seiten freiwillig ſiſtirte. Nicht lange hernach, zu Anfang März 1779, ſchloß Maria Thereſia, ohne ſich von ihrem Sohn, dem Kaiſer Joſeph II., fernerhin irgend etwas einreden zu laſſen, mit Friederich dem Großen einen förmlichen Waffenſtillſtand ab, und dann ſetzte man zu Teſchen einen Congreß ein, der am 13. Mai den Definitivfrieden unterzeichnete. Die Hauptartikel deſſelben waren: „Oeſterreich überläßt Bayern mit Ausnahme allein des ſogenannten Innviertels (des kleinen Gränzgebietes zwiſchen dem Inn und der Salzach mit Schärding, Braunau, Burghauſen und Mauerkirchen) in der Größe von etwa 35 Quadratmeilen, welches ihm bleibt, dem Kurfürſten Karl Theodor, und ſichert dem Pfalzgrafen Karl von Zweibrücken und ſeinen Nachkommen die Nachfolge; der Kurfürſt von Sachſen erhält für ſeine Anſprüche an das Allodial- oder Privaterbe von Karl Theodor die Summe von 6 Millionen Gulden, und der Herzog von Mecklenburg wird wegen Leuchtenbergs damit entſchädigt, daß ihm der Kaiſer das Jus de non appellando (d. h. das Recht der oberſten Gerichtsbarkeit, von der nicht an den Kaiſer appellirt werden darf) in ſeinem Herzogthum verleiht; dem König von Preußen endlich ſichert Oeſterreich in den fränkiſchen Fürſtenthümern Anſpach und Baireuth das Recht der Nachfolge, ſobald der Mannsſtamm des gegenwärtig dort reſidirenden Fürſtenhauſes ausgeſtorben ſein wird; dagegen aber beanſprucht die preußiſche Regierung keine Entſchädigung für ihre im Betrag von 17 Millionen Thalern aufgewendeten Kriegskoſten.“ So endete dieſer Krieg noch ehe er eigentlich begonnen hatte, und es kam während deſſelben zu keiner einzigen nennenswerthen Action. Man ſpottete daher auch vielfach über ihn — in Wien nannte man ihn nur den „Zwetſchgenrummel“, in Berlin den „Kartoffelkrieg“, und in München den „Lumpenprozeß“ —; allein trotzdem ſchätzte man ſich allgemein

Digitalisiert von Google

glücklich, daß durch die so überaus kluge Mäßigung Friederichs des Großen eine abermalige Verheerung unseres Vaterlandes abgewendet wurde, und nur der ehrgeizige Kaiser Joseph II. hegte wegen seiner vereitelten Hoffnungeu einen tiefen Groll in seinem Herzen, weßhalb er sich auch von nun an, so lange seine Mutter lebte, vollständig in das Privatleben zurückzog.

Bei der dritten großen Staatsaction Friederichs des Großen, auf die ich jetzt noch zu sprechen komme, handelte es sich abermalen um die Einverleibung Bayerns in Oesterreich; nur kam es dießmal zu keinem Kriege, sondern Friederich der Große machte die Einverleibung von vornweg durch eine Maßregel unmöglich, welche ausgezeichneter gar nicht hätte getroffen werden können. Am 29. November 1780 starb Maria Theresia und in Folge dessen wurde der Kaiser Joseph II. Beherrscher der gesammten österreichischen Monarchie. Augenblicklich kam er nun auf seinen alten Plan, Bayern zu Oesterreich zu schlagen, zurück; allein dießmal wollte er ganz sicher gehen und bemühte sich deßhalb vor allem die Kaiserin Katharina II. von Rußland durch einen persönlichen Besuch in St. Petersburg auf seine Seite zu ziehen. Nicht minder vergewisserte er sich der Einwilligung der französischen Regierung, und dieß fiel ihm um so weniger schwer, als seine Schwester Marie Antoinette dem derzeitigen (seit 1774) König Ludwig XVI. von Frankreich vermählt war. Erst jetzt, nachdem er mit Frankreich und Rußland sich verständigt, zu Ende des Jahrs 1784, rückte er dem Kurfürsten Karl Theodor von Pfalz-Bayern gegenüber mit seinem Plane heraus, und dieser bestand dießmal in einem sehr plausibeln Tauschobjectsvorschlag. Dafür nämlich, daß Karl Theodor Bayern an Oesterreich abließ, sollte er ganz Belgien (die österreichischen, ehemaligen spanischen Niederlande) mit Ausschluß nur allein von Luxemburg erhalten, und überdem noch durch den Titel eines Königs von Burgund ausgezeichnet werden. Dieser Lockung konnte Karl Theodor, der gar nie, so lange er lebte, im Stande war, eine Zuneigung für die Bayern zu fassen, nicht widerstehen, und nach einer Ueberlegung von nur wenigen Tagen gab er seine Einwilligung. Nun handelte es sich darum, auch noch das Jawort des Pfalzgrafen Karl von Zweibrücken, als des Erben Karl

Digitalisiert von Google

Theodors, zu gewinnen, und sofort eilte der russische Gesandte Romanzow (den seine Kaiserin vorher schon hiezu legitimirt hatte) nach Zweibrücken, um, was man sagt, eine Pression auf den Pfalzgrafen auszuüben. Dieser aber ließ sich nicht nur nicht einschüchtern, sondern erhob vielmehr am 3. Januar 1785 schriftlichen Protest, und stellte sich wie früher unter den Schutz Friederichs des Großen. Die Folge hievon war eine doppelte. Einmal die, daß Katharina II., als sie sah, daß Friederich der Große bereit sei, für das Recht des Pfalzgrafen Karl mit seiner ganzen Macht einzutreten, augenblicklich erklärte, es sei ihr nie in den Sinn gekommen, die Einwilligung des Pfalzgrafen „erzwingen" zu wollen, und sodann die, daß Friederich der Große sich, ohne eine Minute Zeit zu verlieren, mit den übrigen deutschen Fürsten, zunächst mit den Kurfürsten von Hannover und von Sachsen, in Verbindung setzte, um durch einen festgeschlossenen Bund derlei Tauschprojecte mit deutschen Provinzen jederzeit, also für jetzt wie für die Zukunft, unmöglich zu machen. Die Vorschläge Friederichs des Großen fanden vielfach Beifall, und am 23. Juli 1785 wurde in Berlin zwischen Sachsen, Hannover und Brandenburg-Preußen das angeregte Bündniß „zum Schutze sämmtlicher Stände des Reichs bei ihren Landen, Gerechtsamen und Verfassungen" abgeschlossen. Daraufhin forderte man auch die übrigen Territorialherren und Fürsten Deutschlands auf, dem Bündniß — dasselbe erhielt daher den Namen „Fürstenbund" — beizutreten, und dieser Aufforderung folgten in der allerkürzesten Zeit die beiden Kurfürsten-Erzbischöfe von Mainz und Trier, der Landgraf von Hessen-Kassel, die Markgrafen von Baden und Anspach-Baireuth, der Pfalzgraf von Zweibrücken, die Herzoge von Braunschweig, Mecklenburg, Sachsen-Weimar und Sachsen-Gotha, sowie endlich der Fürst von Anhalt-Dessau. Einige andere Territorialherren allerdings, wie insbesondere der Landgraf von Hessen-Darmstadt, die Herzoge von Württemberg und Oldenburg, der Fürst von Anhalt-Zerbst und der Kurfürst-Erzbischof von Köln, blieben in Anbetracht ihrer Familienverbindungen mit dem Hause Habsburg dem Bündnisse fern, aber nicht um bei einem etwaigen Kriege für Oesterreich zu fechten, sondern um sich neutral zu halten. Welche Wahl blieb also unter solchen Umständen dem

Digitalisiert von Google

Kaiser Joseph II.? Er hatte dießmal nicht blos den König von Preußen, sondern fünf Sechstheile von Deutschland gegen sich, und somit ließ er sein Tauschproject alsbald fallen. Auch kam er später nie mehr auf den Gedanken, Bayern zu annexiren, zurück, und daran trug nur allein der von Friederich dem Großen in's Leben gerufene Fürstenbund die Schuld.

Fünftes Kapitel.

Die Reformen Kaiser Josephs II. und Friederichs des Großen.

(1763—1790.)

Durch die Thaten Friederichs des Großen wurde die deutsche Nation aus ihrem langjährigen Schlafe geweckt. Man bejubelte die Siege über die Franzosen und schämte sich jetzt nicht mehr, ein Deutscher zu sein. Man fand urplötzlich, wie erbärmlich engherzig man bisher in religiösen Dingen gedacht habe, und streifte mit der Unduldsamkeit ein Vorurtheil nach dem andern ab. Man verschlang die Zeitungen, welche von den Thaten des Heldenkönigs berichteten, und in dem Drange sich mit Freunden und Nachbarn darüber auszusprechen, führte man sich gegenseitig neue Ideen und Anschauungen zu. Man studirte die Schriften von Voltaire und Rousseau, für welche sich die französische Nation begeisterte, und alle Welt schrieb nun das Wort „Aufklärung" auf ihre Fahne. So wich die lange Erstarrung, in welche der deutsche Genius seit dem westphälischen Frieden gebannt lag, und es begann ein neues Jahrhundert, welches man mit Recht das der Aufklärung und Duldung genannt hat.

Lange genug hatten einerseits unter den Protestanten die Orthodoxen, andererseits unter den Katholiken die Jesuiten das Regiment geführt, und um nun diesen beiden Erzfeinden der Aufklärung das Handwerk zu legen, entstanden die Gesellschaften der „Freimaurer", „Illuminaten" und „Rosenkreuzer". Die „Freimaurer", die sich rein

Digitalisiert von Google

an die Sittengesetze hielten, ohne nach dem christlichen Dogma etwas zu fragen, errichteten in Berlin anno 1744 eine große Loge (ähnlich der, welche schon früher in England bestand) und verbreiteten sich von da über ganz Deutschland. Die Gesellschaft der „Illuminaten" oder Erleuchteten, gegründet anno 1776 von Adam Weishaupt, Professor des kanonischen Rechts in Ingolstadt, wollte eine Legion von unüberwindlichen Streitern für Weisheit und Tugend in's Feld stellen und machte sich — allerdings ohne Rücksicht auf die richtige Wahl der Mittel — die Bekämpfung von Jesuitismus und Obscurantismus zur Lebensaufgabe. Die „Rosenkreuzer", deren Devise ein Andreaskreuz über einer mit Dornen umgebenen Rose war, lehrten, daß alles Uebel in der Welt nur zweierlei Ursachen habe, in erster Linie die Pfaffen, in zweiter den Adel, und jedes ihrer Mitglieder mußte daher eidlich geloben, den Adel und das Pfaffenthum aus allen Kräften zu bekämpfen. Ganz ähnliche Grundsätze predigten auch die „Templer", sowie noch verschiedene andere Geheimbünde, und alle zusammen suchten durch die Wichtigkeit, in welche sie sich hüllten, so viel Mitglieder als möglich anzulocken. Selbst der Pabst — damals Clemens XIV. — kam dem allgemeinen Bestreben, die Finsterniß abzuschütteln, auf halbem Wege entgegen, indem er im Jahr 1773 auf das Andrängen der Regierungen von Portugal, Spanien und Frankreich den Jesuitenorden aufhob und damit constatirte, daß es an der Zeit sei, der Intoleranz wie der Verdummung auch innerhalb der katholischen Kirche endlich einmal ein Ende zu machen. Allein viel Erfolg hatte seine Maßregel nicht, wenigstens nicht für Deutschland, denn die Jesuiten setzten ihre Thätigkeit in weltlicher Kleidung fort, und ihre schlimme Lehrthätigkeit wuchs sogar noch, statt abzunehmen.

Von einem unendlich viel größeren Werth für das Wiederauferstehen der deutschen Nation war es, daß das Jahrhundert Friederichs des Großen eine ganze Reihe von geharnischten Rittern erzeugte, welche für das Denken und Forschen, für die Wahrheit und das Recht, für das Licht und die Freiheit ihre geistige Lanze einlegten und damit zugleich die seit so vielen Menschenaltern brach gelegene, mit französischen und lateinischen Lappen total entstellte deutsche Sprache in unvergleichlicher Pracht wieder auferstehen machten. In dieser

Digitalisiert von Google

Beziehung erinnere ich blos an die Dichterheroen Daniel Schubart (geboren 1739, gestorben 1794, den Sänger der Fürstengruft), Friederich Gottlieb Klopfstock (geb. 1724, gest. 1803, Hauptwerk: „Messiade"), Gotthold Ephraim Lessing (geb. 1729, gest. 1781, Hauptwerke: „Nathan der Weise, Laokoon und Dramaturgie"), und Christoph Martin Wieland (geb. 1733, gest. 1803, Hauptwerke: „Oberon und Agathon"), welchen die noch größeren Heroen Johann Wolfgang Göthe (geb. 1749, gest. 1832) und Friederich Schiller (geb. 1759, gest. 1805) folgten. Ich erinnere weiter an die Vorgänger und Brüder dieser Heroen, die ihnen zwar an Größe nicht gleichkamen, aber dennoch als „Ritter des Geistes" glänzten, an Christian Ludwig Liscow (geb. 1701, gest. 1760), an Friederich von Hagedorn (geb. 1708, gest. 1754), an Christian Fürchtegott Gellert (geb. 1715, gest. 1769), an Gottlieb Konrad Pfeffel (geb. 1736, gest. 1809), an Ewald Christian von Kleist (geb. 1715, gefallen als Major in der Schlacht bei Kunersdorf 1759), an Mathias Claudius, genannt der Wandsbecker Bote (geb. 1743, gest. 1815), an Johann Wilhelm Ludwig Gleim (geb. 1719, gest. 1803), an Gottfried August Bürger (geb. 1748, gest. 1794), an Theobald Gottlieb von Hippel (geb. 1741, gest. 1796), an Johann Peter Uz (geb. 1720, gest. 1796) und an die Mitglieder des Göttinger Dichtervereins, „Hainbund" genannt, unter welchen sich Hölty, Miller, Leisewitz, Voß, Salis und der beiden Grafen Christian und Friederich von Stolberg besonders berühmt machten. Ich erinnere ferner an den großen Humanisten Johann Gottfried von Herder (geb. 1744, gest. 1803), der Verfasser der Ideen zur Geschichte der Menschheit, an die beiden tiefdenkenden Philosophen Immanuel Kant (geb. 1724, gest. 1804, Hauptwerk: „Kritik der reinen Vernunft") und Johann Georg Hamann (geb. 1730, gest. 1788), genannt der Magus aus Norden, an den unsterblichen Schöpfer der deutschen Kunstwissenschaft Johann Winkelmann (geb. 1717, gest. 1768) und endlich an die Historiker Isaak Iselin (geb. 1728, gest. 1782), Justus Möser (geb. 1720, gest. 1794), August Ludwig von Schlözer (geb. 1735, gest. 1809), Johannes von Müller (geb. 1752, gest. 1809), Michael Ignaz Schmidt (geb. 1736, gest. 1794), Johann Wilhelm von Archenholz (geb. 1745, gest. 1802)

Digitalisiert von Google

und Ludwig Timotheus von Spittler (geb. 1752, geſt. 1810). Ich erinnere endlich an die Pädagogen Baſedow, Campe, Salzmann und Rochow, an die Naturforſcher Albrecht von Haller und Franz Mesmer, den Erfinder des thieriſchen Magnetismus, an die Begründer der neuen Staatswiſſenſchaft Schlettwein, Pütter, und von Moſer, ſowie an die großen Tondichter Georg Friederich Händel, Johann Sebaſtian Bach, Chriſtian Gluck, Joſeph Haydn und Wolfgang Amadäus Mozart.

In dieſer gährenden großen Zeit, deren Träger Friederich der Große war, ſah Deutſchland einen Kaiſer an ſeiner Spitze, der gar keine Aehnlichkeit mit ſeinen Vorgängern hatte. Im Gegentheil, der feurige Joſeph II., vom Strome fortgeriſſen, hielt es, ſobald er im Jahr 1763 die Kaiſerwürde erlangt hatte, für geboten, im Geiſte des neu angebrochenen Jahrhunderts zu ſchaffen und zu wirken, und machte ſich ſofort daran, das Alte und Verrottete im deutſchen Kaiſerſtaate mit der Wurzel auszureißen. Allein gleich der erſte Schritt, den er in dieſer Richtung that, belehrte ihn, daß er ſich eine unmögliche Aufgabe geſetzt habe. Wie er nämlich, um die im deutſchen Reiche total vernachläſſigte Rechtspflege zu verbeſſern, an die Reform des Kammergerichts von Wetzlar ging und eine Viſitation deſſelben anordnete, erhob ſich auf dem Reichstage von Regensburg ob ſolcher gefährlicher Neuerung ein gar gewaltiger Sturm, und insbeſondere legten ihm die größeren deutſchen Reichsfürſten, obwohl ſie einſahen, daß ſich das genannte Gericht in einem höchſt erbärmlichen Zuſtande befinde, Schwierigkeiten über Schwierigkeiten in den Weg. Ja, um es kurz zu ſagen, es bedurfte eines Zeitraums von 16, ſage ſechzehn Jahren, bis Joſeph II. es nur ſo weit brachte, daß einige wenige der Beſtechung überwieſene Richter abgeſetzt wurden; im Uebrigen aber blieb Alles beim Alten. Dieſer furchtbare Widerſtand, den gleich der erſte Reformverſuch fand, öffnete dem jungen Kaiſer die Augen, und er ſah ein, daß die Reichsfürſten an dem alten Reichsſchlendrian ſchon deßwegen nichts ändern laſſen würden, weil ſie fürchteten, es könnte ihnen dadurch zu Gunſten der Wiederemporrichtung der längſt begrabenen Kaiſermacht etwas an ihrer eigenen Souverainetät geſchmälert werden. Demgemäß gab er es auf, an dem gänzlich morſch gewor-

Digitalisiert von Google

denen Reichsgebäude eine schöpferische Hand anzulegen, und setzte sich dafür die Umorgelung der österreichischen Zustände zum Ziele. Allein auch hier stieß gleich sein erster Schritt, welcher der Einschränkung des Klosterwesens galt, auf ein unübersteigliches Hinderniß, nämlich auf das Veto seiner Mutter Maria Theresia, durch welches er belehrt wurde, daß er nur dem Namen, nicht aber der Sache nach zum Mitregenten ernannt worden sei. So blieb er auch hier, so lange seine Mutter lebte, fast gänzlich zum Nichtsthun verurtheilt, und das Einzige, worin ihm ein etwas freierer Spielraum gegönnt wurde, war neben der Reform des Kriegswesens, das Feld der auswärtigen Angelegenheiten, worüber wir schon berichtet haben.

Endlich, am 29. November 1780, starb Maria Theresia, und nunmehr stürzte sich Joseph II. mit einer solch' furchtbaren Hast in's Reformiren, daß man wohl sieht, wie gränzenlos lästig ihm der bisher auferlegte Zwang gewesen sein mußte. Freilich hätte er sich billig vorher fragen sollen, ob seine Staaten und Völker auch wirklich dazu angethan seien, seine Reformen zu ertragen, denn einmal waren diese Staaten, wie wir wissen, aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen zusammengesetzt, die gar nicht mit einander harmonirten, und sodann herrschte allüberall, selbst in den deutschredenden Provinzen, weit mehr aber noch in den slavischen, magyarischen und romanischen, in Folge der zweihundertjährigen Herrschaft des Jesuitismus und Pfaffenthums die tiefste Unwissenheit. Allein Joseph II. hatte es sich einmal in den Kopf gesetzt, daß von seinem Regierungsantritte an ein neues Zeitalter für Oesterreich beginnen solle, und somit erließ er, nachdem er sich ein eigenes Cabinet, mit dem er vom Morgen bis zum Abend arbeitete, gebildet hatte, ein Reformedict nach dem andern. So gleich in den ersten Tagen ein „Censuredict", oder besser gesagt ein Edict, welches die Censur aufhob, und allen österreichischen Staatsbürgern, gleichviel welcher Nationalität sie angehörten, vollkommene Preßfreiheit gewährte. Schon dieß war in Oesterreich, wo bisher die jesuitisch-pfäffische Gewalt sogar die Denkfreiheit unterdrückt hatte, etwas Unerhörtes; noch weit unerhörter aber war, daß gleich nachher auch die Leibeigenschaft aufgehoben und in Verbindung damit Gleichheit vor dem Gesetz, sowie Gleichheit der Abgaben eingeführt wurde.

Digitalisiert von Google

Ja daß ſich dieſe Gleichheit ſelbſt auf die Juden erſtreckte, welche bisher gleichſam als Auswurflinge gehalten wurden! Die allergewaltigſte der Joſephiniſchen Neuerungen übrigens richtete ſich gegen die katholiſche Geiſtlichkeit, ſowie gegen das damit ſo eng verbundene Mönchthum, „denn, wenn Oeſterreich irgendwie zu neuem Leben erwachen ſolle“ — erklärte der reformeifrige Kaiſer —, „müſſe vor allem der bisher unbegränzte Einfluß dieſes Standes, des gefährlichſten in jedem Staate, gebrochen werden.“ Als erſte Maßregel in dieſer Richtung nun erließ Joſeph II. am 15. Oktober 1781 das ſogenannte „Toleranzedict“, worin er feierlich erklärte, daß künftig in allen Religionsſachen „Duldung“ als oberſtes Prinzip zu gelten habe, und daß ſomit von Stunde an die bisher ſo ſchwer bedrückten Proteſtanten nicht blos in der ganzen öſterreichiſchen Monarchie ihre Religion frei ausüben dürften, ſondern auch in bürgerlicher Beziehung (bisher verweigerte man ihnen in faſt allen öſterreichiſchen Staaten das Bürger- und Meiſterrecht, das Recht Güter zu erwerben und das Recht zum Vorrücken im Civil- und Militärdienſt) den Katholiken vollkommen gleichzuſtellen ſeien. Die zweite Maßregel in dieſer Richtung war die Reducierung der Klöſter auf etwa die Hälfte ihres ſeitherigen Beſtandes (wodurch über 700 ſolcher Anſtalten, insbeſondere faſt alle Bettelklöſter mit 20,000 Inſaſſen beſeitigt wurden), ſowie das Verbot der Aufnahme von Novizen innerhalb der nächſten zwölf Jahre. Die dritte Maßregel ging gegen die Wallfahrten und Prozeſſionen, welche nur noch ausnahmsweiſe ſtattfinden durften, und die vierte beſtand einmal in der Einführung des deutſchen Kirchenliedes beim Gottesdienſt und ſodann in der Verbreitung einer neu veranſtalteten deutſchen Bibelüberſetzung: „damit das Volk die wahre Religion daraus ſchöpfen könne.“ Die fünfte Maßregel beſchäftigte ſich mit der Erziehung der katholiſchen Geiſtlichkeit, um für die Zukunft einen freiſinnigen Clerus zu ſchaffen, und die ſechste endlich beſchränkte den Verkehr der öſterreichiſchen Biſchöfe mit dem Pabſte auf das Allernothwendigſte, denn nach und nach ſollte der Clerus der öſterreichiſchen Monarchie von Rom vollſtändig emancipirt werden.

Daß dieſe großartigen Reformen, welche der Charakter einer revolutionären Umwälzung alles bisher in Oeſterreich Beſtandenen an

Digitalisiert von Google

sich trugen, in der ganzen Welt das größte Aufsehen machen mußten, versteht sich von selbst; die Aufnahme aber, welche dieselben in der österreichischen Monarchie selbst fanden, war eine sehr verschiedene. Joseph II. glaubte seinen Unterthanen damit die größte Wohlthat zu erweisen, und zweifelte deßhalb nicht daran, daß ihre Dankbarkeit eine unendliche sein werde. Allein hierin täuschte er sich bitterlich, und dieß hatte seinen Grund hauptsächlich in Dreierlei. Einmal darin, daß die Slaven (Czechen, Ruthenen, Slovenen, Croaten, Serben u. s. w.), welche die Hauptmasse seiner Unterthanen bildeten, auf einer ganz anderen Bildungsstufe standen, als die Deutschen, und in ihrer gränzenlosen Rohheit, Trägheit und Unwissenheit gar nicht fähig waren, die Vortheile der besagten Neuerungen auch nur zu begreifen. Sodann darin, daß der Gesammtadel Oesterreichs, welcher in allen Provinzen, besonders aber in Ungarn, eine ungemeine Macht besaß, sich einmal durch die Aufhebung der Leibeigenschaft, sodann noch mehr durch seine Gleichstellung mit den Bürgerlichen vor Gericht, und endlich am allermeisten durch die Gleichheit der Abgaben furchtbar benachtheiligt fühlen mußte und man daher mit Bestimmtheit voraussehen konnte, er werde gegen die Ausführung der Reformen Front machen. Zum dritten und letzten darin, daß die katholische Geistlichkeit sich fast ohne Ausnahme wie Ein Mann — ihr Feldgeschrei war, wie immer, wenn es sich um Einschränkung ihrer Macht handelt: „Die Religion ist in Gefahr“ — zum feierlichsten Protest erhob und gar keine Scheu zeigte, die Masse des Volks, das sich ganz in ihren Händen befand, zum offenen Aufstand aufzureizen. Letzteres kam dem Kaiser noch am unerwartetsten, denn der Geist der Neuzeit hatte sich damals sogar einzelner Kirchenfürsten bemächtigt, und als Beweis dessen war von dem Weihbischof von Trier, Nikolaus von Hontheim unter dem Namen Febronius eine Schrift (sie hieß: De statu ecclesiae liber singularis) ausgegangen, in welcher die auf die gefälschten Isidorischen Dekrete sich stützenden päbstlichen Anmaßungen an den Pranger gestellt wurden. Noch mehr, die drei rheinischen Erzbischöfe hatten sich gleich darauf, im August 1785, mit dem Erzbischof von Salzburg auf einer Zusammenkunft in Bad Ems dahin geeinigt (man hieß diese Einigung die „Emser Punctation“), daß sie künftig das päbstliche Primat nicht

Digitalisiert von Google

mehr anerkennen und, um dieß durchzusetzen, ein deutsches Nationalconcil einberufen wollten. Allein wenn nun Joseph II. hierauf große Hoffnungen setzte, so baute er auf Sand. Wie nämlich der Pabst Pius VI. mit Excommunication und Amtsentsetzung drohte und zugleich die übrigen Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte Deutschlands auf seine Seite herüberzuziehen wußte, traten die vier Kirchenfürsten augenblicklich den reuevollsten Rückzug an, und der Trierer Weihbischof ließ sich sogar dazu herbei, sein obgenanntes Buch förmlich und öffentlich zu widerrufen.

So fand also der „Reformkaiser", wie man später Joseph II. geheißen hat, allüberall in seinen Staaten, die deutschen Provinzen oder vielmehr die deutschen Städte mit ihren vorangeschrittenen bürgerlichen Bevölkerungen allein ausgenommen, den hartnäckigsten Widerstand, und schon dieß mußte ihm den Muth nehmen, in seinem Werke fortzufahren. Trotzdem würde er wohl, da selbst der persönliche Besuch des Pabstes in Wien anno 1782 ihn auf keine anderen Gedanken brachte, ausgeharrt haben, allein seine belgisch-niederländischen Unterthanen machten ihm dieß geradezu unmöglich. Im Belgisch-Niederländischen nämlich (den früheren spanischen Niederlanden) hatte sich die Geistlichkeit unter den bigotten spanischen, nachher österreichischen Herrschern eine ungeheure Macht errungen, und ihre Spitzen, die Bischöfe und Erzbischöfe, bildeten auch den Schwerpunkt auf den dortigen Provinziallandtagen, welche sich aus den sogenannten drei Ständen, der Geistlichkeit, dem Adel und den Städten, zusammensetzten. Hierum jedoch ganz unbekümmert, führte Joseph II. seine Reformen (Aufhebung der Klöster, Wallfahrtenverbot, Gottesdienst und Messe in der Landessprache u. s. w.) auch in den Niederlanden ganz in der gleichen Weise ein, wie in den übrigen Staaten seiner Monarchie, und errichtete namentlich im Dezember 1786 auf der streng katholischen Universität Löwen ein großes Generalseminar, in welchem (unter Aufhebung der Klosterschulen als der „Höhlen der dicksten Finsterniß") künftighin alle zur Seelsorge bestimmten Jünglinge nach den Grundsätzen der jetzt herrschenden Aufklärung herangebildet werden sollten. Darob entstand unter der niederländischen Geistlichkeit, an deren Spitze sich der Erzbischof von Mecheln, Kardinal von Frankenberg, und der päbst-

Digitalisiert von Google

liche Nuntius, Kardinal Tondadari ſtellten, ein Sturm des Unwillens und aufgereizt von den theologiſchen Profeſſoren, erhoben die Studenten der Löwener Univerſität einen blutigen Aufſtand. Er wurde mit Hülfe des Militärs geſtillt; gleich darauf aber brach ein anderer Aufruhr in Brüſſel aus, weil man einen dortigen Kaufmann, de Hondt, der eine öffentliche Kaſſe betrogen hatte, nach Wien ſchaffte, um ihn dort zu richten, während doch nach altniederländiſchem Rechte ein Niederländer nur in ſeiner Heimath nach den beſtehenden Landesgeſetzen proceſſirt werden durfte. Freilich gelang es auch dießmal die Ruhe wiederherzuſtellen, allein wie nun Joſeph II. fortfuhr, die Reformen mit Strenge durchzuſetzen, und namentlich auch, um ein ſtrammeres Regiment handhaben zu können, die Niederlande gleich ſeinen übrigen Staaten in Kreiſe eintheilte, deren jedem ein nur dem Generalgouverneur verantwortlicher kaiſerlicher Kommiſſär vorgeſetzt wurde — wie Joſeph II. dieß that, gewann die Geiſtlichkeit eine neue Handhabe, die Niederländer zum Aufruhr zu reizen. „Unſere Verfaſſung iſt verletzt", rief man jetzt und dieſem Rufe folgte bald der Schrei: „Zu den Waffen!" Die Folge war, daß nicht nur die aufgeregten Maſſen zuerſt im Hennegau und dann im Brabantiſchen die öſterreichiſchen Beamten verjagten, ſondern daß es auch dem Advokaten Van der Noot gelang, in Breda eine revolutionäre, oder wie man ſich ausdrückte, patriotiſche Regierung zu errichten, an deren Spitze der Kardinal Frankenberg trat. Vergebens bot jetzt der kaiſerliche General d'Alton alle ihm zu Gebot ſtehenden Streitkräfte auf, die Aufſtändiſchen zu Paaren zu treiben; dieſelben erhielten ſofort in dem bewährten General Van der Marſch einen vortrefflichen Führer und brachten durch ihre Uebermacht den Oeſterreichern bei Turnſout eine Niederlage bei. Von nun an ging es Schlag auf Schlag. Am 11. Dezember 1789 brach in Brüſſel der Aufſtand los und die öſterreichiſche Beſatzung ward durch Kapitulation zur Räumung der Stadt gezwungen. Am 26. Dezember erklärten ſich die Stände von Brabant für unabhängig und ihnen folgten die Stände von Namur, Hennegau und Limburg auf dem Fuße nach. Ja am 11. Januar 1790 conſtituirten ſich die ſämmtlichen belgiſch-niederländiſchen Provinzen als vereintes Belgien zu einem freien Staate und ſtellten einen Congreß an

Digitalisiert von Google

die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten. Nur Luxemburg schloß sich nicht an, denn hier hatte der kaiserliche General Bender alle noch übrigen österreichischen Truppen zusammengezogen und leistete den „Patrioten“ hartnäckigen Widerstand.

So wurde es dem Kaiser Joseph II. unmöglich, seine Reformen im Belgisch-Niederländischen durchzusetzen, und selbst für Ungarn mußte er sie, weil sonsten dort ebenfalls ein Aufstand ausgebrochen wäre, zu Anfang des Jahrs 1790 widerrufen. Ebenso wenig hatte er sie in den übrigen Provinzen vollständig durchsetzen können, indem seine Beamten vor dem hartnäckigen Widerstand des Adels und der Geistlichkeit (zum Theil auch der fanatisirten Bauern) zurückschracken. All' dieß, zusammen mit einem sehr unrühmlichen Kriege gegen die Türkei, welchen er im Jahr 1787 in Gemeinschaft mit der Kaiserin Katharina II. von Rußland begann, ohne in drei Feldzügen etwas Bedeutendes ausrichten zu können, brach ihm das Herz und er starb am 20. Februar 1790 mit dem Bewußtsein eines gänzlich verfehlten Lebens. Trotz seiner edeln Absichten war auch nicht eine einzige seiner stolzen Hoffnungen in Erfüllung gegangen, denn er hatte, ohne vorher durch Erziehung seiner Völker ein tüchtiges Fundament gelegt zu haben, viel zu viel und zu schnell bauen wollen, und nach seinem Tode ging, wie wir später sehen werden, Alles wieder den Krebsgang, wie früher. Trotzdem aber verdiente er das herrliche Denkmal, das ihm Friederich der Große mit wenigen Worten setzte. „Er (Joseph II.) ist,“ schrieb Letzterer, „an einem bigotten Hofe erzogen und hat den Aberglauben abgeworfen; er wuchs im Prunke auf und nahm einfache Sitten an; man nährte ihn mit Weihrauch und er war und blieb bescheiden.“

Daß Friederich dem Großen das Glück seiner Unterthanen in keineswegs niedererem Grade, als Joseph II., am Herzen lag, haben wir früher schon gezeigt; nur ging er dabei nicht mit dem Feuer eines Enthusiasten, sondern mit der ruhigen Ueberlegung eines klaren Geistes zu Werk, und nach Beendigung des siebenjährigen Krieges richtete sich seine Sorge vor Allem auf die Wiederherstellung des preußischen Heerwesens, das durch die während des Kriegs erlittenen Verluste arg zerrüttet worden war. Wenn der Staat und die Staatsbürger eine Garantie haben wollten, nicht alsbald wieder von einem Feinde ge-

Digitalisiert von Google

fährdet zu werden, mußte die Regierung über ein mächtiges, ſchlag-fertiges Heer gebieten können, und nicht minder mußten die Feſtungen und der Feldapparat in beſter Ordnung ſein. In dieſer Richtung nun entfaltete Friederich der Große eine ganz außerordentliche Thätigkeit und Rekruten über Rekruten — übrigens, um dem Landbau nicht zu viele Kräfte zu entziehen, meiſt Ausländer, die ſich in Maſſe herbei-drängten — wurden eingeſtellt und einexercirt. Auch rief der König zur Bildung von Offizieren in Berlin eine Militärakademie in's Leben, während er zugleich das Potsdamer Kadettenhaus bedeutend erweiterte und in Stolpe (Pommern), ſowie in Kulm (Weſtpreußen) zwei neue derartige Anſtalten errichtete. Faſt noch größere Sorgfalt verwandte er auf die Artillerie, und die Eiſenhütten des Staates, die Stück-gießereien, die Pulvermühlen, ſowie die Gewehrfabriken erhielten Auf-träge in ſolcher Menge, daß ſie dieſelben erſt in einem Zeitraum von mehreren Jahren bewältigen konnten. So groß nun übrigens der Eifer war, mit welchem Friederich der Große die Reorganiſation ſeiner Armee betrieb, ſo warf er ſich doch mit nicht minder großer Energie auf die Heilung der tiefen Wunden, welche der letzte lange Krieg ſeinen Unterthanen geſchlagen hatte, und es iſt merkwürdig, welch' praktiſchen Verſtand er dabei an den Tag legte. Für die Grundbe-ſitzer wurde eine großartige Creditanſtalt neu gegründet, damit ſie ſich die zur Verbeſſerung ihrer Güter nöthigen Baarſummen anſchaffen könnten, und überdem half der König aus ſeiner Privatkaſſe mit Dar-lehen und Geſchenken (nach einem genauen Regiſter des Miniſters Hertzberg beliefen ſich die königlichen Schenkungen in dem Zeitraum von 1763 bis 1786 auf nicht weniger als 24,399,838 Thaler) in der freigebigſten Weiſe nach. So gelang es den meiſten größeren Grund-beſitzern, beſonders auch dem Adel in Schleſien und Pommern, der ſich in Folge der Kriegsverheerungen am Rande des Verderbens befand, ſich wieder emporzurichten; den kleineren Bauern aber wurde dadurch geholfen, daß das zum nächſten Feldzug bereits angekaufte Korn als Saatfrucht unter ſie vertheilt und ihnen zugleich anbefohlen wurde, einen Theil ihrer Aecker mit der ſo überaus nützlichen Kartoffel anzu-pflanzen. Von großem Nutzen erwieſen ſich auch die auf des Königs Befehl allüberall angelegten Getreidemagazine, welche man in Ueber-

Digitalisiert von Google

flußjahren füllte, denn nur durch dieſe Magazine wurde es möglich, das Hungerjahr 1770 ohne weitere Nachtheile zu überwinden, während in den benachbarten Ländern Sachſen und Böhmen, wo man dieſe Einrichtung nicht kannte, über 280,000 Menſchen in Folge der furchtbaren Entbehrungen zu Grunde gingen. Kurz alſo, Friederich der Große wandte der Hebung der Landwirthſchaft ſeine andauerndſte Sorgfalt zu, und dieß hatte zur Folge, daß, weil aus anderen Ländern, beſonders aus Böhmen, der Pfalz und den Rheinlanden, eine Menge von Einwanderern herbeiſtrömten, in den wenigſt bevölkerten Provinzen eine lange Reihe von neuen Bauerndörfern entſtand. Trotzdem darf man nicht glauben, daß der König über der Landwirthſchaft die Induſtrie und das Gewerbeweſen vernachläſſigte, und der beſte Beweis hiefür iſt die Errichtung der großen Bank in Berlin. Auch war die dortige Porcellainfabrik Friederichs des Großen ureigene Schöpfung, und ebenſo die Einführung des Bergbaues in Schleſien. Endlich iſt noch anzuführen die ganz außerordentliche Sorgfalt, mit welcher die Finanzen des Staates geregelt wurden, ſowie die noch ſtaunenswerthere Sparſamkeit in der Führung des königlichen Hofhalts, denn nur hiedurch wurde es Friederich dem Großen möglich, über ungewöhnlich große Summen zum Beſten des Staates verfügen zu können. Als einen Mißgriff dagegen muß man es bezeichnen, daß derſelbe den Verkauf von verſchiedenen unentbehrlichen Lebensmitteln, wie von Salz, Tabak und Kaffee für ein königliches Monopol erklärte, und noch ſchlimmer war das, daß er die Verwaltung dieſer „Regie“ franzöſiſchen Steuerbeamten anvertraute; allein wo in der Welt hätte je ein Menſch exiſtirt, der im Streben nach dem Guten nicht auch auf Abwege gerathen wäre?

Man würde übrigens ſehr im Unrecht ſein, wenn man aus dem bisher Angeführten den Schluß zöge, es ſei Friederich dem Großen nur allein das materielle Wohl ſeiner Unterthanen am Herzen gelegen; vielmehr richtete ſich ſein Augenmerk ebenſo ſehr auf ihr geiſtiges Gedeihen, und ſomit ſorgte er vor allem dafür, daß es wenigſtens keiner größeren Gemeinde an einer guten Schule fehlte. Was aber die Hauptſache, er duldete durchaus nicht, daß im Oberconſiſtorium zu Berlin, welches die Aufſicht über Schule und Kirche zu führen hatte, Andere als höchſt

Digitalisiert von Google

aufgeklärte und freisinnige Männer Sitz und Stimme bekamen, und ich brauche blos die Namen Süßmilch, Spalding, Busching, Sacke, Gedicke, Resewitz und Lieberkühn zu nennen, so weiß man, welch' ein Segen von dieser so höchst wichtigen Oberbehörde ausgehen mußte. So machte sich in der preußischen Monarchie alles das gleichsam von selbst, was Joseph II. in Oesterreich vergeblich mit Gewalt durchzusetzen versuchte, und nicht blos lebten Katholiken und Protestanten höchst friedlich neben einander, ohne daß irgend ein Priester eine Störung zu machen gewagt hätte, sondern selbst diejenigen, welche man sonsten gar nirgends duldete, die Sekten der Unitarier, Mennoniten, Schwenkfeldianer und Mährischen Brüder fanden unter dem Scepter Friederichs des Großen eine sichere Zuflucht. Endlich und schließlich muß ich noch des großen Eifers erwähnen, mit welchem der König die Verbesserung der Rechtspflege anstrebte. Die ersten Reformen nämlich, welche er durch seinen Großkanzler Cocceji eingeführt hatte, genügten ihm noch lange nicht, und deßwegen wurde im Jahr 1780 der Nachfolger Cocceji's, der Großkanzler von Carmer, mit einer Revision der sämmtlichen Rechtsgesetze beauftragt. Es war dieß eine ungeheure Aufgabe, allein der neue Großkanzler zeigte sich ihr gewachsen, indem er nicht nur die ausgezeichnetsten Juristen zu Mitarbeitern berief, sondern auch die Entwürfe der öffentlichen Prüfung durch Zusendung an die deutschen Universitäten unterbreitete. Auf diese Art entstand jenes vortreffliche Gesetzbuch, das nachher (anno 1794) als „Preußisches Landrecht" publicirt wurde, und wenn auch Friederich der Große seine Vollendung nicht mehr erlebte, so hatte er doch das genugthuende Gefühl, das große Werk von Jahr zu Jahr weiter fortschreiten zu sehen.

Am 17. August 1786 starb Friederich der Große zu Sanssouci, 74 Jahre alt. Seine geistige Thätigkeit brauchte er bis an sein Ende nicht zu unterbrechen und noch den Tag vor seinem Tode las er alle an ihn gerichteten Briefe durch. Seine einfache Lebensweise änderte er gar nie und so blieb merkwürdiger Weise auch sein Aeußeres bis in sein hohes Alter das gleiche. Man sah ihn nie anders, als den großen dreieckigten Tressenhut auf dem Kopf, in abgetragener blauer Uniform mit rothen Aufschlägen und breiten Schößen, hinten den langen Zopf, vorn die Weste übersäet mit spanischem Schnupftabak,

Digitalisiert von Google

den er in ungeheuren Quantitäten verbrauchte, in kurzen ſchwarzſammtenen Beinkleidern und langen Stiefeln, den Degen an der Seite und in der Hand den berühmten Krückenſtock, der ihm auch, wenn er ausritt, nicht fehlen durfte. Dem Verſtorbenen zollte ganz Deutſchland die tiefſte Bewunderung, da er den deutſchen Namen vor ganz Europa wieder zu Ehren gebracht hatte; in Preußen aber wurde er geradezu vergöttert, denn obwohl ſich Niemand verhehlte, daß ſeine wunderbar ausgezeichneten Eigenſchaften nur zu oft durch deſpotiſche Handlungen verdunkelt wurden, ſo ſtand dagegen die Thatſache, daß Preußen nur allein ihm ſeine jetzige Größe und Machtſtellung verdankte, unumſtößlich feſt. Eine Monarchie von 2200 Quadratmeilen mit $2^1/_4$ Millionen Einwohnern hatte er angetroffen und dieſe Monarchie zählte nunmehr 3600 Quadratmeilen mit faſt 6 Millionen Einwohnern. Noch mehr, im Staatsſchatz lagen 70 Millionen Thaler und zur Vertheidigung des Vaterlandes ſtand eine Armee von 200,000 Mann bereit. Trotzdem aber herrſchte in allen Provinzen des Landes Wohlhabenheit und zugleich konnte ſich Niemand über allzugroße Beſteurung beklagen. Seine letzte Ruheſtätte fand Friederich der Große unter der Kanzel der Garniſonskirche zu Potsdam und in Berlin ſelbſt hat man ihm ſpäter ein herrliches Denkmal errichtet. Von weit größerem Werthe jedoch deucht es mir zu ſein, daß bis auf den heutigen Tag in ganz Preußen ſein Bild in keinem Hauſe, ſelbſt nicht einmal in der kleinſten Hütte fehlen darf und Alt und Jung ſeinen Namen nur mit der größten Liebe und Verehrung nennt.

Das Beiſpiel Friederichs des Großen wirkte vielfach anſteckend auch auf die kleinen deutſchen Fürſten und unter dieſen dürften der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig, der Herzog Karl Eugen von Württemberg, der Herzog Karl Auguſt von Weimar, der Markgraf Karl Friederich von Baden, der Erzbiſchof Emmerich Joſeph von Mainz, der Biſchof Franz Ludwig von Bamberg und Würzburg, ſowie der Biſthumsverweſer von Münſter, Domherr Graf von Fürſtenberg beſonders hervorzuheben ſein. Sie alle erklärten mit großer Oſtentation (ob es ihnen dabei vollkommen Ernſt war, laſſe ich dahingeſtellt), daß ihnen nichts mehr am Herzen liege, als das Wohl ihrer Unterthanen, und fingen ſofort an, in ihren kleinen

Digitalisiert von Google

Ländchen dieselben Einrichtungen zu treffen, durch welche Friederich der Große seine Preußen beglückte. Auch befleißigten sie sich, im vollkommensten Gegensatz gegen früher, eines anständigen Lebens, nicht selten verbunden mit einem sparsamen Haushalt, und verkündeten ihren sämmtlichen Beamten, daß sie jede Uebertretung von Recht und Gesetz auf das Strengste ahnden würden. Noch mehr, Einer von ihnen, der Herzog Karl August von Weimar, begeisterte sich so sehr für Kunst und Wissenschaft, daß er seinen Hof zum Sammelplatz der hervorragendsten Dichter damaliger Zeit machte, und ein Zweiter, der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, war Freigeist genug, um sich von den Freimaurern zu ihrem Großmeister erwählen zu lassen. Das Alleraußerordentlichste leistete aber doch der Herzog Karl Eugen von Württemberg, denn nachdem er über dreißig Jahre lang als Verschwender, Wollüstling und Tyrann jeden seiner Mitfürsten weit überboten hatte, erließ er an seinem fünfzigsten Geburtstage, den 11. Februar 1778, ein Ausschreiben, welches von allen Kanzeln des Landes am gleichen Sonntagmorgen von den Pfarrern abgelesen werden mußte, und in diesem Ausschreiben bekannte er sich nicht blos offen als bisherigen großen Sünder und Despoten, sondern gelobte auch vollständige Besserung ohne Rückfall. Ein solches freiwilliges Selbstbekenntniß war wohl von Seiten eines regierenden Fürsten noch nie erhört worden und als weitere Merkwürdigkeit constatire ich, daß der hohe Herr seinem Versprechen so ziemlich nachkam. Er machte nämlich seine bisherige Maitresse Franziska, geborne von Bernardin, Gräfin von Hohenheim, zu seiner rechtmäßigen Gemahlin, nahm den Dichter Schubart, den er acht Jahre lang, eines satyrischen Gedichtes wegen, auf dem Hohen-Asperg in schwerem Gefängniß gehalten, wieder zu Gnaden an, entließ alle seine Schauspieler, Sänger und Tänzer, die ihn Hunderttausende gekostet, dachte nicht mehr an die noch theureren Prunkfeste, Bälle und Jagden, brachte Ordnung und Leben in die Verwaltung, führte eine rasche Gerechtigkeitspflege ein, legte Kunststraßen und Chausseen an und stiftete in Stuttgart die hohe Karlsschule, aus welcher vortrefflichen Erziehungsanstalt eine Menge von bedeutenden Männern hervorgingen. Einige kleine Rückfälle

Digitalisiert von Google

aber blieben doch nicht aus und unter dieſe rechne ich hauptſächlich den Verkauf einiger tauſend Landeskinder auf's Cap der guten Hoffnung (daher der Name: „Capregiment") an die Holländer.

Wenn nun aber auch einzelne deutſche Fürſten anfingen Friederich den Großen zu kopiren, ſo blieben doch die Uebrigen ihrer bisherigen traurigen Regierungsweiſe getreu. So verkauften, um ſich Geld zu machen, die Regenten von Heſſen-Kaſſel, Anhalt, Ansbach, Waldeck und Braunſchweig (Letzterer trotz ſeiner freimaureriſchen Philanthropie) ihre Unterthanen nach wie vor an das Ausland (dießmal an England, das mit ſeinen nordamerikaniſchen Colonieen im Kampfe lag) und die ſcharfe Einſprache Friederichs des Großen gegen dieſen Menſchenhandel half nichts. So hielt ſich der Pfalzgraf Karl von Zweibrücken auf ſeinem Luſtſchloß Karlsberg nicht weniger als 1500 Pferde nebſt ebenſo vielen Hunden und requirirte zu ſeinen allwöchentlichen großen Treibjagden für ſeine Jäger junge Bauerndirnen, mit denen dieſe treiben durften, was ſie wollten. So ſpielten in Bayern, wo der Kurfürſt Karl Theodor ſich von dem Exjeſuiten Frank beherrſchen ließ und für Nichts Sinn hatte als für die Verſorgung ſeiner vielen unehelichen Kinder, Weiber und Mönche die Hauptrolle, und durch den Finanzminiſter Bettſchert wurde das Land ſo furchtbar ausgeſogen, daß überall Räuberbanden (der Name des bayriſchen Hieſel lebt noch jetzt im Volke fort) entſtanden, deren man kaum mit Militär Herr werden konnte. So nahm der Fürſt Friederich von Anhalt-Zerbſt ſeinen beſtändigen Aufenthalt in Paris, von wo aus er ſeinen Unterthanen bei Zuchthausſtrafe verbot, ihn mit Klag- oder Bittſchriften zu beläſtigen, und einſtweilen wurde ſein Ländchen von ſeinem Factotum, dem Geheimen Hofrath Haaſe ſyſtematiſch ausgeplündert. So hatte der Fürſt Karl Wilhelm von Naſſau-Saarbrück an gar nichts Freude als am Jagen, und weil er in Folge deſſen auf die Wilddiebe einen furchtbaren Haß warf, prügelte er Jeden, den er über einer ſolchen Frevelthat erwiſchte, mit allerhöchſteigenen Händen todt. So nahm der Fürſt — — doch warum ſoll ich noch weitere Beiſpiele von der ſchlimmen Deſpotenwirthſchaft der deutſchen Kleinfürſten anführen? Nur das ſei noch bemerkt, daß es an den kleinen geiſtlichen Höfen

Digitalisiert von Google

womöglich noch trauriger zuging, denn die Herren Biſchöfe und Aebte wußten faſt ohne Ausnahme von ihren großen Revenuen keinen anderen Gebrauch zu machen, als ſich in den gemeinſten Wollüſten zu wälzen und ſorgten zugleich durch totale Vernachläſſigung des Schulweſens für eine ſolch' kraſſe Unwiſſenheit ihrer Unterthanen, daß unter denſelben Wunderdoctoren und Teufelsbanner, wie der berüchtigte Pater Johann Joſeph Gaßner (derſelbe trieb ſein Weſen hauptſächlich an den geiſtlichen Höfen von Conſtanz, Regensburg und Ellwangen, und ſo offenkundig auch ſeine Charlatanerie war, ſo belohnte der Biſchof von Regensburg ſeine Wunderkuren doch mit der Verleihung der fetten Pfründe der Dechanei Benndorf), eine Hauptrolle ſpielen konnten.

Digitalisiert von Google

Zweites Buch.

Die Franzoſenherrſchaft in Deutſchland.

(1789—1815.)

Erſtes Kapitel.

Der Kreuzzug gegen die Revolution.

(1789—1795.)

Der Nachfolger Friederichs des Großen, deſſen Ehe kinderlos geblieben, war nach dem Rechte der Erſtgeburt ſein Neffe, Friederich Wilhelm II., der anno 1744 geborene älteſte Sohn des im Jahr 1758 geſtorbenen Prinzen Auguſt Wilhelm, des zweitgebornen Sohnes des Königs Friederich Wilhelm I., welchen ſein Bruder Friederich der Große nie beſonders geliebt hatte. Eben ſo wenig durfte ſich Friederich Wilhelm II. der beſonderen Vorliebe des großen Oheims rühmen und dieß fand darin ſeinen Grund, daß Neffe und Oheim faſt in gar nichts gleich geſtimmt waren. Friederich Wilhelm II. nämlich beſaß allerdings ein mildes wohlwollendes Gemüth und auch perſönlichen Muth konnte man ihm nicht abſprechen; allein leider verband ſich mit ſeiner Milde eine Schwäche des Characters, die ihn faſt weibiſch erſcheinen ließ, und die Folge war, daß ihn ſeine Umgebung ſtets mißbrauchte, ohne daß er es merkte. Noch ſchlimmer fiel in's Gewicht, daß er ſeine ſinnlichen Triebe, die ſehr ſtark hervortraten, nie unterdrücken oder auch nur anſtändig beherrſchen konnte, und ſo fiel er ſchon ſehr frühe — ſeine Ehe mit der Prinzeſſin Louiſe von

Digitalisiert von Google

Heſſen-Darmſtadt gehörte nicht unter die glücklichen, obwohl ſie ihm vier Söhne und mehrere Töchter gebar — in die Hände eines ebenſo leichtfertigen als verſchmitzten Weibes, der mit dem Kammerdiener Rietz verheiratheten Tochter des Kammermuſikus Enke, welche ihn mit allen Künſten einer intriguanten Buhlerin beherrſchte. Das allerſchlimmſte aber war, daß er in ſeiner geiſtigen Beſchränktheit nicht blos ſtreng-orthodoxen Anſichten, ſondern ſogar einer bis zum Aberglauben ſich ſteigernden Frömmelei huldigte und ihm alſo in ſeinem Innern — äußerlich that er ſich Zwang an, ſo lange ſein Oheim lebte — Aufklärung gleichbedeutend mit Gotteslängnerei erſchien. Iſt es nun unter ſolchen Umſtänden ein Wunder, wenn Friederich der Große ſeinen Neffen und Nachfolger mit keinen beſonders günſtigen Augen betrachtete und ihn deßhalb auch bis an ſein Ende kaum zu den Staatsgeſchäften zuließ?

Der allererſte Anfang der Regierung Friederich Wilhelms II. übrigens ließ ſich noch gut genug an, denn er bat ſofort die bisherigen Rathgeber ſeines verſtorbenen Oheims in ihren Aemtern zu verbleiben und ließ ſich von ihnen beſtimmen, vor allem jene drückenden Monopole auf Salz, Tabak und Kaffee, von denen ich weiter oben geſprochen, abzuſchaffen. Darüber entſtand nun ein großer Jubel, allein nur alſobald trat ein Umſchwung ein, den man ſich greller gar nicht denken kann. Kaum nämlich hielt Friederich Wilhelm II. die Zügel einige Zeit lang in der Hand, ſo erhob er die Frau Rietz, ſeine Buhlerin, zur Gräfin von Lichtenau und lebte von nun an öffentlich mit ihr als ſeiner anerkannten Maitreſſe. Schon dieſer Skandal an einem Hofe, an dem ſeit Menſchengedenken die größte Sittenſtrenge zu Hauſe geweſen war, rief eine furchtbare Erbitterung hervor und es regnete förmlich Pasquille und Schmähſchriften. Doch wie unendlich ſteigerte ſich erſt dieſe Erbitterung, als der König die bewährten, von Friederich dem Großen übernommenen Miniſter nach und nach entfernte und ihre Stellen mit Männern ſeines Vertrauens beſetzte, welche den Staatswagen alsbald in andere Bahnen lenkten, als ſich mit der Macht, der Ehre und dem Glück des Preußenlandes vertrug. Insbeſondere waren es Zwei, die ſich in dieſer Richtung berüchtigt machten, nämlich in erſter Linie Johann Chriſtian v. Wöllner,

Digitalisiert von Google

ein früherer Theologe und Pfarrer, der ſich aber ſpäter nach ſeiner Verheirathung mit einer Gräfin von Itzenplitz auf Land- und Staatswirthſchaft warf und vom Prinzen Heinrich von Preußen als Kammerrath angeſtellt wurde; in zweiter Linie Johann Rudolph von Biſchofswerder, früher Kammerherr beim Herzog Karl von Kurland, welcher anno 1760 in preußiſche Kriegsdienſte trat, es aber unter Friederich dem Großen nicht weiter als bis zum Major bringen konnte. Dieſe Beiden nun drängten ſich an Friederich Wilhelm II. ſchon zu der Zeit, als derſelbe noch Kronprinz war, heran, und wußten ihn durch ihre zur Schau getragene Frömmelei vollkommen für ſich zu gewinnen. Später umgarnten ſie ihn ſogar mit allerlei myſtiſchen Gaukelſpielen, unter denen Geiſtercitationen den Vorrang hatten, und überdem aſſociirten ſie ſich mit der Lichtenau, der Buhlerin des Königs, um ſo ein Kleeblatt zu bilden, das alle Macht in die Hände bekomme. In welchem Geiſte von da an regiert wurde, kann man ſich denken, und am beſten beurkunden dieſen Geiſt zwei Maßregeln, das Religionsedict vom 9. Juli 1788 und das Cenſuredict vom 19. Dezember 1788. Das Religionsedict, ein Machwerk Wöllners, welcher nach der Abſetzung des ehrwürdigen von Zedlitz, des „Miniſters der Aufklärung", wie man ihn nannte, das Cultusminiſterium errang, verbot den Geiſtlichen und Lehrern bei Strafe der Abſetzung jede Abweichung vom orthodox-kirchlichen Lehrbegriff und machte zugleich jede Anſtellung im Kirchen- und Lehramt von einer Prüfung in der ſtrengſten Altgläubigkeit abhängig. Das Cenſuredict aber, hervorgerufen von einer Sturmfluth von Spottſchriften über die neugeſetzliche Frömmelei und Gleißnerei, unterwarf Alles, was gedruckt wurde, einer beſonderen Cenſurcommiſſion, und dieſen furchtbaren Preßzwang verſchärfte man ſpäter noch durch ein zweites Edict vom 5. März 1792. So ſtellte ſich die Regierungsweiſe Friederich Wilhelms II. in einen vollkommenen Gegenſatz mit der Friederichs des Großen, und daß man das im ganzen ande bitter genug empfand, kann man ſich denken. Nicht minder bitter ber ſchmeckte die Verſchwendung, welche ſeit der Herrſchaft der Buhrin Lichtenau am Hofe eingeführt wurde, und am allerbitterſten die erachtung, mit der das Ausland nunmehr auf Preußen blickte.

Dieſelbe weibiſche Schwäche, wie im Innern, bewährte Friederich

Digitalisiert von Google

Wilhelm II. auch nach Außen und schließlich brachten ihn seine schlimmen Rathgeber sogar dazu, das politische System Friederichs des Großen: „Abschwächung des früheren katholisch-habsburgischen Uebergewichts in Deutschland“ gänzlich zu verlassen. Den ersten politischen Conflict gab es mit der Republik Holland, und dieser führte sogar zu einem kurzen Kriege. Dort gab es schon seit einiger Zeit zwei große Partheien, eine sogenannte Oranische, welche es mit dem Erbstatthalter Wilhelm V., Prinzen von Oranien hielt und diesem, obwohl er nur der erste Beamte der Republik war, gerne monarchische Vorrechte verschafft hätte, und eine Patriotische, die darnach strebte, die Regierungsform mit Beseitigung der Erbstatthalterei immer demokratischer umzugestalten. Nun erlaubte sich der sehr despotisch gesinnte Wilhelm V., angespornt von seiner Gemahlin Wilhelmine, einer Schwester Friederich Wilhelms II., verschiedene Handlungen, welche der Verfassung Hollands zuwiderliefen, und einem dieser Uebergriffe widersetzten sich die Bürger Dortrechts im September 1786 mit den Waffen in der Hand. Das Beispiel der Dortrechter aber wirkte ansteckend auf die anderen holländischen Städte und am Ende sah sich der Erbstatthalter genöthigt, mit seiner Gemahlin in die Festung Nymwegen zu entfliehen, von wo aus er den König von Preußen um Hülfe bestürmte. Anfangs zögerte Friederich Wilhelm II., weil ihm sein Minister Herzberg von einer unzeitigen Einmischung abrieth; allein solchem Zögern wußte die Gemahlin Wilhelms V. durch einen kühnen Schritt ein Ende zu machen. Sie reiste nämlich im Sommer 1787 von Nymwegen nach dem Haag, wo man sie furchtbar haßte, um eine Beleidigung ihrer Person zu provociren, und diese Provocirung gelang ihr auch in der That. Sofort verlangte nun Friederich Wilhelm II. für die Schmach, die man einer preußischen Prinzessin angethan, Genugthuung, und wie diese nicht in der Minute erfolgte, ließ er sofort unter dem Oberbefehl des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig — desselben, der sich als Erbprinz von Braunschweig im siebenjährigen Kriege hervorgethan hatte — ein Heer von 24,000 Mann in Holland einrücken. Vor diesem Heere aber hielten die schnell organisirten patriotischen Bürgerwehren nicht Stand und der Herzog wurde also fast ohne Blutvergießen in kürzester

Digitalisiert von Google

Frist Herr von ganz Holland. Daraufhin ſtellte man die frühere Ordnung der Dinge wieder her, wobei man nicht unterließ, alle Aemter mit Anhängern der oraniſchen Parthei neu zu beſetzen, und nachdem ſolches geſchehen, kehrten die Preußen ſiegesſtolz, als hätten ſie die größte Heldenthat begangen, in ihre Heimath zurück.

Das war die erſte Einmiſchung Friederich Wilhelms II. in fremde Angelegenheiten, die ihn nichts angingen, und weil er da einen ſo guten Erfolg gehabt hatte, ſchritt er ſofort zu einer zweiten. Damals führten, wie der Leſer ſich erinnern wird, Rußland und Oeſterreich gemeinſam gegen die Türken Krieg, und dieſer Krieg dauerte nun ſchon drei Jahre. Nun hielt es Friederich Wilhelm II. für angezeigt, ſich als Schiedsrichter einzumiſchen, in der Hoffnung hiefür, gleichſam als Kuppelpelz, die Städte Thorn und Danzig zu gewinnen. Allein weder die Türkei, noch Oeſterreich, noch Rußland wollten etwas von ſeiner Vermittlung wiſſen, und wenn er mit ſeinen Vorſchlägen hätte durchdringen wollen, wäre ihm nichts übrig geblieben, als einen großen Krieg anzufangen. Dazu aber war er nicht der Mann, und ſo zog er es vor, in der Convention, welche er am 27. Juli 1790 in Reichenbach in Schleſien mit dem Beherrſcher Oeſterreichs abſchloß (wir werden ſogleich wieder auf dieſelbe zurückkommen), einen friedlichen Rückzug anzutreten. Ja auf dieſer Convention ließ er ſich ſogar, ganz gegen den Rath ſeines Miniſters Herzberg, zu einem freundſchaftlichen Ausgleich mit Oeſterreich herbei und machte damit den Anfang zum Verlaſſen der bisher von Friederich dem Großen befolgten antiöſterreichiſchen Politik.

Des kinderlos verſtorbenen Kaiſers Joſeph II. Nachfolger wurde ſein Bruder Leopold II., bisheriger (ſeit ſeines Vaters Franz I. Tod) Großherzog von Toskana, deſſen Kaiſerwahl ſpäter (30. September 1790) ohne irgend welchen Anſtand erfolgte. Ruhig und mild, zugleich verſtändig und aufgeklärt, wie er war, hatte er ſeinen kleinen Staat zwar vollſtändig abſolut — wie damals alle Monarchen —, aber mit großer Sorgfalt und Weisheit regiert, und mit den beſten Vorſätzen übernahm er nun auch das Regiment der öſterreichiſchen Monarchie. Allein er traf Verhältniſſe an, die es ihm ſehr ſchwierig machten, dieſe ſeine Vorſätze zur Geltung zu bringen. Nach Außen

Digitalisiert von Google

hin war die Monarchie in einen ſchlimmen Krieg mit der Türkei verwickelt und überdem beſtand eine ſtarke Spannung mit Preußen, welches, um im Trüben zu fiſchen, als vermittelnde Macht auftrat. Was aber die inneren Angelegenheiten betraf, ſo hatte nicht blos Belgien einen furchtbaren Aufſtand erhoben, ſondern es ſtand auch Ungarn im Begriff, daſſelbe zu thun, und faſt nicht minder ſtark gährte es in Tyrol und Böhmen. Der verſtorbene Joſeph II. hatte ja allen ſeinen Provinzen und Königreichen die gleichen Reformen aufzwingen wollen, um ſie dadurch in einen Einheitsſtaat zu verſchmelzen; allein gegen dieſen Einheitsſtaat revoltirten alle die verſchiedenen Nationalitäten, aus denen Oeſterreich zuſammengeſetzt war, und einige hätten ſich am liebſten ganz losgeriſſen. Somit galt es vor allem, den Frieden im Innern durch weiſe Nachgiebigkeit wiederherzuſtellen, und alsbald nahm nun Leopold II. die Reformdecrete ſeines Vorgängers, ſo weit durch ſie die früheren Rechte des Adels und der Geiſtlichkeit geſchmälert worden waren, in ihrer großen Mehrzahl — nur die Klöſter blieben zum großen Theil aufgehoben und die Leibeigenſchaft wurde in ihrer ganzen Strenge auch nicht wieder eingeführt — zurück. Dieß wirkte und ſowohl in Tyrol und Böhmen als auch in Ungarn legte ſich die Gährung. Daraufhin ſchrieb Leopold II. einen ſehr verſöhnlichen Brief an Friederich Wilhelm II. von Preußen und auf dieſen Brief hin wurde die ſchon oben berührte Convention von Reichenbach abgeſchloſſen. In dieſer verzichtete Preußen auf den Traum der Erwerbung von Thorn und Danzig und gab die lange beſtandene Rivalität gegen Oeſterreich auf; letzteres aber verpflichtete ſich, das Bündniß mit Rußland ſofort zu löſen und mit der Türkei auf der Grundlage, daß die Gebietsverhältniſſe der beiden Staaten dieſelben blieben, wie vor dem Kriege, Frieden zu ſchließen. Nachdem nun auch dieſe ſchwer drückende Laſt beſeitigt, ging Leopold II. an die Pacificierung Belgiens und machte ſich den dortigen Aufſtändiſchen gegenüber anheiſchig, nicht blos eine durchgreifende Amneſtie zu verwilligen, ſondern auch die Joſephiniſchen Reformen ohne Ausnahme zurückzunehmen. Das waren gewiß die weitgehendſten Conzeſſionen, die ein Monarch nur überhaupt machen kann; weil aber die Aufſtändiſchen trotzdem nicht zum Gehorſam

Digitalisiert von Google

zurückkehrten, ſandte Leopold II. im Herbſt 1790 ein Heer gegen ſie und dieſes zog ſchon am 3. Dezember 1790 ſiegreich in Brüſſel ein. Damit war die ganze Inſurrection zu Ende; allein deßwegen hielt Leopold II. doch ſein Wort und ſtellte alle von Joſeph II. aufgehobenen Einrichtungen und Inſtitutionen wieder her.

Inzwiſchen hatte in Frankreich während des Jahrs 1789 jene furchtbare Revolution ihren Anfang genommen, welche dazu beſtimmt war, ganz Europa in ſeinen Grundfeſten zu erſchüttern. Die Schuld derſelben trug keineswegs die jetzige Regierung des franzöſiſchen Staates, denn Ludwig XVI., der ſeit 1774 auf dem Throne ſaß, zeichnete ſich zwar keineswegs durch bedeutenden Verſtand und noch weniger durch große Willenskraft aus; dagegen aber ließen ſeine Gutmüthigkeit, ſeine Frömmigkeit und ſeine Sittenſtrenge nichts zu wünſchen übrig. Um ſo niederträchtiger hatten dagegen ſeine Vorgänger Ludwig XIV. und Ludwig XV. regiert, und es waren daher nur ihre Sünden, ſowie die Sünden des mit ihnen verbündet geweſenen Clerus und Adels, welche ſich jetzt bitter rächten. Nachdem nämlich die Zerrüttung des Staats und mit derſelben das allgemeine Elend und die Finanznoth auf's höchſte geſtiegen, mußte ſich die Regierung auf das Andrängen des Parlaments von Paris dazu verſtehen, die Stände des Reichs, welche ſeit 1614 nicht mehr gehört worden waren, auf den 1. Mai 1789 einzuberufen und dieſe verwandelten ſich ſofort — wie das ganz naturgemäß kam, gehört in die Geſchichte Frankreichs, nicht in die Deutſchlands — in eine conſtituirende Nationalverſammlung. Mit anderen Worten, die Stände erklärten, daß ſie nicht blos dazu daſeien, der Finanznoth zu ſteuern, ſondern daß ſie es vielmehr als ihre Hauptaufgabe betrachteten, die vielen ſchweren Mißbräuche, unter denen Frankreich bisher gelitten, zu beſeitigen und dem Staate eine ganz neue Verfaſſung zu geben. Gleich darauf erfolgte, weil der König, um nicht ganz machtlos dazuſtehen, Truppen zuſammenzog, am 14. Juli die Erſtürmung der Baſtille und von jetzt an ſtand man mitten in der Revolution. Volksverſammlungen über Volksverſammlungen wurden gehalten und man ſchrie nach den allgemeinen Menſchenrechten. Kein privilegierter Stand, weder der des Adels noch der der Geiſtlichkeit, ſollte mehr exiſtiren und allen Tyrannen

Digitalisiert von Google

schwur man den Tod. Die Nationalversammlung aber blieb ebenfalls nicht zurück und decretirte nicht blos Gleichheit aller Franzosen vor dem Gesetz, sondern auch vollkommene gleichmäßige Besteurung. Ueberdem zog sie die Güter der Geistlichkeit ein, nahm dem Adel alle seine Vorrechte, schaffte alle Klöster ab, setzte die Gewerbefreiheit an die Stelle der Zünfte, schuf das Institut der Geschwornen, hob die Bevorzugung der Erstgeburt auf, machte der Zehntabgabe ein Ende und erklärte jeden Cultus für gleichberechtigt.

Alle diese außerordentlichen Neuerungen konnten natürlich nicht ganz ohne Einfluß auf Deutschland, insbesondere auf die angränzenden Rheinlande bleiben, denn auch hier hatte man sich vielfach über ganz ähnliche Mißstände, wie in Frankreich, zu beklagen. Auch hier war der Grund und Boden furchtbar belastet, während der Adel und die Geistlichkeit sich der Steuerfreiheit erfreuten; auch hier stieg der Jagdunfug in's Grausame und auch hier suchte der Geringe vergebens Schutz bei den Gerichten. Wie hätte also die Bevölkerung den Decreten der französischen Nationalversammlung nicht begeistert zustimmen und ebenfalls Freiheit und Gleichheit verlangen sollen? Ueberdem war der Boden durch die Nachrichten aus Amerika — Empörung der Nordamerikaner gegen England im Jahr 1783 — schon längst wohl vorbereitet und es gab daher selbst unter den Hochgebildetsten Viele, die sich voll Enthusiasmus für die Grundsätze der französischen Revolution aussprachen. Zu einer Empörung aber, oder auch nur zu einem Aufstandsversuch kam es nirgends, weil die Regierungen der verschiedenen Gränzländer überaus vorsichtig zu Werke gingen und jede aufreizende Versammlung schon im Keime erstickten. Doch hielt man es vielfach, selbst in den größeren deutschen Staaten für angezeigt, die Censur- und Polizeimaßregeln zu verschärfen, und von jener Zeit datirt sich z. B. in Oesterreich das vielberüchtigte Institut der „Spitzeln und Naberer."

Im Allgemeinen also ging die französische Revolution an Deutschland anfänglich ziemlich spurlos vorüber; allein nur zu bald trat dieselbe in einen schweren Conflict mit dem deutschen Reiche. In einer kurzen Nachtsitzung vom 4. August 1789 nämlich hob die französische Nationalversammlung das ganze Feudalsystem mit allen seinen

Digitalisiert von Google

Wirkungen für Frankreich auf und entzog damit einer großen Anzahl von deutschen Reichsständen ihre Rechte und Einkommenstheile, die sie im Elsaß und in Lothringen immer noch, auch nach der Abtretung dieser Provinzen an Frankreich, rechtlich besaßen. So gehörte z. B. dem Herzoge von Württemberg außer Mömpelgard die Grafschaft Hornburg und die Herrschaft Reichenweiher, dem Pfalzgrafen von Zweibrücken die Herrschaft Rappoltstein, die Grafschaft Lützelstein und das Amt Bischweiler, dem Markgrafen von Baden das Amt Beinheim, dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt die Grafschaft Hanau-Lichtenberg, dem Bischof von Speier das Amt Lauterburg und so noch verschiedenen anderen Herren andere Herrschaften. Sie allein hatten daselbst die Beamten und Richter zu ernennen; ihnen allein stand es zu, die Zehnten und sonstigen Abgaben einzuziehen; sie allein durften die sämmtlichen landesherrlichen Rechte ausüben. Nicht minder besaß der Kurfürst-Erzbischof von Trier von uralten Zeiten her Metropolitanrechte über die Bisthümer Metz, Toul und Verdun und ebenso war dem Kurfürsten-Erzbischof von Köln das Bisthum Straßburg unterworfen. Die Diöcesen der Bischöfe von Speier und Basel aber erstreckten sich ziemlich weit in's Elsässische hinein und in mehr als zwanzig Dörfern gehörte ihnen das Ernennungsrecht der Pfarrer. Kurz also, es handelte sich um bedeutende materielle Werthe, welche verschiedenen deutschen Reichsständen, geistlichen wie weltlichen, von der französischen Nationalversammlung durch die Aufhebung des Feudalsystems mit einem einzigen Federstrich entzogen wurden, und selbstverständlich wollten sich die Beraubten solches nicht gefallen lassen. Sie reichten also beim Könige von Frankreich eine Beschwerdeschrift ein; allein dieser wies sie, weil selbst machtlos, an die Nationalversammlung und letztere wollte von einer anständigen Entschädigung nichts wissen. Daraufhin wandten sich die Beraubten im Lauf des Jahrs 1790 an den Kaiser in Wien, und derselbe that sofort Schritte bei der französischen Regierung, um die Rechte der Geschädigten zu wahren. Allein die Nationalversammlung erklärte abermalen kurzweg, daß es sich hier um rein französische Angelegenheiten handle, bei denen Deutschland nichts mitzusprechen habe, und ließ sich auf nichts Weiteres ein.

Schon diese gewaltthätige Rechtsverweigerung mußte die deutschen

Digitalisiert von Google

Fürsten und in erster Linie den deutschen Kaiser Leopold II. schwer beleidigen; aber noch weit schwerer fiel es bei letzterem in's Gewicht, daß Ludwig XVI. nach einem verunglückten Fluchtversuche (Ende Juni 1791) mit seiner Gemahlin von den Franzosen nicht mehr wie ihr legitimer Herrscher, sondern mehr wie ein Verbrecher behandelt und beaufsichtigt wurde. Sollte Leopold II. es dulden, daß man einem gekrönten Monarchen, der noch zudem an seine Schwester Marie Antoinette verheirathet war, in solcher Weise begegnete? Dazu kam noch Zweierlei; einmal das, daß der emigrirte französische Adel, den Grafen von Artois, den jüngeren Bruder Ludwigs XVI. an der Spitze — dem Grafen von Artois war die Flucht aus Frankreich, welche dem Könige selbst mißlang, vollkommen geglückt und ebenso auch einem großen Theil des höheren Adels — beständig theils in Person, theils in Denkschriften in den Kaiser drang, sich in die französischen Angelegenheiten einzumischen oder besser gesagt, den früheren Zustand der Dinge in Frankreich wiederherzustellen; sodann das, daß sowohl Ludwig XVI. als auch Marie Antoinette ihm durch einen Geheimboten ein Schreiben zustellen ließen, in welchem sie ihn beschworen, sich ihrer doch in ihrer jetzigen hülfslosen Lage mannhaft anzunehmen. Unter solchen Umständen wird man es höchst natürlich finden, wenn in Leopold II. nach und nach der Entschluß reifte, dem wilden Treiben in Paris zu steuern; nur war er als ein äußerst ruhiger und vorsichtiger Monarch nicht geneigt, dieß sofort mit den Waffen in der Hand zu thun. Vielmehr hielt er es für das beste Mittel, durch Schrecken auf die Franzosen einzuwirken, und erließ also am 18. Mai 1791 ein Rundschreiben an die europäischen Monarchen, worin er sie aufforderte, mit ihm gemeinschaftliche Sache gegen die französischen Revolutionäre zu machen. Die größte Wirkung aber versprach er sich davon, wenn es ihm gelänge, den König von Preußen für seinen Plan zu gewinnen, und siehe da, ganz gegen sein Erwarten kam man ihm von Berlin auf halbem Wege entgegen. Dort nämlich arbeiteten die neuen Minister Wöllner und Bischofswerder in Verbindung mit dem Marchese Lucchesini, einem verschmitzten Italiener, welchen Friederich Wilhelm II. auf ihren Rath schon bei der Convention von Reichenbach als seinen bevollmächtigten

Digitalisiert von Google

Miniſter gebraucht hatte, ſchon lange daran, den Miniſter des Aeußern, von Herzberg, den letzten der von Friederich dem Großen übernommenen Staatsmänner, zu ſtürzen, um dadurch vollends alle Gewalt in die Hand zu bekommen, und da nun Herzberg die antiöſterreichiſche Politik — die Politik Friederichs des Großen — am preußiſchen Hofe befürwortete, ſo vertraten ſie ſelbſtverſtändlich die Politik des engſten Anſchluſſes an Oeſterreich. Eine Zeitlang ſchwankte die Wage; allein ſchon am 5. Juli 1791 erhielt Herzberg ſeine Entlaſſung und nun wurde es den Herren Wöllner, Biſchofswerder und Genoſſen leicht, den ſchwachen preußiſchen König ſogar zu einer Zuſammenkunft mit Leopold II. zu bewegen. Sie fand (übrigens erſt nachdem auch in Wien ein Miniſterwechſel ſtattgefunden und den antipreußiſchen Fürſten Kaunitz der Freiherr Franz Maria von Thugut erſetzt hatte) Mitte Auguſt 1791 in Pillnitz ſtatt, wo auch, obwohl uneingeladen, der Graf von Artois mit verſchiedenen andern vornehmen Emigranten erſchien, und ſchon am 27. Auguſt einigte man ſich dahin, daß in Frankreich die monarchiſche Vollgewalt Ludwigs XVI. wieder herzuſtellen ſei. Nur über das Wann und Wie ging man noch ziemlich weit auseinander, denn Leopold II. drang darauf, daß vorher, ehe man zum Schwerte greife, alle Mittel der Ueberredung und des Unterhandelns erſchöpft werden müßten, während Friederich Wilhelm II., aufgeſtachelt von ſeinem Günſtling Biſchofswerder, den die Emigranten für ſich gewonnen hatten, alſobald die Armeen marſchiren laſſen wollte. Schließlich mußte der König von Preußen nachgeben und es unterblieb alſo zu ſeinem großen Verdruſſe die augenblickliche Kriegserklärung. Ja ſelbſt ſpäter ließ ſich Leopold II. zu nichts Weiterem herbei, als am 7. Februar 1792 zum Abſchluß einer Defenſiv-Allianz, weil er durchaus nicht der angreifende Theil ſein wollte. Allzulange übrigens brauchte ſich Friederich Wilhelm II. nicht zu gedulden, denn ſchon am 1. März 1792 ſtarb Kaiſer Leopold II. und ſein Nachfolger Franz II., ein damals vierundzwanzigjähriger Herr, theilte keineswegs die Bedenklichkeit ſeines Vorgängers.

Kaiſer Franz II. (die Kaiſerwahlceremonie nahm man am 5. Juli 1792 zu Frankfurt am Main vor), der älteſte Sohn Leopolds II., zeichnete ſich durch ein wohlwollendes Gemüth, ſonſt aber in keinerlei

Digitalisiert von Google

Weiſe, am wenigſten durch einen hervorragenden Verſtand und einen energiſchen Willen aus und ſo kam es denn ganz naturgemäß, daß er ſich von ſeiner nächſten Umgebung leiten ließ. Insbeſondere übten der Graf von Colloredo, ſein Oberſthofmeiſter und der Graf von Cobenzl, der frühere Geſandte in St. Petersburg, eine große Gewalt über ihn aus, und weil nun dieſe Beiden, welche als vornehme Cavaliere die franzöſiſchen Revolutionäre auf's bitterſte haßten, den Satz aufſtellten: „die Sache Ludwigs XVI. ſei die Sache aller Souveraine", ſo war der junge Monarch gleich dabei, die franzöſiſche Revolution, „die ſonſt auch die übrigen Völker Europa's anſtecken könnte", mit Waffengewalt zu bändigen. Dieſe ſeine Abſicht gab er auch ſofort dem Könige von Preußen zu erkennen und beeilte ſich zugleich Befehl zur Ausrüſtung eines Heeres zu geben; in der Kriegserklärung aber kamen ihm deßwegen doch die Franzoſen zuvor. In der franzöſiſchen Nationalverſammlung nämlich hatte mit dem Beginn des Jahrs 1792 die Parthei der Republikaner, welche alle Tyrannen der Welt ſtürzen wollten, das Uebergewicht bekommen und dem Könige Ludwig XVI. den thatendurſtigen General Dumouriez als erſten Miniſter aufgedrungen. Der neue franzöſiſche Premier aber erließ ſofort ein Schreiben an Franz II., worin er kategoriſch dreierlei verlangte. Einmal das Aufgeben des mit Preußen abgeſchloſſenen Bündniſſes; ſodann die Einſtellung der Kriegsrüſtungen; endlich drittens die Internirung des emigrirten franzöſiſchen Adels im Innern Deutſchlands, denn dieſer hatte ſich in großer Anzahl im Gebiete des Erzbiſchofs von Trier (der Graf von Artois hielt in Coblenz förmlich Hof) angeſammelt und organiſirte ſich da unter dem Oberbefehl des Prinzen von Condé militäriſch, um einen bewaffneten Einfall in Frankreich zu machen. Auf dieſes grobe Schreiben folgte von Seiten des Wiener Cabinets ein höchſt kurzes und trockenes Nein und ſofort erklärte die franzöſiſche Nationalverſammlung an Oeſterreich den Krieg. Solches geſchah den 21. April 1792; die Kriegserklärung war aber nur gegen den „König von Ungarn und Böhmen" gerichtet, ohne daß dabei des Königs von Preußen irgendwie gedacht worden wäre, denn in Paris hoffte man mit Zuverſicht, in der letzten Stunde werde man in Berlin zur Einſicht kommen, daß man im

Digitalisiert von Google

Angedenken an die Politik Friederichs des Großen mit Oeſterreich unmöglich zuſammengehen könne. Hierin übrigens täuſchte ſich Dumouriez vollſtändig, indem Friederich Wilhelm II. alsbald erklärte, an der Seite Franz's II. fechten zu wollen, und Befehl gab, das Heer mobil zu machen. Ja ſelbſt die andern Fürſten Deutſchlands ſahen großen Theils ein, daß ihnen die Ehre gebiete, ebenfalls ihr Schwert zu ziehen, weil Frankreich ſich noch immer weigerte, für den erſt kürzlich in Elſaß-Lothringen begangenen Raub genügende Entſchädigung zu leiſten, und ſomit decretirte — obwohl allerdings erſt nach ſehr langer Ueberlegung — der Reichstag in Regensburg den Reichskrieg gegen die franzöſiſche Nation.

In ſeinem Beſchluß einen Kreuzzug gegen die franzöſiſche Revolution zu beginnen, war alſo Deutſchland einig; allein der Kriegsrüſtungen wegen vergingen noch volle drei Monate, bis man in die Action eintreten konnte. Abgemacht wurde, am Unterrhein eine große preußiſch-öſterreichiſche Hauptarmee von 110,000 Mann aufzuſtellen, um auf dem kürzeſten Weg nach Paris zu marſchiren, und zum Oberanführer dieſer Armee beſtellte man den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig, welchen man — wir kennen ihn längſt — für den erſten Kriegshelden damaliger Zeit hielt. Einem zweiten rein öſterreichiſchen Heere unter dem Herzog von Sachſen-Teſchen übertrug man die Vertheidigung Belgiens, und ein drittes war dazu beſtimmt, ſich in Süddeutſchland aus den Contingenten der Reichsfürſten, jedoch unterſtützt von einem öſterreichiſchen 30,000 Mann ſtarken Corps anzuſammeln, um durch das Elſaß in's Innere Frankreichs vorzubringen. Endlich ſollten die franzöſiſchen Emigrirten, deren militäriſche Ausrüſtung beſchloſſen wurde, ſich dem großen Hauptheere anſchließen und daſſelbe in ſeinen Unternehmungen mit ihrer Sprach-, Orts- und Perſonenkenntniß unterſtützen. Auf den Sieg hoffte man mit der größten Beſtimmtheit, denn der emigrirte franzöſiſche Adel prahlte damit, daß man die deutſchen „Erlöſer" überall mit offenen Armen aufnehmen werde, weil der Kern des franzöſiſchen Volks der revolutionären „Bande" in Paris längſt müde ſei, und überdem welchen Werth hatte denn das zuſammengeraffte „Geſindel", welches man in Frankreich nunmehr als „Volksheer" zu be-

Digitalisiert von Google

zeichnen beliebte? Ja man ſtellte ſich vor, es handle ſich um keinen eigentlichen Kampf, ſondern nur um einen „Executionszug", und der Oberſtkommandirende ſelbſt ermahnte daher die Offiziere, nicht zu viel Gepäck mitzunehmen, weil der militäriſche Spaziergang nach Paris in wenigen Wochen beendigt ſein werde. Um aber der Sache die Krone aufzuſetzen, ſchleuderte man unmittelbar vor Beginn der Action (am 25. Juli 1792) ein Manifeſt — unterzeichnet war es thörichter Weiſe von dem Herzog von Braunſchweig, verfaßt aber hatte es der Marquis von Limont, einer der Exaltirteſten unter den Emigrirten — gegen die Franzoſen, welches einzig in ſeiner Art daſteht. Nicht nur nämlich war darin ſchwarz auf weiß zu leſen, daß man die Stadt Paris dem Erdboden gleich machen würde, falls dorten dem Könige Ludwig XVI. auch nur das geringſte Leid geſchehe, ſondern daſſelbe enthielt auch die Drohung, daß alle Einwohner der Städte und Dörfer, welche die Frechheit hätten, ſich den anrückenden Deutſchen nicht augenblicklich und bedingungslos zu unterwerfen, ſammt und ſonders ohne Gnade erſchoſſen und ihre Häuſer dem Erdboden gleich gemacht werden ſollten. Eine ſolche Sprache von einem kriegführenden Staat gegen den andern war unerhört und es läßt ſich dieſelbe nur damit einigermaßen entſchuldigen, daß man glaubte, durch ſie den Franzoſen einen tödtlichen Schrecken einzujagen. Der Erfolg aber war ein gerade umgekehrter. Sobald nämlich das Manifeſt am 10. Auguſt in Paris bekannt wurde, ſtürmte das Volk, vor Wuth außer ſich, die Tuillerien, die Reſidenz Ludwigs XVI., und die Nationalverſammlung ſetzte ſofort den König im ſogenannten Tempelthurm gefangen. Noch mehr, ſie erklärte Frankreich zur Republik und riß unter dem Titel eines Nationalconvents die Regierung an ſich.

Ende Juli 1792 ſetzte ſich endlich die öſterreichiſch-preußiſche Hauptarmee von Koblenz aus in Bewegung, aber ſtatt 110,000 Mann, wie abgemacht geweſen war, hatte man nur 70,000 Mann zuſammengebracht und überdem nicht einmal für die nöthigen Vorräthe zur Verpflegung der Truppen zu ſorgen gewußt. Um keinerlei Art von Vorſicht zu verſäumen, rückte der Herzog von Braunſchweig nur ſehr langſam vorwärts und erſt nach drei Wochen, am 19. Auguſt, überſchritt man die Gränze von Lothringen. Dann wurden nach einander

Digitalisiert von Google

die Festungen Longwy und Verdun berannt und dieselben ergaben sich auch richtig — die erste am 23. August, die andere am 2. September 1792 — nach kurzer Beschießung. Nunmehr aber kam es im deutschen Hauptquartier, in welchem sich inzwischen der König Friederich Wilhelm II. mit seinem Günstling Bischofswerder in Person eingefunden hatte, zu harten Streitigkeiten, denn der Herzog von Braunschweig, übervorsichtig wie er war, wollte durchaus an der Maaslinie die Winterquartiere beziehen, um den Krieg im nächsten Frühjahr desto bälder beginnen zu können; der König von Preußen dagegen, aufgestachelt von Bischofswerder, der sich für einen großen General hielt, drang auf den schnellsten Vormarsch nach Paris und wohl oder übel mußte der Herzog von Braunschweig endlich nachgeben. Mitte September setzte sich also das Heer wieder in Bewegung, aber, um die Wahrheit zu sagen, der beste Zeitpunkt war verpaßt. Einmal nämlich hatte jetzt der französische Nationalconvent eine sehr zahlreiche, obwohl noch undisciplinirte Armee auf die Beine gestellt und sodann war für dieselbe in dem General Dumouriez (dem bisherigen Minister des Auswärtigen) ein sehr tüchtiger Oberbefehlshaber gewonnen worden. Dieser beeilte sich sofort, nachdem ihm der General Kellermann aus dem Elsaß noch eine weitere Verstärkung zugeführt, die sämmtlichen Engpässe, welche von Lothringen durch den Argonner Wald nach der Champagne führen, bestens zu besetzen, und somit blieb dem Herzog von Braunschweig nichts übrig, als entweder einen dieser Engpässe zu forciren oder den Rückweg anzutreten. Friederich Wilhelm II. drang darauf, daß das Erstere geschehe, und es erfolgte sofort am 20. September der Angriff auf die Anhöhen von Valmy, deren Vertheidigung Dumouriez dem General Kellermann übertragen hatte. Weil aber der Herzog von Braunschweig befürchtete, daß ein Sturm allzuviele Leute kosten würde, beschränkte er sich auf eine furchtbare Kanonade (später genannt: die Kanonade von Valmy) und zog sich am Abend, ohne irgend etwas ausgerichtet zu haben, in sein bisheriges Lager bei La-Lune in der Nähe von Valmy zurück. Jetzt jubelten die Franzosen, denn der Rückzug der Deutschen galt ihnen so viel wie ein glorreicher Sieg und überdem wußten sie, daß es dieselben in diesem Lager nicht mehr lange würden aushalten

Digitalisiert von Google

können. Schon lange nämlich war im deutschen Heere ein sehr empfindlicher Mangel an Lebensmitteln, wie an Fourage eingetreten, weil die abscheuliche Witterung, welche den ganzen September 1792 über herrschte, alle Zufuhrwege urpracticabel machte, und noch schlimmer war, daß in Folge von dem Allem Krankheiten verschiedener Art, besonders die Ruhr, unter den Mannschaften zu wüthen begannen. In Anbetracht dessen, knüpfte jetzt Dumouriez, um das deutsche Heer so lange hinzuhalten, bis der Mangel und die Krankheiten den höchsten Grad erreicht hätten, mit dem Herzog von Braunschweig Unterhandlungen an, indem er sich stellte, als ob er gesonnen wäre, von der Sache der Republik abzufallen, und hierauf ging man deutscherseits begierig ein. Freilich merkte man bald, daß es dem französischen Oberbefehlshaber nicht Ernst sei, allein wie man es merkte, waren die deutschen Truppen bereits nicht mehr actionsfähig. Es blieb also nichts übrig, als den Heimweg anzutreten, und solches geschah am 30. September 1792. Dabei blieb man vom Feinde ziemlich unbelästigt, allein deßwegen verlor man doch, bis man in der zweiten Woche des Oktobers die Festungen Longwy und Verdun erreichte, in Folge der Krankheiten und des Mangels an Verpflegung so viele Leute, als eine Schlacht gekostet haben würde. Noch mehr, weil eben jetzt (am 13. Oktober 1792) das österreichische Corps unter General Clairfayt, das bisher mit den Preußen vereinigt gewesen war, nach Belgien abberufen wurde, glaubte der Herzog von Braunschweig zu viel zu riskiren, wenn er in den genannten Festungen stehen bleibe, und zog sich sofort, dieselben räumend, ganz auf preußisches Gebiet zurück.

Gänzlich resultatlos endete also der Feldzug in der Champagne, von dem man sich so viel versprochen hatte; allein noch viel erbärmlicher hielten sich die Oesterreicher unter dem Herzog von Sachsen-Teschen in Belgien. Derselbe begnügte sich nämlich während des ganzen Sommers damit, daß er die Festung Lille einschloß; weil er aber nicht im Stande war, sie zu bezwingen, zog er sich im Oktober nach Mons zurück und verlangte nun von der österreichischen Regierung Verstärkungen. Aus diesem Grunde beorderte dieselbe den General Clairfayt, wie wir oben angeführt, von den Preußen ab und Clairfayt

Digitalisiert von Google

marſchirte alſo von Longwy nach Mons ab. Natürlich aber nahm er ſich, wie man das leider bei den Oeſterreichern gewohnt war, die gehörige Zeit dazu und ſtatt Tagen vergingen Wochen, bis er ſein Ziel ereichte. Umgekehrt dagegen eilte Dumouriez, als er gewiß war, vom Herzog von Braunſchweig nichts mehr befürchten zu müſſen, mit ſeiner ganzen Armee im Sturmſchritt in's Belgiſche und warf ſich am 5. November bei Jemappes auf den Herzog von Sachſen-Teſchen, noch ehe dieſer das ganze Clairfayt'ſche Corps hatte an ſich ziehen können. Die Niederlage der Oeſterreicher war eine entſchiedene und gedrängt von Dumouriez, der ſchon am 14. November ſiegreich in Brüſſel einzog, räumten ſie bis zum Dezember 1792 ganz Belgien, das ſofort von den Franzoſen vollſtändig republicaniſirt wurde.

Am allererbärmlichſten übrigens verlief der Kampf am Oberrhein, wo ein aus Reichstruppen gebildetes und durch ein Corps Oeſterreicher verſtärktes Heer in's Elſaß einzufallen beſtimmt war, denn ſowohl Oeſterreich als die Reichsfürſten benahmen ſich ſo ſaumſelig, daß jenes Heer ſich erſt im September 1792 zu ſammeln begann und nie über 20,000 Mann anwuchs. Um ſo leichter wurde es den Franzoſen unter dem General Cuſtine, daſſelbe, das noch überdieß von einem ganz unfähigen Offizier, dem Grafen von Erbach, kommandirt wurde, auseinander zu jagen und dann in Deutſchland Eroberungen zu machen. So fiel ſchon am 29. September die Stadt Speier in ihre Hände und gleich darauf ergab ſich ihnen auch Worms. Daraufhin marſchirte Cuſtine Anfangs Oktober gegen Mainz, in der Hoffnung, auch dieſe ſo überaus ſtarke Feſtung ohne viel Mühe wegnehmen zu können, und ſeine Hoffnung ſollte ihn in der That nicht täuſchen. Hier nämlich herrſchte der Kurfürſt-Erzbiſchof Friederich Karl Joſeph von Erthal, der höchſt unwürdige Nachfolger des verdienten Emmerich Joſeph, und feig, wie er war, entfloh derſelbe bei der Annäherung der Franzoſen alsbald bei Nacht und Nebel nach Aſchaffenburg. Mit ihm entfloh auch der Hof, der Adel und die Prieſterſchaft; das niedere Volk der Stadt aber jubilirte, denn es hoffte nun endlich der deſpotiſch-pfäffiſchen Regierung, unter der es ſo lange geſeufzt, mit Hülfe der Franzoſen loszuwerden. Was kam alſo? Nun am 10. Oktober forderte Cuſtine die Stadt zur Ueber-

Digitalisiert von Google

gabe auf. Es wäre, wenn die Bürgerschaft gewollt hätte, überaus leicht gewesen, sie zu vertheidigen, allein die Bürger machten keine Miene hiezu, obwohl sie an der in der Stadt liegenden kleinen österreichischen Besatzung — 800 Mann unter dem Oberstlieutenant Andujar — einen starken Rückhalt gehabt hätten. Ueberdem besaß der von dem entflohenen Erzbischof zurückgelassene Kommandant — ein Herr von Gymnich — weder Kopf noch Herz und somit übergab er die starke Festung schon am 21. Oktober, ohne nur einen einzigen Schuß abgefeuert zu haben.

Der Fall von Mainz jagte allen Fürsten, Grafen und Reichsstädten ringsum eine wahre Todesangst ein. Schon am 22. Oktober capitulirte die Stadt Frankfurt, obwohl sie damals noch stark befestigt war, und Custine warf alsbald eine französische Besatzung hinein. Die Stadt Wetzlar kam, als Sitz des Reichskammergerichts, bei dem französischen General in höchst demüthigen Worten um einen Schutzbrief ein und nicht minder demüthig flehte der Fürst Friederich Karl von Neuwied um Schonung. Die beiden Kurfürsten-Erzbischöfe von Köln und Trier machten sich zur Flucht fertig und der Landgraf von Hessen-Kassel räumte seine Hauptstadt in athemloser Eile. Der Herzog Karl Eugen von Württemberg und der Markgraf Karl Friederich von Baden erklärten sich für neutral und der Kurfürst Karl Theodor von Pfalz-Bayern ging sogar so weit, sich zu einem Bündniß mit Frankreich zu erbieten. Der Reichstag in Regensburg aber miethete Schiffe, um sich bei weiterer Annäherung der Franzosen auf der Donau nach Wien in Sicherheit zu bringen, und die Stadt Koblenz schickte dem General Custine gar eine Einladung zu, sich ihrer zu bemächtigen. Es sollte übrigens immer noch besser kommen. Alsbald nach der Uebergabe von Mainz nämlich forderte der General Custine die Einwohner auf, sich an das republikanische Frankreich anzuschließen, und in Folge dessen bildete sich sofort unter der Führung einiger Enthusiasten, denen sich der niedere Pöbel anschloß, ein „Mainzer Jacobinerklub", der fast noch excentrischere Beschlüsse faßte, als sein Namensbruder in Paris. Ja, man rief sogar einen „Mainzer Nationalconvent" in's Leben, welcher den Anschluß an Frankreich decretirte, und wie verrückt tanzte man nun um die Freiheitsbäume herum. Doch

Digitalisiert von Google

gingen den Vernünftigeren schon nach wenigen Tagen die Augen auf, als sie sahen, wie Custine in Frankfurt und anderen Städten trotz der verkündeten Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit die furchtbarsten Brandschatzungen erhob und nebenbei auch noch durch seine Soldaten Alles stehlen ließ, was man nur irgend fortbringen konnte.

Inzwischen war in Folge der schlechten Kriegführung des Jahrs 1792 eine starke Abkältung zwischen Oesterreich und Preußen eingetreten und insbesondere hatte letzterer Staat, weil man die Ursache der Mißerfolge den Oesterreichern zuschob, keine Lust mehr, den Krieg fortzusetzen. Da verkündete auf einmal der französische Nationalconvent der ganzen europäischen Welt die Freiheit und forderte alle Völker auf, ihre Tyrannen zu verjagen. Noch mehr, er versprach laut Decret vom 15. Dezember 1792 jeder Nation, die sich empören würde, die Zusendung einer französischen Heeresmacht, um ihr die Freiheit erkämpfen zu helfen, und „es sollen dann, nach erfochtenem Siege, die Nationen darüber entscheiden, ob sie eine Republik für sich bilden oder sich an Frankreich anschließen wollen." Schon damit wurde der ganzen monarchischen Welt Europa's der Fehdehandschuh hingeworfen; aber eine weit größere Wirkung brachte jene furchtbare That hervor, deren die Franzosen sich jetzt schuldig machten. Am 17. Januar 1793 nämlich wurde Ludwig XVI. vom Nationalconvente zum Tode verurtheilt und am 21. Januar vollstreckte man das Bluturtheil. Dieser grauenvolle Mord aber erfüllte die sämmtlichen Selbstherrscher Europa's mit Entsetzen und in Folge dessen einigten sich nicht blos die Regenten Oesterreichs und Preußens von neuem dahin, den Krieg gegen Frankreich bis auf's Aeußerste fortsetzen zu wollen, sondern es traten ihrem Bündniß sofort auch die Beherrscher von England, Holland, Spanien, Portugal, Neapel, Sardinien und Rußland bei. Ja am 22. März 1793 erklärte selbst der schwerfällige deutsche Reichskörper den Franzosen den Krieg und somit hatten diese jetzt ganz Europa, mit Ausnahme allein von Schweden, Dänemark und der Türkei, gegen sich. Das war eine furchtbare Coalition, durch welche, wenn alle diese Staaten fest zusammenhielten, Frankreich nothwendig erdrückt werden mußte; allein man nahm allerseits den Mund gar voll und leistete in der Wirklichkeit blutwenig oder nichts.

Digitalisiert von Google

So stellte Rußland nicht einen einzigen Mann gegen Frankreich in's Feld und man konnte sich bald überzeugen, daß es nur deßwegen zum Abschluß der großen Coalition gehetzt habe, um — während Oesterreich und Preußen gegen Frankreich fochten — freie Hand in Polen zu bekommen. Nicht minder lässig zeigte sich das deutsche Reich und der einzige Fürst, der — aber nicht auf eigene, sondern auf englische Kosten — ein nennenswerthes Contingent stellte, war der Landgraf Wilhelm IX. von Hessen-Kassel, der Sohn des großen Seelenverkäufers, Friederichs II. Ganz das Gleiche galt von den Königen von Spanien, Portugal, Neapel und Sardinien, denn wenn sie auch einzelne Truppenkörper an ihre Landesgränzen dirigirten, so hüteten sie sich wohl, letztere zu überschreiten, um nicht die Rache Frankreichs zu provociren. Mit großem Eifer dagegen nahm England den Krieg auf, aber sein Eifer bestand darin, die französische Seemacht zu vernichten, sowie die französischen Colonieen in Asien und Amerika zu erobern, und am Landkrieg betheiligte es sich so gut wie gar nicht. So lastete eigentlich der ganze Kampf auf den Schultern Oesterreichs und Preußens, und dem äußeren Anschein nach schienen diese entschlossen, ihr Möglichstes zu thun. Nach der Schlacht von Jemappes, während des Winters von 1792 auf 1793, war Belgien mit Frankreich vereinigt worden und mit dem Beginn des Frühjahrs 1793 erhielt der General Dumouriez die Weisung, nun auch noch Holland zu erobern. Demgemäß beauftragte derselbe schon im Februar seinen Untergeneral Miranda mit der Belagerung von Mastricht, während er selbst gegen Breda zog, welches er auch, sowie später Gertruydenburg, ohne viel Schwierigkeit in die Hände bekam. Inzwischen hatte die österreichische Regierung ein starkes Heer unter dem Oberbefehl des Prinzen von Sachsen-Coburg ausgerüstet, um Belgien wieder zu erobern und zu diesem Heere stieß alsbald auch ein holländisch-englisches (besser würde man sagen ein holländisch-hannövrisches, denn England rekrutirte seine Regimenter rein aus Hannover, dessen Kurfürst sein König war) Corps unter dem Herzog von York. Man beschloß vor allem Mastricht zu entsetzen und dieß gelang schon am 3. März 1793. Ja, der General Miranda wurde in solcher Unordnung zurückgeworfen, daß auch der General Dumouriez seine Stellung bedroht sah und in Folge

Digitalisiert von Google

Digitalisiert von Google

In demselben Verlag ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geheimnisse der Bastille.

Historisch-biographische Bilder aus der Vergangenheit

von

Otfr. Mylius.

Mit Illustrationen.

2 Bände in kl. 8.

(Ladenpreis früher Rthlr. 2. 17½. — fl. 4. 15.)

jetzt Rthlr. 1. — fl. 1. 45.

Ferner:

1870!

Der große Entscheidungskampf

zwischen

Deutschland und Frankreich

von

Theodor Griesinger.

Mit mehr als 100 Illustrationen.

73 Bogen in 4°.

Preis Thlr. 1. — fl. 1. 48.

J. Kreuzer'sche Buchdruckerei (Hammer & Liebich) in Stuttgart.

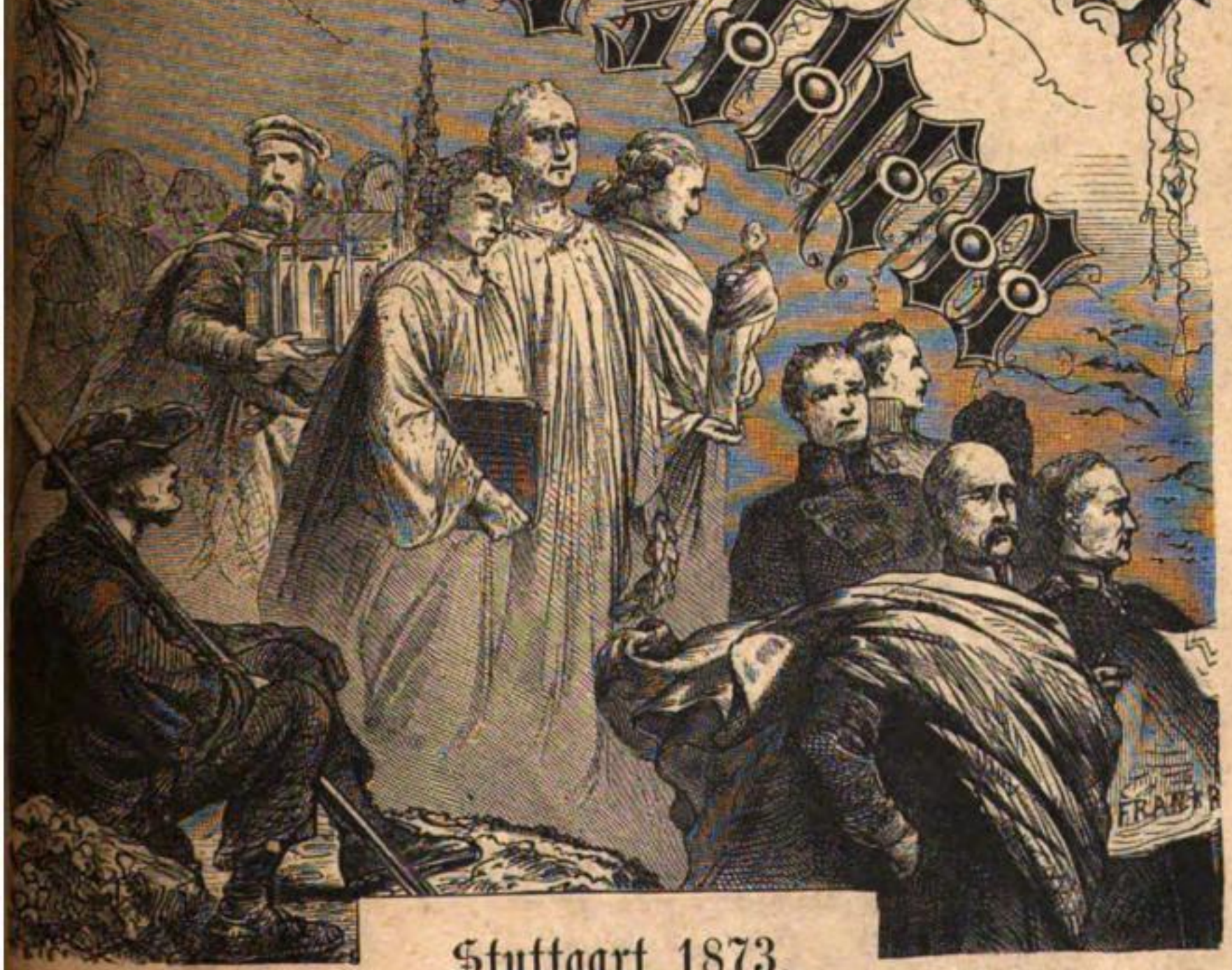
Digitalisiert von Google

9926 bbb

41. & 42. Heft. *Preis jeder Liefg. 4 sgr. — 12 kr. rh.*

Theodor Griesinger

Briefbuch



Stuttgart 1873.

Verlag von Paul Moser.

Digitalisiert von Google

BODLEIAN
1914
LIBRARY

Digitalisiert von Google

BRITISH
9 NOV 75
MUSEUM

Digitalisiert von Google

Guſt. Adolf's Landung in Deutſchland.

Digitalisiert von Google

dessen ebenfalls eine rückgängige Bewegung machen mußte. Schnellstens eilte ihm der Prinz von Sachsen-Coburg nach und am 18. März kam's bei Neerwinden zu einer entscheidenden Schlacht. Sie endete mit einer so vollständigen Niederlage der Franzosen, daß jetzt nicht blos ganz Belgien für sie verloren ging, sondern daß der Prinz von Sachsen-Coburg sogar zur Belagerung der Festungen Condé und Valenciennes auf französischem Gebiet schreiten konnte. General Dumouriez konnte also mit Gewißheit voraussetzen, daß ihn der Nationalconvent zu Paris jedenfalls zum Tode verurtheilen würde — denn der Convent hatte es sich längst zur Richtschnur gemacht, jeden geschlagenen Feldherrn guillotiniren zu lassen — und floh deßhalb zu den Oesterreichern. An seine Stelle trat der General Dampierre, der am 8. Mai den Versuch machte, Valenciennes zu entsetzen; aber er wurde zurückgeschlagen und verlor dabei sein Leben. Daraufhin erhielt der General Custine das französische Oberkommando, allein auch er war nicht glücklicher, denn er erlitt am 23. Mai bei Flamars eine große Niederlage und zur Strafe dafür ließ ihm der Convent den Kopf abschlagen. Bis hieher also hatten die Oesterreicher mit ihren Verbündeten stets nur Siege errungen, allein von nun an wandte sich das Glück und zwar durch ihre eigene Verschuldung. Statt nämlich sofort nach dem letzten Siege auf Paris vorzumarschiren und dort mit den Königsmördern abzurechnen, war der Prinz von Sachsen-Coburg auf Befehl des Wiener Cabinets nur darauf bedacht, Städte und Festungen zu erobern und dieselben, nachdem er sie zur Huldigung gezwungen, mit Belgien zu vereinigen. Nicht minder trennte sich jetzt der Herzog von York mit seinem holländisch-englischen Hülfscorps von ihm ab, um Dünkirchen zu belagern, denn am Besitz dieser Seestadt war der englischen Regierung weit mehr gelegen, als an der Züchtigung der exaltirten Jacobiner. So fand der Nationalconvent Zeit, ein neues äußerst zahlreiches Volksheer auf die Beine zu bringen, über welches der General Houchard gesetzt wurde, und dieser warf sich sofort mit seiner ganzen Macht auf die Belagerer von Dünkirchen. Auch gelang es ihm durch dieses Manoeuvre, ihnen zwei Male, am 8. September bei Hondscoten und fünf Tage darauf, am 13., bei Warwik, eine empfindliche Niederlage beizubringen, und

Digitalisiert von Google

in Folge deſſen ſahen ſie ſich genöthigt, nicht nur die Belagerung von Dünkirchen aufzugeben, ſondern ſogar tief an den Unterrhein zurückzuweichen. Nun wandte ſich Houchard ſchnellſtens gegen den Prinzen von Sachſen-Coburg, der damals, nach der Eroberung von Condé und Valenciennes, die Feſtung Maubeuge belagerte; weil aber ſein Vortrab beim Vorrücken in der Nähe von Kortryk von dem öſterreichiſchen General Beaulieu, den ihm der Prinz von Sachſen-Coburg entgegenſandte, geſchlagen wurde, überantwortete ihn der Convent der Guillotine und erſetzte ihn durch den General Jourdan. Dieſer reorganiſirte zuerſt die Armee und zog ſo viel Verſtärkungen als möglich an ſich. Dann aber eilte er zum Entſatz von Maubeuge und erzwang dieſe dadurch, daß er am 16. Oktober den Prinzen von Sachſen-Coburg beim Dorfe Wattiguies auf's Haupt ſchlug. Von nun an ruhten der vorgerückten Jahreszeit wegen die Waffen, allein den Oeſterreichern war in Folge ihrer Niederlage nichts übrig geblieben, als ſich ebenfalls nach dem Unterrhein zurückzuziehen.

Viel früher, als die Oeſterreicher, hatten die Preußen den Feldzug eröffnet. Kaum nämlich war im Spätherbſt 1792 General Cuſtine, wie bereits gemeldet, über Mainz bis nach Frankfurt vorgedrungen, ſo ertheilte der König von Preußen ſeinem Generaliſſimus, dem Herzog von Braunſchweig, Befehl, die Franzoſen anzugreifen, und ſchon am 2. Dezember 1792 nahm dieſer die Stadt Frankfurt im Sturm ein, wobei ſich die ganze franzöſiſche Beſatzung gefangen geben mußte. Von da ſchritt der Herzog zur Belagerung von Mainz; weil aber die darin liegenden Franzoſen ſich in Gemeinſchaft mit den republikaniſirten Bürgern ſehr tapfer wehrten, zog ſich die Belagerung ſehr in die Länge und die Uebergabe der Feſtung erfolgte erſt am 22. Juli 1793. Nun rückte die preußiſche Armee vor Landau und jagte am 14. September bei Pirmaſens ein zum Entſatz heranrückendes franzöſiſches Heer unter Moreau (der dafür zurückberufen und durch den General Hoche erſetzt wurde) in die wildeſte Flucht. Inzwiſchen hatte ſich am Oberrhein auch die Reichsarmee, obwohl in ſehr geringer Anzahl (ſie erreichte kaum die Stärke von 15,000 Mann) geſammelt, und mit ihr vereinigte ſich ein öſterreichiſches Corps unter dem altbewährten General Wurmſer. Dieſer hatte Befehl, in Gemeinſchaft

Digitalisiert von Google

mit dem Herzog von Braunſchweig zu operiren, und nach dem Siege von Pirmaſens wurde beſchloſſen, die franzöſiſchen Befeſtigungen zwiſchen Weißenburg und Lauterburg — die ſogenannten Weißenburger Linien — zu erſtürmen. Der Sturm gelang am 13. Oktober 1793; allein von Stunde an hatte es mit dem einigen Zuſammenwirken der Oeſterreicher und Preußen ein Ende, weil der General Wurmſer ſich den Befehlen des preußiſchen Generaliſſimus durchaus nicht fügen wollte. Demgemäß begnügte ſich Letzterer, die Belagerung von Landau fortzuſetzen, ohne irgend etwas Weiteres zu unternehmen; hiedurch aber ſah ſich der General Wurmſer gezwungen, unthätig zwiſchen Weißenburg und Lauterburg ſtehen zu bleiben, da er für ſich allein zu ſchwach war, Straßburg, wie er ſich vorgenommen hatte, zu attacquiren. So gewann der Nationalconvent Zeit, zwei neue große Armeen auszurüſten, welche den Generalen Hoche und Pichegru anvertraut wurden, und der Befehl lautete: „Landau oder den Tod.“ Alſobald nun, am 28. November wagte Hoche den Angriff auf die Preußen, welche ihm bis Kaiſerslautern entgegenrückten; allein ſo furchtbare Anſtrengungen er auch drei Tage lang hinter einander machte und ſo wenig er das Leben ſeiner Truppen ſchonte, ſo wurde er doch ſchließlich am 30. November vollſtändig zurückgeſchlagen. In der gleichen Zeit hatte ſich Pichegru auf den alten Wurmſer bei Weißenburg geſtürzt und ihm bis zum 4. Dezember faſt jeden Tag ein blutiges Treffen geliefert. Allein einen Erfolg konnte er nicht erreichen, ſondern im Gegentheil mußte er bis nach Bitſch zurückweichen. Nunmehr übrigens waren die beiden franzöſiſchen Generale ſo klug, ihre Heere zu vereinigen, und ſchritten, ſo bald dieß geſchehen, am 22. Dezember abermalen zum Sturm auf die Weißenburger Linien. Vier Tage lang wehrte ſich Wurmſer mannhaft in ſeiner gedeckten Stellung; weil ihm jedoch der Herzog von Braunſchweig zum Entgelt für den früher bewieſenen Ungehorſam keine Hülfe ſandte, mußte er ſchließlich der großen Uebermacht weichen und zog ſich unter großen Verluſten über den Rhein nach Mannheim zurück. Jetzt wurde auch die Lage des Herzogs von Braunſchweig vor Landau eine ſehr mißliche, denn dem großen geeinigten franzöſiſchen Heere war auch er nicht gewachſen und ſomit blieb ihm nichts übrig,

Digitalisiert von Google

als sofort ebenfalls den Rückzug — er nahm von nun an eine feste Stellung zwischen Worms und Oppenheim ein — anzutreten.

Am Schluß des Jahrs 1793 konnte man sich nicht verhehlen, daß Preußen dießmal den Krieg nur sehr lahm, ohne irgend welche größere Machtentwicklung geführt habe, und hiefür gab es zwei schwer wiegende Gründe. Einmal den, daß Oesterreich offenbar nicht sowohl darauf ausging, die Revolution in Frankreich zu bändigen, als darauf, Eroberungen zu machen, und hiezu dem Rivalen zu verhelfen, konnte man doch wahrhaftig dem König von Preußen nicht zumuthen. Sodann den, daß das Vorgehen Rußlands in Polen seit dem Jahr 1791 es nöthig machte, ein starkes preußisches Heer nach dieser Seite hin parat zu halten, wodurch natürlich die gegen Frankreich operirende Armee sehr abgeschwächt werden mußte. Am 3. Mai 1791 nämlich hatten sich die Polen eine neue Verfassung gegeben, um dem tief zerrütteten Staate wieder emporzuhelfen und namentlich das schwer lastende Joch des russischen Drucks abzuwälzen. Diese Regeneration Polens aber zu dulden war Katharina II. von Rußland durchaus nicht gesonnen und durch ihren Einfluß auf einen großen Theil des feilen polnischen Adels brachte sie es dahin, daß die von ihr Bestochenen schon am 18. Mai auf der Conföderation von Targowitza gegen die neue Verfassung protestirten. Ja selbst der König Poniatowsky mußte sich auf der Kaiserin von Rußland Befehl mit den Conföderirten einverstanden erklären und natürlich trat sofort Katharina II. als ihre Protektorin auf. Nicht blos aber dieß, sondern sie ließ auch im Verlauf des Jahrs 1792 eine Armee in Polen einrücken, um ihrer Protection Nachdruck zu geben, und diese Armee nahm bis zum Spätherbst selbigen Jahres fast den dritten Theil des Landes in Besitz. Nunmehr konnte der König von Preußen nicht mehr daran zweifeln, daß die russische Kaiserin keine andere Absicht haben könne, als ihre Herrschaft über ganz Polen auszudehnen, und hierin wurde er noch dadurch bestärkt, daß dieselbe sowohl ihn als den Beherrscher Oesterreichs immer und immer wieder mahnen ließ, den Krieg gegen Frankreich doch ja mit der äußersten Energie zu betreiben. Katharina II. wollte ihn offenbar davon abhalten, sich in die polnischen Angelegenheiten zu mischen, um ungehindert dort thun

Digitalisiert von Google

zu können, was ſie wollte, allein durfte er es zugeben, daß die ruſſiſche Macht ſo furchtbar anwuchs? Schnell entſchloſſen ſtellte er alſo ein ſtarkes Heer unter dem Feldmarſchall von Möllendorf an der polniſchen Gränze auf und drohte daſſelbe einrücken zu laſſen, wenn die ruſſiſche Kaiſerin ſich nicht alsbald mit ihm verſtändige. Katharina II. hatte nun die Wahl, ob ſie es auf's Aeußerſte ankommen laſſen wolle oder nicht; nach kurzem Beſinnen jedoch zog ſie die Verſtändigung dem Kampfe vor und am 23. Januar 1793 kam man hinter dem Rücken Oeſterreichs in St. Petersburg über eine zweite Theilung Polens in's Reine. Kaum aber war dieß geſchehen, ſo wurde preußiſcherſeits der Feldmarſchall von Möllendorf angewieſen, alle die Provinzen, welche Preußen ſich ausbedungen, militäriſch zu beſetzen (ruſſiſcherſeits geſchah dieß durch den General Igelſtröm) und im Juli 1793 mußte der Reichstag von Grodno auch zu dieſer zweiten Theilung ſein Jawort geben. Rußland, das ſich natürlich den Löwenantheil ſicherte, gewann dabei vollends ganz Litthauen, Podolien und die Ukraine, im Ganzen 4553 Quadratmeilen mit über 3 Millionen Einwohnern; an Preußen aber fielen außer den Städten Thorn und Danzig mit ihren Gebieten die Wojewodſchaften Poſen, Gneſen, Kaliſch und Lenczig, zuſammen 1060 Quadratmeilen mit 1,100,000 Einwohnern. Der Reſt von Polen betrug jetzt nicht mehr ganz 4000 Quadratmeilen mit etwa $3^1/_2$ Millionen Einwohnern.

Das klägliche Ende des Feldzugs der Preußen und Oeſterreicher am Rhein im Jahr 1793 hatte zur Folge, daß die beiderſeitigen Heerführer, der Herzog von Braunſchweig und der General Wurmſer, ſich mit den bitterſten Vorwürfen überſchütteten, denn Jeder war feſt überzeugt, daß der Andere ihn preißgegeben habe. Sie baten daher bei ihren Regierungen um ihre Entlaſſung und einem Jeden von ihnen wurde ſie gewährt. Nicht minder ergrimmt war das öſterreichiſche Cabinet — beſonders der Miniſter Thugut —, daß Preußen und Rußland ſich erlaubt hätten, die zweite Theilung Polens ohne ſeine Mitwirkung vorzunehmen, und ſofort ſtand ſein Entſchluß feſt, ſich hiefür wenigſtens an dem kleinen Preußen zu revanchiren. Dieſe Geſinnung Oeſterreichs aber, obwohl man ſie geheim zu halten ſuchte, konnte dem preußiſchen Hofe unmöglich verborgen bleiben und nun-

Digitalisiert von Google

mehr endlich erwachte in Friederich Wilhelm II. der Gedanke, daß die Association mit Oesterreich ein großer politischer Fehler gewesen sei. Hieraus ersieht man, daß die große gegen Frankreich geschlossene Coalition schon jetzt, das ist mit dem Beginn des Jahrs 1794 in die Brüche zu gehen drohte; aber es kam damals doch noch nicht dazu, denn man fürchtete sich in Berlin und in Wien gleich sehr vor der Weiterverbreitung der von Frankreich ausgehenden revolutionären Propaganda. Das tolle Gebahren der Mainzer Clubbisten schreckte die deutschen Monarchen und sie sahen bereits in Jedem, der eine Verbesserung der so sehr im Argen liegenden deutschen Zustände anstrebte, einen Weltumstürzer und Königsmörder. Schon aus diesem Grunde also glaubte Preußen wie Oesterreich sich von dem großen gegen die französische Republik gerichteten Monarchenbündnisse für jetzt noch nicht lossagen zu dürfen, und überdem strengten sich die Regierungen von England und Rußland auf's äußerste an, die beiden deutschen Großmächte von neuem in den Kampf mit Frankreich zu hetzen. Namentlich ließ Katharina II. unter der Hand dem Kaiser Franz II. eröffnen, daß sie darauf bedacht sein werde, ihn dafür, daß er bei der dießmaligen Theilung Polens leer ausgegangen sei, reichlich zu entschädigen, während sie umgekehrt dem Könige Friederich Wilhem II. vorhielt, er sei schon aus Dankbarkeit wegen des ihm soeben gewordenen Gebietszuwachses verpflichtet, nicht von dem großen Bündnisse abzufallen. Den Hauptentscheid übrigens gab der englische Ministerpräsident Pitt damit, daß er mit der Verwilligung von Subsidiengeldern nicht kargte und insbesondere an Preußen monatlich 50,000 Pfund Sterling auszahlen ließ. Trotzdem wollte es mit den Kriegsrüstungen der verschiedenen Staaten, die Rüstungen Englands zur See allein ausgenommen, ganz und gar nicht vorwärts gehen und weder das deutsche Reich, noch die Staaten Portugal, Spanien, Sardinien und Neapel gaben ihr längst gewohntes Zaubersystem auf. Nicht minder bewies Oesterreich durch die Unbedeutendheit der Heere, die es aufstellte, daß seine Kräfte längst erschöpft seien, und die Lässigkeit Preußens erschien fast noch auffallender. Die Oesterreicher unter dem Prinzen von Sachsen-Coburg hatten die Aufgabe, wie voriges Jahr von Belgien aus in Nordfrankreich einzudringen, um

Digitalisiert von Google

dort so viel Land als möglich zu annexiren, und zu Ende April 1794 gelang es dem Prinzen richtig nach einem siegreichen Treffen bei Chateau-Cambresis die Festung Landrecyes in die Hände zu bekommen. Allein kurze Zeit später, als General Jourdan den Oberbefehl über das französische Heer übernommen hatte, wandte sich das Kriegsglück und am 26. Juni 1704 wurden die Oesterreicher bei Fleurus auf's Haupt geschlagen. In Folge dessen mußte der österreichische Oberfeldherr Belgien preißgeben und die Franzosen rückten sofort, schon am 9. Juli, in Brüssel ein. Noch mehr, sie eroberten nach einander die Festungen Landrecyes, Condé, Quesnoy und Valenciennes und drangen, die Oesterreicher vor sich hertreibend, Ende August sogar über die Maas vor. Nun legte der Prinz von Sachsen-Coburg den Oberbefehl nieder und dieser wurde dem General Clairfayt übertragen. Allein die Lage der Oesterreicher besserte sich dadurch keineswegs, indem Jourdan den neuen Gegner, nachdem er ihm am 2. Oktober bei Jülich eine Niederlage beigebracht, zwang, unweit von Düsseldorf über den Rhein zurückzugehen. Unmittelbar darauf nahmen die Franzosen Aachen, Trier, Bonn, Köln und Koblenz weg und besetzten das ganze linke Rheinufer von der Mosel abwärts. Nicht minder schlimm endete der Krieg am Oberrhein, wo der Feldmarschall von Möllendorf die Preußen kommandirte, während der Herzog Albert von Sachsen-Teschen ihn mit einem österreichischen Corps unterstützen sollte. Zwar allerdings im allerersten Anfang, am 22. Mai 1794, errang Möllendorf bei Kaiserslautern einige Vortheile über die Franzosen unter General Michaud und diese mußten die ganze linksrheinische Pfalz räumen; allein von jetzt an kam es zwischen dem Feldmarschall von Möllendorf und dem Herzog von Sachsen-Teschen zu heftigen Streitigkeiten, welche alle weitere Operationen hemmten, und überdem erhielt der preußische Oberfeldherr von seinem Regenten geheime Instruction, sich soviel wie möglich passiv zu verhalten. Somit beschränkte sich Letzterer darauf, sich bei Kaiserslautern zu behaupten, und es gelang ihm dieß auch, trotzdem ihn Michaud mehrmals heftig angriff. Wie aber das österreichische Heer aus Belgien über den Rhein zurückgedrängt war, lag für Möllendorf die Gefahr nahe, daß ihm die Franzosen von Koblenz aus in die Flanke fallen könnten, und somit

Digitalisiert von Google

zog er sich ebenfalls über den Rhein zurück. Ihm folgte der Herzog von Sachsen-Teschen auf dem Fuße und jetzt hatten die Deutschen auf dem ganzen linken Rheinufer nur noch die Festung Mainz inne.

Wiederum also war der Krieg von Preußen mit großer Lauheit geführt worden und billig fragt man warum? Nun, der Grund lag abermalen nirgends anders, als in den polnischen Angelegenheiten. Unmittelbar nämlich nach dem Beginn des Feldzugs von 1794 stellte es sich heraus, daß die Kaiserin Katharina II. nur deßwegen so eifrig zum Kampf gegen Frankreich getrieben habe, um von neuem freie Hand in Polen zu bekommen. Offenbar trachtete sie darnach, auch noch den letzten Rest des Landes zu annexiren; mit Preußen aber wollte sie dießmal keinenfalls theilen, sondern höchstens an Oesterreich ein Stück ablassen, weil dieses ihr ein weit friedfertigerer Nachbar zu sein schien, und im Frühjahr 1794 unterhandelte sie hierüber mit dem österreichischen Minister Thugut. Solches erfuhr man in Berlin bald genug und die Folge war eine doppelte. Einmal die, daß ein starkes Beobachtungscorps unter dem Feldmarschall Schwerin an der polnischen Gränze aufgestellt wurde, und sodann die, daß Möllendorf die Weisung erhielt, die Oesterreicher in ihrem Eroberungskrieg gegen Frankreich im Stiche zu lassen. Inzwischen raffte sich Polen unter Kosziusko zu einem furchtbaren Verzweiflungskampfe gegen Rußland auf und dieses hatte alle seine Kräfte aufzubieten, um nicht zu unterliegen. Endlich übrigens wurde Kosziusko von General Fersen gefangen genommen und der eherne Suworoff erstürmte am 4. November Warschau. Damit hatte der Aufstand ein Ende; weil jedoch die Russen den Kampf hatten allein ausfechten müssen — der Feldmarschall Schwerin wurde von Suworoff aufgefordert, ihm bei der Erstürmung Warschaus beizustehen, weigerte sich aber dessen, weil er von Berlin aus hiezu nicht ermächtigt sei — bestärkte sich Katharina II. noch in dem Vorsatz, dem König von Preußen von der letzten polnischen Beute nichts zukommen zu lassen. Oesterreich dagegen, das gerne an dem Kampfe Theil genommen hätte, wenn es im Stande gewesen wäre, so schnell eine Armee aufzubringen, sollte seine richtige Portion bekommen und hierüber wurde mit dem Wiener Cabinet schon am 3. Januar 1795 ein förmlicher Vertrag abgeschlossen.

Digitalisiert von Google

Man hielt ihn ſehr geheim, dieſen Vertrag, allein man erfuhr ſeine Einzelnheiten doch bald genug in Berlin und nun traten Folgen ein, welche man weder in Wien noch in St. Petersburg erwartet hätte Die Partei nämlich am preußiſchen Hofe (zu ihr gehörte beſonders der Miniſter Graf von Haugwitz und der Marcheſe Luccheſini), bei welcher es ſchon ſeit mehr als einem Jahre feſtſtand, daß die Verbindung mit Oeſterreich zu gemeinſamem Vorgehen gegen Frankreich ein politiſcher Fehler geweſen ſei, bekam jetzt unbedingt das Uebergewicht und ihr Rath: „Preußen müſſe ſich mit dem Feinde im Weſten auf irgend eine Weiſe abfinden, um ſeine ganze Macht im Oſten einſetzen zu können", fand Wiederhall im Herzen Friederich Wilhelms II. Mit andern Worten, man drang jetzt von allen Seiten in den König von Preußen, mit den Franzoſen einen Separatfrieden abzuſchließen, damit er ſeine ganze Armee parat habe, um Rußland und Oeſterreich zu zwingen, ihn an der letzten Theilung Polens ebenfalls Theil nehmen zu laſſen, und ſo gedrängt entſchloß ſich endlich der Monarch, mit den „Königsmördern" (die Schreckensregierung Robespierres war übrigens damals bereits geſtürzt) in Paris in Unterhandlung zu treten. Der Anfang wurde damit gemacht, daß ſich der Feldmarſchall von Möllendorf mit dem franzöſiſchen Geſandten in der Schweiz, Barthélémy, wegen Auswechslung der Gefangenen in Verbindung ſetzte, und die Verhandlungen hierüber führten um ſo ſchneller zu Erörterungen über die Friedensbedingungen, als die franzöſiſche Regierung ſchon lange darnach ſtrebte, Preußen von der großen Coalition abzutrennen. Sobald man aber einmal auf dieſen Punkt zu ſprechen gekommen war, ſandte Friederich Wilhelm II. den Grafen von Golz als ſeinen Bevollmächtigten nach Baſel, wo Barthélémy als franzöſiſcher Bevollmächtigter ſeinen Sitz hatte, und wie Golz ein paar Tage ſpäter, im Februar 1795, ſchnell wegſtarb, wurde ihm der Graf von Hardenberg, ein geborener Hannoveraner, der aber ſchon frühe in preußiſche Dienſte trat, ſubſtituirt. Bei den Verhandlungen waren übrigens nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden, denn einmal verlangte Preußen, daß die ſämmtlichen norddeutſchen Gebiete, welche jenſeits des Mains lagen, in den Frieden miteingeſchloſſen würden, und ſodann beſtand Frankreich darauf, daß künftig der Rhein

Digitalisiert von Google

die französische Gränze bilden solle, was für Preußen den Verlust aller seiner linksrheinischen Besitzungen nach sich zog. Trotz allem dem jedoch wurde der Frieden schon am 5. April 1795 unterzeichnet und seine — damals übrigens noch geheim gehaltene — Hauptbestimmung ging dahin, daß Preußen seine linksrheinischen Besitzungen an Frankreich abzutreten habe, dafür aber durch andere Gebiete, insbesondere durch einzuziehende katholische Bisthümer, die in jetziger Zeit kein Recht zur Existenz mehr hätten, in Deutschland selbst entschädigt werden solle. Auch zog man eine Demarkationslinie mitten durch Deutschland hindurch, welche Norddeutschland von Süddeutschland abtrennte, und bestimmte, daß alle hinter dieser Linie liegenden deutschen Gebiete, also außer Preußen auch die Oberpfalz, die beiden Hessen, das Fränkische, Sachsen, Westphalen, Oldenburg und Mecklenburg, sich vollkommener Neutralität zu erfreuen hätten.

Nunmehr nach dem Abschluß dieses schmählichen Friedens, welchen man „den von Basel" nannte, konnte Friederich Wilhelm II. bei der beabsichtigten dritten Theilung von Polen ein gewichtiges Wort mitsprechen und er that es auch sogleich, indem er gegen den zwischen Oesterreich und Rußland zu Stande gekommene Separatvertrag vom 3. Januar 1795 Protest einlegte. Nicht blos aber dieß, sondern er drohte sogar, mit seiner ganzen Armee in Polen einzurücken, wenn man sich nicht dazu bequeme, ihm einen entsprechenden Antheil an der Beute zu gewähren, und da es nun weder Rußland noch Oesterreich — letzteres brauchte seine Armee gegen Frankreich und ersterem stand ein Krieg mit der Türkei bevor — auf's Aeußerste ankommen lassen wollte, so fügten sich beide in das Unvermeidliche. So kam im Oktober 1795 in St. Petersburg der dritte Theilungsvertrag zu Stande, laut welchem Rußland 2030 Quadratmeilen mit 1,200,000 Einwohnern, Oesterreich 834 Quadratmeilen mit einer Million und Preußen 997 Quadratmeilen mit der Hauptstadt Warschau und ebenfalls einer Million Einwohnern bekam. Zum Glück aber für Deutschland hatte, wie wir später sehen werden, dieser polnische Erwerb, so weit er Preußen betraf (obwohl sich Friederich Wilhelm II. unendlich viel auf ihn zu gutthat) keinen allzulangen Bestand, denn sonst hätte das Haus Hohenzollern seinem deutschen Character und

Digitalisiert von Google

Beruf, durch den es sich gegenüber dem Hause Habsburg so sehr auszeichnete, nothwendig untreu werden müssen.

Zweites Kapitel.

Vom Frieden von Basel bis zum Reichsdeputationshauptschluß.

(1796—1803.)

Nachdem Preußen sich vom Kriege zurückgezogen, hätte auch Oesterreich, seiner Erschöpfung wegen, gerne seinen Frieden mit Frankreich gemacht und erklärte sich in den Verhandlungen, die man darüber eröffnete, sogar bereit, Belgien abzutreten, wenn ihm Frankreich dafür den Besitz von Bayern gewährleiste. Allein die Franzosen verlangten außer Belgien noch das ganze linke Rheinufer mit dem Breisgau rechts vom Rheine, sowie in Italien die Lombardei und dieß war dem österreichischen Cabinet doch allzuviel. Somit blieb nichts übrig, als, nachdem die Waffen fast den ganzen Sommer über geruht hatten, den Krieg fortzusetzen, und man rechnete aus zwei Gründen sogar auf einen sicheren Erfolg. Einmal nämlich versprach Katharina II. von Rußland, sich endlich an demselben ernsthaft mit Heer und Flotte zu betheiligen, und zum andern machte sich England nicht nur anheischig, ein starkes aus Engländern und Hannoveranern bestehendes Corps in's Feld zu stellen, sondern auch zum Unterhalt der österreichischen Armee jährlich vier Millionen Pfund Sterling (48 Millionen Gulden) beizusteuern. Der Oberbefehl über das österreichische Hauptheer am Unterrhein ward dem bewährten General Clairfayt übertragen und ihm stand der französische General Jourdan gegenüber; am Oberrhein aber kommandirte die Oesterreicher der General Wurmser, während die Franzosen von Pichegrü geführt wurden. In der Stärke waren sich die verschiedenen Armeen so ziemlich gewachsen; allein deßwegen befanden sich die Franzosen anfangs doch in bedeutendem Vortheil, denn einmal sammelten sich die

Digitalisiert von Google

österreichischen Heere nur sehr langsam und sodann gelang es der französischen Regierung, den feigen Kurfürsten von Pfalz-Bayern durch Drohungen so sehr einzuschüchtern, daß er davon abstand, die ihm gehörigen Rheinfestungen mit Nachdruck zu vertheidigen. So fiel Düsseldorf mit seinen großen Kriegsvorräthen (353 Kanonen, 10,000 Flinten und Munition in schwerer Menge) schon in der Mitte des Septembers in die Hände des Generals Jourdan und fast zu gleicher Zeit (20. September) konnte sich Pichegrü des eben so wohl versehenen Mannheims bemächtigen. Daraufhin beauftragten die französischen Oberbefehlshaber den tapferen General Marceau mit der Belagerung von Mainz, das sich, wie wir wissen, seit dem Sommer 1793, wieder in deutschen Händen befand; sie selbst aber überschwemmten das ganze rechtsrheinische Ufergebiet, so weit es nicht zu Preußen gehörte, mit ihren Schaaren und preßten dasselbe in ihrer Geldgier auf das furchtbarste aus. Außerdem ließen sie den Leidenschaften ihrer rohen Soldaten freien Lauf und Plünderung, Mord und Brand nebst Frauenschändung und anderen viehischen Ausschweifungen waren ganz alltägliche Ereignisse. Doch endlich hatten die österreichischen Oberbefehlshaber ihre Armeen ebenfalls gesammelt und schritten nun alsbald zur Offensive. An der Nidda bei Höchst griff Clairfayt am 11. Oktober den General Jourdan an und brachte ihm eine solche Niederlage bei, daß seine Truppen über Hals und Kopf in völliger Auflösung über den Rhein retirirten. Nicht viel besser erging es den 30,000 Mann, mit welchen General Marceau die Festung Mainz belagerte, denn am 29. Oktober warf sie Clairfayt ebenfalls über den Rhein zurück (wobei Marceau fiel) und befreite damit die hart bedrängte Stadt. Weit früher schon, am 24. September, war es der Vorhuth des Generals Wurmser, welche der tapfere Quosdanovich führte, gelungen, einer Abtheilung der Pichegrü'schen Armee bei Handschuchsheim eine blutige Schlappe beizubringen, und am 18. Oktober erfocht Wurmser selbst bei Mannheim einen glänzenden Sieg über das Pichegrü'sche Hauptheer. Doch glückte es dem französischen General noch vorher, ehe er über den Rhein retirirte, 10,000 Mann in die Stadt Mannheim zu werfen, und Wurmser mußte also zur förmlichen Belagerung derselben schreiten.

Digitalisiert von Google

Sie kostete viel Zeit und Mühe, endete aber glorreich genug, denn am 22. November mußte sich die Festung ergeben und die 10,000 Mann starke Besatzung wurde kriegsgefangen.

Trotz dieses glorreichen Feldzugs bewilligte der österreichische Premierminister Thugut den Franzosen am Neujahrstag 1796 einen Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit mit zehntägiger Kündigungsfrist, indem er hoffte, derselbe werde sich nach kurzem in einen dauernden Frieden umwandeln lassen. Die französische Regierung aber hatte ihn nur erstrebt, um während seiner Dauer die großartigsten Kriegsrüstungen treffen zu können, denn sie wollte dießmal auch in Italien eine starke Macht aufstellen, weil sie überzeugt war, der dort kommandirende Obergeneral werde es möglich zu machen wissen, über die Alpen in das Herz Oesterreichs vorzudringen. Dieser Obergeneral war Napoleon Bonaparte, ein damals erst siebenundzwanzigjähriger Offizier, der sich aber bei der Wiedereroberung von Toulon (gegen die Engländer) als ein militärisches Genie erster Größe bewährt hatte und damit noch eine Kühnheit, Unermüdlichkeit, Umsicht und Thatkraft verband, wie sie kein anderer damals lebender General besaß. Trotzdem hätte man glauben sollen, er werde nicht viel haben ausrichten können, denn wie er am 10. April 1796 den Feldzug eröffnete, zählte das Heer, das man ihm unterstellte, nicht viel über 40,000 Mann (mehr hatte die französische Regierung nicht aufbringen können), während ihm gegenüber die Oesterreicher unter dem alten erfahrenen General Beaulieu 60,000, und die mit ihnen verbündeten Sardinier unter dem Grafen Colli 30,000 Mann stark waren. Allein der General Bonaparte verstand es durch wunderbar schnelle Bewegungen die feindlichen Corps getrennt anzugreifen und so seinen Gegnern Niederlagen zu bereiten, die ganz unmöglich gewesen wären, wenn dieselben zu einem Ganzen vereinigt gefochten haben würden. So schlug er, nachdem er sein Heer in einer einzigen Nacht concentrirt, das feindliche Centrum, lauter Oesterreicher unter Argenteau, erstmals am 11. April bei Montenote und dann schnell nachdrängend zum zweiten Male am 14. April bei Millesimo. Dadurch aber wurde der linke feindliche Flügel (Oesterreicher) von dem rechten (Sardinier) total getrennt und, während nun die im Centrum geschlagenen Oesterreicher sich

Digitalisiert von Google

wieder zu ſammeln ſuchten, warf ſich Bonaparte auf die Sardinier, trieb ſie aus ihrem verſchanzten Lager bei Ceva und ſchlug ſie am 28. April bei Mondovi ſo auf's Haupt, daß Graf Colli mit den Trümmern ſeines Corps bis hinter die Stura zurückweichen mußte. Dieſe großartigen Erfolge ſchreckten den hochbetagten König Victor Emanuel von Sardinien ſo ſehr, daß er bei Bonaparte demüthig um einen Waffenſtillſtand nachſuchte, welchen er am 28. April erhielt. Aus dem Stillſtand aber wurde ſchon am 15. Mai ein Definitivfrieden und in dieſem trat Victor Emanuel Savoyen und Nizza an Frankreich ab. Während dieſer Verhandlungen übrigens war Bonaparte auch im Felde unermüdlich und folgte den Oeſterreichern, die ſich langſam über den Po und die Adda zurückzogen, auf dem Fuße. Hinter der Adda endlich ſtellte ſich der öſterreichiſche Oberbefehlshaber, feſt entſchloſſen, den Franzoſen den Uebergang zu wehren, und am 10. Mai 1796 kam es bei Lodi zu einer furchtbar blutigen Schlacht. Sie endigte mit der vollſtändigen Niederlage der Oeſterreicher und nun retirirte Beaulieu mit den Trümmern ſeines Heeres über den Mincio gegen Tyrol hin. Bonaparte aber zog ſofort am 15. Mai ſiegreich in Mailand ein und gleich nach dieſem Einzug beeilten ſich alle Fürſten Italiens, die Herzoge von Parma und Modena, der König von Neapel und ſelbſt der Pabſt, ſeine Freundſchaft mit den größten Opfern zu erkaufen.

In einem Feldzug von nur wenigen Wochen waren alſo die ſämmtlichen öſterreichiſchen Beſitzungen in Oberitalien, die Feſtung Mantua allein ausgenommen, deren Belagerung aber ſofort angeordnet wurde, an den General Bonaparte verloren gegangen, und während dieſer ganzen Zeit hatte der Waffenſtillſtand am Rhein keine Unterbrechung erlitten. Es ſtanden ſich dort wieder, wie im vorigen Jahre, zwei Heere gegenüber, je ein kleineres am Oberrhein und je ein ſtärkeres am Unterrhein; in Beziehung auf die Befehlshaber jedoch war ein kleiner Wechſel vorgenommen worden. Statt des Generals Pichegrü nämlich kommandirte jetzt über die franzöſiſche Armee am Oberrhein der General Moreau und über die öſterreichiſche Armee am Unterrhein ſtatt Clairfayts — der das ewige Hofmeiſtern von Wien aus nicht länger ertragen mochte — der Erzherzog Karl. Im

Digitalisiert von Google

Uebrigen blieb Alles wie zu Ende des Jahrs 1795 und die beiderseitigen Heere beobachteten sich, ohne das Schwert zu ziehen. Jetzt aber, zu Ende Mai, kündigte man von Wien aus, im Zorn über die Fortschritte der Franzosen in Italien, plötzlich den Waffenstillstand und gab zugleich dem General Wurmser den Befehl, mit 25,000 Mann, die er seinem Heere am Oberrhein abzutrennen hatte, nach Italien zu marschiren. Zum Nachfolger am Oberrhein gab man ihm den General Latour und verfehlte natürlich nicht, diesem zu versprechen, daß man das durch den Abgang der 25,000 Mann geschwächte Heer alsbald wieder ergänzen werde. Dieses Versprechen jedoch hielt man nie und so befand sich Latour dem General Moreau gegenüber von Anfang an in großem Nachtheil. Was nun übrigens den Krieg selbst betrifft, so eröffnete ihn der General Jourdan damit, daß er am 4. Juni bei Düsseldorf über den Rhein ging und sofort die Lahngegenden mit seinem großen Heere überschwemmte. Nun aber nahte der Erzherzog Karl in Eilmärschen von Mainz her, brachte die Franzosen am 15. Juni bei Wetzlar zum Stehen und nöthigte sie schließlich durch das siegreiche Treffen bei Kircheip, noch vor Ende Juni wieder über den Rhein zurückzugehen. Inzwischen war der General Moreau in der Nacht vom 23. auf den 24. Juni bei Straßburg ebenfalls über den Rhein gegangen, hatte im Fluge Kehl erobert und drängte nun den General Latour weiter und weiter zurück. Sofort eilte der Erzherzog Karl mit einem Theil seines Heeres (der andere Theil unter General Wartensleben sollte den General Jourdan beobachten) vom Unterrhein herbei und warf sich am 9. Juli dem General Moreau bei Ettlingen entgegen. Das Treffen endete aber für die österreichischen Waffen höchst unglücklich und um das Maß vollzumachen, traf zugleich auch die Nachricht ein, daß General Jourdan nicht blos wieder über den Rhein gegangen sei, sondern auch das gegen ihn aufgestellte Beobachtungsheer zweimal, am 7. Juli bei Neukirchen und einige Tage später bei Friedberg zurückgeschlagen habe. Jetzt lag die Gefahr nahe, daß Moreau und Jourdan sich die Hand reichen würden, um den Erzherzog in ihrer Mitte zu erdrücken, und es blieb also letzterem nichts übrig, als sich so schnell als möglich an die Donau zurückzuziehen. Dort, bei Ingolstadt, machte er Halt, um wenigstens

Digitalisiert von Google

die österreichischen Erblande zu decken, allein von hier aus konnte er es nicht verhindern, daß nun die beiden französischen Heere sich widerstandslos über die vor ihnen liegenden deutschen Lande verbreiteten. General Moreau drang über den Schwarzwald in's schwäbische Oberland und von da aus bis tief in's Bayerische hinein; General Jourdan aber eilte durch Hessen-Darmstadt in's Fränkische, nahm am 16. Juli Frankfurt am Main weg und warf sich dann durch den Spessart in die Oberpfalz.

Wie nun die Franzosen in den von ihnen occupirten Ländern hausten! Es läßt sich dieß mit Worten kaum beschreiben; dagegen darf ich nicht verschweigen, daß die Truppen Jourdans es doch noch scheußlicher zu treiben verstanden, als das Moreau'sche Heer. Nichts war vor ihren räuberischen Händen sicher, nicht einmal das Heiligthum der Kirchen; aus den Privathäusern aber schleppten sie ohnehin Alles fort, was nicht niet- und nagelfest war. Dazu dann überall Mord und Brand; überall die empörendsten Gewaltthaten, die unerhörtesten Mißhandlungen, die viehisch'sten Ausschweifungen! Das waren keine Soldaten mehr; nein, das waren Räuberbanden mit Räuberhauptleuten, wie die Generale Vandamme, Delmas, Duhem und Laroche an der Spitze. Wären nun die Fürsten, Prälaten und Reichsstädte in Schwaben, Franken und Bayern gegen jene Verbrecherhorden zusammengestanden, sie hätten dieselben, auch in Ermangelung aller regelmäßigen Truppen, sämmtlich massacriren können; allein alle diese kleinen Territorialherren besaßen weder Kopf noch Herz und suchten ihr Heil einzig und allein darin, von den Franzosen durch unerhörte Leistungen, Schonung von Leib, Leben und Eigenthum zu erkaufen. So als die ersten die Städte Frankfurt und Nürnberg, von denen die eine 10, die andere 3 Millionen Franken bezahlte. So als die zweiten die Regenten von Baden und Württemberg, welche zusammen 6 Millionen Franken opfern und noch überdem ihre Besitzungen links vom Rhein abtreten mußten. So als die dritten die Reichsstädte Eßlingen und Reutlingen, sowie die Stifte Kempten, Buchau und Lindau, welchen im Ganzen 8 Millionen auferlegt wurden. So als die vierten der schwäbische und fränkische Kreis, deren Loskaufssumme je 12 Millionen Franken betrug. Kurz alle zahlten,

Digitalisiert von Google

ſtatt zu kämpfen, und hatten zum Schaden noch den Spott, denn der Feind hörte deßhalb mit ſeinen ſchamloſen Requiſitionen, Erpreſſungen, Gewaltthaten und Mißhandlungen doch nicht auf.

Inzwiſchen war General Moreau, von den Oeſterreichern unter Latour wenig beläſtigt, in der dritten Woche des Auguſt über den Lech bis gegen München hin vorgedrungen, während in derſelben Zeit Jourdan die Oeſterreicher unter Wartensleben über Schweinfurt und Bamberg bis an die Nab hinter Amberg zurückgeworfen hatte. Der Erzherzog Karl aber ſtand zwiſchen Ingolſtadt und Regensburg, um dem Feind den Uebergang über die Donau und damit den Einmarſch in's Oeſterreichiſche zu wehren. Nun endlich beabſichtigte General Jourdan ſich mit dem Moreau'ſchen Heere in Fühlung zu ſetzen, um den Erzherzog vereint anzugreifen, und dieſe Bewegung ſollte der General Bernadotte, welcher den rechten Flügel der Jourdan'ſchen Armee kommandirte, ausführen. Bernadotte rückte alſo am 20. Auguſt nach Neumarkt auf der Straße nach München und ſetzte dieſen Marſch am 21. fort. Kaum aber hatte der Erzherzog Karl durch ſeine Kundſchafter hievon Kenntniß erhalten, ſo verließ er ſeine feſte Stellung bei Ingolſtadt und warf ſich dem General Bernadotte entgegen. Bei Deining kam's dann am 22. zum Treffen und Bernadotte, der ſich in der großen Minderheit befand, wurde bis zur Vernichtung geſchlagen. Raſch ſtürmte darauf der Erzherzog gegen Amberg vorwärts, wo Jourdan mit dem Hauptheere ſtand, und zugleich flogen Eilboten an den General Wartensleben an die Nab, ebenfalls gegen Amberg vorzugehen. Es geſchah und am 24. Auguſt wurde Jourdan von hinten und vornen zumal angegriffen. Die Folge aber war ſeine totale Niederlage, die ihn nöthigte, Hals über Kopf den Rückzug über Bamberg nach Würzburg anzutreten. Noch mehr, dieſer Rückzug nahm ſchon nach kurzem den Charakter einer ungeordneten Flucht an, weil Mannszucht nie die ſtarke Seite der Armee Jourdan's geweſen war, und wie er nun am 3. September Würzburg erreichte, gebot er kaum mehr über 40,000 Mann. Umgekehrt hatte der Erzherzog Karl, der den Franzoſen natürlich ſtets auf der Ferſe blieb, nach ſeiner Vereinigung mit Wartensleben wieder alle ſeine Streitkräfte bei einander und wie daher am 3. und 4. September bei Würzburg der zweite

Digitalisiert von Google

Zusammenstoß erfolgte, wurde die Niederlage Jourdan's eine vollendete. Vollkommen aufgelöst flohen seine Schaaren in einzelnen Trupps über Hammelburg und Brückenau durch den Spessart und das Rhöngebirge — denn die Straße nach Frankfurt hatte ihm der Erzherzog Karl verlegt — dem Rheine zu, allein nur wenige Tausende erreichten ihn. Ueberall nämlich, in allen Dörfern und Städten, durch die sie kamen, waren die Bauern und Bürger aufgestanden und fielen unter dem Geheul der Sturmglocken mit Sensen, Heugabeln und Dreschflegeln über sie her. Sie wollten ihre Rache haben, die schwer mißhandelten Bauern und Bürger, und ohne Gnade und Erbarmen wurden die Franzosen, welche in kleineren Trupps dahinflohen, todtgeschlagen. Ja selbst größere Abtheilungen entgingen der Vernichtung nicht, denn an die Spitze der wüthenden Rächer stellten sich Jäger und Förster, welche im Spessart und in der Rhön jeden Weg und Steg kannten und deßhalb im Stande waren, die zu Ueberfällen bestgeeignetsten Engpässe und Schluchten zu besetzen.

In derselben Zeit, da die Jourdan'sche Armee bei Würzburg fast vernichtet wurde, stand General Moreau in München, denn die Oesterreicher unter Latour waren nicht im Stande gewesen, ihn aufzuhalten, sondern hatten sich bis nach Rain, hinter den Lech, zurückziehen müssen. Nun sah Moreau, als er die Kunde von der Niederlage Jourdan's erhielt, gut genug ein, daß er sich in Bayern nicht halten könne, weil ihm sonst der Erzherzog Karl den Rückzug an den Rhein abschneiden würde; allein deßwegen wollte er sich doch die reiche Beute in München nicht entgehen lassen und blieb daher unbekümmert stehen. Unthätig aber war er nicht, sondern er benützte vielmehr diese wenigen Tage dazu, die bayerische Regierung — der Kurfürst Karl Theodor war schon eine Woche vorher feige nach Dresden entflohen und hatte einigen höheren Beamten, wie den Grafen Arco, Seinsheim und Thurn und Taxis das Regiment übergeben — durch Drohungen so einzuschüchtern, daß sie am 7. September zu Pfaffenhofen einen Vertrag mit ihm abschloß, in welchem er versprach, dem Kurstaate Bayern unter nachfolgenden Bedingungen Schonung angedeihen zu lassen. Erstens mußte Bayern sich für neutral erklären und durfte an dem Kriege weiter keinen Theil mehr nehmen. Zweitens hatten die Franzosen

Digitalisiert von Google

Anſpruch auf freien Durchzug und freies Quartier. Drittens endlich waren an das franzöſiſche Armeekommando 10 Millionen Franken baar Geld, 3300 Pferde, 200,000 Centner Getreide, 100,000 Säcke Hafer, 200,000 Centner Heu, 100,000 Paar Schuhe und 30,000 Ellen Tuch abzuliefern. Zu ſolch' ſchmählichem Uebereinkommen verſtand ſich die bayeriſche Regierung, d. i. die Regierung des drittgrößten Staates in Deutſchland, und erſt nachdem daſſelbe in den nächſten zwei Tagen in allen ſeinen Theilen ausgeführt war, trat Moreau ſeinen Rückzug an. Es war dieß ein äußerſt ſchwieriges Unternehmen, denn der Weg bis an den Rhein betrug über hundert Stunden und der Graf Latour ſaß der retirirenden Armee überall auf den Ferſen. Ueberdem hatte Moreau mit dem Haſſe der Einwohner zu kämpfen, welche jetzt ebenfalls wie im Speſſart zu den Waffen griffen, und endlich lag die Gefahr nahe, daß ihm der Erzherzog Karl den Rheinübergang wehren würde. Trotzdem gelang es ihm, obwohl allerdings nicht ohne große Verluſte, in dem Zeitraum von fünf Wochen ſeine Heimkehr über Ulm, Rottweil und das Höllenthal auf dem Schwarzwald bis an den Rhein zu bewerkſtelligen, und ſelbſt einem letzten Angriff des Erzherzogs Karl, der ihn am 25. Oktober bei Schliengen zwiſchen Freiburg und Baſel erreichte, entging er durch einen ſchleunigen nächtlichen Uebergang über den Rhein bei Hüningen.

Der Rheinfeldzug von 1796 endete alſo höchſt glorreich für die öſterreichiſchen Waffen, allein deßwegen ſtand es doch um die Ausſichten auf das Jahr 1797 ſchlimm genug. Einmal nämlich drang die öffentliche Meinung in England mit Energie darauf, daß man mit Frankreich Frieden mache, und in Folge deſſen ſah ſich die engliſche Regierung gezwungen, im Frühjahr 1797 den Lord Malmsbury nach Lille zu ſenden, um Unterhandlungen anzuknüpfen. Sodann ſtarb am 17. November 1796 die Kaiſerin Katharina II. von Rußland und ihr Nachfolger Paul I. ſagte ſich ſogleich, aus Haß gegen die Verſtorbene, von der großen Coalition los. Endlich, und das war die Hauptſache, hatten ſich die Verhältniſſe in Italien nicht gebeſſert, ſondern es liefen vielmehr mit jeder Woche traurigere Nachrichten von dort ein. Nachdem nämlich General Beaulieu im Sommer 1796 von Bonaparte mit den Trümmern ſeiner Armee nach Südtyrol

Digitalisiert von Google

zurückgedrängt war, besaßen die Oesterreicher in ganz Oberitalien nur noch die Festung Mantua und diese wurde von den Franzosen hart belagert. Die österreichische Regierung sandte also den altbewährten General Wurmser mit 25,000 Mann frischer Truppen vom Oberrhein nach Tyrol, um das Glück der Waffen wiederherzustellen, und in Tyrol zog Wurmser alsbald die Trümmer des Beaulieu'schen Heeres an sich. Hiedurch, sowie durch weiteren Zuzug aus Tyrol selbst brachte er seine Armee auf 70,000 Mann und da ihm nun Bonaparte trotz der Verstärkungen, die auch er erhalten, nicht mehr als 50,000 Mann entgegenstellen konnte, so hoffte er auf einen sicheren Erfolg. In drei Kolonnen — die erste oder der rechte Flügel unter Quosdanowich, die zweite oder der linke Flügel unter Davidowich, und die dritte, das ist das Centrum unter ihm selbst — brach er also aus dem Etschthale hervor und sein Plan war, daß sich alle drei Kolonnen vor Mantua einigen sollten, um den General Bonaparte, der mit dem französischen Hauptheere die Belagerung jener Festung betrieb, vor derselben einzuschließen. Doch kaum hatte der französische Oberfeldherr von diesen Bewegungen genaue Kunde bekommen, so hob er die Belagerung Mantua's auf, zerstörte sein ganzes Belagerungsgeräth, zog mit Blitzesschnelle seine Divisionen zusammen, warf sich am 3. August bei Lonato mit seiner ganzen Macht auf den General Quosdanowich und schlug ihn so furchtbar, daß derselbe mit den wenigen Trümmern seines Heeres nach Tyrol entfliehen mußte. Daraufhin wandte sich Bonaparte gegen Wurmser selbst und brachte ihm am 5. August bei Castiglione eine ebenso schreckliche Niederlage bei, welche ihn nöthigte, ebenfalls in Tyrol Sicherheit zu suchen. Selbstverständlich mußte nun auch Davidowich dahin retiriren, weil er für sich allein das Feld nicht behaupten konnte, und sofort begann Wurmser — während Bonaparte die Festung Mantua von neuem einschloß — das mühsame Geschäft, seine Armee durch Verstärkungen neu zu organisiren. Zu Ende August wurde er damit fertig und von neuem ging's nun vorwärts; allein weil er sein Heer auch dießmal, wie früher, in drei Kolonnen theilte, so ereilte ihn dasselbe Schicksal, dem er schon einmal unterlegen war. Zuerst überfiel Bonaparte, der es verstand, seine Divisionen gleichsam über Nacht

Digitalisiert von Google

zu concentriren, den General Davidowich am 4. September bei Roveredo und ſchlug ihn faſt bis zur Vernichtung. Dann wandte er ſich in forcirten Märſchen nach dem Brentathal, durch welches Wurmſer vordrang, und brachte ihm nicht nur am 8. September bei Baſſano eine ſchwere Niederlage bei, ſondern zwang ihn auch, ſeinen Rückzug gegen Mantua hin zu nehmen. Sofort eilte er ihm nach, ſchlug ihn hart vor Mantua am 19. September von neuem und nöthigte ihn dadurch ſich mit allen ſeinen Truppen in die menſchenüberfüllte Feſtung zu werfen. Um nun dieſe Feſtung um jeden Preiß zu retten, rüſtete Oeſterreich ein neues Herr von 45,000 Mann aus, welches dem General Alvinczy anvertraut wurde; allein Bonaparte beſiegte auch ihn bei Arcole in der blutigen dreitägigen Schlacht vom 15. bis 17. November, ſo daß demſelben nichts übrig blieb, als mit den Trümmern ſeines Heeres bis nach Trient in Südtyrol zurückzuweichen. Nochmals raffte ſich Oeſterreich auf und ſandte dem Geſchlagenen Verſtärkungen. Doch wie derſelbe nun über Roveredo, Vincenza und Padua von neuem vorrückte, ſtellte ſich ihm Bonaparte am 14. Januar bei Rivoli entgegen und ſchlug ihn faſt bis zur Vernichtung. Ueber 13,000 Mann fielen gefangen in des Siegers Hände und in völliger Auflöſung flohen die Oeſterreicher das Etſchthal hinauf. Jetzt konnte Bonaparte alle ſeine Streitkräfte zur Belagerung Mantua's verwenden und am 2. Februar 1797 mußte ſich die Feſtung mit ihrer ganzen Beſatzung (dem Wurmſer'ſchen Heere) ergeben.

Das waren die Hiobspoſten aus Italien, von denen ich oben geſprochen, und in Wien ſteigerte ſich in Folge derſelben die Verzweiflung ſo, daß man ſofort den Erzherzog Karl vom Oberkommando am Rhein abberief, um ihn dem General Bonaparte entgegenzuſtellen. Allein ein neues Heer aus der Erde zu ſtampfen, dazu beſaß Oeſterreich die Kraft nicht mehr und man mußte alſo der Rheinarmee die beſten Kräfte entziehen, um dem Erzherzog nur wenigſtens ein Corps von 35,000 Mann unterſtellen zu können. Umgekehrt dagegen brachte Bonaparte durch Verſtärkungen, die ihm Bernadotte und Delmas aus Frankreich zuführten, ſeine Armee jetzt auf 70,000 Mann und faßte ſofort den kühnen Entſchluß, den Krieg nach Inneröſterreich zu tragen, um den Frieden in Wien zu diktiren. Sofort beorderte er den

Digitalisiert von Google

General Joubert mit 17,000 Mann nach Tyrol, um dort die Oesterreicher unter Alvinczy festzuhalten, und er selbst trat Ende Februar 1797 den Marsch über Friaul nach Inneröſterreich an. Zum ersten Mal stellte sich ihm der Erzherzog Karl am 16. März bei Valvassone am Tagliamonte entgegen, ward aber seiner Schwäche wegen mit leichter Mühe zurückgeworfen. Ganz denselben Mißerfolg hatte der Erzherzog nachher bei Tarvis, Gradiska und Chiusa-Veneta und am 25. März stand Bonaparte bereits in Laibach, der Hauptstadt von Krain. Drei Tage später schlug er sein Hauptquartier in Klagenfurth (Kärnthen) auf und am 2. April brachte er dem Erzherzog bei Neumarkt im Steyrischen eine neue Niederlage bei. Am 5. April wurde Judenburg erreicht und die Vorhuth bis nach Leoben vorgeschoben. Von hier aus aber war es nur noch fünf Tagemärsche bis nach Wien und der Kaiser Franz entfloh also eiligst mit dem ganzen Hofe nach Ungarn.

Trotz dieser immerwährenden Siege befand sich übrigens Bonaparte in keiner beneidenswerthen Lage. Vor ihm stand der Erzherzog Karl, bemüht Verstärkungen an sich zu ziehen und zugleich das Landvolk zu bewaffnen. Hinter ihm bereiteten sich die Venetianer zum Kriege, weil er durch seinen Zug durch Friaul ihr Gebiet schwer verletzt hatte. Mit Frankreich war der weiten Entfernung wegen die unmittelbare Verbindung unterbrochen und selbst aus Italien konnten Hülfsmittel nur mit Mühe herbeigeschafft werden. Wenn sich also das bisherige Kriegsglück nur um ein Weniges wendete, so konnte das französische Heer in böse Nöthen gerathen und dieses erwägend beschloß Bonaparte den Oesterreichern, die ohnehin genugsam gedemüthigt waren, den Frieden anzubieten. Er that dieß von Judenburg aus und mit tausend Freuden griff man in Wien nach der dargebotenen Hand. Schon am 7. April schloß man einen Waffenstillstand ab und den anderen Tag begannen in Leoben die Unterhandlungen über den Präliminarfrieden. Zehn Tage später, am 18., unterschrieb man diesen, nachdem man sich merkwürdig schnell über die Hauptgrundzüge geeinigt hatte, und bestimmte das Schloß in Campo-Formio als Congreßort für die Feststellung des Definitivfriedens. Das ganze Geschäft drehte sich übrigens nur um zwei Hauptpunkte. Einmal

Digitalisiert von Google

darum, daß Oesterreich auf Belgien und die Lombardei verzichte und zufrieden sei, dafür Venedig, welches Bonaparte in den nächsten paar Wochen zu erobern gedachte, zu erhalten. Sodann darum, daß künftighin der Rhein als die natürliche Gränze zwischen Frankreich und Deutschland gelten solle und der Kaiser sich verpflichtete, die deutschen Reichsstände auf einem in einer Gränzstadt abzuhaltenden Congreß zu Abtretung alles deutschen Landes links vom Rheine zu vermögen.

Während all' dieß geschah, standen am Ober- und Unterrhein wieder zwei österreichische Heere zweien französischen — das eine unter Latour dem General Moreau, das andere unter Werneck (dem Nachfolger des Erzherzogs Karl) dem General Hoche (dem Nachfolger Jourdan's, den die französische Regierung abgesetzt hatte) — gegenüber; allein dießmal in sehr verschiedener Stärke, weil der Erzherzog Karl 35,000 Mann der besten Truppen mit sich genommen hatte. Darum konnte es Latour nicht verhindern, daß Moreau am 13. April bei Straßburg über den Rhein ging und dann nach Eroberung aller festen Plätze im Breisgau Anstalt traf, durch den Schwarzwald abermals bis nach Bayern vorzudringen. Ebenso leicht wurde es dem General Hoche bei Düsseldorf den Rheinübergang zu erzwingen und dann alles Land diesseits und jenseits der Lahn bis nach Frankfurt hin in Besitz zu nehmen. Weiteren Fortschritten der Franzosen machte nun allerdings der in Leoben abgeschlossene Präliminarfrieden ein Ende, allein bis zur Festsetzung des Difinitivfriedens blieben Hoche und Moreau in den eroberten Landschaften rechts vom Rheine stehen und diese hatten nun wieder einmal all' das Elend durchzumachen, welches die Habgier und der Uebermuth der Sieger nur irgend ersinnen konnte.

Um so mehr hätte sich der Kaiser Franz II. beeilen sollen, den Definitivfrieden zu unterzeichnen, allein man dachte in Wien nur daran, nachträglich noch so viel als möglich für sich herauszuschlagen, und so kamen die beiden Unterhändler in Campo-Formio, der General Bonaparte und der Graf von Cobenzl erst am 17. Oktober zum Definitivabschluß. Im Allgemeinen wurde an dem festgehalten, was schon in Leoben abgemacht worden war; im Einzelnen aber machte man Zusätze, die eine ziemliche Tragweite hatten. Oesterreich trat

Digitalisiert von Google

Belgien und die Lombardei nebst Mantua ab und willigte ein, daß ersteres in Frankreich einverleibt, letztere aber in eine cisalpinische Republik unter französischem Schutz verwandelt werde. Hiefür übrigens bekam es nicht nur das Venetianische in Oberitalien, sondern auch die gegenüberliegenden venetianischen Besitzungen, nämlich Croatien, Istrien und Dalmatien, sowie eine Menge von kleinen Inseln im adriatischen Meere, und das war der erste Vortheil, den es herausschlug. Ferner mußte es allerdings von neuem die Verpflichtung eingehen, die deutschen Reichsstände auf einem Congresse — den man in Rastadt abzuhalten beschloß — zur Abtretung des linken Rheinufers zu vermögen; aber dafür mußte ihm Frankreich in einem Geheimartikel das Erzbisthum Salzburg nebst dem daranstoßenden bayerischen Innviertel garantieren und das war der zweite errungene Vortheil. Endlich setzte es Oesterreich noch durch, daß der seines Landes beraubte Herzog von Modena in Deutschland durch Säculariſation verschiedener Bisthümer und Abteien entschädigt werden solle, und das war der dritte Gewinn, den es machte.

Einen Monat nach dem Abschluß des Friedens von Campo-Formio sollte der Congreß von Rastadt eröffnet werden und der Einladung des Kaisers gemäß fanden sich die Abgeordneten der deutschen Reichsstände auch richtig im Verlaufe des Novembers in Rastadt ein. Nicht minder aber sandte Frankreich ebenfalls Bevollmächtigte, die Herren Bonnier, Roberjot und Jean Debry, und diese maßten sich natürlich alsbald das entscheidende Wort an. Im Anfang wußten die deutschen Delegirten nicht ganz genau, um was es sich handle; als aber Oesterreich am 10. Dezember 1797 die Festung Mainz den Franzosen übergab und diese dann anfingen das ganze linke Rheinufer nach französischer Weise einzurichten (französische Gesetze, französische Taxen, und Eintheilung in nachfolgende vier Departements, 1) „Röhr" mit der Hauptstadt Aachen und den Städten Köln und Cleve, 2) „Donnersberg" mit der Hauptstadt Mainz und den Städten Speyer und Zweibrücken, 3) „Saar" mit der Hauptstadt Trier und den Städten Simmern und Berncastel, und 4) „Rhein und Mosel" mit der Hauptstadt Koblenz und den Städten Boppard und Bonn), da gingen ihnen die Augen auf und sie sahen, daß sie zur Abtretung des linken Rhein-

Digitalisiert von Google

ufers einfach Ja zu ſagen hätten. Natürlich, denn wie Oeſterreich im Frieden von Campo-Formio, ſo war Preußen im Frieden von Baſel hierüber mit Frankreich ſchlüſſig geworden und ohne Oeſterreich und Preußen konnte das Reich, das ſeinen Macht-Bankerott längſt bewieſen hatte, unmöglich etwas ausrichten. Demgemäß erklärte ſich der Congreß am 4. März 1798 mit der Abtretung des geforderten Landes einverſtanden; allein nun fragte man, womit denn die Fürſten, Grafen und Herren, welche in Folge der Abtretung ihre linksrheiniſchen Beſitzungen verloren, zu entſchädigen ſeien. Ei, erwiederten die drei franzöſiſchen Bevollmächtigten, ſehr einfach mit ſäculariſirten Klöſtern, Abteien und Bisthümern. Mit anderen Worten ſie ſchlugen vor, in ganz Deutſchland die ſämmtlichen geiſtlichen Herrſchaften in weltliche zu verwandeln und an die Zu-Entſchädigenden zu vertheilen. Auch dieß leuchtete ſchließlich den Congreßmitgliedern ein, obwohl ſich die Abgeſandten der Biſchöfe und Aebte auf's Aeußerſte wehrten, allein über die weitere Frage, wie viel jeder Zu-Entſchädigende bekommen ſolle, konnte man unmöglich einig werden. Ein Jeder wollte dem Andern den Rang ablaufen und ſo viel als möglich acquiriren; die Folge aber war, daß nun ein Jeder ſich an die drei franzöſiſchen Bevollmächtigten wandte, um ſie, die überall den Ton angaben, für ſich zu gewinnen, und natürlich kam Keiner mit leeren Händen. Jetzt kannten ſich die drei Franzoſen vor Uebermuth gar nicht mehr und plötzlich im Mai 1798 traten ſie mit ganz neuen Anforderungen hervor. „Alle Rheininſeln gehören zu Frankreich," erklärten ſie, „und überdem müſſen unſerer Sicherheit wegen alle nächſtgelegenen rechtsrheiniſchen Befeſtigungswerke, namentlich die Feſtung Kehl, das Mainzer Vorwerk Kaſtell, der Brückenkopf bei Hüningen und der Ehrenbreitſtein bei Köln geſchleift werden." Ja, es ſchien, daß noch viel ausſchweifendere Forderungen nachfolgen würden, und ſo mehrte ſich der Zank, der Wirrwarr und die Rathloſigkeit auf dem Congreſſe mit jedem Monat in einer Weiſe, daß man im Frühjahr 1799 noch um keinen Schritt vorwärts gekommen war. Nun aber traten plötzlich Verhältniſſe ein, welche den Congreß nothwendig ſprengen mußten.

Im Mai 1798 hatte ſich der General Bonaparte nach dem Willen der franzöſiſchen Regierung mit 35,000 Mann der beſten Truppen

Digitalisiert von Google

nach Egypten eingeschifft, um dieses Land zu erobern. Er verfolgte dabei zwei Zwecke; einmal den, den Franzosen die Herrschaft im Mittelmeere zu sichern, weßhalb er auch im Vorbeisegeln die Insel Malta, das bisherige Eigenthum des Johanniterordens wegnahm, und sodann den, von Egypten aus die Besitzungen der Engländer in Ostindien zu bedrohen. Sobald man nun dieß in London erfuhr, brach die englische Regierung augenblicklich die bisher in Lille geführten Friedensverhandlungen ab und eröffnete abermalen den Seekrieg gegen Frankreich. Nicht jedoch blos dieß, sondern sie bemühte sich auch zu gleicher Zeit, eine neue Coalition der Landmächte gegen die französische Republik zu Stande zu bringen, und zu allererst — schon im August 1798 — gewann sie hiefür den Kaiser Paul I. von Rußland. Er als Autokrat ersten Rangs fühlte sich dazu berufen, der Revolution den Kopf zu zertreten, gerade wie der Ritter St. Georg mit dem Drachen gethan, und überdem betrachtete er die Wegnahme Malta's durch Bonaparte als persönliche Beleidigung, weil er sich jüngst erst zum Protektor des Johanniterordens aufgeworfen hatte. Die zweite Macht, die gewonnen wurde, war die Türkei, denn sie konnte sich doch Egypten nicht entreißen lassen, ohne das Schwert zu ziehen, und somit erklärte sie am 1. September 1798 an Frankreich den Krieg. Ebenso that auch der König Ferdinand IV. von Neapel und Sicilien, dessen Gemahlin Marie Karoline, eine Schwester der unglücklichen Marie Antoinette, vom furchtbarsten Franzosenhaß erfüllt war, und endlich am Schluß des Jahrs 1798 trat auch noch Oesterreich in die Coalition ein. Letzteres geschah aus verschiedenen Gründen. Einmal deßwegen, weil die französische Regierung sich sehr schwierig zeigte, als der Kaiser Franz II. in Rastadt darauf drang, daß ihm das zu Campo-Formio in einem Geheimartikel zugesagte bayerische Innviertel nebst dem Erzbisthum Salzburg überliefert werde. Sodann deßwegen, weil die neapolitanische Königin Marie Karoline den Kaiser, dessen Schwiegermutter sie war, mit den feurigsten Worten bestürmte, und drittens deßwegen, weil England große Subsidien versprach. Zum Vierten deßwegen, weil man sich dießmal auf Rußland verlassen konnte, und endlich fünftens deßwegen, weil man den ewig siegreichen General Bonaparte nicht mehr zu fürchten hatte. Er war ja mit den

Digitalisiert von Google

besten Truppen und den ausgezeichnetsten Generalen nach Egypten gezogen und die Wiederkehr von dort hatten ihm die Engländer durch die fast gänzliche Vernichtung der französischen Flotte auf der Rhede von Abukir (1.—3. August 1798) aller menschlichen Berechnung nach unmöglich gemacht. Jetzt oder nie mußte man den Sieg erringen; doch um dessen ganz gewiß zu sein, gab man sich allerseits die größtmögliche Mühe, auch Preußen für die Coalition zu gewinnen. Hier hatte inzwischen ein Thronwechsel stattgefunden, indem auf den am 16. November 1797 verstorbenen Friederich Wilhelm II. sein siebenundzwanzigjähriger Sohn Friederich Wilhelm III. gefolgt war, und man meinte nun, daß ganz neue Bahnen eingeschlagen werden würden. In gewisser Beziehung täuschte man sich auch nicht, denn der redliche, gutmüthige und vom besten Willen beseelte junge Monarch entfernte nicht blos alsbald die Lichtenau nebst dem viel berüchtigten Wöllner, sondern schaffte auch die verhaßten Monopole ab und machte der erbärmlichen Glaubensspürerei mit der noch erbärmlicheren frömmelnden Scheinheiligkeit ein Ende. Nicht minder stellte er die frühere Sparsamkeit im Staatshaushalt, sowie die frühere Pflichttreue im öffentlichen Dienst wieder her und insbesondere gewann er sich durch sein tadellos reines Familienleben — seine wunderschöne Gemahlin, die Mecklenburgische Prinzessin Louise, war das Musterbild einer züchtigen anspruchslosen deutschen Hausfrau — die Herzen aller seiner Unterthanen. Dagegen fehlte ihm der schaffende Geist, sowie noch mehr der energische Willen, welche beide in den damaligen schweren Zeiten so überaus nöthig gewesen wären, gänzlich, und deßwegen schreckte er auch vor allen durchgreifenden Maßregeln förmlich zurück. Ruhe und Frieden gingen ihm über Alles und um nun Ruhe und Frieden zu haben, beließ er nicht nur die bisherigen Lenker des Staatswagens — den charakterlosen Grafen Haugwitz, den pfiffigen Italiener Lucchesini und den eigennützigen aber geschäftsgewandten Emporkömmling Lombard, die Hauptperson des Geheimen Cabinets — in ihren Stellungen, sondern erklärte auch auf ihren Rath gleich nach seiner Thronbesteigung, daß er aus der Neutralität, bei der sich sein Vater so gut befunden, nicht heraustreten werde. Dabei glaubte er um so mehr im vollsten Rechte zu sein, als das preußische Volk gar keine

Digitalisiert von Google

Luſt bezeugte, den Kampf mit Frankreich erneuert zu ſehen, und ſo kam es, daß die norddeutſche Neutralitäts-Demarkationslinie ganz unbeirrt beſtehen blieb, während die ſüddeutſchen Fürſten wegen der Lage ihrer Länder in den Krieg mithineingezogen wurden, ob ſie wollten oder nicht.

Am 12. März 1799 erfolgte endlich von Seiten Frankreichs die officielle Kriegserklärung, nachdem ſchon am Schluß des Jahrs 1798 ein ruſſiſches Hülfsheer in Mähren eingerückt war und wenige Wochen darauf die Bewegungen der öſterreichiſchen und franzöſiſchen Armeen begonnen hatten. Selbſtverſtändlich hätte nun der Friedenscongreß von Raſtadt augenblicklich auseinandergehen ſollen, allein die meiſten Mitglieder blieben noch verſchiedene Wochen lang und die drei franzöſiſchen Bevollmächtigten benützten dieſe Zeit dazu, um die kleineren deutſchen Fürſten zu bearbeiten, daß ſie ſich in dem bevorſtehenden Kampfe entweder zur Neutralität oder zu einem Bündniß mit Frankreich verſtänden. Endlich aber als die Vorpoſten der gegen den Oberrhein vorrückenden Oeſterreicher bereits vor den Thoren Raſtadt's ſtanden und der dieſe Vorpoſten kommandirende Huſarenoberſt Barbaczy den Herren in Raſtadt erklärte, daß ſie des Kriegs wegen in ſeinen Augen alle jene Vorrechte verloren hätten, welche ſonſt Geſandte und Diplomaten genießen — nun endlich am 28. April Abends neun Uhr reisten die drei franzöſiſchen Bevollmächtigten ab, um bei Straßburg über den Rhein zu gehen. Kaum aber waren ſie auf der Straße nach Plittersdorf einige hundert Schritte vorwärts gefahren, ſo wurden ſie von einem Trupp Barbaczy-Huſaren mit blanker Wehr überfallen und in entſetzlicher Weiſe zugerichtet. Auch beraubte man ſie ihrer Pretioſen und namentlich aller Papiere, welche ſie bei ſich führten; ihre übrigen Effekten aber, Kleider, Wäſche u. ſ. w. ließen die Huſaren unberührt. Roberjot und Bonnier blieben todt auf dem Platze; Jean Debry aber konnte, obwohl ſchwer verwundet, nach Raſtadt zurückfliehen und wurde dann ſpäter von dem Freiherrn von Albini, dem kurmainziſchen Bevollmächtigten, ſicher über die Gränze gebracht. Es war ein gemein brutaler Mord, verübt von kaiſerlichen Soldaten auf Befehl ihrer unmittelbaren Vorgeſetzten, und ſomit lag der öſterreichiſchen Regierung die Pflicht ob, ſogleich die ſtrengſte

Digitalisiert von Google

Unterſuchung anzuſtellen. Auch nahm man in der That anfangs in Wien den Mund ungemein voll; allein nach wenigen Wochen ſchon ließ man die ganze Unterſuchung einſchlafen und es erhielten weder die Vollſtrecker des Mords, noch der Oberſt Barbaczy, noch überhaupt Irgendjemand auch nur die geringſte Strafe. Sonach wird man wohl nicht daran zweifeln dürfen, daß die öſterreichiſche Regierung ihre Hand im Spiele hatte, und man vermuthet mit Recht, daß ſie bei den Geſandten Papiere zu finden hoffte, durch welche einzelne Reichsfürſten compromittirt werden ſollten. Eine völlige Gewißheit liegt aber nicht vor und wir enthalten uns daher, geradezu den Stab über die damaligen öſterreichiſchen Miniſter zu brechen.

Inzwiſchen hatte der Krieg längſt blutig genug begonnen und zwar ſpielte er dießmal auf drei Schauplätzen zumal. Einmal nämlich in Schwaben und am Oberrhein, ſodann in Italien und endlich, was ſeit Jahrhunderten nicht geſchehen war, in der Schweiz. Das letztere Land nämlich bot, wie der General Bonaparte ſchon in dem Feldzug von 1796 richtig erkannt hatte, einem franzöſiſchen Heere den Vortheil, gleich ſchnell nach Italien wie nach Deutſchland vordringen zu können, und ſomit ſäumte man franzöſiſcherſeits nicht, die Schweiz ſofort, ob ſie wollte oder nicht, in eine helvetiſche Republik mit franzöſiſchem Zuſchnitt zu verwandeln. Hiemit wurde man in den Jahren 1797 und 1798 fertig und von jetzt an betrachteten ſich die Franzoſen als die berechtigten Herren des Landes. Demgemäß wurde mit dem Beginn des Jahrs 1799 der General Maſſéna mit einem beträchtlichen Heere in die Schweiz geſandt, um von da aus über Chur und Bregenz nach Tyrol und Inneröſterreich vorzudringen; links von ihm aber am Oberrhein ſtellte man unter Jourdan eine zweite Armee auf, welche die Aufgabe hatte, über Bayern in Oeſterreich einzumarſchiren, und rechts von ihm, in Oberitalien, ſollte eine dritte Armee unter dem General Scheerer den ſiegreichen Zug Bonaparte's nach Leoben wiederholen. Das war der großartige Kriegsplan, welchen man in Paris entwarf, und zu ſeiner Vervollſtändigung wurde noch ein viertes Heer unter General Macdonald mit der Eroberung Neapels beauftragt. Allein von allen dieſen Generalen verſtand es nur der General Maſſéna ſeine Aufgabe wenigſtens annähernd zu löſen, indem er ſo

Digitalisiert von Google

glücklich war, eine österreichische Truppenabtheilung — man hatte ihm österreichischerseits den General Hotze entgegengestellt — schon am 6. März bei St. Luciensteig und eine andere vierzehn Tage später bei Tauffers auseinander zu sprengen. Bei Feldkirch dagegen, wo der tapfere Hotze selbst kommandirte, hielten die Oesterreicher Stand und warfen die Franzosen am 23. März mit großen Verlusten zurück. Eine ganz andere Rolle spielte in dieser Zeit der General Jourdan, der Oberkommandant der sogenannten französischen „Donauarmee." Nachdem er nämlich schon in den ersten Tagen des März bei Straßburg und Basel über den Rhein gegangen und dann eine Abtheilung seines Heeres unter Bernadotte gegen Mannheim, Heidelberg und Heilbronn entsandt hatte, wandte er sich gegen die Bodenseegegend, um der französischen Armee in der Schweiz die Hand zu reichen. Nun hatte man aber österreichischerseits ebenfalls eine Donauarmee geschaffen, welcher man den bewährten Erzherzog Karl zum Oberanführer gab, und diese Armee stand bereits bei Memmingen, als Jourdan am 16. März in Rottweil eintraf. Am 20. März besetzte Jourdan die Anhöhen von Ostrach zwischen der Donau und dem Bodensee, den Tag darauf jedoch, am 21. griff ihn der Erzherzog Karl von zwei Seiten zumal an und warf ihn nach blutigem Ringen auf die Linie Tuttlingen, Engen und Singen zurück. Langsam folgten die Oesterreicher dem Zurückweichenden und setzten sich zwischen Liptingen und Stockach. Da glaubte Jourdan durch einen raschen Vorstoß die erhaltene Niederlage wieder auswetzen zu können und warf sich am 25. März auf den Erzherzog. Er mußte jedoch seine Kühnheit schwer büßen, denn er erlitt eine solche Niederlage, daß er sich sofort gezwungen sah, über den Schwarzwald und den Breisgau auf die linke Seite des Rheines zurückzugehen. Dahin folgte ihm, um nicht abgeschnitten zu werden, alsbald auch Bernadotte nach und selbst Masséna räumte aus demselben Grunde gleich darauf Graubündten und das Vorarlberg. Noch schlimmer erging es den Franzosen unter General Scheerer (er war ein Elsässer, daher der deutsche Namen) in Italien, obwohl ihm hier vorderhand, bis die Russen ankamen, nur ein österreichisches Heer unter Kray (den übrigens gleich darauf der alte General Melas zu ersetzen bestimmt war) gegenüber-

Digitalisiert von Google

ſtand. Vom 26. März an nämlich kam es zwiſchen Scheerer und Kray an der Etſch zu einer Reihe von blutigen Gefechten, in welchen die Oeſterreicher immer die Oberhand behielten, und endlich am 5. April erfocht Kray bei Magnano ſüdlich von Verona einen glänzenden Sieg, der die Franzoſen, weil ſie außer 4000 Gefangenen 10,000 Todte und Verwundete verloren hatten, zwang, ſich hinter den Mincio und die Adda zurückzuziehen.

Schon der Anfang des Feldzugs brachte alſo den Franzoſen große Nachtheile; die Hauptſchläge aber ſollten erſt folgen. Zwar allerdings rief jetzt die franzöſiſche Regierung den General Scheerer vom Kommando der italieniſchen Armee ab und gab ihm den bewährten General Moreau zum Nachfolger. Nicht minder wurde Jourdan durch Maſſéna erſetzt und dieſem die beiden Heere in der Schweiz und am Oberrhein untergeordnet. Umgekehrt jedoch erhielt ſofort auch der Erzherzog Karl den Oberbefehl über die beiden öſterreichiſchen Heere, welche bisher getrennt in der Schweiz und am Oberrhein operirt hatten, und überdem zog ihm auch noch ein 30,000 Mann ſtarkes ruſſiſches Heer unter Korſakow zu Hülfe. Endlich führte der alte Melas den Oeſterreichern in Italien am 9. April bedeutende Verſtärkungen zu, indem er zugleich an Kray's Stelle trat, und, was die Hauptſache, fünf Tage ſpäter, am 14. April traf der gewaltige noch nie beſiegte Generalfeldmarſchall Suworoff mit 25,000 Ruſſen in Magnano ein, um ſofort (Paul I. hatte dieß bei Franz II. ſchon vor dem Beginn des Kriegs durchgeſetzt) den Oberbefehl über die Geſammtarmee zu übernehmen. Nun endlich, nachdem die Alliirten ihre Geſammtkräfte geſammelt, durfte man hoffen, daß die franzöſiſchen Heere in kürzeſter Zeit vernichtet werden würden, und dieſe Hoffnung ſchien ſich auch im Anfang verwirklichen zu wollen. Nicht nur nämlich brachte der Erzherzog Karl, nachdem er den aus dem Vorarlberg vordringenden General Hotze in der Nähe von St. Gallen an ſich gezogen, den bei Zürich unter Maſſéna concentrirten Franzoſen in einer dreitägigen Schlacht vom 5. bis 6. Juni eine ſo vollſtändige Niederlage bei, daß Maſſéna ſich gezwungen ſah, die ganze Oſtſchweiz zu räumen, ſondern der Feldmarſchall Suworoff erfocht in Italien noch viel gewaltigere und beſonders ſchnellere Siege, weil der Wiener

Digitalisiert von Google

Oberkriegsrath ihm keine Hinderniſſe in den Weg legen konnte. Schon der erſte Schlag, den Moreau am 27. April bei Caſſano erhielt, nöthigte denſelben bis in's Genueſiſche zu retiriren, und dabei gerieth ſein ganzer linker Flügel unter Serrurier in Kriegsgefangenſchaft. Am 29. April zog Suworoff ſiegreich in Mailand ein und machte durch die Eroberung von Peschiera, Mantua und Tortona in weniger als einem Monat dem ganzen Schwindel der cisalpiniſchen Republik ein Ende. Am 27. Mai ergab ſich Turin und damit wurde Suworoff Herr von ganz Piemont. Jetzt nahte in Eilmärſchen der von Moreau zu Hülfe gerufene General Macdonald, der inzwiſchen ganz Unteritalien erobert hatte, allein ehe er ſich mit Moreau vereinigen konnte, griff ihn Suworoff an der Trebbia, in der Nähe von Piacenza, an, und vernichtete ſein Heer in einem dreitägigen Kampfe vom 17. bis 19. Juni faſt gänzlich. Jetzt, bei der Gefahr ganz Italien zu verlieren, ſandte die franzöſiſche Regierung den General Joubert mit einem neuen Heere über die Alpen, und nachdem dieſer die Trümmer der Macdonald'ſchen und Moreau'ſchen Truppen an ſich gezogen, glaubte er ſich ſtark genug, um am 15. Auguſt bei Novi den Kampf mit Suworoff aufnehmen zu können. Allein er verlor nicht blos die Schlacht, ſondern in derſelben auch ſein Leben, und den Oberbefehl über die ſtark decimirte Armee, die ſofort wieder in's Genueſiſche zurückwich, übernahm der General Championet. Weil dieſer übrigens viel zu ſchwach war, als daß er eine neue Schlacht hätte wagen können, ſtand dem furchtbaren Suworoff kein ernſtliches Hinderniß mehr im Weg, um über die Savoyer Alpen in Frankreich ſelbſt einzudringen, und wenn dann zugleich der Erzherzog Karl von der Schweiz aus nach Burgund marſchirte, ſo mußte vorausſichtlich die franzöſiſche Republik den Todesſtoß erhalten. Es kam jedoch ganz anders und zwar einzig und allein durch die Schuld der Alliirten.

Zum erſten war es dem alten General Melas und ſeinen Oberoffizieren ſchon lange ein Dorn im Auge, daß ſie ſich von einem „Fremden" kommandiren laſſen ſollten, während doch die öſterreichiſche Armee dreimal ſo ſtark war, als die ruſſiſche. Zum zweiten benahm ſich Suworoff äußerſt ſchroff und übermüthig, oft ſogar ganz wild und roh, und ließ gar keine andere Meinung aufkommen. Zum

Digitalisiert von Google

dritten entsetzte sich der österreichische Hofkriegsrath in Wien förmlich über die Suworoff'sche Kriegführung, deren Kühnheit im vollkommensten Gegensatz zu der österreichischen Bedächtlichkeit stand. Zum vierten — und darin lag der Hauptkern — ging die Absicht des österreichischen Kabinets nur dahin, Eroberungen zu machen, während Paul I. die Hydra der Revolution zertreten und überall die legitimen Herrscher wieder auf den Thron setzen wollte. Somit kam es schon lange vor der Schlacht bei Novi zu starken Mißhelligkeiten zwischen den Oesterreichern und Russen und endlich plante das Wiener Kabinet eine ganz neue Aufstellung der Armeen. Nummer eins sollte der Krieg in Italien den Oesterreichern allein überlassen werden, damit sie das ganze Land für sich allein erobern könnten. Nummer zwei sei der Feldmarschall Suworoff anzuweisen, jetzt gleich nach der Schweiz zu marschiren, und habe, nachdem er die Franzosen dort hinausgeworfen, sofort in der Franche-Comté einzurücken. Nummer drei müsse ein brittisch-russisches Heer in Holland, nachher in Belgien, einfallen, um ersteres Land für das Haus Oranien, letzteres aber für Oesterreich zurückzuerobern. Nummer vier endlich solle der Erzherzog Karl am Ober- und Mittelrhein den Oberbefehl führen, um die Franzosen nicht herüberkommen zu lassen und zugleich je nach Bedürfniß den General Suworoff in der Schweiz oder das brittisch-russische Corps in den Niederlanden zu unterstützen. Solchen Kriegsplan entwarf man in Wien und nicht schwer fiel es, die englische Regierung für denselben zu gewinnen. Ja endlich in der letzten Woche des Augustes stimmte elbst der russische Kaiser zu, obwohl allerdings mit großem Widerreben, weil ihm die maßlosen Ansprüche Oesterreichs auf Landerwerb m höchsten Grade zuwider waren.

Was nun übrigens die Ausführung des Kriegsplans anbelangt, blieb sie weit hinter den gehegten Erwartungen zurück. Zwar llerdings in Italien wurde es den Oesterreichern unter Melas sehr icht, das Uebergewicht zu behaupten, denn die Franzosen unter Championet mußten sich als die schwächeren durchaus defensiv verhalten und nnten es also nicht verhindern, daß Melas eine Festung und Stadt ach der anderen seinem Kaiser huldigen ließ. Sobald übrigens hampionet einige wenige Verstärkungen erhalten hatte, griff er die

Digitalisiert von Google

Oesterreicher am 4. November bei Savigliano an; allein der blutige Kampf, der sich bis zum Abend des 5. fortsetzte, brachte ihm keine Lorbeeren und er mußte sich bis hinter die Riviera zurückziehen. Daraufhin eroberte Melas auch noch die Festung Coni und so blieb den Franzosen nur noch die Stadt und das Gebiet Genua. Nicht minder glücklich kämpfte der Erzherzog Karl am Rheine, obwohl er, weil er seine Truppen allzuweit ausdehnen mußte, keine großen Resultate erzielen konnte. Nachdem er nämlich auf Befehl seines Kaisers die Schweiz gleich im Anfang des Monats September geräumt hatte, erschien er zuerst vor der von den Franzosen belagerten Festung Philippsburg und zwang den Feind am 12. September zum Rückzug. Dann eilte er nach Mannheim, das sich längst in den Händen der Franzosen befand, und erstürmte es am 18. September. Jetzt wäre er am liebsten über den Rhein gegangen, um den Krieg in's Elsaß zu tragen; allein auf Befehl des Wiener Hofkriegsraths mußte er sich damit begnügen, die Rheingränze von Basel bis nach Mainz zu beschützen, und dieß gelang ihm auch vollständig. Ganz anders dagegen endigte der Angriff des brittisch-russischen Heeres unter dem Herzog von York auf Holland, denn der französische General Brune brachte demselben zweimal, am 19. September bei Bergen und am 6. Oktober bei Castricum, eine blutige Niederlage bei und am Ende mußte der Herzog von York froh sein, seine Truppen wieder einschiffen zu können. Schon dieß war ein herber Mißerfolg, den allerherbsten aber hatten die Operationen in der Schweiz. In den ersten Tagen des Septembers war das russische Hülfsheer unter Korsakow an der Schweizer Gränze angekommen und gleich darauf hatte der Erzherzog Karl seinen Abzug bewerkstelligt. Doch ließ er 20,000 Mann unter General Hotze zurück, um mit den Russen zusammen zu wirken. Als dieß der Feldmarschall Suworoff in Italien erfuhr, brach er mit seinem kleinen Heere — jetzt nach den vielen Schlachttagen kaum noch 20,000 Mann — in Eilmärschen nach der Schweiz auf, denn es war ihm klar, daß Korsakow und Hotze zusammen viel zu schwach seien, gegen die Franzosen unter Masséna das Feld zu behaupten. Am 21. September traf er in Bellinzona ein und am 24. stand er auf der Spitze des Gotthard, welche die Franzosen vergebens zu vertheidigen gesucht

Digitalisiert von Google

hatten. Von da hoffte er sich über Schwyz und Zug schnellstens mit Korsakow und Hotze vereinigen zu können; allein der 25. September machte seiner Hoffnung für immer ein Ende. Korsakow stand damals bei Zürich, während Hotze sein Corps an der Linth zwischen dem Zürcher- und Wallenstädtersee postirt hatte. Nun concentrirte Masséna, der im Ganzen 80,000 Mann unter sich hatte, am 24. September plötzlich seine Armee und fiel am 25. mit 50,000 Mann über Korsakow her, während am gleichen Tage und fast zur gleichen Stunde Soult mit 30,000 Mann das Hotze'sche Corps angreifen mußte. Auf beiden Schlachtfeldern hatten also die Franzosen eine kolossale Uebermacht und somit blieb ihnen auch der Sieg. Korsakow mußte sich am 26., nachdem er die furchtbarsten Verluste erlitten, über Winterthur nach Schaffhausen zurückziehen; das Hotze'sche Corps aber floh — Hotze selbst war in der Schlacht gefallen — nach St. Gallen, von wo aus es, ohne weiter belästigt zu werden, das Vorarlbergische erreichte. Nunmehr schien auch der Feldmarschall Suworoff mit seinem kleinen Heere verloren, denn die Franzosen konnten ihn ja erdrücken. Allein wie er, am 29. September auf dem Marsch nach Schwyz im Muottathal angekommen, die Niederlage Korsakow's und Hotze's erfuhr, faßte er den wunderbar kühnen Entschluß, seine Truppen über den Pragel nach Glarus und von da über den Panixer Paß nach dem Oberrheinthal in Graubündten zu führen. Es war dieß ein furchtbarer Marsch, über Felsen und Abgründe, durch zwei Fuß hohen Schnee, auf Wegen, welche sonst nur Gemsenjäger betraten. Allein der eiserne Suworoff überwand alle Schwierigkeiten, obwohl allerdings nicht, ohne an Menschen, Pferden und Geschütz die größten Verluste zu erleiden, und erreichte am 8. Oktober das Vorderrheinthal, wo er seinen erschöpften Mannschaften Ruhe gönnen konnte. Ein solch' schlimmes Ende nahmen die Kriegsoperationen in der Schweiz und die Hauptschuld lastete unbezweifelt auf der österreichischen Regierung, weil sie dem Erzherzog Karl befohlen hatte, die Schweiz zu räumen, ehe Suworoff dort angekommen war. Letzterer schäumte daher vor Wuth und nicht minder erbittert wurde Kaiser Paul I. Die Folge aber war, daß der russische Kaiser sofort allen seinen Truppen den Befehl ertheilte, nach Rußland

Digitalisiert von Google

zurückzukehren, und sich damit für immer von der großen Coalition lossagte.

Schon der Rücktritt Rußlands bedeutete nichts Gutes für das Jahr 1800; noch viel verhängnißvoller aber sollte der Regierungsumschwung werden, der sich eben jetzt in Frankreich vollzog. Auf geheimem Wege von den schweren Unfällen benachrichtigt, welche die französischen Waffen im Sommer 1799 trafen, verließ der General Bonaparte am 24. August 1799 Egypten (den Oberbefehl dorten übertrug er dem General Kleber) und sein Stern wollte, daß das Schiff, das ihn trug, den englischen Kreuzern, welche das Mittelmeer bedeckten, glücklich entging. Am 14. Oktober kam er in Paris an und allda begrüßte ihn das Volk als den Retter der Nation, der allein zu siegen verstehe. Am 9. November 1799 aber stürzte er die bisherige Regierung durch einen Gewaltstreich und stellte sich selbst als „Ersten Consul" (seine beiden Mitconsuln, Cambacères und Lebrun, waren bloße Figuranten) mit monarchischer Gewalt an die Spitze der Republik. Sofort bot er, weil Frankreich durch die vielen Verluste in Italien und Deutschland sehr geschwächt war, den Regierungen Oesterreichs und Englands den Frieden auf Grundlage des Vertrags von Campo-Formio an; allein das ländergierige Oesterreich, das sich jetzt im sichern Besitz von ganz Oberitalien wähnte, verwarf den Antrag mit Verachtung und wußte auch England hiefür zu gewinnen. Von beiden Seiten rüstete man also auf's eifrigste und namentlich führte Oesterreich seinen Heeren in Italien und am Rhein bedeutende Verstärkungen zu. So gelang es die italienische Armee unter Melas auf 110,000 Mann zu bringen; die Rheinarmee unter Kray (der Erzherzog Karl trat zurück, weil er sich das Gehofmeistertwerden von den Ministern Thugut und Dieterichstein nicht länger gefallen lassen wollte) aber zählte gar 135,000 Mann, nämlich außer 110,000 Oesterreichern noch 25,000 Mann süddeutsche Reichstruppen. Französischerseits wurde ebenfalls eine Rheinarmee aufgestellt, welche mit dem französischen Heere in der Schweiz 130,000 Mann stark war und den General Moreau zum Oberbefehlshaber erhielt; dem in's Genuesische zurückgedrängten kleinen italienischen Heere — im Ganzen kaum noch 30,000 Mann — aber gab der erste Consul

Digitalisiert von Google

(ſtatt des eben an einer Seuche verſtorbenen Championet) im Januar 1800 in dem tapfern Maſſéna einen neuen Oberkommandanten und befahl zugleich, in aller Stille im ſüdlichen Frankreich eine Reſervearmee von 60,000 Mann auszurüſten, mit welcher er ſelbſt von der Schweiz aus über die Alpen ziehen wollte.

Den Feldzug mußte nach dem Willen des erſten Conſuls der General Moreau eröffnen und am 24. und 25. April ging derſelbe in drei großen Kolonnen bei Kehl, Altbreiſach und Baſel über den Rhein. Nun ſchloß der Feldzeugmeiſter Kray aus den Bewegungen der Franzoſen, es ſei ihre Abſicht über die Kniebispäſſe in Niederſchwaben einzubringen, und ſchickte einen Theil ſeiner Armee dorthin. Allein Moreau hatte ihn vollkommen zu täuſchen gewußt und nahm ſeine Richtung gegen den Bodenſee. Sofort ſchlug Kray dieſelbe Richtung ein und am 3. Mai kam es bei Engen zu einem hitzigen Treffen. Dabei zog Kray den Kürzeren, weil Moreau ſeine Kräfte concentrirt hatte, und ebenſo geſchah in den nächſtfolgenden Tagen in den Einzelngefechten bei Stockach, Mößkirch, Biberach und Memmingen. Jetzt zog ſich Kray auf Ulm zurück, vor welcher Stadt er ein befeſtigtes Lager errichtete, und in dieſem wagte ihn Moreau nicht anzugreifen. Dagegen nahmen die Franzoſen Ende Mai im Rücken der Oeſterreicher Augsburg weg und am 19. Juni glückte es ihnen ſogar nach einem hartnäckigen Treffen bei Dillingen ein Truppencorps auf die linke Seite der Donau zu werfen. Nun wurde die Lage Kray's höchſt gefährlich und er retirirte alſo über Nördlingen und Neuburg an den Inn, wo er ſich von neuem verſchanzte. Auf dieſer Retirade aber erlitt er durch die Flankenangriffe Moreau's die größten Verluſte und ſomit bat er den franzöſiſchen Obergeneral dringend um einen Waffenſtillſtand. Zweimal verweigerte Letzterer denſelben und nur erſt, wie er alle Päſſe nach Tyrol, Vorarlberg und die Schweiz beſetzt und zugleich das ganze ſüdliche Bayern nebſt der Hauptſtadt München mit ſeinen Truppen überſchwemmt hatte, willigte er — der Vertrag hat ſeinen Namen vom Dorfe Parsdorf — am 15. Juli ein. Gleich darauf fing man an, wegen des Friedens zu unterhandeln und da inzwiſchen auch in Italien ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen worden war, ſo zweifelte man nicht daran, daß er zuſtandekommen werde.

Digitalisiert von Google

In Italien hatten die Franzosen unter Masséna der österreichischen Uebermacht gegenüber einen furchtbar schweren Stand, und nach dem verlorenen Treffen bei Voltri (18. April 1800) fand Masséna keinen Ausweg mehr, als sich mit etwa 12,000 Mann in die Stadt Genua zu werfen, während seine anderen Truppentheile unter Soult und Suchet nach Nizza und in die piemontesischen Alpen entflohen. Sofort wurde nun Genua von Melas zu Wasser (die Engländer schickten eine Flotte) und zu Land auf's engste eingeschlossen und Allem aufgeboten, um die Festung bald zu Falle zu bringen. War sie aber gefallen, so besaßen die Franzosen keinen Fuß breit Erde mehr in Italien und Melas konnte ohne viele Mühe über die ligurischen Alpen in die Provence eindringen. Solches nun zu verhindern, gab sich der erste Consul die unsäglichste Mühe, die 60,000 Mann starke Reservearmee, von der ich oben gesprochen, so schnell als möglich im südlichen Frankreich hart an der Schweizer Gränze zu organisiren, und wie er endlich in der Mitte des Mai damit fertig geworden war, beschloß er mit ihr in vier Kolonnen die Pässe des kleinen und großen Bernhard, des Simplon und des Gotthard zu übersteigen. Am 17. Mai begann er den schwierigen Marsch und nach vier Tagen, am 21. Mai, stand er bereits im Thale der Dora Baltea. Am 28. erreichte die französische Vorhut den Po und merkwürdig, nirgends stieß man auf größere Feindesmassen. Dieß hatte aber seinen Grund darin, daß Melas die feste Ueberzeugung hatte, die Franzosen würden den Uebergang über die Schweizer Alpen nie wagen, sondern den viel näheren und bequemeren Weg über die ligurischen Alpen zum Entsatze Genua's wählen. Somit konnte Bonaparte schon am 2. Juni siegreich in Mailand einziehen, um dort die cisalpinische Republik wiederherzustellen, und gleich darauf ergab sich ihm auch Piacenza mit all' den vielen Vorräthen, welche von den Oesterreichern dort aufgehäuft worden waren. Inzwischen hatte Melas doch endlich über die Bewegungen Bonaparte's Gewißheit erlangt und sich sofort entschlossen, denselben entgegenzuziehen. Er ließ also den General Ott mit einem sehr beträchtlichen Corps vor Genua zurück, um die Belagerung fortzusetzen, zog von den Truppen, die er zur Verfolgung Soult's und Suchet's detachirt, so viel er konnte, an sich und setzte sich etwa

Digitalisiert von Google

40,000 Mann ſtark in der Richtung nach Aleſſandria in Marſch. Ihm führte Bonaparte ein an Stärke etwas geringeres Heer (denn er mußte Piacenza, Mailand, Cremona und andere Städte mit gegen 20,000 Mann beſetzt halten) von Mailand aus entgegen und am 14. Juni kam es in der Ebene von Marengo zwiſchen Tortona und Aleſſandria zur Schlacht. Im Anfang waren die Oeſterreicher bedeutend im Vortheil und ſchon ſandte Melas eine Siegesbotſchaft nach Wien ab. Am Abend aber ſtellte der tapfere Deſſaix, ſein eigenes Leben opfernd, mit der Reſerve die Schlacht wieder her und, wie die Nacht eintrat, hatte Bonaparte einen glänzenden Sieg erfochten. In völliger Auflöſung wandten ſich die Oeſterreicher, die auf dem Schlachtfelde über 10,000 Todte und Verwundete und in den Händen des Feindes 4000 Gefangene zurückließen, zur Flucht und ſchon am andern Tag ſchloß der alte Melas, den die Niederlage aller geiſtigen und körperlichen Kräfte beraubte, mit Bonaparte einen Waffenſtillſtand, der für die Franzoſen nicht günſtiger hätte ſein können. Er überließ ihnen nämlich vertragsmäßig nicht blos Mailand und die Lombardei, ſondern auch Piemont mit Genua, das ſich ſoeben, am 5. Juni, durch Hunger bezwungen, hatte übergeben müſſen, und zog ſich mit dem Reſte ſeiner Truppen nach Mantua zurück.

Nach den beiden zu Aleſſandria und Parsdorf abgeſchloſſenen Waffenſtillſtänden unterhandelte man, wie ſchon oben geſagt, über den Frieden und der erſte Conſul wäre es zufrieden geweſen, wenn ſich Oeſterreich zur Erneuerung der Bedingungen von Campo-Formio verſtanden hätte. Allein das Wiener Cabinet konnte es nicht verſchmerzen, daß ihm in Italien nichts bleiben ſolle, als Venedig, Toskana, Ancona, Mantua, Ferrara und Peschiera und führte alſo die Verhandlungen nur um Zeit zur Verſtärkung ſeiner Heere zu gewinnen. Auch gelang es ihm in der That, nachdem England ſich abermalen zur Bezahlung großartiger Subſidiengelder hergegeben, eine neue Armee unter Bellegarde nach Italien zu ſenden, und überdem wurde die Armee am Inn — der man übrigens jetzt den jungen Erzherzog Johann (mit dem alten Feldzeugmeiſter Lauer als Mentor) zum Oberbefehlshaber gab — ſo ziemlich in ihrer früheren Stärke wieder hergeſtellt. Endlich war Bonaparte des zweideutigen Spiels überdrüſſig

Digitalisiert von Google

und kündigte den Waffenstillstand auf den 26. November. Diese Kündigung galt für Italien und Deutschland zugleich; der Hauptentscheid fiel aber dießmal in Deutschland. Der Erzherzog Johann nämlich rückte schnell vor, um den linken Flügel der Franzosen zu umgehen, und erfocht richtig am 1. Dezember bei Ampfing einige Vortheile. Allein in der Hauptschlacht, die am 3. Dezember bei Hohenlinden geschlagen wurde, unterlag er vollständig und mußte, nachdem er enorme Verluste — über 20,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen — erlitten, in völliger Unordnung über den Inn zurückgehen. Rasch drängte nun General Moreau nach, ohne den Oesterreichern Zeit zur Sammlung zu gönnen, und schon am 15. Dezember zog er in Salzburg ein. Nun mußte schnell der Erzherzog Karl den Oberbefehl übernehmen; allein derselbe traf die Armee in solcher Auflösung, daß ihm ebenfalls nichts übrig blieb, als weiter und weiter zu retiriren, und am Weihnachtsabend stand Moreau mit seiner Hauptmacht nur noch zwanzig Stunden von Wien entfernt. In dieser trostlosen Lage ward Moreau abermalen in dringendster Weise um einen Waffenstillstand angegangen und er gewährte ihn sofort in Steyer noch am 25. Dezember. Die Bedingungen aber waren der Art, daß es den Oesterreichern unmöglich wurde den Krieg wieder aufzunehmen, denn sie mußten den Franzosen ganz Tyrol mit allen seinen Festungen, sowie das sämmtliche österreichische Gebiet links von der Enns bis zum definitiven Friedensschluß einräumen.

Die Unterhandlungen über den letzteren eröffnete man schon am 1. Januar 1801 in Lüneville und für Oesterreich führte sie der Graf Cobenzl, für Frankreich Joseph Bonaparte, der Bruder des ersten Consuls. Eigentlich aber dictirte letzterer — der erste Consul — die Bedingungen und da er keinen Widersprnch duldete, kam man schon am 9. Februar über Alles in's Reine. Wohlverstanden übrigens, der Graf Cobenzl mußte den Frieden nicht blos im Namen Oesterreichs, sondern auch in dem des deutschen Reichs abschließen, denn Napoleon Bonaparte begehrte nicht nach einer zweiten Auflage des Rastadter Congresses. Zur Grundlage des Friedens machte man den Vertrag von Campo-Formio und es erhielt Frankreich außer Belgien das ganze linke Rheinufer, so daß der Thalweg des Rheins künftig die

Digitalisiert von Google

deutsch-französische Gränze bilden sollte. In Italien behielt Oesterreich nur das Venetianische bis zur Etsch — hiezu gehörte auch das gegenüberliegende Dalmatien und Istrien mit Cattaro — und aus Genua und Gebiet ward nun — wie aus der Lombardei die cisalpinische — eine ligurische Republik gemacht. Toskana und Modena aber vereinigte Bonaparte unter dem Titel eines Königreichs Etrurien mit Parma, dem Besitzthum eines spanischen Infanten (das erbärmliche spanische Königshaus lief damals im Schlepptau Frankreichs) und decretirte, daß die bisherigen Beherrscher dieser beiden Herzogthümer für dieselben entsprechende deutsche Territorien erhalten sollten. Endlich — und das war einer der wichtigsten Punkte — setzte man noch fest, daß die deutschen Fürsten und Herren für die Verluste, die sie in Folge der Abtretung des linken Rheinufers erleiden mußten, innerhalb des deutschen Reichs durch Abtretung verschiedener Reichsstädte, insbesondere aber durch Säcularisation der geistlichen Herrschaften zu entschädigen seien, und kam überein, daß eine Kommission des Reichstags in Regensburg — eine sogenannte „Reichsfriedensdeputation" — diese Entschädigungen zu normiren habe.

Vor allem mußte nun Kaiser Franz II. darauf bedacht sein, den Reichstag in Regensburg zur Genehmigung der Friedensbedingungen zu vermögen, allein es war dieß, weil Preußen sich schon im Frieden von Basel zu denselben Bedingungen bequemt hatte, eine bloße Formsache und am 7. März 1801 erfolgte zu Regensburg die Ratification des Lüneviller Vertrags. Ueber die Zusammensetzung der Reichsfriedensdeputation aber kam es zu gränzenlos heftigen Debatten und erst am 7. November 1801 einigte man sich dahin, dieselbe aus Bevollmächtigten Oesterreichs, Preußens, Kurmainz's, Bayerns, Sachsens, Württembergs, Hessen-Kassels und des Deutschmeisters in Mergentheim zu bilden. Die Bevollmächtigten dieser acht Territorialherren traten also zusammen und man sollte nun meinen in ihrer Hand sei es gelegen gewesen, darüber zu entscheiden, welche Reichsstädte und welche Kirchengebiete man einziehen und wie man dieselben vertheilen wolle. Doch welche Thorheit! Der Schwerpunkt lag in Paris, denn die französische Regierung hatte den Frieden von Lüneville dictirt und von ihrem Dictat hing auch die Ausführung desselben ab. Solches

Digitalisiert von Google

ſah auch der Blindeſte ein und deßwegen ſandten faſt alle Fürſten und Territorialherren Deutſchlands ihre außerordentlichen Ambaſſadeurs (Oeſterreich z. B. den Grafen Philipp Cobenzl, den Bruder des Miniſters, Preußen den Marcheſe Lucchesini, Bayern den gewandten Cetto, Württemberg den Grafen Normann, Baden die Herren von Edelsheim und Reitzenſtein, Heſſen-Darmſtadt den Oberſt Pappenheim, Thurn und Taxis ſeinen getreuen Vrients u. ſ. w.) nach Paris, während Andere (wie z. B. die Erbprinzen von Hechingen und Yſenburg, der Graf von Solms-Laubach u. ſ. w.) in Perſon erſchienen. Was thaten aber dieſe Herren dort? Ei ſie überliefen den Miniſter Talleyrand und ſeinen Secretair Matthieu, ſowie noch andere einflußreiche Perſönlichkeiten, und verſchwendeten die ungeheuerſten Summen, um ſich bei dem bevorſtehenden Länder- und Menſchenmarkt die franzöſiſche Protection zu ſichern. Ein ſolch' niederträchtiges Gebahren mußte den erſten Conſul Bonaparte mit der tiefſten Verachtung erfüllen und ſofort ſtand auch ſein Entſchluß feſt, mit den beſagten Herren ganz nach Willkür zu verfahren. Deutſchland ſollte nach ſeinem Dictat als einheitlicher Staat ganz aufhören und künftighin in eine Trias, das iſt in drei Staatenkörper auseinanderfallen, welche nach Außen, weil ſie ſich in ewiger Eiferſucht ſtets befehdeten, gar keine Macht mehr hätten. Den Norden oder beſſer geſagt den Nordoſten beſtimmte er für Preußen und den Oſten bis an den Inn für Oeſterreich. Aus den übrigen kleinen Staaten dagegen gedachte er ein Kleindeutſchland zu machen, in welchen die drei Regenten von Bayern, Württemberg und Baden zwar die erſte Rolle ſpielen, aber doch ſo ſchwach bleiben ſollten, daß ſie zur Erhaltung ihrer Exiſtenz auf den Schutz Frankreichs angewieſen ſeien. Durch dieſe Dreitheilung wollte ſich Bonaparte die Herrſchaft über Deutſchland ſichern und merkwürdiger Weiſe wurde er hierin von Rußland auf's eifrigſte unterſtützt. Ueber dieſes Reich nämlich herrſchte ſeit dem 24. März 1801, nachdem Paul I. die Nacht vorher ermordet worden war, Pauls Sohn, Alexander I. und dieſer hatte aus verwandtſchaftlichen Gründen (ſeine Mutter Maria war eine Württembergiſche Prinzeſſin und ſeine Gemahlin Eliſabeth eine Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden) ein großes Intereſſe dafür, daß die kleinen Ländchen Württem-

Digitalisiert von Google

berg und Baden vergrößert würden. Nicht minder viel lag ihm daran, daß die Macht seines nächsten Nachbars, d. i. Deutschlands, nicht erstarke, weil er sonst die Gränzen seines Reichs nicht nach Westen hin ausdehnen konnte, und so gefiel ihm die deutsche Trias ganz ungemein. Die Folge hievon aber war, daß der Generaladjutant Duroc, welchen Bonaparte im Sommer 1801 nach St. Petersburg sandte, ohne viele Schwierigkeiten am 8. Oktober einen Friedens- und Freundschaftstractat zwischen Rußland und Frankreich zu Stande brachte und sofort der russische Gesandte in Paris, Graf Markow, angewiesen wurde, in der deutschen Frage mit der französischen Regierung durchaus Hand in Hand zu gehen. So hinderte den ersten Consul gar nichts, die Vertheilung der in Deutschland eingezogenen geistlichen Güter ganz nach eigenem Ermessen vorzunehmen, und in Erwägung dessen schloß er im Frühjahr 1802, ohne die Reichsdeputation irgend zu beachten, mit Preußen, Bayern, Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt dahin zielende Separatverträge ab. Der mit Preußen kam am 23. Mai 1802 zu Stande und Friederich Wilhelm III. erhielt noch zudem von Bonaparte die „Erlaubniß", die ihm zugedachten Territorien schon jetzt — also ehe Kaiser und Reich ihr Wort gesprochen — in Besitz zu nehmen. Mit dem Kurfürsten von Bayern, Maximilian Joseph, dem Nachfolger (seit Februar 1799) Karl Theodor's, schloß Bonaparte am 24. Mai ab und derselbe ward besonders begünstigt, denn der erste Consul erinnerte sich gar wohl, daß Bayern in den letzt vergangenen Jahrhunderten stets der Alliirte Frankreichs gegen Oesterreich gewesen war. Die Verträge mit Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt folgten unmittelbar nach und so war die Vertheilung der meisten säculariſirten Territorien schon lange vorher, ehe die Reichsdeputation irgend einen nennenswerthen Beschluß gefaßt hatte, eine vollendete Thatsache. Endlich zu Ende August 1802 ließ Bonaparte der Reichsdeputation einen in allen seinen Theilen fertigen Vertheilungsplan vorlegen, und gab derselben eine Frist von zwei Monaten, um ihn endgültig zu redigiren. Auch fügte sich die Deputation dem Bonapartischen Befehl in größter Demuth und nur Oesterreich wagte zu remonstriren, weil es glaubte, nicht freigebig genug bedacht worden zu sein. Wie nun aber der erste

Digitalisiert von Google

Consul mit „ernstlichen" Maßregeln drohte, fügte sich auch der Kaiser Franz II. und am 21. Oktober ward der französische Theilungsplan einstimmig angenommen. Am 4. Dezember folgte dann die Bestätigung Franz's II. in seiner Eigenschaft als deutscher Kaiser und daraufhin am 7. Januar 1803 legte man das Aktenstück dem Reichstage in Regensburg vor. Dieser aber genehmigte es am 27. April 1803 und erhob es unter dem Titel eines „Reichsdeputationshauptschlusses" zum deutschen Reichsgesetze.

Was nun die Vertheilung selbst betrifft, so erhielt gerade der ländergierige Staat Oesterreich am allerwenigsten, denn er mußte an den früheren Herzog von Modena den Breisgau und die Ortenau abtreten und wurde dafür nur mit den Bisthümern Brixen und Trient entschädigt. Auch bedachte man den früheren Großherzog von Toskana sehr stiefväterlich, nämlich nur mit Salzburg, Berchtesgaden, Eichstädt und dem östlichen Theile des bisherigen Bisthums Passau. Weit besser kam der König Friederich Wilhelm III. von Preußen weg, weil ihn Bonaparte für seine lange Neutralitätsbeobachtung belohnen wollte. Verloren hatte derselbe das linksrheinische Cleve sammt Mörs und Geldern und dafür erhielt er die Bisthümer Hildesheim, Paderborn und Münster, sowie Theile des Kurstiftes Mainz mit Erfurt und dem Eichsfelde, weiter die Abteien Herford, Quedlinburg, Elten, Essen, Werden und Cappenberg, endlich die Reichsstädte Nordhausen, Mühlhausen und Goslar, zusammen 230 Quadratmeilen mit fast 600,000 Einwohnern. Derselben Gunst erfreuten sich aus bereits genannten Gründen der Kurfürst von Bayern, der Herzog von Würtemberg und der Markgraf von Baden. Den Ersteren nämlich entschädigte Bonaparte für seine Verluste in der Pfalz rechts und links vom Rheine, die sich zusammen auf 200 Quadratmeilen mit 600,000 Einwohnern beliefen, einmal mit den Bisthümern, Würzburg, Bamberg, Freisingen, Augsburg und Passau (so weit dieses nicht an den früheren Großherzog von Toskana gefallen war), sodann mit den Abteien Kempten, Waldsassen, Erbach, Irsee, Wangen, Söflingen, Elchingen, Ursberg, Roggenburg, Wattenhausen, Ottobeuren, Kaisersheim und St. Ulrich, endlich mit den Reichsstädten Rothenburg a. d. Tauber, Weißenburg, Windsheim, Schweinfurth, Gochsheim,

Digitalisiert von Google

Sennfeld, Kempten, Kaufbeuren, Memmingen, Dinkelsbühl, Nördlingen, Ulm, Bopfingen, Buchhorn, Wangen, Leutkirch und Ravensburg, zusammen etwa 300 Quadratmeilen mit 900,000 Einwohnern. Der Herzog von Württemberg erhielt für den Verlust von Mömpelgard (7 Quadratmeilen mit 14,000 Einwohnern) die reiche Probstei Ellwangen, die Abteien und Klöster Zwiefalten, Schönthal, Komburg, Rottenmünster, Heiligkreuzthal, Oberstenfeld und Margarethenhausen, sowie die Reichsstädte Reutlingen, Eßlingen, Weil, Rottweil, Giengen, Aalen, Hall, Gmünd, Heilbronn und Dürrenmettstetten, also immerhin sechsmal so viel, als er verloren hatte. Der Markgraf von Baden sodann, der links vom Rhein nur ganz gering begütert gewesen war, wurde einmal mit dem reichen Bisthum Constanz, dann mit den Abteien Schwarzach, Frauenalb, Allerheiligen, Lichtenthal, Gengenbach, Ettenheim-Münster, Petershausen, Reichenau, Ohningen und Odenheim, weiter mit den Reichsstädten Offenburg, Zell, Ueberlingen, Biberach, Pfullendorf und Wimpfen, endlich mit dem größten Theile der rechtsrheinischen Pfalz, nämlich mit Heidelberg, Mannheim, Ladenburg und Bretten bedacht und sein Territorium schwoll dadurch um mehr als das Doppelte an. Fast ebensogut fuhr der Landgraf Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt, denn zum Ersatz für die Herrschaft Hanau-Lichtenberg im Elsaß beschenkte ihn Bonaparte auf Betrieb Talleyrands — die Million Bestechungsgelder, die er aufgewendet, trug ihre Früchte! — nicht nur mit dem ehemals kölnischen Herzogthum Westphalen und den Mainzischen Aemtern Gernsheim, Bensheim, Heppenheim, Lorsch, Fürth, Steinheim, Alzenau, Vilbel, Rockeburg, Astheim und Hirschhorn, sondern auch mit den Abteien Seligenstadt und Mariaschloß, sowie mit den Reichsstädten Wimpfen und Friedberg. Um so schlechter dagegen erging es dem Landgrafen Wilhelm IX. von Hessen-Kassel, indem er für St. Goar und Rheinfels links vom Rhein nichts erhielt, als die Mainzischen Aemter Fritzlar, Naumburg, Neustadt und Ammonneberg; allein warum war er auch in Paris so geizig gewesen, als Bestechungssumme nur einige wenige tausend Louisd'or zu bieten, welche Talleyrand mit Verachtung von sich wies! Das waren die Hauptentschädigungen; weit kleinere, kaum nennenswerthe erhielten Nassau, Braunschweig und Mecklenburg. Doch darf

Digitalisiert von Google

ich nicht verschweigen, daß man den Erbstatthalter von Holland, Wilhelm V., obwohl er in Deutschland gar nichts zu suchen hatte, wegen seiner Verwandtschaft mit Friederich Wilhelm III. von Preußen mit dem Bisthum Fulda, sowie mit der reichen Abtei Weingarten in Oberschwaben bedachte. Die kleineren Territorialherren dagegen, d. i. die Reichsgrafen und Reichsritter, erhielten, selbst wenn sie die gerechtesten Ansprüche hatten, gar nichts und für die säcularisirten geistlichen Herren sorgte man nur insofern, als man die neuen Besitzer ihrer frühern Bisthümer und Abteien verpflichtete, ihnen standesgemäße Pensionen auszubezahlen.

Aus dem soeben Erzählten ersieht man, daß der Reichsdeputationshauptschluß nichts Geringeres war, als eine totale Umwälzung der bisherigen Verhältnisse des deutschen Reichs. Von früher vierundfünfzig Reichsstädten blieben nur sechs bestehen, Hamburg, Lübeck, Bremen, Frankfurt, Augsburg und Nürnberg. Ebenso hatten sich von den vielen Kirchenfürsten, mit welchen Deutschland gesegnet war, nur drei aus dem allgemeinen Schiffbruch gerettet, erstens der Großmeister des Johanniterordens in Heitersheim, zweitens der Hochmeister des Deutschordens in Mergentheim und drittens der bisherige Mainzer Coadjutor Karl Theodor von Dalberg. Den Erstern verschonte man vor der Hand des Kaisers von Rußland wegen; den Zweiten aus Rücksicht auf Oesterreich, weil ein habsburgischer Erzherzog die Hochmeistersstelle bekleidete; den Dritten endlich, weil er in blinder Verehrung für Bonaparte erstarb. Doch ließ man demselben — dem Herrn von Dalberg — keineswegs das Erzstift Mainz, sondern dotirte ihn als „Reichserzkanzler" mit den früheren Bisthümern Regensburg, Wetzlar und Aschaffenburg und übertrug ihm die Leitung der deutschen Reichstagsgeschäfte. Weil nun übrigens die Kurfürsten von Trier und Köln zu existiren aufgehört hatten, verlangte Bonaparte von Franz II., daß er die Regenten von Württemberg, Baden, Hessen-Kassel und Salzburg zu Kurfürsten ernenne, und diesem Verlangen entsprach der deutsche Kaiser natürlich sogleich. Dagegen dachte man nicht einen Augenblick lang daran, die Stimmen der eingegangenen Reichsstädte und Bischofssitze auf dem deutschen Reichstage durch andere zu ersetzen, sondern man pries sich glücklich, daß von den vielen winzigen Zwerg-

Digitalisiert von Google

ſtaaten, die in Wahrheit nur ein Schmarotzerdaſein friſteten, doch wenigſtens ein volles Hundert verſchwunden ſei. Sie waren ja längſt abgeſtorbene, unlebensfähige Theile des Reichs und nichts Beſſeres, als einestheils — die Reichsſtädte — Muſter der ſpießbürgerlichſten Krähwinklerei, anderntheils — die Klöſter und Biſchofsſitze — Höhlen des geiſttödtendſten Müſſiggangs, ſowie des ſchmutzigſten Laſters. Ihnen konnte man keine Thräne nachweinen; allein umgekehrt, welch' tiefe Beſchämung lag nicht darin, daß der Schnitt in das deutſche Reichsgeſchwür von Außen her kam! Ueberdem mußte es ſich jeder Vernünftige ſagen, daß man mit dieſer erſten Umwälzung in Deutſchland nur erſt einen halbfertigen Zuſtand geſchaffen habe, und daß daher eine größere Operation nachfolgen müſſe, wenn Deutſchland wieder friſches Blut bekommen ſolle.

Drittes Kapitel.

Deutſchland zu den Füßen Napoleon Bonaparte's.

(1803—1812.)

Napoleon Bonaparte näherte ſich jetzt mit Rieſenſchritten dem Zenith ſeiner Machtſtellung. Mit dem Kaiſer von Rußland hatte er einen Freundſchaftsbund geſchloſſen, wie ſchon vorher mit den ſchwachköpfigen Regenten von Spanien und Portugal. Auch England war des Krieges müde und ging, als Frankreich ſich dazu verſtand, Egypten zu räumen, mit Freuden auf den Frieden von Amiens (27. März 1802) ein. Die helvetiſche und bataviſche Republik, in welche die Schweiz und Holland umgeſchmolzen worden waren, zogen längſt als gehorſame Satelliten am Schlepptau des Frankenreichs und im Januar 1802 verwandelte ſich die Lombardei mit Mantua, Breſchia, Cremona, Verona, Modena, Carrara, Bologna, Ferrara und der Romagna aus einer Cisalpiniſchen in eine Italieniſche Republik mit Bonaparte als gebietendem Präſidenten an der Spitze. Piemont und

Digitalisiert von Google

Savoyen vereinigte man mit Frankreich, gerade wie ſchon vorher Belgien und das linke Rheinland, und zum Lohn für dieſe Vergrößerungen wurde nun Bonaparte (3. Auguſt 1802) lebenslänglicher erſter Conſul mit königlichen Rechten. Deutſchland aber war eine Trias, das iſt ein Drei-Staatenreich geworden und von dieſen drei Staaten lag der Eine, Kleindeutſchland, vollſtändig zu den Füßen Bonaparte's, während die beiden Andern, Preußen und Oeſterreich, eiferſüchtig auf einander und innerlich verfeindet, nicht die Kraft beſaſſen, einen gemeinſamen Zweck durchzuſetzen.

Alle Welt glaubte nun übrigens, die Weltruhe werde, nachdem der Ehrgeiz Bonaparte's befriedigt, auf längere Zeit geſichert ſein, allein ſchon nach kurzem entſtanden neue Zerwürfniſſe zwiſchen England und Frankreich. Bonaparte nämlich fühlte ſich dadurch beleidigt, daß die engliſche Regierung zögerte, die für ſie ſehr wichtige Inſel Malta (die Engländer hatten dieſelbe im Jahr 1800 den Franzoſen wieder abgenommen) zurückzugeben, wie ſie doch im Frieden von Amiens verſprochen hatte, und umgekehrt war es dem brittiſchen Stolz unerträglich, daß der erſte Conſul anfing, die in Holland (bataviſche Republik) und Genua vorhandenen Schiffe zur Neubildung einer franzöſiſchen Flotte zu verwerthen. So kam es, daß am 18. Mai 1803 England an Frankreich von neuem den Krieg erklärte und auch ſogleich ſeine Flotten auslaufen ließ. Umgekehrt aber zog Bonaparte im Hafen von Boulogne ein mächtiges Heer zuſammen und dirigirte alle in ſeinem Beſitz befindlichen Schiffe dahin, um ſich ſo die Möglichkeit einer Landung in England zu ſchaffen. Mit letzterer übrigens ſtand es noch in weitem Felde, weil England im Stande war, mit ſeiner Kriegsmarine alle Meere reinzufegen; dagegen ſtand es in der Macht Bonaparte's, jetzt ſchon wenigſtens einen Racheact gegen den König Georg III. von England auszuüben, und zwar einfach dadurch, daß er Hannover wegnahm. Letzteres war, wie bekannt, ein deutſches Kurfürſtenthum und hatte mit England gar nichts gemein, als den Regenten. Mit andern Worten, der König von England war zugleich Kurfürſt von Hannover, allein den „Staat England" ging das deutſche Kurfürſtenthum nicht das Geringſte an, und da nun Bonaparte mit dem „Staate England" Krieg führte, und nicht mit der „Perſon des

Digitalisiert von Google

engliſchen Königs", ſo mußte Hannover in dem ſoeben ausgebrochenen Kriege ganz aus dem Spiele bleiben. Deſſenungeachtet ließ Bonaparte am 28. Mai 1803 den General Mortier von Holland aus mit einem anſehnlichen Heere in Hannover einrücken, um das Land, als wäre es ein Theil des brittiſchen Reichs, in Beſitz zu nehmen, und keine Hand — weder Franz II., der immer noch ſogenannte Kaiſer von Deutſchland, noch der König von Preußen, Friederich Wilhelm III., der nächſte Nachbar Hannovers — regte ſich zum Widerſtand. Die Landesbehörden in Hannover aber, davon ausgehend, daß jeder Widerſtand dem Lande nur Nachtheil bringen würde, ſchloſſen ſchon am 3. Juni im franzöſiſchen Hauptquartier zu Suhlingen einen Vertrag mit Mortier ab, kraft deſſen ihm das ganze Land mit allen Feſtungen ohne Widerſtand überliefert wurde. Ja einen Monat ſpäter, am 5. Juli, verſtanden ſie ſich ſogar dazu, daß die hannöveriſchen Truppen, etwa 10,000 Mann ſtark (unter General Wallmoden), ihre Waffen, ihre Kanonen, und ihre Pferde abliefern mußten, ehe ſie in die Heimath entlaſſen wurden, und dieſe Entwaffnung fand dann am 6. Juli ſtatt. Doch ſtatt daß nun die ſchamerfüllten Krieger, die lieber gefochten hätten, in ihre Heimath an den häuslichen Heerd zurückkehrten, liefen ſie ſchaarenweiſe nach dem nächſten holſteiniſchen Seehafen, von wo ſie auf engliſchen Schiffen nach England gebracht wurden, und hier bildete man aus ihnen die „hannöveriſche Legion", welche ſich ſpäter unter Wellington einen ſo hochberühmten Namen in Spanien gemacht hat.

Dieſem Gewaltact Bonaparte's, der unſägliches Elend über Hannover brachte (er behandelte es natürlich wie ein erobertes feindliches Land, legte ihm eine Contribution von 18 Millionen Francs auf und zwang es — von den Erpreſſungen der Soldateska ganz zu ſchweigen — das 30,000 Mann ſtarke franzöſiſche Beſatzungsheer aus eigenem Beutel zu kleiden, zu nähren und zu beſolden), ſollte bald ein noch weit brutalerer folgen. In Paris war im Februar 1804 eine Verſchwörung gegen das Leben des erſten Conſuls (ſie hatte die Hinrichtung des Generals Pichegrü und die Verbannung des Generals Moreau zur Folge) entdeckt worden, und aus der Unterſuchung ging hervor, daß die vertriebenen Bourbons ihre Hand mit im Spiel ge-

Digitalisiert von Google

habt hatten. Nun lebte damals der Prinz Ludwig Anton Heinrich von Bourbon, Herzog von Enghien, dem Anschein nach ganz harmlos, im badischen Städtchen Ettenheim, zwischen Lahr und Freiburg, und sofort beorderte Bonaparte, um wenigstens Einen der Bourbons in die Hände zu bekommen, den in Schlettstadt im Elsaß (Schlettstadt liegt gerade gegenüber von Ettenheim) liegenden General Ordener, den Herzog gewaltsam aufzuheben. Diesen Befehl führte der General, indem er mit einem Commando von 400 Mann bei Rheinau über den Rhein ging, in der Nacht vom 14. auf den 15. März aus und daraufhin ward der Herzog in aller Eile nach Vincennes bei Paris gebracht. Dort stellte man ihn in der Nacht vom 20. auf den 21. vor ein Militärgericht und erschoß ihn Morgens 4 Uhr, nachdem das Gericht das Todesurtheil gefällt. Das Blut dieser Frevelthat schrie gen Himmel und Deutschland mußte sich um so schwerer beleidigt fühlen, als die Verhaftung gegen alles Völkerrecht mitten im Frieden auf deutschem Gebiet vollzogen worden war. Trotzdem wagte weder Oesterreich noch Preußen eine Einsprache und noch weniger hatten die kleineren deutschen Fürsten hiezu den Muth. Im Gegentheile fügten sich die Regenten von Baden, Württemberg, Hessen und Bayern tiefunterthänigst dem Befehle Bonaparte's, alle französischen Emigranten aus ihren Staaten zu verbannen, um damit darzuthun, wie sehr die royalistische Verschwörung ihr Gemüth empört habe. Umgekehrt dagegen legte der Kaiser von Rußland um den gemordeten Bourbon Trauer an, indem er zugleich energisch gegen die Verletzung des Völkerrechts protestirte, und ebenso that auch der König Gustav Adolph von Schweden.

Gleich nach der gegen den ersten Consul entdeckten Verschwörung, am 18. Mai 1804, wurde diesem vom französischen Volke die Würde eines französischen Kaisers unter dem Titel „Napoleon I. von Gottes Gnaden" übertragen, und dieß hatte zur Folge, daß nun auch der deutsche Kaiser Franz II. die Würde eines „Kaisers von Oesterreich" — als solcher hieß er Franz I. — annahm. Allein welch' ein kolossaler Unterschied lag nicht zwischen diesen beiden Kaiserwürden! Franz I. — wie wir ihn von jetzt an nennen müssen — bezweckte nichts Anderes, als sich auf alle Fälle, also auch auf den Fall, daß das offenbar in

Digitalisiert von Google

den letzten Zügen liegende deutsche Reich sich vollends auflöse, die schon so lange gewohnte Titulatur zu sichern; Napoleons Absicht aber ging dahin, die altrömische Cäsaren-Würde, welche nichts Geringeres bedeutete, als die Herrschaft über den ganzen Occident, in derselben Weise zu erneuern, wie vor tausend Jahren Karl der Große gethan hatte, und daß er diese Absicht hege, gab er der erstaunten Welt noch im Herbst des Jahrs 1804 ganz unzweideutig kund. Im September 1804 nämlich bereiste er mit seiner Gemahlin und einem ungeheuren Gefolge das neugewonnene linke Rheinland und beging in Aachen den Tag Karl's des Großen, „seines Vorgängers", mit einem Pompe, wie ihn die Welt noch nicht gesehen. In Mainz aber, wo Friederich Barbarossa, der große Hohenstaufe, seine glänzendsten Kaisertage gefeiert hatte, sammelten sich fast alle deutschen Kleinfürsten, den Kurerzkanzler Karl Theodor von Dalberg an der Spitze, um ihn, und wie ein Imperator nahm er unter den großartigsten Festlichkeiten ihre Huldigungen in Empfang.

England hatte gleich von Anfang an, wo es an Frankreich den Krieg erklärte, mit großem Eifer auf dem europäischen Festlande Bundesgenossen gesucht, weil es als Seemacht dem französischen Staate nicht besonders viel anhaben konnte, und diesen seinen Eifer verdoppelte es, als es sah, daß der Kaiser Napoleon immer größere Anstrengungen machte, um von Boulogne aus eine Landung in England zu bewerkstelligen. Einige Zeit lang wollte keine Regierung sich zu einem Bündniß herbeilassen; allein wie nun Napoleon den Kurstaat Hannover besetzte und gleich darauf den Herzog von Enghien ermorden ließ; wie er ferner die Kaiserwürde annahm und sich nur wenige Monate später (17. März 1805) auch noch (unter Aufhebung der Italienischen Republik) zum „König von Italien" machte; wie er endlich auch noch die Ligurische Republik (Stadt und Gebiet Genua) für erloschen erklärte und ihr Territorium ebenfalls, wie vorher schon Piemont und Savoyen, dem französischen Kaiserreich einverleibte; da wurde es den Kaisern von Rußland und Oesterreich, sowie dem Könige von Schweden klar, daß es endlich an der Zeit sei, seiner Unersättlichkeit, das ist seinem Durst nach Universalherrschaft, verbunden mit der schrankenlosesten Gewaltthätigkeit einen Damm entgegenzusetzen, und

Digitalisiert von Google

somit kam in den Frühlingstagen des Jahrs 1805 zwischen ihnen und England ein fester Bund zu Stande. Der Zweck dieses Bundes aber war nicht blos der, den französischen Kaiser zu verhindern, daß er noch weitere Staaten an sich reiße, sondern es wurde vielmehr abgemacht, Frankreich in seine alten Gränzen zurückzuweisen und ihm den Raub von Italien, Hannover und den Rheinlanden wieder abzunehmen. Selbstverständlich mußte nun den Verbündeten unendlich viel daran liegen, auch Preußen für sich zu gewinnen, und man versprach sich schon deßwegen, weil dort seit dem Herbst 1804, statt des franzosenfreundlichen Haugwitz, der Graf Herdenberg, der eine mannhaftere Politik verfolgte, an der Spitze des Ministeriums des Aeußern stand, einen ziemlich sichern Erfolg. Allein Friederich Wilhelm III. wollte sich um keinen Preis in einen Krieg einlassen und wies daher das Ansinnen der Coalition mit Bestimmtheit zurück. Ebenso wenig übrigens hörte er auf die Stimme Napoleon's, der ihm um den Preis einer Allianz das Kurfürstenthum Hannover überlassen wollte, sondern blieb auch dieser Verlockung gegenüber dabei, unter allen Umständen strikte Neutralität zu wahren.

Die Verbündeten wollten den französischen Kaiser unvorbereitet überraschen und hielten daher die unter sich abgeschlossenen Verträge bis in den Sommer 1805 hinein tief geheim. Nicht minder geheim trieben sie ihre Kriegsrüstungen; auf dem Papiere dagegen hatten sie schon im Juli Alles festgestellt. Das Hauptheer der Russen, unter dem Kommando des alten Feldmarschalls Kutusow, sollte in Polen so schnell fertig gestellt werden, daß es Ende August mindestens 60,000 Mann stark in Gallizien einmarschiren und dann von da bis an den Inn vorrücken könnte. Ein zweites, 40,000 Mann starkes russisches Heer unter General Buxhöwden wollte man in Vollhynien bilden und dasselbe sollte dem ersten vierzehn Tage später nachfolgen. Ein russisch-schwedisches Corps von über 30,000 Mann war bestimmt, in Pommern zu landen, um die Franzosen aus Hannover zu vertreiben, und ein anderes aus Russen und Engländern zusammengesetztes Corps von 25,000 Mann beabsichtigte man, nach Neapel überzuschiffen, um von da gegen Oberitalien vorzudringen. Eine österreichische Armee von 100,000 Mann unter Erzherzog Karl hatte die Aufgabe, Oberitalien den Franzosen zu entreißen, und ein zweites ebenfalls österreichisches Heer

Digitalisiert von Google

von 60,000 Mann unter dem Erzherzog Johann diejenige, von Tyrol und Vorarlberg aus in die Schweiz einzufallen. Die österreichische Hauptarmee aber, 120,000 Mann stark, nominell unter dem Oberkommando des jungen Erzherzogs Ferdinand, in Wahrheit jedoch unter dem des Feldzeugmeisters Mack, in dessen vermeintes Kriegsgenie (und doch bestand sein ganzes Genie außer dem Plänemachen, Wortedrechseln und Schwindeln in seinem ultrabigotten Katholicismus) die österreichischen Minister ein unbegränztes Vertrauen setzten, sollte sich in Böhmen und Oberösterreich sammeln, und dann, nachdem die Russen sich mit ihr am Inn vereinigt, durch Bayern und Schwaben über den Rhein in Frankreich eindringen. So war's geplant, aber leider blieb die Wirklichkeit, namentlich was die Stärke der verschiedenen Armeen und deren Thätigkeit anbelangt, weit hinter den Schriftstücken zurück und es erfolgten zum Beispiel — um dieß jetzt gleich zu sagen — die Landungen in Neapel und Pommern erst zu einer Zeit, wo in der Hauptsache Alles längst vorüber war.

In der Mitte des Monats August 1805 verlangte der Kaiser Napoleon, der bisher an das Bestehen einer Coalition gegen ihn nicht hatte glauben wollen, von Oesterreich, daß es seine Kriegsrüstungen, über die er endlich Gewißheit erlangt hatte, einstellen solle; allein die Wiener Regierung erwiederte ablehnend. Jetzt wußte der französische Kaiser, was ihm drohe, und sofort traf er seine Vorbereitungen. Nicht aber in der Weise, wie sie die Coalirten gewohnt waren, sondern mit einer Umsicht, Schnelligkeit und Energie, der man seine Bewunderung nicht versagen kann. Dem Marschall (diese Würde war gleich nach der Errichtung des Kaiserreiches von ihm geschaffen worden) Masséna in Italien sandte er so viele Verstärkungen, daß derselbe dem Erzherzog Karl die Wage halten konnte, und ein anderes kleineres Heer unter Augereau wurde in die Schweiz gegen die Tyroler Gränze hin dirigirt. Er selbst stellte sich an die Spitze der schon seit lange in Boulogne gesammelten Armee, welche zum Angriff Englands bestimmt gewesen war, und ließ sie die Route nach Süddeutschland einschlagen. Dieselbe Richtung erhielten auch zwei andere Corps, die in Holland und Hannover standen, und so befanden sich schon in den letzten Tagen des August 200,000 Mann unter Führern wie Berna-

Digitalisiert von Google

dotte, Davouſt, Soult, Lannes, Ney und Marmont auf dem Anmarſch gegen Oeſterreich. Zugleich verſtand es der franzöſiſche Kaiſer, das einzuerndten, was er zur Reichsdeputationszeit geſäet hatte, und ſchon am 24. Auguſt ließ ſich der Kurfürſt Max Joſeph von Bayern zu einem Schutz- und Trutzbündniß mit ihm herbei, laut welchem derſelbe 25,000 Mann Hülfstruppen zu ſtellen hatte. Auch wurde zu gleicher Zeit der General Thiard an die Höfe von Karlsruhe und Stuttgart geſandt, um dieſe in derſelben Richtung zu bearbeiten, und der General fand überall die zuvorkommendſte Aufnahme.

Wir wiſſen, daß nach dem öſterreichiſch-ruſſiſchen Feldzugsplan die öſterreichiſche Hauptarmee am Inn ſo lange Halt machen ſollte, bis ſie 120,000 Mann ſtark geworden und das ruſſiſche Heer unter Kutuſow zu ihr geſtoßen ſei. Es drängte aber den Feldzeugmeiſter Mack, ſich Lorbeerkränze zu erobern, ehe die Ruſſen da waren, und ſomit rückte er ſchon am 8. September mit ſeinen 80,000 Mann, die er bis jetzt unter ſich hatte (zu den feſtgeſetzten 120,000 fehlten alſo noch 40,000), bei Schärding über den Inn gehend, in Bayern ein. Augenblicklich floh nun der Kurfürſt Max Joſeph von München nach Würzburg und ebendahin wurde auch das bayeriſche Heer dirigirt. Die Hoffnung Macks, den Kurfürſten mit ſeinem Heere gefangen nehmen zu können, erwies ſich alſo als eine Chimäre; allein deßwegen gebärdete er ſich doch, als hätte er einen großen Sieg erfochten, und ſchob ſofort ſeine Truppen über München und Augsburg, theils nach Ulm, theils nach Memmingen und Oberſchwaben vor. Jetzt ſtand der Plan Napoleon's feſt. Er wollte die Oeſterreicher unter Mack ſchlagen, ehe ſie ſich durch die Ruſſen verſtärken konnten, und mit unvergleichlicher Meiſterſchaft wurde der Marſch ſeiner verſchiedenen Corps nach dieſem Plane feſtgeſtellt. Am 25. September ſtand das Corps Marmont, das von Holland her kam, bereits bei Frankfurt am Main, das Corps Bernadotte aber bei Würzburg. Um dieſelbe Zeit gingen Soult und Davouſt bei Mannheim, Ney und Lannes aber bei Kehl über den Rhein. Am 1. Oktober Morgens kam Napoleon in Straßburg an und am Mittag deſſelben Tages ſchloß er in Ettlingen mit dem Kurfürſten von Baden ein Schutz- und Trutzbündniß (derſelbe mußte 5000 Mann ſtellen) ab. Am 3. Oktober trat der Kurfürſt

Digitalisiert von Google

Friederich von Württemberg in Ludwigsburg zu ihm über und führte ihm 10,000 Mann zu. Gleich darauf vereinigte sich das 25,000 Mann starke bayerische Corps bei Eichstädt mit dem des Marschalls Bernadotte, denn dieser war hierher auf dem kürzesten Weg über Anspach (trotzdem er dieses als neutrales preußisches Gebiet hätte respectiren sollen) marschirt, weil ihn die Straße über Nürnberg zu weit abgeführt hätte. Am 6. Oktober befand sich das Hauptquartier Napoleons in Nördlingen und am 7. in Donauwörth. Von da aus aber gab er seinen verschiedenen Truppenabtheilungen solche Richtungen, daß sie die Oesterreicher zugleich von Vorn, von Hinten und von den beiden Seiten fassen konnten.

Noch hätte Mack dem ihm drohenden Schicksale der Umzinglung durch einen schnellen Rückzug nach dem Inn vorbeugen können; allein er ahnte die Gefahr gar nicht und begnügte sich, seine zerstreuten Heereskörper, so weit es ging, bei Ulm zusammenzuziehen. So wurde es dem Kaiser Napoleon, nachdem einige dieser zerstreuten Corps, wie das Corps Auffenberg bei Wertingen durch Lannes, das Corps Spangen bei Memmingen durch Soult und das Corps Riesch bei Elchingen durch Ney, zersprengt, oder auch wie das Corps Kienmayer bei Donauwörth durch Murat zum schnellsten Abzug nach der untern Donau gezwungen worden waren, möglich, die Einschließung der Oesterreicher bei Ulm schon bis zum 14. zur beinahe vollendeten Thatsache zu machen. Da erklärte plötzlich am Abend dieses Tages der Erzherzog Ferdinand, welcher trotz seiner Jugend eine bessere Einsicht hatte, als sein trauriger Mentor Mack, daß er sich nicht wie in einer Mausfalle fangen lassen wolle, und brach mit der Gesammtreiterei und dem Corps Werneck, in Allem 24,000 Mann, über Heidenheim, weil hier der Weg allein noch offen stand, durch. Am 15. besetzten die Franzosen alle Höhen um die Stadt Ulm herum, in welcher Mack mit noch 33,000 Mann lag, und am gleichen Abend noch sandte Napoleon den Grafen Segur an ihn, mit der Aufforderung, sich mit allen seinen Truppen gefangen zu geben. Der österreichische Oberfeldherr, vollkommen perplex, zögerte einen ganzen Tag lang. Wie er sich aber endlich überzeugte, daß der Feind mehr als doppelt so stark sei, und wie dann Napoleon anfing, die Stadt vom Michelsberge aus zu

Digitalisiert von Google

bombardieren, schloß er am 17. die von ihm verlangte Capitulation ab. Ulm wurde den Franzosen mit allen seinen ungeheuren Kriegsvorräthen übergeben und am 20. mußten die 33,000 Mann in großer Parade die Waffen strecken, um als Kriegsgefangene nach Frankreich zu wandern. Nicht viel besser erging es dem Corps Werneck, das sich mit dem Erzherzog Ferdinand nach Böhmen retten wollte, denn Murat, welchen Napoleon mit der Verfolgung betraute, erreichte es schon am 18. Oktober und nahm es größtentheils gefangen. Nur der Erzherzog Ferdinand schlug sich mit der Reiterei glücklich durch, aber seine Verluste — bei Nürnberg verlor er seine ganze Artillerie — waren so enorm, daß, wie er am 22. Oktober total erschöpft Eger erreichte, sein ganzes Corps nur noch aus 2100 Mann bestand. Ein solches Ende nahm es mit der großen österreichischen Armee, welche bestimmt war, durch Bayern und Schwaben in Frankreich einzumarschiren.

Wenden wir uns nun nach dem neutralen Preußen, so hatte dort in der Zwischenzeit am Hofe eine andere Stimmung Platz gegriffen. Friederich Wilhelm III. nämlich fühlte sich tief beleidigt, daß die Franzosen — das Bernadotte'sche Corps — sein neutrales Gebiet verletzt hatten, und verlangte dafür eine eklatante Genugthuung. In dieser Zeit, am 25. Oktober, traf der Kaiser Alexander I. auf seiner Reise nach Oesterreich (er wollte die erhofften Siege seiner Truppen selbst mitansehen) persönlich in Berlin ein und drang sofort energisch in den König von Preußen, sich der Coalition gegen Frankreich anzuschließen. Schon wollte Friederich Wilhelm III. Ja sagen; allein wie gleich darauf die Nachricht von der furchtbaren Niederlage der Oesterreicher bei Ulm in Berlin eintraf, wurde er wieder unschlüssig und man fand nun auf Anrathen des schnell herbeigerufenen Grafen Haugwitz den Ausweg, daß Preußen als schiedsrichterliche Macht zwischen Napoleon und die Coalition zu treten habe. Mit andern Worten, man machte am 3. November in Potsdam ab, Preußen solle dem Kaiser Napoleon im Namen der Alliirten den Frieden unter der Bedingung anbieten, daß er sich dazu verstehe, die italienische Krone von der französischen zu trennen und den Staaten Holland, Neapel und Schweiz die frühere Unabhängigkeit zu gewähren. Verstehe er sich

Digitalisiert von Google

aber nicht zu diesen Forderungen — und als längsten Termin sich zu entscheiden, setzte man den 10. Dezember fest — so habe Preußen der Coalition mit einer Armee von 180,000 Mann beizutreten und müsse daher jetzt schon mobil machen. Mit diesem Ultimatum versehen sandte Friederich Wilhelm III. den Grafen Haugwitz als seinen außerordentlichen Botschafter an den Kaiser Napoleon ab; allein schon die Wahl dieses Botschafters, welcher bisher stets an der Spitze der franzosenfreundlichen Parthei am Berliner Hofe gestanden, bewies, daß der König von Preußen keineswegs gesonnen sei, auf den Stipulationen vom 3. November in schroffer Weise zu bestehen, und überdem erhielt, wie man später erfuhr, Haugwitz noch insgeheim die Weisung, „ganz den Umständen gemäß" zu handeln.

Die gräßliche Niederlage bei Ulm hatte in Wien wie ein Keulenschlag gewirkt und die Regierung wußte nun nichts Eiligeres zu thun, als die Erzherzoge Karl und Johann aus Italien und Tyrol herbeizurufen, um die Hauptstadt Wien zu decken. Der Erzherzog Karl hatte bis jetzt, trotzdem seine Armee sich nicht höher als 70,000 Mann (die versprochenen 100,000 blieben auf dem Papier) belief, an der Etsch in Oberitalien gegen die Franzosen rühmlichst Stand gehalten; allein große Vortheile zu erreichen war ihm nicht möglich gewesen, und selbst der befohlene Abmarsch nach Innerösterreich wurde ihm von Masséna sehr erschwert. Ja er mußte sich die Möglichkeit desselben durch ein zweitägiges (30. und 31. Oktober) äußerst blutiges Treffen bei Caldiero, unweit von Verona förmlich erkämpfen und selbst nachher blieb ihm Masséna stets auf den Fersen. Somit konnte er sich unmöglich mit der gewünschten Schnelligkeit vorwärts bewegen und Ende November stand er erst in Kärnthen. Ebenso schwierig wurde dem Erzherzog Johann der Rückzug aus Tyrol, denn er befehligte nur ein kleines Corps von 20,000 Mann (statt der papiernen 60,000) und der ihm vom französischen Kaiser entgegengestellte Marschall Augereau bedrängte ihn auf's härteste. Inzwischen verfolgte Napoleon seinen Siegeslauf mit gewohnter Schnelligkeit und Energie. Am 22. Oktober hatte er sein Hauptquartier in Augsburg, drei Tage später in München, und am 5. November in Linz, also nur noch wenige Tagmärsche von Wien entfernt. Auf diesem schnellen Vor-

Digitalisiert von Google

marſche ſtand ihm nur ein einziges Hinderniß entgegen, das ruſſiſche Hauptcorps unter Kutuſow, etwa 40,000 (ſtatt der abgemachten 60,000) Mann ſtark, welches inzwiſchen bis an den Inn vorgerückt war und dort das kleine öſterreichiſche Corps Kienmayer (wir kennen es von Ulm her) an ſich gezogen hatte. Nun erkannte aber der ruſſiſche Oberfeldherr ſogleich, daß er viel zu ſchwach ſei, die große franzöſiſche Armee aufzuhalten, und trat ſofort den Rückzug auf Mähren an, um ſich mit dem zweiten ruſſiſchen Heere unter Buxhöwden, das inzwiſchen dort angekommen ſein mußte, zu verbinden. Auch führte er dieſen Rückzug glücklich durch und errang auf demſelben ſogar am 11. November bei Dürrenſtein, in der Nähe von Krems, einen nicht unbeträchtlichen Vortheil über die franzöſiſche Vorhut unter Mortier. Nachdem nun übrigens auch dieſes Hinderniß beſeitigt war, ſetzte Napoleon ſeinen Marſch nach Wien fort und zog am 13. November, ohne auf irgend Widerſtand zu ſtoßen, dort ein. Natürlich, denn der öſterreichiſche Kaiſer war ſchon am 7. November mit dem ganzen Hofe über Preßburg nach Mähren zum ruſſiſchen Heere unter Buxhöwden, bei dem eben auch der Kaiſer Alexander I. von Berlin aus eingetroffen war, entflohen und eben dahin retirirte auch die 18,000 Mann ſtarke Wiener Beſatzung.

In Wien fand Napoleon unermeßliche Beute, 100,000 Gewehre und ſonſtiges Kriegsmaterial aller Art; allein trotzdem war ſeine Lage keine beſonders beneidenswerthe. Nicht nur nämlich erfuhr er ſofort, daß Kutuſow inzwiſchen bei Olſchan in der Nähe von Olmütz eine gute Stellung eingenommen und durch Heranziehung der Wiener Beſatzung, ſowie des zweiten ruſſiſchen Heeres unter Buxhöwden ſeine Streitmacht auf 80,000 Mann gebracht habe, ſondern er mußte auch ſeine eigene Armee dadurch bedeutend ſchwächen, daß er dem heranrückenden Erzherzog Karl den Marſchall Marmont, dem von Ulm entkommenen Erzherzog Ferdinand, der in Böhmen ein neues Heer ſammelte, den Marſchall Bernadotte entgegenſtellte und in Wien ſelbſt unter Davouſt eine ſtarke Beſatzung unterhielt. Trotzdem beſchloß er, die Ruſſen unverweilt aufzuſuchen, ehe Kutuſow ſich noch mehr verſtärke, und brach ſchon am 15. November mit allen Truppen, über die er verfügen konnte, im Ganzen aber kaum 70,000 Mann.

Digitalisiert von Google

nach Mähren auf. Es war richtig, Kutuſow hatte bei Olſchan eine ausgezeichnete Stellung und eine Zeitlang ſchien er Willens zu ſein, in derſelben die heranrückenden Franzoſen zu erwarten. Allein die in ſeinem Lager befindlichen beiden Kaiſer, beſonders der von Rußland, der ſeine Truppen für unüberwindlich hielt, drängten ihn zur Schlacht, weil ja die Uebermacht auf ſeiner Seite ſei, und ſo marſchirte er dem Kaiſer Napoleon entgegen. Am 1. Dezember ſtanden ſich die beiden Armeen unweit von Brünn gegenüber und am 2. in der Früh begann der Kampf. Er war ein furchtbar blutiger und von beiden Seiten wurde mit der gleichen Tapferkeit geſtritten. Aber das außerordentliche Kriegsgenie Napoleons bewährte ſich hier von neuem und am Abend hatte er einen Sieg errungen, ſo glänzend und entſcheidend, wie vor dem noch nie. Seine Verluſte beliefen ſich auf höchſtens 8000 Mann an Todten und Verwundeten, die Ruſſen aber ließen 30,000 und die Oeſterreicher, die mit ihnen gefochten, 7000 Mann auf dem Schlachtfeld. Ueberdem verloren die Ruſſen und Oeſterreicher zuſammen 180 Kanonen nebſt dem ganzen Gepäck und flohen in völliger Auflöſung der ungariſchen Gränze zu. Unmittelbar nach dieſer furchtbaren Schlacht — man nannte ſie nach einem in der nächſten Nähe befindlichen Schloſſe des Fürſten Kaunitz „die von Auſterlitz“ — reiste der Kaiſer von Rußland, gänzlich ernüchtert, nach Petersburg zurück und befahl ſeinen Heerführern ihm mit den Trümmern der Armee auf ruſſiſches Gebiet zu folgen. Frieden ſuchte er keinen nach, aber am Kriege wollte er keinen weiteren Theil mehr nehmen und überließ ſeinen Verbündeten, den Kaiſer von Oeſterreich, ganz rückſichtslos ſeinem Schickſal. Letzterer fühlte ſich total entmuthigt und ſuchte ſofort beim Kaiſer Napoleon um eine perſönliche Zuſammenkunft nach, um wo möglich zu einem wenigſtens halbwegs annehmbaren Kriegsſchluß zu kommen. Die Zuſammenkunft fand am 4. Dezember Nachmittags bei Naſiedlowitz auf offenem Felde bei einem Wachtfeuer ſtatt und in Folge derſelben wurde ſchon am 6. Dezember ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen, laut welchem der Kaiſer der Franzoſen die Provinzen Ober- und Unteröſterreich, Steiermark, Krain, Görtz, Tyrol, Vorarlberg, Iſtrien und Venedig, ſowie die nächſten Gränzbezirke von Böhmen, Mähren und Ungarn bis zum Frieden beſetzt halten durfte. Ueberdem

Digitalisiert von Google

wurde noch Zweierlei abgemacht; einmal daß der Kaiser von Oesterreich sein bisheriges Bündniß mit Rußland alsbald gänzlich zu lösen habe, und sodann daß die Friedensunterhandlungen sofort in Preßburg beginnen sollten.

Kommen wir nun auf Preußen zurück, so zeigte es sich jetzt evident, wie wenig Ernst es dem Könige Friederich Wilhelm III. mit der Convention vom 3. November gewesen sei. Nicht früher als am 14. November reiste Graf Haugwitz mit seinem Ultimatum in der Tasche von Berlin ab und hielt sich unterwegs so lange auf, daß er erst am 28. November im Napoleonischen Hauptquartier bei Brünn eintraf. Dort gewährte ihm der französische Kaiser alsbald eine Audienz, allein der preußische außerordentliche Botschafter hütete sich gar wohl, etwas von seinem Ultimatum verlauten zu lassen. Es stand ja eine Hauptschlacht bevor und man konnte nicht wissen, wie dieselbe ausfiel. Siegten die Russen und Oesterreicher — gut, dann wollte Haugwitz mit seinem Ultimatum dem französischen Kaiser den Frieden dictiren; siegte aber letzterer, so hatte Haugwitz im Sinn, sein Ultimatum in Stillschweigen zu begraben und mit Napoleon ein gütlich-freundliches Uebereinkommen zu treffen. Demgemäß wartete er in Wien den Erfolg des Tages von Austerlitz ab und erst einige Zeit später meldete er sich bei Napoleon von neuem zur Audienz. Er erhielt sie am 7. Dezember und wozu nun benützte er sie? Dazu, dem siegreichen französischen Kaiser seine unterthänigsten Glückwünsche darzubringen und sich so unschuldig als möglich zu gebärden. Napoleon kannte die Convention vom 3. November ganz genau und war wegen derselben furchtbar auf Preußen aufgebracht. Trotzdem unterdrückte er für jetzt noch — der Frieden mit Oesterreich war noch nicht abgeschlossen und die Russen konnten wieder umkehren, wenn Preußen losschlug — seinen Zorn und ließ sich anscheinend durch die begütigende Demuth des Grafen Haugwitz vollständig entwaffnen. Noch mehr, er kam letzterem mit einem Bündniß- und Ländertausch-Antrag entgegen — laut demselben sollte Preußen Hannover bekommen und dafür das Fürstenthum Neuenburg in der Schweiz, sowie das rechtsrheinische Cleve mit der Festung Wesel an Frankreich, die Fürstenthümer Anspach und Baireuth aber an Bayern (welches als Aequivalent das Herzog-

Digitalisiert von Google

thum Berg an Frankreich fallen ließ) abtreten — und mit beiden Händen griff Haugwitz zu. Natürlich, denn der Gewinn war, wie er glaubte, wegen der Größe Hannovers ganz auf preußischer Seite und der Umstand, daß sein Herr und König durch die Inbesitznahme Hannovers nothwendig die Feindschaft des Königs von England, des rechtmäßigen Kurfürsten dieses Staates, auf sich laden mußte, kümmerte ihn wenig. So kam denn zwischen ihm und Napoleon am 15. Dezember in Schönbrunn ein förmlicher Allianzvertrag zu Stande und in diesem wurde, außer dem angegebenen Ländertausch, abgemacht, daß der König von Preußen den Engländern für die Zukunft seine Häfen zu verschließen habe. Hieraus ersieht man, daß aus der Sendung des Grafen Haugwitz das gerade Gegentheil dessen hervorging, was man ursprünglich in Berlin beabsichtigt hatte; allein trotzdem stimmte der friedliebende Friederich Wilhelm III., welcher den Muth nicht hatte, dem Machtgebot Napoleons entgegenzutreten, zu, und ließ sofort, nachdem der Schönbrunner Vertrag am 15. Februar 1806 in Paris endgültig redigirt worden war, das Kurfürstenthum Hannover dem preußischen Staate einverleiben. Noch mehr, um dem französischen Kaiser seine guten Gesinnungen zu beweisen, bewilligte er dem Grafen Hardenberg, der den bewußten Vertrag durchaus mißbilligte, die erbetene Entlassung und übertrug dem Grafen Haugwitz abermalen die oberste Leitung der Geschäfte.

Am 15. Dezember 1805 war der Vertrag von Schönbrunn, in welchem Preußen sich dem Dictat Napoleons willenlos unterwarf, unterzeichnet worden, und eilf Tage später, am 26. Dezember kam — ebenfalls ganz nach dem Dictat Napoleons — in Preßburg der Definitivfrieden mit Oesterreich zu Stande. Für sich selbst bedang sich der französische Kaiser darin nur Zweierlei aus; einmal die Abtretung des Venetianischen, welches sofort zum Königreich Italien geschlagen wurde, und sodann das Versprechen Oesterreichs, ihm in Europa, namentlich in Holland, der Schweiz und Italien, ganz freie Hand zu lassen. Das ging noch; allein weit empfindlicher waren die Opfer, welche den deutschen Vasallen Napoleons gebracht werden mußten. Für's Erste nämlich erhielten die Regenten von Bayern, Württemberg und Baden vollkommene Souverainetät, erstere beide mit dem Titel und Rang

Digitalisiert von Google

von Königen, und für's Zweite hatte ihnen der Kaiser Franz alle seine süddeutschen Besitzungen, im Ganzen 1140 Quadratmeilen mit drei Millionen Einwohnern abzutreten. Davon erhielt Bayern, außer der Reichsstadt Augsburg, die Markgrafschaft Burgau, das Vorarlberg, die Grafschaften Hohenembs und Königseck, die Herrschaften Tettnang und Argen, die Stadt Lindau mit Gebiet, ganz Tyrol mit Brixen und Trient und den Rest der Stiften Eichstädt und Passau. Sodann erhielt Württemberg die fünf Donaustädte Ehingen, Munderkingen, Riedlingen, Mengen und Saulgau, die Grafschaften Nieder- und Oberhohenberg mit der Stadt Rottenburg am Neckar, die Landvogtei Altorf, die Landgrafschaft Nellenburg, die Städte Villingen und Breunlingen, die Grafschaft Bonndorf und einen Gränzbezirk des Breisgau's. Endlich erhielt Baden den ganzen Rest des Breisgau's mit der Stadt Freiburg, die Grafschaft Ortenau, Stadt und Gebiet Constanz und die Komthurei Mainau. Das waren immense Verluste, doch beliebte es dem Kaiser Napoleon, sie etwas zu überzuckern. Deßwegen durfte Oesterreich das Salzburgische nebst Berchtesgaden annexiren und der damalige Besitzer, der frühere Großherzog von Toskana, ward dafür mit Würzburg — Stadt und Gebiet —, welches Bayern abtreten mußte, entschädigt. Ueberdem hob Napoleon den Deutschorden als solchen auf und gestattete, daß das Gebiet dieses Ordens mit der Stadt Mergentheim künftighin in der Linie eines österreichischen Erzherzogs erblich sein solle.

All' dieß ordnete Napoleon von Schönbrunn aus an; sobald er aber nach Paris zurückgekehrt war, glaubte er sich, gestützt auf die Allmacht, die er sich durch seine Siege errungen, dazu berufen, eine ganz neue Staatenordnung in Europa aufzubauen, und zwar eine Staatenordnung, welche in ihm ihr Oberhaupt, sowie in seinen Günstlingen und Familienmitgliedern ihre Stützen finden sollte. Demgemäß decretirte er sich selbst zum König von (Ober-) Italien und zugleich auch zum „Mediateur" der helvetischen Republik. Demgemäß gab er den Neapolitanern, nachdem er den legitimen bourbonischen König Ferdinand IV. auf die Insel Sicilien hinübergejagt, seinen Bruder Joseph zum Könige und machte seinen Schwager, den Reitergeneral Murat zum Herzog von Cleve und Berg. Demgemäß erhob er seine

Digitalisiert von Google

Schweſter Pauline zur Fürſtin von Guaſtalla und beſchenkte ſeinen Bruder Ludwig — unter Aufhebung der bataviſchen Republik — mit der Königskrone von Holland. Demgemäß verheirathete er ſeinen Stiefſohn Eugen Beauharnais, indem er ihn zugleich zum Vicekönig von Italien ernannte, mit einer Tochter des neuen Königs von Bayern, ſeinen Bruder Jerome mit einer Tochter des Königs von Württemberg und ſeine Stieftochter Stephanie (Eugens Schweſter) mit dem Erbprinzen Karl von Baden. Demgemäß endlich dotirte er ſeine hervorragendſten Feldherrn und Staatsmänner mit kleinen Fürſtenthümern (z. B. ſeinen erſten Adjutanten Berthier mit Neuenburg — Neufchatel —, den Miniſter Talleyrand mit Benevent, den Marſchall Bernadotte mit Ponte-Corvo, den Marſchall Maſſéna mit Rivoli, den Marſchall Mortier mit Treviſo u. ſ. w.) und ſtellte dieſe Fürſtenthümer unter ſeine beſondere Curatel. An all' dem aber genügte es ihm noch lange nicht, ſondern zu ſeinem Hauptvaſallenſtaate hatte er das Land jenſeits des Rheines auserſehen, um damit ganz Mitteleuropa unter ſeine unmittelbare Herrſchaft zu bringen. Schon ſeit dem Preßburger Frieden war es faſt offenes Geheimniß, daß Napoleon damit umgehe, an die Stelle des ohnehin nur noch dem Namen nach fortexiſtirenden deutſchen Reichs einen neuen Staatenbund zu ſetzen, und insbeſondere ſagte man ſich, daß er entſchloſſen ſei, in dieſen nur die älteſten Fürſtenhäuſer aufzunehmen. Ganz Gewiſſes freilich erfuhr man längere Zeit nicht; doch ſiehe da, in den erſten Tagen des Juli 1806 ließ der Imperator ſechzehn von ihm ſelbſt auserleſenen ſüddeutſchen — vor der Hand nur ſolchen — Territorialherren eine Acte vorlegen, welche ſie bis zum 12. Juli ohne weiteres zu unterzeichnen hatten, und dieſe Acte wurde am 17. Juli, wo er ſelbſt ſeinen Namen darunter ſetzte, rechtsgültig. Was enthielt ſie aber? Einfach einen Bundesvertrag der Sechzehn mit dem franzöſiſchen Kaiſer, in welchem ſie ſich „um den innern und äußern Frieden Süddeutſchlands zu ſichern, für welchen die deutſche Reichsverfaſſung längſt keine Bürgſchaft mehr leiſte," unter den Schutz Frankreichs begaben und für dieſen Schutz dem franzöſiſchen Kaiſer ihre ganze militäriſche Macht zur Verfügung ſtellten. In dieſen zwei Punkten gipfelte der Inhalt der beſagten Acte und von Stunde an wurde Napoleon „Protector" des neuen Bundes, der

Digitalisiert von Google

den Namen „Rheinbund“ erhielt. Wer waren nun aber die Glücklichen, welche Napoleon „begnadete“, in den Rheinbund eintreten zu dürfen? Vor allen die beiden neuen Könige von Bayern und Württemberg, sodann der Kurfürst von Baden, der Kurerzkanzler von Dalberg, der neue Herzog von Cleve-Berg (Murat), der Landgraf von Hessen-Darmstadt, die Fürsten von Nassau-Usingen und Weilburg, die Fürsten von Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen, die Fürsten von Salm-Salm und Salm-Kyrburg, der Fürst von Ysenburg-Birstein, der Herzog von Aremberg und der Fürst von Lichtenstein, endlich der Graf von der Leyen, der Neffe des Kurerzkanzlers von Dalberg. Diese Sechzehn las der französische Kaiser aus den hundert fürstlichen und gräflichen Familien Süddeutschlands ganz nach „allerhöchstem Belieben“ aus und ebenso nach Willkür ließ er Einzelne von ihnen im Rang avanciren. So machte er aus dem Grafen von der Leyen einen Fürsten und aus dem Fürsten von Nassau-Usingen einen Herzog. So gab er dem Kurfürsten von Baden, dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt und dem Herzog von Cleve-Berg den Großherzogstitel und so endlich verwandelte er den Kurerzkanzler von Dalberg in einen „Fürsten-Primas“ mit der Befugniß den Sitzungen des Rheinbundes — der aber nie eine Sitzung hielt — zu präsidiren. Weit wichtiger aber, als diese Rangerhöhungen, waren die Gebietserweiterungen, deren die Herren Rheinbundsfürsten sich zu erfreuen hatten, denn es wurden jetzt alle übrigen Territorialherren Süddeutschlands, erstens die noch restirenden Reichsstädte (Nürnberg, welches zu Bayern kam, und Frankfurt am Main, welches der Fürst-Primas statt Regensburg, das ebenfalls bayerisch wurde, erhielt), zweitens die sämmtlichen Mitglieder der schwäbischen, fränkischen und rheinischen Reichsritterschaft, und drittens die sämmtlichen Reichsgrafen, selbst wenn sie gefürstet waren — den Grafen von der Leyen wegen seiner Verwandtschaft mit Dalberg allein ausgenommen — durch einen einzigen Napoleonischen Federstrich, was man sagt „mediatisirt“ und damit in Unterthanen derjenigen Rheinbunds-Souveraine, in deren Gebiet ihre Grafschaften und Rittersitze lagen, verwandelt. Dieses Loos wurde von Jedem, den es traf, schwer genug empfunden, allein besonders hart lastete es doch auf einzelnen alten Häusern, wie z. B. den Häusern Hohenlohe.

Digitalisiert von Google

Löwenſtein, Lobkowitz, Dietrichſtein, Auersberg, Fürſtenberg, Schwarzenberg, Thurn und Taxis, Truchſeß-Waldburg, Solms, Leiningen, Sayn-Wittgenſtein, Hatzfeld, Caſtell, Törring, Königsegg, Limburg und Erbach, denn ſie ſollten jetzt neugebackenen Souverainen gehorchen, welche ſoeben noch auf gleicher Stufe mit ihnen ſtanden. Ueberdem was blieb ihnen noch? Außer ihrem Privat-Domainenbeſitz nichts als die Polizei, die Jagd, die Fiſcherei, das Patronat und die niedere Gerichtsbarkeit, während ſie doch Jahrhunderte lang die Landeshoheit ſo gut beſeſſen hatten, als die Beherrſcher von Oeſterreich und Preußen. Das war hart, ſehr hart; aber um ſo aufgeblaſener wurden nun die Rheinbundsſouveraine und ſie ſchwuren alleſammt einen theuren Schwur, nie und nimmermehr von ihrem Herrn und Meiſter, ihrem großen Protector, zu laſſen. Auch gaben ſie ſofort auf ſeinen Befehl am 1. Auguſt 1806 auf dem Reichstag von Regensburg die Erklärung ab, daß ſie aus dem deutſchen Reichsverbande ausgeſchieden ſeien, und daraufhin legte Kaiſer Franz II. am 6. Auguſt die tauſendjährige Krone Karls des Großen nieder.

Alſo ward nach dem Willen Napoleons das deutſche Reich, das übrigens ſchon längſt nicht mehr exiſtenzfähig war, in verſchiedene Theile zertrümmert und der eine dieſer Theile, der deutſche Südweſten mußte ſich noch dazuhin zu einer franzöſiſchen Präfectur degradiren laſſen. Hiegegen Proteſt zu erheben, hatten weder Oeſterreich noch Preußen Luſt und noch weniger geſchah dieß von einem der übrigen Staaten Europa's. Natürlich, denn Oeſterreich konnte nicht proteſtiren, weil es ſoeben beſiegt worden war, und Preußen wollte nicht, weil es aus der neuen Ordnung der Dinge Vortheil zu ziehen hoffte; Rußland aber hatte am Kriegführen für jetzt genug und die übrigen Reiche beſaſſen ſammt und ſonders keine Leiſtungsfähigkeit. Somit hinderte die neuen Rheinbundsfürſten nichts, ſich ihrer neuen Souverainetät zu erfreuen, und ſie erfreuten ſich deren auch in ganz unerhörter Weiſe. Es gibt Menſchennaturen, welche gegen ihre Oberen kriechend demüthig ſind, ſich aber dafür durch eine um ſo größere Brutalität gegen ihre Untergebenen entſchädigen, und zu dieſen Naturen gehörten faſt ohne Ausnahme die Rheinbundsfürſten. Ihre Unterthanen behandelten ſie, wie abſolute Sultane zu thun pflegen; ihrem

Digitalisiert von Google

großen Protector gegenüber aber waren sie tief unterthänige Vasallen. Auf das Erstere werde ich später zurückkommen; das Letztere aber muß ich jetzt schon mit einigen Beispielen belegen. Im Frühjahr 1806 erschien unter dem Titel: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung" eine an sich unbedeutende anonyme Flugschrift, in welcher die Dictatur Napoleons und die ausschweifende Gewaltthätigkeit der französischen Truppen in Süddeutschland ziemlich schonungslos gerügt wurde. Diese Schrift nun verbreitet zu haben, beschuldigten französische Polizeispione den Buchhändler Johann Philipp Palm, Inhaber der Stein'schen Buchhandlung in Nürnberg, und sogleich ordnete Napoleon seine Verhaftung an. Dann befahl der Imperator in Braunau an der bayerisch-österreichischen Gränze aus französischen Offizièren eine außerordentliche Militärkommission zu errichten, und diese verurtheilte den Gefangenen am 25. August zum Tode. Es geschah dieß ohne irgend nähere Untersuchung, ohnehin ohne irgend einen Beweis seiner Schuld; dessenungeachtet aber vollzog man das Todesurtheil gleich den Tag darauf am 26. August, denn Napoleon wollte ein Exempel statuirt haben, und der König von Bayern, in dessen Staate dieser brutale Mord an einem bayerischen Unterthanen vollführt wurde, wagte kein Wort der Einsprache. Schon aus diesem einzigen Beispiele geht zur Genüge hervor, wie demüthig sich die Rheinbundfürsten die Napoleonische Despotie gefallen ließen; noch mehr aber erhellt dieß daraus, daß der große Protector auch nach Errichtung des Rheinbundes gar nicht daran dachte, seine Truppen aus Süddeutschland zurückzuziehen. Nein, sondern Berthier mit dem Generalstab blieb in München, Davoust in Mittelfranken, Bernadotte in Anspach, Ney in Oberschwaben, Augerau in Frankfurt, Marmont in Stuttgart und ein anderer Corpsführer in Carlsruhe bis tief in's Jahr 1806 hinein stehen. Noch mehr, sie hausten hier mit einer Gewaltthätigkeit sonder Gleichen und schrieben Contributionen über Contributionen aus, als ständen sie in einem eroberten Lande. Wie stellten sich aber die Rheinbundfürsten zu dieser schweren Occupation? Nun Einer von ihnen, der herrische König von Württemberg, wagte es, sich ein ganz klein wenig zu beschweren; allein sofort erinnerte ihn Napoleon in höchst barscher Weise daran, daß man ihm, der Alles, was er sei, der französischen Gnade ver-

Digitalisiert von Google

danke, die geſchenkte Königskrone ebenſo gut wieder nehmen könne, als man ſie ihm gegeben habe, und von nun an ſchwieg er ſo ſtille, als ſeine Collegen von München, Carlsruhe, Frankfurt und Darmſtadt.

Schwer genug alſo laſtete die Freundſchafts- und Gönnerhand Napoleons auf den Rheinbundsfürſten; aber noch viel bitterer ſollte ſie der König Friederich Wilhelm III. von Preußen empfinden. Gleich nach dem Frieden von Preßburg nämlich nahm Napoleon ein Benehmen gegen Preußen an, das — es lag auf der Hand, daß er, worauf wir bereits weiter oben aufmerkſam gemacht haben, ſeine Rache für den 3. November 1805 haben wollte — kränkender gar nicht hätte ſein können. Begegnete er doch dem preußiſchen Monarchen von nun an nicht mehr wie einem Ebenbürtigen und Gleichberechtigten, ſondern wie Einem, der von ſeiner Gnade abhänge! So hatte Preußen die Feſtung Weſel mit dem rechtsrheiniſchen Cleve ſeinerzeit zu dem Zwecke abgetreten, damit das Murat'ſche Großherzogthum Cleve-Berg gebildet werden konnte; allein plötzlich zu Anfang des Jahrs 1806 ſchlug Napoleon jene Feſtung zu Frankreich und geſtattete dafür ſeinem Schwager Murat ohne weiteres, trotz des energiſchen Proteſtes Friederich Wilhelms III., die preußiſchen Abteien Eſſen, Elten und Werden wegzunehmen. So war ſeit Friederich dem Großen in Deutſchland noch nicht ein einziges Mal eine irgend nennenswerthe Gebiets- oder Verfaſſungsänderung vorgenommen worden, ohne daß man vorher die Einwilligung des preußiſchen Königs eingeholt hätte; jetzt verlautete in Berlin erſt Mitte Juli etwas Gewiſſes über die Stiftung des Rheinbundes, durch welchen das deutſche Reich zertrümmert wurde. So warf Napoleon gleich nach Creirung des Rheinbundes dem König Friederich Wilhelm III. den Köder hin, er ſolle mit all' den kleineren Staaten, welche nördlich vom Maine lagen, beſonders mit Sachſen und Heſſen-Kaſſel, einen norddeutſchen Bund errichten und ſich unter Annahme des Kaiſertitels zum Protector deſſelben machen; zu gleicher Zeit aber bot der franzöſiſche Kaiſer dem Landgrafen von Heſſen-Kaſſel die Stadt und das Gebiet Fulda — Eigenthum des geweſenen Erbſtatthalters von Holland — an, wenn er zum Rheinbund trete. Kurz der König von Preußen wurde mit einer Geringſchätzung behandelt, die kaum zu ertragen war, und der franzöſiſche Kaiſer hatte

Digitalisiert von Google

nicht einmal ein Wort des Tadels, wenn seine Marschälle, wie z. B. Augerau und Bernadotte, ganz offen vor aller Welt erklärten, es sei an der Zeit, den preußischen Monarchen wieder zu einem Kurfürsten von Brandenburg herabzudrücken. Endlich aber, im Sommer 1806, erlaubte sich Napoleon eine Beleidigung, welche nothwendig zum Bruche führen mußte. Damals nämlich stand er in Friedensunterhandlungen mit England und Rußland und bot insgeheim den Engländern Hannover, dem russischen Kaiser aber Preußisch-Polen an, wenn sie in den Frieden willigen würden. Der Frieden kam allerdings nicht zu Stande, die Thatsache des heimlichen Angebots von Hannover und Preußisch-Polen stand aber fest und wie nun Anfangs August 1806 Friederich Wilhelm III. durch seinen Gesandten in Paris, den Marchese Luccheſini, hierüber Gewißheit erhielt, da übermannte doch endlich der Zorn seine Friedensliebe. Sofort ordnete er die Mobilmachung des ganzen preußischen Heeres an und laut jubelte man in Berlin, daß nunmehr dem französischen Uebermuth ein Ziel gesetzt werden würde.

Es ist richtig, der preußische König konnte, wenn er nicht ehrlos dastehen wollte, eine solch' schmachvolle Behandlung nicht länger dulden; allein ehe er sich in den Krieg stürzte, hätte er sich doch zehnmal bedenken sollen. Damals, als er am 3. November 1805 mit dem Kaiser von Rußland abmachte, er wolle in der Rolle eines Schiedsrichters den Frieden dictiren, damals war die rechte Zeit loszuschlagen, denn Rußland, Oesterreich und Preußen zusammen hätten wohl den Sieg erringen müssen. Jetzt aber, wo Preußen ganz isolirt stand — welch' ein Mißverhältniß zwischen der Macht Napoleons und der des preußischen Staates! Napoleon gebot außer Frankreich über Oberitalien, über Belgien, über Holland, über die Lande links vom Rheine und über den Rheinbund rechts vom Rheine; Preußen aber repräsentirte nur ein Drittel von Deutschland, vergrößert durch einige polnische Landestheile. Vollends jedoch, welch' ein immenser Gegensatz zwischen der preußischen und der Napoleonischen Armee! Auf der einen Seite Soldaten, die, weil meist im Auslande aus der geringsten Sorte der menschlichen Gesellschaft angeworben, nur des Soldes wegen dienten und ohne den Stock gar nicht zusammengehalten werden konnten; sodann Offiziere, welche, weil sämmtlich von Adel, auf alle Nichtadeligen mit der tiefsten

Digitalisiert von Google

Verachtung herabsahen und sich von Geburtswegen für Helden hielten; endlich Generale und Oberkommandeure, halbinvalid vor Alter, die nichts von der neuen Taktik, nichts von der neuen Kriegführung verstanden. Auf der andern Seite Truppen, erfüllt von feurig militärischem Geiste, die sich in hundert Schlachten erprobt hatten; Offiziere, kräftig, kühn und energisch zugleich, welche alle darnach dürsteten, sich den Marschallsstab zu erwerben; endlich an der Spitze der Armee ein Meister der Kriegskunst, wie damals kein zweiter lebte, und an seiner Seite Marschälle, die sich sämmtlich in seiner Schule gebildet hatten. Gewiß also, der König von Preußen hätte gut gethan, sich zehnmal zu bedenken, ehe er sein Schwert zog, und in der That wurde er auch gleich nach dem Erlaß des Mobilmachungsbefehls wieder schwankend. Seine Umgebung jedoch, besonders der militärische Theil derselben, wiegte sich in einer Selbstüberschätzung, deren Großprahlerei an den Unüberwindlichkeits-Wahnsinn gränzte. „Wir sind die ersten Soldaten der Welt," riefen jene Wahnsinnigen, „denn unsere Armee ist die Friederichs des Großen, mit welcher dieser ganz Europa besiegt hat." Nur ein Einziger wagte es damals die Schäden aufzudecken, an welchen Heer und Staat in Preußen dahinsiechten, und dieser Eine war der Freiherr von Stein, den man schon im Jahr 1803 als Rath in's Ministerium berufen hatte, um einige Zweige der Finanzverwaltung zu leiten. Allein obwohl die Stein'sche Denkschrift sogar von mehreren königlichen Prinzen unterstützt wurde, so nahm sie Friederich Wilhelm III. doch — als die unberufene Einmischung eines Untergeordneten — höchst ungnädig auf und die Dinge nahmen ungehindert ihren weitern Verlauf.

Zugleich mit dem Mobilmachungsbefehl stellte der König von Preußen drei Forderungen auf, deren ungesäumte Bewilligung den Krieg allein noch abwenden könnte. Einmal die, daß die Festung Wesel an das Großherzogthum Berg und die drei weggenommenen westphälischen Abteien an Preußen zurückgegeben würden; sodann die, daß die französischen Armeecorps die süddeutschen Länder, in welchen sie noch immer lagerten, alsbald räumten, weil ihre Anwesenheit eine Drohung gegen Preußen sei; endlich die, daß er, Friederich Wilhelm III., freie Hand bekomme, den norddeutschen Bund mit seinem

Digitalisiert von Google

Protectorate zu errichten. Diese drei Forderungen mußte der Marchese Luccheſini in Paris geltend machen und man fing auch in der That an darüber zu unterhandeln. Allein in Wahrheit wußte man hüben wie drüben, daß der Krieg unvermeidlich ſei, und man unterhandelte nur, um Zeit zu gewinnen. Der Kaiſer Napoleon nämlich wollte dießmal eine ungewöhnlich großartige Armee in's Feld ſtellen, um Preußen gleich beim erſten Anlauf vollſtändig zu vernichten; Friederich Wilhelm III. aber hoffte, daß es ihm in der letzten Stunde noch gelingen werde, Bundesgenoſſen zu gewinnen, denn zu dieſem Zwecke hatte er gleich nach dem Mobilmachungsbefehl an alle benachbarten Höfe, namentlich nach Kaſſel, Dresden, Wien, Petersburg, Kopenhagen und Stockholm außerordentliche Geſandte abgehen laſſen. Napoleon erreichte ſeinen Zweck vollſtändig, wie wir gleich nachher ſehen werden; der König von Preußen dagegen hatte mit ſeinen Sendungen wenig Erfolg. Oeſterreich, Heſſen-Kaſſel, Schweden und Dänemark nämlich erklärten ſofort unumwunden, daß ſie unbedingt neutral bleiben würden, und nur Sachſen ließ ſich, durch Drohungen eingeſchüchtert, dazu herbei, ſein Contingent zur Verfügung zu ſtellen. Freilich, auch der Kaiſer von Rußland ſagte aus perſönlicher Freundſchaft für Friederich Wilhelm III. ein Hülfsheer zu, allein bis dieſes auf dem Kriegsſchauplatz anlangte, konnten Monate vergehen und Preußen blieb alſo faſt ganz allein auf ſeine eigene Kraft angewieſen.

Schon in der Mitte des Septembers 1806 hatte Napoleon ſeine Armee, beſtehend aus 200,000 Franzoſen, Italienern und Holländern, ſowie aus 70,000 Mann Rheinbundtruppen, ſchlagfertig, und bis zum Ende jenes Monats concentrirte er ſie unter ſeinen erprobten Marſchällen Soult, Ney, Davouſt, Bernadotte, Augereau, Lefebvre, Lannes, Murat und Beſſières im Fränkiſchen. Er ſelbſt reiſte am 24. September von Paris ab, erreichte am 29. Mainz und hatte am 3. October ſein Hauptquartier in Würzburg, von wo aus er den Kurfürſten von Heſſen-Kaſſel nochmals — obwohl wiederum vergebens — aufforderte, dem Rheinbund beizutreten. Die preußiſche Hauptarmee unter dem ewig unſchlüſſigen, mehr als ſiebzigjährigen Herzog von Braunſchweig, als preußiſchem Generaliſſimus, ſammelte ſich in der Mitte des Septembers bei Naumburg und ein zweites Heer unter

Digitalisiert von Google

dem übermüthigen, eigenwilligen, Alles beſſer wiſſenden Fürſten Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen ſollte ſich durch Sachſen, nach Heranziehung des ſächſiſchen Contingents, ebendahin wenden; mit der Bildung einer Reſervearmee bei Küſtrin aber beauftragte man den Prinzen Eugen von Württemberg. Die mobilen Truppen hatten die Stärke von 130,000, mit den Sachſen von 150,000 Mann, und die Reſerve hoffte man auf 30,000 Mann zu bringen. Somit belief ſich der Effectivſtand des Heeres ſelbſt im allergünſtigſten Fall auf höchſtens 180,000 Mann und damit wollte man den um 100,000 Mann ſtärkeren Kaiſer Napoleon beſiegen! Am 23. September reiste der König Friederich Wilhelm III., begleitet von ſeiner Gemahlin und ſeinen Miniſtern von Berlin nach Naumburg ab und am 1. Oktober wurde Befehl gegeben, gegen den Thüringer Wald hin aufzubrechen. Am 4. Oktober befand ſich das Hauptquartier in Erfurt und ſofort beſchloß man, die Armee zwiſchen Gotha, Erfurt und Weimar zu concentriren. Dann erfolgte am 9. Oktober in der Früh die formelle Kriegserklärung und daraufhin entſchied ſich der Generaliſſimus dahin, in einer breiten Linie gegen Würzburg hin vorzurücken. Noch immer meinte das preußiſche Offizierscorps, das bepudert und bezopft mit ungeheuren Federhüten, in knappen ledernen Beinkleidern und mächtigen Stiefeln bis an die Kniee herauf einherſtolzirte, großprahlend, der Feind, der von lauter geweſenen Schuſtern, Schneidern und Mezgern kommandirt werde, könne unmöglich die Frechheit haben, das unüberwindliche preußiſche Heer anzugreifen; allein noch eine kurze Spanne Zeit und dieſe unbegränzte Selbſtüberſchätzung ſollte auf's furchtbarſte gezüchtigt werden! Schon am Abend des genannten 9. Oktober ſtieß die franzöſiſche Vorhuth unter Bernadotte bei Schleitz mit einem vom linken Flügel der preußiſchen Armee, welchen Hohenlohe kommandirte, zu weit vorgeſchobenen Corps unter Tauenzien zuſammen und warf es über den Haufen. Den Tag darauf ſchlug Marſchall Lannes bei Saalfeld die vom Prinzen Ludwig von Preußen befehligte Vorhuth des preußiſchen Centrums (Commandeur der Herzog von Braunſchweig ſelbſt) bis zur Vernichtung und auch der Prinz fand dabei ſeinen Tod. Am 12. Oktober nahm das preußiſche Heer eine weitgedehnte Stellung zwiſchen Jena und Eiſenach ein, aber ſiehe

Digitalisiert von Google

da, am Abend dieses Tages erfuhr man im Hauptquartier, daß ein 40,000 Mann starkes französisches Corps unter Davoust die preußische Aufstellung umgangen habe und bereits im Rücken des preußischen Heeres bei Naumburg stehe. Nun wandte sich der Herzog von Braunschweig am 13. eiligst rückwärts gegen Lauchau und Freiburg hin, um den Franzosen den Weg nach Magdeburg und Berlin zu verlegen; dem Fürsten von Hohenlohe aber befahl er eine feste Stellung zwischen Jena, Weimar und Dornburg einzunehmen, um dadurch den weiteren Vormarsch des französischen Hauptheeres unter Napoleon unmöglich zu machen. Diese Anordnung war nach dem Urtheil Sachverständiger eine total verfehlte und in Folge derselben erfolgte nun am 14. Oktober die Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt, in welcher die Preußen bis zur Vernichtung geschlagen wurden. Bei Jena, gegen den Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen, kommandirte Napoleon selbst und obwohl einzelne preußische Regimenter sich vortrefflich hielten, war doch die Schlacht schon nach wenigen Stunden entschieden. In völliger Auflösung stiebte das preußische Heer auseinander und sein Verlust belief sich auf nicht weniger als 34,000 Mann, worunter 24,000 Gefangene. Nicht viel besser erging es der andern Hälfte der preußischen Armee, welche unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig auf ihrem Marsche nach Freiburg, ebenfalls am 14., beim Dorfe Auerstädt auf das Corps Davoust stieß, denn obwohl die Uebermacht der Preußen eine sehr bedeutende war, so half sie dieser Vortheil doch nichts, weil darüber, daß gleich in der ersten halben Stunde dem Herzog von Braunschweig beide Augen ausgeschossen wurden, die größte Verwirrung entstand. Zugleich fiel auch der General Schmettau und nun übernahm der ebenso feige als unfähige General Kalkreuth das Oberkommando. Was that aber dieser? Er ordnete sofort über Hals und Kopf den Rückzug an und dabei beeilte er sich so sehr, aus dem Bereich der Kugeln zu kommen, daß die Retirade nothwendig nach kurzem in die tollste Flucht ausarten mußte. Freilich einige wenige Offiziere, worunter besonders der Reitergeneral Blücher, gaben sich die größte Mühe dem Davonlaufen Einhalt zu thun; allein es war Alles vergeblich und so erreichte der preußische Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangenen auch hier die bedeutende Ziffer von 22,000 Mann.

Digitalisiert von Google

Das war in Wahrheit eine entsetzliche Niederlage, denn die Gesammteinbuße betrug 56,000 Mann, während die Franzosen die ihre nur auf 7000 Mann mit 270 Offizieren berechneten. Allein das Allerschlimmste sollte erst nachfolgen. Sofort nämlich sagte sich der Kurfürst von Sachsen von dem ohnehin unfreiwillig gewesenen Bündniß mit Preußen los und erklärte sich für neutral; das in völliger Auflösung dahinfliehende preußische Heer aber zerstreute sich nach den verschiedensten Richtungen und die Offiziere, welche die einzelnen Abtheilungen kommandirten, handelten wie Leute, welche Kopf, Herz und Ehre, wenn sie je dergleichen besaßen, zugleich verloren hatten. Am 15. Oktober erschien Ney mit einigen Reiterregimentern vor Erfurt und ohne einen Schuß zu thun, ergab sich der altersschwache Feldmarschall von Möllendorf mit der ganzen 14,000 Mann starken Besatzung. Am 17. Oktober überfiel der Marschall Bernadotte die preußische Reservearmee, welche unter dem Prinzen Eugen von Württemberg 12,000 Mann stark bis Halle vorgerückt war, sprengte sie auseinander und machte 5000 Gefangene. Am 25. Oktober besetzte Davoust Berlin, ohne irgend welchen Widerstand zu finden, und am gleichen Tage beeilte sich die Festung Spandau (Kommandant Major von Benekendorf), ihm ihre Thore zu öffnen. Am 28. Oktober ereilten Murat und Lannes den Prinzen von Hohenlohe-Ingelfingen, welcher sich mit den wenigen Ueberresten seines Heeres an die Oder zurückziehen wollte, bei Prenzlau und sofort streckte derselbe mit seinen 10,000 Mann die Waffen. Am 29. Oktober ergab sich die Brigade Hagen bei Pasewalk mit 4200 Mann ohne den geringsten Widerstand und als den Tag darauf Murat mit nur 800 Reitern vor Stettin erschien, kapitulirte auch diese Festung (Kommandant der 81jährige General von Romberg), obwohl sie 5000 Mann Besatzung hatte und mit Geschütz, Munition und Lebensmitteln auf's beste versehen war. Am 31. Oktober erschien ein einziges französisches Regiment vor der Festung Küstrin und den Tag darauf, am 1. November, ahmte dieselbe (Kommandant Oberst Ingersleben) das Beispiel Stettins nach. Ja am 8. November öffnete selbst Magdeburg, das Hauptbollwerk des preußischen Staates, auf dessen Wällen 600 Kanonen standen, (Kommandant der 73jährige General Kleist) dem Marschall Ney,

Digitalisiert von Google

der nur 10,000 Mann mit einigem Feldgeschütz bei sich hatte, ihre Thore und die ganze Besatzung von 24,000 Mann gab sich kriegsgefangen.' So häufte sich Feigheit auf Feigheit, Schande auf Schande und wir dürfen uns nicht mehr wundern, daß unmittelbar nach der Uebergabe von Magdeburg auch die Kommandanten der Festungen Hameln, Nienburg und Plassenburg dem Feinde, sobald er nur erschien, die Schlüssel entgegentrugen. Nur ein einziger Offizier rettete damals die Ehre der preußischen Waffen, Gebhard Leberecht von Blücher, der zwar bereits seine 64 Jahre zählte, aber noch das Feuer und die Kraft der Jugend besaß und in der ganzen Armee als kühner Reitergeneral verehrt wurde. Er hatte sich mit seinem 10,000 Mann starken Corps bei Auerstädt bis auf zuletzt tapfer gewehrt und dachte auch auf dem Rückzug nicht eine Minute lang an Kapitulation. Im Gegentheil wies er die Angriffe der ihm nachrückenden Franzosen unter Bernadotte immer entschieden zurück, wobei ihn seine Offiziere, besonders Scharnhorst und York mit der größten Aufopferung unterstützten, und warf sich endlich, weil ihm der Marsch an die Oder durch die Uebermacht der Franzosen abgeschnitten war, am 5. November in die alte Reichsstadt Lübeck. Freilich verlor er unterwegs viele Leute, die erschöpft mit wunden Füßen liegen blieben, und in Lübeck selbst nahm man ihn aus Angst vor der Rache der Franzosen nur mit dem größten Widerwillen auf. Trotzdem, wie nun am 6. November Soult, Bernadotte und Murat die Stadt mit der größten Uebermacht stürmten, hielt er bis zum Abend Stand und zog sich erst, nachdem er die Hälfte seiner Leute eingebüßt, nach Ratkau zurück, von wo aus er Travemünde und die See zu gewinnen hoffte. Diese Hoffnung schlug übrigens fehl, denn schon am 7. schlossen ihm die Franzosen auf's engste ein und da es ihm an Allem, an Nahrung wie an Munition, fehlte, mußte er nothwendig kapituliren. Er that dieß noch am Abend des 7. November, schrieb aber ausdrücklich auf die Acte der Uebergabe: „Ich thue dieß, weil ich kein Brod und keine Munition mehr habe", und von Stunde an wurde er die Hoffnung der deutschen Patrioten.

Fast noch kopf- und ehrloser, als die Festungskommandanten, benahm sich die Beamtenwelt in Berlin, den Gouverneur Grafen von

Digitalisiert von Google

der Schulenburg-Kehnert an der Spitze. Nichts, gar nichts geschah zur Sicherung der Stadt, zur Rettung des Staatsvermögens, und einzig und allein der im Finanzministerium angestellte Baron von Stein hatte die Geistesgegenwart, die Geldvorräthe seiner Verwaltung nach Königsberg zu schaffen. Darum wie die ersten Franzosen unter Davoust am 25. Oktober die Stadt besetzten, fanden sie der Vorräthe (nur allein im Zeughaus 500 Kanonen) eine schwere Menge und diese wurden natürlich sogleich confiscirt. Am 27. Oktober hielt Napoleon selbst seinen Triumpheinzug in die Stadt und nahm die tiefdemüthige Huldigung der erbärmlichen Sippschaften (unter diesen Elenden befanden sich auch sieben frühere Minister) in Empfang, die sich sonst um die Person Friederich Wilhelms III. gedrängt hatten. Dann ernannte er einen Stockfranzosen, den General Hulin, zum Gouverneur von Berlin und theilte die eroberten preußischen Provinzen in Departements ein, deren jedes einen französischen General zum Präfecten erhielt. Endlich beschäftigte er sich noch mit der Vertheilung der Contributionen auf die einzelnen Städte Preußens (Berlin allein mußte $2^1/_2$ Millionen Franken zahlen) und erließ dann, um den Handel der Engländer, seiner unnahbaren Feinde, zu vernichten, am 21. November sein berühmtes Decret der Continentalsperre, d. h. des Verbots der Zulassung von englischen Waaren auf das Festland Europa's, wodurch er sich als den Dictator dieses Welttheils manifestirte.

Während alles dieß geschah, war Friederich Wilhelm III. mit seiner Familie und sonstigen Umgebung über Küstrin und Graudenz nach Königsberg zurückgewichen und hatte zu dreien Malen durch den Marchese Lucchesini und den General Zastrow den Kaiser Napoleon um einen Waffenstillstand und Friedensschluß angegangen. Die Bedingungen, welche Napoleon stellte, waren von Anfang an hart genug; sie wurden aber immer härter, je mehr preußische Festungen sich ergaben, und endlich verlangte der französische Kaiser gar das Schmachvollste. Nummer eins sollte der preußische König alles Land, das er einst durch die Theilungen Polens erworben, abtreten, um ein Herzogthum Warschau daraus zu bilden. Nummer zwei sollte er auf alle seine deutschen Provinzen zwischen dem Rhein und der Oder verzichten und sich damit wieder in einen bloßen Kurfürsten von Brandenburg

Digitalisiert von Google

verwandeln. Nummer drei ſollte er dem Rheinbunde beitreten und alſo ein Vaſall Frankreichs werden. Endlich Nummer vier ſollte er dem Kaiſer von Rußland als getreuer Bundesgenoſſe Napoleons den Krieg erklären und ſich verpflichten, keine engliſchen Waaren mehr in ſeinen Landen zuzulaſſen. Der franzöſiſche Imperator verlangte alſo nichts Geringeres als die Vernichtung des preußiſchen Staates, und obwohl nun die bisherigen Lenker des preußiſchen Staatswagens, die Herren Haugwitz, Lucchesini, Zaſtrow und Conſorten, dem Könige riethen, die franzöſiſchen Bedingungen anzunehmen, gewann doch in Friederich Wilhelm III. das Hohenzollern'ſche Ehrgefühl in ſo weit die Oberhand, daß er dieſelben am 21. November kurzweg verwarf. Die Folge war, daß Haugwitz ſeine Entlaſſung nahm und jetzt endlich der einzig deutſch geſinnte Mann im Miniſterium, der Baron von Stein vom König berufen wurde, an deſſen Stelle zu treten. Stein erklärte ſich ſofort bereit, unter der Bedingung jedoch, daß zuvor die ganze Haugwitz'ſche Clique, insbeſondere alle die Mitglieder des Geheimen Cabinets, welche wie Lombard, Bayner und Andere den Staat an den Rand des Verderbens gebracht hatten, entfernt werden müßte; dieſe Bedingung aber ging Friederich Wilhelm III. nicht ein, weil er in ihr eine Art von Rebellion gegen den geheiligten Abſolutismus erblickte. Noch mehr, in ſeiner Entrüſtung nannte der König den Freiherrn von Stein einen widerſpenſtigen, trotzigen, hartnäckigen und ungehorſamen Diener und gab ihm am 4. Januar 1807 ſeine volle Entlaſſung aus dem preußiſchen Staatsdienſte. Zum Miniſter des Auswärtigen an Haugwitz's Stelle aber ernannte er den General Zaſtrow und dieſe Ernennung bedeutete nichts anderes als die Beibehaltung derſelben Regierungspolitik, welche ſich bisher ſo verderblich erwieſen hatte.

Seit dem Tage der unſeligen Doppelſchlacht von Jena und Auerſtädt blieb für den preußiſchen Hof keine andere Hoffnung, als die Hülfe des Kaiſers Alexander I.; allein man konnte damals ſchon ausrechnen, daß die ruſſiſche Armee vor Neujahr 1807 unmöglich die preußiſche Gränze erreichen könne. Inzwiſchen blieb Napoleon nicht einen Augenblick lang müſſig und vor allem vergrößerte er das Rheinbunds-Vaſallenthum, das ſich ihm in dieſem Kriege ſo nützlich erwieſen

Digitalisiert von Google

hatte. Zuerst nöthigte er den Kurfürsten Ferdinand von Würzburg — den früheren Beherrscher Toskana's und nachher Salzburgs — in den Bund — natürlich mit Stellung eines entsprechenden Contingents — einzutreten und schenkte ihm den Titel eines Großherzogs. Dann folgten die thüringen'schen Fürsten, sowie die kleinen sächsischen Herzoge von der sogenannten Ernestinischen Linie. Endlich, am 11. Dezember 1806, entschloß sich hiezu auch noch der Beherrscher des sächsischen Hauptlandes, der Kurfürst Friederich August, und diesem ließ Napoleon aus Freude, daß er sich zu einem Contingent von 22,000 Mann bereit erklärte, gleich den Beherrschern von Bayern und Württemberg zum König avanciren. Ganz anders verfuhr Napoleon dagegen mit dem Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen-Kassel, sowie mit dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, denn letzteren haßte er, weil er die preußische Armee als Generalissimus angeführt hatte, und ersteren (den er noch überdieß wegen seines schmutzigen Geizes verachtete), weil er trotz wiederholter Aufforderung dem Rheinbunde nicht beigetreten war. Somit ließ der französische Kaiser ihre Länder militärisch besetzen und nahm sie in derselben Weise, wie die neu eroberten preußischen Provinzen, in französische Verwaltung. Endlich gegen den Schluß des Novembers brach er von Berlin auf, erreichte am 28. jenes Monats die Stadt Posen, richtete von hier aus einen Aufruf an die Polen, das preußische und russische Joch abzuschütteln, und dirigirte sofort seine Truppen in's Innere von Polen, den unter dem Oberbefehl des alten Feldmarschalls Kaminsky anrückenden Russen entgegen. Am 19. Dezember schlug er sein Hauptquartier in Warschau auf und am 23. stieß bereits der russische Vortrab unter General Ostermann bei Czarnowo auf den französischen unter Davoust. Hartnäckiger war der Kampf am 26. Dezember bei Pultusk zwischen dem General Bennigsen und dem Marschall Lannes, sowie an demselben Tage bei Golymin zwischen dem General Buxhöwden und dem Marschall Davoust, welchem noch das Corps Augerau beistand; aber schließlich mußten die Russen auf allen Punkten zurückweichen. Jetzt übernahm nach dem Willen Alexanders I. General Bennigsen den Oberbefehl über die Russen und zog sich sofort rechts nach Ostpreußen, um das kleine preußische Heer, welches inzwischen bei Königsberg

Digitalisiert von Google

durch den General L'Eſtocq neu gebildet worden war, an ſich zu ziehen. Napoleon aber folgte ihm auf dem Fuße (die entſetzlich ſchlechten Wege, ſowie das noch entſetzlichere Wetter erſchwerten übrigens den Marſch der Truppen ſo ſehr, daß ſie täglich nur wenige Stunden vorwärts kommen konnten) nach und am 8. Februar 1807 kam es bei Preußiſch-Eylau zu einer Schlacht, welche mörderiſcher gar nicht hätte ſein können. Mehr als 50,000 Todte und Verwundete deckten das Kampffeld und weder Napoleon noch Bennigſen konnten ſich rühmen, den Sieg errungen zu haben. Im Gegentheil, beide Heere zogen ſich, weil ſie unbedingt der Erholung bedurften, zurück, die Ruſſen hinter die Memel, die Franzoſen zwiſchen die Weichſel und Paſſarge, und es trat ein Waffenſtillſtand ein, ohne daß man einen ſolchen geſchloſſen hätte. Gänzlich übrigens ruhten die Waffen doch nicht, ſondern der Feſtungskrieg dauerte fort und bis zum Pregel hin gab es keinen einzigen preußiſchen Waffenplatz, den Napoleon nicht hätte belagern laſſen. Nur verwandte derſelbe hiezu nicht ſowohl franzöſiſche, als vielmehr Rheinbundstruppen, denn erſtere ſchonte er, wo er nur immer konnte, während letztere, natürlich übrigens unter franzöſiſchen Oberoffizieren, ſtets in's erſte Treffen geſtellt wurden. Zuerſt, noch im Jahr 1806, am 2. Dezember, ergab ſich Glogau (Kommandant Oberſt von Reichardt) und dann folgte am 5. Januar 1807 Breslau, die Hauptſtadt von Schleſien (Gouverneur Generallieutenant von Thile). Am 16. Januar kapitulirte Brieg, und am 7. Februar ſtreckte ſogar die ſtarke Feſtung Schweidnitz (Kommandant Oberſt von Hacke) mit ihrer 6000 Mann ſtarken Beſatzung die Waffen. Die Feſtungen Koſel (Kommandant von Naumann) und Glatz (Kommandant Graf Götzen) dagegen boten allen Stürmen Trotz und Neiſſe wehrte ſich wenigſtens ſo lange, bis ihm am 16. Juni alle Lebensmittel ausgegangen waren. Auch Graudenz (Kommandant General L'homme de Courbières, der Sohn eines früheren franzöſiſchen Hugenotten) vertheidigte ſich auf's rühmlichſte; die Krone aber gebührte dem kleinen Kolberg in Pommern (Kommandant Oberſtlieutenant von Gneiſenau), denn daſſelbe hielt gegen eine Belagerungsarmee von 14,000 Mann Stand. Weit größeren Werth übrigens, als auf die ebengenannten Feſtungen, legte Napoleon auf

Digitalisiert von Google

den Besitz von Danzig und er beauftragte daher den Marschall Lefebvre mit der Eroberung. Allein trotzdem der Marschall über 36,000 Mann gebot, wehrte sich doch der Kommandant General Kalkreuth mit solcher Umsicht und Tapferkeit, daß die Uebergabe erst am 26. März und selbst dann nur unter der Bedingung erzwungen werden konnte, daß die Besatzung unter klingendem Spiel mit Wehr und Waffen abziehen dürfe.

Unmittelbar nach der Schlacht von Eylau war Friederich Wilhelm III. von Königsberg, wo er sich nicht mehr sicher fühlte, mit dem Hof nach Memel übergesiedelt und hier traf am 1. April auch der Kaiser von Rußland ein. Ihm folgten nicht unbedeutende Verstärkungen für die russische Armee und nun hob sich der Muth Friederich Wilhelms III. wieder. Ja jetzt endlich — und hiezu trug der eben aus der französischen Kriegsgefangenschaft erlöste, das heißt gegen den Marschall Victor ausgewechselte General Blücher nicht wenig bei — faßte er den Entschluß, den General Zastrow, der immer und ewig zu einem schmachvollen Frieden mit Napoleon rieth, zu entlassen und dafür dem Grafen Hardenberg die Leitung der Geschäfte anzuvertrauen. Letzterer aber übernahm diese Last nicht, ohne, wie schon Stein gethan, die Bedingung zu machen, daß von nun an das Geheime Cabinet aufhöre, und seine erste darauf folgende That war ein am 26. April zu Bartenstein abgeschlossenes Bündniß mit Rußland, in welchem beschworen wurde, daß der Krieg gegen Frankreich bis auf's Aeußerste fortgesetzt werden solle. Inzwischen hatte Napoleon seine Armee durch Zuzug aus Frankreich und den Rheinbundslanden auf 200,000 Mann gebracht und nun brach er, Ende Mai, aus seinem Winterquartiere auf, um den Krieg durch einen schnellen Feldzug zu einem glorreichen Ende zu bringen. Ihm gegenüber hinter der Passarge standen die Russen 100,000 Mann stark und dazu kamen noch 20,000 Preußen, welche der General L'Estocq kommandirte. Das war den Franzosen gegenüber keine große Macht und der russische Obergeneral beschloß daher, sich so lange in der Defensive zu verhalten, bis weitere Truppenmassen aus Rußland angelangt sein würden. Demgemäß wich er, als Napoleon am 5. und 6. Juni den Uebergang über die Passarge erzwang, auf Guttstedt und Heils-

Digitalisiert von Google

berg zurück und detachirte zugleich die Preußen unter L'Estocq zur Deckung von Königsberg ab. Am 10. Juni griff Napoleon die feste Stellung der Russen bei Heilsberg an und nach einem furchtbar blutigen Ringen (sie verloren 9000, die Franzosen aber 12,000 Mann) mußten sie über Bartenstein und Schippenbeil gegen Friedland hin retiriren. Hier, in Friedland traf Bennigsen am 13. ein und hoffte nun seinen erschöpften Truppen einige Tage Ruhe gönnen zu können. Allein schon am 14. Abends griff ihn Napoleon mit seiner ganzen Macht an und brachte ihm eine furchtbare Niederlage bei. Tief entmuthigt ordnete also der russische Oberfeldherr noch in der Nacht den Rückzug über die Memel an und dasselbe thaten sofort auch die Preußen, da sich Königsberg der französischen Uebermacht gegenüber jetzt nicht mehr halten ließ. Nun war Napoleon Herr von ganz Preußen, die zwei kleinen Festungen Kolberg und Graudenz, sowie einige wenige Quadratmeilen Landes im nördlichsten Winkel am Kurischen Haff mit der Stadt Memel allein abgerechnet.

Alexander I. befand sich eben auf Besuch in der Stadt Georgenburg an der Memel, als die Nachricht von der Niederlage von Friedland bei ihm eintraf. Er hatte erst vor wenigen Wochen in Bartenstein sich feierlichst verpflichtet, den Krieg gegen Frankreich in Gemeinschaft mit seinem „Bruder" Friederich Wilhelm III. auf's Aeußerste fortzuführen; wie ihm nun aber jetzt seine Vertrauten vorstellten, daß er durch einen schnellen Friedensschluß mit Napoleon die größten Vortheile erreichen könnte; wie sie ihm sagten, daß ihm der französische Kaiser gewiß freie Hand in der Türkei lassen werde, sobald er Preußen der französischen Willkür preisgebe — wie ihm diese Lockspeise vorgehalten wurde, befahl er augenblicklich dem General Bennigsen, bei Napoleon um einen Waffenstillstand nachzusuchen. Noch mehr, der General wurde angewiesen, den Waffenstillstand abzuschließen, ohne die Preußen mit einzubegreifen, und zugleich sollte er melden, der Fürst Lobanow Rostowski werde alsbald im französischen Hauptquartier erscheinen, um wegen des Friedens zu unterhandeln. All' dieß erfüllte der Kaiser Napoleon mit hoher Freude und schon am 21. Juni kam man über den Waffenstillstand überein. Auf den 25. Juni vermittelte dann Fürst Labanow eine persönliche Zusammenkunft Napoleons mit

Digitalisiert von Google

Alexander I. in einem Pavillon, den man auf zusammengebundenen Fähren mitten im Flusse Memel errichtete, und von dieser Zusammenkunft wurde Friederich Wilhelm III. ausdrücklich ausgeschlossen. Was die beiden Kaiser zusammensprachen, darüber ist nie etwas Genaues in die Welt hinausgedrungen; aber von dieser Stunde an behandelte man sowohl russischer-, als französischerseits den König von Preußen wie eine machtlose Null. Ja, als gleich nachher Alexander I. auf Napoleons Wunsch seine Residenz in Tilsit aufschlug und in Folge dessen auch Friederich Wilhelm III., der sich in seiner trostlosen Lage immer noch an ihn anklammerte, mit seiner Gattin dahin kam, begegnete Napoleon dieser edlen Königin mit einem Hochmuth, den man fast brutal nennen möchte, und der falsche Alexander, der über der Sucht Länder zu erwerben, Ehre wie Treue vergaß, erröthete nicht einmal über ein solch' rohes Benehmen. Am 7. Juli 1807 wurde der Definitivfrieden zwischen Rußland und Frankreich abgeschlossen und in diesem erhielt Napoleon in der That vollkommen freie Hand, mit Deutschland und Italien nach Belieben zu verfahren; dem Kaiser Alexander dagegen gestattete Napoleon, sich von Schweden Finnland, von Preußen die Provinzen Grodno und Bialystock, von der Türkei die Moldau und Wallachei anzueignen. Am 8. Juli ließ Napoleon dem König von Preußen bedeuten, daß er den Grafen Golz lieber an der Spitze des preußischen Ministeriums sehen würde, als den Grafen Hardenberg, und den Tag darauf, am 9. Juli, nachdem diese Aenderung vorgenommen war, machte der französische Minister Talleyrand den preußischen mit den Bedingungen bekannt, unter welchen Preußen Frieden haben solle. Wohlverstanden aber, unterhandeln durfte Golz nicht, sondern er mußte die Bedingungen, ohne irgend welche Widerrede annehmen und überdem ward ihm noch in herbem Tone eingeschärft, daß Napoleon das Haus Hohenzollern überhaupt nur „aus Gnade", nur „aus Achtung für seinen Freund Alexander I., der ein gutes Wort für Friederich Wilhelm III. eingelegt habe", fortexistiren lasse. Also bitter und demüthigend sprach der Sieger und ebenso bitter und demüthigend waren die Bedingungen. Der König von Preußen mußte der Continentalsperre beitreten und damit die ganze preußische Marine der Vernichtung durch die Engländer über-

Digitalisiert von Google

liefern. Er mußte verſprechen, außer den ſonſtigen furchtbaren Kriegslaſten, welche ſich zuſammen (Einquartirungen, Plünderungen, Erpreſſungen u. ſ. w.) auf mindeſtens 1200 Millionen Franken beliefen, noch extra 474 Millionen Franken Contributionsgelder zu zahlen, und einſtweilen, bis dieſe Zahlung geleiſtet ſei, ſollten alle eroberten feſten Plätze von den Franzoſen auf preußiſche Koſten beſetzt bleiben. Endlich, und das war noch das Allerbitterſte, mußte Friederich Wilhelm III. ſein ganzes großes Beſitzthum zwiſchen dem Rhein und der Elbe, ſowie alle ſeine ehemals polniſchen Provinzen an Napoleon abtreten und behielt alſo nur noch Oſt- und Weſt-Preußen, Schleſien, Pommern und Brandenburg. Ueber die abgetretenen Provinzen aber verfügte der franzöſiſche Kaiſer mit abſoluter Machtvollkommenheit in nachfolgender Weiſe. Grodno und Bialyſtock erhielt, wie ſchon geſagt, Alexander I. und derſelbe ſchämte ſich nicht im geringſten, ſich auf Koſten des preußiſchen Königs, vor wenigen Tagen noch ſeines geſchwornen Bruders, zu bereichern. Danzig mit Umgebung wurde nominell in eine Freiſtadt verwandelt, hatte aber ein großes franzöſiſches Heer in ſeinen Mauern aufzunehmen und blieb alſo in Wahrheit eine franzöſiſche Feſtung. Aus den andern preußiſchen Provinzen, die früher zu Polen gehört hatten, bildete Napoleon ein Herzogthum Warſchau und ſetzte den neuen König von Sachſen zum Beherrſcher deſſelben ein. Oſtfriesland ſchenkte er ſeinem Bruder, dem neuen König von Holland, die Markgrafſchaften Baireuth und Anſpach dem neuen König von Bayern und das rechtsrheiniſche Cleve ſeinem Schwager Murat, dem Großherzog von Berg. Endlich ſchuf er noch aus den übrigen bisher preußiſchen Herrſchaften zwiſchen Rhein und Elbe, aus Magdeburg, Hildesheim, Paderborn, Halberſtadt, Erfurt, Eichsfeld, Mühlhauſen, Goßlar, Quedlinburg und Eſſen, ſowie aus Heſſen-Kaſſel, Braunſchweig und Südhannover (der nördliche Theil des Landes blieb einſtweilen in franzöſiſcher Verwaltung) ein neues Rheinbunds-Königreich, genannt Weſtphalen, mit der Hauptſtadt Kaſſel, und gab demſelben ſeinen jüngſten Bruder Jerôme zum Beherrſcher.

Es war ein zermalmender Schlag, der auf Preußen hernieder-gefallen, denn durch denſelben ſank es von 5570 Quadratmeilen mit

Digitalisiert von Google

9,743,000 Einwohnern mit einem einzigen Ruck auf 2877 Quadratmeilen mit 4,938,000 Einwohnern herab. Ueberdem herrschte in Folge der Ueberschwemmung des Landes durch den Feind allüberall die bitterste Armuth und Hunderte von Städten und Dörfern lagen halb oder ganz eingeäschert. Wie sollte ein solches Land je wieder im Stande sein, sich zu heben oder gar seine frühere Stärke wieder zu erlangen? Verzweiflung erfaßte Viele, die Meisten; in dem Könige Friederich aber erwachte jetzt endlich die Erkenntniß, daß der Staat Preußen, der seit Friederichs des Großen Tod in hochmüthiger Selbstüberschätzung bis zu innerlicher Fäulniß herabgesunken war, vollkommen neu geboren werden müsse, und mit dieser Erkenntniß kam ihm die andere, daß er den Mann, welchen seiner Energie, seiner Geschäftskenntniß, seiner Rechtlichkeit und besonders seiner hohen geistigen Gaben wegen die Besten des Landes längst als den Einzigen bezeichneten, der in dieser großen Noth helfen könne — daß er mit einem Worte den Freiherrn Karl von und zum Stein an die Spitze seiner Regierung zu stellen habe. Schon in den ersten Tagen des Oktobers 1807 also wurde Stein von seinen Gütern im Nassauischen, auf welche er sich nach seiner ungnädigen Entlassung zurückgezogen hatte, nach Königsberg, wo Friederich Wilhelm III. jetzt wieder Hof hielt, berufen und freudig eilte er dorthin, denn seine glühende Vaterlandsliebe ließ keinen Groll über erlittene Unbill in ihm aufkommen. Auch legte er dem Könige seinen Plan, wie eine Regeneration des Staates allein möglich sei, schon in wenigen Tagen in großen Umrissen vor und berief sofort eine doppelte Immediatkommission, die eine für die bürgerlichen, die andere für die militärischen Geschäfte, ein, um mit ihnen die Reformen zu berathen. In der ersteren saßen Männer wie Schön, Stägemann, Niebuhr, Klewitz und Altenstein, in der zweiten Scharnhorst, Gneisenau, Grollmann, Böyen und Clausewitz, und diese Namen schon bürgten dafür, daß nichts Halbes geleistet werden würde. Auch datirt sich in der That von dieser Zeit die totale Umgestaltung des preußischen Staatswesens aus einem despotischen in einen Rechtsstaat, der sich auf ein freies Bürgerthum, sowie auf die Selbstregierung der Gemeinden und Provinzen stützt, und nicht minder datirt sich von dieser Zeit die Neuschaffung der preußischen

Digitalisiert von Google

Wehrkraft, gegründet auf allgemeine Dienstpflicht mit Abschaffung des Werbesystems und des Standes der Privilegirten. So wurde schon im Oktober 1807 die Erbunterthänigkeit und Leibeigenschaft in ganz Preußen aufgehoben und daraufhin folgte die Beseitigung der Frohnden, sowie der meisten übrigen feudalen Abgaben. So verschwanden gleich nachher die städtischen Zünfte und an ihre Stelle trat Gewerbefreiheit. So durfte von 1808 an jedweder preußische Unterthan, ob bürgerlich oder adelich, Güter aller Art, auch Rittergüter erwerben und eine Städteordnung gab den städtischen Gemeinden die Selbstverwaltung, wodurch die Bürger erst eigentlich mündig wurden. So fiel das Adelsvorrecht auf die Offiziersstellen und die bisher eingeführte körperliche Züchtigung der Soldaten beschränkte sich auf die Strafcompagnien. So ward die Armee, nachdem man sie gehörig geläutert und namentlich die vielen Schuldigen aus den Unglücksjahren 1806 und 1807 aus den Offizierslisten gestrichen, ganz neu bewaffnet, uniformirt, einexercirt und eingetheilt und doch dabei den so sehr geschmälerten Finanzen Rechnung getragen. So wurde beschlossen, sobald als irgend thunlich, eine Nationalmiliz herzustellen und in diese alle Waffenfähigen ohne Unterschied des Standes, des Vermögens und der Bildung einzureihen. So endlich dachte man auch an die Einführung einer ständischen Verfassung, weil nur in einer solchen die Rechte der Unterthanen ihre Garantie finden können, und insbesondere war es Wilhelm von Humboldt, welchen Stein mit der Abfassung eines dahin zielenden Entwurfs beauftragte. Doch so leicht sich diese vielen Reformen auf dem Papiere lesen, so standen ihnen doch unerhörte Schwierigkeiten entgegen und die größte war (außer dem Widerstande des Adels, der sich seine Privilegien nicht nehmen lassen wollte) die gränzenlose Noth des Landes, hervorgerufen durch die fortwährende feindliche Occupation. Laut dem Tilsiter Frieden hatte Napoleon das Recht, die eroberten preußischen Festungen so lange besetzt zu halten, bis die schwere Contribution von 474 Millionen Franken vollbezahlt war; allein daran, sich hierauf zu beschränken, dachte er nie. Im Gegentheil verbreiteten sich die französischen Besatzungen in einer Stärke von 157,000 Mann über das ganze Land, und wo sie standen, verübten sie die frevelhaftesten, zügellosesten und

Digitalisiert von Google

unbändigsten Gewaltthaten. Es war also klar, der erbarmungslose Sieger wollte, um seine Rache voll zu sättigen, den niedergeworfenen Preußen jede Möglichkeit nehmen, je wieder frisch aufzuathmen, und deßhalb prallten auch alle Vorstellungen und Beschwerden über diese gröbliche Verletzung des Tilsiter Vertrags an seiner Brust wie an einem ehernen Panzer ab. Freilich machte nun das preußische Ministerium die unerhörtesten Anstrengungen, um die noch rückständigen Contributionsgelder aufzubringen. Man verkaufte Domainen, so weit man sie preiswürdig anbringen konnte. Man gab Papiergeld mit Zwangskurs aus und vermünzte das Gold- und Silbergeschirr, das in der Silberkammer von Friederichs des Großen Zeiten her vorräthig war. Man sparte, wo man nur sparen konnte, und insbesondere beschränkte der Hof seine Ausgaben auf das Allernothwendigste. Allein das Alles brachte die erforderliche halbe Milliarde nicht ein und ein Anlehen zu machen, war bei der Creditlosigkeit des zertrümmerten Staates ebenso unmöglich als bei der Verarmung des Landes die Umlage von neuen Steuern. So fuhr denn der Kaiser der Franzosen weit über ein Jahr lang fort, die preußischen Provinzen systematisch auszusaugen; doch endlich, endlich schlug doch die Stunde der Erlösung. Im Frühjahr 1808 nämlich faßte Napoleon den für ihn unseligen Entschluß, auch Spanien in eine Präfectur seines Weltreichs zu verwandeln. Er hielt dieß für sehr leicht, denn der Hof in Madrid gehörte unter die unfähigsten, verderbtesten und verächtlichsten der Welt und das bigotte spanische Volk galt für roh, träg, unwissend, entartet. Aber einen Punkt übersah der gewaltige Imperator, den stolzen Unabhängigkeitssinn der Spanier, und wie er denselben nun seinen Bruder Joseph, den bisherigen Beherrscher von Neapel, zum König aufdrängte, geschah Etwas, das er für ganz unmöglich gehalten hätte. Dieses Unmögliche bestand einmal darin, daß die spanische Nation, vom furchtbarsten Zorne ergriffen, sich in ihrer ganzen Masse empörte, und sodann darin, daß die gefürchteten Cohorten des Imperators vor der Todesverachtung ungeübter Bauernheere zurückweichen mußten. Es war dieß der Anfang jenes Gottesgerichts, der über den Napoleonischen Frevel hereinbrechen sollte; allein der verblendete französische Kaiser sah in dem Aufstande nichts, als eine erbärmliche,

Digitalisiert von Google

von fanatiſchen Prieſtern angefachte Empörung, und ſein wahnſinniger Stolz trieb ihn, dieſelbe unter allen Umſtänden niederzuſchlagen. Wie gewöhnlich traf er ſeine Anordnungen mit größter Schnelligkeit; doch ſchon Ende Auguſt überzeugte er ſich, daß er weit größere Truppenmaſſen, als ihm bisher wegen der Beſatzung Preußens mit 157,000 Mann zu Gebot geſtanden, über die Pyrenäen werfen müſſe. Nicht minder ſah er ein, daß er, wenn er mit all' ſeiner Macht gegen Weſten vordringen wolle, im Rücken nicht bedroht ſein dürfe, und ſofort richtete er ſein ſcharfes Auge auf Oeſterreich, Rußland und Preußen, welche ihm allein gefährlich werden konnten. Zu ſeiner Beruhigung übrigens fand er bald, daß eine Gefahr entweder gar nicht vorhanden oder ganz leicht zu beſeitigen ſei. Oeſterreich nämlich war in Folge des Kriegs von 1805 ſo geſchwächt, daß es in dem letzten Kampfe Frankreichs mit Preußen hatte neutral bleiben müſſen, und da die Schwäche immer noch fortdauerte, ſo bedurfte es auch jetzt noch der unbedingteſten Ruhe. Um Oeſterreich brauchte ſich alſo Napoleon gar nicht zu bekümmern, wohl aber um Rußland, denn er konnte ſich wohl denken, daß Alexander I. ſich etwas gekränkt fühlen werde, weil von Seiten Frankreichs bis jetzt eigentlich gar nichts geſchehen war, ihm zum Beſitz Finnlands und der Donaufürſtenthümer zu verhelfen. Schnell entſchloſſen lud alſo Napoleon den ruſſiſchen Kaiſer zu einer Zuſammenkunft in Erfurt ein und da er ſich ſchon bei der Einladung zu weitgehenden Conzeſſionen erbot, ſo verſprach Alexander I. natürlich zu kommen. Jetzt blieb nur noch Preußen als möglicher Feind im Rücken übrig und obwohl nun Napoleon daſſelbe nur noch wie eine politiſche Null anſah, ſo wollte er doch ganz ſicher gehen. Er ließ alſo am 8. September 1808 der preußiſchen Geſandtſchaft — dem Prinzen Wilhelm von Preußen, Friederich Wilhelms III. Bruder, den man mit Alexander von Humboldt nach Paris geſchickt hatte, um den endlichen Abmarſch der Franzoſen zu Stande zu bringen — durch ſeinen Miniſter Talleyrand eröffnen, daß er geſonnen ſei, ſeine Truppen aus Preußen zurückzuziehen, jedoch nur unter nachfolgenden Bedingungen. „Erſtens Bezahlung von noch 140 Millionen Franks (eigentlich 40 Millionen mehr, als Preußen damals noch ſchuldig war), wofür jedoch Wechſel und Pfandbriefe angenommen

Digitalisiert von Google

werden ſollten. Zweitens Ueberlaſſung der Feſtungen Glogau, Küſtrin und Stettin bis zur Einlöſung der Wechſel und Pfandbriefe. Drittens Unterhaltung einer ſtarken franzöſiſchen Beſatzung, ſowohl in genannten Feſtungen als auch in Berlin und Spandau auf preußiſche Koſten. Viertens Beſchränkung der preußiſchen Heeresmacht auf 42,000 Mann während der nächſten zehn Jahre. Fünftens Verzichtleiſtung auf Bildung einer Landwehr und Volksmiliz ebenfalls auf die nächſten zehn Jahre. Sechstens Stellung eines Hülfsheeres, wenn Frankreich je in einen neuen Krieg mit Oeſterreich verwickelt werden ſollte. Dieſe Bedingungen aber," mußte Talleyrand hinzuſetzen, „ſeien zur Stunde, ohne irgend welchen Aufſchub zu unterſchreiben, ſonſt werde Napoleon von neuem den Krieg gegen Preußen erklären." Von ſolcher Drohung eingeſchüchtert unterſchrieb der Prinz Wilhelm den Vertrag und brachte ihn eilends nach Königsberg, damit der König ihn genehmige. Dieſer ſchwankte eine Zeitlang, denn Stein widerſetzte ſich der Ratificirung aus allen Kräften, weil Napoleon, der ſeine Macht in Spanien verwenden müſſe, ſich zu weit beſſeren Bedingungen verſtehen werde. Allein nur allzubald bekam in Friederich Wilhelm III. das Gefühl der Schwäche die Oberhand, und um nicht von neuem Alles auf's Spiel zu ſetzen, erhielt das traurige Actenſtück am 29. September hinter dem Rücken Stein's ſeine Unterſchrift. Schon zwei Tage zuvor, am 27. September, waren die beiden Kaiſer von Rußland und Frankreich zuſammen in Erfurt eingetroffen und es zeigte ſich dort ein Schauſpiel, wie Europa noch keines geſehen. Franzöſiſche Elitetruppen hielten die Wacht, franzöſiſche Schauſpieler gaben ihre Vorſtellungen, und jeden Tag veranſtaltete Napoleon ſeinem hohen Gaſt zu Ehren ein anderes Feſt. Zugleich aber hatten ſich die Diplomaten der halben Welt hier zuſammengefunden und demüthig machten die Rheinbundfürſten (dieſem Bunde waren auf Befehl Napoleons in den letzten Tagen auch noch Mecklenburg, Oldenburg, Schwarzburg, Anhalt, Lippe, Waldeck und Reuß beigetreten) alle ohne Ausnahme ihrem großen Protector in Perſon ihre Aufwartung. Neben den Revuen, Jagden, Theatern, Concerten und Bällen vergaß man aber auch die Geſchäfte nicht und am 12. Oktober ward zwiſchen Napoleon und Alexander I. ein geheimer Vertrag abgeſchloſſen, welcher die franzöſiſch-

Digitalisiert von Google

russische Dictatur über Europa regelte. Beide Mächte wollten vereint England zum Frieden zu bewegen suchen; wenn aber England nicht hierauf einging, so machte sich Rußland anheischig, seine Häfen vor den englischen Schiffen so zu verschließen, daß keine englischen Waaren mehr Eingang finden könnten. Weiter garantirte Napoleon dem russischen Kaiser den Besitz von Finnland, sowie den der bisher türkischen Donaufürstenthümer, und als Gegenleistung anerkannte Alexander I. den Bruder Napoleons als König von Spanien. Willige Schweden nicht in die Abtretung Finnlands, so habe Napoleon den preußischen König zu zwingen, den Schweden keine Hülfe zu leisten; willige die Pforte nicht in die Abtretung der Moldau und Wallachei und stütze sich dabei auf Oesterreich, so müsse Frankreich seine Waffen gegen Oesterreich kehren. Umgekehrt aber habe Rußland seine Heere marschiren zu lassen, sobald Frankreich sich von Oesterreich bedroht sehe, denn Frankreich und Rußland seien von jetzt ab zu Schutz und Trutz vereinigt. Endlich behielt man sich noch weitere Theilungen der Türkei vor, setzte jedoch fest, daß sie nur nach gegenseitiger Verständigung vorgenommen werden dürften.

Zwei Tage nach dem Abschluß dieses geheimen Vertrags verabschiedeten sich die beiden Kaiser von einander und Napoleon trat sofort seinen Zug über die Pyrenäen an, um Spanien endgültig zu unterjochen. Mit sich führte er fast die ganze Armee, welche bisher in Preußen gestanden, und hier athmete man nun auf's froheste auf. Man glaubte jetzt das große Reformwerk ohne weitere Hindernisse zu Ende führen zu können; allein schon nach wenigen Tagen erfolgte ein neuer Schlag. Der Minister Stein hatte Ende August einen vertrauten Brief an den Fürsten Wittgenstein nach Dobberan geschrieben, in welchem er sich über die tiefe Erbitterung verbreitete, welche alle Gutgesinnten in Deutschland gegen Napoleon erfülle, und dieser Brief war auf verrätherische Weise in die Hände des französischen Kaisers gefallen. Die Folge war, daß derselbe vom furchtbarsten Zorn ergriffen wurde und in dem Freiherrn von Stein von nun an nur noch das Haupt einer weitverzweigten Verschwörung gegen die französische Herrschaft erblickte. Sobald man aber dieß in Königsberg erfuhr, sah Stein ein, daß er seinem Könige die größten Verlegenheiten bereiten

Digitalisiert von Google

würde, wenn er noch länger in seiner hervorragenden Stellung verbleibe, und bat sofort um seine Entlassung. Sie wurde ihm am 24. November gewährt und geräuschlos verließ er am 5. Dezember Königsberg. Er wollte aber in der Nähe seinen Aufenthalt nehmen, um durch seinen Einfluß das große Reformwerk nach wie vor fördern zu können, und hierin war sein König ganz mit ihm einverstanden. Inzwischen schickten die französischen Geheimagenten von Königsberg wie Berlin aus Berichte über Berichte an ihren Kaiser, wie die von Stein angezettelte Verschwörung anwachse, und daraufhin ließ sich dieser von seinem Zorn hinreißen, unter dem 16. Dezember 1808 aus seinem kaiserlichen Hoflager in Madrid ein Dekret zu erlassen, worin er „den Namen Stein" für einen Feind Frankreichs und des Rheinbundes erklärte, seine Güter mit Beschlag belegte, und ihn selbst überall, wo man ihn treffe, zur Haft zu bringen befahl. Das war also ein förmlicher Steckbrief, und weil nun Stein gewärtig sein mußte, daß sofort vom König von Preußen seine Auslieferung verlangt werden würde, blieb ihm nichts übrig, als schnellstens eine sichere Zufluchtsstätte in Böhmen zu suchen. Von jetzt an blieb sein Einfluß auf die Förderung des preußischen Reformwerkes gelähmt und eine noch größere Lähmung trat dadurch ein, daß der Nachfolger, den ihm Friederich Wilhelm III. gab, der Freiherr Karl von Altenstein, zwar einen sehr guten Willen zeigte, dagegen aber in Beziehung auf Energie und Geist sehr viel zu wünschen übrig ließ. Als untergeordneter Minister war er früher ganz an seinem Platze, zum dirigirenden Premier aber paßte er schon deßwegen nicht, weil er das mögliche Mißfallen Napoleons an dieser oder jener Neuerung ängstlich vermeiden wollte. So kam es, daß selbst Scharnhorst an der Umbildung des Heeres nur unter großen Hemmnissen fortarbeiten konnte, und nur das Unterrichtswesen nahm unter dem Unterrichtsminister Wilhelm von Humboldt einen tüchtigen Aufschwung.

Sehen wir nun auf das übrige Deutschland in dieser Periode, ich meine auf das von den Rheinbundfürsten gebildete Deutschland, so gewährte dasselbe ein ganz eigenthümliches Schauspiel. An Größe und Einwohnerzahl umfaßte es den größeren Theil Deutschlands, denn es zählte auf 5500 Quadratmeilen nicht weniger als 13 Mil-

Digitalisiert von Google

lionen Einwohner; allein deßwegen war es doch nichts Anderes, als ein kraft- und willenloses Anhängsel von Frankreich. Die Rheinbundfürsten durften, um es mit wenigen Worten zu sagen, in ihren Staaten nur das thun, was ihr großer Protector Napoleon nicht verbot, und nur das unterlassen, was er nicht befahl. Ihre Soldaten und Festungen aber standen ganz zu seiner Verfügung und selbst von dem Domänenertrag der ihnen neu übertragenen Territorien bezog er für sich selbst den Löwenantheil. Als Entschädigung hiefür gab er ihnen die Erlaubniß, ihre Unterthanen in der absolutesten Weise zu regieren, und nun befleißigten sie sich, die napoleonische Sultanschaft so getreu als möglich zu kopiren. Es ist richtig, einiges Gute brachte diese Nachäfferei des französischen Vorbildes immerhin, denn die neugebackenen Könige, Großherzoge, Herzoge und Fürsten räumten überall in ihren Territorien mit dem alten Wust der Leibeigenschaft, des Feudalwesens und des Pfaffenthums auf und befleißigten sich dafür den Ackerbau, den Handel und die Industrie zu heben. Nicht minder riefen sie eine ganz neue Gesetzgebung in's Leben, in welcher sie die Privilegien des Adels und die Käuflichkeit der Stellen abschafften. Allein was sie thaten, geschah in brutaler, gewaltthätiger Weise und nicht selten wurde mit dem Schlimmen auch das Gute ausgerottet. Ueberdem wie furchtbar lastete nicht ihre Tyrannei auf allen denen, die ihr Mißfallen zu erregen das Unglück hatten! Wie willkürlich verfuhren sie nicht in der Ausschreibung von Steuern, und mit welcher Härte ließen sie dieselben nicht eintreiben! Wie gewaltthätig eigneten sie sich nicht die Kirchen- und Stiftungsgüter zu, selbst wenn diese durch jahrhundertjährige Rechte verbrieft waren! Wie ächt türkisch war nicht die Pressung ihrer Landeskinder zu Soldaten, die sich dann für den Fremdherrscher abschlachten lassen mußten! Wie unendlich schädigten sie nicht die Landwirthschaft durch die übertriebenste Vermehrung des Wildes, und welche Despotie lag nicht in der Abhaltung ihrer kolossalen Treibjagden! Welch' enorme Kosten verursachten nicht ihre Hofhaltungen, die sie natürlich nicht im Verhältniß der Größe und Ertragsfähigkeit ihrer Staaten, sondern ihren neuen Titeln und Würden gemäß einrichteten! Mit welch' unerbittlichem Hasse tilgten sie nicht Alles aus, was an das frühere Deutschland und an ihr

Digitalisiert von Google

eigenes früheres Verhältniß zum deutschen Reich erinnerte, während sie dagegen jeden Sieg Napoleons als ein nationales Freudenfest feierten! Endlich wie schwer lastete nicht ihre Hand auf den früheren Reichsgrafen und Reichsrittern, die nun plötzlich ihre Unterthanen geworden waren, und wie sehr gefielen sie sich nicht darin, ihre Günstlinge in Grafen und Barone aus „Allerhöchst eigenen Gnaden" zu verwandeln! Doch wenn auch in all' dem die Rheinbundfürsten fast ausnahmslos mit einander wetteiferten, so reichte doch keiner von ihnen an den König von Westphalen hin, zu welchem Napoleon, wie wir wissen, seinen jüngsten, sehr leichtsinnigen, sehr unwissenden und sehr frivolen Bruder Jerôme bestellt hatte. Das neue Königreich war, wie ich bereits erzählte, aus den verschiedensten, ungleichartigsten Gebieten zusammengesetzt; allein deßwegen erhielt dasselbe jetzt doch eine ganz gleichförmige von Paris aus dictirte Einrichtung, und es gab von Stunde an nur noch französirte Beamte und Richter, unter denen der frühere preußische Kriegsrath Malchus, dem nachher die Finanzen anvertraut wurden, die allererbärmlichste Rolle spielte. Im Ministerium saßen Stockfranzosen, wie Jollivet, Siméon und Beugnot, und die Armee kommandirte der General Lagrange. Am Hofe aber dominirte als Großmarschall ein Herr Meyronnet, nachher zum Grafen Wellingerode erhoben, als Oberkammerherr und nachheriger Kriegsminister ein Herr Salha, der zum Grafen Höne avancirte, und als Chef des Geheimen Cabinets ein Herr Le-Camus, nachher Graf Fürstenstein. Wie nun in Kassel, wo Jerôme seit dem 10. Dezember 1807 residirte, gewirthschaftet wurde! Es gab keine Stadt in Deutschland, ja selbst nicht in Frankreich, wo größere Pracht, größere Verschwendung, größere Frivolität, größere Unzucht, größere Schlemmerei, größere Zügellosigkeit und größerer Müssiggang geherrscht hätte, denn dort war das Stelldichein aller französischen Glücksritter und das Eldorado aller französischen Curtisanen. Der König Jerôme aber, dieser unersättliche Wüstling, fühlte sich nur wohl inmitten dieser Curtisanen und Glücksritter, und wenn ihm sein Finanzkünstler Malchus kein Geld mehr liefern konnte, so nahm er seine Zuflucht zum Juden Jakobssohn. Wie glücklich sich nun die Bewohner dieses Königsreichs Westphalen fühlen mußten! Am Hofe ein wüstes Treiben, das Eckel

Digitalisiert von Google

und Abscheu zugleich erregte; das Land von Fremdlingen regiert und mit Steuern und Lasten aller Art überbürdet; die waffenfähige Jugend zum Kriegsdienst gepreßt und unter fremden Himmelsstrichen, in Spanien, in Italien und später in Rußland für die Sache eines fremden Tyrannen hingeopfert; der Handel, die Industrie, der Ackerbau gelähmt, weil fast jedes Jahr einen neuen Krieg brachte; jedes Wort, das man sprach, selbst in den vertrautesten Kreisen, von einer nach französischem Muster eingerichteten Polizei, die bis in das Heiligthum der Familie eindrang, überwacht; ein Heer von französischen Dieben, die sich als Intendanten und Steueraufseher über das Land stürzten, und endlich eine Staatsschuld, deren Zinsen gar nicht mehr aufgebracht werden konnten! Das war das Glück, welches Napoleon über Westphalen, sowie über die sämmtlichen Rheinbundstaaten ausgoß!

Merkwürdigerweise trieb in dieser Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands die deutsche Literatur, gleichsam als Fortsetzung der im Zeitalter Friederichs des Großen entstandenen, reiche Blüten; aber man zog sich, weil der Druck der Fremdherrschaft jedes öffentliche Leben unmöglich machte, in die Tiefe der Philosophie, in die Traumwelt der Poesie, in das Studium der Natur, in die Erinnerung an die Vergangenheit zurück. Als Dichter glänzten Schiller und Göthe, in zweiter Linie Jean Paul, Tieck, August Wilhelm Schlegel, Tiedge, Hebel und Seume. In das Volk aber drangen ihre Worte nicht ein, sondern dieses hielt sich entweder an die Afterpoeten Kotzebue und Lafontaine mit ihrer laxen Moral, oder an die Späße Langbeins oder an den kriechenden, thränenreichen Matthison. Als Philosophen sind zu nennen vor allen Fichte und Schelling, dann Baader, Schubert und Eschenmeier; in der Astronomie aber und in den Naturwissenschaften leisteten Ausgezeichnetes Alexander von Humboldt, Ocken, Olbers und Schröter. Der religiösen Schwärmerei lag Jung-Stilling ob und ihm sekundirten die Swedenborgianer, d. i. die Anhänger des schwedischen Visionärs Swedenborg. Historiker der Neuzeit gab es keine, einige gemeine Speichellecker Napoleons ausgenommen, denn die Zeit war nicht dazu angethan, ungestraft die Wahrheit zu sagen; dagegen leisteten in der Reproduktion der Alten Geschichte ein Heeren, ein Mannert und Andere Bedeutendes und ihnen schloß sich auch Spittler an. Weil

Digitalisiert von Google

nun übrigens gar Viele für die Erbärmlichkeit der Gegenwart Troſt ſuchten in der Vergangenheit, begeiſterten ſie ſich unwillkürlich für des deutſchen Reiches ehemalige Pracht und Herrlichkeit und man ſammelte die alten deutſchen Volkslieder und Volksbücher, um die ganze deutſche Nation zu derſelben Begeiſterung zu entflammen. So thaten insbeſondere Joſeph Görres, Clemens Brentano, Ludwig Achim von Arnim und die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm. In dieſem Sinne ſchrieb auch Foucqué ſeine Ritterromane und dichteten Kleiſt und Körner ihre nationalen Schauſpiele. Was aber noch weit wichtiger war, der aufflammenden Begeiſterrng für die altdeutſche Herrlichkeit verdankte der „Tugendbund“ ſein Daſein, welcher in der nächſten Zeit eine ſo große Rolle in Deutſchland ſpielen ſollte. Urſprünglich nämlich, wie er im Frühjahr 1808 in Königsberg von dem Oberfiskal Mesqua, dem Profeſſor Lehmann, dem Kriegsrath Velhagen und einigen anderen Freunden gegründet wurde, war er nichts anderes, als ein ſittlich-wiſſenſchaftlicher Verein, um die Söhne Deutſchlands der längſt abhanden gekommenen altdeutſchen Tugend und Ehrbarkeit wieder zuzuwenden; er wurde aber bald ein Bund von Patrioten, die ſich für die Befreiung Deutſchlands vom franzöſiſchen Druck begeiſterten und faſt alle jüngeren Männer aus den gebildeten Theilen Preußens — ich nenne nur die Namen Eichhorn, Boyen, Grolmann, Merkel, Thile und Landenburg — traten ihm bei.

Wir haben Oeſterreich ſeit dem Jahre 1805 aus dem Auge verloren; der Leſer wird ſich aber der herben Demüthigung und Verſtümmelung, die es ſich damals von Napoleon gefallen laſſen mußte, noch gut genug erinnern. Somit fühlte der Kaiſer Franz I., daß etwas geſchehen müſſe, um den kraftlos gewordenen öſterreichiſchen Staat zu regeneriren, und berief ſofort — ſtatt ſeines bisherigen Premiers Cobenzl — den Grafen Johann Philipp Stadion an die Spitze der Regierung. Es war dieß eine der hervorragendſten Perſönlichkeiten aus den ariſtokratiſchen Kreiſen Oeſterreichs, voll Stolz und Ehrgefühl und zugleich von dem beſten Willen durchdrungen, die Fehler eines Thugut und Cobenzl wieder gut zu machen. Noch mehr übrigens beſeelte ihn der tiefſte Haß gegen das neue Frankreich, und ſomit war Alles, was er that und ſchuf, von Anfang an darauf be-

Digitalisiert von Google

rechnet, frische Kräfte zu sammeln, um sofort den Kampf mit Frankreich wieder aufnehmen zu können. Wenn nun aber schon ihm, dem man Seelenadel nicht absprechen konnte, die Regeneration Oesterreichs nicht sowohl Zweck, als vielmehr Mittel zum Zwecke war, wie viel mehr noch denen, welche sofort für ihn und seine Reformpläne in die Schranken traten! Männer, wie der Graf (nachher Fürst) Metternich, der Graf Münster, der Erzherzog Johann, der Fürst Rasumowsky und der Graf Pozzo di Borgo; Priester wie der Erzbischof von Wien und der päbstliche Nuntius dorten; Damen wie die Gräfin Lichnowsky, die Erzherzogin Beatrix und die Fürstin Bragration — also lauter Persönlichkeiten, welche Oesterreich bis jetzt zum Asyl der Jesuiten und Seligmacher, zum gelobten Land der Verdummung, der Censur, der geheimen Polizei und der Spitzel gemacht hatten — sie alle erglühten jetzt plötzlich in Patriotismus und ihr Mund quoll über von Schlagwörtern, wie Freiheit, Geistescultur und öffentliches Wohl. Eben in diesem Sinne mußte der Kaiser Franz I. schon am 1. Februar 1806 einen öffentlichen Aufruf an seine Völker erlassen und bezahlte Federn sandten eine Menge von Flugschriften und Zeitungsartikeln in die Welt hinaus, in denen derselbe Freiheitsschwindel gepredigt wurde. Worauf aber lief Alles hinaus? Darauf, alle Kräfte des Volkes zu patriotischer Aufopferung anzuspornen, um einen großen Revanchekrieg gegen den Kaiser Napoleon durchfechten zu können; wenn man aber seinen Zweck erreicht hatte, sollten sofort die alten Zustände in all' ihrer Traurigkeit wieder hergestellt werden. Man dachte also — im Gegensatz gegen Preußen — nicht im entferntesten daran, die Bauern durch Aufhebung der Leibeigenschaft frei zu machen und die bürgerliche Selbstregierung zu gründen. Ebensowenig dachte man daran, die Adelsvorrechte zu beseitigen und die Verwaltung freisinnig umzugestalten. Am allerwenigsten aber dachte man daran, die Gewalt des Priesterthums zu brechen und durch eine freisinnige Volkserziehung die gräßliche Geistesversumpfung zu beseitigen. Nicht einmal die Finanzen, was doch so überaus nothwendig gewesen wäre, wußte man in Ordnung zu bringen und mit einem Wort, die ganze Reform bestand in Redensarten. Dagegen warf man sich mit aller Macht auf die Umgestaltung des Heerwesens und hierin gelang

Digitalisiert von Google

es in der That — man stellte deßhalb den Erzherzog Karl an die Spitze des Oberkriegsraths — Ruhmwürdiges zu leisten. Ein Patent vom 12. Mai 1808 befahl die Bildung einer Landmiliz und ein weiteres Patent vom 9. Juni die Organisirung einer Landwehr bis zur Stärke von 360,000 Mann. Nicht minder vervollkommnete man die Waffen und das Exercitium und vermehrte durch Einführung der Conscription das stehende Heer bis auf 400,000 Mann. Kurz es geschah Alles, um eine große schlagfertige Armee in's Leben zu rufen, und einige der reichsten Aristokraten, wie z. B. der Erzherzog Karl, Ambros von Este, stellten sogar auf eigene Kosten ihre tausend bis zweitausend Mann.

Endlich mit dem Schluß des Jahrs 1808 glaubte die Wiener Regierung ein ganz unbesiegbares Heer zu besitzen und außerdem standen die Verhältnisse in jeglicher Beziehung günstig. Im tiefsten Geheimnisse nämlich hatten die hocharistokratischen und hochkirchlichen „Patrioten" Oesterreichs mit den hervorragenderen Männern des Tugendbundes, sowie mit den vielen anderen hochstehenden Unzufriedenen in Preußen, Westphalen und Hannover Verbindungen angeknüpft und man zählte darauf, daß, sowie Oesterreich an Frankreich den Krieg erkläre, in allen Theilen Deutschlands das Volk sich erheben werde. Weiter war man des Aufstands der treuen Tyroler, welche das ihnen auferlegte bayrische Joch nur mit Ingrimm trugen, sicher und Alles ließ hoffen, daß ihnen der Sieg bleiben müsse. Nicht minder lauteten die Nachrichten aus Berlin und St. Petersburg höchst günstig und man glaubte nicht daran zweifeln zu dürfen, daß sowohl Friederich Wilhelm III. als auch Alexander I. auf die Seite Oesterreichs treten werde, sowie dieses einen ersten Sieg erfochten habe. Endlich — und darauf baute man noch am meisten — war es Thatsache, daß der Krieg in Spanien die besten Streitkräfte Frankreichs absorbirte, und hieraus folgerte man, daß Napoleon den Oesterreichern dießmal unmöglich ein schlagfertiges Heer entgegenzustellen im Stande sei. Nur Eines machte Sorge, die ewige Finanznoth; doch siehe da, in diese Lücke trat in der ersten Woche des Jahrs 1809 die englische Regierung durch die Zusage großartiger Subsidiengelder ein und sofort stand der Entschluß fest, zur Stunde an Frankreich den Krieg zu

Digitalisiert von Google

erklären. Es wäre auch geschehen; aber wie man nun in aller Stille den Befehl zur Aufstellung der Armee ertheilte, entdeckte man, daß von den großen Vorräthen an Waffen, Munition und Ausrüstungsgegenständen das Meiste nur auf dem Papiere stand. Der Oberlieferant von Faßbender nämlich hatte sich im Einverständniß mit Höhergestellten der weitgehendsten Unterschleife schuldig gemacht und man mußte sich also gedulden, bis das Nöthige in Wirklichkeit beschaffen war. Mußte man nun dieß nicht als ein äußerst schlimmes Vorzeichen ansehen? Viele thaten so und namentlich warnte der Erzherzog Karl vom Kriege ab. Die hocharistokratischen und hochkirchlichen „Patrioten" aber, denen sich auch des Kaisers Franz dritte Gemahlin Louise Beatrix, geborene Prinzessin von Modena, anschloß, drängten zum Losschlagen und am 27. März 1809 erschien das kaiserlich-österreichische Kriegsmanifest.

Napoleon war über Alles, was in Wien vorging, genau unterrichtet; aber er hätte den Krieg mit Oesterreich für jetzt noch gerne vermieden, um vorher Spanien gründlich zu unterjochen. Wie er sich übrigens überzeugte, daß der Entschluß des Wiener Cabinets feststehe, ertheilte er schon am 16. Januar 1809 den Rheinbundfürsten von Valladolid aus Befehl, unverzüglich ihre Contingente in Kriegsbereitschaft zu setzen. Dann übertrug er den Oberbefehl in Spanien den Marschällen Ney und Soult und eilte mit Kurierpferden nach Paris. Hier am 22. Januar angekommen, decretirte er die schnellste Aushebung von 100,000 Rekruten, ließ diese in fieberhafter Eile einexerciren, vereinigte darauf die Besten unter ihnen mit Veteranen, die er den Garnisonen von Paris und anderer großen Städte entnahm, und gab diesem schnell gebildeten Heere Ende März die Marschordre an den Rhein. Zugleich sandte er seinem Stiefsohn, dem Vicekönig Eugen, aus den südlich gelegenen Städten Frankreichs Verstärkungen nach Italien und ernannte den Fürsten Joseph Poniatowsky zum Oberstkommandirenden der sächsisch-polnischen Truppen im Herzogthum Warschau. Am 12. April reiste er selbst von Paris ab und am 17. April übernahm er in Donauwörth den Oberbefehl über die vorausgesandte französische Armee. Die Stärke derselben belief sich höchstens auf 80,000 Mann, aber die Rheinbundfürsten hatten ihre

BRITISH MUSEUM

Digitalisiert von Google

Digitalisiert von Google

In demselben Verlag ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geheimnisse der Bastille.

Historisch-biographische Bilder aus der Vergangenheit

von

Otfr. Mylius.

Mit Illustrationen.

2 Bände in kl. 8.

(Ladenpreis früher Rthlr. 2. 17½. — fl. 4. 15.)

jetzt Rthlr. 1. — fl. 1. 45.

Ferner:

1870!

Der große Entscheidungskampf

zwischen

Deutschland und Frankreich

von

Theodor Griesinger.

Mit mehr als 100 Illustrationen.

73 Bogen in 4°.

Preis Thlr. 1. — fl. 1. 48.

J. Kreuzer'sche Buchdruckerei (Hammer & Liebich) in Stuttgart.

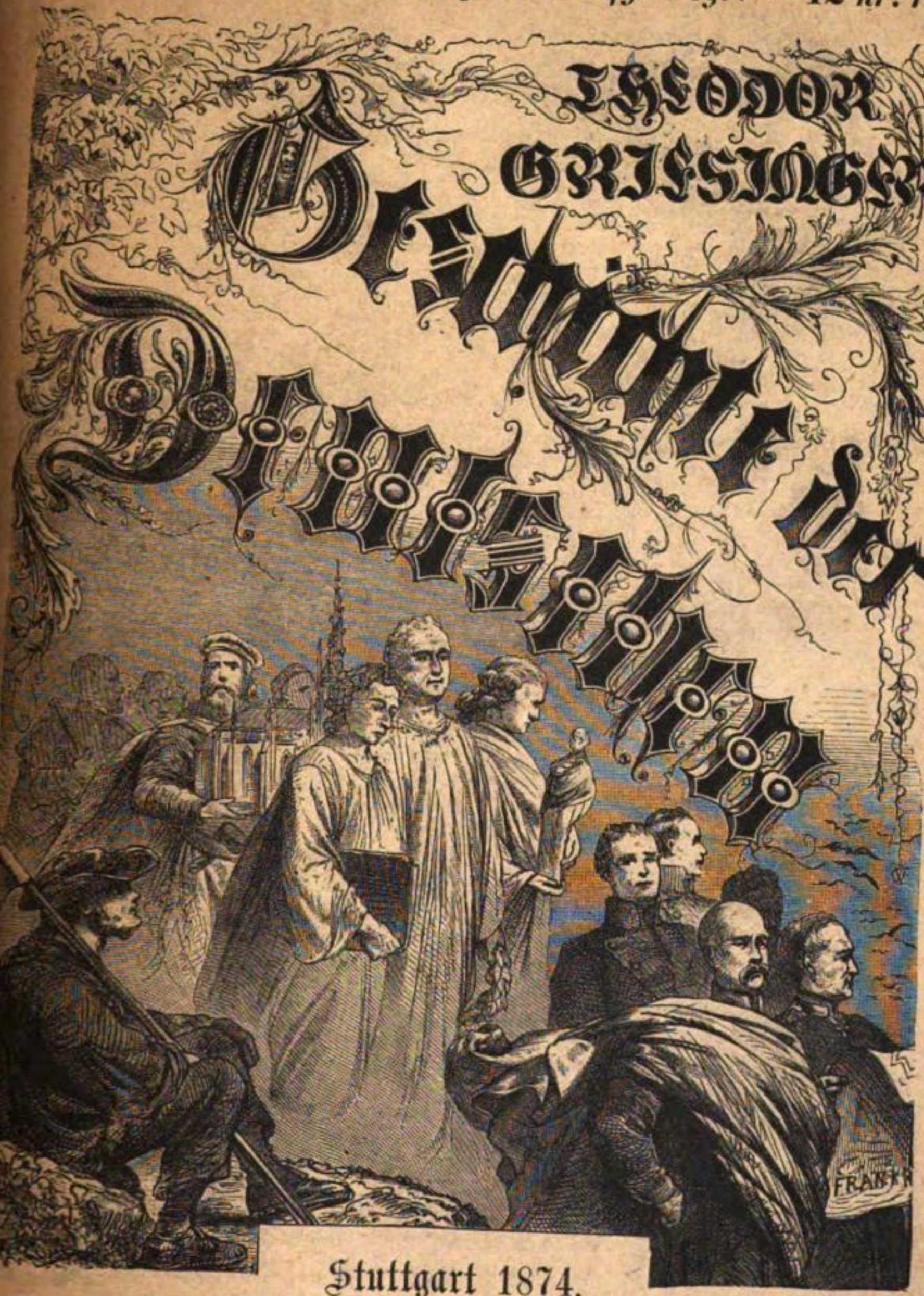
Digitalisiert von Google

26

43. & 44. Heft. *Preis jeder Liefg. 4 sgr. — 12 kr. rh.*

Theodor Griesinger

Erlebtes



Stuttgart 1874.

Verlag von Paul Moser.

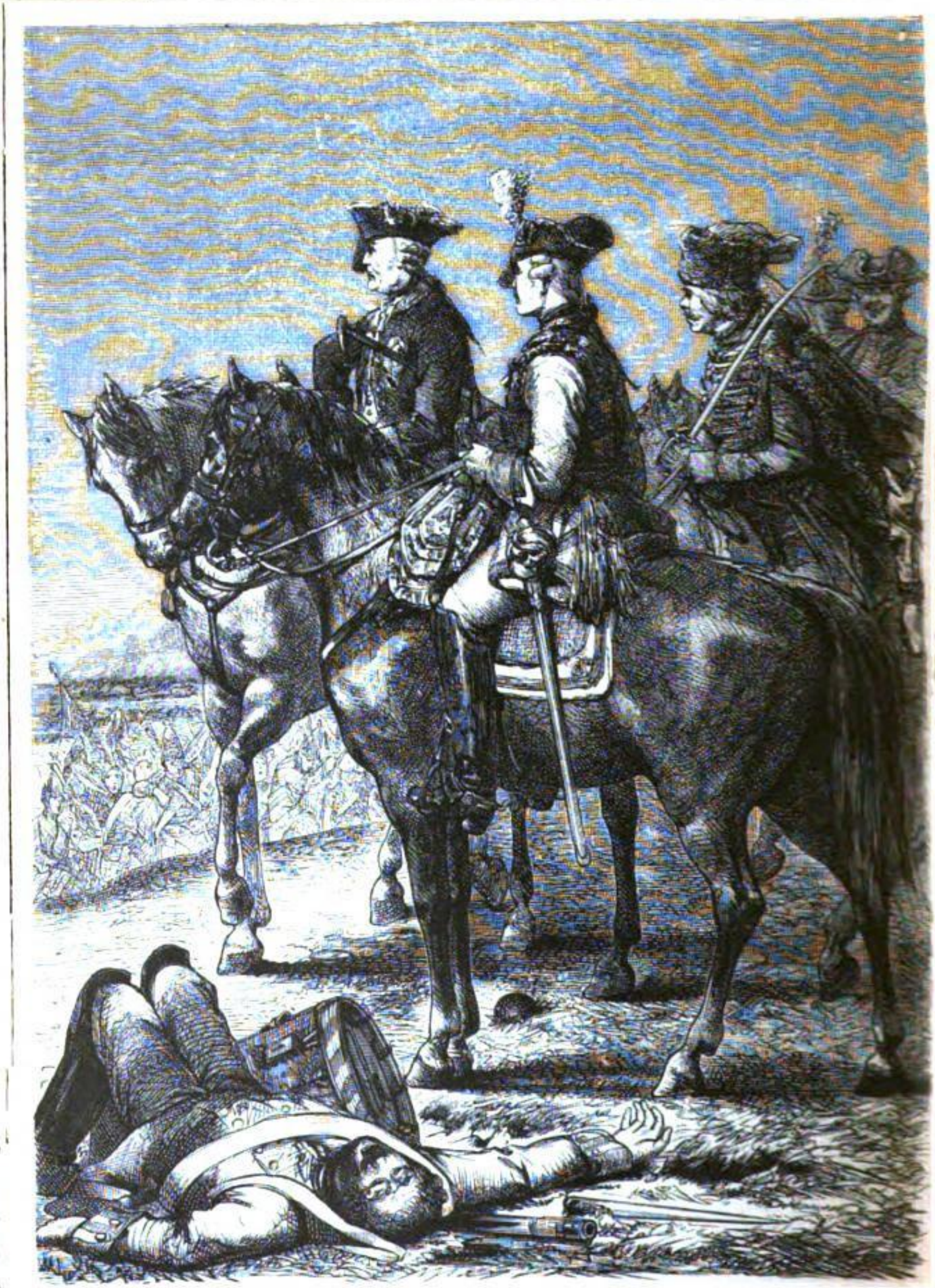
Digitalisiert von Google

BODLEIAN
20 OCT 1914
LIBRARY

Digitalisiert von Google

BRITISH
9 NOV 75
MUSEUM

Digitalisiert von Google



Friedrich der Große und seine Generale.

Digitalisiert von Google

Contingente im Betrag von mindeſtens 100,000 Mann bereits zu ihr ſtoßen laſſen und ſomit gebot der franzöſiſche Kaiſer jetzt über ein Heer — genannt die „Armee von Deutſchland", weil ihre Mehrzahl aus Deutſchen beſtand — von 180,000 Mann.

Indeſſen hatte Franz I. ein Heer von 66,000 Mann unter dem Erzherzog Johann zum Einbruch in Italien, und ein anderes von 30,000 Mann unter dem Erzherzog Ferdinand zum Einbruch in das Herzogthum Warſchau beordert; an die Spitze der Hauptarmee aber ſtellte er den Erzherzog Karl und dieſer marſchirte Ende März von Böhmen aus in Bayern ein. Seine Abſicht war oberhalb Regensburg zwiſchen der Iſar und der Donau eine feſte Stellung einzunehmen; allein er beging dabei den großen Fehler, ſeine Heerestheile zu weit auseinanderzuſchieben, und gab dadurch dem franzöſiſchen Kaiſer, dem großen Schlachtenlenker, Gelegenheit, dieſe Theile einzeln mit concentrirten Kräften zu ſchlagen. So wurde nur wenige Tage, nachdem Napoleon den Oberbefehl in Donauwörth übernommen hatte, am 19. April das Corps Hohenzollern bei Hauſen an der Thann und das Corps Thierry bei Arnhofen über den Haufen geworfen. So ſtürzte ſich Napoleon ſelbſt am 20. mit überlegenen Kräften — es waren lauter Deutſche, meiſt Bayern und Württemberger und dieſelben kannten ſich vor Hochmuth gar nicht mehr, daß ſie allein, ohne daß ein franzöſiſches Regiment bei ihnen ſtand, unter dem Oberbefehl ihres großen Protectors ihre Landsleute, die Oeſterreicher, ſchlagen durften — auf das Corps Erzherzog Ludwig und brachte ihm eine vollſtändige Niederlage bei. So erlitt das Corps Hiller bei Landshut am 21. die empfindlichſten Verluſte, ſo daß es auf ſeiner Retirade erſt am Inn bei Braunau wieder Halt machen konnte. So ließ ſich der Erzherzog Karl ſelbſt am 22. bei Eggmühl total ſchlagen und ſah ſich dadurch genöthigt, ſein Centrum nach Regensburg zurückzuziehen. Ja ſelbſt hier konnte er ſich nicht halten und ſchon am 23. überſchritt er die Donau, um ſeine furchtbar decimirte Armee in Böhmen von neuem zu ſtärken. Nunmehr lag den Franzoſen die große Heerſtraße nach Wien offen und am 24. April trat Napoleon den Marſch dahin an.

In Wien lag eine Beſatzung von 25,000 Mann — meiſt Land-

Digitalisiert von Google

wehr — und ihr Kommandant, der Erzherzog Max, schwur, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Wie jedoch am 10. Mai die französische Vorhut vor der Stadt ankam, zog er es vor, auf's linke Ufer der Donau, nach Großenzersdorf, zu retiriren, und hier, nachdem er die Brücken hinter sich abgebrochen, den Erzherzog Karl zu erwarten. Dieser, der inzwischen in Böhmen alle Reserven an sich gezogen hatte, näherte sich denn auch wirklich in Eilmärschen und erreichte schon am 16. Mai den Bisamberg. Den Tag darauf aber lagerte er seine Armee auf der großen Ebene, die sich vom Bisamberg bis zum Einfluß der March in die Donau (dem sogenannten Marchfelde) hinzieht, indem er zugleich die hart am linken Donauufer gelegenen Dörfer Stadelau, Aspern, Eßling und Großenzersdorf besetzte. Ihm gegenüber auf dem rechten Ufer der Donau, in und bei Wien standen die Franzosen und da es nun den Kaiser Napoleon drängte, dem Erzherzog sofort eine Entscheidungsschlacht zu liefern, ließ er alsbald gegenüber von Eßling und Aspern eine Doppelbrücke über die Donau schlagen. Sie führte von Wien zuerst auf die große Insel Lob-Aue und von da auf das linke Flußufer. Fertig aber wurde sie, weil der Erzherzog Karl den Arbeiten keinerlei Hinderniß in den Weg legte, am 20. Mai und noch am Abend dieses Tages begann Napoleon seine Truppen hinüberzuführen. Auch wurde die ganze folgende Nacht mit dem Uebersetzen fortgefahren; allein siehe da, in der Früh des 21., als noch bei weitem nicht alle napoleonischen Truppen hinüber waren, griff sie der Erzherzog Karl mit Ungestümm an. Bis zum Spätabend tobte der Kampf, der hauptsächlich um den Besitz der beiden Dörfer Eßling und Aspern geführt wurde; aber so blutige Opfer er auch kostete, so blieb er doch unentschieden und jede Armee übernachtete auf dem Schlachtfelde. Die folgende Nacht benützte Napoleon dazu, um weitere Truppen herüberzuführen und so neugestärkt eröffnete er den Kampf abermalen am frühesten Morgen. Er war noch blutiger als den Tag zuvor, und wenn man unparteiisch sein will, muß man zugestehen, daß auf beiden Seiten die Führer wie die Soldaten Alles leisteten, was Kühnheit, Todesverachtung und Ausdauer nur irgend leisten können. Zwei Male mußten die Oesterreicher zurückweichen, aber beide Male stellte der Erzherzog Karl,

Digitalisiert von Google

indem er ſich ſelbſt, eine Fahne ſchwingend, an die Spitze der Zurückweichenden ſtellte, die Schlacht wieder her. Da am Spätnachmittage meldete man dem Kaiſer Napoleon, daß die Oeſterreicher von Nußdorf und Florisdorf her ſchwerbeladene Fahrzeuge auf dem hochangeſchwollenen Donauſtrom herabſchwimmen ließen, um ſeine Donaubrücken zu zerſtören, und gleich darauf gelangte eine zweite Meldung an ihn, daß die Sprengung der Brücke von Wien nach der Inſel Lob-Aue bereits gelungen ſei. Das war für den gewaltigen noch nie beſiegten Imperator eine tief erſchütternde Nachricht. Allerdings ſtand für jetzt noch die Brücke, welche von der Inſel Lob-Aue nach dem linken Donauufer führte; allein wenn es den Oeſterreichern gelang, auch dieſe noch zu zertrümmern, was dann? Dann war die franzöſiſche Armee von ihren Vorräthen und Reſerven in Wien abgeſchnitten und es mußte, weil man nur von dorther Munition und Lebensmittel beziehen konnte, gleich den andern Tag die furchtbarſte Noth entſtehen. Unter ſolchen Umſtänden blieb nichts übrig, als augenblicklich den Rückzug auf die Inſel Lob-Aue anzutreten, und ſo ſchwer es auch den franzöſiſchen Kaiſer ankam, ſo ertheilte er doch ſofort den Befehl hiezu. Marſchall Maſſéna ward angewieſen, denſelben zu decken, und er kam ſeiner Aufgabe mit einer Kaltblütigkeit ohne Gleichen nach. Allein trotzdem konnte er nicht hindern, daß die nachrückenden Oeſterreicher der retirirenden franzöſiſchen Armee die empfindlichſten Verluſte beibrachten, und wie froh war alſo dieſe nicht, als endlich am Morgen des 23. Mai das letzte Regiment auf die Donauinſel hinüber war. Natürlich, denn hier mußten ſie die Oeſterreicher in Ruhe laſſen, weil Maſſéna augenblicklich nach dem Uebergang der letzten Kolonne die Brücke hatte abbrechen laſſen; allein nur zu bald zeigte es ſich, daß damit die Noth ihr Ende noch lange nicht erreicht habe. Mein Gott, für ſo viele Truppen fand ſich kaum Raum, um ſich auf freier Erde ſchlafen zu legen und — was noch ſchlimmer — nirgends fand ſich etwas zu eſſen und zu trinken. Ja die Tauſende von Verwundeten mußten elend verſchmachten, weil es an aller und jeder Verpflegung mangelte, und wenn jetzt der Erzherzog Karl im Stande geweſen wäre, auch nur einen kleinen Theil ſeiner Armee auf die Lob-Aue hinüberzuwerfen, ſo hätte eine ſchreckliche Kataſtrophe eintreten müſſen.

Digitalisiert von Google

So aber nahm der Jammer der französischen Armee nach drei Tagen ein Ende, denn Napoleon, der noch in der Nacht vom 22. auf den 23. Mai in einem kleinen Nachen nach Kaiserebersdorf auf dem rechten Donauufer übergesetzt war, traf die schnellsten Anstalten zur Herstellung einer Nothbrücke und sandte überdem auf Hunderten von Fahrzeugen Lebensmittel.

Zum ersten Mal war Napoleon zum Rückzug gezwungen worden und man wußte jetzt, daß er nicht unüberwindlich sei. Seine Verluste beliefen sich auf fast 40,000 Mann und er mußte froh sein, unangetastet in Wien still liegen zu können. Der Erzherzog Karl nämlich, der ebenfalls starke Verluste — 24,000 Mann Todte und Verwundete — gehabt hatte, wagte es nicht, irgendwo oberhalb oder unterhalb Wiens über die Donau zu gehen und die Franzosen in ihrem Lager anzugreifen, sondern bezog vielmehr gute Quartiere auf dem Marchfelde, um vor allem die Lücken in seiner Armee wieder zu ergänzen. Diesen Zweck glaubte er am besten dadurch zu erreichen, daß er Theile der in Italien und im Warschauischen stehenden Heere an sich ziehe, und somit ertheilte er den Erzherzogen Johann und Ferdinand zu gleicher Zeit den gemessensten Befehl, ihm so viel Truppen als möglich abzugeben. Der Letztere nun konnte diesem Befehl unmöglich Gehorsam leisten, denn nicht nur bedrängte ihn der Fürst Poniatowsky mit seinen sächsisch-polnischen Truppen auf's härteste, sondern es hatte jetzt eben auch der Kaiser Alexander I. als der Bundesgenosse Napoleons ein russisches Heer gegen ihn in Bewegung gesetzt. Der Erstere dagegen erklärte sich bereit, dem Erzherzog Karl mit seiner ganzen Macht zu Hülfe zu eilen, und traf auch sogleich die hiezu nöthigen Anordnungen. Er war in den ersten Tagen des Aprils über Kärnthen in Italien eingedrungen und hatte am 16. April dem Vicekönig Eugen bei Sacile eine nicht unerhebliche Niederlage beigebracht. Spätere glückliche Gefechte machten es ihm sogar möglich, bis Verona vorzudringen; allein wie er nun aufbrach, um über Vorderungarn nach dem Marchfelde zu marschiren, blieb ihm der Vicekönig Eugen beständig auf den Fersen und schlug ihn am 14. Juni bei Raab auf's Haupt. In Folge dessen sah er sich gezwungen, sich mit dem Rest seiner Truppen in die Festung Komorn zu werfen, und so-

Digitalisiert von Google

mit mußte der Erzherzog Karl auf seine Hülfe ebensogut verzichten, als auf die des Erzherzogs Ferdinand. Von anderer Seite dagegen erhielt die österreichische Hauptarmee Verstärkungen, nämlich aus Mähren, Ungarn und Böhmen, und in den sechs Ruhewochen, welche auf den Tag von Aspern folgten, hob sie sich wieder auf 137,000 Mann. Inzwischen hatte auch Napoleon in Wien eine fast fieberhafte Thätigkeit entwickelt und Alles, wessen er an Truppen und Material bedurfte, theils aus Frankreich, theils und hauptsächlich aus den Rheinbundstaaten herbeizuschaffen gewußt. Auch war in dieser Zeit durch französischen Seeleute, die in Kurierchaisen von Boulogne herbeigeholt wurden, aus kolossalen Baumstämmen eine neue Brücke über die Donau hergestellt worden, welche nicht mehr durch schwimmende Fahrzeuge zerstört werden konnte, und überdem erhoben sich jetzt auf der Insel Lob-Aue links und rechts von der Brücke feste Werke, deren Kanonen jeden Angriff auf sie unmöglich machten. Endlich, am 4. Juli, hatte Napoleon alle seine Vorbereitungen beendigt und am Abend dieses Tages, zwischen 8 und 9 Uhr, erhielten die Marschälle Masséna und Oudinot den Befehl, mit ihren Corps auf das jenseitige Donauufer zu marschiren. Andere Heeresabtheilungen wurden unterhalb Wien gegenüber von Großenzersdorf auf großen Barken, deren jede 300 Mann faßte, übergesetzt, und am Frühmorgen des 5. Juli standen bereits 60,000 Mann auf dem linken Flußufer. Die übrigen Truppen folgten im Laufe des Tages nach und Abends 6 Uhr stand dem französischen Kaiser seine ganze Armee von 180,000 Mann mit 600 Kanonen zur Verfügung. Sofort beschloß er, weil brennend vor Ungeduld den Tag von Aspern zu rächen, dem Erzherzoge Karl, der mit seinen 137,000 Mann und 450 Kanonen zwischen den großen Ortschaften Stammersdorf, Deutsch-Wagram und Markgrafen-Neusiedel eine feste Stellung inne hatte, noch am heutigen Abend, trotz der späten Stunde, die Entscheidungsschlacht zu liefern, und um 7 Uhr ging er zum Angriff über. Sein Plan war, das österreichische Centrum zu durchbrechen; allein so heftig auch die Franzosen stürmten, so wurden sie doch jedes Mal mit furchtbaren Verlusten zurückgeschlagen und mit Sonnenuntergang mußten sie in fluchtähnlicher Auflösung bis hinter Adlerklaa und Glinzendorf retiriren. Die Siegespalme vom Schlacht-

Digitalisiert von Google

abend des 5. gehörte also den Oesterreichern; eine andere Wendung aber nahm der Kampf am folgenden 6. Juli, wo die Franzosen die Schlacht mit Tagesgrauen erneuerten. Nachdem man nämlich bis Mittags zwei Uhr mit der furchtbarsten Erbitterung gestritten, sah der Erzherzog Karl ein, daß er wegen der Uebermacht des Feindes den Sieg unmöglich erringen könne, und beschloß sofort die Schlacht, ehe sie sich in eine Niederlage für ihn umwandle, abzubrechen. Er hatte über 30,000 Mann an Todten und Verwundeten verloren und verfügte also nur noch über 107,000 Mann. Nun mochten die Verluste Napoleons ohne Zweifel nicht geringer sein, aber, wenn auch, so blieben ihm immer noch 150,000 Mann und diesen konnte der Erzherzog mit seinen 107,000 Mann in die Länge nicht Stand halten. Um zwei Uhr Mittags ordnete also der Letztere den Rückzug an und ruhig, wie auf dem Exerzierplatz, vollführten seine Truppen den Befehl. Auch wurden sie auf ihrem Marsche kaum belästigt, denn die Franzosen hatten genug mit ihren Todten und Verwundeten zu thun und wagten es im ersten Augenblicke gar nicht, sich ihnen an die Fersen zu heften.

Man hat nachher die Schlacht von Wagram als einen großen Sieg Napoleons ausposaunt; allein wie wenig dieß der Wahrheit entspricht, geht schon aus den Kriegstrophäen hervor, welche Napoleon und der Erzherzog Karl gegenseitig eroberten. Napoleon nämlich machte 7600 Gefangene und erbeutete 9 Geschütze nebst 1 Fahne; in den Händen des Erzherzogs aber blieben außer einer gleichen Anzahl von Gefangenen 11 Kanonen, sowie 12 Adler. Abgesehen nun übrigens hievon, so folgte Napoleon dem Erzherzog, der sich langsam nach Mähren zurückzog, erst am dritten Tage nach der Schlacht, und am 11. Juli erreichte er ihn bei Znaim. Schon schritten die Franzosen zum Angriff, da erschien im Namen des Erzherzogs Karl der Fürst Anton von Lichtenstein mit einer Waffenstillstandsflagge bei den französischen Vorposten und ward sofort zum Kaiser Napoleon geführt. Letzterer erwies sich auffallender Weise sehr zuvorkommend und nach kurzer Unterhandlung wurde man über die Stillstandsbedingungen einig. Laut denselben mußten den Franzosen alle deutschen Provinzen Oesterreichs, also Kärnthen, Krain, Steiermark, Ober- und Unter-

Digitalisiert von Google

österreich, Tyrol und Vorarlberg, sowie nicht minder Istrien nebst dem nordöstlichen Ungarn und von Mähren den Znaimer und Brünner Kreis zum einstweiligen Besitz eingeräumt werden und überdem hatte der Kaiser Franz I. die zu seinen Gunsten aufgestandenen Tyroler und Vorarlberger (auf diesen Aufstand werden wir gleich nachher zu sprechen kommen) ihrem Schicksale zu überlassen. Ueber alles Sonstige sollten erst in den Friedensunterhandlungen feste Bestimmungen getroffen werden und diese selbst eröffnete man im August in Ungarisch-Altenburg. Allein wohin konnten sie führen, als nur allein zur Annahme dessen, was Napoleon dictirte? Oesterreich war nicht in der Lage neue Heere hervorzuzaubern, und wenn es dieß auch vermocht hätte, so fehlte es an einem Oberanführer, da der Erzherzog Karl augenblicklich nach Abschluß des Znaimer Waffenstillstandes für immer abdankte. Napoleon dagegen verstärkte sich täglich durch Herbeiziehung neuer Rheinbundtruppen und beutete die ihm überlassenen österreichischen Provinzen so furchtbar aus, daß er bald über immense Hülfsmittel gebot. So kam denn endlich am 14. Oktober der eigentliche Frieden — man nannte ihn später den Frieden von Schönbrunn, weil er allda unterzeichnet wurde — zu Stande und in diesem mußte sich Oesterreich selbst das Schlimmste gefallen lassen. An Bayern hatte es abzutreten die Gebiete von Salzburg und Berchtesgaden, sowie von Oberösterreich das Innviertel und einen Theil des Hausruckkreises. An Württemberg kam das Gebiet des Deutschordens mit der Hauptstadt Mergentheim, welches im Preßburger Frieden dem Erzherzog Anton zugesprochen worden war. Für sich selbst nahm Napoleon die Grafschaften Görz, das Gebiet von Montefalcone, das Gouvernement und die Stadt Triest, die Herzogthümer Krain und Kärnthen bis zur Save, sowie Fiume nebst Croatien und schuf dann aus diesen Ländern, indem er sie mit Istrien vereinigte ein Königreich Illyrien, das sofort eine speciell französische Verwaltung erhielt. An den König von Sachsen als Herzog von Warschau gingen über ganz Westgalizien, die Stadt Krakau mit Gebiet und den Zamoskar Kreis in Ostgalizien. Nicht minder wurde auch noch der Kaiser von Rußland mit einem Theile Ostgaliziens bedacht und es belief sich also der Gesammtverlust Oesterreichs auf 2050 Quadratmeilen mit etwas

Digitalisiert von Google

über $3^1/_2$ Millionen Einwohnern. Daran war es aber noch nicht einmal genug, sondern Franz I. mußte auch noch dem großen Continentalsperrebund beitreten und alle Veränderungen, die Napoleon in Italien, Spanien, Holland und Kleindeutschland entweder schon vorgenommen habe, oder noch vornehmen würde, gutheißen. Ja schließlich hatte sich die Wiener Regierung noch verbindlich zu machen, seine Armee für die nächsten zehn Jahre auf 150,000 Mann zu beschränken und sofort außer bereits erhobenen 237 Millionen noch weitere 85 Millionen Kriegscontribution zu bezahlen. Gewiß also Bedingungen, die gar nicht härter hätten sein können, denn, weil sich gar nicht erwarten ließ, daß das verarmte, entwaffnete, seiner Seeküsten beraubte und nunmehr nach allen Seiten hin offene Oesterreich je im Stande sein werde, sich wieder zur früheren Macht und Größe emporzuschwingen, bedeuteten sie nichts anderes als die Degradirung des alten Kaiserstaates zu einem Königreiche in der Bedeutung Spaniens.

Wir haben weiter oben gesagt, daß Oesterreich vor Beginn des Kriegs mit Bestimmtheit auf eine großartige Unterstützung von verschiedenen Seiten her rechnete, und wir müssen nun nachträglich sehen, was wahr und was falsch an dieser Rechnung war. Vor allem zählte man in Wien darauf, daß der Kaiser von Rußland neutral bleiben werde; allein gerade umgekehrt ließ derselbe, seinem mit Napoleon abgeschlossenen Bündnisse gemäß, ein Heer in Oesterreichisch-Galizien einrücken, was zur Folge hatte, daß diesem ein österreichisches Truppencorps entgegengestellt werden mußte. Ebenso wenig ließ sich der König Friederich Wilhelm III. zur Theilnahme an dem Krieg bewegen, denn er war zum voraus fest überzeugt, daß Oesterreich unterliegen müsse, und somit hatte man sich in Wien auch in dieser Beziehung getäuscht. Eine dritte Täuschung war es, daß man sich in Oesterreich darauf verließ, es werde mit dem Ausbruch des Kriegs zu einem allgemeinen Volksaufstand in Deutschland kommen, indem dieser Aufstand sich auf einige wenige Putsche beschränkte, welche keinen Erfolg hatten. So das tolle Unternehmen des preußischen Hauptmanns Friederich Karl von Katt, welcher Anfangs April 1809 mit Hülfe einiger abgedankten Soldaten seiner früheren Compagnie die zum Jerôme'schen Königreich gehörige Festung Magdeburg überrumpeln

Digitalisiert von Google

wollte, und am Ende froh ſein mußte, ſich nach Böhmen retten zu können. So weiter der Aufſtand, welchen zu Ende April 1809 der Oberſt Ferdinand Wilhelm Caſpar von Dörnberg unter den Bauern um Caſſel herum zu Gunſten des von Napoleon abgeſetzten Kurfürſten Wilhelm I. erregte, der aber ebenfalls mit Dörnbergs Flucht nach Böhmen endete. So ferner die militäriſche Schilderhebung des tapferen Majors Ferdinand von Schill, welcher ſich mit ſeiner Reiterſchaar von Berlin bis nach Stralſund durchſchlug, hier aber mit dem größten Theil der Seinigen der Uebermacht des Generals Carteret erlag. So endlich der kühne Zug des von Napoleon ſeines Landes beraubten Herzogs Friederich Wilhelm von Braunſchweig (des Sohnes jenes uns wohl bekannten ehemaligen preußiſchen Generaliſſimus, der bei Jena ein ſo trauriges Ende genommen), denn nachdem er mit ſeiner in Böhmen angeworbenen Freiſchaar, der gefürchteten „ſchwarzen Legion“ (ſo hieß ſie wegen der ganz ſchwarzen Uniform mit einem weißen Todtenkopf im Tſchako) bis nach Braunſchweig vorgedrungen, blieb auch ihm ſchließlich kein anderer Ausweg, als die Flucht, und glücklicherweiſe konnte er ſich mit den Meiſten ſeiner Tapferen zu Anfang Auguſt auf Schiffen, die in Elsfleth bei Bremen lagen, nach England hinüber retten. Ganz anders dagegen ſchien ſich der Aufſtand geſtalten zu wollen, welchen Oeſterreich in Tyrol zu erregen wußte, indem derſelbe bald große Dimenſionen annahm; allein er endigte deßwegen doch ebenfalls reſultatlos und die armen Tyroler hatten ihr Blut umſonſt verſpritzt. Das ſchöne Tyrol, nachdem es ſo viele Jahrhunderte hindurch zu Haus Oeſterreich gehört hatte, wurde, wie wir wiſſen, in Folge des Friedens von Preßburg zu dem neugeſchaffenen Königreich Bayern geſchlagen und darob herrſchte von Anfang an im ganzen Lande große Unzufriedenheit. Die neue Regierung, von franzöſiſchem Geiſte durchdrungen — Graf Montgelas ſtand an der Spitze — wollte die bisherigen mittelalterlichen Einrichtungen durch neue Formen und Verhältniſſe (es kam ein Heer von Schreibern nach Tyrol, um Alles nach franzöſiſchem Muſter zu nivelliren und zugleich alle möglichen neuen Steuern einzuführen) erſetzen und zugleich die Macht des Pfaffenthums, die nirgends größer war als hier, gründlich brechen. Deßwegen hob man ſofort ſämmtliche Klöſter auf

Digitalisiert von Google

und zertrümmerte alle die vielen Wegkreuze, Bildsäulen und Feldkapellen; allein die bigott aufgewachsenen Tyroler entsetzten sich förmlich über die Leichtfertigkeit dieser modernen Aufklärung und zugleich kam eine furchtbare Wuth über sie, als man anfing, ihre Söhne gewaltsam in bayerische Regimenter zu pressen, um sie gegen das angestammte österreichische Regentenhaus in's Feld zu führen. Darum erhoben sie sich auch einmüthig als sie ihr Landsmann von Hormayer, der nachher berühmt gewordene Schriftsteller, und der österreichische General Chasteler, der ebenfalls ein halber Tyroler war, im Februar 1809 im Namen des guten Kaisers Franz aufforderte, das bayerisch-französische Joch abzuschütteln, und bald sammelten sich ihre Scharfschützen unter angesehenen Männer aus dem Volke, wie Speckbacher, Schenk und Mayer, insbesondere aber unter dem Kapuziner Haspinger und dem Sandwirth von Passeyr, Andreas Hofer. Ebenso thaten aus gleichen Gründen die Brüder über dem Adlerberg drüben unter Führung des Advokaten Schneider sowie des Wirths Riedmüller, und als nun am 9. April 1809 der General Chasteler mit einem kleinen österreichischen Corps — im Ganzen noch keine 5000 Mann — in Tyrol einrückte, brach der Aufstand allgemein los. Das Glück lächelte den tapferen Männern und sie eroberten nicht blos am 12. April Innsbruck, sondern es gelang ihnen auch, die bayerischen Regimenter, welche dort in Garnison gelegen waren, mit allen Offizieren gefangen zu nehmen. Bald waren sie Herren alles Landes, die Festung Kufstein allein ausgenommen, und jetzt schickten sie eine Deputation an den Kaiser Franz nach Wien, um ihm ihre Huldigung darzubringen; der Kaiser aber nahm die Deputation auf's zuvorkommenste auf und gab ihr die feierliche Zusage daß er nie auf einen Frieden eingehen werde, der nicht Tyrol und Vorarlberg wieder an seine Monarchie knüpfe. Gleich nachher übrigens kam ein Umschwung. Unter dem Marschall Lefebvre nämlich und dem General Wrede rückte ein großes bayerisch-französisches Heer ein und drang nach dem gewonnenen Treffen bei Wörgl und Schwatz überall siegreich vor. Am 18. Mai ergab sich sogar Innsbruck und als nun in Folge dessen der feige Chasteler mit seinen Oesterreichern aus Tyrol abzog, so schien der Aufstand vollständig gedämpft. Er schien dieß

Digitalisiert von Google

um ſo gewiſſer, als die Sieger, von dem Grundſatz ausgehend, daß der Schrecken das angemeſſenſte Mittel ſei, ein Volk für immer zu entmuthigen, mit der ſcheußlichſten Barbarei und Grauſamkeit in dem eroberten Lande hausten und die Mißhandelten dieſe gemeine Schandthaten ohne Gegenwehr über ſich ergehen ließen. Marſchall Lefebvre marſchirte alſo mit dem größten Theil der Armee aus Tyrol ab, um zu dem Heere Napoleons in Wien zu ſtoßen, und ließ als Beſatzung nur den General Deroy mit 8000 Mann, meiſt Bayern, zurück. Kaum aber war dieß geſchehen, ſo griffen die Tyroler unter dem Sandwirth und ſeinem Freund Speckbacher abermals zu den Waffen und warfen ihre Dränger nach wenigen aber furchtbar blutigen Kämpfen (der blutigſte war der am Berg Iſel bei Innsbruck am 29. Mai) von neuem zum Lande hinaus. Ja ſelbſt als nun nach der Schlacht bei Wagram der Marſchall Lefebvre zum zweiten Male mit einem Heere von 50,000 Mann nach Tyrol geſandt wurde, um die rebelliſchen Bauern zu züchtigen, konnte er nicht Herr werden, ſondern mußte ſich, nachdem unter der Leitung des von den Tyrolern zu ihrem Oberkommandanten erwählten Andreas Hofer ganze Regimenter ſeiner Armee durch von den Bergen herabgerollte Felsmaſſen, ſowie noch mehr durch die ſicheren Büchſen der im Hinterhalte lauernden Schützen vernichtet worden waren, aus dem „verwünſchten Lande“, wie er es nannte, zurückziehen. Nunmehr übrigens kam der Frieden von Schönbrunn und in dieſem trat der gute Kaiſer Franz ſein getreues Tyrol, das ſich mit Gut und Blut für ihn geopfert hatte, ohne alle Bedingungen an den Kaiſer von Frankreich — ab. Die Tyroler fanden es unglaublich, daß ihr Kaiſer ſie, trotz ſeiner feierlichen Zuſage, ſo elendiglich preisgegeben habe, allein es war nur zu wahr und was wollten ſie nun machen, als jetzt unter General Drouot's Oberbefehl ganze Maſſen bayeriſcher und franzöſiſcher Truppen gegen ſie heranzogen? Es blieb ihnen, da jeder fernere Widerſtand Wahnſinn geweſen wäre, nichts übrig, als ſofort gegen Gewährung einer allgemeinen Amneſtie die Waffen niederzulegen, und hierin ging ihnen ihr Oberkommandant mit gutem Beiſpiele voran. Doch nur wenige Tage ſpäter erfuhr Letzterer, daß Tyrol nicht blos den Herrn wechſeln, ſondern auch noch in drei Theile zerriſſen und

Digitalisiert von Google

Nordtyrol an Bayern, Südtyrol aber hälftig an Italien und hälftig an Illyrien gegeben werden ſolle, und hierüber empört, forderte er ſeine Landsleute auf, von neuem die Waffen zu ergreifen. Sie thaten es, doch nicht Alle, und die Folge war, daß ſie nach kurzer Zeit trotz der tapferſten Gegenwehr unterliegen mußten. Wie man aber jetzt mit ihnen umging! Man behandelte ſie wie Straßenräuber und jedes Dorf, wo man einen Tyroler mit den Waffen in der Hand traf, wurde eingeäſchert. So blieb denn den Hervorragenderen unter den Verfolgten nichts übrig, als ſich in ſicheren Zufluchtsſtätten zu bergen und auch Andreas Hofer that ſo. Er flüchtete ſich in eine Alpenhöhle in Paſſeyr unter Schnee und Eis und durfte gewiß ſein, von den Verfolgern hier nicht aufgefunden zu werden. Aber ein Elender, der katholiſche Prieſter Donay, früher einer ſeiner Vertrauteſten, verrieth ihn für dreihundert Ducaten und nun ward es den Franzoſen leicht, ſich ſeiner (27. Januar 1810) zu bemächtigen. Man brachte ihn nach Mantua und am 20. Februar 1810 ließ ihn allda der Vicekönig Eugen auf Befehl ſeines Stiefvaters, des Kaiſers Napoleon, erſchießen. Andreas Hofer ſtarb wie ein Held, ohne ſich die Augen verbinden zu laſſen, und von nun an war Tyrol „pacificirt“, wie die Franzoſen ſich ausdrückten. So endigten die Volkserhebungen von 1809 in Deutſchland und ſo nahm ſich Oeſterreich derer an, welche zu ſeiner Vertheidigung aufgeſtanden waren.

Nach dem Frieden von Schönbrunn ſtand Napoleon auf der höchſten Stufe ſeiner Macht und wie nun ſein Herz von Stolz anſchwoll! Am ſtolzeſten aber mag daſſelbe geſchlagen haben, an jenem 2. Dezember 1809, wo er zur fünften Jahresfeier ſeiner Kaiſerkrönung ſeine ſämmtlichen Vaſallen nach Paris berief, und wo ſie ihn auch alle, die Könige von Bayern, Sachſen, Württemberg, Weſtphalen, Neapel, Holland und Spanien an der Spitze mit ſchmeichleriſcher Huldigung umringten. Nur Eines fehlte noch, um ſein Glück zu einem abſoluten zu machen, ein Sohn und Erbe, und ſofort ſtand ſein Entſchluß feſt, ſich von ſeiner bisher unfruchtbar gebliebenen Gemahlin Joſephine (ſie war eine geborene Taſcher de la Pagerie und er hatte ſie als Wittwe des Generals Beauharnais geheirathet) ſcheiden zu laſſen, um dafür eine jüngere, dem älteſten legitimen

Digitalisiert von Google

Herrscherhause Europa's angehörige Prinzessin heimzuführen. Die Scheidung erfolgte am 16. Dezember 1809 und die neuerkorne Gemahlin, Marie Louise, die älteste Tochter des Kaisers Franz I. von Oesterreich (dieser wagte es nicht, eine abschlägliche Antwort zu geben) ward ihm am 11. März 1810 angetraut. Von jetzt an kannte sein Uebermuth vollends keine Gränzen mehr und er behandelte Völker, Staaten und Kronen nur noch als Spielzeuge seiner Laune. So hatte er schon früher seinen Bruder Joseph von Neapel nach Spanien versetzt und ihm seinen Schwager Murat, den bisherigen Großherzog von Berg zum Nachfolger auf dem neapolitanischen Throne gegeben. Nun aber schenkte er das Großherzogthum Berg seinem Neffen, dem Sohne des Königs Ludwig von Holland, einem damals noch sehr jungen Knaben, und ließ das Land durch einen französischen Statthalter regieren. So vereinigte er Rom, die Residenz Pius VII. mit dem Königreich Italien und ließ den Pabst gefangen nach Frankreich bringen. So zwang er etwas später seinen Bruder Ludwig, den oben genannten König von Holland, als „widerspenstig" zur Abdication und vereinigte diesen Staat (am 9. Juli 1810) mit dem Kaiserthum Frankreich. So wurde Letzterem gleich nachher auch Wallis einverleibt und zwar ganz einfach deßwegen, weil der Bau der Simplonstraße es nöthig mache. So gebot er dem Fürstenprimas des Rheinbundes, Dalberg, seine Residenz Regensburg an Bayern abzugeben und machte ihn dafür zum Großherzog von Frankfurt. So schenkte er das nördliche Hannover, das bisher unter französischer Verwaltung gestanden, am 14. Januar 1810 seinem Bruder Jerôme, dem König von Westphalen; besann sich aber gleich darauf wieder eines Anderen und schlug dasselbe zugleich mit den Hansestädten Hamburg, Lübeck und Bremen als neue Provinz zu Frankreich selbst. Ja sogar, drei souveraine Rheinbundstaaten, die er doch selbst geschaffen, das Herzogthum Oldenburg so wie die Gebiete des Herzogs von Ahremberg und des Fürsten von Salm-Kyrburg, wurden damals, im Dezember 1810, durch seinen Machtspruch dem französischen Kaiserreich einverleibt, denn er wollte, um dem Schmuggel mit englischen Waaren ein Ende zu machen, die Mündungen der Ems, der Weser und der Elbe durch französische Douaniers überwachen lassen. Kurz Napoleon modelte

Digitalisiert von Google

die europäiſche Landkarte jeden Augenblick ganz nach ſeiner Willkür um, und die Fürſten und Völker mußten ſeiner ſchrankenloſen Deſpotie ohne Widerrede Gehorſam leiſten. Allein, merkwürdig, gerade jetzt, wo ſeine Majeſtät an den Himmel zu reichen ſchien, zeigten ſich die Spuren des kommenden Zerfalls und dieſe wurden beſonders in Deutſchland ſichtbar.

Wo blieben denn die napoleoniſchen Siege von ehedem? Es iſt richtig, auch im letzten Kriege hatte er ſchließlich die Oberhand errungen, aber er errang ſie nur durch ſeine Uebermacht und dann nicht einmal in entſcheidender Weiſe. Ueberdem war er nicht gezwungen geweſen, bei Aſpern zurückzuweichen und glich dieſer Rückzug nicht beinahe einer Niederlage? Das war nicht mehr der alte unbeſiegbare Napoleon, oder ſollten ſeine Gegner vielleicht andere geworden ſein? Sollten ſie das Schlagen von ihm gelernt haben? Weiter, er konnte jetzt ſeine ganze Macht gegen Spanien verwenden und dieſes war ein verhältnißmäßig kleines und wenig bevölkertes Land — warum gelang es ihm denn nicht, es bleibend zu unterwerfen? Warum hatten ſelbſt die Tyroler, dieſe Handvoll Männer, ſich Monate lang gegen ſeine Heere behaupten können? In dieſem Allem lagen ſchlimme Symptome für die Fortdauer der Napoleoniſchen Weltherrſchaft; ein noch weit ſchlimmeres Symptom aber war der antinapoleoniſche Geiſt, der Geiſt des Zorns und des Haſſes gegen die napoleoniſche Unterdrückung, der durch alle deutſchen Lande ging. Man denke ſich die furchtbar verderblichen Folgen, welche die Continentalſperre haben mußte. Napoleon wollte durch dieſelbe England wirthſchaftlich zu Grunde richten; aber er vernichtete damit den deutſchen Handel vollſtändig und faſt keine Familie konnte mehr die theuren Preiſe aufbringen, welche die Colonialwaaren jetzt koſteten. Um ſo intenſiver nahm der Schmuggel überhand und mit dem Schmuggel kam die Spionage, die Angeberei, die Beſtechung, die Sittenverderbniß. Man denke ſich ferner die Lage jener deutſchen Länder, welche Napoleon dem franzöſiſchen Reiche einverleibt hatte. Sie waren alle urdeutſch und jetzt herrſchten über ſie franzöſiſche Beamte, die nach franzöſiſchen Geſetzen in franzöſiſcher Sprache verfuhren. Man verſetze ſich drittens in den Seelenzuſtand der Väter und Mütter jener Tauſende von Jünglingen,

Digitalisiert von Google

welche als Contingente der Rheinbundsfürsten für einen fremden Despoten ihr Blut verspritzen mußten und meist in fernen Landen ihr Grab fanden. Man denke sich viertens die ewigen Durchzüge französischer Heere durch Deutschland und die nothwendig mit den Einquartierungen verbundenen Soldatenexcesse. Man denke sich endlich den tödtlichen Druck, welchen Napoleon in Allem und Jedem ausübte, und wie er allüberall, als hätte er nur Knechte und Sklaven vor sich, deutsche Sitten, deutsches Gesetz und deutsches Ehrgefühl mit Füßen trat. Man denke sich dieß und nun frage ich, konnte daraus etwas Anderes hervorgehen, als Zorn, Haß und Rachedurst?

Doch nun, wie verhielten sich hiezu die deutschen Regierungen? Die Rheinbundfürsten waren, wie wir wissen, ohne Ausnahme Geschöpfe Napoleons und als solche behandelte er sie. Es ist richtig, sie bersteten fast vor Hochmuth auf ihre neue Souverainetät und in Manchem von ihnen mag deßhalb der Zorn gekocht haben, wenn ihm Napoleon nur kurzweg wie einem Untergebenen Befehle ertheilte. Aber sie gehorchten doch alle blindlings, denn sie wußten, daß er ihnen die Existenz ebenso gut nehmen könne, als er sie ihnen gegeben hatte. Ueberdem waren sie nicht soeben in Folge des Friedens von Schönbrunn mit neuem Länderzuwachs (Bayern bekam Salzburg, Berchtesgaden, das Innviertel und Regensburg, im Ganzen 300 Quadratmeilen mit 700,000 Einwohnern, und mußte dafür an Württemberg Ulm, Buchhorn, Tettnang, Ravensburg und Leutkirch, zusammen 80 Quadratmeilen mit 200,000 Einwohnern abtreten; Württemberg aber überließ an Baden die Grafschaften Nellenburg und Hornstein mit 30,000 Seelen und so war der Zuwachs der drei Länder ein ganz verhältnißmäßiger) beglückt worden? Für eine solche Wohlthat konnte man sich schon viel gefallen lassen und deßwegen blieben die Rheinbundfürsten nicht blos nach wie vor die getreuen Satelliten ihres großen Protectors, sondern sie boten auch Allem auf, um den antinapoleonischen Geist, der durch die Welt ging, zu bannen. Zu diesem Behufe führten sie die strengste Censur ein, und jedes Buch, jede Brochure, jede Zeitung, überhaupt alles Gedruckte wurde unbarmherzig confiscirt, wenn etwas Mißfälliges darin stand. Zu diesem Behufe besoldeten sie servile Scribler, um das Lob Napoleons in die Welt

Digitalisiert von Google

hinauszuposaunen, und leider fanden sich immer solche Elende, welche dieß für den gebotenen Sündenlohn übernahmen. Zu diesem Behufe richteten sie die Polizei in ihren Landen nach französischem Vorbilde ein und ihr großer Protektor sandte ihnen Musterspürnasen, welche alle ihre Städte und Dörfer mit Spionen zu versehen verstanden. Zu diesem Behufe wurden alle politischen Gespräche in Wirthshäusern, auf der Straße, wo es war, auf's strengste untersagt und wer das Verbot übertrat, mußte ohne Gnade in's Gefängniß wandern. Zu diesem Behufe führte man ein bestens organisirtes System der Brieferöffnung auf allen Postanstalten ein und sobald man in einem Schreiben etwas Verfängliches fand, holte man den Absender bei Nacht und Nebel durch Gensdarmen aus seiner Behausung, um ihn seinen Frevel auf der nächsten Festung abbüßen zu lassen. Zu diesem Behufe erschien in allen Rheinbundstaaten auf Befehl Napoleons eine Verordnung, daß künftighin „um dem beständigen Murren ein Ende zu machen," Jeder, der es wage, an den Rheinbundsprotector eine Klag- oder Bittschrift einzureichen, Militärexecution erhalten werde. Zu diesem Behufe endlich wußte man durch Geld nur zu Viele, selbst aus den höheren Ständen, dafür zu gewinnen, daß sie in Familienkreisen die Patrioten spielten, um so den übrigen Anwesenden die Zunge zu lösen und dann an geeigneter Stelle Alles wieder zu referiren, was man gehört hatte. Durch solche Mittel suchte man den antinapoleonischen Geist zu bannen; allein nur um so tiefer wurzelte er in den Gemüthern, weil man sich äußerlich so viel Zwang anthun mußte, ihn nicht merken zu lassen.

Fast ebenso schlimm, wenn nicht schlimmer, stand es damals im Kaiserthum Oesterreich. Mit dem Frieden von Schönbrunn trat der franzosenfeindliche Graf Stadion vom Ruder ab und sein Nachfolger wurde der Graf Clemens Wenzel von Metternich, der hernachmals in den Fürstenstand erhoben worden ist. Man hatte keinen Grund von seinen geistigen Capacitäten eine allzuhohe Meinung zu hegen, allein er besaß eine merkwürdige Geschmeidigkeit und wußte die neue Familienverbindung Napoleons mit dem Hause Habsburg vortrefflich zu benützen, um dessen gute Gesinnungen für das österreichische Kaiserreich stets ungetrübt zu erhalten. Deßwegen duldete er es ebensowenig,

Digitalisiert von Google

als die Rheinbundfürsten, daß irgendwie der antinapoleonische Geist sich geltend mache, und seine Mittel — Censur, Spionage, Verletzung des Briefgeheimnisses u. s. w. — waren ganz dieselben wie in den Rheinbundstaaten. So gelang es ihm die auswärtigen Beziehungen Oesterreichs bald in eine leidliche Ordnung zu bringen; um so schlimmer aber stand es um die inneren Angelegenheiten. Die Schuldenlast des Staates, schon vorher übergroß, war durch den letzten Krieg eine immense geworden und man hatte nur allein an Staatspapiergeld 1060 Millionen (genau: 1060,798,753) Gulden ausgegeben. Wie sollte man sich da helfen? Es blieb nichts übrig, als der Staatsbanquerott und somit setzte man am 15. März 1811 frischweg die Zinsen der öffentlichen Schuld auf die Hälfte, die Bankzettel aber auf den fünften Theil ihres Nennwerths herab. Wohlverstanden aber, weder dieser fünfte Theil, noch die auf die Hälfte reducirten Zinsen zahlte man baar, weil man kein Baargeld hatte, sondern man creirte dafür ein neues Papiergeld, die sogenannten „Einlösungsscheine", welche später den Namen „Wiener Währung" erhielten. Dadurch kamen Hunderttausende an den Bettelstab und andere Hunderttausende verloren wenigstens die Hälfte ihres Vermögens; allein der Graf Metternich fuhr deßhalb doch fort, mit der heitersten Miene von der Welt seine brillanten Gesellschaften zu geben.

Ganz anders benahm sich in jenen verhängnißvollen Jahren die preußische Regierung. Man war sich in den maßgebenden Kreisen nur zu gut bewußt, wie furchtbar schwach der preußische Staat durch den Kaiser Napoleon gemacht worden sei, und man that also Alles, um den Zorn des Allgewaltigen nicht von neuem herauszufordern. So blieb, um nur Einiges anzuführen, Friederich Wilhelm III. in dem österreichisch-französischen Krieg von 1809 stricte neutral, und wies alle Betheiligungsaufforderungen Oesterreichs zurück. So gab man sich alle erdenkliche Mühe, um die bewußten Wechsel und Pfandbriefe zur rechten Zeit einzulösen, und übertrug dem General Kalkreuth blos deßhalb den Gesandtschaftsposten in Paris, weil er eine bei Napoleon sehr beliebte Persönlichkeit war. So erließ am 31. Dezember 1809 Friederich Wilhelm III. eine Cabinetsordre, welche den Tugendbund auflöste, denn man wußte, daß man damit dem fran-

Digitalisiert von Google

zösischen Kaiser einen großen Gefallen erwies. So endlich sprach — ebenfalls im Dezember 1809 — Napoleon kaum den Wunsch aus, daß Friederich Wilhelm III. seine Residenz von Königsberg nach Berlin zurückverlegen möge, so erfüllte der preußische König diesen Wunsch, obwohl es ihm äußerst hart ankommen mußte, in einer Stadt zu residiren, die immer noch eine französische Besatzung hatte. Wenn aber Friederich Wilhelm III. in diesem Allem die größte Nachgiebigkeit gegen den französischen Imperator an den Tag legte, so that er es nur, um desto ungehinderter die Regeneration des preußischen Staates durchführen zu können, und zu diesem Behufe berief er am 6. Juni 1810 — statt Altensteins, der seinem hohen Posten, wie wir wissen, nicht gewachsen war — den Grafen Hardenberg unter dem Titel eines Staatskanzlers von neuem an die Spitze der Geschäfte. Er that es übrigens nicht, ohne vorher die Genehmigung Napoleons einzuholen, und diese gewann er dadurch, daß er demselben vorstellen ließ, der neue Premier (auf welchen der französische Imperator früher sehr schlimm zu sprechen war) dürfte schon deßwegen, weil er seiner Zeit den Frieden von Basel abgeschlossen habe, am besten dazu geeignet sein, die Interessen Frankreichs und Preußens zu verbinden. Nunmehr wurden augenblicklich die Stein'schen Reformen wieder aufgenommen und um sie durchzuführen, umgab sich der Staatskanzler mit lauter Männern, welche gleiche Gesinnungen hegten. Freilich ohne Gewalt kam man dabei nicht zurecht, denn der Adel, dessen Privilegien abgeschafft wurden, und die hohe Geistlichkeit, deren Güter man einzog, widersetzten sich aus allen Kräften. Allein der Staatskanzler ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern blieb unabänderlich bei der Doppelmaxime, einmal daß jeder Unterthan die Freiheit haben müsse, seine Kräfte zu entwickeln, ohne durch die Willkür eines Andern daran verhindert zu werden, und sodann, daß alle Unterthanen die öffentlichen Lasten gemeinsam, ohne größere Belastung des Einen oder des Andern, zu tragen hätten. Das Ziel war: Neuaufbau des preußischen Staats durch Entfernung aller der Einrichtungen aus vergangenen Tagen, welche sich längst überlebt hatten, und damit ging also natürlich auch die Neugestaltung des Heeres Hand in Hand. „Die Stärke desselben dürfe 42,000 Mann nicht übersteigen", lautete

Digitalisiert von Google

das Dictat Napoleons, und da man wußte, daß ſeine Spione ihre Augen überall hatten, ſo hütete man ſich wohl, dieſe Zahl zu überſchreiten. Allein man half ſich damit, daß man alle ausgehobenen Soldaten — und alle Söhne des Staates waren gleichmäßig wehrpflichtig —, ſobald ſie gehörig eingeſchult waren, ſofort wieder entließ, um ſie mit neuen Recruten zu erſetzen. So wurde die Stärke der Armee verdreifacht, ohne daß man franzöſiſcherſeits Kenntniß davon bekam, und ebenſo ſtill und heimlich ſorgte man für Waffen und ſonſtige Ausrüſtungsgegenſtände. Wenn man nun aber in ſolcher Weiſe die Mittel zur einſtigen Befreiung vom franzöſiſchen Joche ſchuf, iſt es da wohl denkbar, daß man in Preußen durch die nämlichen ſchlechten Mittel, wie in den Rheinbundſtaaten, den antinapoleoniſchen Geiſt unterdrückte? Gewiß man ſorgte dafür, daß jede Provocation des übermächtigen franzöſiſchen Deſpoten vermieden wurde; aber es gab Niemanden, der das freie patriotiſche Wort in Freundeskreiſen verrathen hätte, und ſelbſt in die Oeffentlichkeit drang jenes Wort, wie Fichte's Reden an die deutſche Nation (die übrigens Napoleon als ideologiſchen Unſinn belächelte) genugſam beweiſen.

Viertes Kapitel.

Die Freiheitskriege und die beiden Pariſer Friedensſchlüſſe.

(1812—1815.)

In Tilſit und Erfurt ſchienen Alexander I. und Napoleon ſich für ewige Zeiten an einander gebunden zu haben; aber nach kurzem ſchon lockerte ſich die Freundſchaft, und die erſte Veranlaſſung hiezu gab die Vergrößerung des Herzogthums Warſchau, welche Napoleon nach dem Frieden von Schönbrunn vornahm. Natürlich, denn Alexander I. erblickte darin nichts anderes, als den Anfang der Wiederherſtellung des früheren Polenreichs, deſſen größere Hälfte er zu Rußland geſchlagen hatte. Noch größeren Zorn empfand er darüber, daß

Digitalisiert von Google

Napoleon im Dezember 1810 das Herzogthum Oldenburg in der gewaltthätigsten Weise mit Frankreich vereinigte, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß der Thronerbe des Oldenburger Herzogs der Gemahl der Großfürstin Katharina, der Schwester Alexanders I., war. Am schwersten übrigens drückte den russischen Kaiser der allgemeine Nothschrei, welcher von der gesammten russischen Kaufmannschaft über die Continentalsperre erhoben wurde, und daß dieser Nothschrei kein erkünstelter war, bewiesen die vielen Banquerotte in Moskau und St. Petersburg. Somit ließ Alexander I. einen neuen Zolltarif ausarbeiten, und dieser, kraft dessen alle Colonialwaaren unter neutraler Flagge zugelassen wurden, während dagegen die französischen Producte zum Schutz der inländischen Industrie einen hohen Zoll bezahlen mußten, trat am letzten Dezember 1810 in's Leben. Dadurch aber fühlte sich Napoleon auf's tiefste beleidigt und sein Zorn steigerte sich noch, als Alexander die geforderte Zurücknahme des Zolltarifs kurzweg ablehnte. So konnte man schon im Sommer 1811 nicht mehr darüber im Zweifel sein, daß es demnächst zwischen Rußland und Frankreich zum Bruche kommen werde, und zwar um so weniger, als Alexanders I. Mutter, die Kaiserin-Wittwe Maria Feodorowna, welche einen großen Einfluß auf ihren Sohn ausübte, den „Emporkömmling" Napoleon auf's bitterste haßte.

Doch, wenn es nun zum Bruche kam, auf welche Seite sollte sich Deutschland stellen, das, weil zwischen Rußland und Frankreich mitten inne liegend, unmöglich neutral bleiben konnte? Nun die Rheinbundstaaten, als Schöpfungen Napoleons, brauchten sich natürlich nicht lange zu besinnen und auch die österreichische Regierung wußte von Anfang an, wohinaus sie wollte. Der Graf Metternich hatte ja dort die Zügel in der Hand und wie dieser Staatsmann dachte, haben wir schon früher berichtet. Als daher Napoleon auf Entscheidung drang, weigerte sich Metternich nicht einen Augenblick lang, ihm 30,000 Mann Hülfstruppen zu stellen, und machte nur die einzige Bedingung, daß diese Truppen ein geschlossenes Corps unter einem eigenen Commandanten, dem Fürsten von Schwarzenberg bilden dürften. So wurde am 14. März 1812 zu Paris abgemacht und Napoleon versprach noch, seinen Schwiegervater, den Kaiser

Digitalisiert von Google

Franz, nach beendigtem Kriege für die aufgewendeten Koſten durch Gebietszuwachs gehörig zu entſchädigen. Weit ſchwieriger fiel es der preußiſchen Regierung, auf das Andrängen Napoleons ſofort eine beſtimmte Antwort zu geben. Die perſönlichen Sympathieen Friederich Wilhelms III. waren für den Kaiſer von Rußland und ohnehin verlangten alle preußiſchen Patrioten mit Scharnhorſt und Gneiſenau an der Spitze, daß man den Kampf mit den verhaßten Unterdrückern Deutſchlands erneure. Allein nach kurzem Schwanken ſah der Staatskanzler Hardenberg, das Haupt der Regierung, doch ein, daß es „für jetzt“ noch ein allzutolles Wagniß ſein würde, dem franzöſiſchen Kaiſer den Handſchuh hinzuwerfen (dieſer hielt, wie bekannt, die Feſtungen Stettin, Küſtrin und Glogau, ſowie Danzig mit ſtarken Truppenkörpern beſetzt und konnte, wenn er aus den angränzenden Ländern Sachſen, Weſtphalen und Warſchau noch weitere Diviſionen herbeizog, Preußen Monate lang vorher erdrücken, ehe die Ruſſen nur an der Gränze angekommen waren) und ſchloß ſomit einen ganz ähnlichen Vertrag, wie Oeſterreich, mit Napoleon ab. Der König von Preußen verpflichtete ſich zur Stellung eines Hülfscorps von 20,000 Mann; Napoleon aber räumte ein, daß dieſe Truppen ein abgeſondertes Corps (unter dem General York) bilden durften. Nicht minder verſprach der franzöſiſche Kaiſer Preußen nach beendigtem Kriege durch die Schenkung eines Stücks von Kurland oder Litthauen zu vergrößern; dagegen aber mußte Friederich Wilhelm III. ſich dazu verſtehen, die franzöſiſchen Heere auf dem Durchmarſch nach Rußland auf ſeine Koſten zu verpflegen. In ſolcher Weiſe ſchloß der preußiſche Staatskanzler mit Napoleon ab und der Verſtand muß es zugeben, daß er der damaligen Sachlage nach froh ſein mußte, ſo wohlfeilen Kaufs davon zu kommen. Im preußiſchen Heere jedoch entſtand unter den Offizieren darob, daß ſie Seite an Seite mit ihren Todfeinden, den Franzoſen, fechten ſollten, eine große Gährung, und ihrer dreihundert, Blücher, Scharnhorſt, Gneiſenau, Boyen und Clauſewitz voran, nahmen ſofort ihre Entlaſſung. Ja die Meiſten von ihnen eilten nach St. Petersburg, um ſich in die ruſſiſche Armee einreihen zu laſſen, und waren dort ebenſo willkommen, als früher ſchon der General Pfuel, die Seele des ruſſiſchen Generalſtabs.

Digitalisiert von Google

Die Verträge Preußens und Oesterreichs mit Napoleon waren ein harter Schlag für den Kaiser von Rußland, denn dieser hatte die Hoffnung gehegt, sie für sich gewinnen zu können. In anderer Richtung dagegen standen seine Angelegenheiten vortrefflich. Nachdem er sich nämlich seit Jahren schon mit England (wegen der Continentalsperre), mit Schweden (wegen Finnland) und mit der Türkei (wegen den Donaufürstenthümern) im Kriegszustand befunden, gelang es ihm in Folge seines Zolldekrets vom Dezember 1810, sich im Verlaufe des Jahrs 1811 mit England vollständig auszusöhnen und diesem ersten Freundschaftsschluß folgte sofort am 24. März 1812 ein zweiter mit Schweden, indem sich dessen damaliger factischer Regent, der frühere Marschall Bernadotte, welchen der altersschwache König Karl XIII. zu seinem Thronnachfolger ernannt hatte, damit zufrieden gab, daß ihm Alexander I. und England statt Finnlands das bis jetzt noch zu Dänemark gehörige Norwegen garantirten. Am 28. Mai 1812 aber kam durch Englands Vermittlung auch noch eine Versöhnung mit der Türkei zu Stande und nun konnte der russische Kaiser seine ganze militärische Macht gegen Frankreich verwenden.

Die formelle Kriegserklärung erfolgte erst am 22. Juni 1812; allein schon lange zuvor, gleich mit dem Beginn des Frühjahrs hatte Napoleon seine Truppenmassen gegen Osten hin in Bewegung gesetzt. Und welch' eine anstaunenswerthe Armee war dieß! Einmal in Beziehung auf ihre Größe, denn sie zählte im Ganzen 620,000 Mann mit 187,000 Pferden und ihr folgte ein ebenso riesiger Troß von Handwerkern, Krankenpflegern, Dienern und Weibern jeder Art. Sodann in Hinsicht ihrer Zusammensetzung, denn sie bestand außer den Franzosen, welche das Hauptcontingent stellten, aus 100,000 Mann Rheinbundtruppen, 30,000 Oesterreichern, 20,000 Preußen, 20,000 Polen, 40,000 Italienern, 5000 Spaniern und Portugiesen, 6000 Holländern und endlich 4000 Illyriern und Dalmatiern. Schließlich in Betreff ihrer Kriegstüchtigkeit, denn die Soldaten selbst hatten fast ohne Ausnahme ihre drei, vier Feldzüge mitgemacht und an ihrer Spitze standen Generale, welche sich, wie die Marschälle Ney, Davoust, Oudinot, Junot, Victor, Macdonald, Augereau, Mortier, Lefebvre, Bessières, Murat, Vicekönig Eugen und Fürst

Digitalisiert von Google

Poniatowski längſt einen Namen in der Welt gemacht hatten. Gewiß mit einer ſolchen Armee war der franzöſiſche Kaiſer, der erſte Kriegsfürſt damaliger Zeit, berechtigt, ſich für unüberwindlich zu halten, beſonders wenn er einen Vergleich mit ſeinem Gegner anſtellte. Die ruſſiſchen Kriegsrüſtungen nämlich waren weit hinter dem zurückgeblieben, was die bekannte ruſſiſche Großſprecherei ausposaunt hatte, und wenn man auf dem Papier eine halbe Million Krieger zählte, ſo belief ſich die Effectivſtärke im Sommer 1812 auf noch nicht viel mehr als 200,000 Mann. Etwas dagegen, was durch nichts ausgeglichen werden konnte, hatten die Ruſſen für ſich, den koloſſalen Gegenſatz ihres Vaterlandes zu den übrigen europäiſchen Ländern. Bis jetzt war Napoleon gewohnt geweſen, den Krieg durch den Krieg zu nähren, und in ſolch' fruchtbaren, dichtbevölkerten Ländern wie Italien, Deutſchland und Oeſterreich hatte dieß keine allzugroße Schwierigkeiten gehabt. Wie ganz anders aber in Rußland! Da ſah man auf weite, weite Strecken nur Wälder, die kein Ende nehmen wollten, und ebenſo weite Strecken beſtanden aus Sumpf oder See. Bewohnte Orte fanden ſich in nur geringer Zahl vor und ſelbſt in dieſen wenigen konnte man, bei der Aermlichkeit des Bodenbaus, auf keine Vorräthe rechnen. Man mußte alſo Alles, weſſen die Armee — Menſchen und Pferde — bedurfte, nachſchleppen; allein wie wollte man dieß bewerkſtelligen, da es weder ſchiffbare Flüſſe, noch Landſtraßen gab, die bei ſchlechtem Wetter practikabel geweſen wären? Endlich noch, wenn der Winter kam, der kalte nordiſche Winter mit ſeinen Schnee- und Eismaſſen, dann hielt es kein Deutſcher, viel weniger ein Franzoſe oder Italiener im Freien aus, und die Armee, welche Napoleon kommandirte, ſah ſich dann außer Standes, irgend eine Bewegung zu machen. Das waren Schwierigkeiten, welche ſelbſt der größte Sterbliche nicht beſiegen konnte; allein der Kaiſer Napoleon blieb blind für ſie, weil ihn der Machtſchwindel längſt des klaren Blickes beraubt hatte. Am 9. Mai 1812 verließ er alſo mit den ſtolzeſten Hoffnungen Paris, um ſich zur Armee, die bereits tief innen in Deutſchland ſtand, zu begeben, und am 16. Mai traf er in Dresden ein. Hier nahm er die Huldigungen ſeiner Verbündeten und Vaſallen mit der Miene eines Halbgottes in Empfang und traf zu-

Digitalisiert von Google

gleich für die Aufstellung und den Weitermarsch der Armee die letzten Anordnungen. Dem linken Flügel unter dem Marschall Macdonald (bei diesem befand sich das preußische von York kommandirte Corps) überwies er die Aufgabe gegen die anrückenden Schweden Front zu machen und zugleich Kurland mit Riga zu erobern. Der rechte Flügel, bestehend aus den von einem sächsisch-französischen Corps verstärkten Oesterreichern unter Schwarzenberg, sollte Weißrußland mit der Hauptstadt Minsk wegnehmen und dann in Großrußland einrücken. Den Oberbefehl über das Centrum oder die Hauptarmee übernahm Napoleon persönlich und seine Absicht war, über Wilna, Witebsk und Smolensk geradezu auf Moskau loszugehen, um in dieser uralten Hauptstadt des russischen Reichs dem Czaren den Frieden zu dictiren. Am 29. Mai verließ er Dresden und am 2. Juni erreichte er Thorn. Dann ging's weiter über Danzig, Königsberg und Gumbinnen nach Wilkowisky und von hier aus schleuderte er eine Proclamation in die Welt, in welcher er sich vermaß, Rußland so zu demüthigen, daß es künftig nicht mehr im Stande sein werde, in den europäischen Angelegenheiten ein Wort mitzusprechen. Den Tag darauf überschritt er mit seiner Armee den Njemen (die Memel) und am 28. Juni zog er, ohne Widerstand gefunden zu haben, in Wilna, der Hauptstadt Litthauens, ein. Das russische Hauptheer nämlich, dessen Führung Alexander I. dem Liefländer Barclay de Tolly anvertraut hatte, zog sich, statt eine Schlacht zu wagen, langsam vor den Franzosen zurück, um diese immer weiter ins Innere des ungeheuren russischen Reichs hineinzulocken und ihnen dadurch die Verproviantirung immer unmöglicher zu machen. So hatte der preußische General Pfuel dem russischen Oberanführer gerathen, und daß der Rath gut war, zeigte sich sogleich, denn die französische Armee begann bei der Unmöglichkeit, auf den grundlosen Wegen — es regnete beständig — mit schwerem Fuhrwerk durchzukommen, bereits auf dem Marsche nach Wilna Mangel an Lebensmitteln und Fourage zu leiden. Ja so sehr litt sie Mangel, daß über 10,000 Pferde daraufgingen und mehr als dreimal so viel Soldaten in den Spitälern zurückgelassen werden mußten! Napoleon blieb also in Wilna längere Zeit rasten, um Alles wieder in Ordnung zu bringen, und erst am 16. Juli brach er

Digitalisiert von Google

von neuem in der Richtung nach Moskau auf. Am 28. Juli erreichte die Armee, nachdem sie unterwegs aus Mangel an Verpflegung wieder die größten Verluste erlitten hatte, Witebsk, aber die Hoffnung, hier endlich auf den Feind zu stoßen, schlug abermals fehl. Wiederum rastete hier Napoleon, um die Nachfuhr der Vorräthe besser zu organisiren, und erst am 13. August ward der Weitermarsch angetreten. Inzwischen hatte Barclay de Tolly bei Smolensk eine bedeutende Verstärkung unter Bragation an sich gezogen und nun drängten ihn die Altrussen unter seinen Offizieren, den Großfürsten Constantin an ihrer Spitze (ihr Nationalstolz konnte das ewige Zurückweichen nicht ertragen), sich endlich den Franzosen zu stellen. In Folge dessen kam es am 17. August zur Schlacht bei Smolensk und der furchtbare blutige Kampf endigte erst am späten Abend, ohne daß der eine oder der andere Theil sich des Sieges rühmen konnte. Doch zogen sich die Russen noch in der Nacht zurück, weil Smolensk an allen Ecken brannte, und Napoleon selbst folgte ihnen nach wenigen Tagen, indem die verlassene Stadt ihm keinen Ruhepunkt bot. Merkwürdig übrigens, wie er nun seine Truppen musterte, fand er nur noch 155,000 kampffähige Soldaten; so sehr hatten das schlechte Wetter, das ewige Campiren im Freien und die Erbärmlichkeit der Verpflegung zusammen mit dem Schlachttag von Smolensk ihre Reihen gelichtet. Um diese Zeit wurde Alexander I. durch die altrussische Partei, welche in der Kaiserin-Mutter eine starke Fürsprecherin fand, bewogen, der Armee statt des „Ausländers" Barclay de Tolly in dem alten Feldmarschall Kutusow, einem ächten Vollblutrussen, hinter welchem man einen zweiten Suworoff witterte, einen neuen Oberanführer zu geben, und wie dieser nun seinen Posten übernahm, erklärte er sogleich, daß er den Franzosen, diesen eingedrungenen Barbaren, eine Entscheidungsschlacht liefern werde. Sofort nahm er seine Stellung dicht an der Straße nach Moschaisk und Moskau, in der Nähe des Orts Borodino, wo sich das Flüßchen Kalotscha in die Moskwa ergießt, und am 5. September rückten die Franzosen heran. Am 6. bereitete man sich von beiden Seiten zum Kampfe vor und am 7. in der Früh begann die Schlacht, die schrecklichste, die seit der Erfindung des Schießpulvers gekämpft worden ist. Von beiden Seiten nämlich — die

Digitalisiert von Google

Kräfte waren faſt gleich — ſchlug man ſich mit einer Wuth, die der wilden Thiere glich und am Abend lagen über 80,000 Krieger todt oder verwundet auf dem Schlachtfeld. Allein brachte der Tag eine Entſcheidung? Nicht im Geringſten, denn wenn auch die Franzoſen das Schlachtfeld behaupteten, ſo waren ſie dagegen nicht im Stande die Ruſſen, welche ſich in beſter Ordnung nach der Kaiſerſtadt Moskau zurückzogen, zu verfolgen. Erſt am 11. September brach Napoleon wieder auf und am 14. erreichte er Moskau. Er glaubte hier mit Kutuſow von neuem kämpfen zu müſſen; allein dieſer hatte ſich, nachdem er mit dem Grafen Roſtopſchin, dem Gouverneur von Moskau, eine lange Unterredung gehabt, weiter ſüdwärts gezogen und an der Ocka, zwiſchen Tula und Kaluga, eine feſte Stellung eingenommen. So konnten denn die Franzoſen ungeſtört in Moskau einziehen; doch welch' ein eigenthümliches Gefühl beſchlich ſie, als ſie ſofort fanden, daß die ganze Stadt von der Einwohnerſchaft verlaſſen ſei! Gewiß, von den 400,000 Menſchen, die ſonſt hier ihre Heimſtätte hatten, waren höchſtens 10,000, meiſt der ärmſten Klaſſe, zum Theil ſogar der Verbrecherzunft angehörig, zurückgeblieben und alle beſſeren Häuſer ohne Ausnahme ſtanden leer. Schon das war furchtbar genug, denn ſtatt einer an Vorräthen reichen Stadt, in der man gehofft hatte, bequeme Winterquartiere zu bekommen, fand man eine öde, verlaſſene. Aber das Furchtbarſte ſollte erſt folgen. Noch am Abend des 14. September brach an allen Enden und Ecken der Stadt zu gleicher Zeit Feuer aus und am 15. in der Früh war die ganze ungeheure Metropole in ein einziges Flammenmeer gehüllt. Man ſuchte nach Feuerſpritzen; aber nirgends fanden ſich ſolche und die ganze furchtbare Wahrheit kam nun zu Tage. Der Graf Roſtopſchin hatte mit Kutuſow verabredet, die ruſſiſche Hauptſtadt der Vernichtung Preis zu geben, um es den Franzoſen unmöglich zu machen, in derſelben Winterquartiere zu nehmen, und auf ſeinen Befehl wurde Moskau, nachdem er alle Löſchwerkzeuge vernichtet und die Einwohner gezwungen hatte, ſich mit dem Beſten, was ſie beſaßen, zu flüchten, durch freigelaſſene Sträflinge in allen Quartieren zugleich angezündet. Am 20. September erloſch der Brand in ſich ſelbſt; allein neun Zehntheile

Digitalisiert von Google

der herrlichen Stadt lagen zerstört und die Straßen waren vor Schutt und Trümmern nicht mehr erkennbar.

Daran, in Moskau zu überwintern, konnte also Napoleon jetzt nicht mehr denken, und wenn er klug gewesen wäre, würde er augenblicklich, ehe der Winter kam, den Rückzug angetreten haben. Allein er setzte es sich in den Kopf, daß die Russen, weil er bis nach Moskau vorgedrungen sei, sich nach Frieden sehnen müßten, und schickte also den General Lauriston mit seinen Anträgen in Kutusow's Hauptquartier. Auch nahm in der That der listige Russe den Unterhändler sehr gut auf und versprach, die Anträge, von ihm befürwortet, eiligst an den Kaiser Alexander absenden zu wollen. In Wahrheit jedoch berichtete er in umgekehrtem Sinne an den Czaren, denn es war ihm nicht um den Frieden, sondern darum zu thun, die französische Armee so lange als möglich in Moskau festzuhalten. Alexander I. selbst war eine Zeitlang unentschlossen, da ihn das Vordringen Napoleons bis in's Herz von Rußland tief erschüttert hatte, allein in dieser drangvollen Zeit ward ihm ein Rathgeber, wie er sich keinen ausgezeichneteren wünschen konnte. Schon vor einigen Monaten nämlich hatte er den Freiherrn von Stein, jenen gewaltigen Staatsmann, vor dem selbst ein Napoleon eine gewisse Furcht empfand, eingeladen, nach St. Petersburg zu kommen, damit er in dem beginnenden großen Kampfe seinen Rath einholen könne, und sofort wurde Stein, nachdem er im August 1812 dem Rufe Folge geleistet, durch das Imponirende seiner Persönlichkeit der Vertrauensmann des russischen Kaisers. Da kam nun der Brand von Moskau und in Folge dessen fingen nur zu Viele an zu verzagen, weil sie jenen Brand für ein entsetzliches Nationalunglück ansahen. Der Freiherr von Stein aber trug den Kopf höher als je und siehe da, es gelang ihm seine Zuversicht auch auf den russischen Kaiser überzutragen. Demgemäß ertheilte Letzterer in der Mitte des Oktobers dem Feldmarschall Kutusow den Befehl, alle Unterhandlungen mit dem Feinde abzubrechen und den Krieg augenblicklich wieder zu beginnen.

Jetzt endlich blieb dem Kaiser Napoleon, der über die Friedensverhandlungen fünf kostbare Wochen thatlos hatte verstreichen lassen, keine andere Wahl mehr, als den Rückzug anzutreten. Jenen ewig

Digitalisiert von Google

denkwürdigen Rückzug, der mit der Vernichtung faſt der ganzen großen Armee, ſowie nicht minder mit dem Tode des größten Theiles jenes unermeßlichen Troſſes, von dem ich oben geſprochen, endigen ſollte. Doch iſt es an mir, dieſen Rückzug zu beſchreiben? Er gehört zur Geſchichte Frankreichs und ich muß mich begnügen, auf die Urſachen hinzuweiſen, aus denen die gräßliche Kataſtrophe entſprang. Der erſte Grund lag in der vollſtändigen Entmuthigung, welche ſich der Offiziere, wie der Soldaten bemächtigte, ſowie ſie hörten, daß man dem Feinde den Rücken zu kehren gezwungen ſei. Die zweite Hauptursache iſt zu ſuchen in dem ewigen Mangel an Nahrungsmitteln für Menſchen und Pferde, denn alle Dörfer und Städte, welche man bei der Retirade paſſirte, traf man total verlaſſen und verödet, während es ſich umgekehrt als ein Ding der Unmöglichkeit erwies, ſich von Polen her genügende Zufuhren zu verſchaffen. Ein dritter Hauptgrund war, daß das ganze ruſſiſche Volk vom Niederſten bis zum Höchſten ſich für den „heiligen“ Krieg begeiſterte, weil hiedurch die ruſſiſchen Feldherrn in den Stand verſetzt wurden, mit ihren täglich mehr anſchwellenden Armeen den Feind von Hinten, von Vornen und von der Seite her zugleich anzugreifen. Als die vierte und letzte Haupturſache des Untergangs jener Hunderttauſende aber nenne ich die gräßliche Kälte, welche mit dem Ende des Oktobers eintrat und ſich zeitweiſe ſogar auf dreißig Grad Reaumur unter Null ſteigerte. Ihr wußten die Ruſſen und beſonders die Koſaken in ihren Schafpelzen noch ziemlich gut Trotz zu bieten, die Franzoſen aber und ihre Genoſſen, deren Nahrung aus nichts als dem zähen Fleiſch gefallener Pferde beſtand, erlagen dem grimmen Feinde täglich zu vielen Tauſenden, und wie man am 9. November Smolensk erreichte, beſtand der kampffähige Theil der Armee bereits nur noch aus 40,000 Mann, worunter 3000 Reiter. Alle Anderen hatte entweder der Tod hinweggerafft oder ſchleppten ſie ſich als Nachzügler hinter drein und dieſe Letzteren durften ſicher ſein, von den unerbittlichen Verfolgern, den Koſacken, entweder geſpießt oder gefangen zu werden. Wie wäre nun eine ſolche Armee im Stande geweſen, ſich in Smolensk zu halten? Weiter und weiter ging alſo die Retirade und mit jeder Stunde wuchs das Elend. Seinen Höhepunkt aber

Digitalisiert von Google

erreichte es bei dem Uebergang über die Bereſina am 27. und 28. November, und wer mit geſunden Gliedern das andere Ufer gewann, der durfte ſich rühmen, daß an ihm ein Wunder geſchehen ſei. Doch wir wollen die furchtbare Kataſtrophe nicht weiter ausmalen, ſondern es genüge zu conſtatiren, daß von jenen 500,000 Kriegern der Napoleoniſchen Hauptarmee, welche ſämmtlich in ihrer friſcheſten Manneskraft ausmarſchirten, noch keine 20,000 zu Ende des Dezembers über den Njemen zurückkehrten, und ſelbſt dieſe in einem Zuſtande, den man ſich gräßlicher (es waren lauter geſpenſterartige, hohläugige, zu Skeletten abgemagerte, in Lumpen gekleidete, ſtumpfſinnige Geſtalten mit erfrorenen Füßen und Händen) gar nicht denken kann. Napoleon ſelbſt verließ am 5. Dezember in Smorgony die Trümmer ſeines Heeres und eilte nur von einigen wenigen Vertrauten begleitet in einem elenden Schlitten über Wilna, Warſchau und Dresden nach Paris.

Mit der franzöſiſchen Hauptarmee waren auch die Rheinbundtruppen bis auf einen kleinen Reſt zu Grunde gegangen, nicht ſo aber die Preußen und Oeſterreicher. Letztere, denen, wie wir wiſſen, ein ſächſiſch-franzöſiſches Corps zugetheilt war, ſollten Minsk wegnehmen und dann in Großrußland einrücken; allein der Fürſt Schwarzenberg, der ſie kommandirte, hatte von ſeiner Regierung die Weiſung, ſeine Truppen möglichſt zu ſchonen, und beſchränkte ſeine Kriegführung alſo darauf, unter kleinen Gefechten mit dem ruſſiſchen General Sacken bis nach Slonin auf der Straße nach Minsk vorzubringen. Auf blutige Schlachten dagegen ließ er ſich nicht ein, und ſowie er von der Kataſtrophe der franzöſiſchen Hauptarmee Kunde erhielt, zog er ſich alsbald über Volhynien gegen Lemberg hin auf öſterreichiſchen Grund und Boden zurück. Dieſes Verfahren billigte Metternich durchaus, denn man wollte es in Wien vorderhand weder mit Napoleon noch mit Alexander I. verderben, und ſomit blieb Oeſterreich von nun an auf längere Zeit paſſiver Zuſchauer.

Nicht ſo Preußen. In dieſem von Napoleon ſo furchtbar ausgeſogenen und gedemüthigten Lande gab es ſicherlich zur Zeit des ruſſiſchen Kriegs keinen einzigen ehrlichen Mann, der von ganzem Herzen zu den Franzoſen geſtanden wäre. Im Gegentheil man haßte

Digitalisiert von Google

sie als Todfeinde und scheute sich nicht unter Freunden, wo man sich vor Spionen sicher wußte, seinem Rachedurst den vollsten Ausdruck zu geben. Eine ganz andere Gesinnung dagegen schien den Hof, den König Friederich Wilhelm III. an der Spitze, zu beseelen, denn nicht nur wurde das preußische Contingent angewiesen, an der Seite der Franzosen seine äußerste Schuldigkeit zu thun, sondern es versicherte auch Friederich Wilhelm III. den französischen Gesandten in Berlin — den Herrn von St. Marsan — sowie den dort kommandirenden Marschall Augereau fast tagtäglich seiner tiefsten Ergebenheit gegen den Kaiser Napoleon. Trotzdem man nun aber all' dieß ganz genau wußte, hielten Viele der preußischen Patrioten doch an dem Glauben fest, daß ihr König sein Bündniß mit Frankreich alsbald lösen werde, sobald die Sachlage sich günstiger gestaltet habe, und dieser Glaube gab ihnen Trost. Anderen dagegen schien es unmöglich, daß Friederich Wilhelm III. die Fähigkeit besitze, sich mit solcher Consequenz zu verstellen, und darob kam es unter den besten Freunden vielfach zum Streit. Wer hatte nun Recht? Die Zeit sollte das bald genug entscheiden. Das vom General York befehligte preußische Corps bildete mit etwa 30,000 Polen, Westphalen und Franzosen unter dem Oberkommando des Marschalls Macdonald den linken Flügel der großen Armee und war dazu bestimmt, Kurland, Liefland und Esthland zu erobern. Auch wußte der Marschall seine Aufgabe ziemlich rasch zu lösen und nur die Belagerung von Riga hielt ihn längere Zeit auf. Da erhielt er in der Mitte des Monats Dezember Gewißheit über die furchtbare Katastrophe der Napoleonischen Armee und sofort hob er die Belagerung von Riga auf, um den Rückzug anzutreten. Sein Ziel war Königsberg, wo er sich mit den Resten der französischen Hauptarmee vereinigen zu können hoffte, und er selbst eilte mit den Franzosen, Polen und Westphalen voraus, während der General York mit seinen Preußen kommandirt wurde, die Nachhut gegen die verfolgenden Russen zu bilden. Das hieß mit anderen Worten, die Preußen sollten sich opfern, damit die Franzosen mit ihren näheren Freunden unbehelligt entkommen könnten, und solches überlegend, kam York zu einem Entschluß, der eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangen sollte. Ich meine zu dem Entschluß, die fran-

Digitalisiert von Google

zösischen Fesseln zu brechen und zu den Feinden Napoleons überzugehen. Als guter Patriot haßte er die Franzosen von ganzem Herzen und zugleich sagte ihm sein klarer Verstand, daß jetzt, wo ein so furchtbares Gottesgericht die französische Hauptarmee vernichtet hatte, die Stunde der Rache gekommen sei. Wohl verhehlte er es sich nicht, daß sein König in Berlin über seinen eigenmächtigen Schritt furchtbar erbittert werden würde, aber nur durch diesen Schritt war es möglich, die dem Könige innewohnende Zaghaftigkeit und Unschlüssigkeit zu brechen, und somit überschritt er kühnlich den Rubicon. Den Vortrab des gegen den linken Flügel der Franzosen operirenden russischen Heeres, welches unter Wittgenstein von der Düna her anmarschirte, kommandirte der General Diebitsch und dieser hatte den preußischen General Clausewitz zum Hauptrathgeber. An Letzteren nun wandte sich York und mit unendlicher Freude wurden seine Anträge aufgenommen. So kam, weil man russischerseits nichts sehnlicher wünschte, als die Preußen vom Bündniß mit Napoleon abzubringen, schon am 30. Dezember in der Mühle von Poscherung bei Tauroggen ein Vertrag zwischen York und Diebitsch zu Stande, kraft dessen das preußische Corps für neutral und zugleich für berechtigt erklärt wurde, die Landschaft zwischen Memel und Tilsit besetzt zu halten, um sich beliebig neu zu recrutiren; den Tag darauf, am 31. Dezember aber schickte York zwei Eilboten ab, den einen an den Marschall Macdonald, um ihm den Gehorsam formell zu kündigen, den andern an seinen König nach Berlin, um sich wegen des kühnen Schrittes, den er gethan, zu rechtfertigen.

Als General York seinen Offizieren und Mannschaften verkündete, was er sich auf eigene Verantwortung hin erlaubt habe, jubelten sie ihm stürmisch entgegen und mit nicht geringerem Jubel nahm man diese That in ganz Preußen auf. Der gränzenloseste Zorn erfüllte dagegen den Kaiser Napoleon, der inzwischen längst in Paris angekommen war, und in allen französischen Blättern wurde Yorks Handlungsweise als ein schuftiger Verrath bezeichnet. Was that nun aber Friederich Wilhelm III.? Man bedenke nur Eines. In Berlin lagen damals noch 6000, in Spandau 3200, in Küstrin 3000, in Stettin 9000, in Glogau 6000 und in Danzig gar 36,000 Franzosen. Ließ

Digitalisiert von Google

sich nun der preußische König auch nur mit einer Miene anmerken, daß er York's That billige, so lief er Gefahr, sofort von den Franzosen aufgehoben und als Geißel nach Paris abgeführt zu werden. Somit mußte er äußerlich den größten Unwillen an den Tag legen und dieß gelang ihm auch so vortrefflich, daß weder der französische Gesandte noch der Marschall Augereau an ihm zweifelhaft wurden. Setzte er doch den General York augenblicklich ab und sandte seinen Generaladjutanten sofort nach Tilsit, um diesen „Verräther" vor ein Kriegsgericht zu stellen! Dieser Befehl übrigens kam nicht zur Ausführung, denn die Russen ließen einfach den Generaladjutanten nicht durch und so blieb York ganz unangefochten in seinem Kommando. Ja als die Franzosen weiter und weiter zurückwichen, übernahm er im Januar 1813 mit Einwilligung des russischen Kaisers die Verwaltung der Provinz Ostpreußen und bekam dadurch freie Hand, sein kleines Corps durch Werbungen und Aushebungen erheblich zu verstärken. Noch mehr, er rief sofort die ganze wehrbare Mannschaft der Provinz unter die Waffen und gab damit den ersten Anstoß zur Schaffung des Instituts der Landwehr, das nachher zu so großer Bedeutung in Preußen kam.

Drei volle Wochen hindurch, nachdem York jene berühmte Convention abgeschlossen, fuhr Friederich Wilhelm III. fort, sich den Anschein zu geben, als beabsichtige er, der treueste Verbündete Napoleons zu bleiben. Zu gleicher Zeit aber befahl er seinem Minister Hardenberg, in aller Heimlichkeit einen Vertrauten in das Hauptquartier des russischen Kaisers abzusenden, um demselben ein Schutz- und Trutzbündniß anzubieten. Dieser Vertraute nun — Major von Natzmer — kam in der Nacht vom 19. auf den 20. Januar 1813 nach Berlin zurück und überbrachte die freudigste Zustimmung Alexanders I. Unmittelbar darauf wurden in tiefster Stille die nöthigen Anordnungen zur Abreise des Königs nach Breslau getroffen und vor Tagesanbruch, am 22. Januar, trat derselbe diese Reise an. Sie ging über Beeskow, Sagan und Haynau, um jedes Zusammentreffen mit französischen Truppen zu vermeiden, und ihr Zweck war natürlich kein anderer, als aus dem Bereich der französischen Waffen zu kommen. Oeffentlich aber wurde am Abend des 22. in Berlin bekannt gemacht, daß der

Digitalisiert von Google

König ſeine Reſidenz verlaſſen habe, weil die ſchnelle Annäherung der Ruſſen ein längeres Verweilen dort gefährlich mache. Am 25. Januar kam Friederich Wilhelm III. in Breslau an und ſchon am 3. Februar 1813 erließ er dort ſein berühmtes Decret zur Bildung eines großen Corps freiwilliger Jäger. „Die gefährliche Lage des Vaterlandes," hieß es darin, „erfordere eine ſchnelle Vermehrung der vorhandenen Truppen, während die Finanzverhältniſſe keinen großen Aufwand geſtatteten, und ſomit ſollten alle Jünglinge von 18 bis 24 Jahren, welche fähig ſeien, ſich ſelbſt auszurüſten, unter die Fahnen eilen." Der Feind, gegen den ſich der König ſo eifrig zu rüſten begann, war nicht genannt und der franzöſiſche Geſandte St. Marſan, der ebenfalls ſchnellſtens von Berlin nach Breslau übergeſiedelt war, meinte noch immer, der König ſei feſt entſchloſſen, den Ruſſen mit aller Macht entgegenzutreten. Dem preußiſchen Volke aber, beſonders der preußiſchen Jugend blieb kein Zweifel, daß die Stunde des Befreiungskampfes endlich geſchlagen habe, und jubelnd ſtrömten Tauſende und Abertauſende — Studenten, Gymnaſiſten, Handlungscommis, Gewerbegeſellen, junge Beamte und Profeſſoren, ſelbſt Geiſtliche — zu den Anmeldeſtellen. Ja, wer zu alt und zu gebrechlich war, das Schwert ſelbſt zu führen, der bewies ſeine Opferfreudigkeit damit, daß er, ſo viel in ſeiner Kraft lag, dazu beitrug, Unbemitteltere mit Montur und Waffen zu verſehen, und mit dem begeiſterndſten Beiſpiel gingen hierin die Frauen voran.

Jetzt, wo der Willen des preußiſchen Volkes ſich ſo entſchieden kundgab, hätte Friederich Wilhelm III. nicht mehr zurücktreten können, ſelbſt wenn die alte Unentſchloſſenheit wieder über ihn gekommen wäre, und am 28. Februar erfolgte zu Kaliſch, im Hauptquartiere Alexanders I., der officielle Abſchluß des preußiſch-ruſſiſchen Schutz- und Trutzbündniſſes. Ausgeſprochener Zweck deſſelben war in erſter Linie die Befreiung Europa's von der Gewaltherrſchaft Napoleons, in zweiter die Wiederherſtellung des preußiſchen Staates in demſelben Umfang wie vor 1806. Um aber zum Ziele zu gelangen, verpflichtete ſich Preußen gleich für den erſten Anfang 80,000 Mann zu ſtellen, während Rußland die doppelte Anzahl verhieß, und dazu ſollten denn noch die Armeen der zu gewinnenden Bundesgenoſſen

Digitalisiert von Google

kommen. Vierzehn Tage später, am 15. März, kam Kaiser Alexander in Person nach Breslau, um seinen „Bruder“ Friederich Wilhelm III. zu umarmen, und vierundzwanzig Stunden später, am 16., erhielt der französische Gesandte die preußische Kriegserklärung; am 17. März aber erließ Friederich Wilhelm III. jenen „Aufruf an Mein Volk“, der ganz Preußen wie ein elektrischer Schlag durchzuckte und es gleichsam in ein einziges Kriegslager verwandelte. Es war ein wahrhaft erhebendes Schauspiel! Das zerstückelte Königreich Preußen zählte nur noch fünf Millionen Einwohner und die immensen französischen Erpressungen hatten das ganze Land entsetzlich ausgesaugt. Aber auf jenen Aufruf hin erhob sich das gesammte preußische Volk und der Geringe wie der Vornehme, der Alte wie der Junge, der Reiche wie der Arme, Alle, Alle stellten sich dem Vaterlande zur Verfügung. Wo man stand und ging, erschollen patriotische Lieder, gedichtet von Arndt, Theodor Körner, Max von Schenkendorf, Friederich Rückert und Andern, und in allen Kirchen betete man um Gottes Huld und Schutz. Freicorps bildeten sich unter kühnen Führern, von denen sich das des Majors von Lützow später am meisten auszeichnete, und jene wackeren dreihundert Offiziere, welche im Februar 1812 wegen des mit Frankreich abgeschlossenen Bündnisses aus dem preußischen Heere ausgeschieden waren, stellten sich hochbegeistert wieder zur Fahne. Zwei Armeen zog man zusammen, die eine in Schlesien unter dem gefeierten Blücher, in dessen Generalstab Gneisenau, Scharnhorst und Müffling traten, die andere an der Weichsel mit dem Hauptquartier in Graudenz unter dem bewährten Bülow, dem sich sofort Clausewitz und Boyen zur Verfügung stellten. Hinter dieser Armee aber stand noch die Landwehr, die man jetzt im ganzen Lande organisirte, um sie nach erhaltener Ausbildung in die Lücken der aktiven Armee einzuschieben. Gewiß, ich wiederhole es, diese Erhebung eines ganzen Volkes gewährte ein erhebendes Schauspiel und die Rüstungen der früheren Staats- und Kriegskunst versanken dagegen in ein Nichts.

Während dieß in Preußen geschah, entwickelte Napoleon eine wahrhaft fieberhafte Thätigkeit, um in Frankreich, in Italien, in Holland und in den Rheinbundstaaten neue Armeen aus der Erde zu stampfen und neues Kriegsmaterial zu schaffen. Zugleich ernannte er

Digitalisiert von Google

seinen Stiefsohn, den Vicekönig, Eugen zum Oberstkommandirenden der wenigen Reste der großen Armee, die sich glücklich über den Njemen gerettet hatten, und befahl ihm, sich gegen den Feind, wenn irgend möglich so lange zu halten, bis er selbst ihm zu Hülfe kommen könne. Hiezu jedoch war der Vicekönig viel zu schwach, und, um nicht erdrückt zu werden, mußte er sich zuerst über die Weichsel, dann über die Oder und endlich selbst über die Elbe zurückziehen. Nun blieben nur noch die festen Plätze, welche Napoleon schon seit 1807 besetzt hielt, also namentlich Danzig, Thorn, Glogau, Küstrin und Stettin in französischen Händen; die offenen Städte dagegen, worunter auch Berlin, Hamburg, Lübeck, Bremen und Lüneburg mußten vor den vorausschwärmenden Kosaken und Husaren unter Tettenborn, Tschernitscheff und Dörnberg geräumt werden. Ja selbst über den Rhein hätte sich der Vicekönig zurückziehen müssen, wenn die russisch-preußische Kriegsmacht schon jetzt auf die in dem Tractat vom 28. Februar festgesetzte Stärke gebracht gewesen wäre. Davon aber konnte noch gar keine Rede sein. Man bedenke nur, daß das preußische Heer erst in der Mobilmachung begriffen war und somit Bülow mit Zuziehung des York'schen Corps kaum 45,000 Mann (wovon wieder 15,000 Besatzungstruppen abgingen), Blücher aber erst 37,000 Mann unter sich hatte. Trotzdem gingen die vereinigten Preußen und Russen jetzt schon (Ende März) in die Action über, und Blücher, bei dem ein russisches Corps unter Winzingerode (der russische Oberbefehlshaber Kutusow hatte sein Hauptquartier in Kalisch, um die aus dem Innern Rußlands anrückenden Verstärkungen an sich zu ziehen) stand, wandte sich von Schlesien aus gegen das mit Napoleon verbündete Sachsen, während Bülow, verstärkt durch das russische Corps Wittgenstein, dem Vicekönig Eugen nachrückte. Auch kam es zwischen den beiden Letzteren schon am 5. April bei Möckern (unweit von Magdeburg) zu einem blutigen Zusammenstoß und in diesem — gleichsam dem Eröffnungskampfe der Freiheitskriege — blieben die vereinigten Russen und Preußen Sieger. Blücher aber bemächtigte sich am 30. März der Stadt Dresden und zwang die sächsisch-französische Besatzung, sich bis hinter die Saale zurückzuziehen. Daraufhin eilten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen selbst nach Dresden, in der

Digitalisiert von Google

Hoffnung, den König von Sachsen für ihr Bündniß gewinnen und dadurch den Rheinbund sprengen zu können; allein Friederich August entfloh lieber mit seinen Schätzen nach Prag, als daß er sich hiezu verstanden hätte, denn er war fest überzeugt, Napoleon werde schließlich, wie immer, siegreich aus dem Kampfe hervorgehen. Doch ertheilte er seinen Truppen Befehl, sich in seiner guten Festung Torgau zu conzentriren, um so den Schein der Neutralität anzunehmen.

Indessen hatte der französische Kaiser seine Rüstungen vollendet und verließ am 15. April Paris, um im Thüringen'schen den Oberbefehl über die vorausmarschirten Truppen zu übernehmen. Es waren im Ganzen — also die Rheinbundtruppen eingerechnet — 140,000 Mann und ihnen gegenüber standen bei Leipzig die unter dem Oberbefehl des Fürsten Wittgenstein (der alte ewig zögernde Kutusow war Mitte April gestorben) vereinigten Russen und Preußen. Die Ersteren unter den Generalen Berg, Winzingerode, Miloradowitsch und Tormasoff zählten 52,000 Mann, die Letzteren unter Blücher, Kleist und York (das Corps Bülow konnte man nicht herbeiziehen, weil dasselbe die Straße nach Berlin gegen den Vicekönig Eugen zu decken hatte) 43,000 Mann und somit war Napoleon um mindestens 40,000 Mann stärker. Allein dieser Nachtheil wurde durch die artilleristische und kavalleristische Ueberlegenheit der Alliirten wenigstens einigermaßen wieder ausgeglichen und somit hatte kein Theil Grund einer Entscheidungsschlacht auszuweichen. Dieselbe erfolgte am 2. Mai bei Großgörschen, ganz in der Nähe von Lützen, und von beiden Seiten wurde mit gleicher Tapferkeit und Ausdauer gestritten. Nicht minder blieben sich die Verluste (die Franzosen büßten 15,000 Mann, worunter den Marschall Bessières, die Alliirten 13,000 Mann, worunter den General Scharnhorst ein) so ziemlich gleich. Darum rüstete sich auch Napoleon die Schlacht, die bis zum Abend unentschieden geblieben war, am andern Morgen zu erneuern; allein die Alliirten hatten sich gänzlich verschossen und zogen sich daher in der Nacht über die Elbe zurück. Demgemäß blieb dem französischen Kaiser das Schlachtfeld, und daß er nun einen pompösen Siegesbericht in die Welt hinausposaunte, läßt sich denken. Allein wie wenig Wahres an

Digitalisiert von Google

dieſer Prahlerei war, geht ſchon daraus hervor, daß er weder Gefangene gemacht, noch Kanonen oder gar Fahnen erbeutet hatte.

Der Rückzug der Alliirten fand in der größten Ordnung ſtatt; doch dehnten ſie ihn weit hinter Dresden bis nach Bautzen aus, weil ſie dort den General Barclay de Tolly, der ſoeben Thorn erobert hatte, an ſich ziehen konnten. Dadurch erhielt die alliirte Armee wieder ihre frühere Stärke; allein auch dem Kaiſer Napoleon gelang es, ſeine Verluſte vollſtändig zu ergänzen. Von Dresden aus nemlich, wo er am 8. Mai einzog, ſandte er dem König Friedrich Auguſt den Befehl zu, augenblicklich in ſeine Hauptſtadt zurückzukehren und ihm nebſt der Feſtung Torgau alle ſeine Truppen zur Verfügung zu ſtellen; der ſächſiſche König aber gehorchte dieſem doppelten Befehl ohne Widerrede und ſchon in der zweiten Woche des Mai konnte Napoleon das ſächſiſche Corps ſeinem Heere einverleiben. Nunmehr rückten die Franzoſen wieder vorwärts, den Alliirten entgegen, die immer noch bei Bautzen ſtanden, und am 20. Mai kam's dort zur Schlacht. Der Kampf, ein noch blutigerer, als der bei Großgörſchen, brachte bis zum Abend keine Entſcheidung und ſomit erneuerte man am 21. in der Frühe die Schlacht. Bis drei Uhr Mittags konnte kein Theil ſich des Sieges rühmen; allein jetzt glaubte der Oberbefehlshaber der Alliirten, der Fürſt Wittgenſtein, der großen Verluſte wegen, welche die Armee erlitten hatte, die Schlacht abbrechen zu müſſen, und ertheilte ſofort die Befehle hiezu. Hierüber nun wurden die preußiſchen Offiziere, insbeſondere der General Blücher, wüthend und warfen dem ruſſiſchen Fürſten mit dürren Worten Zaghaftigkeit vor. Deſſenungeachtet beharrte Wittgenſtein auf ſeinem Befehl und die alliirte Armee mußte nach Schleſien gegen die Feſtung Schweidnitz hin retiriren. Wenige Tage ſpäter übrigens legte der hohe Herr, weil ſich die Klagen gegen ihn häuften, den Oberbefehl zu Gunſten Barclay de Tolly's nieder und dadurch beſchwichtigte ſich die Mißſtimmung, welche, wenn ſie ſich noch um ein Weniges geſteigert hätte, für die Zukunft das Zuſammenkämpfen der Ruſſen und Preußen unmöglich gemacht haben würde.

Man kann ſich denken, daß Napoleon, dem das Schlachtfeld von Bautzen verblieb, es abermalen nicht verſäumte, in pompöſer Weiſe der Welt ſeinen Sieg zu verkünden; allein ſiehe da, auch dießmal gab

Digitalisiert von Google

es keine Gefangenen, keine Trophäen, keine eroberten Geſchütze! Umgekehrt dagegen hatten die Franzoſen in der zweitägigen Schlacht über 25,000 Mann eingebüßt und der übrige Theil der Armee war ſo furchtbar erſchöpft, daß man gar nicht daran denken konnte, den Rückzug der Alliirten ernſtlich zu ſtören. Somit konnte es ſich Napoleon nicht verhehlen, daß ſein ſogenannter Sieg in Wahrheit nichts weniger als ein Sieg geweſen ſei, und griff ſofort mit beiden Händen zu, als ihm jetzt von Seiten Oeſtreichs aus das Anerbieten gemacht wurde, einen Waffenſtillſtand zu Einleitung von Friedensunterhandlungen zu vermitteln. Kaiſer Franz I. war bislang auf den Rath Metternichs ſtreng neutral geblieben; dagegen hatte er den Gang der Ereigniſſe äußerſt genau verfolgt, ob ſich nicht Vortheile daraus ziehen ließen. Natürlich, denn der Verluſt ſo vieler Länder und Provinzen, die er in Folge der letzten Kriege hatte abtreten müſſen, fraß ihm am Herzen und ſein ganzes Dichten und Trachten ging dahin, dieſelben wieder zurückzuerwerben. Wie aber konnte dies möglich gemacht werden? Einzig und allein dadurch, daß man den franzöſiſchen Kaiſer von ſeiner Allmachtsſtellung herabwarf oder auch ihn bewog, dieſe Stellung von ſelbſt aufzugeben, und hiezu ſchien jetzt, wo die franzöſiſche Armee ſo ſchwer gelitten hatte, der rechte Zeitpunkt gekommen zu ſein. Metternich gab alſo ſeinem Herrn und Kaiſer den Plan ein, als eine Art von Friedensdiktator aufzutreten. Das heißt, das Wiener Cabinet ſandte den Grafen Stadion an Napoleon, um dieſem zu erklären, daß Oeſtreich bereit ſei, den Frieden zwiſchen Frankreich und den Alliirten zu vermitteln; zugleich aber war es innerlich feſt entſchloſſen, die Friedensbedingungen ſelbſt zu ſtellen, und zwar Bedingungen, die eben ſo hart ſein ſollten, als diejenigen, welche Napoleon ſonſt nach einem ſiegreichen Feldzuge zu dictiren pflegte. Ging nun der franzöſiſche Kaiſer hierauf ein, gut; ging er aber nicht darauf ein, dann wollte Oeſtreich mit Preußen und Rußland gemeinſchaftliche Sache machen, um ihm mit Gewalt das abzunöthigen, was er friedlich nicht gewähren wollte. Das war der Plan, den Metternich entwarf; Napoleon aber hatte natürlich keine Ahnung von dieſen argliſtigen Hintergedanken. Vielmehr glaubte er durch Vermittlung ſeines Schwiegervaters, des Kaiſers von Oeſtreich, einen für ſich vortheilhaften Frieden abſchließen zu

Digitalisiert von Google

können und ging augenblicklich auf den Waffenstillstandsvorschlag ein. Ebenso genehm war dieser Vorschlag den Beherrschern von Rußland und Preußen, denn sie fanden dadurch Zeit, die in Vorbereitung befindlichen Verstärkungen an sich zu ziehen, und so wurde denn am 4. Juni 1813 in dem Dorfe Poischwitz bei Jauer der Stillstand abgeschlossen. Ueber den Frieden selbst wollte man dann unter dem Vorsitz Oestreichs in Prag unterhandeln und einstweilen sollten die beiderseitigen Armeen im Besitz der Länder bleiben, welche sie eben jetzt inne hatten.

Die letztere Abmachung sicherte dem französischen Kaiser große Vortheile, denn es war ihm einstweilen geglückt, jene reichen Städte im Nordwesten Deutschlands, welche, wie Hamburg, Bremen, Lübeck und Lüneburg, in den Sturmtagen des März von den Franzosen hatten geräumt werden müssen, seiner Herrschaft wieder zu unterwerfen. Mit der Aufgabe dieser Rückeroberung betraute er schon zu Anfang April den Marschall Davoust, den hartherzigsten und rücksichtslosesten unter allen seinen Generalen, und dieser begann seine Operation damit, daß er in Wesel, Münster, Osnabrück und Bremen vier Schreckensgerichte unter dem Titel Militärkommissionen einsetzte. Wie nun diese Commissionen hausten! Man füsilirte Hunderte, weil man sie im Verdacht hatte, Franzosenfeinde zu sein, und in Plünderung, Confiscation und Aehnlichem wurde das Teuflischste geleistet. Das allerhärteste Loos aber traf die Stadt Hamburg, welche Davoust am 1. Juni besetzte, denn er raubte nicht nur die Baarvorräthe der Hamburger Bank und legte der Stadt eine Contribution von 48 Millionen Francs auf; er jagte nicht nur 25,000 Einwohner der ärmeren Klassen aus der Stadt ins Elend mit der Erklärung, daß er nicht im Sinne habe, sie bei einer etwaigen Belagerung zu füttern, und ließ fünfzehnhundert der Reichsten unter Confiscation ihres Vermögens nach Frankreich ins Gefängniß abführen; nein, nicht blos dieß, sondern er verurtheilte auch achtzehn Senatoren, weil sie keine loyalen französischen Unterthanen seien, zu Pulver und Blei, und zwang die sämmtlichen Bürger, ohne Rücksicht auf Amt, Stand und Geburt, an den Gräben und Wällen zu arbeiten, mit denen er die Stadt ringsum befestigte. All' dieß geschah während des Waffenstillstands und pecuniär wußte

Digitalisiert von Google

also Napoleon denselben bestens auszunützen. Nicht minder auch militärisch, und zwar in dreierlei Beziehungen. Einmal nemlich beeilte er sich, die Befestigungswerke von Dresden, wo er seine Residenz aufschlug, vollständig zu renoviren; sodann gewann er in dem Dänenkönige, welcher eine schreckliche Angst vor den angedrohten schwedischen Eroberungen hatte, einen Verbündeten, und endlich zog er aus Frankreich, Italien, Holland und den Rheinbundstaaten so viel Verstärkungen an sich, als nur immer aufgetrieben werden konnten. Dagegen schlug sein Versuch, mit Rußland ein Separatabkommen zu treffen, total fehl und nicht minder zeigte sich Oestreich, das er mit Leichtigkeit ganz in sein Interesse ziehen zu können vermeinte, ungemein spröde. Im großen Ganzen also brachte der Waffenstillstand dem französischen Kaiser keineswegs alle die Vortheile, auf die er gerechnet hatte; wohl aber brachte er sie den Preußen und Russen. In dieser Ruhezeit nämlich schritt die Mobilmachung in Preußen ganz riesig vorwärts und Friederich Wilhelm III. sah sich bald im Stande, die Stärke seiner Armee zu verdoppeln. Sodann trafen bei den Russen eine Menge von Reserven ein und zwar meist Leute, die früher schon gedient hatten. Endlich, und das war noch das wichtigste, ließen sich Schweden, England und Oestreich zu Schutz- und Trutzbündnissen herbei, so daß die ursprüngliche Coalition zu einer europäischen wurde. Das Bündniß mit Schweden kam dadurch zu Stande, daß außer Rußland auch Preußen dem schwedischen Kronprinzen den Besitz von Norwegen garantirte, und in Folge dessen landete der Kronprinz mit 24,000 Schweden in Stralsund. Der Vertrag mit England, dem Todfeind Napoleons, wurde am 14. Juni abgeschlossen und verschaffte den Alliirten die zum Kriegführen nöthigen Geldsummen. In dem Vertrag mit Oestreich endlich, welchen Stadion, Nesselrode und Hardenberg am 27. Juni in Reichenbach unterzeichneten, setzte man vor allem die Bedingungen fest, unter welchen man dem französischen Kaiser Frieden anbieten wollte; zugleich aber machte man ab, daß Oestreich, im Fall diese Bedingungen bis zum 10. August, als dem äußersten Termin, nicht angenommen seien, sofort an Frankreich den Krieg zu erklären habe und also jetzt schon rüsten müsse, um diesen Krieg führen zu können. Und welches waren nun die Bedingungen? Erstens Auflösung des Herzogthums

Digitalisiert von Google

Warſchau und Vertheilung deſſelben an Preußen, Rußland und Oeſtreich. Zweitens Räumung aller Feſtungen, welche Napoleon in Polen und Preußen noch beſetzt hielt. Drittens Zurückgabe der illyriſchen Provinzen an Oeſtreich. Viertens Wiederherſtellung der Hanſeſtädte und Räumung all' des Gebiets, welches Napoleon den Küſten der Nordſee entlang mit Frankreich vereinigt hatte. Fünftens Auflöſung des Königreichs Weſtphalen und Zurückgabe Hannovers an England. Sechstens endlich Aufhebung des Rheinbundes. Auf dieſen ſechs Punkten beſtanden die Alliirten; in allem übrigen aber taſteten ſie die Machtſtellung Napoleons nicht an. Wenn er alſo auf den Vorſchlag einging, ſo blieb er im Beſitz der deutſchen Lande links vom Rhein, im Beſitz von Savoyen, Belgien und Holland, im Beſitz von Italien und Spanien, im Beſitz endlich des Protektorats über die Schweiz; allein war es denkbar, daß er bei ſeinem wahnſinnigen Stolz auch nur die geringſte Conzeſſion machen werde? Es iſt richtig, die Unterhandlungen wies er nicht von ſich, aber er unterhandelte nur, um entweder Rußland von Preußen oder Oeſtreich von Rußland abwendig zu machen, und auf die Bedingungen ſelbſt ließ er ſich nicht weiter ein. So ging der 10. Auguſt vorüber, ohne daß irgend ein Reſultat erzielt worden wäre, und daraufhin erfolgte die Kriegserklärung Oeſtreichs.

Daß es ſich dießmal um einen Rieſenkampf handelte, konnte man ſchon aus den Truppenmaſſen ſchließen, welche jetzt ins Feld geführt wurden. Napoleon ſelbſt, nachdem er ſeine äußerſten Kräfte angeſpannt, ſtand mit 180,000 Mann bei Dresden, Marſchall Macdonald mit 90,000 Mann in Schleſien, um die franzöſiſche Hauptarmee zu unterſtützen, Marſchall Oudinot mit 80,000 Mann an der Gränze der Mark Brandenburg mit dem Geſicht gegen Berlin, Marſchall Davoust mit 37,000 Mann (worunter 15,000 Dänen) in Hamburg, bereit ebenfalls gegen Berlin zu marſchiren, endlich der Vicekönig Eugen mit 40,000 Mann in Kärnthen und Illyrien, um Italiens Gränze zu hüten. Die Reſerven aber bildete einmal der General Girard mit 12,000 Mann bei Leipzig und Magdeburg, dann der Marſchall Augereau mit 12,000 Mann bei Würzburg und ſchließlich der Feldmarſchall Wrede mit 25,000 Bayern an der bayriſch-böhmiſchen Gränze. Weit

Digitalisiert von Google

großartiger noch waren die Massen der Alliirten, die sich in drei Armeen conzentrirten. Die Nordarmee, bestehend aus 24,000 Schweden, 45,000 Preußen (unter Bülow) und 30,000 Russen (unter Winzingerode und Woronzow) hatte die Bestimmung Berlin zu decken und stand nach dem besondern Wunsch des Kaisers von Rußland unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Schweden, d. i. des früheren Marschalls Bernadotte. Die Schlesische Armee zusammengesetzt aus 38,000 Preußen (unter York) und 57,000 Russen (unter Sacken und Langeron) befehligte Blücher und in ihn, den Kühnsten der Kühnen, setzte der preußische Soldat das unbedingteste Vertrauen. Die Böhmische oder Hauptarmee, bei der sich die drei verbündeten Monarchen, Franz I, Alexander I. und Friederich Wilhelm III. befanden, wurde aus 135,000 Oestreichern, 45,000 Preußen (unter Kleist) und 60,000 Russen (unter Wittgenstein und Barclay de Tolly) gebildet und hatte den östreichischen Fürsten Schwarzenberg, der zugleich als Generalissimus aller verbündeten Heere fungirte, zum Oberkommandanten. Ueberdem wurde dem Marschall Davoust der General Wallmoden mit 22,000 Mann (Engländer, Mecklenburger, Russen und Preußen), dem Feldmarschall Wrede der Fürst Reuß mit 25,000 Oestreichern, dem General Girard der General Puttlitz mit 6000 Mann preußischer Landwehr und dem Vicekönig Eugen der General Hiller mit 45,000 Oestreichern entgegengestellt. Endlich lagen 54,000 Russen und 35,000 Preußen vor den Weichsel- und Oderfestungen, welche die Franzosen noch besetzt hielten. und 70,000 Russen, sowie 67,000 Oestreicher nebst eben so viel Preußen waren erst in der Ausbildung begriffen. Hinsichtlich der Truppenzahl also war Napoleon den Alliirten nicht gewachsen; dagegen aber hatte er den unschätzbaren Vortheil, daß er Alles einheitlich kommandirte und seine sämmtlichen Marschälle, Generale und Soldaten ihm den unbedingtesten Gehorsam leisteten. Die Kriegführung der Alliirten aber litt einmal darunter, daß die im Hauptquartier befindlichen Monarchen immer mitdreinredeten, und sodann noch mehr darunter, daß die russischen Generale in ihrem Hochmuth sich nur zu oft einem nichtrussischen Befehl nicht fügen wollten.

Nach dem Plane Napoleons sollte der Marschall Oudinot gegen Berlin den ersten Schlag führen, und Davoust in Hamburg, sowie

Digitalisiert von Google

Girard in Magdeburg wurden angewiesen, ihn zu unterstützen. Dabei rechnete der französische Kaiser darauf, daß der schwedische Kronprinz, den er genau genug kannte, den Krieg aus Uebervorsicht (Bernadotte wollte die Schweden, um sich Sympathien in Schweden zu erwerben, womöglich keinem Kugelregen aussetzen und gegen seine früheren Kameraden, die französischen Marschälle, energisch aufzutreten, war ihm ebenfalls nicht gegeben) nur sehr lahm führen werde, und hierin täuschte er sich auch nicht; allein trotzdem war der Ausgang ein anderer, als er erwartet hatte. Als Oudinot den Befehl erhielt, die Hauptstadt Preußens wegzunehmen, stand er zwischen Baruth und Luckau an der sächsisch-brandenburgischen Gränze und schnell schlug er nun den Weg nach der Nuthe ein. So erreichte er Trebbin schon am 21. August, und merkwürdig, der schwedische Kronprinz, dessen Armee in weitem Kreise die Ebene vor Berlin zwischen Potsdam, Teltow und Köpenick besetzt hielt, traf immer noch keine Anstalt zu ernsthaftem Widerstande. Im Gegentheile mußte man aus seinem Zaudern schließen, daß er im Sinne habe, mit Preisgebung Berlins eine Stellung hinter der Havel einzunehmen, und darüber wurden die preußischen Offiziere wüthend. Auf eigene Faust, ohne die Einwilligung des schwedischen Kronprinzen einzuholen, stellte sich also Bülow mit den unter ihm stehenden preußischen Brigaden Krafft, Thümer, Hirschfeld, Hessenhomburg, Tauenzien, Borstell und Oppen, in Allem kaum 45,000 Mann, der Hauptmacht Oudinots entgegen und am 23. August Abends kam es bei Großbeeren, nur wenige Stunden von Berlin entfernt, zur Schlacht. Der Regen goß in Strömen und man konnte also von den Schußwaffen nur wenig Gebrauch machen. Das war aber den preußischen Landwehrmännern eben Recht, denn sie schlugen nun mit den Gewehrkolben darein und mit Einbruch der Nacht hatte Bülow einen herrlichen Sieg errungen. Die Schlacht kostete die Franzosen — außer 3000 Todten und Verwundeten — 1500 Gefangene und 14 Kanonen, während die Verluste der Preußen sich nur auf 150 Todte und 900 Verwundete beliefen. Die Hauptsache aber war, die preußische Landwehr hatte ihre Bluttaufe wunderbar herrlich bestanden und mit einer Begeisterung ohne Gleichen jubelte man dieser ersten Siegesbotschaft zu. Am gleichen 23. August wurde der Marschall Davoust, der von Hamburg aus mit

Digitalisiert von Google

20,000 Mann (die übrigen 17,000 ließ er als Besatzung zurück) zur Unterstützung Oudinots gegen Berlin heranrückte vom General Wallmoden bei Villahn und Gadebusch im Mecklenburgischen (hier fiel Theodor Körner) zum Rückzuge genöthigt und vier Tage später, am 27. erlitt der General Girard, der von Magdeburg aus dasselbe Ziel verfolgte, bei Hagelsberg unfern von Magdeburg durch den General Hirschfeld, welcher dem General Puttlitz vom Schlachtfelde von Großbeeren aus zu Hülfe gesandt wurde, eine totale Niederlage. Ja das Girard'sche Corps, bestehend aus Franzosen, Westphalen, Thüringern und Illyriern, wurde — 3000 Gefangene, die man machte, allein ausgenommen — geradezu vernichtet, denn die Hirschfeld'schen und Puttlitz'schen Landwehrmänner, von Haß gegen die fremden Unterdrücker durchglüht, schlugen mit ihren Gewehrkolben so wüthend darein, daß wer getroffen wurde, das Aufstehen sicherlich vergaß.

Den Tag vor der Vernichtung des Girard'schen Corps, am 26. August, geschah in Schlesien ein noch viel eingreifenderer Schlag, ein Schlag, der sogar den unerschütterlichen Kaiser Napoleon erbeben machte. Letzterer machte gleich im Anfang nach der Eröffnung der Feindseligkeiten Miene, die Schlesische Armee, die unter Blücher hinter dem Katzbache stand, in Person angreifen zu wollen, überließ aber dann, weil ihm der Kampf mit der großen Böhmischen Armee unter Schwarzenberg als der wichtigere erschien, diese Aufgabe dem Marschall Macdonald und der Marschall faßte sofort den Plan, die Blücher'sche Armee auf der linken Flanke zu umgehen. Er überschritt also am 26. August während eines gräßlichen Unwetters, wo der Himmel alle seine Schleußen geöffnet hatte, bei dem Kloster Wahlstatt (gegründet zum Gedächtniß an die furchtbare Schlacht gegen die Tartaren am 9. April 1241) unfern von Liegnitz die beiden Gebirgsflüßchen Katzbach und Wüthende Neiße, welche in Folge des Regens außerordentlich angeschwollen waren, in der sichern Hoffnung, seinen Gegner zu überraschen; allein Blücher hatte trotz des Unwetters, welches jede Fernsicht verhinderte, seine Bewegungen genau im Auge behalten und plötzlich sahen sich die Franzosen von allen Seiten angefallen. Ein schrecklicher Kampf entstand, und in diesem hatte Macdonald den Vortheil, daß während desselben der General Langeron mit seinen 30,000

Digitalisiert von Google

Russen aus Widerwilligkeit gegen Blücher unthätig stehen blieb. Dieser Vortheil aber verschwand vor der Wuth, mit der die Preußen anstürmten, sowie vor der heldenmüthigen Ausdauer des Sacken'schen Corps. Zu Tausenden wurden die Franzosen mit den Gewehrkolben — als Schießwaffen versagten die Gewehre des nassen Pulvers wegen den Dienst — todtgeschlagen, zu Tausenden in die Wüthende Neiße getrieben und am Abend dieses blutigen Tages hatte Macdonald schon über 4000 Mann nebst 30 Kanonen verloren. Am andern Morgen, den 27., traten die Franzosen den Rückzug über den Katzbach an; doch jetzt griff auch Langeron, überwältigt von dem Respekt, den ihm die Blücher'sche Tapferkeit einflößte, in den Kampf ein und abermals endigte der Tag für Macdonald mit großartigen Verlusten. Dasselbe Unglück brachte ihm der 28. August, als er über die Stille Deichsel und den Bober retirirte, und das Resultat all' dieser Kämpfe war für ihn eine wahrhaft entsetzliche Niederlage. Ueber 12,000 Franzosen lagen todt oder verwundet auf den Schlachtfeldern und 18,000 Gefangene nebst 103 Kanonen hatten sie den Preußen und Russen lassen müssen.

Von Stunde an hieß Blücher in der Armee nur noch der General „Vorwärts", weil dieses Wort in den Schlachttagen vom 26. zum 28. August sein Feldgeschrei gewesen war, und dieser Name verwandelte sich gleich nachher, weil der König von Preußen den „Sieger an der Katzbach" zum Feldmarschall (ein Jahr später auch noch zum „Fürsten von Wahlstatt") ernannte, in den des „Marschall Vorwärts". Im Uebrigen fiel in den Jubel über den großartigen Sieg Blüchers unmittelbar nachher ein überaus trüber Schatten. Langsam, weil der große Troß, den die alliirten Monarchen mit sich führten, jede Schnelligkeit unmöglich machte, bewegte sich die Hauptarmee unter Schwarzenberg von Böhmen her gegen Dresden, um sich mit Napoleon selbst zu messen, und am 26. August standen sich die feindlichen Armeen vor genannter Stadt gegenüber. Die Uebermacht war auf Seiten Schwarzenbergs; allein dafür sah dieser sich im Commando vielfach gehemmt, weil insbesondere der Kaiser Alexander, welcher sich den aus Frankreich verbannten General Moreau aus Nordamerika als obersten Rathgeber verschrieben hatte, stets Einreden machte und am Ende immer

Digitalisiert von Google

das entscheidende Wort behauptete. So kam es denn, daß die Alliirten, trotz der Tapferkeit ihrer Truppen, am 26. und 27. von Napoleon unter schweren Verlusten — sie verloren 20,000 Gefangene und hatten 4000 Todte, worunter auch den General Moreau, sowie 13,000 Verwundete — zurückgeworfen und schließlich am 28. gezwungen wurden, den Rückzug nach Böhmen anzutreten. Sofort sandte Napoleon den General Vandamme, der vor Begierde brannte, sich den Marschallstab zu verdienen, mit 35,000 Mann auf dem kürzesten Wege, am Königstein vorbei, ins böhmische Gebirge, um den Retirirenden in die Flanke zu fallen, und andere Truppencorps erhielten Ordre von ihm (er selbst konnte Unwohlseins halber den Befehl nicht übernehmen) dem Feinde von hinten nachzurücken. Letztere nun wurden vom Fürsten Schwarzenberg mit leichter Mühe abgewiesen, den General Vandamme aber traf ein weit härterer Schlag. Nachdem er nämlich beim Königsstein über die Elbe gegangen, griff er am 29. die Vorhut der Alliirten, 17,000 Russen unter General Ostermann, bei Kulm an, in der Hoffnung, sie total vernichten zu können; allein Ostermann hielt sich trotz der überaus großen Uebermacht Vandamme's, so lange, bis ihm am 30. die Preußen unter Kleist von Nollendorf her zu Hülfe kommen konnten, und nun wurden die Franzosen furchtbar mitgenommen. Ja, am Ende blieb dem General Vandamme, nachdem er über die Hälfte seiner Leute verloren, nichts mehr übrig, als sich mit 10,000 Mann gefangen zu geben, und nur seiner Reiterei gelang es, sich durchzuschlagen. So verwandelte sich die Niederlage vor Dresden schließlich noch in einen herrlichen Sieg und als noch die Nachricht von der Züchtigung der Franzosen unter Ney durch Bülow bei Dennewitz eintraf, da war von einer weiteren Retirade der Alliirten nicht mehr die Rede.

An der Stelle des Marschalls Oudinot, der sich bei Großbeeren hatte schlagen lassen, hatte nämlich Napoleon dem Marschall Ney den Oberbefehl über die gegen Berlin bestimmte Armee übertragen, und dieser rückte am 4. September von Wittenberg aus, wo er Verstärkungen erhielt, auf der großen Heerstraße, die über Jüterbogk, Luckenwalde und Trebbin nach Berlin führt, vor. Ihm gegenüber nahm der Kronprinz von Schweden, der den Sieg von Großbeeren so wenig ausnützte, daß er eilf Tage brauchte, um eilf Meilen weit — etwas

Digitalisiert von Google

über Jüterbogk hinaus — vorzurücken, zwischen Dahme, Seida, Marzahne und Rabenstein eine halbkreisförmige Stellung ein, und am 5. Sept. kam die preußische Vorhut unter Tauenzien bei Zahna mit den Franzosen ins Gefecht. Nunmehr drängte Bülow den schwedischen Kronprinzen, dem Marschall Ney unverweilt eine Schlacht zu liefern; weil derselbe aber wie gewöhnlich zögerte, beschloß der Befehlshaber der Preußen, wiederum wie bei Großbeeren auf eigene Faust zu handeln, und brach noch am Abend des 5. aus seinem Lager bei Marzahne auf, um andern Morgens die Franzosen, deren Vorhut bereits bis Dennewitz bei Jüterbogk vorgedrungen war, in der Flanke und im Rücken zugleich zu fassen. Um 9 Uhr, am 6., begann er den Angriff und bis zum Abend hatten die Preußen trotz der großen Ueberlegenheit der Franzosen den Kampf allein auszufechten, denn der schwedische Kronprinz nahm mit den übrigen Truppen eine zuwartende Stellung ein. Endlich aber ließen sich die Russen unter Woronzow und Winzingerode nicht mehr halten und plötzlich donnerten ihre Batterien in den Feind. So wurde ein Sieg erfochten, wie er vollständiger gar nicht hätte sein können, und in völliger Auflösung floh die Ney'sche Armee, die über 12,000 Todte und Verwundete auf dem Schlachtfelde ließ, nach Wittenberg und Torgau hin. Freilich hatten auch die Preußen einen Verlust von 9000 Mann zu beklagen, aber dafür waren 15,000 Gefangene mit 80 französischen Kanonen und dem ganzen Wagentrain in ihren Händen geblieben.

Vier herrliche Siege hatten sich in den kurzen Zeitraum von acht Tagen zusammengedrängt und man kann sich nun denken, wie in Folge dessen die Begeisterung und Opferbereitwilligkeit des preußischen Volkes sich steigerte. Selbst im Südwesten Deutschlands, wo man bisher gegen den französischen Gewaltherrn kein Wort hatte äußern dürfen, ohne von der türkischen Justiz der Rheinbundfürsten gemaßregelt zu werden, fing es an sich zu regen und nicht blos eilten Tausende von Jünglingen dem Norden zu, um sich in die preußischen Heere einreihen zu lassen, sondern sogar von den Rheinbundtruppen liefen trotz der strengsten Disciplin ganze Compagnieen mit Wehr und Waffen zu den Alliirten über. Nur die Allerhöchsten hielten noch sich an ihrem großen Protektor fest; allein siehe, welch ein Wunder, jetzt

Digitalisiert von Google

wurde auch Einer von ihnen wankend, und zwar der Bedeutendste von Allen, der König Maximilian Joseph von Baiern. Schon im Jahre 1809 fühlte er sich tief beleidigt, daß Napoleon von der österreichischen Länderbeute so wenig für ihn abfallen ließ. Dann kam der russische Feldzug, der 38,000 Baiern und eine große Heeresrüstung verschlang. Jetzt verlangte Napoleon gar ein noch stärkeres Hülfscorps und ließ zornige Worte fallen, als man damit nicht schnell genug zu Stande kam. Noch zornigere Worte aber wurden unter der Münchener Bürgerschaft laut, obwohl allerdings nicht darüber, daß man nicht schnell genug rüstete, sondern darüber, daß man überhaupt noch einmal dem Franzmann Soldaten stellte, und man meinte allgemein, daß es an der Zeit wäre, statt des regierenden Herrn den deutschgesinnten Kronprinzen Ludwig auf den Thron zu setzen. Dieß Alles machte einen tiefen Eindruck auf den König Maximilian Ludwig und dazu kam noch, daß er, weil jetzt schnell nach einander die Siegesbotschaften von Großbeeren, von der Katzbach, von Kulm und von Dennewitz einliefen, die Ueberzeugung gewann, der Stern Napoleons sei im Sinken begriffen. Wie nun, fragte er sich, wenn der französische Kaiser unterlag? Wurde es denn nicht nothwendigerweise auch um Baiern oder wenigstens um den Länderzuwachs geschehen, durch welchen es in den letzten acht Jahren sich verdreifacht hatte? Gewiß, die Alliirten würden nicht zaudern, das bairische Königreich wieder in ein kleines Kurfürstenthum zu verwandeln oder es vielleicht sogar ganz aus der Landkarte verschwinden zu lassen! Konnte aber einem solch gräßlichen Schlage nicht durch ein Bündniß mit den Alliirten abgeholfen werden? Es kam auf die Probe an und schnell entschlossen wandte sich Max Joseph an die Wiener Regierung, um deren Gesinnung zu sondiren. Die Folge war, daß augenblicklich ein außerordentlicher Gesandter von Wien nach Baiern abging, und am 8. Oktober ward zu Ried ein Vertrag abgeschlossen, kraft dessen der Kaiser von Oestreich dem Könige von Baiern zur Belohnung dafür, daß derselbe dem Bündniß gegen Napoleon beitrat, seine volle Souverainetät, sowie seinen vollen Länderbesitz (außer Tyrol, für welches aber Ersatz zugesagt wurde) garantirte.

Inzwischen war die Lage Napoleons in Dresden eine sehr schwierige geworden. Die Alliirten hatten längst verschiedene Kavallerie-

Digitalisiert von Google

ſtreifcorps, lauter Elitetruppen, hinter den Rücken Napoleons beordert, und dieſe Corps, welche von den kühnſten Offizieren — dem öſtreichiſchen Oberſt Mensdorf, dem Koſakenhettmann Platow, dem ſächſiſchen, aber in preußiſchen Dienſt übergetretenen General Thielemann, dem Landwehroberſtlieutenant von der Marwitz und dem ruſſiſchen General Tſchernitſcheff — befehligt wurden, führten den kleinen Krieg auf eine Weiſe, welche den franzöſiſchen Kaiſer faſt zur Verzweiflung brachte. Kein franzöſiſcher Transport, der vom Rheine kam oder dorthin ging, kein Magazin, in dem man Vorräthe barg, keine Stadt, in welcher Gefangene internirt wurden, kein Courier, der Depechen brachte, Nichts, gar Nichts war vor ihnen ſicher und die Truppen, welche man gegen ſie ausſandte, konnten, weil meiſt aus Infanterie beſtehend (an Kavallerie litt Napoleon in Folge der ruſſiſchen Kataſtrophe außerordentlichen Mangel), nichts gegen ſie ausrichten. Ja dieſe Streifcorps wurden ſchließlich ſo verwegen, daß ſie ſelbſt größere Städte wie Bremen, Braunſchweig und Kaſſel (Letzteres geſchah am 28. September und König Jerôme entfloh über Hals und Kopf nach Koblenz) überrumpelten, und damit trat die Gefahr, daß ſie den ganzen Verkehr zwiſchen der Napoleoniſchen Armee und dem Rheine abſchneiden würden, immer näher. Nicht minder ſchlimm war, daß Napoleon, trotzdem er nach dem Schlachttag vom 27. Auguſt mit ſeiner Hauptmacht dreimal gegen Blücher in Schleſien, zweimal gegen Schwarzenberg in Böhmen und einmal gegen den ſchwediſchen Kronprinzen in Brandenburg vorrückte, um ſie vereinzelt zu ſchlagen, immer wieder unverrichteter Dinge nach Dresden zurückkehren mußte, weil er ſich von dieſer Stadt, dem Mittelpunkte ſeiner Bewegungen nicht allzuweit entfernen durfte, ohne ſie bloßzuſtellen. Das Allerſchlimmſte aber ſollte erſt kommen. Am 3. Oktober 1813 überſchritt Blücher, nachdem ein neues ruſſiſches Heer unter Bennigſen in Schleſien eingerückt war, bei dem Dorfe Wartenburg die Elbe, um der franzöſiſchen Hauptarmee in den Rücken zu kommen, und dieſe Bewegung unterſtützte der ſchwediſche Kronprinz damit, daß er am 4. Oktober bei Roßlau, unweit von Deſſau, ebenfalls über die Elbe ging. Die böhmiſche Armee unter Schwarzenberg aber umging Dresden in einem großen Bogen und ſtand am 4. Oktober bereits bei Chemnitz. Nun-

Digitalisiert von Google

mehr konnte es Napoleon mit Händen greifen, daß die Alliirten es darauf abgesehen hatten, ihn von Frankreich abzuschneiden, und um dieß zu verhindern, durfte er sich um keinen Tag länger in Dresden zurückhalten lassen. Am 7. Oktober zog er also begleitet vom König von Sachsen, der ihm wie sein Schatten folgte, von dort ab (nicht übrigens ohne eine Besatzung von 30,000 Mann unter dem Marschall St. Cyr zurückzulassen) und marschirte eiligst über Meissen, Oschatz und Wurzen gegen Düben zu, um sich hier auf das Blücher'sche Heer zu stürzen. Allein Blücher wich über die Mulde zurück, sich bei Dessau an den schwedischen Kronprinzen anlehnend, und Beide beschlossen, lieber über die Saale zu retiriren, als sich vorher, ehe Schwarzenberg sich mit ihnen vereinigt habe, mit dem französischen Kaiser zu messen. Somit machte Napoleon am 10. Oktober in Düben Halt und überlegte hier, was klüger für ihn sei, sofort Berlin zu erobern, um in der Mark Brandenburg zu überwintern, oder bei Leipzig eine Stellung einzunehmen, durch die er sich seinen Rückzug an den Rhein sichern könne. Drei volle Tage lang schwankte er; doch wie er jetzt die Gewißheit erhielt, daß der König von Bayern, der bedeutendste seiner deutschen Vasallen, zu den Alliirten übergetreten sei, da gebot ihm die Pflicht der Selbsterhaltung, sich wo möglich die Rückzugslinie an den Rhein zu sichern. Am 13. Oktober in der Früh brach er also nach Leipzig auf und am 14. Abends zog er, begleitet von dem König von Sachsen in der Stadt ein. Am folgenden Morgen (am 15. Oktober) erreichte auch der Fürst Schwarzenberg mit der Hauptmacht der Alliirten die Leipziger Ebene und eben dahin zogen sich auf seinen Befehl die Heere Blüchers und des Kronprinzen von Schweden. Am 16. Oktober aber begann dort jener ewig denkwürdige Entscheidungskampf, dem man nachher den Namen der „Völkerschlacht bei Leipzig" gegeben hat.

Es war in der That eine Völkerschlacht, denn in den Reihen der Franzosen kämpften Portugiesen, Spanier, Lombarden, Piemontesen, Neapolitaner, Illyrier, Holländer, Polen und Deutsche, in den Reihen der Alliirten aber Preußen, Oesterreicher, Ungarn, Schweden und Russen, ja selbst Baschkiren und Kalmücken vom Ural. Der Zahl nach besaßen die Alliirten eine große Uebermacht. Unter Abzug

Digitalisiert von Google

nämlich jener Truppenmassen, welche man zur Cernirung der Elbe- und Oberfestungen, sowie Dresdens hatte zurücklassen müssen, berechnete man das böhmische Heer unter Schwarzenberg auf 136,000, das schlesische unter Blücher auf 56,000, die Nordarmee unter dem schwedischen Kronprinzen auf 68,000 und die Reserve unter Bennigsen auf 41,000 Mann. Diesen 300,000 Mann aber konnte Napoleon kaum 190,000 Mann entgegenstellen und überdem besaß er eine viel geringere Cavallerie (nur 24,000 Pferde gegen 56,000) und Artillerie (700 Kanonen gegen 1200). Allein am ersten Schlachttag, also am 16. Oktober, war der Unterschied noch ein ganz geringer, denn einmal standen die Reserven unter Bennigsen noch weit zurück und sodann verzögerte der schwedische Kronprinz, um wo möglich am Kampfe gar nicht Theil nehmen zu müssen, seinen Marsch von Dessau nach Leipzig absichtlich so sehr, daß er vor dem 17. Abends den Kampfplatz gar nicht erreichte. Am ersten Schlachttage hätte also Napoleon den Sieg gar wohl erringen können und er würde ihn auch vielleicht errungen haben, wenn seine Truppen noch dieselben gewesen wären wie bei Austerlitz und Jena. Zwischen 8 und 9 Uhr Morgens begann der Kampf südlich von Leipzig, wo Schwarzenberg und Napoleon sich gegenüber standen, und eingeleitet wurde derselbe mit einer Kanonade, welche die Erde erbeben machte. Kaum übrigens donnerten bei Wachau die Geschütze, so donnerten sie auch bei Möckern nördlich von Leipzig, denn allda warf sich fast zu gleicher Zeit Blücher auf die Franzosen unter Marmont. Napoleon selbst entwickelte südlich von Leipzig eine Thatkraft, wie in seinen besten Tagen; allein so furchtbare Anstrengungen er auch machte und so wenig er vor Menschenopfern zurückscheute, so bestand doch der einzige größere Vortheil, den er bis zum Spätabende erfocht, darin, daß sich ihm der österreichische General Meerveldt mit einem Theil seines Corps gefangen geben mußte. Dafür hatte Blücher über seinen Gegner Marmont einen vollständigen obwohl äußerst blutigen Sieg errungen und lauthin erschallte bei Beginn der Nacht auf dem eroberten Schlachtfelde das Lied der Preußen: „Nun danket alle Gott.“ Den andern Tag, am 17. Oktober, trat, ohne daß irgend eine Verabredung getroffen worden wäre, von beiden Seiten eine fast vollständige Waffenruhe ein. Die Alliirten

Digitalisiert von Google

nämlich griffen nicht an, weil ihnen Alles daran gelegen war, daß vor Erneuerung der Schlacht die Nordarmee unter dem schwedischen Kronprinzen und die Reserve unter Bennigsen, im Ganzen über 100,000 Mann, bei ihnen eintrafen; Napoleon aber gab sich der trügerischen Hoffnung hin, es könne ihm durch die Vermittlung des gefangenen Generals Meerveldt gelingen, seinen Schwiegervater, den Kaiser von Oesterreich, zum Abschluß eines schnellen Separatfriedens zu bewegen. So ging der 17. Oktober, einige kleine Vorpostengefechte abgerechnet, ganz still vorüber; am Abend dieses Tages dagegen waren die Alliirten durch das Eintreffen der Nordarmee und der Reserve 300,000 Mann stark geworden und nun konnte man über das Geschick Napoleons, der auf seine Friedensanträge nicht einmal eine Antwort erhielt, nicht mehr im Zweifel sein. In der Nacht vom 17. auf den 18. Oktober erfuhr derselbe, daß die Alliirten ihre Vorbereitungen zur Erneuerung der Schlacht träfen, und alsbald that er dasselbe. Er stellte seine Truppen in einem engen Kreis um Leipzig herum auf und seine Hauptstützpunkte waren im Süden das Dorf Probstheyda, im Norden das Dorf Schönefeld. Ihrerseits dagegen umschlossen ihn die Alliirten von allen Seiten und ihre jetzige furchtbare Ueberlegenheit erleichterte ihnen dieß ungemein. Ihren äußersten rechten Flügel bildete im Süden die böhmische Armee, den äußersten linken Flügel das schlesische Heer unter Blücher. Zwischen beiden waren im rechten Centrum die Reserven Bennigsen's nebst dem Corps Colloredo, im linken Centrum die Nordarmee unter dem schwedischen Kronprinzen eingerückt. Den Oberbefehl über die sämmtlichen Truppen führte der Fürst Schwarzenberg und die drei verbündeten Monarchen nahmen ihren Standpunkt bei Liebertwolkwitz auf einer Anhöhe, die man später den Monarchenhügel genannt hat. Früh Morgens um 7 Uhr gab Schwarzenberg den Befehl zum Vorrücken und in noch furchtbarerer Weise als am 16. Oktober erneuerte sich der Kanonendonner. Im Süden concentrirte sich der Kampf bald um das Dorf Probstheyda und dasselbe wurde viermal genommen und viermal wieder verloren. Die Todten lagen zu ganzen Haufen auf den Straßen und alle Wohnungen ringsum waren mit Verwundeten angefüllt. Trotzdem hielten sich die Franzosen tapfer genug und auf dieser Seite des großen

Digitalisiert von Google

Schlachtfeldes blieb also Napoleon unbesiegt. Nicht so aber im Norden. Hier kommandirte Blücher und der schwedische Kronprinz sollte ihn in seinem Angriff auf die feindliche Linie unterstützen. Letzteres geschah in sehr ungenügender Weise, denn der Kronprinz blieb mit seinen Schweden bis zum Abend unthätig hinter der Parthe stehen. Mit Hülfe der Russen unter Langeron aber gelang es den Preußen doch, die Franzosen zurückzuwerfen und am Abend wurde das Dorf Schönefeld, ihre Hauptposition hier, mit stürmender Hand erobert. Auch trug sich hier im Laufe des Nachmittags eine erhebende Episode zu, indem inmitten des Tobens der Schlacht der noch vorhandene Rest des sächsischen Corps, kommandirt von dem General Ryssel und dem Obersten Brauche zu den Alliirten überging, welches Beispiel gleich nachher der württembergische General Normann mit seiner auf 500 Mann zusammengeschmolzenen Reiterbrigade nachahmte.

Nunmehr befand sich Napoleon, trotzdem er auf einem Theil des Schlachtfeldes seine Stellung behauptet hatte, in einer ganz verzweifelten Lage. Seine Verluste an den beiden Schlachttagen waren enorm (über 70,000 Mann an Todten und Verwundeten) gewesen und am Abend des 18. Oktobers besaß er kaum noch 130,000 Mann kampffähige Truppen. Freilich hatten auch die Alliirten fast 60,000 Mann (die Preußen 19,000, die Oesterreicher 17,000, die Russen 22,000 und die Schweden 100, sage hundert Mann) eingebüßt, allein ihre Gesammtstärke betrug deßwegen doch noch mehr als 240,000 Mann und gegen diese konnte Napoleon natürlich unmöglich mehr aufkommen. Somit trat die unabänderliche Nothwendigkeit, den Rückzug anzutreten, an ihn heran, und da Eile noththat, damit ihm nicht auch noch der Weg an den Rhein (dieser ging über Lindenau, Markranstädt, Lützen, Weißenfels, Naumburg und Erfurt) abgeschnitten werde, gab er noch am 18. Oktober bei Beginn der Nacht die nöthigen Befehle hiezu. Erst zog also der Troß ab; dann kamen Wägen mit Verwundeten; weiter um Mitternacht die Artillerie, und endlich gegen Morgen die Infanterie. Napoleon selbst verließ Leipzig erst um 9 Uhr am 19. Oktober, nachdem er die Vertheidigung der Stadt den beiden Corps Macdonald und Fürst Poniatowsky übertragen hatte, und sein letzter Befehl lautete, die Elsterbrücken in die Luft zu

Digitalisiert von Google

sprengen, sobald die Truppen alle hinüber seien. Ihrerseits ließen die Alliirten ihre Schaaren die Nacht durch auf dem Schlachtfelde ruhen, denn nach den furchtbaren Anstrengungen des Tages bedurften sie der Erholung höchst nothwendig. Nun ist richtig, man erfuhr noch in der Nacht, daß Napoleon den Rückzug angetreten habe, und sofort erbot sich Blücher mit 40 Reiterregimentern die Retirirenden aufzureiben. Allein der Generalissimus Schwarzenberg meinte, es sei nicht rathsam, einen so gewaltigen Krieger, wie Napoleon, der immer noch über bedeutende Kräfte verfüge, zur Verzweiflung zu bringen, und dieser vorsichtigen Strategie stimmten auch die drei Monarchen zu. Man hinderte also für jetzt den Rückzug der Franzosen nicht, traf aber schon in der Früh des 19. Oktobers Anstalt, die Stadt Leipzig zu erstürmen. Von Süden her schritt das böhmische Heer — Colloredo mit den Oesterreichern zur Linken, Kleist mit den Preußen im Centrum, Wittgenstein mit den Russen zur Rechten — zum Angriff. Von Norden her gegen das Halle'sche Thor (denn Leipzig hatte damals noch Thore, Wälle und Gräben) stürmte Blücher und von Osten gegen das Grimma'sche Thor, der tapfere Bülow. Ihnen schlossen sich die Russen unter Bennigsen, Sacken und Langeron an und selbst die Schweden nahmen dießmal an dem Kampfe Theil. Man muß es einräumen, die Franzosen und ihre Verbündeten, besonders badische und darmstädtische Infanterie, schlugen sich auf's tapferste; allein bis um Mittag waren die Alliirten schon auf drei Seiten in die Stadt eingedrungen und russische Jäger hatten sich des sogenannten Rosenthals bemächtigt, von wo aus sie das Ranstädter Thor, das Rückzugsthor der Franzosen, bedrohten. Jetzt sahen die Letzteren ein, daß die Stadt unmöglich mehr zu halten sei, und drängten mit Macht nach den beiden Elsterbrücken, über welche die Retirade nach dem Ranstädter Thore ging. „Rette sich, wer kann," wurde die Losung und nun entstand ein Chaos von Menschen, Pferden und Wagen, daß sofort eine der Brücken von dem Gewicht in Trümmer ging. Da ertheilte der Offizier, der die andere Brücke zu bewachen hatte, in der Angst, die Russen könnten sich derselben bemächtigen, den Befehl die Mine zu zünden, und mit einem furchtbaren Knall flog dieselbe in die Luft. Hiedurch aber sahen sich die vielen Tausende, die

Digitalisiert von Google

noch jenseits der Elster standen, von dem Ranstädter Thor abgeschnitten und die furchtbarste Verzweiflung erfaßte sie. Mehr als 15,000 Mann warfen die Waffen weg und übergaben sich den Siegern auf Gnade und Ungnade. Andere Tausende sprangen in den Fluß, um sich durch Schwimmen zu retten, und einigen Wenigen, worunter der Marschall Macdonald, gelang dieß. Die Meisten aber ertranken und zu diesen gehörte auch der edle Fürst Poniatowsky. Um ein Uhr Mittags hielten die drei verbündeten Monarchen ihren Einzug in die eroberte Stadt, und ihre erste That war, daß sie den König Friederich August von Sachsen, den sie in Leipzig vorfanden, als Gefangenen unter Bedeckung nach Berlin sandten, weil er sich selbst jetzt noch sträubte, dem Bündniß mit Napoleon zu entsagen.

Der Letztere hatte seinen Rückzug Anfangs in ziemlicher Ordnung angetreten; allein wie nun die Nachzügler, die sich aus dem Leipziger Blutbad retteten, zu seinem Heere stießen, entstand mit einem Male die grenzenloseste Verwirrung. Tausende, besonders von den Neuausgehobenen, warfen ihre Waffen weg, um desto schneller fliehen zu können, und andere Tausende blieben vor Ermattung und Hunger am Wege liegen. So kam es, daß schon die Straße von Leipzig nach Erfurt, noch mehr aber die von Erfurt nach Hanau einen entsetzlichen Anblick bot, denn jede Minute stieß man auf Todte oder mit dem Tode Ringende und Hunderte von Kanonen standen verlassen, weil man die Pferde losgespannt hatte, um auf ihnen weiter zu fliehen. Gewiß also lag es in der Macht der Verbündeten, die ganze Napoleonische Armee vollends zu vernichten, wenn sie die Verfolgung mit Ernst und Nachdruck angeordnet hätten; allein sie waren damals noch keineswegs Willens, mit dem französischen Kaiserthum ein totales Ende zu machen, und insbesondere lag dem österreichischen Kaiser viel daran, seinem Tochtermann Gelegenheit zu einem billigen Friedensschluß zu geben. Demgemäß hatte Napoleon bei seiner Ankunft in Hanau immer noch 60,000 Mann in Reih und Glied, und wie sich ihm nun hier am 31. Oktober der Feldmarschall Wrede mit dem bayerischen, durch einige österreichische Regimenter verstärkten Corps, im Ganzen etwa 40,000 Mann, in den Weg stellte, um ihm den weiteren Rückzug abzuschneiden, durchbrach er nach kurzem Kampfe

Digitalisiert von Google

das bayerische Centrum mit solcher Wucht, daß Wrede sich mit einem Verlust von 8000 Mann zurückziehen mußte. Am 2. November erreichte dann Napoleon die Festung Mainz und hier konnten sich seine abgehetzten Truppen ausruhen. Von der großartigen Armee aber, über die er vor wenigen Monaten noch zu verfügen hatte, waren ihm kaum 50,000 Mann schlagfertige Truppen übrig geblieben und von der Artillerie existirten höchstens noch 10 Batterieen. Ja selbst die 50,000 Mann konnten nicht mehr wohl in Anschlag gebracht werden, denn die furchtbaren Strapatzen und Entbehrungen, denen sie ausgesetzt gewesen, hatten schwere Krankheiten im Gefolge und diesen erlagen in den nächstfolgenden Wochen die Meisten.

Es war eine entsetzliche Niederlage gewesen, welche Napoleon in Rußland erlitten hatte; diese neue Niederlage aber erschien noch weit entsetzlicher, weil Frankreich nicht die Fähigkeit besaß, eine nochmalige Heeresrüstung zu leisten. Welch' ein Jubel also durch die deutschen Gauen drang! Endlich war der furchtbare Zwingherr niedergeschlagen und endlich, endlich hatte für Deutschland die Stunde der Befreiung geschlagen! Freilich dachten hiebei nicht Allzuviele an die Einheit, Größe und Macht Deutschlands und noch weniger dachten dieselben an die innere Freiheit, das heißt an die Befreiung von dem schmählichen Joche des Absolutismus, das man nun so lange getragen. Nein bei weitem die Meisten dachten nur an die Befreiung von der Fremdherrschaft, deren furchtbarer Druck die deutsche Langmuth endlich zur Wuth aufgestachelt hatte. Doch war diese Fremdherrschaft in der That schon abgeschüttelt? Die Franzosen hielten — außer Modlin und Zamosk in Polen — in Deutschland noch eine Menge von Städten und Festungen besetzt — an der Weichsel Danzig, an der Oder Stettin, Küstrin und Glogau, an der Elbe Hamburg, Magdeburg, Wittenberg, Torgau und Dresden — und die Gesammtstärke dieser Besatzungen mochten sich immerhin auf 180,000 Mann belaufen. Allein was that's? Es waren verlorene Posten, weil ihnen keine Hoffnung auf Entsatz blieb. So fiel Dresden schon am 12. November und der Marschall St. Cyr mußte sich mit der ganzen Besatzung (1759 Offiziere und 33,744 Mann) gefangen geben. So kapitulirte am 21. November Stettin, am 23. Zamosk, am 25.

Digitalisiert von Google

Modlin und am 1. Januar 1814 selbst Danzig trotz der tapferen Vertheidigung des Generals Rapp. Etwas länger hielten sich die übrigen genannten Plätze und besonders hartnäckig vertheidigte sich der Wütherich Davoust in Hamburg. Allein nach dem Sturze Napoleons mußte er natürlich ebenfalls abziehen und von selbiger Stunde an befand sich kein Franzose mehr auf deutschem Gebiete.

Unmittelbar nachdem Napoleon über den Rhein zurückgeworfen war, fielen auch seine Schöpfungen in Deutschland zusammen und nicht minder beeilten sich die Alliirten, alle früher von ihm mit Frankreich vereinigten Länder, wie insbesondere Italien und Holland, seiner Herrschaft zu entledigen. Deßhalb erhielt jetzt das in Italien gegen den Vicekönig Eugen operirende österreichische Heer bedeutende Verstärkungen und zugleich wurde von der Nordarmee der General Bülow mit den unter ihm stehenden Preußen, sowie mit den Russen unter Winzingerode, zur Eroberung von Holland abbeordert. Der schwedische Kronprinz aber mit den Schweden wandte sich gegen die Dänen, die Alliirten Napoleons, um ihnen Norwegen zu entreißen, und erst, nachdem er diesen Zweck erreicht hatte, wollte er sich den Alliirten wieder anschließen. Weit leichter ging es mit der Zertrümmerung der Napoleonischen Schöpfungen innerhalb Deutschlands, denn weil aus der Willkür eines Despoten hervorgegangen, hatten sie allesammt keinen inneren Halt. Deßhalb erklärte der Großherzog von Würzburg schon am 26. Oktober seinen Austritt aus dem Rheinbund und am 2. November folgte der König von Württemberg, Friederich I., seinem Beispiel. Doch that er es nicht, ohne sich zuvor in einem mit Oesterreich zu Fulda abgeschlossenen Vertrage von Franz I. seine Souverainetät, sowie die Integrität seiner Staaten in derselben Weise sichern zu lassen, wie dieß bei Bayern geschehen war. Am 5. November trat der Großherzog von Hessen-Darmstadt den Alliirten bei und am 17. der Großherzog von Baden. Nicht minder thaten dieß in derselben Zeit die kleinen sächsischen Herzoge, sowie die Häuser Nassau, Lippe, Anhalt, Schwarzburg, Hohenzollern, Reuß und Waldeck. Natürlich aber mußten sie sämmtlich sofort in die Kriegsgemeinschaft gegen Frankreich eintreten und recht gerne verpflichteten sie sich zu doppelt so großen Contingenten, als sie früher hatten stellen müssen.

Digitalisiert von Google

Mit ihnen also verfuhr man von Seiten der Alliirten äußerst glimpflich; die noch übrigen sechs Rheinbundfürsten dagegen erklärte man kurzweg ihrer Länder für entsetzt. So geschah dem Könige von Sachsen aus Gründen, die ich bereits genannt habe, und so den beiden Fürsten von Isenburg und von der Leyen, weil sie als gemeine Handlanger in Napoleons Diensten eine besonders gehässige Rolle gespielt hatten. Der König von Westphalen aber, sowie der Großherzog von Berg und der Fürstprimas in Frankfurt waren nichts Anderes gewesen, als Geschöpfe des französischen Kaisers, und hatten es deßhalb für angezeigt erachtet, ihren Ländern gleich nach der Niederlage ihres Herrn und Meisters flüchtig den Rücken zu kehren. Was that man nun übrigens mit jenen regentenlos gewordenen Territorien? Ei nun für das Königreich Sachsen, sowie für die Fürstenthümer Isenburg und von der Leyen errichteten die drei verbündeten Monarchen eine Centralverwaltung, deren Vorstand der Freiherr von Stein wurde, und bestimmten zugleich, daß alle weiteren Landeroberungen dieser Verwaltung untergestellt werden sollten. Was aber das Großherzogthum Berg und das Königreich Westphalen anbelangte, so nahmen die früheren Beherrscher jener Länder sofort von dem Besitz, was ihnen vor der Napoleonischen Gewaltherrschaft gehört hatte, nämlich der König von Preußen von den Gebieten zwischen dem Rhein und der Elbe, der König von England von Hannover, der Kurfürst Wilhelm I. von Hessen-Kassel und der Herzog Friederich Wilhelm von Braunschweig. Endlich kehrte der Herzog von Oldenburg in sein ihm von Napoleon geraubtes Herzogthum zurück und die drei Hansestädte Hamburg, Lübeck und Bremen, sowie die Stadt Frankfurt am Main etablirten sich wieder als freie Reichsstädte. Kurz in Westphalen, in Berg und an der Nordsee wurde Alles auf den Standpunkt von 1808 zurückgebracht und die restituirten alten Regierungen, „die nichts gelernt und nichts vergessen hatten," thaten, als ob die Zwischenzeit von 1808 bis 1813 gar nicht vorhanden gewesen wäre.

Kommen wir nun auf den Krieg zurück, so zeigten die drei verbündeten Monarchen unmittelbar nach der Entscheidungsschlacht bei Leipzig durchaus keine Eile denselben fortzusetzen. Damals nämlich hatte sich nur erst in einzelnen wenigen hervorragenden Männern, wie

Digitalisiert von Google

Stein, Blücher und Gneisenau, der Gedanke festgesetzt, daß man das Schwert nicht eher in die Scheide stecken dürfe, als bis der französische Imperator durch seine Entthronung vollständig beseitigt sei; die drei Monarchen aber mit ihren Ministern meinten genug erreicht zu haben, wenn Frankreich wieder das Frankreich vor 1800 geworden sei. Endlich übrigens brachen sie von Leipzig auf und erreichten am 5. November die Stadt Frankfurt am Main. Um diese Stadt herum, am Main und am Neckar lagerte die große böhmische Armee unter Schwarzenberg; der schlesischen Armee dagegen wurden ihre Standquartiere am Mittelrhein zwischen Bingen und Bonn mit dem Hauptquartier Coblenz angewiesen. Und nun womit beschäftigten sich die drei verbündeten Monarchen, während ihre Armeen still liegen mußten? Einfach mit der Frage, unter welchen Bedingungen man dem Kaiser Napoleon den Frieden anbieten solle. Endlich wurde man darüber schlüssig, daß der französische Kaiser vor allem auf den Rheinbund und die Nordseegebiete, sodann auf Holland und Italien, endlich auf Spanien und die Schweiz zu verzichten habe, ehe man sich auf weitere Unterhandlungen mit ihm einlassen könne. Leiste er aber diesen Verzicht, so sollen ihm außer Frankreich auch noch Belgien, sowie die deutschen Lande links vom Rhein verbleiben und über sonstige Forderungen könne man dann in Mannheim einen Congreß eröffnen. Mit diesem Friedensantrag, der dafür Zeugniß gab, wie sehr man den Kaiser Napoleon immer noch schonen zu müssen Ursache zu haben glaubte, schickte man in der zweiten Woche des Novembers den Baron von St. Aignan, den seitherigen französischen Gesandten in Sachsen-Weimar, nach Paris und ließ zugleich den französischen Kaiser dringend auffordern, sich gleich in den nächsten Tagen, jedenfalls aber vor dem 1. Dezember, mit Ja oder Nein zu entscheiden. St. Aignan kam am 15. November in Paris an und richtete seine Aufträge pünktlich aus. Allein Napoleon gab deßwegen doch nur eine ausweichende Antwort, die ihn zu Nichts verpflichtete, denn er wollte nur Zeit gewinnen, um seine neuen Rüstungen vollenden zu können. Um die Zeit nun, wo diese ausweichende Antwort in Frankfurt einlief, kam auch der Freiherr von Stein, der, wie wir wissen, einen großen Einfluß auf Alexander I. ausübte, von Leipzig her — wo er inzwischen die Ver-

Digitalisiert von Google

waltung Sachsens geordnet hatte, dort an und seine dringenden Vorstellungen brachten endlich dem russischen Kaiser die Ueberzeugung bei, daß mit Napoleon selbst ein dauernder Frieden nie abgeschlossen werden könne. „Jetzt," erklärte Stein, „ist seine Macht so gut wie zertrümmert, und doch gibt er sich in der Maßlosigkeit seines Ehrgeizes nicht damit zufrieden, daß man ihm, gleichsam zum Lohn für zwanzigjährige Erpressung und Gewaltthat das ganze linksrheinische Deutschland nebst Belgien lassen will; wie viel weniger wird er später, wenn er wieder gerüstet dasteht, seine Vergrößerungsgelüste zügeln wollen!" Diesen Vorstellungen konnte Alexander I. nicht widerstehen und von Stunde an stand sein Entschluß fest, den Krieg so lange fortzusetzen, bis nicht mehr Napoleon, sondern das altlegitime Geschlecht der Bourbons den Thron von Frankreich einnehme. Ihm pflichtete sofort Friederich Wilhelm III., der sich ihm überhaupt in Allem unterordnete, bei, und nun war Franz I. von Oesterreich überstimmt. Am 1. Dezember 1813 erließen also die drei verbündeten Monarchen eine Art von Kriegsmanifest, allein die Sprache dieses Schriftstücks war so zahm, daß man wohl merkte, wie wenig Ernst es dem Verfasser desselben, dem Grafen Metternich (Franz's I. erstem Rathgeber), damit sei, den Krieg in's Innere von Frankreich zu tragen. „Nicht gegen Frankreich," hieß es darin, „führen wir Krieg, sondern gegen Napoleon, der seit fünfzehn Jahren Europa in Flammen setzt, und darum denken wir auch nicht daran, Frankreich zu schwächen, sondern dessen Gebiet soll eine Ausdehnung behalten, wie es sie nie unter seinen früheren Königen besessen."

Sei dem nun übrigens, wie ihm wolle, die Fortsetzung des Kriegs war beschlossene Sache; allein nun fragte es sich, wann man in Frankreich einfallen solle, ob jetzt oder erst im Frühjahr? Ueberdem von wie viel und von welchen Seiten her sollte der Einfall stattfinden? Es gab also noch viel zu debattiren; doch kam man endlich über Alles in's Reine, und Ende Dezember ging Schwarzenberg, in dessen Hauptquartier sich wieder die drei verbündeten Monarchen befanden, bei Basel, Laufenburg und Schaffhausen über den Rhein, um über Burgund gegen Paris zu marschiren; Blücher aber, welcher in der Nacht auf den 31. Dezember bei Mannheim, Kaub und Coblenz das

Digitalisiert von Google

linke Rheinufer gewann, schlug die gerade Richtung durch die Champagne nach der französischen Hauptstadt ein und zu gleicher Zeit drang Bülow von Holland her über Belgien dahin vor. Die Effectivstärke dieser drei Armeen betrug nicht viel über 350,000 Mann; man war aber im Stande im Bedürfnißfall noch weitere 300,000 Mann nachrücken zu lassen. Napoleon dagegen hatte wegen der furchtbaren Erschöpfung Frankreichs trotz der unsäglichsten Anstrengungen nicht viel über 100,000 Mann kampffähiger Truppen auf die Beine gebracht und seine einzige Hoffnung beruhte darauf, die feindlichen Heere einzeln schlagen zu können. Zuerst am 29. Januar 1814 warf er sich bei Brienne zwischen Vitry und Troyes auf Blücher und nöthigte denselben sich nach Trannes bei Bar sur Aube zurückzuziehen. Hier aber erhielt der Marschall Vorwärts, die von Schwarzenberg, der damals bereits über Langres hinaus gerückt war, erbetenen Verstärkungen — das Corps Giulay (Oesterreicher) und das Corps Kronprinz von Württemberg (Württemberger und sonstige frühere Rheinbundtruppen) nebst acht Reiterregimentern — und alsbald ergriff er wieder die Offensive. Am 1. Februar trafen sich die beiden Gegner beim Dorfe La-Rothière und am Abend hatte Blücher einen vollständigen Sieg erfochten. Die Franzosen verloren — außer 5000 Todten und Verwundeten — über 3000 Gefangene nebst 73 Kanonen und Napoleon konnte die Fliehenden erst bei Nogent, nur 25 Stunden von Paris entfernt, wieder sammeln. Tags darauf, am 2. Februar, hielten die drei Monarchen mit ihren Generalen, Ministern und Diplomaten auf dem Schlosse zu Brienne großen Kriegsrath und in diesem drang Blücher darauf, daß sein und Schwarzenbergs Heer vereinigt in Eilmärschen vordringen solle, um Napoleon mit einem einzigen Schlag vollends zu vernichten. Er wurde aber überstimmt und man beschloß, daß Blücher und Schwarzenberg fortfahren sollten, getrennt (Ersterer im Marnethal über Chalons und Meaux, Letzterer im Seinethal über Troyes und Nogent) auf Paris zu marschiren. Als Grund führte man an, daß es unmöglich sei, zwei so großen Armeen auf einer und derselben Straße die nöthigen Nahrungsmittel (Proviant und Fourage) nachzuführen; der wahre Grund aber lag darin, daß, weil Napoleon sich jetzt plötzlich bereit erklärte, unter den weitgehendsten

Digitalisiert von Google

Zugeständnissen Frieden machen zu wollen, der Kaiser von Oesterreich die Kriegführung durch einen Hemmschuh sperren wollte, um auf einem Friedenscongreß, den er sofort beantragte, seinem Tochtermann wenigstens den Thron von Frankreich zu erhalten. Auch ging man in der That auf den Antrag des Kaisers von Oesterreich ein, und eröffnete in Chatillon einen Friedenscongreß; allein umgekehrt setzte es Alexander I. durch, daß durch den Congreß der Krieg selbst nicht unterbrochen werden dürfe und somit traten die beiden Armeen schon am 3. Februar ihren Weitermarsch an. Nach wenigen Tagen hatte Blücher Chalons erreicht; weil aber von hier an zwei parallel laufende Straßen nach Meaux (die eine geht über Epernay und Chateau Thierry, die andere über Etoges und Montmirail) führen, ließ er sich dazu verleiten, beide Straßen zu benützen und zog dadurch seine verschiedenen Corps ziemlich weit auseinander. Er that dieß, um schneller vorwärts zu kommen, und glaubte es ungestraft thun zu können, weil die französische Armee in großer Auflösung bis nach Nogent zurückgeflohen war. Allein er sollte es schwer büßen, denn das kriegerische Genie Napoleons wußte seine Unvorsichtigkeit in wunderbarer Weise auszunützen. Nachdem nämlich Letzterer seine Armee in einem Zeitraum von kaum acht Tagen wieder gesammelt und sogar durch Herbeiziehung einiger neu eingerückten Regimenter verstärkt hatte, ließ er die Marschälle Victor und Oudinot mit etwa 30,000 Mann in Nogent zurück, um der Schwarzenberg'schen Armee den Weg nach Paris zu verlegen, und flog dann mit dem Rest seiner Truppen nordwärts, den Kolonnen Blüchers entgegen. Am 10. Februar stieß er bei Champaubert auf die Blücher'sche Vorhut, 8000 Russen unter Olsufiew, und schlug sie bis zur Vernichtung. Am 11. sprengte er das Sacken'sche Corps bei Montmirail auseinander und nahm ihm 2000 Gefangene ab. Am 12. stürzte er sich bei Chateau Thierry auf das Corps York und zwang dasselbe zur Retirade nach Chalons. Am 14. endlich griff er den Feldmarschall Blücher selbst — derselbe hatte bei den Corps Kleist, Ziethen und Kapczewitsch sein Hauptquartier — bei Beauxchamp an und brachte ihm ebenfalls eine bedeutende Niederlage bei. Kurz die schlesische Armee verlor in wenigen Tagen über 15,000 Mann mit 50 Geschützen und es war also ganz so, als wenn

Digitalisiert von Google

dieſelbe in einer großen Feldſchlacht beſiegt worden wäre. Inzwiſchen hatten die Marſchälle Victor und Oudinot vor der Schwarzenberg'ſchen Armee beſtändig zurückweichen müſſen und am 11. Februar erſtürmte der Kronprinz von Württemberg, der die Vorhut führte, die Stadt Sens. Einige Tage ſpäter ſtand er bereits bei Montereau, nur achtzehn Stunden von Paris entfernt, und zur Seite, bei Nangis, lagerte das Corps Wittgenſtein. Kaum nun erhielt Napoleon hierüber Gewißheit, ſo gab er die Verfolgung Blüchers auf und flog über Tournan, wo er die Streitkräfte Victors und Oudinots an ſich zog, der Seine zu. Seine Abſicht war, die verſchiedenen Corps der Schwarzenberg'ſchen Armee ebenfalls einzeln zu ſchlagen, wie ſoeben die des Blücher'ſchen Heeres, und am 18. Februar gelang es ihm auch in der That, dem Corps Kronprinz von Württemberg bei Montereau eine empfindliche Niederlage zu bereiten. Allein hiedurch wurde der Fürſt Schwarzenberg ſo erſchreckt, daß er ſofort eiligſt mit ſeiner ganzen Armee den Rückzug nach Troyes antrat und denſelben einige Tage ſpäter ſogar bis nach Bar-ſur-Aube und Chaumont fortſetzte.

Welch' eine koloſſale Wandelung in wenigen Tagen! Am 2. Februar, nach der Schlacht von La-Rothière, hatten die Alliirten gehofft, am Ende des Monats in Paris zu ſein, und jetzt, am 20. Februar, befanden ſie ſich auf fluchtähnlichem Rückzug! Freilich verzweifelt ſtanden deßwegen ihre Angelegenheiten nicht, da ſie ihre Verluſte mit Leichtigkeit vom Rhein her ergänzen konnten; allein deſſenungeachtet gewann jetzt die Friedenspartei im Hauptquartier zu Chaumont die Oberhand und auf das Andrängen des Kaiſers von Oeſterreich wurden die in Chatillon verſammelten Unterhändler (von Oeſterreich Graf Stadion, von Rußland Graf Razumowsky, von Preußen Baron von Humboldt und von England Lord Caſtlereagh) angewieſen, ſich mit dem Miniſter Coulaincourt, dem Vertreter Napoleons, ſo ſchnell als möglich zu einigen. Nun wußten die Herren, daß Napoleon noch vor wenigen Wochen unendlich froh geweſen wäre, wenn man ihm Frankreich mit den Gränzen von 1792 gelaſſen hätte, und erboten ſich alſo auf dieſer Grundlage den Frieden abzuſchließen; allein ſiehe da, die paar Schlachten, welche Napoleon gewonnen, hatten ſeinen Uebermuth von neuem ſo furchtbar aufgebläht, daß er trotzig

Digitalisiert von Google

nicht blos darauf bestand, man müsse Belgien und die deutschen Provinzen links vom Rhein bei Frankreich belassen, sondern daß er auch Oberitalien mit Venedig für seinen Stiefsohn Eugen, sowie für seine Brüder Jerôme und Joseph angemessene Entschädigungen verlangte. Solch' unerhörte Sprache erfüllte den Kaiser Alexander mit dem unsäglichsten Zorn und unterstützt von Friederich Wilhelm III. drang er darauf, daß der Krieg mit Energie fortgesetzt werde. Darum wie jetzt am 23. Februar Blücher den General Grolmann in's Hauptquartier sandte, um sich die Genehmigung dafür zu erbitten, daß er schnellstens das soeben von Holland über Belgien eingerückte Bülow'sche Heer an sich ziehen dürfe, um dann Paris vom Norden her anzugreifen, stimmten Alexander I. und Friederich Wilhelm III. augenblicklich zu und setzten es Tags darauf bei Franz I. durch, daß dem Kaiser Napoleon der letzte Februar als derjenige Tag bezeichnet werde, an welchem er den Frieden unter den ihm angebotenen Bedingungen unbedingt angenommen haben müsse. Dieses Ultimatum schickte man sofort an den französischen Kaiser ab; allein er verwarf es mit Hohn als eine entehrende Zumuthung. Nunmehr endlich gab Franz I. die Sache seines Schwiegersohnes ebenfalls für immer auf und am 1. März 1814 verpflichteten sich die verbündeten Monarchen durch einen feierlichen Schwur, das Schwert nicht eher aus der Hand zu legen, als bis der Frieden von Europa durch die Entthronung Napoleons hergestellt sei.

Von nun an ging Alles Schlag auf Schlag. Wir erinnern uns, daß nach der Schlacht von Leipzig Bülow beauftragt worden war, Holland den Franzosen zu entreißen, und constatiren nun, daß er diese Aufgabe in den Monaten November und Dezember ausnehmend gut löste. Im Januar rückte er dann im belgischen Frankreich ein und in Mons traf ihn der Befehl, sich mit Blücher zu vereinigen. Daraufhin überließ er die Eroberung der belgisch-französischen Festungen dem Herzog Wilhelm von Weimar, der ein neu gebildetes englisch-hannöverisches Hülfscorps kommandirte, und erreichte am 4. März zwischen Laon und Soissons das Blücher'sche Heer, welches dadurch auf die ansehnliche Stärke von 110,000 Mann mit 500 Kanonen anwuchs. Napoleon aber, welcher die wenigen Ruhetage,

Digitalisiert von Google

während deren man über den Frieden unterhandelte, zur Heranziehung neugebildeter, obwohl allerdings geringer Streitkräfte benützt hatte, erkannte sofort, daß das Blücher'sche Heer am meisten zu fürchten sei, und brach, nachdem er die Marschälle Oudinot und Macdonald beauftragt hatte, die Bewegungen der Schwarzenberg'schen Armee zu überwachen, mit seiner Hauptmacht in Eilmärschen an den Aisnefluß auf. Sein Plan war, das Blücher'sche Heer von hinten und vornen zugleich anzugreifen, und somit überschritt er, während er die Marschälle Marmont und Mortier auf der großen Heerstraße von Meaux nach Soissons und Laon vorrücken ließ, schon am 6. März oberhalb Rheims die Aisne, um bei Laon in den Rücken Blüchers zu kommen. Am 7. warf er sich bei Craonne, südlich von Laon, auf die beiden russischen Corps Sacken und Winzingerode, welche das dortige Hochplateau besetzt hielten, und zwang sie nach furchtbar blutiger Arbeit zum Rückzug auf Laon. Trotzdem konnte er diesen Tag keineswegs als einen Siegestag bezeichnen, denn er hatte über 8000 Mann — seine Gegner nur 4800 — verloren und überdem setzte sich jetzt Blücher mit seinem ganzen Heere bei Laon fest, um ihm die Spitze zu bieten. Es blieb also nichts übrig, als die Schlacht zu erneuern, und noch in der Nacht vom 8. auf den 9. machte er den Versuch, die Russen unter Winzingerode, welche den rechten Flügel des Blücher'schen Heeres bildeten, zu überfallen. Der Ueberfall gelang aber nur theilweise und den ganzen Tag ward fortgekämpft, ohne daß eine Entscheidung hätte erlangt werden können. Da stürzten sich am Spätabend die beiden preußischen Corps York und Kleist (Blüchers linker Flügel) auf den Marschall Marmont (den rechten Flügel Napoleons) und erfochten hier bis um Mitternacht einen glänzenden Sieg. Marmont's Corps wurde fast ganz aufgerieben (es verlor außer 45 Kanonen fast 6000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen) und die Folge war, daß Napoleon am 10. März eiligst den Rückzug nach Rheims antrat. Er hatte an den beiden Schlachttagen bei Craonne und Laon über 17,000 Mann verloren, und wäre nun Blücher nicht plötzlich von einem heftigen Augenleiden betroffen worden, welches ihn zu raschem Handeln unfähig machte, so würde das Napoleonische Heer schon damals verloren gewesen sein. Die Entscheidung sollte übrigens doch

Digitalisiert von Google

nicht allzulange ausbleiben. Unterdessen nämlich hatte Schwarzenberg den Vormarsch auf Paris ebenfalls angetreten und die ihm entgegengestellten Marschälle Oudinot und Macdonald bei Bar-sur-Aube zurückgeworfen. Daraufhin hielt es Napoleon für nothwendig, das Schwarzenberg'sche Heer, welches sich höchst langsam im Aubethal fortbewegte, zu überfallen, um es wo möglich zum Rückzug zu zwingen, denn, wenn dieß gelang, so mußte auch Blücher seinen Vormarsch aufgeben. Er stellte also dem Blücher'schen Heere die Marschälle Marmont und Mortier entgegen und eilte mit seinen übrigen Truppen — unterwegs zog er noch die Corps Macdonald und Oudinot, sowie einige Rekrutenregimenter unter Girard an sich — über Epernay nach der Aube. Am 20. März Mittags stieß er dann bei Arcis-sur-Aube auf die Schwarzenberg'sche Armee und alsbald entspann sich ein furchtbar blutiger Kampf, der erst nach Mitternacht endete. Napoleon bot all' sein Talent und all' seine Tapferkeit auf und auch seinen Truppen muß man das Zeugniß geben, daß sie mit großer Ausdauer und Bravour stritten; allein Schwarzenbergs Uebermacht siegte, und die Franzosen mußten sich auf das rechte Ufer der Aube zurückziehen. Die Lage Napoleons war jetzt eine verzweifelte. Mit seinem kleinen Heere konnte er den Weitermarsch Schwarzenbergs auf Paris unmöglich länger aufhalten und ebensowenig waren hiezu die Marschälle Marmont und Mortier dem Blücher'schen Heere gegenüber befähigt. Da faßte er den eigenthümlichen Entschluß, sofort bei Vitry die Marne zu überschreiten und über St. Dizier und Commercy nach dem Elsaß zu marschiren. Dort wollte er die Besatzungen der Gränzfestungen an sich ziehen und zugleich durch einen Aufruf an das Volk den Landsturm organisiren. Hiedurch aber hoffte er sich so zu verstärken, daß er im Stande sei, den Verbündeten den Rückzug abzuschneiden, und wenn alles gut ging, mußte dann der Krieg doch noch mit seinem Siege endigen. Der Plan war ein merkwürdig kühner, zugleich aber auch in Anbetracht der Stärke der Alliirten, die am Rhein noch ungeheure Reserven stehen hatten, ein mehr als abenteuerlicher, und somit beschloß man im Hauptquartier Schwarzenbergs sich durch die Bewegungen Napoleons im Vormarsch auf Paris durchaus nicht beirren zu lassen. Zugleich wurde Blücher, welcher inzwischen

Digitalisiert von Google

der Napoleoniſchen Armee bis über Rheims hinaus nachgeeilt war, beordert über Vertus auf paralleler Straße mit der Hauptarmee vorzurücken, und gegen Napoleon ſelbſt, der in der That nach dem Elſaß aufgebrochen war, ließ man nur ein ſtarkes Reitergeſchwader unter Winzingerode zurück, um in ihm die Täuſchung hervorzubringen, daß die ganze alliirte Armee ihm nachfolge.

Am 25. März traten die Armeen Blüchers und Schwarzenbergs den Marſch auf Paris an und noch am Abend dieſes Tages wurden die beiden Corps Marmont und Mortier, zuſammen höchſtens 25,000 Mann, bei Fère Champenoiſe mit großen Verluſten zurückgeworfen. Die Ankunft dieſer Flüchtlinge in Paris brachte hier die furchtbarſte Aufregung hervor, denn ſeit Jahrhunderten hatte die Hauptſtadt Frankreichs keinen Feind vor ihren Thoren geſehen. Tauſende und Abertauſende ergriffen daher in ihrer Verzweiflung die Flucht und zu ihnen gehörten faſt alle Großwürdenträger, die Kaiſerin Marie Louiſe und ihr Söhnlein an der Spitze. Andere Hunderttauſende jubelten in ihrem Innern, dieweil nun endlich der lange gräßliche Krieg, der ihren Wohlſtand zerrüttet hatte, ein Ende nehmen mußte. Einige Tauſende dagegen, meiſt Studenten und Polytechniker, wollten es wenigſtens verſuchen, den häuslichen Heerd zu vertheidigen, und aus ihnen, ſowie aus den Trümmern ihrer Corps bildeten die Marſchälle Marmont und Mortier ein Vertheidigungsheer von etwa 24,000 Mann. Am 29. März Abends befand ſich das große Hauptquartier der Alliirten in Bondy, zwei Stunden von Paris, und am 30. in der Früh langte Blücher vom Norden her vor der franzöſiſchen Hauptſtadt an. Sofort begann der Angriff und bis um Mittag waren die Vorſtädte Pantin und Romainville, bis um drei Uhr der Montmartre und Belleville erſtürmt. Fernerer Widerſtand erſchien nunmehr als nutzloſes Blutvergießen und ſomit trat der Marſchall Marmont mit dem Hauptquartier wegen der Uebergabe der Stadt in Unterhandlung. Er bedang ſich nichts als Schutz des Eigenthums, ſowie freien Abzug ſeiner Truppentrümmer, und auf dieſer Grundlage wurde um Mitternacht die Capitulation abgeſchloſſen. Am andern Morgen, den 31. März aber, begannen die Heere der Alliirten Paris zu beſetzen und um die Mittagsſtunde hielten Kaiſer Alexander I. und Friederich Wilhelm III.

Digitalisiert von Google

(Kaiſer Franz I. war als Schwiegervater Napoleons zurückgeblieben und traf erſt vierzehn Tage ſpäter ein), den Fürſten Schwarzenberg in der Mitte, unter dem tollſten Jubel der Bevölkerung — alſo charakterlos ſind die Franzoſen — ihren feierlichen Einzug. Welch' ein Triumph nach ſo langen Niederlagen und Demüthigungen, und welch' eine Genugthuung für Wien, Berlin und Moskau!

In St. Dizier hatte Napoleon die Gewißheit erlangt, daß die Verbündeten direkt auf Paris losgingen, und augenblicklich kehrte er nun mit ſeinem kleinen Heere um, um die Vertheidigung der Hauptſtadt zu übernehmen. Er kam um einen halben Tag zu ſpät und wandte ſich ſofort nach Fontainebleau. Hier aber ſollte er alsbald erfahren, daß ein Deſpot nie und nimmer, ſelbſt nicht einmal durch die größte Freigebigkeit, im Stande iſt, ſich wahrhaft treue Anhänger zu verſchaffen, denn kaum hatten Alexander I. und Friederich Wilhelm III. noch am Abend des 31. März ihren Willen kund gethan, daß Napoleon zu Gunſten der Bourbonen des Thrones entſetzt werden müſſe, ſo fielen Alle, die ein gewichtiges Wort zu ſprechen hatten, von dem Imperator ab. So in erſter Linie zwei ſeiner höchſten Celebritäten, Talleyrand, Fürſt von Benevent, und Fouché, Herzog von Otranto, welche von ihm mit Wohlthaten überhäuft worden waren. So in zweiter Linie alle Altadeligen, die zwar ſeinen Dienſt auf's eifrigſte geſucht, ihn aber in ihrem Innern doch ſtets nur als einen Parvenü betrachtet hatten. So in dritter Linie alle die, welchen die katholiſche Kirche am Herzen lag, denn ſie konnten ihm ſein Auftreten gegen den Pabſt nimmermehr verzeihen. So endlich in vierter Linie alle die, welche es unter dem Kaiſerthum zu Anſehen, Macht und Reichthum gebracht hatten und ſich nun darnach ſehnten, dieß Alles in Ruhe zu genießen. In Folge deſſen kam es ſchon nach wenigen Tagen ſo weit, daß von den Mitgliedern des franzöſiſchen Senates ihrer Fünfundſechzig, ſonſt die ſervilſten Speichellecker Napoleons, dem Andrängen Alexanders I. gemäß (derſelbe wollte ſich den Anſchein geben, als habe er bei der Beſeitigung des franzöſiſchen Kaiſers den Willen der franzöſiſchen Nation befragt) die Abſetzung deſſelben ausſprachen; ſeine Marſchälle aber, beſonders Ney, Macdonald, Lefebvre, Moncey und Oudinot, verweigerten ihm, als er mit der

Digitalisiert von Google

kleinen Armee, die sich in Fontainebleau um ihn gesammelt, gegen die Verbündeten in Paris ziehen wollte, nicht nur den Gehorsam, sondern drangen sogar in grober Weise in ihn, seine Abdication, die einmal unvermeidlich sei, sofort zu unterschreiben. Kurz Alle, Alle, die er reich und groß gemacht, verließen ihn; das Volk aber, das ist die große Masse, blieb in stumpfer Gleichgültigkeit und nur die alten Veteranen seiner Garde, freilich jetzt ein kleines Häuflein, hätten gerne nochmals das Schwert für ihn gezogen. So unterschrieb er denn am 11. April die ihm von den Alliirten vorgelegte Urkunde, kraft welcher er für sich, seinen Sohn und seine ganze Familie für immer auf den Thron von Frankreich verzichtete, und erhielt dafür die Insel Elba als souveraines Fürstenthum, nebst zwei Millionen Francs jährlicher Einkünfte, zugewiesen. Ueberdem durfte er, außer seiner gewohnten Umgebung, 400 Mann seiner Garde als Leibwache auf seine Insel mitnehmen und zur Ueberfahrt schenkte man ihm ein eigenes Kriegsschiff. Seine Gemahlin Marie Louise aber wurde mit Parma, Piacenza und Guastalla, nebst einer Million Franks bedacht und eben so freigebig erwies man sich gegen seine Brüder und sonstige Verwandte.

Nach der Beseitigung Napoleons blieb nichts anderes übrig, als die Bourbons auf den Thron von Frankreich zurückzuführen und schon am 12. April übertrugen die Alliirten dem eben mit Courierpferden angekommenen Grafen von Artois, dem jüngeren Bruder des Grafen von Provence, unter dem Titel eines Generalstatthalters von Frankreich die Zügel der Regierung. Am 3. Mai 1814 hielt dann der genannte Graf von Provence, das Haupt der Familie, als König Ludwig XVIII. unter großen Zuströmen des Volks seinen Einzug in Paris und auf diesen Einzug folgte am 30. Mai der Friedensschluß mit den Alliirten. Welch' ein Frieden aber war dieß? Nicht nur wurde Frankreich für den langen Frevel, den es geübt, in keiner Weise bestraft; nicht nur ließ man ihm die ehemals den Deutschen geraubten Provinzen Elsaß und Lothringen; nicht nur legte man ihm nicht die geringste Kriegskontribution auf; nicht nur dachte man mit keiner Silbe daran, die vielen von Napoleon aus aller Herren Länder zusammengestohlenen Kunstschätze zurückzufordern, und fand es sogar

Digitalisiert von Google

auffallend, daß Preußen darauf beſtand, die Viktoria des Brandenburger Thors nach Berlin zurückzuführen; nein, nicht nur dieß, ſondern nach dem Willen Alexanders I., der überall das große Wort führte, als ob er allein die jüngſten Siege erfochten hätte, erhielt Frankreich, außerdem, daß man ihm alle die Gebietstheile, welche es am 1. Januar 1792 beſeſſen, ungeſchmälert ließ, auch noch einen nicht unbedeutenden Länderzuwachs, nämlich die Grafſchaften Mömpelgard, Avignon und Venaiſſin, ſowie die Feſtungen Saarlouis und Landau in der linksrheiniſchen Pfalz. Noch mehr, die Alliirten verpflichteten ſich, das franzöſiſche Gebiet mit ihren Armeen augenblicklich zu räumen, ſobald die franzöſiſchen Beſatzungen aus den wenigen deutſchen Feſtungen, welche ſich damals noch nicht ergeben hatten, abgezogen ſeien, und was Wunder nun, wenn im franzöſiſchen Volke der Wahn entſtand, man fürchte ſich förmlich, ihm zu nahe zu treten! Was Wunder aber auch, wenn in Deutſchland allüberall der bitterſte Unmuth über dieſen Frieden ſich Luft machte, denn hatte man nur darum den ſchweren Krieg geführt, damit das franzöſiſche Reich an Land und Leuten größer als vor der Revolution von 1789 aus ihm hervorgehe?

Unmittelbar nach Abſchluß des Pariſer Friedens machten die verbündeten Monarchen unter ſich ab, daß am 1. Auguſt 1814 in Wien ein Congreß eröffnet werden ſolle, auf dem die neue Weltkarte von Europa definitiv feſtzuſtellen und zugleich den verſchiedenen deutſchen Souverainen Gelegenheit zu geben ſei, ihr Verhältniß zu einander zu regeln. Allein die Monarchen reisten vorher mit ihren Feldherrn und Miniſtern nach England, um ſich dort fêtiren zu laſſen, und ſo fand die Eröffnung erſt am 1. November 1814 ſtatt. Man glaubte übrigens durch die vorläufigen Pariſer Friedensſtipulationen vom 30. Mai dem Congreßwerke bedeutend vorgearbeitet zu haben, und hoffte deßhalb mit dem Definitivum in wenigen Wochen fertig zu werden. Jedenfalls rechnete man unbedingt auf Eintracht und Frieden bei den Verhandlungen; allein in dem Einen wie in dem Andern täuſchte man ſich vollſtändig. Zwar allerdings ganz im Anfang herrſchte nichts als Wonnetaumel und die perſönlich anweſenden Kaiſer und Könige (außer Franz I. von Oeſtreich: Alexander I. von

Digitalisiert von Google

Rußland, Friederich Wilhelm III. von Preußen, Maximilian I. Joseph von Baiern, Friederich I. von Württemberg, Friederich VI. von Dänemark nebst einer Menge von kleineren regierenden Fürsten) sowie ihre Minister und Gesandte (ich nenne nur die berühmtesten, wie Metternich, Nesselrode, Rasumowski, Hardenberg, W. von Humboldt, Castlereagh, Wellington, Talleyrand, Dalberg und den Fürsten von Ligne, im Ganzen aber waren es über dreihundert, da auch die Mediabisirten und Depossedirten ihre Vertreter sandten) schwelgten Wochen lang jeden Tag in einer andern Lustbarkeit. Endlich aber mußte man doch auch zum Ernst übergehen und da zeigte sich's gleich auf den ersten Blick, daß der geträumten Einigkeit ein großer Zankapfel im Wege liege. Rußlands Kaiser nämlich beanspruchte von der Napoleonischen Beute das Herzogthum Warschau, das ist den Theil des ehemaligen Königreichs Polen, welchen Napoleon unter sächsischer Oberhoheit wieder hergestellt hatte, und Preußens König bestand unbedingt darauf, daß das Königreich Sachsen seinem Lande einverleibt werde. Beide Regierungen schlossen also ein Separatbündniß, um ihre beiderseitigen Forderungen durchzusetzen; allein ihnen trat Oestreich — durch den Besitz von Sachsen wäre Preußen stark und abgerundet geworden und darum gönnte ihm Oestreich diesen Besitz nicht; vom Warschauischen aber wollte Oestreich ebenfalls seinen bestimmten Antheil und zwar ganz in demselben Verhältniß, wie bei den früheren polnischen Theilungen — entschieden entgegen und England sagte ihm hiebei seinen Beistand zu. Nach kurzem schlug sich auch Frankreich auf die englisch-östreichische Seite und am 3. Januar 1815 schlossen Metternich, Castlereagh und Talleyrand ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß gegen das vereinigte Preußen und Rußland. Auf dieses hin zog Kaiser Alexander ein Heer von 300,000 Mann in Polen zusammen und eben so eifrig rüstete Preußen. Weil nun aber auch die übrigen Großmächte die Mobilmachung anordneten, so schien zu Anfang des Monats März ein neuer Krieg, ein Krieg zwischen den bisher Verbündeten unvermeidlich zu sein. Auch wäre es sicherlich so weit gekommen, wenn nicht eben jetzt, am 7. März vor Tagesanbruch Metternich eine Depesche des östreichischen Generalkonsuls in Genua erhalten hätte, welche so furchtbar ins Gewicht fiel, daß schnell die alte Einig-

Digitalisiert von Google

keit unter den Monarchen wieder hergestellt wurde — ich meine die Nachricht, Napoleon sei von Elba verschwunden und schwimme höchst wahrscheinlich auf dem Wasser nach Frankreich.

Indessen nämlich hatte die neue bourbonische Regierung in Frankreich nichts versäumt, um sich bei der ganzen französischen Nation, die Altadeligen, die mit den Bourbons aus der Verbannung zurückkehrten, sowie die ultrakatholisch Gesinnten mit dem Priesterthum allein ausgenommen, so verhaßt als möglich zu machen. Ludwig XVIII. und seine ganze Sippschaft athmete nichts als Rache gegen diejenigen, welche unter Napoleon gedient hatten, und jede Maßregel beurkundete, daß man, unter Vernichtung aller Gesetze und Einrichtungen, die von 1789 bis 1814 entstanden waren, die Zeit vor der Revolution wieder heraufbeschwören wolle. Insbesondere beleidigte man die Napoleonischen Veteranen, welche nach dem Friedensschluß in der Stärke von über 120,000 Mann aus der deutschen Gefangenschaft zurückkehrten, denn man schickte sie kurzweg nach Hause und die verdientesten Offiziere ersetzte man durch junge Herrchen, die nichts für sich hatten, als einen altadeligen Namen. Kurz, es war eine schlimme Wirthschaft, diese neue Bourbonenwirthschaft, und sehnlichst wünschten sich fast alle Franzosen den nach Elba Verbannten zurück. Natürlich aber erhielt Letzterer von Allem, was in Frankreich vorgieng, die genaueste Kunde und nicht minder setzten ihn seine geheimen Agenten in Wien davon in Kenntniß, daß unter den Alliirten Sachsens und Polens wegen ein Krieg auszubrechen drohe. Schnell entschlossen schiffte er sich also, während der englische Commodore, welcher die Insel Elba zu bewachen hatte, eben auf einer Lustfahrt nach Livorno abwesend war, mit seinen 400 Garden am 26. Februar 1815 auf dem ihm zugehörigen Schiffe ein und landete am 1. März in der Bucht von Frejus in der Provence. Von dort glich sein Zug nach Paris einem Triumphzug, denn alle Truppen, welche Ludwig XVIII. gegen ihn schickte, giengen zu ihm über und ohne daß eine Kugel abgeschossen worden wäre, hielt er am Abend des 20. März seinen Triumpheinzug in Paris, aus welchem die Bourbonen feige nach Gent enflohen waren.

Die Nachricht von dem Verschwinden Napoleons von Elba wirkte auf die in Wien versammelten Monarchen wie ein Blitzschlag aus

Digitalisiert von Google

heiterem Himmel und schon am 13. März, als die Nachricht von seiner Landung in Frankreich nicht mehr bezweifelt werden konnte, erließen sie eine Achts-Erklärung gegen ihn als den Feind und Störer der Ruhe des Erdballs. Zugleich verpflichteten sie sich in einem neuen Allianzvertrag, ihre Armeen ungesäumt abermalen gegen Frankreich marschiren zu lassen und die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis der „Tyrann" für immer unschädlich gemacht sei. Oestreich und Rußland wollten jedes 300,000 Mann in's Feld stellen und nicht minder eifrig erwiesen sich die früheren Rheinbundfürsten. Die allergrößte Energie aber entwickelten Preußen und England, denn während die Andern noch rüsteten, standen sie schon in Wehr und Waffen. Preußen nämlich mit 130,000 Mann unter Blücher an der preußisch-belgischen Gränze und England mit einem Heere von 100,000 Mann (Engländer, Holländer und Hannoveraner) unter dem Herzog von Wellington an der holländisch-belgischen Gränze. Hinter dieser Schnelligkeit der Alliirten blieb übrigens Napoleon nicht im Geringsten zurück und in dem kurzen Zeitraum von zwei Monaten hatte er bereits über 200,000 Mann (meist gediente Soldaten, die früher in Rußland und Deutschland gefangen gewesen waren) unter der Fahne, von denen er jedoch mehrere Corps theils an der Gränze gegen Spanien und Italien, theils im Innern Frankreichs (in der Vendée) verwenden mußte. Am 12. Juni verließ er Paris und zwei Tage darauf überschritt er mit 130,000 Mann, dem Kern seiner Truppen, die Sambre. Damals standen die Russen noch kaum an der Elbe und die Oesterreicher hatten erst den Breisgau erreicht. Somit gieng der Plan Napoleons dahin, zuerst die Armeen Blüchers und Wellingtons zu vernichten, um dann über die Oestreicher und Russen herzufallen; daran aber, daß ihm dieser Plan gelingen werde, zweifelte er um so weniger, als Blücher und Wellington zwar beide inzwischen in Belgien eingerückt waren, dagegen ihre Armeen noch nicht vereinigt hatten. Am 14. Juni nämlich, also an dem Tage, an welchem Napoleon die Sambre überschritt, befand sich Wellington mit seinem Hauptquartier in Brüssel und seine vier Corps nahmen eine weitgedehnte Stellung zwischen Gent, Brüssel, Mons und Tournay ein. Was aber die Preußen anbelangt, so hatte Blücher das Corps Ziethen bis nach

Digitalisiert von Google

Charleroi vorgeſchoben, während die Corps Pirch, Thielemann und Bülow die lange Strecke von Namur (hier befand ſich Blücher ſelbſt mit ſeinem Hauptquartier) über Huy nach Lüttich beſetzt hielten. Am 15. Juni nun griff Napoleon das Corps Ziethen bei Charleroi mit Uebermacht an und zwang es zum Rückzug gegen Fleurus und Ligny hin. Sofort eilte Blücher ſelbſt herbei und ihm folgten die Corps Pirch und Thielemann auf dem Fuß. Auch das Corps Bülow wurde herbeicommandirt; allein der weiten Entfernung wegen konnte es vor dem 17. nicht eintreffen. Dagegen erneuerte Napoleon ſchon am 16. Mittags ſeinen Angriff, nachdem er den Marſchall Ney mit 45,000 Mann nach Quatrebras und Genappe an der großen Heerſtraße von Charleori nach Brüſſel beordert hatte, um dem Herzog von Wellington, wenn dieſer etwa dem Marſchall Vorwärts zu Hilfe kommen wollte, den Weg zu verlegen. Den Mittelpunkt des zwiſchen Napoleon und Blücher ausgebrochenen Kampfes bildeten die Dörfer Ligny und St. Amand und man ſchlug ſich von beiden Seiten mit der furchtbarſten Erbitterung. Endlich übrigens, obwohl erſt nachdem die Nacht längſt eingetreten war, mußte ſich Blücher (er war in der Schlacht mit ſeinem verwundeten Pferde geſtürzt und würde ohne die aufopfernde Hülfe ſeines Adjutanten, des Grafen von Noſtitz, gefangen genommen worden ſein) zurückziehen, denn er hatte über 16,000 Mann verloren; dieſer Rückzug aber geſchah in ausgezeichneter Ordnung und ohne daß ihn Napoleon, der ebenfalls ungewöhnliche Verluſte (über 13,000 Mann) erlitten hatte, zu ſtören wagte. Auch muß ich noch beſonders hervorheben, daß Blücher nach dem Rathe Gneiſenau's nicht die Straße nach Namur, obwohl dieſe die bequemere war, einſchlug, ſondern die nach Tilly und Wavre, um ſich der Armee Wellingtons noch mehr als bisher zu nähern.

Blücher hatte ſchon in der Nacht vom 15. auf den 16. den Herzog von Wellington auf's dringendſte um Hülfe angegangen und von dieſem auch das Verſprechen erhalten, daß er am 16. längſtens bis um 4 Uhr Mittags mit mindeſtens 20,000 Mann in Ligny eintreffen werde. Um nun ſein Wort halten zu können, ſandte Wellington ſeinen verſchiedenen Corpsführern augenblicklich den Befehl zu, ſich gegen Ligny hin in Bewegung zu ſetzen, und er ſelbſt machte ſich mit den

Digitalisiert von Google

Truppen, die bei ihm in Brüſſel lagen (darunter die ſchwarze Legion des ritterlichen Herzogs Friederich Wilhelm von Braunſchweig), ebendahin auf den Weg. Bei Quatrebras aber ſtellte ſich ihm der Marſchall Ney entgegen und es entſpann ſich ſofort ein heftiger Kampf, der nach beiderſeitigen ſtarken Verluſten (auf jeder Seite gab es mehr als 5000 Todte und Verwundete und unter den Todten befand ſich auch der obengenannte Herzog von Braunſchweig) mit einem beiderſeitigen Rückzug endigte. Ney machte in Fresne Halt, um ſich wieder mit dem Napoleoniſchen Heere zu einigen; Wellington aber retirirte nach Waterloo und Mont St. Jean zwiſchen Genappe und Brüſſel, wohin er auch ſofort ſeine übrigen Truppencorps dirigirte.

Am Abend des 17. Juni hatte Wellington alle ſeine Truppen bis auf ein Corps von 17,000 Mann, das noch auf dem Marſche von Tournay her begriffen war, um ſich geſammelt und zugleich von Blücher die Zuſage erhalten, daß, falls Napoleon am 18. zum Angriff ſchreite, die Preußen wenn irgend möglich auf dem Kampfplatz auch nicht fehlen würden. „In dem Fall aber," ſo wurde noch weiter unter den beiden Feldherrn abgemacht, „daß Napoleon den Angriff unterlaſſen würde, hätten ſich die Heere Blüchers und Wellingtons zu vereinigen und ſofort den franzöſiſchen Kaiſer zu einer Entſcheidungsſchlacht zu zwingen." Mit dem Angriff übrigens zögerte Letzterer nicht. In ſeiner gewohnten Selbſtüberſchätzung nämlich bildete er ſich ein, dem Marſchall Blücher bei Ligny eine ſolch' entſetzliche Niederlage beigebracht zu haben, daß derſelbe genöthigt geweſen ſei, mit ſeinem in Auflöſung begriffenen Heere bis nach Lüttich und Aachen zu entfliehen, und ſomit hielt er es für vollkommen genügend, demſelben am 17. in der Früh den Marſchall Grouchy mit 34,000 Mann nachzuſenden. Nicht minder war er feſt überzeugt, daß es ihm ſelbſt unmöglich fehlen könne, das Wellington'ſche Heer über den Haufen zu werfen, wenn er ſich ſofort mit ſeiner Hauptmacht auf daſſelbe ſtürze, und marſchirte alſo, nachdem er ſeinen Truppen einige Erholung gegönnt, am 17. Mittags in der Richtung nach Brüſſel ab. Er traf den Herzog in einer gut gewählten Poſition zwiſchen dem Pachthof Belle-Alliance und den Dörfern Waterloo und Mont St. Jean in der Nähe des Städtchens Braine-la-Leud und ordnete ſofort Alles an,

Digitalisiert von Google

um gleich in der Früh den andern Tag die Schlacht beginnen zu können. Weil aber in der Nacht ein starkes Gewitter mit noch stärkerem und lang anhaltendem Regenguß ausbrach, mußte der Angriff bis gegen Mittag des 18. verschoben werden, denn der Boden war so aufgeweicht, daß während des Vormittags weder die Cavallerie noch die Artillerie manoeuvriren konnte. Napoleon hatte genau gezählt 246 Kanonen nebst 71,900 Mann, worunter 15,700 Reiter unter sich, dem Herzog von Wellington aber standen nur 150 Geschütze und 67,600 Mann, worunter 12,400 Reiter, zur Verfügung. Noch höher hob sich also die Zuversicht Napoleons und nicht einmal der Umstand, daß er jetzt erst — am 17. Abends — genaue Kunde davon erhielt, wo sich die Blücher'sche Armee befinde, konnte ihm dieselbe trüben. Natürlich, denn er sandte noch in der Nacht vom 17. auf den 18. dem Marschall Grouchy den Befehl zu, sich mit seinen 34,000 Mann in Eilmärschen nach Wavre zu wenden, um dort das Blücher'sche Heer unter allen Umständen festzuhalten. So eröffnete denn am 18. Juni fünfundzwanzig Minuten vor Mittag der französische Kaiser mit einem Angriff auf das Schloß Hougomont vor Belle-Alliance, welches die brittischen Garden besetzt hatten, jene ewig denkwürdige Schlacht, welche die Franzosen nach Mont St. Jean, die Engländer nach Waterloo und die Deutschen nach Belle-Alliance getauft haben, und man darf wohl sagen, sie war die blutigste und zugleich folgenreichste des Jahrhunderts. Bis um fünf Uhr Mittags hatte der Imperator trotz der immensesten Menschenopfer, die er brachte, noch keinen nennenswerthen Vortheil errungen; aber jetzt gelang es dem Erlon'schen Corps die Meierei La Haye Sainte vor Mont St. Jean zu erstürmen und von hier aus die Engländer hart zu bedrängen. Damals soll Wellington im Hinblick auf seine decimirten Regimenter, die zum Theil die Hälfte ihrer Leute verloren hatten, die Worte haben fallen lassen: „Ich wollte es wäre Nacht oder die Preußen kämen," und siehe da, einige Augenblicke später donnerten die Kanonen des Bülow'schen Corps von den Höhen von Frischermont herab. Dieses bei Ligny vollständig verschont gebliebene Corps nämlich bildete die Vorhut des Blücher'schen Heeres und der Feldmarschall hatte es schon am Frühmorgen seinen Marsch antreten lassen. Allein in Folge

Digitalisiert von Google

der grundlosen Wege, auf denen die Kanonenräder bis zur Achse einsanken, war es ihm, trotzdem Blücher, der sich in den vordersten Reihen befand, unaufhörlich zur Eile drängte, rein unmöglich gewesen, früher als gegen 6 Uhr Abends in die Schlacht einzugreifen. Nun übrigens und besonders eine Stunde später, als auch noch die Brigaden Tippelskirch und Steinmetz von den Corps Pirch und Ziethen — gegen den Marschall Grouchy hatte Blücher nur das Corps Thielemann bei Wavre zurückgelassen — herbeigeeilt waren — nun, sage ich, als diese frischen von Blücher selbst geführten Truppen in der Stärke von 40,000 Mann über Planchenois gegen den rechten Flügel der Franzosen heranstürmten, wurde dieser in vollständiger Auflösung gegen das Centrum der Napoleonischen Armee bei Belle-Alliance zurückgeworfen und sofort entstand eine entsetzliche Verwirrung. Reiterei, Infanterie, Geschütz und Gepäck rollten förmlich übereinander und aus diesem unentwirrbaren Haufen suchte Jeder auf eigene Faust zu entkommen. Von einem Kommando war keine Rede mehr und noch viel weniger davon, daß man auf ein solches gehört hätte. Nein, Alles stürzte fort, die Einen auf der Straße nach Nivelles, die Andern auf der nach Charleroi. Jeder warf, um schneller vorwärts zu kommen, seine Waffen weg und man meinte lauter Marodeure vor sich zu haben. Hintendrein aber jagte die preußische Kavallerie und hieb Jeden nieder, der sich nicht sofort gefangen gab. So wurde die Napoleonische Armee mit Ausnahme des Corps Grouchy total vernichtet und nur allein auf dem Schlachtfelde zählte man den andern Morgen 35,000 todte und verwundete Franzosen. Das Geschütz und Gepäck aber ging ohnehin alles verloren und selbst der Wagen Napoleons ward in Genappe erbeutet. Uebrigens auch Wellington hatte über 20,000 Mann eingebüßt und die Verluste der Preußen beliefen sich ebenfalls auf 6000, trotzdem sie nur erst am Abend in den Kampf eingetreten waren. Dafür aber war ein Sieg erfochten, wie man noch keinen erlebt, und auf diesen Sieg folgte alsbald der erneuerte Zusammenfall des Napoleonischen Kaiserreichs.

Nachts neun Uhr nach gewonnener Schlacht reichten sich Blücher und Wellington auf der Maierei Belle-Alliance die Hand und beschlossen alsobald den Marsch auf Paris. Dort war inzwischen Na-

Digitalisiert von Google

poleon, den man mit Gewalt aus dem Gewühl des Kampfes hatte reißen müſſen, am 20. Juni eingetroffen — zum dritten Male als Flüchtling und ohne Heer, dießmal aber auch noch geiſtig wie körperlich zermalmt. Er fand die Bevölkerung ſeiner Hauptſtadt in der furchtbarſten Aufregung, denn Arm wie Reich, Vornehm wie Gering zitterte vor dem Zorn der Alliirten, und Jeder fragte ſich, wie man denſelben abwenden könnte. Da fand die Deputirtenkammer — Napoleon hatte nach ſeiner Rückkehr von Elba eine Volksvertretung einberufen, um die Franzoſen für ſich zu gewinnen — aus, daß es nur ein einziges Beſchwichtigungsmittel gebe, die Abdankung Napoleons, und drang ſofort auf's heftigſte in ihn, den Scepter niederzulegen. Ebenſo thaten auch ſeine Miniſter, ſowie überhaupt alle Männer von Einfluß, und ſo konnte er, weil auch nicht Einer bei ihm aushielt, ſchließlich keinen Widerſtand mehr leiſten. Er unterſchrieb alſo ſchon am 22. Juni ſeine Abdankungsurkunde und begab ſich Tags darauf nach dem Schloß Malmaiſon. Von dort reiste er eine Woche ſpäter nach Rochefort, um ſich nach Amerika einzuſchiffen; weil aber kein franzöſiſches Schiff, der englichen Kreuzer wegen, auslaufen konnte, überlieferte er ſich am 15. Juli freiwillig dem Commodore der engliſchen Flotte, von dem er verlangte, nach England übergeführt zu werden, um ſein Leben als freier Bürger in Großbritannien zu beſchließen. Die engliſche Regierung dagegen, an welche der Commodore ſofort berichtete, behandelte den Aſylſuchenden als gemeinſchaftlichen Gefangenen der Alliirten und in Folge deſſen ward derſelbe auf die Inſel St. Helena gebracht, wo er iſolirt von der übrigen Welt am 5. Mai 1821 ſein Leben ſchloß.

Nur wenige Tage nach der Abdankung Napoleons, am 29. Juni, erſchienen Blücher und Wellington vor Paris und im Anfang ſchien es, als ob die von der franzöſiſchen Volksvertretung in aller Eile ernannte proviſoriſche Regierung (Fouché, Coulincourt, Carnot und Grenier) Willens ſei, die Stadt zu vertheidigen. Sie beſann ſich aber bald eines Beſſeren und am 3. Juli wurde Paris den Verbündeten durch Capitulation übergeben. Am 7. fand dann der feierliche Einzug Blüchers und Wellingtons ſtatt und den Tag darauf ſetzte ſich Ludwig XVIII., von Gent herbeieilend, wieder in den Tuillerien

Digitalisiert von Google

fest. Derselbe meinte, der Zweck des kurzen Feldzugs sei nun erfüllt, und forderte daher die Sieger auf, sofort wieder nach Hause zu ziehen. Diese höchst naive Ansicht theilten übrigens die alliirten Monarchen, welche am 10. Juli mit Schwarzenberg (sowohl die Russen als die Oesterreicher waren inzwischen längst über den Rhein gegangen und die verbündeten Monarchen befanden sich wieder wie früher im Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg) Fontainebleau erreicht hatten, keineswegs. Vielmehr meinten sie, daß die Franzosen, welche sich dem von Elba entflohenen Napoleon so entgegenkommend in die Arme geworfen, eine Strafe wohl verdient hätten, und auf ihren Befehl wurde sofort ganz Frankreich von den Invasionstruppen überschwemmt. Diese Truppen aber, in einer Gesammtstärke von mehr als 600,000 Mann, hatten die Franzosen zu ernähren, zu kleiden, und zu besolden, und so empfanden sie zum ersten Male den schweren Arm des Siegers. Auch beeilte man sich keineswegs, den Frieden abzuschließen, indem man im Lager der Verbündeten über die Bedingungen desselben lange nicht einig werden konnte. In den maßgebenden Kreisen nämlich drangen die Einen (Blücher, Gneisenau, Knesenbeck, Boyen, Stein, Hardenberg und Humboldt nebst den beiden Kronprinzen von Württemberg und Bayern) mit Energie darauf, daß man den Franzosen, um ihnen einen wiederholten Angriff auf Deutschland unmöglich zu machen, Alles nehmen müsse, was sie früher geraubt hätten, also namentlich Lothringen und das Elsaß, denn nur dadurch bekomme man eine feste Gränzlinie; die Andern aber, unter denen Metternich, Talleyrand und Castlareagh besonders hervorragten, meinten, daß es viel klüger sei, wenn man die Franzosen großmüthig behandle, und wußten für diese ihre Ansicht besonders den Kaiser Alexander, der abermalen wie früher das große Wort führte, zu gewinnen. Endlich siegten die Letzteren, die Herren Federfuchser und Diplomatiker, wie sie Blücher nannte, und man kam am 20. November 1815 über nachfolgende Friedensbedingungen überein. Erstens, es müssen alle die vielen Kunstschätze, welche die Franzosen seit 1796 in Deutschland, Italien und anderswo zusammengeraubt, sämmtlich unverkürzt zurückgegeben werden. Zweitens, Frankreich erhält die Gränzen von 1790 (nicht die von 1792) und hat also

Digitalisiert von Google

namentlich die Festungen Landau, Saarlouis, Hüningen, Marienburg und Philippeville zurückzugeben. Drittens, Frankreich zahlt als Kriegskosten-Entschädigung die Summe von 700 Millionen Franken und unterhält fünf Jahre lang ein Executionsheer der Verbündeten von 150,000 Mann. Viertens, die ganze Familie Bonaparte bleibt bei Todesstrafe auf ewige Zeiten aus Frankreich verbannt und dasselbe Schicksal trifft auch diejenigen Mitglieder des ehemaligen Convents, welche für die Hinrichtung Ludwigs XVI. gestimmt haben. Also dictirten die Alliirten und erst, als alle diese Punkte in Ordnung gebracht waren, zogen sie, die 150,000 Mann Straftruppen zurücklassend, in langsamen Tagmärschen nach Hause.

Auch in dem zweiten Pariser Frieden also entging den Deutschen der Lohn, auf den sie ihrer glänzenden Siege wegen so gerechte Ansprüche hatten, und Straßburg und Metz blieben vor wie nach französisch.

Digitalisiert von Google

Drittes Buch.

Der Bundestag in Frankfurt am Main.

(1815—1851.)

Erstes Kapitel.

Die Neugestaltung Deutschlands.

(1814—1815.)

Ueber die Vertheilung der durch die Entthronung Napoleons herrenlos gewordenen Länder, wäre es, wie der Leser sich erinnern wird, beinahe zum Krieg zwischen den Alliirten gekommen; die Rückkehr Napoleons von Elba aber hatte allen Mißhelligkeiten schnell ein Ende gemacht und daraufhin schlossen die Beherrscher Rußlands, Oesterreichs und Preußens einen neuen noch viel innigeren Bund, der mit Recht, weil er das Christenthum zur Grundlage nahm, die Bezeichnung der „Heiligen Allianz" erhielt. In der über diesen Bund später (26. September 1815) in Paris aufgenommenen Acte promulgirten die Monarchen Angesichts der Welt ihren unabänderlichen Entschluß, „künftighin zur einzigen Richtschnur ihres Verfahrens sowohl in der Regierung ihrer eigenen Völker als in ihren Verhältnissen zu fremden Staaten die Lehre des Christenthums zu nehmen, indem von dieser Lehre der Gerechtigkeit, die Liebe und des Friedens die Entschlüsse und Schritte der Fürsten am besten geleitet würden." Hiernach gelobten sie, „in Befolgung des an alle Menschen ergangenen Gebotes brüderlicher Liebe durch die Bande einer wahren und unauflösbaren Verbrüderung vereinigt zu bleiben, sich

Digitalisiert von Google

einander bei jeder Gelegenheit und an jedem Orte, als wären sie Landsleute, Beistand, Hülfe und Unterstützung zu leisten, sich gegen ihre Unterthanen als Familienväter zu erweisen, und endlich dieselben dahin anzuleiten, daß sie sich alle nur als Glieder eines und desselben christlichen Volks ansehen möchten, wie sie sich selbst nur als Abgeordnete der Vorsehung betrachteten, um drei Zweige einer und derselben Familie zu regieren, nämlich Oesterreich, Preußen und Rußland." Schließlich erklärten sie noch: „daß sie bereit seien, diejenigen Mächte, welche sich zu den Grundsätzen dieses Bundes bekennen würden, in denselben aufzunehmen, indem das gesammte christliche Volk eigentlich keinen anderen Beherrscher als denjenigen habe, dem allein die Kraft und die Herrlichkeit zukomme, weil in ihm allein sich finden die Schätze der Liebe, der Wissenschaft und der unendlichen Weisheit." Also sprachen sich die Beherrscher von Rußland, Oesterreich und Preußen aus, und wer hätte nun daran zweifeln sollen, daß für das Glück der Völker eine ganz neue Aera, die Aera des Reiches Gottes auf Erden angebrochen sei.

Kommen wir jetzt auf die Vertheilung der durch den Sturz Napoleons herrenlos gewordenen Länder zurück, so ist es selbstverständlich, daß die Verbündeten zuerst für sich selbst sorgten, und zwar zog insbesondere Rußland den Haupttreffer. Alexander I. hatte früher auf ganz Polen Anspruch gemacht und daraus wäre fast ein Kriegsfall geworden. Nachdem er nun aber in seiner Großmuth zu Gunsten Oesterreichs und Preußens auf einige kleine Gränzstriche verzichtet und zugleich erlaubt hatte, daß Krakau ein Freistaat werde, wandte man nicht das Geringste mehr dagegen ein, daß er das ganze übrige kolossale Territorium in Besitz nahm und unter dem Namen eines Königreichs Polen in sein immenses Reich einreihte. Fast nicht minder begehrlich griff Oesterreich zu. Von Bayern nämlich nahm es Tyrol, Vorarlberg und Salzburg nebst dem Inn- und Hausruckviertel, von Polen Ostgalizien mit dem Bergwerke Wieliczka, von der Schweiz das Veltelin und die Thäler von Bormeo und Chiavenna, endlich von Italien das Mailändische und Venetianische (letzteres weil es auf die Rückerstattung von Belgien verzichtete) nebst dem gegenüberliegenden Istrien und Illyrien. Weit schlechter fuhr Preußen, obwohl es im

Digitalisiert von Google

Kriege gegen Napoleon das Meiſte geleiſtet hatte. Es erhielt nämlich von Sachſen nur die Hälfte und zwar die geringere (die jetzige preußiſche Provinz Sachſen), von Polen außer Danzig und Thorn nur einen Gränzdiſtrikt, die jetzige Provinz Poſen, von Schweden nur das kleine Vorpommern und am Rhein außer dem Großherzogthum Berg nur die ehemaligen Beſitzungen der drei geiſtlichen Kurfürſten; dagegen mußte es Lauenburg an Dänemark, Oſtfriesland an Hannover, ſowie Ansbach und Baireuth an Bayern abtreten, und was noch ſchlimmer war, ſein Staatengebiet hatte keinen inneren Zuſammenhang, indem daſſelbe durch Hannover und Kurheſſen gleichſam in zwei Hälften zerſchnitten wurde.

Weit weniger Kopfzerbrechens koſtete die Ordnung der übrigen deutſchen Gebietsangelegenheiten, denn es verſtand ſich doch von ſelbſt, daß Hannover, Braunſchweig, Oldenburg und Kurheſſen ſofort von ihren früheren legitimen Herrſchern wieder in Beſitz genommen wurden, ſowie auch, daß Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt ſich wieder in Freiſtaaten verwandelten. Ebenſo von ſelbſt verſtand es ſich, daß man die Staaten derjenigen früheren Rheinbundfürſten, welchen Oeſterreich wegen ihres Beitritts zum Bunde gegen Napoleon ihren Beſitzſtand garantirt hatte, nicht beſchnipfeln durfte, und ſomit blieben die Anſtrengungen der Mediatiſirten und Säculariſirten, in ihre früheren Rechte wieder eingeſetzt zu werden, gänzlich erfolglos. Ja Einige dieſer kleinen Souveraine erhielten ſogar noch Gebietszuwachs, nämlich Hannover durch Zuweiſung von Oſtfriesland, und die Großherzoge von Baden und Heſſen-Darmſtadt dadurch, daß man ihnen die Landeshoheit über die Territorien der ihrer Souverainetät beraubten Fürſten von Iſenburg und von der Leyen übertrug. Andererſeits wurde Bayern für ſeine Abtretungen an Oeſterreich, von denen ich ſchon geſprochen, einmal durch Ansbach und Baireuth, ſodann durch Würzburg, welches bisher der Großherzog von Toskana beſeſſen, und endlich durch die Rheinpfalz mit Landau, welche man von Frankreich abtrennte, vollſtändig entſchädigt. Nur der König von Sachſen blieb gemaßregelt und mußte ſich fortan mit der Hälfte ſeines Landes begnügen.

Was nun endlich die Regelung des Beſitzſtandes des übrigen Europa's (England, welches ſich für die furchtbare Kriegslaſt der

Digitalisiert von Google

letztvergangenen Jahre dadurch entschädigte, daß es die eroberten Colonieen in Asien, Afrika und Amerika behielt, lassen wir hier ganz aus dem Spiele) betrifft, so stellte man womöglich allüberall die früheren legitimen Zustände wieder her und die von Napoleon entthronten Herrscher kehrten sofort nach Spanien, nach Holland, nach Toskana, nach Modena, nach Piemont, nach Neapel und nach Rom zurück. Norwegen dagegen trennte man von Schweden, von dem es erobert worden war, nicht wieder ab und zog es vor, Dänemark mit dem kleinen Lauenburg zu beschwichtigen. Auch Genua ward nicht als Freistaat restituirt, sondern kam zum Königreich Piemont-Sardinien, damit dieses um so eher im Stande sei, einem künftigen Angriffe Frankreichs Widerstand zu leisten. Aus demselben Grunde vereinigte man Belgien (für welche entlegene Provinz Oesterreich sehr gerne Venetien eintauschte) mit Holland und der Regent dieser beiden zusammengeschweißten Länder hieß von nun an König der Niederlande. Darnach aber fragte man nicht das Geringste, ob den Bewohnern Belgiens ein solches Zusammenschweißen erwünscht sei, und noch weniger darnach, ob die beiden Länder in Sitten, Gewohnheiten, Sprache und Religion zu einander paßten. Nicht minder blieb man gegen die Bitten der Polen, sie nicht wie eine Waare zu verschachern, vollständig taub, und die Klagen der Oberitaliener, daß man kein Recht habe, sie einem fremden Staate einzuverleiben, verhallten ebenfalls spurlos. Natürlich, denn die alliirten Monarchen betrachteten sich als die unumschränkten Gebieter und es fiel ihnen dabei nicht ein einziges Mal ein, daß sie mit dieser ihrer Willkür ganz in die Fußstapfen des gestürzten Tyrannen Napoleon traten.

Mit der Neuconstruirung der europäischen Weltkarte wurde man also ohne allzugroße Schwierigkeiten fertig, allein was sollte nun aus Deutschland werden? Früher bildete dasselbe ein großes Reich mit einem Kaiser an der Spitze; dieses Reich jedoch hatte sich im Jahr 1806 entgültig aufgelöst und an seine Stelle war, theilweise wenigstens, der Rheinbund getreten. Jetzt existirte auch der Rheinbund nicht mehr, sondern es gab nur noch etliche dreißig, theils größere, theils kleinere souveraine Staaten, die nach einer Form suchten, wie sie wieder zu vereinigen seien. Viele meinten, das Kürzeste wäre,

Digitalisiert von Google

wenn der Kaiſer von Oeſterreich den abgelegten Titel eines Kaiſers von Deutſchland wieder annehmen würde, allein zu einer ſolchen Komödie hatte Franz I. durchaus keine Luſt und noch weniger wollten dieß die kleinen deutſchen Souveraine geſtatten. Hätten ſie ja doch, wenn man wieder einen Kaiſer einſetzte, von ihrer Souverainetät immerhin Etwas, wenn auch noch ſo wenig, abgeben müſſen und dieß widerſtrebte ihrer innerſten Natur! Andere ſprachen ſich dahin aus, man ſolle alles belaſſen, wie es ſei, und das Wort „Deutſchland" ganz ausſtreichen. Aber dann gab es nicht weniger als neunundbreißig ſouvereine deutſche Staaten und von dieſen waren die meiſten ſo klein, daß ſie nothwendig Gefahr liefen, von den größeren verſchlungen zu werden. Da trat endlich der ſchlaue Miniſter Franz's I., der jetzt zum Fürſten avancirte Metternich, mit einem Projecte auf, das in Ermangelung von etwas Beſſerem allgemeine Billigung fand. Er gieng davon aus, daß es genüge, wenn die deutſchen Fürſten Verträge und Allianzen unter ſich ſchlößen, und auf dieſer Baſis wurde von ihm die deutſche Bundesacte entworfen. Dieſe Acte aber ward am 8. Juni 1815 zum Geſetz erhoben und an die Stelle des früheren deutſchen Reichs trat alſo jetzt „der deutſche Bund". So nannte man ihn mit Recht, denn er war nichts anderes, als ein ſehr laxer Verband der verſchiedenen deutſchen Fürſten, welche ſich gegenſeitig ihren Beſitzſtand garantirten, im Uebrigen aber vollſtändig unabhängig und ſouverain blieben.

Mitglieder des deutſchen Bundes wurden nachſtehende Staaten: 1) Oeſterreich, 2) Preußen, 3) Bayern, 4) Sachſen, 5) England wegen Hannover, 6) Württemberg, 7) Baden, 8) Kurheſſen, 9) Heſſendarmſtadt, 10) Dänemark wegen Holſtein, 11) Niederlande wegen Luxemburg, 12) Braunſchweig, 13) Mecklenburg-Schwerin, 14) Naſſau, 15) Sachſen-Weimar, 16) Sachſen-Gotha, 17) Sachſen-Coburg, 18) Sachſen-Meiningen, 19) Sachſen-Hildburghauſen, 20) Mecklenburg-Strelitz, 21) Oldenburg, 22) Anhalt-Deſſau, 23) Anhalt-Bernburg, 24) Anhalt-Cöthen, 25) Schwarzburg-Sondershauſen, 26) Schwarzburg-Rudolſtadt, 27) Hohenzollern-Hechingen, 28) Lichtenſtein, 29) Hohenzollern-Sigmaringen, 30) Waldeck, 31) Reuß ältere Linie, 32) Reuß jüngere Linie, 33) Schaumburg-Lippe, 34) Lippe-Detmold,

Digitalisiert von Google

35) Heſſen-Homburg, 36) Lübeck, 37) Frankfurt a. M., 38) Bremen, endlich 39) Hamburg. Auf dem Papier nun nehmen ſich dieſe 39 Staaten ganz gleichmäßig aus, allein welch' ein koloſſaler Unterſchied herrſchte nicht zwiſchen ihnen! Man denke nur an das winzige Lichtenſtein mit ſeinen zwei Quadratmeilen und an das großmächtige Oeſterreich! Ueberdem welch' eine Verſchiedenheit der Intereſſen in dieſen 39 Staaten, von denen mehrere die Anhängſel fremder Potentaten waren! Doch gleichgültig, der deutſche Bund konſtituirte ſich und in der Bundesacte wurde ſeine Verfaſſung in zwanzig Artikeln niedergelegt. Der erſte Artikel enthielt die Namen der Bundesmitglieder und der zweite bezeichnete als Zweck deſſelben die äußere und innere Sicherheit Deutſchlands, ſo wie die Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen Bundesſtaaten. Der dritte ſicherte jedem Mitgliede gleiche Rechte, und der vierte beſtimmte, daß alle Angelegenheiten des Bundes durch eine Bundesverſammlung — gebildet aus den Geſandten der Bundesmitglieder — geregelt werden ſollten. Der fünfte beſtimmte, daß Oeſterreich in der Bundesverſammlung den Vorſitz führen, daß aber trotzdem jedes Mitglied, auch das kleinſte, das Recht haben ſolle, Vorſchläge zu machen. Im ſechsten und ſiebenten Artikel wurden die Fälle namhaft gemacht, in welchen ein Beſchluß nur mit Stimmeneinhelligkeit gefaßt werden könne, während ſonſt immer Stimmenmehrheit zu entſcheiden habe. Der achte ſetzte die Rangordnung der Bundesmitglieder feſt und der neunte erklärte die Stadt Frankfurt a. M. zum Sitze der Bundesverſammlung. Der zehnte beſchäftigte ſich mit den militäriſchen Verhältniſſen des Bundes und im eilften garantirten ſich ſämmtliche Mitglieder ihre im Bund begriffenen Beſitzungen. Nach dem zwölften ſollten die Bundesſtaaten, deren Bevölkerung nicht 300,000 Seelen betrug, ſich mit ihrem Nachbarlande zur Bildung eines gemeinſamen höchſten Gerichtshofes verſtändigen, und der dreizehnte decretirte, daß in allen Bundesſtaaten eine landſtändiſche Verfaſſung beſtehen ſolle. Der vierzehnte ordnete die Verhältniſſe der mediatiſirten Reichsſtände, ſicherte den fürſtlich-gräflichen Häuſern ihre Ebenbürtigkeit und beſtimmte die Privilegien (Befreiung von der Militärpflicht, privilegirten Gerichtsſtand, Ausübung der niederen Gerichtsbarkeit, Anſpruch auf Sitz und Stimme in den erſten Kammern

Digitalisiert von Google

u. ſ. w.), deren ſie ſich erfreuen ſollten. Im fünfzehnten wurden die Penſionen der ſäculariſirten geiſtlichen Herren genauer präciſirt und der ſechzehnte ſetzte feſt, daß die Verſchiedenheit des chriſtlichen Religionsbekenntniſſes keinen Unterſchied in dem Genuſſe der bürgerlichen und politiſchen Rechte nach ſich ziehe. Der ſiebzehnte handelte von den Anſprüchen des Hauſes Thurn und Taxis auf die deutſchen Poſten und überließ es jedem einzelnen Bundesſtaate, dem genannten Hauſe ſeine Anſprüche abzukaufen. Im achtzehnten wurden ſämmtlichen Deutſchen folgende Rechte verbrieft: einmal das Recht zur Erwerbung von Grundeigenthum in allen deutſchen Bundesſtaaten, ſodann das Recht des freien Wegzugs von einem Staat in den andern, und zuletzt das Recht zum Eintritt in den Civil- und Militärdienſt eines andern Bundesſtaates. Auch ward noch darauf hingewieſen, daß ſpäter gleichförmige Verfügungen über die Preſſe und den Nachdruck getroffen werden ſollen. Eben ſo verhieß der neunzehnte Artikel für die Zukunft gleichförmige Beſtimmungen in Beziehung auf den Handel und die Schifffahrt, und der zwanzigſte endlich enthielt die Form der Ratification des Beitritts zum Bunde.

Das war der Inhalt der deutſchen Bundesacte und man erſieht daraus, wie ängſtlich man Alles vermied, wodurch die Souverainetät der Einzelnſtaaten hätte beeinträchtigt werden können. Die verſchiedenen Staaten umſchloß nur ein ſehr loſes Band, und von einer politiſchen Einheit, alſo davon, daß man die einzelnen Theile zu einer Geſammtheit oder beſſer geſagt zu einem Bundesſtaat mit centraler Obergewalt (im Gegenſatz gegen Staatenbund) herangezogen hätte, war gar keine Rede. Es blieb ſomit die alte Zerriſſenheit, die alte Abſperrung der einzelnen Länder von einander und nicht einmal an eine Freiheit des Verkehrs, an eine Einheit von Münz, Maaß und Gewicht, ſo wie an eine gemeinſchaftliche Geſetzgebung wagte man zu denken. An Verſprechungen dagegen ließ man es nicht fehlen, und die wichtigſte derſelben war, daß jeder einzelne Bundesſtaat ſeine eigene landſtändiſche Verfaſſung bekommen ſolle. Mein Gott, man kannte die furchtbare Erbitterung, welche überall über die tyranniſche Willkührherrſchaft der kleinen Sultane herrſchte, und durfte es alſo nicht wagen, eine Nation, welche ſoeben für die Erkämpfung ihrer

Digitalisiert von Google

Unabhängigkeit Leib und Leben eingesetzt hatte, jetzt sogleich wieder in die Bande einer unwürdigen Knechtschaft zurückzuwerfen. Nein, „Etwas" mußte man dieser Nation doch bieten und so bot man ihr die Hoffnung auf die Verwirklichung des Artikels XIII. der Bundesverfassung.

Zweites Kapitel.

Die Reaction in Wien und Berlin und die Verfassungen der deutschen Kleinstaaten.

(1815—1830)

Am 1. Oktober 1816 wurde der Bundestag in Frankfurt a. M. eröffnet und Aller Augen waren nun nach der Bundeshauptstadt gerichtet. Natürlich, denn die sämmtlichen Patrioten Deutschlands erwarteten von der Versammlung, daß sie die Bundesverfassung ausbauen und namentlich die vielen gemachten Versprechungen einlösen werde. Umgekehrt aber gab es tausend Andere, welche darauf zählten, daß die neue deutsche Regierungsbehörde nichts Eiligeres zu thun haben werde, als sie in ihre früheren Rechte wieder einzusetzen, und zu diesen gehörten in erster Linie der Adel und die Geistlichkeit. Damals nämlich gingen zwei Strömungen durch die deutsche Welt, von denen wir die eine mit dem Namen der patriotischen und die andere mit dem der reactionären am besten bezeichnen werden, und beide hatten vom historischen Standpunkte aus ihre Berechtigung. Das Ideal, nach welchem die Patrioten strebten, war ein großes, freies, einiges Deutschland, in welchem der Geist der Aufklärung, Toleranz und Bildung wehe, und diese Parthei stützte sich darauf, daß das deutsche Volk für ein solches Ziel die größten Opfer gebracht habe. Die Andern, welche die Verluste ihrer Privilegien betrauerten, sahen in den Zuständen, wie sie aus der französischen Revolution hervorgegangen waren, nichts als das größte Unrecht, nichts als einen offenen Raub, und ihr ganzes

Digitalisiert von Google

Dichten und Trachten ging daher dahin, das umgestürzte Alte wiederherzustellen. In Einem waren die beiden großen Partheien bis jetzt einig gewesen, darin, daß sie die französische Fremdherrschaft abschütteln wollten, allein die Einen wollten die Fremdherrschaft beseitigen, um einen neuen herrlichen deutschen Staat aufzubauen, während die Ziele der Reactionäre dahin gingen, den mittelalterlichen Feudalstaat wieder herzustellen. So mußten denn die beiden Gegensätze, so bald der Sturz Napoleons erreicht war, nothwendig auf einander platzen und es fragte sich jetzt, welcher von den zwei Partheien der schließliche Sieg bleiben würde.

Woher jedoch sollte die Entscheidung kommen? Etwa vom Bundestage? Der Bundestag war nichts als eine Versammlung von Gesandten, die ihre Weisungen aus den Cabineten ihrer Fürsten empfingen und keinerlei Befugniß hatten, irgend etwas, selbst nicht das Geringste, selbstständig zu entscheiden. Also nicht im Bundestag lag der Schwerpunkt, sondern in den souverainen Fürsten; was hatten jedoch von diesen die Kleineren, die Beherrscher der Duodezstaaten zu besagen? Ja, recht bei Licht betrachtet, blieben eigentlich nur die Regenten der beiden deutschen Großstaaten, der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen, als maßgebend übrig und selbst diese waren wieder von dem Haupte der heiligen Allianz, dem Kaiser von Rußland, dem großen Tonangeber bei den beiden Pariser Friedensschlüssen, mehr oder minder abhängig. Somit schaute alle Welt auf Alexander I. erwartungsvoll hin, denn nur von ihm konnte die Entscheidung kommen. Allein wie konnte es einem Vernünftigen je einfallen, zu hoffen, daß der russische Czar die Ideen der deutschen Patrioten billigen werde? Rußland war seit Jahrhunderten der absoluteſt regierte Staat in der Welt und der Czar konnte in seinem weiten Reiche über Land und Menschen ganz nach Laune verfügen. In diesem Geiste war Alexander I. erzogen worden und er glühte also von Haß gegen alle die, welche das göttliche Recht der Könige mit Füßen traten. Nun hatte er allerdings bei Gründung der heiligen Allianz allen Völkern Frieden, Glück, Gerechtigkeit und Freiheit versprochen; aber darunter verstand er nichts als die Bewahrung der Völker vor dem Greuel der Revolution, und darum betrachtete er es

Digitalisiert von Google

seit dem zweiten Pariser Frieden als die Hauptaufgabe seines Lebens, die revolutionären Ideen, wo sie nur immer in der Welt auftauchen würden, mit der Wurzel auszurotten. Ganz dieselben Gesinnungen hegten auch der Kaiser Franz I. und sein Premier, der Fürst Metternich, denn der österreichische Staat war aus so vielen und bunten Theilen zusammengesetzt, daß es unmöglich schien, ihn anders als durch eine unumschränkte Regierungsgewalt zusammenzuhalten, und somit hatte man auch in Wien, so gut als in St. Petersburg einen völligen Abscheu vor dem, was die deutschen Patrioten anstrebten. Gewiß dergleichen tolle Träume von einem einigen freien Deutschland durfte man nicht aufkommen lassen und darum that in Oesterreich die Polizei, die geheime wie die öffentliche, ihr Möglichstes, um selbige Idee schon an der Gränze abzusperren.

Ganz anders dagegen stand es im übrigen Deutschland; in jenen Kleinstaaten (oder wenigstens im größten Theil derselben) nämlich, welche früher zum Rheinbunde gehört hatten, und vor allem in Preußen, dem Hauptfactor der nun beendigten Freiheitskriege. In den genannten Kleinstaaten waren alle die, welche die Freiheitskriege mitgemacht hatten, Bürger wie Beamte, Offiziere wie Kaufleute, darüber einig, daß es mit dem bisherigen absolutistischen Sultanat ein Ende haben müsse, und vor diesen Vielen mußten die wenigen Aristokraten und Bureaukroten, an denen es natürlich auch nicht fehlte, verstummen. Die Hierarchie aber konnte schon deßwegen nicht aufkommen, weil ihr durch den Protestantismus die Flügel beschnitten waren, und so bekam die liberale Strömung fast an allen Kleinstaat-Höfen die Oberhand. Ganz ebenso stand es in Preußen, denn hier war man schon seit dem Jahre 1808 mit der Umgestaltung des ganzen Staates nach volksthümlichen Grundsätzen beschäftigt und auch jetzt noch, nach hergestelltem Frieden, saßen Männer im Rathe des Königs, welche ihn drängten, von der einmal eingeschlagenen Bahn nicht mehr abzuweichen. Ueberdem hatte Friederich Wilhelm III. seinem Volke, das ihm und seinem Hause so unendliche Opfer gebracht, aus eigenem Antrieb am 22. Mai 1815 die feierliche Zusage einer freisinnigen Verfassung gegeben und in ganz Preußen, wo das nationale Bewußtsein in alle Schichten gedrungen war, baute man fest darauf, daß er sein Wort einlösen werde. Nun

Digitalisiert von Google

aber, wenn es so stand, wie ließ es sich denken, daß Preußen und die Kleinstaaten für die Reaction, für das Princip der Legitimität und Stabilität, für die Wiederherstellung der Zustände vor 1789 mit Reactivirung der Privilegien des Adels und der Geistlichkeit gewonnen werden könnten? Es schien nicht möglich, aber dennoch wurden sie gewonnen und zwar vor allem Preußen durch die vereinigten Bemühungen Oesterreichs und Rußlands.

Den Regenten dieser beiden Staaten nämlich war unendlich viel daran gelegen, daß Preußen von der liberalen Bahn abgelenkt werde, und zwar hatte jeder hiezu seine besonderen Gründe. Seit dem siebenjährigen Krieg war Oesterreich auf's Außerste bemüht, den preußischen Staat nicht noch mehr anwachsen zu lassen, und wie nun, wenn Preußen mit den deutschen Patrioten Hand in Hand ging? Dann gewann es in der Gunst der Bewohner Kleindeutschlands einen ungeheuren Vorsprung vor Oesterreich und sein Uebergewicht im Reiche war für immer gesichert. So kalkulirte der Fürst Metternich; der Kaiser von Rußland aber befürchtete, es könnten, wenn Preußen dem revolutionären Fortschritt huldige, die angrenzenden Polen von diesem Geiste angesteckt werden, und ging schon aus diesem Grund mit Metternich Hand in Hand. Noch mehr übrigens aus persönlichen Rücksichten. Er hatte nämlich soeben seinen Bruder und höchstwahrscheinlichen Thronfolger Nikolaus (er selbst besaß keinen Sohn und sein ihm im Alter nächststehender Bruder Constantin wollte von der Thronnachfolge nichts wissen) mit des Königs von Preußen ältesten Tochter vermählt und es wäre ihm unerträglich gewesen, einen Monarchen, der jetzt zu seinen nächsten Verwandten gehörte, im Lager der Revolutionäre (denn die deutschen Patrioten betrachtete er als solche) zu wissen. Kurz, man machte von Wien und Petersburg aus alle nur erdenklichen Anstrengungen, um die preußische Regierung von ihrer „verderblichen" Bahn abzulenken, und um die Mittel, solches zu Wege zu bringen, war man natürlich nicht verlegen. So wurde, um nur einige derselben namhaft zu machen, die russische wie die österreichische Diplomatie gleichförmig angewiesen, die Bestrebungen der deutschen Patrioten frischweg als „Jakobinerthum" zu bezeichnen, und zugleich ward Preußen wie Kleindeutschland mit österreichischen

Digitalisiert von Google

und russischen Geheimagenten überschwemmt, deren einzige Aufgabe war, überall Demagogen zu wittern. So erhielt der bestochene Geheimerath Schmalz in Berlin die Weisung, eine Schrift in die Welt hinauszuschleudern, in welcher er alle deutsch-preußischen Patrioten, besonders die Mitglieder des Tugendbundes (dieser Bund war, wie wir wissen, im Dezember 1809 von Friedrich Wilhelm III. offiziell aufgelöst worden, hatte sich aber im Stillen nicht nur erhalten, sondern sich vielmehr während der Freiheitskriege zu neuem Flor erhoben und bildete jetzt nach dem zweiten Pariser Frieden den Angelpunkt, um den sich die Nationalgesinnten gruppirten) bezüchtigte, daß sie auf nichts anderes, als auf den Umsturz des Bestehenden und zwar mit den Mitteln des Mords, der Plünderung und der Unzucht hinarbeiteten. So stellte Alexander I. seinem „Freunde und Bruder," Friederich Wilhelm III. in eigenhändigen Briefen vor, daß die Völkerschaften Europa's sich nach nichts mehr sehnten, als nach unbedingter Ruhe und Ordnung, um nach den langen Stürmen die Segnungen des Friedens zu genießen, daß diese Ruhe und Ordnung aber die größte Gefahr liefe, wenn man sich nicht beeilte, jene excentrischen Köpfe, die immer und ewig ihre heißere Stimme für Gewährung von Volksrechten und Volksfreiheiten erhöben, zu beseitigen. Durch solche und andere Mittel gelang es, den ziemlich schwachen König von Preußen, der ohnehin einen ungeheuren Widerwillen dagegen hatte, von seiner absoluten Machtstellung nur das Geringste abzutreten, auf die Seite der Reaction hinüberzuziehen, und über diese Gesinnungsveränderung desselben konnte sich bald in ganz Preußen kein Mensch mehr täuschen. Der Tugendbund nämlich ward im Januar 1816 zum zweiten Male aufgehoben und jeder mit den strengsten Strafen bedroht, der ihn insgeheim fortzusetzen versuchte. Gleich darauf erfolgte das Verbot des Rheinischen Mercurs, des besten Blattes der patriotischen Parthei, welchem (der Redakteur war der schon früher genannte Görres) die Regierung während der Volkserhebung in den Jahren 1813 und 1814 unendlich viel verdankte, und einige Monate darauf traf dasselbe Verbot alle übrigen freisinnigen Blätter. Nicht minder ruhte die Königliche Ungnade von nun an auf Allen, welche früher darauf gedrungen hatten, daß Preußen aus einem despotisch-regierten Staate

Digitalisiert von Google

ein Rechtsstaat werde, und selbst dem Freiherrn von Stein begegnete man auf eine Weise, daß er es vorzog, sich auf sein Landgut Kappenberg zurückzuziehen. Was aber das Bezeichnendste war, das Dekret vom 22. Mai 1815, laut welchem im Frühjahr 1816 eine Commission zur Ausarbeitung einer Verfassung für das Königreich Preußen niedergesetzt werden sollte, wurde einfach zurückgenommen und der Denunziant Schmalz erhielt statt eines Fußtrittes, der ihm für seine Lügenschrift gebührt hätte, von Friederich Wilhelm III. den rothen Adlerorden.

Jetzt blieben nur noch die deutschen Kleinstaaten zur Bekehrung übrig; allein dieß konnte doch wahrhaftig nicht schwer fallen, wenn Preußen, Oesterreich und Rußland gemeinsam auf dieselben drückten. Uebrigens waren nicht einmal die sämmtlichen Kleinstaatregenten von ihren Unterthanen dahin bestimmt worden, der liberalen Strömung nachzugeben, sondern ihrer Zwei machten eine merkwürdige Ausnahme, der Herzog Karl von Braunschweig und der Kurfürst Wilhelm von Hessen-Kassel. Für Ersteren, den Sohn des bei Quatrebras gefallenen tapferen Friederich Wilhelm, führte anfangs — während seiner Minderjährigkeit — der König Georg von England die vormundschaftliche Regierung und das Herzogthum Braunschweig erhielt in seinem Auftrag durch den Minister Schmidt-Phiseldeck eine angemessene landständische Verfassung. Sowie aber Karl, volljährig geworden, die Regierung übernahm, annullirte er in seiner despotisch-jähzornigen Laune nicht blos sofort jene Verfassung, sondern umgab sich auch mit Rathgebern der geringsten Sorte, unter denen ich den Staatsrath Bosse, den Hofrath Fricke, den Kanzleidirektor Bitter und den abentheuernden Engländer Klindworth besonders hervorhebe. Nicht minder schlimm trieb es der Kurfürst Wilhelm I. von Hessen-Kassel, nachdem ihm der Sturz Napoleons wieder zu seinem Ländchen verholfen hatte. Als der Starrste aller Legitimisten nämlich erklärte er sofort, daß er die siebenjährige westphälische Zwischenregierung als gar nicht vorhanden erachte, und annullirte Alles, was in jenen sieben Jahren geschehen war. So führte er bei seiner kleinen Armee wieder Puder, Zopf und Prügel ein und degradirte die inzwischen von Lieutenants zu Obersten avancirten Offiziere wieder zu Lieutenants. So restituirte

Digitalisiert von Google

er die Frohnen mit der Leibeigenschaft und zog die Domainen, welche unter Jerôme verkauft worden waren, gewaltsam an sich, ohne die Käufer zu entschädigen. Nun hatte Kurhessen noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine landschaftliche Vertretung, bestehend aus Abgeordneten der Geistlichkeit, des Adels und der Städte, besessen, und siehe da, plötzlich gefiel es dem Kurfürsten, diese Stände einzuberufen. Warum aber? Etwa um mit ihnen das Wohl des Landes, und insbesondere eine neue Constitution, wie sie für die jetzigen Zeiten paßte, zu berathen? Gott bewahre, sondern um von ihnen Ersatz für die im Jahr 1814 aufgewendeten Kriegskosten im Betrag von vier Millionen Thalern zu verlangen. Die Stände verweigerten die Forderung, sich darauf berufend, daß — von dem Verkauf der Landeskinder an England her — ein großer Staatsschatz vorhanden sei. Darüber aber wurde der zwar überreiche, aber schmutzig geizige Kurfürst, der jenen Staatsschatz für sein Privateigenthum deklarirte, so wüthend, daß er die Landesvertretung auseinander jagte und fortan wieder so absolutistisch regierte, als er vor 1806 gethan. Ebenso that auch sein Sohn Wilhelm II., der ihm im Jahr 1821 folgte; nur wurde des Letzteren Regierung insofern eine noch viel unerträglichere, als er sich in der Gräfin Reichenbach eine öffentliche Maitresse hielt und Jeden in's Gefängniß werfen ließ, der dieses Verhältniß anstößig fand.

Das waren die beiden Kleinstaaten Deutschlands, in welchen nach dem Sturz Napoleons zum mindesten ebenso absolutistisch regiert wurde, als in Oesterreich und Preußen; alle übrigen Kleinstaatsregenten dagegen kamen dem Artikel 14 der Bundesacte getreulich nach und verwilligten ihren Unterthanen eine landständische Vertretung. Freilich darüber, ob die verwilligten Verfassungen (die meist der Karte, welche Ludwig XVIII. den Franzosen aufoctroyrte, nachgebildet waren) mit ihrem Zweikammersystem allen Anforderungen genügten, oder ob sie blos den „Despotismus in constitutioneller Form" repräsentirten, wie die Unzufriedenen meinten — darüber ließ sich streiten; Thatsache aber ist, daß in ihnen ein ungeheurer Fortschritt lag. Durfte ja doch das Volk nunmehr in der Schaffung der Gesetze, denen es zu gehorchen hatte, durch seine Vertreter ein Wort mitsprechen und

Digitalisiert von Google

sah sich also nicht mehr, wie früher, der reinsten Willkür preisgegeben! Ueberdem wurden von jetzt an die Einnahmen und Ausgaben des Staats controlirt und jede unnütze Verschwendung mußte aufhören. Weiter sah sich der Regent selbst auf eine Civilliste beschränkt, während er sich früher hatte zueignen können, was er wollte, und mit dem gräßlichen Sultanat der Rheinbundzeiten hatte es, Gott sei Dank, ein Ende. Schließlich, wenn in den Worten der Constitution je noch Etwas fehlte, um den Rechtsstaat zur Wahrheit zu machen, konnte man die nöthigen Verbesserungen nicht nachträglich noch im Einverständniß mit der Regierung vornehmen? Mit einem Wort also, der neu eingeführte Constitutionalismus bedeutete einen ungeheuren Fortschritt und man segnete also die Fürsten, welche ihren Völkern mit demselben entgegenkamen. Doch soll ich nun nach einander alle die näheren Umstände erzählen, unter denen dieses und jenes Land und Ländchen seine Verfassung erhielt? Ich denke, einige wenige Bemerkungen werden genügen, da alles Uebrige in die Geschichte der Einzelnstaaten gehört. Also der erste Fürst, welcher seinem Ländchen schon im Herbst 1816 eine wirklich freisinnige Verfassung gab, war der Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar, der große Förderer von Kunst und Wissenschaft, und ihm folgte im Sommer 1817 der Herzog Wilhelm von Nassau nach, welcher jedoch alle Domainen des Landes als sein Privateigenthum in Anspruch nahm. Bayern erhielt seine Verfassung im Mai 1818, nachdem der König Max Joseph den bisher allmächtigen Minister Montgelas schon im Februar 1817 entlassen hatte, und der erste Landtag tagte vom 4. Februar bis 22. Juli 1819. In Hannover erschien das Verfassungsdekret im Januar 1819 und die erste Ständeversammlung eröffnete am 28. Dezember 1819 der Herzog von Cambridge als Stellvertreter des englischen Königs. In Württemberg, dessen despotischer König Friederich I. seinem vortrefflichen Erstgeborenen Wilhelm (den wir aus dem Feldzuge von 1814 kennen) am 30. Oktober 1816 Platz machte, kam die Verfassung erst am 25. September 1819 zu Stande, aber schon vorher hatte Wilhelm I. seinem Volke Alles gewährt, was nachher in der Verfassung gewährleistet wurde. Etwas früher, im August 1818, ließ der Großherzog von Baden für sein Land eine Verfassungsurkunde

Digitalisiert von Google

publiciren, und wenn dieselbe auch eine octroyrte war, so hieß man sie ihrer Liberalität wegen dennoch äußerst willkommen. Weit illiberaler fiel dagegen die Verfassung von Sachsen aus und in Mecklenburg herrschte nach wie vor nur der privilegirte Adel. Im Uebrigen erhielten nach einander nun auch noch die übrigen Ländchen ihre Verfassungen und selbst Hildburghausen nebst dem winzigen Lichtenstein fehlten nicht.

So war denn der Weg zu einer freieren Entwicklung Deutschlands wenigstens in den Kleinstaaten angebahnt und man unterließ es auch nicht, auf diesem Wege vorwärts zu schreiten. Ein frischer, freier Geist wehte in den Sitzungen der Deputirtenkammern und man deckte alle Schäden, welche da und dort noch hängen geblieben waren, ohne Scheu auf. Nicht minder scharf äußerte sich die Presse, welche in den meisten Kleinstaaten vollkommen frei gegeben war, und mit wahrer innerer Genugthuung stellte man Vergleichungen mit den in Oesterreich und Preußen herrschenden reactionären Zuständen an. Natürlich aber machte dieß in Wien und Berlin einen höchst widerwärtigen Eindruck und man fing überhaupt an, die Rückwirkung des kleindeutschen Verfassungslebens fast mehr als unangenehm zu empfinden. Noch peinlicher fühlte man sich speciell am preußischen Hofe berührt, als die Stadt Coblenz es im Januar 1818 wagte, den König Friederich Wilhelm III. in einer Bittschrift an sein Versprechen vom 22. Mai 1815 zu erinnern, und gleich nachher einige andere Städte am Rhein, ohne sich durch den „Allerhöchst ausgesprochenen Unwillen über die Coblenzer Bittschrift“ abschrecken zu lassen, dieselbe Eingabe womöglich noch energischer wiederholten. Das war denn doch eine ganz unerhörte bis an Majestätsbeleidigung streifende Frechheit, eine Frechheit, die nirgends sonst ihren Grund haben konnte, als in dem fluchwürdigen Geist der Revolution, und darum — hierüber einigte man sich jetzt schnellstens in Berlin, Wien und St. Petersburg — durfte man keinen Augenblick länger zögern, durchgreifende Maßregeln gegen jenen höllischen Geist zu ergreifen.

Die Gelegenheit hiezu bot sich bald genug. Schon im Jahr 1815 war in Jena, unter Billigung freisinniger Professoren, von älteren Studenten, welche die Freiheitskriege mitgemacht hatten, eine

Digitalisiert von Google

Digitalisiert von Google

In demselben Verlag ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geheimnisse der Bastille.

Historisch-biographische Bilder aus der Vergangenheit

von

Otfr. Mylius.

Mit Illustrationen.

2 Bände in kl. 8.

(Ladenpreis früher Rthlr. 2. 17½. — fl. 4. 15.)

jetzt Rthlr. 1. — fl. 1. 45.

Ferner:

1870!

Der große Entscheidungskampf

zwischen

Deutschland und Frankreich

von

Theodor Griesinger.

Mit mehr als 100 Illustrationen.

73 Bogen in 4°.

Preis Thlr. 1. — fl. 1. 48.

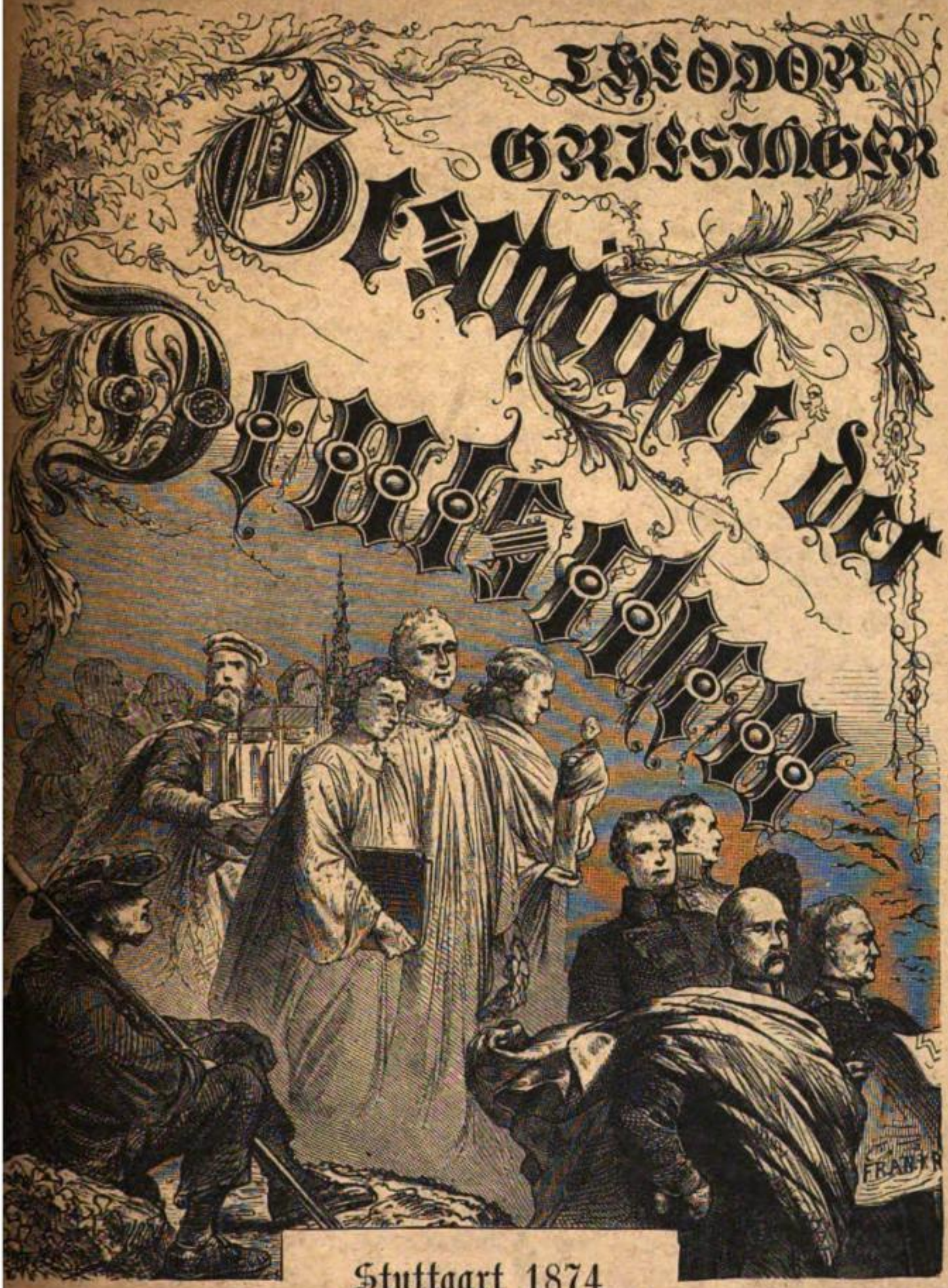
J. Kreuzer'sche Buchdruckerei (Hammer & Liebich) in Stuttgart.

Digitalisiert von Google

9526. 46

~~47. & 48.~~ *Heft.* *Preis jeder Liefg. 4 sgr. — 12 kr. rh.*

Theodor Griesinger's Erlebnisse



Stuttgart 1874.

Verlag von Paul Moser.

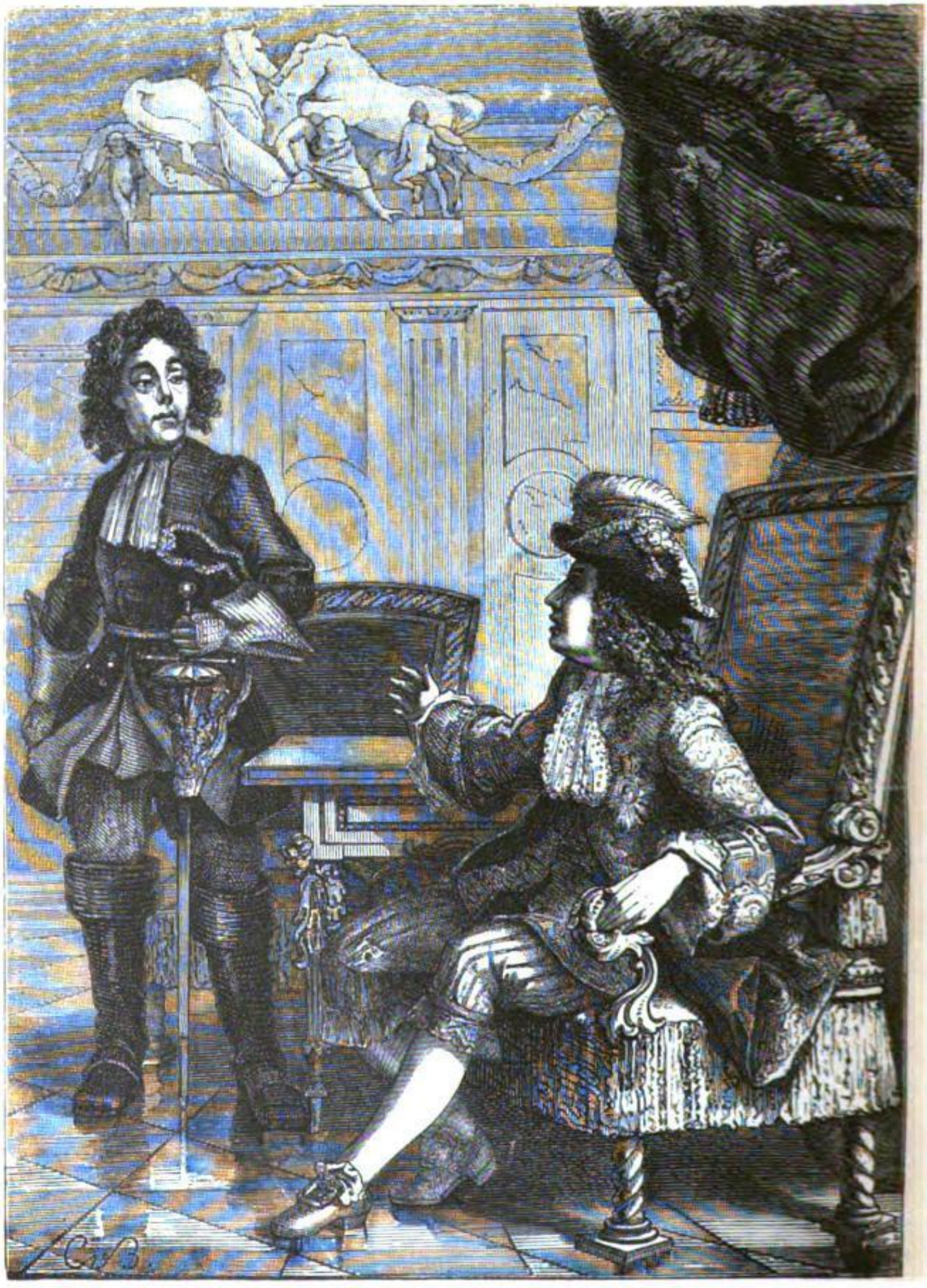
Digitalisiert von Google

BODLEIAN
10 1914
LIBRARY

Digitalisiert von Google

BRITISH
7 DE 76

Digitalisiert von Google



Prinz Eugen, seine Dienste anbietend, wird von Ludwig XIV. zurückgewiesen.

Digitalisiert von Google

neue ſtudentiſche Verbindung, die Burſchenſchaft, gegründet worden und hatte ſich ſchnell über Tübingen, Heidelberg, Halle und Gießen nach faſt allen deutſchen Univerſitäten verbreitet. Ihr Zweck war, dem ſeit Jahrhunderten eingewurzelten, in ewigen Duellen, ſinnloſen Raufereien und wüſten Trinkgelagen beſtehenden academiſchen Treiben durch ernſtes Studium, ſittliche Haltung und eine ächt deutſch-patriotiſche, in Wort, Lied und Geſang ausgeſprochene Geſinnung entgegenzutreten, ſowie auch an die Stelle der Landsmannſchaften, in denen ſich die unheilvolle Zerſplitterung des deutſchen Vaterlandes abſpiegelte, ein Symbol der allgemeinen deutſchen Einigung (ebendeßhalb wählten auch die Burſchenſchäftler die „ſchwarz-roth-goldene Farbe" als Bundeszeichen, indem ſie annahmen, daß die frühere Reichsſturmfahne eine ſchwarz-roth-goldene geweſen ſei) zu ſetzen. Nicht minder trieben die Mitglieder dieſer neuen Verbindung mit Vorliebe gymnaſtiſche oder Turnübungen, um neben dem Geiſt auch den Körper zu ſtärken (damit man fähig werde, alle Kriegsſtrapazen zu ertragen, wenn's wieder einmal gegen den Erbfeind gehe) und zugleich zeichneten ſie ſich durch ihre ſogenannte altdeutſche Tracht — ſchwarzes Barett, zurückgeſchlagener Hemdkragen, kurzer ſchwarzer Rock und leinene durch einen Gurt feſtgehaltene Beinkleider — aus. In ſolcher Weiſe trat die deutſche Burſchenſchaft auf und jeder Billigdenkende wird zugeben müſſen, daß ihr Beſtreben ein edles war, wenn auch vielleicht manches Unklare, Schwärmeriſche und ſogar Excentriſche mitunterlief. Gut alſo, die Burſchenſchaft von Jena ſchrieb im Sommer 1817 auf den kommenden 18. Oktober, als den Jahrestag der Befreiungsſchlacht von Leipzig und zugleich anknüpfend an die dreihundertjährige Feier der Reformation, einen allgemeinen Burſchentag auf die Wartburg, jenes berühmte Bergſchloß bei Eiſenach im Großherzogthum Weimar (Luther begann dort die Bibelüberſetzung) aus, und es erſchienen an jenem Tage über ſechshundert Studenten aus allen Gauen Deutſchlands, ſowie auch verſchiedene Profeſſoren von Jena. Das Feſt verlief höchſt würdig und die Verhandlungen, betreffend die feſte Begründung der allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft, ſowie die Reden und Geſänge hatten ſämmtlich ein ſehr ernſtes Gepräge. Da, gegen Abend, fiel es Einigen, die ſich etwas mehr aufgeregt hatten, ein, jene Handlung

Digitalisiert von Google

Luthers, wie er die päbstliche Bulle dem Feuer überantwortete, nachzuahmen, und schnell war ein kleiner Scheiterhaufen errichtet, in welchen man die verhaßten reactionären Schriften eines Schmolz, Kotzebue, Haller, Kamptz und anderer österreichisch-russischer Lohnschreiber hineinwarf. Dazu fügte man noch einen österreichischen Korporalsstock, einen hessischen Zopf, sowie einen preußischen Gardeschnürleib, und das Ganze war also nichts, als ein unschuldiges politisches Auto da Fé, durch welches kein Mensch irgend einen Schaden litt. Sowie man aber die Sache in Wien erfuhr, erhob sich daselbst in der Umgebung Metternichs ein großes Geschrei und der österreichische Beobachter denuncirte den lustigen Schwank als das Machwerk einer Rotte von jakobinischen Verschwörern. Noch mehr, es entstand hierauf ein heftiger Notenwechsel zwischen Wien, Berlin und Weimar und der Großherzog von Sachsen-Weimar, welcher die Wartburg zu dem Feste eingeräumt hatte, mußte sich zu verschiedenen harten Maßregeln (Aufhebung der Preßfreiheit und des Versammlungsrechts), insbesondere aber auch zur Anstellung einer strengen Untersuchung verstehen, um den Zorn der Gewaltigen zu besänftigen. Das Schlimmste schien also abgewandt, aber nicht lange hernach ward von einem Burschenschäftler eine That begangen, aus welcher die furchtbar gefährliche Tendenz der Burschenschaft ganz unzweifelhaft hervorzugehen schien, und nun beschlossen die Reactionscabinette gemeinsame Maßregeln zur Vernichtung des deutschen Jakobinerthums zu ergreifen. Gleich nach dem Wartburgfeste nämlich hatte die russische Regierung den Staatsrath August von Kotzebue, einen Deutschen, der aber schon längst in ihren Diensten stand, als Spion nach Weimar gesandt, um sowohl den Großherzog und seine Umgebung, als auch insbesondere die Universität Jena zu überwachen, und da Kotzebue aus dieser seiner Spionage gar kein Hehl machte, so wurde er bald ein Gegenstand der tiefsten Erbitterung. Am meisten übrigens haßten ihn die Exaltirteren unter den Studenten und endlich im Frühjahr 1819 entschloß sich der Theologie-Candidat Karl Sand, gebürtig aus Wunsiedel in Bayern, ein krankhaft überspannter junger Mann und früheres Mitglied der Burschenschaft von Jena, diesen Verräther: „damit die deutsche Freiheit einen Feind weniger habe," durch Mord aus dem Wege zu räumen. Kaum aber

Digitalisiert von Google

hatte er dieſen Entſchluß gefaßt, ſo reiste er nach Mannheim, wohin Kotzebue der Univerſität Heidelberg wegen gerade übergeſiedelt war, ließ ſich da am 23. März, dem Tag ſeiner Ankunft, bei dem ſpionirenden Staatsrath melden und ſtieß ihm den Dolch ſo tief in die Bruſt, daß der Tod faſt augenblicklich erfolgte. Die Minute darauf zuckte Sand den Dolch auch gegen ſich ſelbſt, traf ſich aber ſchlecht und wurde nun in's Gefängniß geworfen, von dem aus er vierzehn Monate ſpäter, am 20. Mai 1820, zur Sühne für ſein Verbrechen das Schaffot beſtieg.

Es lag hier zweifellos ein politiſcher Mord vor; allein ebenſo zweifellos ſtellte es ſich aus der langen Unterſuchung heraus, daß Sand keine Mitſchuldigen hatte. Somit war jene That weder im Complotte verübt, noch von einer Parthei oder Geſellſchaft angezettelt worden. Deſſenungeachtet nahm man dieß an und da kurze Zeit darauf ein anderer früherer Burſchenſchaftler, der junge Apotheker Löhning, der übrigens notoriſch verrückt war, im Bade Schwalbach ein ähnliches, obwohl mißglücktes Attentat auf den Naſſauiſchen Regierungspräſidenten von Ibell, den Viele dem Charakter nach für einen Zwillingsbruder Kotzebue's hielten, machte, ſo ging man noch um einen Schritt weiter. „Die Burſchenſchaft und die Turner," ſo bewieſen der ruſſiſche Staatsrath Stourdza und andere „Diplomatiker" ähnlicher Geſinnung, „hätten ſich gegen die beſtehende Ordnung verſchworen und wollten der Revolution durch den Mord der Fürſten und ihrer treueſten Diener den Weg bahnen. Ganz in dieſelbe Kategorie aber gehörten auch die ſämmtlichen ſogenannten Patrioten oder Deutſchthümler, und es ſtehe überhaupt ſo gefährlich, daß nur die umfaſſendſten Gegenmaßregeln Deutſchland vor Anarchie und Jakobinerthum retten könnten." So ſprach ſich die Reaktionsparthei aus und Friederich Wilhelm III., hiedurch erſchreckt, ließ nicht nur ſofort alle Turnplätze ſchließen, ſondern befahl auch allüberall in ſeinen Landen Hausſuchungen und Verhaftungen vorzunehmen, um dem Demagogenthum auf die Spur zu kommen. Auf ganz dieſelben Maßregeln ſuchte man von Wien und Berlin aus auch die Regierungen der deutſchen Kleinſtaaten hinzudrängen und die Meiſten derſelben (nur Württemberg, Weimar und Bayern machten eine rühm-

Digitalisiert von Google

liche Ausnahme) fügten sich schon deßhalb, weil die Regenten sowohl als ihre Minister ihr Leben durch die gräßlichen Verschwörer für bedroht hielten. Allein was kam heraus? Allerdings die große Masse der Ungebildeten wurde mit Angst und Schrecken erfüllt, als man eine Menge von Verhaftungen vornahm, und der Glaube verbreitete sich, daß die Deutschthümler sammt und sonders banditenmäßige Revolutionäre seien, welche auf nichts, als auf Mord, Brand und Plünderung ausgingen; die Strafrichter jedoch, denen die Verhafteten überliefert werden mußten, fanden an denselben fast ohne Ausnahme keine Schuld und man mußte sie — sogar diejenigen, welche man als Rädelsführer und Verschwörungshäupter, wie den D. Follenius, den Turnmeister Jahn und die Professoren Arndt und Welker, so gerne in ewiges Gefängniß geworfen hätte — nach etlichen langen Verhören wieder frei geben.

Die Cabinette von Wien, St. Petersburg und Berlin verzweifelten also daran, dem Mord, der Anarchie und dem Jakobinerthum mit den gewöhnlichen und ordentlichen Mitteln auf den Leib rücken zu können; allein gab es denn nicht auch außergewöhnliche und außerordentliche Maßregeln? Auf diesen Gedanken kam der Fürst Metternich und auf seine Einladung hin trat sofort Anfangs August 1819 ein Congreß der deutschen Regierungen (vertreten waren außer Oesterreich insbesondere Preußen, Bayern, Hannover, Sachsen, Württemberg, Baden, Nassau, Kassel und die beiden Mecklenburg) in Karlsbad zusammen, der zur Rettung Deutschlands jene viel berüchtigten Dekrete erließ, welche der freien Entwicklung unseres Vaterlandes auf lange Jahre hinein den Todesstoß versetzten. Beschlossen nämlich, und zwar mit großer Stimmenmehrheit — eigentlich widersprach nur der württembergische Minister Graf Winzingerode — beschlossen wurde auf Metternichs Antrag Nachfolgendes. Erstens: Abschaffung der Preßfreiheit und Einführung der Censur, dieweil die Presse in ganz Deutschland im Dienste einer die Ordnung untergrabenden Parthei stehe, welche, wenn man sie machen ließe, den ganzen deutschen Bund vergiften würde. Zweitens: Aufstellung von Regierungskommissären auf den sämmtlichen deutschen Universitäten, um sowohl die Professoren als die Studirenden zu überwachen; zugleich auch mit der Befugniß, alle demagogischen Verbindungen aufzulösen und verdächtige Professoren

Digitalisiert von Google

nach Belieben abzusetzen. Drittens: Niedersetzung einer Centraluntersuchungskommission, besser gesagt einer Staatsinquisition zur Untersuchung der bisherigen demagogischen Umtriebe, bestehend aus sieben Mitgliedern und mit dem Sitze in Mainz. Viertens endlich: Revision des Artikels 13 der Bundesacte, das ist jenes Artikels, welcher den deutschen Völkern landständische Verfassungen versprach. „Diesen Artikel nämlich," erklärten Metternich und sein berüchtigter Sekretär, der Geheimerath von Gentz, „habe man ganz falsch verstanden, so falsch, daß manche deutschen Fürsten ihren Ländern parlamentarische Constitutionen fast nach englischem Muster gegeben hätten. Zwischen einer Constitution letzterer Art, welche man gewöhnlich Repräsentativ-Verfassung nenne, und einer landständischen Verfassung bestehe aber ein unendlich großer Unterschied, denn bei der letzteren gebe es nur Abgeordnete der Corporationen und Stände, keineswegs aber aus unmittelbaren Wahlen des Volks hervorgegangene Deputirte, und überdieß hätten jene landständischen Abgeordneten kein weiteres Recht, als das, den Souverain zu berathen. Bei einer Repräsentativ-Verfassung theile man die Gewalt zwischen Fürst und Volk und mache dadurch das letztere zum Mitregenten. Solches sei aber innerhalb des deutschen Bundesgebietes ganz unzulässig, weil der deutsche Bund aus lauter souverainen Fürsten bestehe, deren Souverainetät laut bestehendem Recht nicht geschmälert werden dürfe, und somit müsse aus den verschiedenen landständischen Verfassungen der Einzelstaaten alles das ausgemerzt werden, was an den englischen Parlamentarismus erinnere." Also legte Metternich den Artikel 13 der Bundesverfassung aus und, wenn nun auch einzelne Gesandte im Auftrag ihrer Regierungen einer solchen Auffassung widersprachen, so stimmten dagegen Preußen, Hannover, Sachsen, Nassau, Hessen-Kassel und die beiden Mecklenburg derselben unbedingt zu, so daß sie die große Mehrheit der Stimmen erhielt.

Das waren die viel berüchtigten Karlsbader Beschlüsse, welche in ganz Europa das außerordentlichste Aufsehen erregten. Es ist richtig, einer der Rathgeber Friederich Wilhelms III., der Minister Wilhelm von Humboldt, wagte es, dieselben im Ministerrathe als „schändlich, unnational und eines denkenden Volkes unwürdig" zu bezeichnen; aber dafür wurde er auch entlassen und durch einen „Bessergesinnten" ersetzt.

Digitalisiert von Google

Es ist richtig, der König Wilhelm I. von Württemberg ging noch weiter und bot jenen Beschlüssen mehrere Jahre lang Trotz. Doch siehe da, am 3. Januar 1823 beriefen Oesterreich, Preußen und Rußland ihre Gesandten zu gleicher Zeit von Stuttgart ab und nun mußte der freisinnige König nachgeben, da er natürlich nicht in der Lage war, mit den genannten drei Großmächten Krieg führen zu können. Alle andern deutschen Kabinette dagegen wagten keinen Widerspruch, als der Präsident-Gesandte Buol-Schauenstein die genannten Beschlüsse der Bundesversammlung zu Frankfurt am Main auf Befehl Metternichs zur Bestätigung vorlegte, und so gelangten dieselben durch Beschluß vom 20. September 1819 zur gesetzlichen Geltung für ganz Deutschland. Welches waren aber die Folgen hievon? Nun die Landtage in den deutschen Kleinstaaten sanken zu Geldverwilligungsinstituten herab und kein einziger Abgeordneter hatte mehr den Muth, seiner Regierung irgend etwas zu verweigern. Die deutschen Zeitungen schrieben fortan nur das, was die Herren Censoren zu schreiben erlaubten, und sich mit der Politik zu beschäftigen, wurde überhaupt so gefährlich, daß man es am liebsten ganz bleiben ließ. Die Burschenschaft und die Turnerei wurden natürlich strengstens verboten und außer in den Kirchen durfte man sich nirgends mehr versammeln. Die Unterthanen sahen sich wieder zum stummen Arbeiten und Steuerzahlen verdammt und nur der Absolutismus nebst dem Adel, der Geistlichkeit und der Bureaukratie lebte in Herrlichkeit und Freuden. Der Centraluntersuchungsausschuß (die Mitglieder desselben waren für Oesterreich Hofrath Schwarz, für Preußen Präsident von Kaiserberg, für Bayern Ministerialrath von Hörmann, für Hannover Regierungspräsident von Bar, für Baden Geh. Rath Pfister, für Hessen-Darmstadt Hofrath von Preuschen und für Nassau Gerichtsdirektor Mussat) in Mainz aber, jenes unheimliche Ausnahmegericht, welches davon ausging, es bestehe in Deutschland ein großer Verschwörungs-Mörder-Orden in der Art und Weise wie der der Assassinen im Morgenlande mit einem Scheikh-al-Dschebal (dem sogenannten Alten vom Berge) an der Spitze, inquirirte viele Jahre lang (bis 1828), mit einer Raffinirtheit ohne Gleichen und schickte Hunderte von deutschen Jünglingen, deren ganzes Verbrechen in einer schwär-

Digitalisiert von Google

merischen Begeisterung für's Vaterland bestand, als Staatsverbrecher auf halbe oder ganze Lebenszeit in die Kasematten der deutschen Festungen. Nicht minder räumte man mit den Professoren an den deutschen Universitäten auf und ihrer Viele sahen sich, um nicht auch eingesperrt zu werden, genöthigt, entweder in der Schweiz (Dewette, Oken und Görres) oder in Nordamerika (die beiden Follen) eine Zuflucht zu suchen. Ja selbst die Feier des 18. Oktober wurde verboten und damit Niemand mehr an die Freiheitskriege erinnert werde, ließ man das Siegesdenkmal auf dem Leipziger Schlachtfelde umreißen. Kurz man stellte eine förmliche Hetzjagd auf den Liberalismus an und nur wer sich der Reaction vollständig in die Arme warf, konnte unbeanstandet existiren. Dadurch aber machte sich der Bundestag, in dessen Namen alle reactionären Maßregeln ergriffen wurden, so verächtlich, daß man in ihm nur noch den Polizei-Schergen Oesterreichs (Preußen bemitleidete man als im Schlepptau Oesterreichs befindlich) zur Knechtung Deutschlands sah, und nicht minder entstand allüberall in den deutschen Gauen ein schwerer Riß zwischen den Regierten und Regierenden, der jedenfalls den Letzteren nicht zur Ehre gereichte.

Trotz allem dem hatte die Reaction immer noch Angst vor der Revolution und der Fürst Metternich berief daher im November 1819 einen neuen Congreß der deutschen Regierungen nach Wien, um die Bundesacte des Näheren zu präcisiren. Damit wurde man bis zum Mai 1820 glücklich fertig und am 8. Juni verkündete man als Bundesgesetz, daß die Landstände der einzelnen deutschen Königreiche, Herzogthümer und Fürstenthümer gar kein Recht hätten, sich in allgemeine deutsche Angelegenheiten zu mischen, oder auch nur darüber Reden zu halten. Nicht minder stellte man jedem regierenden Fürsten augenblickliche Bundeshülfe (Execution durch preußisch-österreichische Bajonette) in Aussicht, wenn ihm etwa seine Landstände in Geld- oder andern Sachen Schwierigkeiten bereiten wollten, und dadurch wurden die Kleinstaatsverfassungen vollends ganz illusorisch gemacht. Demgemäß trat im öffentlichen Leben Deutschlands während der 1820ger Jahre eine vollständige Stagnation ein, und daß diese Stagnation auch im übrigen Europa stabil bleibe, dafür sorgten

Digitalisiert von Google

Rußland, Oesterreich und Preußen auf den Congressen von Troppau, Laibach und Verona.

Drittes Kapitel.

Der Zollverein und die Anfänge einer preußischen Verfassung.

(1830—1848.)

Am 16. September 1824 starb Ludwig XVIII., jener Bourbon, den die Alliirten nach Paris zurückgeführt hatten, und weil er keinen Sohn hinterließ, folgte ihm sein jüngerer Bruder, der Graf von Artois unter dem Namen Karls X., auf dem Thron von Frankreich nach. Ihm war die Revolution von 1789 von jeher als ein Gräuel ohne Gleichen erschienen, und sein einziges Bestreben, nachdem er den Thron bestiegen, ging daher dahin, Alles gründlichst auszurotten, was an jenen Gräuel erinnern konnte. Demgemäß führte er den Jesuitenorden wieder in Frankreich ein und erließ ein Sakrilegiengesetz, welches auf jedes Wort, das als Entweihung der Religion ausgelegt werden konnte, langjährige Einkerkerung setzte. Demgemäß befahl er der Geistlichkeit gegen die gestürzte Dynastie Bonaparte von den Kanzeln herab zu wüthen und stellte sich selbst an die Spitze der Prozessionen, die allwöchentlich in Paris in Scene gesetzt wurden. Demgemäß wandte er dem Adel eine Entschädigung für die zur Revolutionszeit eingezogenen Güter von tausend Millionen Franken zu und verschleuderte noch überdem die Staatsdomainen in Masse an denselben. Demgemäß beschloß er endlich auch noch die Verfassung, welche Ludwig XVIII. den Franzosen gegeben — trotzdem die servilen Kammermitglieder der Regierung immer Alles verwilligten, was diese von ihnen forderte —, und ernannte, um diesen Umsturz durchzuführen, im August 1829 ein Ministerium, dessen Seele der hochfahrende aber ganz talentlose Fürst von Polignac, sein eigener natürlicher Sohn, war. Nachdem nun dieses Ministerium, welches auf Jeden, der nicht zur hohen Aristokratie

Digitalisiert von Google

gehörte, mit tiefſter Verachtung herabſah, das Militär gehörig bearbeitet und überhaupt alle Vorbereitungen getroffen hatte, welche ihm nöthig ſchienen, um ſei's im Frieden, ſei's mit Gewalt zum erſehnten Ziele zu gelangen, erließ es am 26. Juli 1830 im „Moniteur" jene berüchtigten Ordonnanzen, durch welche die beſtehende Verfaſſung annullirt wurde; allein die Folge war eine ganz andere, als Karl X. hoffte. Das Volk von Paris nämlich, voran die Arbeiter, die Studenten und die Polytechniker, griff ſchon den Tag darauf, am 27. Juli, zu den Waffen und nach einem mörderiſchen Kampf mit den Truppen, der volle drei Tage währte, ſah ſich Karl X. genöthigt, mit allen ſeinen Anhängern die Flucht zu ergreifen. Sofort etablirte ſich eine proviſoriſche Regierung und dieſe in Verbindung mit den ſchnell zuſammenberufenen Kammern erklärte den älteren Zweig der Familie Bourbon (Karl X., ſeinen Sohn, den Herzog von Angouléme, und ſeinen Enkel, den Herzog von Bordeaux) für ewige Zeiten vom Thron von Frankreich ausgeſchloſſen. Zum König dagegen erwählte man das Haupt der jüngeren Bourboniſchen Linie, den Herzog Ludwig Philipp von Orleans, den Sohn jenes „Egalité," der unter den Jakobinern ſeiner Zeit eine ſo berüchtigte Rolle geſpielt hatte, und der neue König, gewöhnlich nur der „Bürgerkönig genannt, machte ſich natürlich anheiſchig, dem Volke ſo viel Freiheiten, als man nur immer fordern würde, zu verleihen.

Das war die berühmte Julirevolution, welche dem Regimente der ächten Bourbons bis auf den heutigen Tag ein Ende gemacht hat, und wenn nun die hochreactionäre heilige Allianz conſequent handeln wollte, ſo mußte ſie ſofort einſchreiten. Sie hatte ſeit den Karlsbader Beſchlüſſen in allen Ländern jede nur halbwegs revolutionäre Regung augenblicklich unterdrückt und ſich hiezu, wie in Piemont, in Neapel und in Spanien, ſelbſt der Waffen bedient. Allein alle dieſe Staaten beſaßen keine oder doch nur eine ſehr geringe Widerſtandskraft, während es ſich jetzt um einen Großſtaat handelte. Sollte man nun trotzdem marſchiren laſſen, um den verjagten Bourbon wieder auf den Thron zu ſetzen? Das würde zu einem langwierigen Kriege geführt haben und vor einem ſolchen ſcheuten ſich Rußland, Oeſterreich und Preußen gleich ſehr. Ueberdem gab nicht der neu creirte Bürgerkönig

Digitalisiert von Google

durch seine außerordentlichen Gesandten, die er sofort nach St. Petersburg, Wien und Berlin abgehen ließ, unter der Hand die Versicherung, daß er innerlich gut monarchisch gesinnt sei und auch in diesem Sinne regieren werde? Das genügte doch wahrhaftig, und statt also in Frankreich einzumarschiren, anerkannten die übrigen europäischen Herrscher den Bürgerkönig allseitig.

Mögen nun übrigens die Beweggründe, durch welche die drei Allianzmächte sich vom Einschreiten abhalten ließen, gewesen sein, welche sie wollen, ein Beweis von Stärke und Consequenz lag darin nicht und um so ungescheuter brach der Jubel über das Gelingen der Revolution in allen Gauen Europa's los. „In drei Tagen," rief man sich gegenseitig zu, „sind die Pariser mit einer verhaßten Regierung fertig geworden, warum sollte uns nicht das Nämliche gelingen?" und so machte die Revolution die Rundreise durch ganz Europa. Auch in Deutschland brachte sie eine ungeheure Aufregung hervor und allüberall regte man sich, das schwer empfundene Joch der Reaction abzuschütteln. Unbekümmert also um die Karlsbader und Wiener Beschlüsse stellten die liberaleren Abgeordneten in den Ständekammern frischweg ihre Forderungen an ihre jeweiligen Regierungen und diese Forderungen hießen: Numero Eins Preßfreiheit, Numero Zwei Geschwornengerichte, Numero Drei Beschränkung der polizeilichen Allgewalt, Numero Vier wirkliche Volksvertretung mit dem Recht der Steuergesetzgebung, Numero Fünf Abschaffung der Frohnden und Zehnten, sowie alles dessen, was von der Leibeigenschaft noch übrig war. Die Regierungen aber wagten es keineswegs, ihnen ein schroffes Nein entgegenzusetzen, sondern gewährten, was sie, ohne den Zorn des Fürsten Metternich allzusehr herauszufordern, nur irgend gewähren konnten. So verlief die Revolution in fast allen deutschen Kleinstaaten ziemlich friedlich und nur in einigen wenigen, wie Braunschweig, Sachsen, Hannover und Hessen-Kassel, kam es zu heftigeren Auftritten.

Wie gewaltthätig und despotisch, ohne nach Recht und Gesetz zu fragen, der herrische, leidenschaftliche, jähzornige, rachgierige und noch dazuhin unersättlich geizige Herzog Karl in Braunschweig regierte, habe ich bereits erwähnt und ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß seine Unterthanen darob vom furchtbarsten Haß gegen ihn erfüllt

Digitalisiert von Google

wurden. Nun befand sich derselbe eben in Paris, als die Julirevolution ausbrach, und in seiner Todesangst entfloh er über Hals und Kopf in die Heimath. Hier angekommen aber fand er alsobald seinen gewohnten Starrsinn wieder und alle Bürgerdeputationen, die sich bei ihm einstellten, um eine gesetzliche Regierungsweise zu verlangen, wurden, was man sagt, mit einem Fußtritt abgewiesen. Ja der vor Hochmuth halb wahnwitzige Regent erlaubte sich jetzt noch viel schreiendere Rechtsverletzungen, als zuvor, und drohte augenblicklich mit Kartätschenschüssen, falls man es wagen würde, ihm zu nahe zu treten. Da wurde endlich am 7. September 1830 die Bürgerschaft von Braunschweig wüthend und in einem Augenblicke tobte der Aufruhr durch die ganze Stadt. Man schleuderte Steine nach dem Wagen des Tyrannen, in welchem derselbe mit einer feilen Schauspielerin vom Theater heimfuhr, und stürmte dann das Schloß, das man zugleich an allen vier Ecken anzündete. Ja, während es lichterloh brannte, durchstöberte man alle Winkel des mächtigen Gebäudes, um des Verhaßten habhaft zu werden, und man hätte ihn sicherlich getödtet, wenn es ihm nicht gelungen wäre, sich durch den Schloßgarten in's Freie zu retten. Nunmehr begab er sich in's Ausland, von wo er nie wiederkehrte (er starb im Jahr 1873 in der Schweiz); die Regierung Braunschweigs aber übernahm sein jüngerer Bruder Wilhelm, der bisher in preußischen Kriegsdiensten gestanden, und der Bundestag gab diese Thronveränderung zu, nachdem die sämmtlichen Mitglieder des Welfisch-Braunschweigischen Hauses den Entflohenen für regierungsunfähig erklärt hatten. Von da an herrschte in Braunschweig Ruhe und Ordnung, denn der Herzog beeilte sich, dem Lande eine freisinnige Verfassung zu geben, und brachte überhaupt Alles wieder in's Geleis, was aus den Fugen gegangen war.

Ein ähnliches Resultat brachte die Revolution in Hannover. Dieses Land hatte bekanntlich mit England einen und denselben Beherrscher und wurde also von England aus regiert. Dieß führte aber zu vielen Mißständen und namentlich machte es böses Blut, daß die Verfassung, welche Georg IV. den Hannoveranern gab, durch den Einfluß des Grafen Münster, der rechten Hand des Königs, nur allein dem Adel und der Aristokratie Vortheile sicherte. Darum kam es

Digitalisiert von Google

auch nicht lange nach der Julirevolution in zwei Städten, in Osterrode und Göttingen, zugleich zu Unruhen und in beiden verlangten die Wortführer Entfernung des Grafen Münster, sowie Abänderung der Verfassung. Nun gelang es zwar den Behörden, den Aufstand zu unterdrücken und die Spitzen desselben entweder gefangen zu setzen (den Dr. König und den Dr. Plath) oder (wie den Dr. Rauschenplatt) zur Flucht nach Frankreich zu nöthigen; allein Georg's IV. Nachfolger, der König Wilhelm IV. (der Thronwechsel fand noch im Jahr 1830 statt), überzeugte sich bald, daß es ein Fehlgriff sei, das Land mit Strenge beruhigen zu wollen und ernannte sofort seinen Bruder, den Herzog von Cambridge, zum Vicekönig von Hannover mit dem Auftrage, den Beschwerden des Volks gerecht zu werden. Solchem Auftrage kam der Vicekönig, ein ebenso milder, als kluger Herr, in allen Theilen nach und es wurde nicht blos der Graf Münster sofort entlassen, sondern man schritt auch auf des Herzogs Befehl zur Ausarbeitung einer neuen Verfassung, welche im März 1833 Gesetzeskraft erhielt. So beruhigte sich das Land und gehässige Reibungen zwischen der Regierung und den Regierten schienen für immer unmöglich gemacht zu sein.

In Sachsen hatte der König Friederich August, an der Stelle einer neumodischen Constitution, im Jahr 1816 die mittelalterliche Vertretung der drei Stände, Adel, Geistlichkeit und Städte, wieder in's Leben gerufen und damit beruhigte sich das Land, weil der König ein milder, wohlwollender Herr war. Wie nun aber nach seinem Tode (anno 1827) sein sehr bigotter Bruder Anton (die Regentenfamilie war seit August des Starken Uebertritt katholisch, während das ganze Land sich zum Protestantismus bekannte) die Zügel der Regierung ergriff und dem Katholicismus ein Vorrecht nach dem andern einräumte, entstand große Unzufriedenheit und diese richtete sich hauptsächlich gegen den allmächtigen Minister Einsiedel. Nun untersagte gerade zur Zeit der Julirevolution die sächsische Regierung auf Einsiedel's Rath die Jubelfeier der Augsburgischen Reformation und in Folge dessen kam es in Dresden, Leipzig, Bautzen und Chemnitz zu starken Excessen. Ja in Dresden steckte der Pöbel sogar das Polizeigebäude in Brand und der Aufruhr schien gefährliche Dimen-

Digitalisiert von Google

ſionen annehmen zu wollen. Nun fand der König Anton für gut, einzulenken, und entfernte nicht nur den Miniſter Einſiedel, ſondern nahm auch den ſehr beliebten Prinzen Friederich Auguſt, ſeinen Neffen, zum Mitregenten an. Dieß aber hatte zur Folge, daß ſofort die ſeitherige Volksvertretung auf der Grundlage des neueren Conſtitutionalismus reformirt, ſowie zugleich den vielen Mißbräuchen geſteuert wurde, und von nun an trat wieder Ruhe in den Gemüthern ein.

Die Mißregierung in Kaſſel blieb bis zum Jahr 1830 immer dieſelbe und alle Bemühungen der braven Heſſen, ihren Kurfürſten auf beſſere Wege zu bringen, waren vergeblich. Nun aber nach der Julirevolution kam es am 6. September 1830 in der Stadt Kaſſel in Folge der gemeinen Anmaßungen der Gräfin Reichenbach zu heftigen Unruhen und als zugleich auch die Hanauer und Fuldaer ſich gegen das beſtehende Mißregiment auflehnten, mußte ſich der Kurfürſt wohl oder übel zu Zweierlei verſtehen. Einmal zur Verabſchiedung der Maitreſſe und ſodann zum Befehl, eine zeitgemäſſe Verfaſſung ausarbeiten zu laſſen. Dieſe Verfaſſung wurde am 5. Januar 1831 feierlichſt publicirt und die Heſſen waren vor Jubel faſt außer ſich. Doch ſiehe da, ſchon fünf Tage ſpäter, am 10. Januar, erfuhr man, daß die Gräfin Reichenbach wieder auf der Wilhelmshöhe herrſche, und daraufhin erneuerte ſich in Kaſſel die Gährung in ſolch' heftiger Weiſe, daß die Maitreſſe zum zweiten Male zu entweichen für gut fand. Allein übrigens floh ſie nicht, ſondern der Kurfürſt begleitete ſie und ſchlug ſeine Reſidenz in Hanau auf. Darüber kam's zu neuen Unruhen, weil auch die Hanauer die Maitreſſe nicht dulden wollten, und am Ende blieb dem Kurfürſten nichts übrig, als ſeinem Kurprinzen Friederich Wilhelm die Regierung zu übertragen, damit er ſelbſt ungeſtört mit der geliebten Reichenbach in Baden-Baden leben könnte. Nunmehr glaubten die Heſſen, ſich ihrer neu erworbenen conſtitutionellen Rechte in Ruhe erfreuen zu können; allein bald merkten ſie, daß ſie vom Regen in die Traufe gekommen ſeien. Der neue Regent nämlich hielt ſich allerdings keine Maitreſſe, aber das Weiberregiment nahm deßwegen doch ſeinen ungeſtörten Fortgang, denn Friedrich Wilhelm kaufte einem in Kaſſel lebenden preußiſchen Offizier ſeine Gemahlin um ein gut Stück Geld ab, erhob dieſelbe

Digitalisiert von Google

zur Gräfin von Schaumburg und ließ sich mit ihr auf die linke Hand trauen. Ueberdem konnte er sich bei seiner halsstarrigen, gewaltthätigen Natur in die constitutionellen Verhältnisse gar nicht finden und da er die Landstände nicht anders, denn als wären sie seine Bedienten, behandelte, so mußten nothwendig die heftigsten Zerwürfnisse entstehen. Ja diese Zerwürfnisse wollten gar kein Ende nehmen und so werden wir ihnen im nächsten Kapitel zum zweiten Male begegnen.

Wir haben weiter oben gesagt, daß die französische Julirevolution überall in Deutschland die größte Aufregung hervorgerufen habe, und setzen nun hinzu, daß jene Aufregung in denjenigen deutschen Gauen, welche hart an Frankreich gränzten, besonders in Rheinbayern, sich am heftigsten manifestirte. Man spottete dort über die guten leichtgläubigen Constitutionellgesinnten, indem man darauf hinwies, daß die Regierungen in den deutschen Kleinstaaten trotz aller Landstände immer noch Alles durchgesetzt hätten, was sie hätten durchsetzen wollen, und diesem Spotte gaben insbesondere die Publicisten Dr. Wirth und Dr. Siebenpfeifer in ihren Blättern (ersterer in der Tribune, letzterer im Westboten) Ausdruck. Nun verbot der hohe Bundestag diese Blätter schon am 2. März 1832, allein dafür gründeten Wirth und Siebenpfeifer in Verbindung mit den Advocaten Schüler, Savoye und Geib einen Verein für Preßfreiheit, der sich über ganz Deutschland verbreiten sollte. Auch beriefen sie auf den 27. Mai 1832 eine große Volksversammlung nach dem alten Schlosse Hambach bei Neustadt an der Hardt und als Zweck derselben wurde publicirt, daß alle die, welche die Wiedergeburt der alten Germania anstrebten, dort ein Verbrüderungsfest feiern sollten. Es erschienen über 30,000 Menschen und von den errichteten Tribünen herab wehte die schwarz-roth-goldene Fahne. Unter der Menge jedoch befanden sich auch viele Franzosen (selbst einige Polen) und gleich im Anfang vertheilte man die „Erklärung der Menschenrechte," wie sie die französische Nationalversammlung anno 1793 votirt hatte, in vielen Tausenden von Exemplaren. Schon daraus ging hervor, daß es sich nicht sowohl um die Wiedergeburt Deutschlands handle, als vielmehr um ein conföderirtes republikanisches Europa und dahin zielten auch großentheils die Reden, die gehalten wurden. Im Ganzen übrigens verlief das Fest ohne

Digitalisiert von Google

irgend welche Excesse und das Schlimmste, was man den Theilnehmern vorwerfen konnte, waren etwelche Vivats und Pereats, welche am Abend einige exaltirte Köpfe in den Wirthshäusern von Neustadt an der Hardt ausbrachten.

Von Seiten der deutschen Regierungen hätte man also das Hambacher Fest füglich ignoriren können, ohne daß auch nur der geringste Schaden daraus erwachsen wäre. Allein zu einer vollkommen entgegengesetzten Ansicht kam der Fürst Metternich und alsbald instruirte er den Bundestag, gegen die „Umsturzparthei, deren Existenz jetzt klar genug vor Augen liege," mit den schärfsten Ausnahmegesetzen vorzugehen. Hiegegen zu remonstriren wagte keine einzige deutsche Regierung und am 28. Juni 1832 faßte also der Bundestag Beschlüsse, wie sie die Reaction nicht strenger wünschen konnte. Zum ersten nämlich wurden alle liberalen Zeitungen sofort unterdrückt und alle politischen Vereine und Volksversammlungen strengstens verboten. Zum zweiten verpflichtete man die Einzelnregierungen, gegen die Rädelsführer auf dem Hambacher Fest mit größter Strenge vorzugehen und für die Zukunft nichts mehr zu dulden, was — wie z. B. eine milde Handhabung der Censur — mit den in Karlsbad und Wien gefaßten Beschlüssen im Widerspruch stehe. Endlich setzte man noch fest, Nummer eins, daß in keinem Bundesstaate die Landstände das Recht haben sollten, die Steuern zu verweigern oder deren Verwilligung an irgend eine Bedingung zu knüpfen, und Nummer zwei, daß der Bund selbst unaufgefordert augenblicklich mit den Waffen in der Hand einschreiten werde, sobald man diesem Dictat irgendwie nicht gehorchen würde. Das waren in der That drakonische Gesetze und es kam darüber in Frankfurt selbst zu einem kleinen Aufruhr. Am 3. April 1833 nämlich überrumpelten einige hundert Studenten und Arbeiter, welche sich heimlich in Frankfurt gesammelt hatten, die dortige Hauptwache, läuteten Sturm und proclamirten die Republik. Allein kein einziger Frankfurter Bürger betheiligte sich an dem verrückten Unternehmen und das heranrückende Militär machte demselben natürlich alsbald ein blutiges Ende.

Von einem constitutionellen Regimente konnte nun selbstverständlich in keinem deutschen Staate mehr die Rede sein, sobald die obenge-

Digitalisiert von Google

nannten Bundesbeschlüsse überall streng durchgeführt wurden, und daß sie streng durchgeführt würden, darauf drang das Wiener Cabinet auf's energischste. Doch merkwürdig, in vielen deutschen Bundesstaaten ließ man sich trotz dieser Energie nicht mehr einschüchtern. Man war inzwischen politisch gereift und verlachte die Bemühungen des Bundestages, dem Zeitgeiste eine retrogade Bewegung geben zu wollen. Darum gelang es auch in allen deutschen Kleinstaaten, in die Abgeordnetenkammern wenigstens Einzelne zu bringen, welche kühn genug waren, für die Rechte des Volkes, die materiellen wie die geistigen, mit Kraft einzutreten, und diese Männer wurden für ihre feurigen Reden in Stadt und Dorf mit einem Beifall überschüttet, welcher die Regenten und ihre Minister genugsam überzeugen konnte, daß es unmöglich gelingen könnte, das Volk wieder unter das frühere Joch des Absolutismus zu beugen. So thaten in der Badischen Kammer insbesondere die Abgeordneten Rotteck, Welker, von Itzstein und Rindeschwender, und so in der Württembergischen die Abgeordneten Uhland, Pfitzer, Schott und Römer. Die Beherrscher dieser beiden Staaten aber, in Württemberg der König Wilhelm I. und in Baden der Großherzog Leopold (welcher anno 1830 seinem weit älteren Stiefbruder Ludwig gefolgt war) dachten ehrlich und freisinnig genug, um die bewußten Bundes-Ausnahme-Gesetze so lax als möglich in Ausübung zu bringen. Ja man konnte es sogar deutlich genug herausfinden, daß sie gerne noch weiter gegangen wären, wenn sie es den deutschen Großmächten gegenüber ohne Gefahr hätten wagen dürfen. Nur in Hannover siegte die Reaction vollständig und theilweise auch in Bayern. In der Nacht vom 19. auf den 20. Juni 1837 nämlich starb Wilhelm IV. von England-Hannover, ohne Kinder zu hinterlassen und in England folgte ihm der dortigen Erbfolge-Ordnung gemäß die Prinzessin Victoria, die älteste Tochter seines nächstältesten, aber inzwischen verstorbenen Bruders Eduard, Herzogs von Kent. In Hannover aber, nach dessen Staatsgrundgesetz keine weibliche Erbfolge zulässig war, bestieg den Königsthron sein zweitältester Bruder Ernst August, Herzog von Cumberland, das bisherige Haupt der englischen Hochtories d. i. der Ultrareactionären unter der dortigen Aristokratie. Sobald nun dieser auf hannöverischem Boden gelandet war, hob er die Verfassung von

Digitalisiert von Google

1833 auf und octroyirte dafür eine neue, welche factisch den vollkommensten Absolutismus einführte. Nach derselben nämlich hatten die Stände sowohl in der Gesetzgebung als auch in Steuersachen nur eine berathende Stimme und die Regierung konnte also thun, was sie wollte. Sodann beanspruchte der König die Einkünfte der sämmtlichen Domänen für sich allein und gewährte dem Lande nur ein kleines Fixum von den Ueberschüssen. Weiter erklärte die octroyirte Verfassung, daß die Minister nur der Krone verantwortlich seien, und reservirte der letzteren zugleich das Recht, alle Beamten nach Belieben ohne richterlichen Spruch abzusetzen. Endlich wurde die Oeffentlichkeit der Kammersitzungen verboten und auch von den Protokollen durfte nichts unter das Publikum kommen, als nur allein die Resultate der Abstimmungen. Gegen diese Verfassung, die eigentlich gar keine Verfassung mehr war, protestirten fast alle Städte des Landes und vor allen die Universität Göttingen beim Bundestage. Allein der König Ernst August setzte die hervorragenderen Universitätsprofessoren (Dahlmann, Gervinus, Ewald, Weber, Albrecht und die beiden Brüder Grimm) ab und drohte den protestirenden Städten mit militärischer Execution. Daraufhin gab sich der Minister Scheele, der Vertrauensmann Ernst August's, alle Mühe, eine Kammer nach dem Wahlgesetz der octroyirten Verfassung zusammenzubringen, und endlich, im Februar 1839, gelang ihm dieß, obwohl allerdings nur durch die gewaltsamsten Mittel. Die Städte dagegen protestirten jetzt von neuem beim Bundestage und insbesondere wagte es der Magistrat der Haupt- und Residenzstadt Hannover, die von Scheele zusammengebrachte Kammer als „eine des Namens einer ständischen Repräsentation unwürdige, jedes Vertrauens ledige, aller öffentlichen Achtung entbehrende und vom Lande nicht anerkannte" zu bezeichnen. Und nun was that der Bundestag? Wenn er nicht alles Recht mit Füßen treten wollte, mußte er den König Ernst August zwingen, die Verfassung von 1833 fortbestehen zu lassen und hiefür sprachen sich auch die Stimmen von Württemberg und Baden unumwunden aus. Allein für die übrigen Bundesregierungen war der Befehl Oesterreichs maßgebend und somit erklärte sich der Bundestag am 5. September 1839 mit überwiegender Stimmenmehrheit für incompetent. Nunmehr trat Ernst August erst

Digitalisiert von Google

recht gewaltthätig auf und eine Menge von Magiſtraten und Beamten, welche nicht mit dem Miniſter Scheele Hand in Hand gingen, wurden durch Abſetzung gemaßregelt. Durch dieſe vielen Maßregelungen aber gelang es endlich nach dem Wahlmodus der octroyirten Verfaſſung eine Kammer wählen zu laſſen, welche im Herbſt des Jahrs 1840 die octroyirte Verfaſſung genehmigte, und von nun an fügte ſich das hannöveriſche Volk, durch den langen erfolgloſen Kampf todtmatt geworden, in das Unabänderliche. Nicht viel anders ging es in Bayern zu, obwohl man hier die Verfaſſung der äußern Form nach fortbeſtehen ließ. Nachdem nämlich am 13. Oktober 1825 der König Max Joſeph verſtorben und ihm ſein Sohn Ludwig gefolgt war, gab man ſich in ganz Bayern den froheſten Hoffnungen hin, weil ſich der neue junge König früher als einen Todfeind der Napoleoniſchen Herrſchaft und ſomit als einen deutſchen Patrioten manifeſtirt hatte. Auch nahm derſelbe in der That einen kräftigen Anlauf, denn er ließ in der Civil- wie in der Militärverwaltung bedeutende Erſparniſſe eintreten, ſchaffte die Cenſur für nichtpolitiſche Blätter ab und ſchuf das Inſtitut der Kreisſtände, welches für Bayern ein großer Nutzen war. Allein nur zu bald zeigte ſich der neue Regent auch von einer andern Seite und dieſe Seite war keine allzuerfreuliche. Nicht nur nämlich wurden alle Erſparniſſe, von denen ich oben geſprochen, ſtatt zur Erleichterung der Volkslaſten, wie man erwartet hatte, auf Bauten und Kunſtſammlungen, die nur der Stadt München zu gut kamen, verwendet, ſondern die Regierung geſtattete auch die Wiederherſtellung einer Menge von Klöſtern und Orden und begünſtigte überhaupt den Ultrakatholicismus in der auffälligſten Weiſe. Nicht minder verfolgte Ludwig I. die Theilnehmer am Hambacher Feſte mit der unerbittlichſten Strenge, und alle die, welchen es nicht gelang, zu entfliehen, wurden in die ſchwerſten Gefängniſſe geworfen. Ja ſelbſt nachdem ſie ihre Strafen erſtanden hatten, wurden ſie noch auf entehrende Weiſe gemaßregelt, denn keiner — darunter auch der Hofrath Profeſſor Dr. Behr — durfte das Gefängniß verlaſſen, bevor er nicht vor dem Bilde des Königs demüthige Abbitte geleiſtet hatte. Freilich remonſtrirte die Deputirtenkammer gegen alle dieſe ſchlimmen Regierungsmaßregeln, insbeſondere gegen die Verſchleuderung der Staatsgelder zu Königlichen

Digitalisiert von Google

Liebhabereizwecken; allein der Premierminiſter Abel, die rechte Hand Ludwigs I., wußte die ariſtokratiſche erſte Kammer für ſich zu gewinnen und ſo drang die Abgeordnetenkammer mit Nichts durch. Im Gegentheil, das ſchlimme Regiment wurde von Jahr zu Jahr ärger und der König ruhte nicht, als bis Bayern wieder, wie am Ende des vorigen Jahrhunderts, zur feſteſten Burg des Pfaffenthums und der Möncherei degradirt war. Da endlich kam mit dem Jahr 1847 die Erlöſung, obwohl allerdings aus Gründen, welche mit der Ehrenhaftigkeit nichts zu thun hatten. Der König faßte nämlich noch in ſeinen alten Tagen eine tolle Leidenſchaft für die berüchtigte Tänzerin Lola Montez und da nun dieſe übermüthige Perſon ſofort mit dem Miniſter Abel und ſeinen Collegen in einen herben Conflict gerieth, weil ihre Ernennung zur Gräfin von Landsfeld einigen Anſtand fand, ſo entließ Ludwig I. dieſes ſein ultramontanes Miniſterium, um dafür dem freiſinnigen Fürſten von Oettingen-Wallerſtein die oberſte Leitung der Geſchäfte zu übertragen. Von jetzt an ſegelte Ludwig I. wieder im Fahrwaſſer des Liberalismus und eine Menge von beſchimpfenden Verordnungen, wie z. B. die Kniebeugung proteſtantiſcher Landwehrmänner vor dem Venerabile wurde zurückgenommen.

Aus dem bisher Geſagten erſieht man, welch' traurige Rolle Deutſchland in jenen Zeiten ſpielte. Von einem „Geſammtſtaate" war keine Rede, ſondern die Regierungen der neununddreißig Bundesſtaaten durften thun, was ſie wollten, ſofern ihr Thun nur nicht gegen den Willen des ultrareactionären Oeſterreichs verſtieß, und der Bundestag ſpielte dabei die Rolle des Polizeiſchergen. An irgend eine Maßregel, welche dem geſammten Vaterlande zum Vortheil gereicht hätte, alſo an eine Verbeſſerung der Lage der Bauern durch Ablöſung der Zehenten und anderer Laſten, oder an eine Hebung des Handels und der Gewerbe durch eine gemeinſame Geſetzgebung, oder an die Reinigung des Augiasſtalles der Juſtiz, welche in jedem der etlichen und dreißig Vaterländer eine andere war, oder endlich an eine für ganz Deutſchland gemeinſame Heeresverfaſſung mit einheitlicher Führung, um einem auswärtigen Feind mit Kraft entgegen treten zu können — an all' dieß wagte man ſich im Rathe der Bundesverſammlung nicht heran und ebenſo wenig fühlte man ſich dazu ver-

Digitalisiert von Google

pflichtet, die Unterthanen der verſchiedenen Bundesſtaaten in ihren Rechten zu ſchützen. Wenn es aber galt, die abſolutiſtiſchen Anmaßungen der verſchiedenen Einzelregenten aufrecht zu erhalten oder ein reactionäres Dictat Metternichs in Kraft zu ſetzen, dann ſchüttelten die etlichen und dreißig Bundestagsgeſandten plötzlich den Schlaf von ſich und um's Handumdrehen hatten ſie ihre Beſchlüſſe gefaßt. Mußte nun eine ſolche Geſammtregierung nicht den tiefſten Eckel erregen und mußte man nicht daran verzweifeln, daß Deutſchland je regenerirt werden könne, ſo lange es noch ein Bundespalais in der Eſchenheimer Gaſſe zu Frankfurt am Main gebe? Nicht einmal die Exiſtenz der deutſchen Einzelverfaſſungen war gegen Gewalt und Willkür geſichert, und ſo gab es bald in ganz Deutſchland keinen Menſchen mehr, der ſich nicht an der Metternich'ſchen Schöpfung vom Jahr 1815 geſchämt hätte.

Die politiſche Spaltung Deutſchlands in neunundreißig Vaterländer laſtete alſo ſchwer auf unſerem Vaterlande; weit ſchwerer aber noch fühlte es ſich durch die wirthſchaftliche Spaltung gedrückt. Man bedenke doch, jedes der neunundbreißig Vaterländer ſchloß ſich von dem andern durch Zollſchranken ab und dieſen Zollſchranken gegenüber war an ein Emporblühen des Handels, der Induſtrie, der Gewerbe und des Ackerbaus gar nicht zu denken. Laſteten ja doch die ſchwerſten Abgaben auf Allem und Jedem, was man von außen her beziehen wollte, während umgekehrt die Ausfuhr aus denſelben Gründen vielfach unmöglich gemacht wurde. Was war nun aber die Folge der Hunderte und Aberhunderte von Schlagbäumen? Einmal eine immer mehr zunehmende allgemeine Verarmung und zum andern ein koloſſales Aufblühen des Schmuggels, womit ſich ſelbſtverſtändlich eine gräßliche Demoraliſation verband. Jeder Vernünftige ſah daher ſchon gleich nach der Gründung des deutſchen Bundes ein, daß es unmöglich ſei, ſolche Zuſtände (im Auslande verglich man Deutſchland mit einer großen Menagerie, deren Inſaßen ſich nur durch die Gitter beſehen dürften) lange andauern zu laſſen und der Bundestag wurde in Folge deſſen von Bittſchriften überhäuft, dem Artikel XIX. der Bundesacte ſo bald als möglich gerecht zu werden. Allein die Bundesverſammlung ließ die Eingaben einfach in den Papierkorb wandern und

Digitalisiert von Google

viele Jahre lang blieb alles beim Alten. Da endlich sahen die Vernünftigeren unter den Einzelregierungen ein, daß sie sich selbst helfen müßten, und am 18. Januar 1828 kam zwischen Bayern, Württemberg und den beiden Hohenzollern (Hechingen und Sigmaringen) ein Zolleinigungsvertrag zu Stande. Daraufhin folgte am 14. Februar 1828 ein ähnlicher Vertrag zwischen Preußen und Hessen-Darmstadt und diesem schlossen sich auch jene kleinen Fürstenthümer an, welche wie Schwarzburg-Sondershausen, Schwarzburg-Rudolstadt, Sachsen-Weimar, Anhalt-Bernburg, Lippe-Detmold, Mecklenburg-Schwerin, Anhalt-Dessau und Anhalt-Köthen gleichsam als Enklaven innerhalb des Königreichs Preußen lagen. Endlich gründete auch noch am 24. September 1828 Sachsen, Hannover, Hessen-Kassel, Braunschweig, Nassau, Oldenburg und die Reußischen Lande nebst Bremen und Frankfurt am Main den mitteldeutschen Handelsverein und erklärten das von ihnen aufgestellte Zollsystem als das Einzigrichtige. Eine Zeitlang nun schien es, als ob die drei Gruppen ewig getrennt bleiben würden, allein schon am 27. Mai 1829 schlossen der preußisch-hessische und der bayerisch-württembergische Verein einen Handelsvertrag, der (man verdankte ihn buchstäblich den Bemühungen des Freiherrn Johann Friedrich von Cotta, der damals längere Zeit auf der Naturforscherversammlung in Berlin verweilte) zwar noch keine Vereinigung enthielt, aber doch große Erleichterungen des Verkehrs brachte. Kaum zwei Jahre später kam Hessen-Kassel zur Einsicht, daß ein Anschluß an den preußisch-darmstädtischen Verein ihm größere pekuniäre Vortheile sichere (weil hier die Zollsätze höher waren) als das Verbleiben im mitteldeutschen Verein und somit ließ es sich am 25. August 1831 in den preußisch-darmstädtischen Verein aufnehmen. Dadurch wurde der mitteldeutsche Handelsverein gesprengt und seine verschiedenen Mitglieder geriethen in Verlegenheit, wohin sie künftig halten sollten. Nun war man aber in Berlin und Darmstadt, so wie auch in München und Stuttgart längst zur Einsicht gekommen, daß eine Verschmelzung der verschiedenen Vereine nicht länger mehr hinausgeschoben werden dürfe, wenn man sich nicht selbst den größten Schaden zufügen wolle, und unterhandelte seit 1832 über die Bedingungen dieser Verschmelzung. Da fiel es denn auf einen guten Boden, daß man auch die unschlüs-

Digitalisiert von Google

ſigen Staaten, die bisher dem mitteldeutſchen Verein angehört hatten, zu den Unterhandlungen einlud, und von allen Seiten zeigte man den beſten Willen. Somit kam man binnen wenigen Monaten über Alles in's Reine, trotzdem verſchiedene ſüddeutſche Abgeordnete aus Antipathie gegen Preußen in den Kammern Himmel und Hölle in Bewegung ſetzten, um die Sache zu hintertreiben, und am 22. März 1833 wurde der Vertrag unterzeichnet. Das war eine glorreiche That, denn von dieſem Tage, dem Tage der Gründung des „Zollvereins" (in's Leben trat er übrigens erſt am nächſtfolgenden 1. Januar) datirt ſich die wirthſchaftliche Einigung Deutſchlands, indem nun kein einziges Mitglied des deutſchen Bundes — das zu drei Viertheilen undeutſche Oeſterreich natürlich ausgenommen — in der Lage war, ſich noch lange außerhalb des Vereins zu halten. Im Gegentheil trat ihm ſchon am 30. März 1833 das Königreich Sachſen bei und am 10. Mai folgte das Erneſtiniſche Sachſen nebſt Schwarzburg und Reuß. Am 12. Mai 1835 ließ ſich Baden, am 10. Dezember deſſelben Jahrs Naſſau und am 2. Januar 1836 Frankfurt am Main aufnehmen. Am längſten hielten ſich Hannover, Braunſchweig, Oldenburg und Schaumburg-Lippe ſeparirt, denn aus lauter Preußentrotz hatten ſie ſchon anno 1834 (nach der Auflöſung des mitteldeutſchen Handelsvereins) einen neuen Verein, den ſogenannten „Steuerverein" gegründet; allein auch ſie mußten endlich nachgeben und ſo umfaßte am Ende des Jahres 1852 der Zollverein das ganze deutſche Gebiet mit der alleinigen Ausnahme der öſterreichiſchen Länder.

Die ungeheure materielle Wichtigkeit des Zollvereins trat mit jedem Jahre ſeines Beſtehens mehr hervor und ſelbſt diejenigen, welche Anfangs das Schlimmſte (z. B. Moritz Mohl den Ruin Württembergs) prophezeiht hatten, ſahen ſich am Ende genöthigt, die Segnungen, die der Verein brachte, unbedingt zuzugeſtehen. Nahm doch jetzt der Handel einen nie geahnten Aufſchwung, während der Ackerbau, die Gewerbe und die Induſtrie ebenfalls in eine ganz neue Periode des Aufblühens traten! Nicht minder groß waren auch die politiſchen Vortheile, welche man aus dem Zollverein zog, denn die einzelnen Staaten und Stämme überzeugten ſich mehr und mehr von der

Digitalisiert von Google

Nothwendigkeit eines einträchtigen Zusammenlebens und um keinen Preis hätten sie sich wieder auseinander reißen lassen. Ja selbst die Eifersüchtelei unter den einzelnen „Vaterländern" fing an nachzulassen, und man fand es — zum großen Aerger des Kaisers von Oesterreich, der deßwegen den Zollverein, nachdem er dessen Wichtigkeit viel zu spät erkannt, um jeden Preis wieder gerne rückgängig gemacht hätte — ganz naturgemäß, daß Preußen als der bei weitem größte Staat im Zollvereinsgebiet sich in allen Zollvereinsangelegenheiten die Führerschaft aneignete. Wenn man nun aber dem preußischen Könige ohne weiteres die Führerschaft einräumte, mußte man es da nicht um so schmerzlicher empfinden, daß Preußen in andern staatlichen Einrichtungen noch weit hinter den deutschen Kleinstaaten zurück war? Mußte sich nicht namentlich der Mangel einer Verfassung mit jedem Tage fühlbarer machen? Und doch war längere Zeit, selbst nach der Gründung des Zollvereins, gar keine Hoffnung vorhanden, daß Preußen eine solche erhalten werde, nachdem Friederich Wilhelm III. seine Zusage vom Mai 1815 zurückgenommen hatte. Oder sollten etwa die Provinzialstände, die im Juni 1823 in's Leben gerufen wurden, als Aequivalent für eine landständische Verfassung gelten? Mein Gott, in diesen Ständen saßen nur Grundbesitzer und gewählt wurden dieselben auch nur von den Grundbesitzern, also von den Bauern, den Gutsherrn und den Rittergutsinhabern. Die übrigen Menschenklassen aber, die Arbeiter, die Taglöhner, die Lehrer, die Geistlichen, die Kaufleute, die Fabrikanten, die Gewerbsleute und die Beamten waren in jenen Ständen nicht vertreten und eben so wenig hatten sie ein Wahlrecht. Schon hieraus ersieht man, daß die Provinzialstände himmelweit davon entfernt waren, Volksvertreter zu sein, noch mehr aber daraus, daß ihnen die Regierung jedes constitutionelle Recht ausdrücklich verweigerte. Man bedenke, sie durften sich blos mit dem beschäftigen, was speziell ihre Provinz anging, und es war ihnen nicht einmal gestattet, eine Bitte von allgemeinerem Inhalt an die Regierung zu richten. Nein, nicht einmal eine Bitte, und wenn sie in der Form noch so unterthänig gehalten war, viel weniger also eine Forderung oder Beschwerde! So blieb es bis zum Jahr 1840; doch wie nun auf den am 7. Juni 1840 verstorbenen Friederich Wilhelm III. dessen ältester Sohn Frie-

Digitalisiert von Google

berich Wilhelm IV. die Zügel der Regierung ergriff, hoffte man mit Zuverſicht, daß Preußen ſofort in die Reihe der conſtitutionellen Staaten eintreten werde. Natürlich, denn man ſchilderte den neuen König, der zwar nicht mehr im Jünglingsalter (er war im Oktober 1795 geboren) ſtand, aber in allem ſeinem Thun und Treiben eine jugendlich ſprudelnde, ja faſt eine phantaſtiſch-excentriſche Lebendigkeit an den Tag legte, als vielſeitig gebildet, hochſinnig, begeiſterungsfähig, beredt, unternehmungsluſtig, ſowie mit Geiſt und Phantaſie in Ueberfülle begabt, und ein ſolcher Regent konnte ſich doch unmöglich von dem Beherrſcher eines Königreichs Württemberg oder eines Großherzogthums Baden im Liberalismus übertreffen laſſen! Ueberdem deuteten nicht ſeine erſten Regentenhandlungen klar genug darauf hin, daß ſeine Regierung der Beginn einer neuen Aera für Preußen ſein werde? Er erließ ja ſofort eine Amneſtie für alle politiſch Verurtheilten; er ſetzte den gemaßregelten Arndt wieder in ſeine Profeſſur ein; er ſtellte die Brüder Grimm und den gelehrten Dahlmann, die von Göttingen verjagt waren, auf preußiſchen Univerſitäten an; er zog die berühmteſten Notabilitäten in Kunſt und Literatur, einen Schelling, Rückert, Tieck, Cornelius und Mendelsſohn in ſeine nächſte Nähe; er ließ durch Maßmann die Turnanſtalten wieder organiſiren und gewährte auch der Preſſe eine freiere Bewegung. Kurz, er that Alles, um große Hoffnungen zu erwecken und hierauf geſtützt erlaubten es ſich die Stände der Provinz Preußen, welche im September 1840 in Königsberg zuſammentraten, ihn an das von ſeinem Vater im Mai 1815 gegebene Verſprechen zu erinnern. Ebenſo thaten gleich nachher auch noch einige andere Provinzialtage, allein welche Antwort ertheilte ihnen Friederich Wilhelm IV.? Nun, er wies alle derartigen Forderungen in entſchiedener Weiſe zurück und es zeigte ſich jetzt, daß man ihn die ganze Zeit her falſch beurtheilt hatte. Ihm erſchien das Königthum als etwas Uebermenſchliches, als etwas unmittelbar aus Gott Entſproſſenes, und er hielt es alſo für ein Verbrechen, an der Machtvollkommenheit dieſes Königthums rütteln zu wollen. Der Pflichten, welche ihm daſſelbe auferlegte, war er ſich gar wohl bewußt und er ſprach ſich oft dahin aus, daß ihm nichts mehr am Herzen liegen dürfe, als die Förderung des Wohls ſeines Volkes. Allein in ſeiner

Digitalisiert von Google

phantaſtiſch-excentriſchen Selbſtüberhebung glaubte er, daß nur er allein für dieſes Wohl einzuſtehen habe, ſo ungefähr in der Weiſe, als wäre er der weltliche Stellvertreter Gottes auf Erden. Man kann ſich denken, daß eine ſolch eigenthümliche Auffaſſung von der Bedeutung der Königswürde vom preußiſchen Volke keineswegs freudig aufgenommen wurde; allein noch weit abſtoßender wirkte das Auftreten Friederich Wilhelms IV. in religiöſen und kirchlichen Dingen. Seit Friederich dem Großen, ja man darf ſagen ſeit dem großen Kurfürſten waren in Preußen Toleranz und Freiſinnigkeit tonangebend geweſen und weder der geiſttödtende Buchſtabenglaube der proteſtantiſchen Orthodoxen noch der gefühlsſelige Pietismus der Frömmler hatte je (eine kurze Spanne Zeit unter Friederichs des Großen unmittelbarem Nachfolger abgerechnet) zur Geltung kommen können. Ueberdem galt es als unumſtößlicher Regierungsgrundſatz, den Katholiken vollkommenſte Religionsfreiheit zu gewähren, natürlich aber unter der Vorausſetzung, daß dieſelben den Staatsgeſetzen in Allem und Jedem Gehorſam leiſteten. So hielt man es in Preußen ſeit mehr als hundert Jahren und Regierende wie Regierte befanden ſich wohl dabei. Wie ganz anders aber wurde dies unter Friederich Wilhelm IV., der auch in dieſen Dingen ſeine excentriſche Ueberſchwenglichkeit nicht zurückdrängen konnte! Das Rütteln an der unmittelbar von Gott empfangenen Königsmacht erſchien ihm als ein entſetzlicher Gräuel; aber für zum Mindeſten ebenſo gräuelhaft hielt er das Rütteln an der von Gott eingeſetzten Religion und Kirche, und folgerichtig galten ihm alle diejenigen, welche Toleranz predigten, alle diejenigen, welche auf dem Boden der Forſchung ſtanden, überhaupt alle diejenigen, welche in religiöſen Dingen aufgeklärt dachten, als Verbrecher gegen Gott ſelbſt. Gewiß ſie alle hielt er für Heiligthumsſchänder und Gottesläugner, denn ſein Ideal war der „chriſtliche Staat", und ſein ganzes Beſtreben ging dahin, dieſes Ideal praktiſch zu machen. Fort alſo mit den Philoſophen von den Univerſitäten! Fort mit der Erziehung der Jugend in der gewohnten Weiſe! Fort mit jenen Pfarrern und Kanzelrednern, welche ſich als Lichtfreunde verdächtig machten! Fort mit allen den Beamten, welche ſich nicht der ſtrengſten Orthodoxie befleißigten! So dachte Friederich Wilhelm IV. und daß er ſo

Digitalisiert von Google

dachte, bewies er am auffälligsten durch die ungemeine Begünstigung der ultrakatholischen Bestrebungen der damaligen preußischen Bischöfe. Ihr Waizen blühte, so lange der superorthodoxe Cultusminister von Eichhorn, der superpapistische General von Radowitz und der superbureaukratische von Rochow, der Erfinder der Redensart „vom beschränkten Unterthanenverstand", des Königs erste Rathgeber blieben, und ungestraft durften sie sich Alles, selbst den offensten Ungehorsam gegen die Gesetze des Staates, erlauben. Nicht minder blühte aber auch der Waizen derer, welche sich als Mucker oder frömmelnde Eiferer hervorthaten, und nur zu Viele, die schnell Carrière machen wollten, ergaben sich jetzt der schamlosesten Heuchelei. Die große Mehrzahl der Staatsdiener jedoch, sie mochten eine Stelle einnehmen, welche sie wollten, wandten sich von solchem Treiben mit der größten Verachtung ab und eben so that ohnehin das preußische Volk in Stadt und Land. Was half es nun, daß man die Beamten, die ihrer Ueberzeugung treu blieben, in jeder Weise chikanirte und maßregelte? Was half es, daß man keine anderen Lehrer und Pfarrer mehr anstellte, als blos streng gläubige, und selbst die Universitäten vom „Unkraut" säuberte? Was half es, daß allüberall die Polizei mit äußerlichen Mitteln dem kirchlichen Bewußtsein unter die Arme zu greifen bemüht war? Die Kluft, die sich zwischen Friederich Wilhelm IV. und seinem Volke aufgethan, wurde dadurch nur immer breiter und tiefer und Viele wollten an der Zukunft des preußischen Staats verzweifeln. Da dämmerte es doch endlich in dem Könige auf, daß er sich auf schiefer Bahn befinde, besonders auch, weil die Bankiers ein zu Eisenbahnzwecken nothwendiges größeres Anlehen ohne Genehmigung der längst versprochenen Reichsstände nicht effektuiren wollten, und excentrisch, wie er war, entschloß er sich plötzlich, in der Verfassungsfrage einen Schritt nach Vorwärts zu thun. Am 3. Februar 1847 erschien also das sogenannte Verfassungspatent, welches die sämmtlichen Provinzialstände zu einem „Vereinigten Landtag" einberief, denn eben diese Provinzialstände, in Einer Curie vereinigt, sollten neben einer vom König ernannten Pairs- oder Herren-Kurie die Gesammtvertretung Preußens bilden. Auch erhielt der Vereinigte Landtag nur sehr beschränkte Befugnisse, nämlich einmal die, seine Wünsche

Digitalisiert von Google

in Bittform an die Krone bringen zu dürfen, und ſodann die, bei allen Geſetzesvorlagen eine mitberathende Stimme zu haben. Sogenannte conſtitutionelle Befugniſſe dagegen erklärte Friederich Wilhelm IV. ausdrücklich für verpönt und bei Eröffnung des Vereinigten Landtags am 11. April 1847 betonte er es vor allem, daß eine „Nebenmacht" neben der Königlichen, wie ſie in Frankreich eingeführt ſei, in Preußen, ſo lange er lebe, nie eingeführt werden würde. Es war alſo nur eine ſehr kleine Portion landſtändiſcher Vertretung, welche Friederich Wilhelm IV. in ſeinem ſogenannten Verfaſſungspatent gewährte, allein die Liberalen unter den Abgeordneten, ein Hanſemann, Vincke, Beckerath, Schwerin, Auerswald, Saucken und Meviſſen, ließen ſich dadurch nicht abhalten, während der Dauer des Landtags mit Energie auf weitere Verwilligungen zu dringen, und wenn auch der König dieſe Forderungen nicht genehmigte, ſo erhielten dieſelben doch ſchon deßwegen, weil ſie ein Echo im ganzen Preußenlande fanden, eine nicht zu unterſchätzende Bedeutung. Eine Kugel, die einmal aus dem Rohre iſt, kann durch keinen Machtſpruch mehr in daſſelbe zurückgezwängt werden, ſondern ſie verfolgt ihre Bahn weiter, bis ſie endlich ihr Ziel erreicht hat.

So trat Preußen im Jahr 1847, wenn auch unter ſehr beſcheidenen Verhältniſſen, in die Reihe der conſtitutionellen Staaten ein und von allen deutſchen Bundesſtaaten blieb alſo nur Oeſterreich dem Abſolutismus getreu. Dieſe Treue aber war eine vollſtändige und wurde nicht ein einziges Mal durch eine ſchlimme Anwandelung getrübt. Nein nicht ein einziges Mal, ſelbſt nicht einmal dann, als Franz I. am 2. März 1835 das Zeitliche ſegnete und ſeinem ſchwachſinnigen Sohne Ferdinand Platz machte. Das kam aber daher, daß der Fürſt Metternich, welcher nach wie vor an der Spitze der Geſchäfte ſtand, den ausgeſprochenen Willen beſaß, den Conſtitutionalismus von Oeſterreich fern zu halten und dieſen ſeinen Willen durch eine unbarmherzige Cenſur, ſowie durch eine unübertreffliche Polizei, welche den öſterreichiſchen Staat von den Nebenländern künſtlich abzuſperren verſtand, glücklich durchzuſetzen.

Digitalisiert von Google

Viertes Kapitel.

Die große Revolution von 1848 und ihre Unterdrückung.

(1848—1851.)

Der bedeutenden Einwirkung, welche die französische Julirevolution von 1830 ihrer Zeit auf die deutschen Verhältnisse ausübte, erinnert sich der Leser sicherlich noch gut genug; noch weit durchschlagender aber wirkte die französische Februarrevolution von 1848. Louis Philipp, der „Bürgerkönig," hatte von den vielen Versprechungen, die er bei seiner Thronbesteigung gemacht, nur die wenigsten gehalten und die Franzosen konnten sich also von seinem Regiment unmöglich befriedigt fühlen. Weit schlimmer noch war, daß er seine hohe Stellung in durchtrieben schlauer Weise zu gemeinen Börsenspekulationen mißbrauchte, um große Reichthümer anzusammeln, denn man fing nun nach und nach an, den Bürgerkönig nicht blos zu hassen, sondern auch zu verachten. Diese Verachtung traf zugleich die ganze Umgebung des Königs, die Hofleute wie die Minister, weil sie sich sämmtlich (ich erinnere nur an die Betrügereien der Minister Teste und Cubières) derselben immoralischen Mittel zum schnell Reichwerden bedienten, und so verloren die, welche die Stützen des Staats hätten sein sollen, allen Credit bei der französischen Nation. Wohl trug man jetzt von Oben herab dafür Sorge, die Presse zu knebeln und verbot zugleich alle politischen Vereine. Wohl duldete man keine Volksversammlungen mehr und begriff unter diesem Verbot selbst die öffentlichen Bankette und Festessen. Wohl vermehrte man die Garnison von Paris um's Doppelte und zog noch extra 60,000 Mann in der Umgegend der Hauptstadt zusammen, um jeden Revolutionsversuch alsbald mit Gewalt zu unterdrücken. Die Revolution kam deßwegen doch und am 24. Februar 1848 entfloh Louis Philipp in der Kleidung eines Spießbürgers aus Paris. Ihm folgten alsobald die sämmtlichen Mitglieder seiner Familie und sie Alle, nebst den Schuldigsten ihrer Anhänger, hielten auf ihrer Flucht nicht früher an, als bis sie in England ein

Digitalisiert von Google

Asyl gefunden hatten. In Paris aber wurde die Republik ausgerufen und an die Spitze der provisorischen Regierung traten der Dichter Lamartine, der Radical-Reformer Ledru-Rollin und der blusentragende Arbeiter Albert.

Frankreich eine Republik — wie ein elektrischer Schlag durchzitterte diese Nachricht ganz Europa! Frankreich eine Republik und zur Republik gemacht nach einem kaum nennenswerthen Kampfe durch die Anstrengungen einiger Wenigen! Man brauchte also nur ernsthaft zu wollen, so stürzten die Königthümer wie Kartenhäuser zusammen und man hatte dann die Freiheit, nach der man sich so lange gesehnt! Dieß Bewußtsein drang in alle Schichten der Gesellschaft und sofort wurden die Könige und Fürsten von der schrecklichsten Angst ergriffen, weil sie nicht anders glaubten, als das Volk werde mit ihnen allen ein schnelles Ende machen. Ja selbst jenes Metternich'sche Polizeischergen-Institut in Frankfurt am Main, der alte Bundestag mit dem vertrockneten Herzen, fühlte den Boden unter sich wanken und suchte sich durch einen öffentlichen Aufruf an das deutsche Volk vom 1. März 1848 vom Untergang zu retten. „Der Bundestag," hieß es in jenem Schriftstück, „als das gesetzliche Organ der nationalen und politischen Einheit Deutschlands, wendet sich vertrauensvoll an die deutschen Regierungen und das deutsche Volk. Er beschwört sie zur Einigkeit und zu festem Zusammenhalten und fordert alle Deutschen, denen das Wohl Deutschlands am Herzen liegt, dringend auf, dahin zu wirken, daß die gesetzliche Ordnung nicht verletzt werde. Der Bundestag dagegen wird seinerseits allem aufbieten, um das nationale Leben im Innern zu fördern und die Sicherheit gegen Außen zu bewahren. Deutschland muß auf die Stufe gehoben werden, die ihm in Europa gebührt, aber nur der Weg der Eintracht und des gesetzlichen Fortschrittes führt dahin. Die Bundesversammlung vertraut auf die alte Treue und die reife Einsicht des deutschen Volks."

Eine solche Sprache führte der Bundestag, aber die einzige Antwort, die er erhielt, war ein unauslöschliches Hohngelächter. Bislang hatte der Bundestag sich mit nichts beschäftigt, als mit der Ausführung der von Metternich erhaltenen reactionären Befehle. Jede frei-

Digitalisiert von Google

heitliche Bewegung in den Einzelstaaten war von ihm im Keime erstickt worden und Nichts, auch gar Nichts, was man lobenswerth nennen konnte, verdankte ihm seinen Ursprung. Wohl aber hatte er die Karlsbader Beschlüsse zu den seinen gemacht und außerdem das Mainzer Inquisitionsgericht eingesetzt, dessen Urtheilssprüche allgemein als Justizmorde galten. Und dieser Bundestag, auf dem der Haß und die Verachtung ganz Deutschlands ruhte, wagte es jetzt sich auf die Treue und Einsicht des deutschen Volks zu berufen! Er wagte es von Förderung des nationalen Lebens zu reden und zu verlangen, daß das deutsche Volk ihm diese Mission auch fernerhin anvertraue! Nur die Todesangst konnte den Herren in der Eschenheimergasse diesen Hülferuf in den Mund gelegt haben und um so weniger brauchte man sich an die bis jetzt mit so großer Strenge eingeprägte Unterthanendemuth mehr zu kehren. Frischweg also hielten die bisherigen Wortführer der liberalen Parthei in den Kleinstaaten mit dem Beginne des März Volksversammlungen ab und auf diesen Versammlungen faßte man die Forderungen zusammen, welche die Regierungen zu gewähren hätten. Sie waren fast überall die gleichen: Freiheit der Presse, Vereins- und Versammlungsrecht, Schwurgerichte mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des sonstigen Gerichtsverfahrens, Volksbewaffnung, Beeidigung des Heeres auf die Verfassung, allgemeines Wahlrecht, Gleichstellung der Confessionen, Aufhebung aller bäuerlichen Lasten, Ministerverantwortlichkeit, Abschaffung des Jagdrechtes, Aufhebung des Standesunterschiedes und Volksvertretung beim deutschen Bunde. Mit diesen Forderungen aber — und es waren viele darunter, welche auch nur zu erwähnen noch vor wenigen Wochen für Hochverrath gegolten hätte — sandte man sofort eine Deputation an den Regenten und dieser beeilte sich, obwohl vielleicht mit dem innersten Widerstreben, dieselben zu gewähren. Noch mehr, die geängstigten Herren Fürsten und Könige, welche sammt und sonders den Kopf verloren hatten, entließen sofort ohne Ausnahme ihre bisherigen Minister und beriefen statt derselben Persönlichkeiten, welche seither der heftigsten Kammeropposition angehört hatten, denn nur mit solchen — den sogenannten Märzministern — ließen sich die Ideen der Neuzeit in's Werk setzen. So trat in Baden das Ministerium Beck — Brunner — Hoffmann

Digitalisiert von Google

an die Spitze der Geschäfte; so in Württemberg das Ministerium Römer und so in Darmstadt das Ministerium Gagern. Auch machte sich in diesen drei Kleinstaaten die Neuerung ohne großen Tumult geltend; im Nassauischen dagegen schien es zu einer förmlichen Revolte kommen zu wollen, weil der Herzog Adolph eben abwesend war und seine Stellvertreterin, die Herzogin-Mutter, sich nicht für berechtigt hielt, die an sie gestellten Forderungen ohne weiteres zu bewilligen. Allein der Herzog kehrte schon am 4. März mit Kurierpferden zurück und stillte die Gährung damit, daß er zu Allem Ja sagte. Noch stürmischer ging es in München zu, denn König Ludwig I. hatte sich durch sein Verhältniß zu der berüchtigten Lola Montez schwer verhaßt gemacht, und so erneuerten sich die Straßentumulte fast jeden Tag, bis endlich Ludwig I. am 20. März zu Gunsten seines Erstgeborenen, des sehr beliebten Maximilians II., abdankte. Dieser aber übertrug sogleich dem freisinnigen Baron von Lerchenfeld die Bildung eines neuen Ministeriums und letzteres stellte dann ein Programm auf, welches Jedermänniglich genügte. In Hessen-Kassel wollte der Kurfürst Friederich Wilhelm I. dem Petitions- und Versammlungssturm anfangs Widerstand leisten und sein reactionäres Ministerium Scheffer stand ihm hierin getreulich bei; allein wie nun in Kassel selbst das Volk Miene machte, das Schloß Wilhelmshöhe zu stürmen, und wie zugleich von Marburg und Hanau Deputationen eintrafen, welche ihre Forderungen in fast gebieterischem Tone stellten, da machte sich Scheffer mit seinen Genossen in aller Stille davon und dem Kurfürsten blieb nun nichts übrig, als durch ein schnell ernanntes Ministerium Eberhard-Wippermann seine Bereitwilligkeit zu Gewährung der gerechten Volkswünsche an den Tag zu legen. In Hannover erklärte der alte, eigensinnige, hoch aristokratische König Ernst August, der „Verfassungsumstürzer," noch am 3. März den Bürgervorstehern seiner Residenz kurzweg, daß er ihre Forderungen nicht bewilligen könne, weil sie mit der monarchischen Regierungsform nicht vereinbar seien; allein wie ihm nun der Telegraph den Sieg der Revolution in allen übrigen deutschen Staaten meldete, begab er sich allen weiteren Widerstandes und berief am 20. März das höchst freisinnige Ministerium Stüve. Fast noch energischer trat anfangs der König Friederich August von Sachsen

Digitalisiert von Google

auf, denn er rief einer Deputation von Leipzig, die ihm die bekannten Forderungen überbrachte, dreimal hintereinander ein herrisches: „Niemals" zu und forderte zugleich den König von Preußen auf, ihm militärische Hülfe gegen seine revolutionären Unterthanen zu leisten. Wie er sich jedoch überzeugte, daß Preußen ihm diese Hülfe nicht gewähren könne, fügte er sich ebenfalls in's Unvermeidliche und ernannte das Ministerium Braun — Oberländer — Holzendorf — Von der Pforten. Kurz in allen deutschen Kleinstaaten wurden die Forderungen, die ich oben genannt, von den Regenten gewährt und die neuen Märzminister sorgten dafür, daß sie in kürzester Frist in's Leben traten. Dabei aber darf ich nicht unerwähnt lassen, daß zweie dieser Kleinstaaten durch die Märzstürme ihre Selbstständigkeit verloren, nämlich Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen, weil ihre Regenten — der Fürst Friederich Wilhelm Constantin von Hechingen und der Fürst Karl Anton Friederich von Sigmaringen das Regieren satt bekamen und im Dezember 1849 zu Gunsten der Krone Preußen abdankten.

Bei den deutschen Kleinstaaten übrigens blieb die Bewegung nicht stehen, sondern sie theilte sich auch den beiden deutschen Großstaaten mit und bereits am 11. März überreichte eine Deputation der Wiener Bürgerschaft dem Kaiser Ferdinand eine Bittschrift, worin sie für Oesterreich dieselben Rechte und Freiheiten verlangte, welche in den Kleinstaaten bereits durchgesetzt waren. Am selben Tage erschien auch eine Deputation der Wiener Studentenschaft in der Kaiserlichen Hofburg und ihre Postulate waren wo möglich noch energischer abgefaßt, als die der Bürgerschaft. Auf den Rath Metternichs, der noch immer der allmächtige Leiter der Geschicke Oesterreichs war, gab der willenlose Kaiser eine ausweichende Antwort und damit hoffte Metternich die Petenten so lange hinhalten zu können, bis er die Besatzung von Wien gehörig verstärkt habe; allein nunmehr erreichte die Aufregung den höchsten Grad. Es bildeten sich Volkshaufen, welche unter dem Geschrei: „Freiheit und Constitution! Nieder mit Metternich! Fort mit den Jesuiten!" die Straßen durchzogen, und selbst vor der Kaiserlichen Hofburg tobte die Menge in entsetzlicher Weise. Daraufhin gab das Militär auf die Tumultuanten Feuer und ihrer etliche

Digitalisiert von Google

Dreißig fielen tödtlich getroffen. Natürlich aber ward dadurch nur Oel in's Feuer gegossen und sofort organisirte sich die ganze Wiener Einwohnerschaft zum bewaffneten Widerstande. Trotzdem hielt Metternich immer noch an dem Glauben fest, daß er es blos mit einem Pöbelauflauf zu thun habe, und setzte es durch, daß der starre Aristokrat Fürst Windischgrätz mit dem Auftrag, die Tumultuanten zu Paaren zu treiben, zum Oberkommandanten von Wien ernannt werde. Weil aber nun das Volk in Masse vor die Villa Metternichs zog, in welcher derselbe seine diplomatischen Festessen zu geben pflegte, und nicht ruhte, als bis dieselbe gründlich zerstört war, erfaßte den ohnehin kranken und todtschwachen Kaiser Ferdinand eine solche Angst, daß er von einer Ohnmacht in die andere fiel. Von derselben Angst wurde auch der Hof befallen und man bestürmte sofort den Fürsten Metternich, seine Entlassung zu nehmen, weil sonst das Leben Aller gefährdet sei. Ja man ließ ihm so lange keine Ruhe, bis er am 13. März in der That abdankte, und daraufhin entwich er in guter Verkleidung aus Wien, um in England ein Asyl zu suchen. Damit war der Sieg für die Volkssache entschieden, und der Kaiser ließ alsobald öffentlich verkünden, daß er nie und nimmer auf seine lieben Wiener schießen lassen werde. Auch erhielt das Militär schon am 14. März Befehl, das Weichbild Wiens zu verlassen, und dafür wurde die Ruhe der Stadt den Bürgern und Studenten anvertraut. Am 15. gewährte dann Ferdinand I. alle die Forderungen, die man an ihn gestellt hatte — Freiheit der Presse, Bürgerbewaffnung, Ausweisung des Jesuitenordens, Ernennung eines liberalen Ministeriums und Einberufung einer Reichsversammlung, um eine Verfassung zu berathen — und in der Nacht vom 15. auf den 16. März feierte man in Wien ein beispielloses Freudenfest zu Ehren der Märzerrungenschaften.

Weit blutiger verlief die Revolution in Berlin. Hier nämlich trafen gleich in den ersten Tagen des März aus Köln, Aachen, Düsseldorf, Koblenz, Elberfeld, Magdeburg, Königsberg und Breslau Deputationen ein, welche Auftrag hatten, die bekannten Forderungen an den König zu stellen, und sofort beschloß eine am 7. März im Thiergarten veranstaltete Volksversammlung, eine Adresse mit denselben Forderungen

Digitalisiert von Google

an den König zu richten. Die Adresse fand in den nächsten paar Tagen eine ungeheure Menge von Unterschriften und man übergab sie den Stadtverordneten, damit sie dieselbe an den König gelangen ließen. Der König aber erklärte sofort, daß er die Adresse nicht annehmen werde, und nicht minder erhielten die obgenannten Deputationen einen gleichlautenden ablehnenden Bescheid. In Folge dessen steigerte sich die Aufregung in der preußischen Hauptstadt bis zur Siedhitze und trotz den Abmahnungen der ruhigeren Bürger gab es täglich Kravalle und Zusammenrottungen. Die Regierung dagegen zog immer größere Massen von Militär nach Berlin und ließ die Tumultuanten mit scharfen Waffen auseinander treiben. Es schien also, als ob Friederich Wilhelm IV. entschlossen sei, der Revolution unter allen Umständen mit Gewalt entgegenzutreten, und daß er diesen Entschluß gefaßt habe, schrieb man dem Einfluß seines thatkräftigen Bruders, des Prinzen Wilhelm von Preußen (des jetzigen deutschen Kaisers) zu. Doch siehe da, mit einem Male schlug der Wind um. Die in der Nacht vom 16. auf den 17. März einlaufende Nachricht nämlich, daß der Kaiser in Wien seinem Volke alle Märzforderungen bewilligt habe, stachelten die Ehrsucht Friederich Wilhelms IV. in furchtbarer Weise auf und von dem Gedanken beherrscht, der österreichische Kaiser habe die Absicht, ihn in der öffentlichen Meinung Deutschlands zu überflügeln, beschloß er urplötzlich — wir kennen ja seine krankhaft excentrische Weise — es dem Habsburger in der Freisinnigkeit noch zuvorzuthun. Sofort gewährte er einer Deputation der städtischen Behörden Berlins Audienz und nahm alle Märzanliegen, die ihm vorgebracht wurden, mit großer Huld entgegen. Noch mehr, er versprach von freien Stücken weit mehr zu bewilligen, als man forderte, und richtig, Mittags 2 Uhr am selben Tage (17. März) erschienen an allen Enden und Ecken Berlins Maueranschläge, unterschrieben vom Könige, dem Prinzen von Preußen und sämmtlichen Ministern, in welchen die Berliner mit den weitgehendsten Zusagen überrascht wurden. Zugesagt nämlich wurden nicht blos die gewöhnlichen Märzforderungen als da sind: Preßfreiheit, Vereinsrecht, Geschwornengerichte, Volksbewaffnung und dergleichen, sondern der König versprach auch eine Reorganisation von ganz Deutschland, das ist eine totale

Digitalisiert von Google

Umgeſtaltung des deutſchen Bundes. „Der deutſche Fürſten- und Staatenbund, wie er bisher beſtanden," hieß es in der Proclamation, „ſoll in einen Bundesſtaat verwandelt und eine Volksvertretung beim Bunde aus allen Ständen der deutſchen Lande unverzüglich einberufen werden. Keine Zollſchranken ſollen künftig mehr in Deutſchland beſtehen und überdem gleiches Maaß und Gewicht, ſowie gleiches Handelsrecht das Band der materiellen Vereinigung noch feſter knüpfen. Ueber alle Streitigkeiten zwiſchen Fürſten und Völkern aber ſoll ein Bundesgericht entſcheiden und endlich muß das deutſche Heer einem Bundesfeldherrn unterſtellt werden." Alſo ſtand gedruckt zu leſen und man kann ſich nun denken, welch' ein Jubel darob in Berlin entſtand. Die ganze Nacht hindurch ließ man den König hochleben und am andern Mittag, den 18. März, zogen unermeßliche Schaaren nach dem Königlichen Schloſſe, um abermalen Vivat zu ſchreien. Die Meiſten derſelben waren feſtlich gekleidet und begrüßten den König, als er auf dem Balkon erſchien, um ſich für die Huldigung zu bedanken, mit endloſen Zurufen. Nur Eines ſtörte den allgemeinen Freudenrauſch, das, daß rings um den Schloßplatz herum zahlreiche Infanterie und Kavallerie, im inneren Schloßhof ſogar Artillerie aufgeſtellt war, gerade wie wenn es gegolten hätte, eine Emeute niederzuſchmettern. Vielfach alſo ertönte der Ruf, man möge die Soldaten zurückziehen; ſtatt daß aber dieß geſchehen wäre, wurde, als es gegen Abend ging, die Maſſe von den Offizieren in barſcher Weiſe aufgefordert, nun endlich den Platz zu räumen, und daſſelbe that auch der Miniſter Bodelſchwing vom Balkone herab. Plötzlich fielen zwei Schüſſe, welche über die Köpfe des Volks hinweg in der Richtung vom Schloß nach der breiten Straße abgefeuert waren. Niemand wurde verletzt, aber die Meiſten glaubten, daß es auf ein Abſchlachten der wehrloſen Menge abgeſehen ſei, und ſofort ſtob Alles mit dem Rufe: „wir ſind verrathen" auseinander. Und ſiehe da, den Fliehenden folgten die Infanteriebataillone mit gefälltem Bajonett und von der Stechbahn aus rückten Dragoner im Trabe vor, mit blanken Säbeln auf die dichtgedrängte, angſtvoll zurückweichende Menge einhauend. Noch mehr, wie jetzt Alles in wilder Eile der langen Brücke zuſtürzte, wurde den Fortrennenden vom Schloß her

Digitalisiert von Google

eine Gewehrſalve nachgeſandt, welche Tod und Verderben verbreitete. Nun aber erfaßte das Volk ein gränzenloſer Ingrimm und von allen Seiten ertönte ein wildes Rachegeſchrei. Studenten, Arbeiter, Bürger, ſogar Weiber und Jungfrauen ſtanden wie auf Kommando zuſammen und im Nu war überall das Pflaſter aufgeriſſen, um das anrückende Militär mit einem Hagel von Steinen zu begrüßen. Im Nu errichtete man aus umgeſtürzten Wägen, aus Schilderhäuschen, aus Tiſchen und Stühlen, die man aus den Fenſtern warf, in allen Straßen feſte Barrikaden und im Nu hatte man ſich aus den Waffenläden, die man erbrochen, ſowie aus den Wachthäuſern, deren Mannſchaften man überrumpelt, Gewehre, Piſtolen und Säbel verſchafft. Jetzt begann ein Kampf, gegen welchen der in Wien wie ein Kinderſpiel erſchien, denn auch die Soldaten erfüllte, weil man ſie von den Dächern herab mit Steinen bewarf und mit ſiedendem Waſſer überſchüttete, eine gränzenloſe Wuth. Ihrerſeits führten ſie alſo Kanonen auf und ſuchten die Straßen mit Kartätſchenſchüſſen zu ſäubern; allein mehr als eine der Batterien wurde vom Volke erſtürmt und nun donnerten die eroberten Kanonen in die Soldatenreihen hinein. So währte der Kampf mit immer gleicher Wuth die ganze Nacht hindurch und bis gegen Morgen hatte das Militär ſich des Schloßplatzes, der Breiten- und Brüderſtraße, ſowie des ganzen zwiſchen den Linden und der Leipziger Straße belegenen Stadttheils bemächtigt. Die ganze übrige Stadt aber wurde von den Aufſtändiſchen behauptet und überdem hatten ſie den General von Möllendorf, den Kommandanten der Garde, nebſt verſchiedenen anderen Offizieren gefangen genommen. Noch mehr, am genannten Morgen des 19. März waren die Truppen ſo erſchöpft, daß ſie vor Mattigkeit faſt umſanken, während die Kraft der Aufſtändiſchen, welchen aus allen Häuſern Erfriſchungen zugetragen wurden, ſich eher geſteigert zu haben ſchien. Da dämmerte es endlich in dem Könige Friederich Wilhelm IV. auf, daß er die Revolution mit Gewalt nicht bändigen könne, und wie nun am Vormittag des 19. März eine Deputation der ſtädtiſchen Behörden ihm den Ernſt der Lage mit bündigen Worten vorſtellte, erklärte er plötzlich, daß er Alles bewillige, was man von ihm verlange. Sofort erhielten alſo die Truppen Befehl, den Kampf aufzugeben, und die ganze Garniſon

Digitalisiert von Google

mußte aus Berlin abziehen. Nicht minder wurde ein neues liberales Miniſterium mit Heinrich von Arnim an der Spitze ernannt und der Prinz von Preußen, des Königs Bruder, den man im Verdacht hatte, daß von ihm der König zum Kampf mit dem Volk gedrängt worden ſei, ging auf eine Zeit lang nach England. Die Barrikadenkämpfer aber trugen am Abend dieſes Tages, nachdem ſie die Barrikaden entfernt hatten, die Leichen der im Kampfe gefallenen Bürger, Studenten, Schützen und Arbeiter in den Schloßhof und nöthigten den König herunter zu kommen, um ſein Haupt vor dieſen Märtyrern der Freiheit zu entblößen. So endigte die Märzrevolution auch in Berlin ſiegreich und mit dem Einbruch der Nacht war die Stadt auf's glänzendſte beleuchtet. Ja zwei Tage darauf, am 21. März, hielt Friederich Wilhelm IV. zur Bekräftigung ſeines Schwurs, daß fortan Preußen in dem conſtitutionellen einigen Deutſchland aufgehen müſſe, zu Pferd, die ſchwarz-roth-goldene Fahne in der Hand, einen Umzug durch alle Hauptſtraßen Berlins und man glaubte nicht anders, als daß er ſich ſofort zum König der Deutſchen aufwerfen werde.

Während man ſo allüberall thätig war, die einzelnen deutſchen Staaten conſtitutionell umzugeſtalten, hatten die Wortführer der liberalen Parthei die Geſammtverfaſſung Deutſchlands nicht einen Augenblick lang aus dem Auge gelaſſen. Die Ueberzeugung, daß die Conſtitutionen der Einzelſtaaten unmöglich einen ſichern Beſtand haben könnten, ſo lange der Bundestag in Frankfurt die Gewalt beſaß, dieſelben jeden Augenblick wieder umzuſtürzen, ſtand, wie ich ſchon früher bemerkte, längſt feſt und ſomit war vor allem nothwendig, die deutſche Bundesverfaſſung total zu reorganiſiren. Worin aber gipfelte nach der Anſicht jener Wortführer dieſe Reorganiſation? Nun auf den verſchiedenen Zuſammenkünften derſelben (z. B. in Heppenheim im Oktober 1846 und in Offenburg im September 1847) hatte man ſich darüber geeinigt, daß dem von den Fürſten beſchickten Bundestag ein vom deutſchen Volk gewähltes und mit gleicher Gewalt ausgerüſtetes Volkshaus oder Parlament an die Seite zu ſtellen ſei, und ſchon am 5. Februar 1848 (alſo vierzehn Tage vor der Pariſer Februarrevolution) begründete der Abgeordnete Baſſermann in der badiſchen Kammer einen dahin gerichteten Antrag. Ganz Deutſchland

Digitalisiert von Google

begrüßte den Antrag mit unermeßlichem Jubel, allein die badiſche Regierung konnte natürlich, weil der Bundestag damals noch ſeine Gewalt beſaß, nicht auf denſelben eingehen. Drei Wochen ſpäter aber, als nach dem Ausbruch der Februarrevolution die deutſchen Fürſten ſämmtlich den Kopf verloren hatten, glaubten die Wortführer der Liberalen, die Angelegenheiten des deutſchen Vaterlandes auf eigene Verantwortlichkeit in die Hand nehmen zu müſſen, und ſofort lud der württembergiſche Abgeordnete Römer, einer der Weitgehendſten unter den Oppoſitionsmitgliedern, die Gleichgeſinnten brieflich zu einer Zuſammenkunft in Heidelberg ein. Einundfünfzig, theils Badenſer, theils Württemberger, theils Naſſauer, Bayern und Heſſen, folgten der Einladung und dieſe Einundfünfzig beſchloſſen, den Baſſermann'ſchen Antrag, Berufung eines deutſchen Parlamentes nach Frankfurt a. M., zur Ausführung zu bringen. Weil es aber längere Zeit bedurfte, bis eine ordnungsmäßige Wahl dieſes Reichsparlaments ſtattfinden konnte, hielten ſie es, damit der Gedanke der Regeneration Deutſchlands nicht wieder einſchlafe, für nothwendig, gleich auf den 31. März eine vorberathende Verſammlung von Abgeordneten, alſo ein „Vorparlament“ nach Frankfurt einzuberufen, um zuſammen mit dem Bundestage die erſten Grundzüge einer deutſchen Reichsverfaſſung, hauptſächlich aber den Modus, unter welchem die Wahlen in's wirkliche Parlament vorgenommen werden ſollten, feſtzuſtellen. Dieſem Beſchluß jubelte Deutſchland ſeinen einſtimmigen Beifall zu, ohne daß die deutſchen Regierungen es gewagt hätten, auch nur ein Wort des Einwandes verlauten zu laſſen, und ſofort erließen die Einundfünfzig die Einladungen zum Vorparlament. Eingeladen aber wurden theils die früheren und gegenwärtigen Mitglieder der Ständeverſammlungen, theils die hervorragenderen unter den Advokaten, Beamten und Profeſſoren, und überdem kamen auch Viele „auf eigene Fauſt“, wie man zu ſagen pflegt. Im Ganzen waren es etwa ſechshundert Männer, die am Vorparlamente Theil nahmen, und daſſelbe conſtituirte ſich ſofort am 31. März in der früheren Paulskirche zu Frankfurt a. M., indem es den berühmten Juriſten Mittermaier zu ſeinem Verſitzenden erwählte. Zu gleicher Zeit bethätigten auch die deutſchen Fürſten ihren guten Willen, an der Regeneration Deutſchlands mitzu-

Digitalisiert von Google

wirken, denn sie gaben jetzt ihren Bundestagsgesandten je einen altberühmten Kämpen für deutsches Recht und deutsche Freiheit als „Vertrauensmann" bei, und so kam es denn, daß der Bundestag sich alsbald bereit erklärte, mit dem Vorparlament zusammen die Vorbereitungen für das eigentliche Parlament vorzunehmen. Unter äußerst günstigen Auspizien begann also diese Versammlung in der Paulskirche ihre Geschäfte, allein von ihren Leistungen ist deßhalb doch nur wenig zu berichten. Nur allzuviele Mitglieder nämlich gehörten keineswegs zu der eigentlichen Fortschrittspartei und erklärten sich daher, weil sie sich als bisher sehr loyale Unterthanen an den Gedanken, sie seien durch die Revolution berechtigt, legale und für die deutschen Regierungen bindende Beschlüsse zu fassen, nicht gewöhnen konnten, in den meisten Dingen, die zur Verhandlung kamen, für incompetent; hiedurch aber wurden die am weitesten Vorgeschrittenen, „die Radikalen unter den Liberalen", so erbittert, daß ihre Wortführer, die beiden Badenser Hecker und Struve, den Antrag stellten, die erblichen Monarchieen abzuschaffen und sie durch ein freigewähltes Parlament mit einem Präsidenten an der Spitze, also durch eine demokratische Republik, zu ersetzen. Der Antrag, über den sich die große Mehrheit förmlich entsetzte, erhielt natürlich nur äußerst wenige Stimmen und sofort traten Hecker und Struve mit ein paar andern Gesinnungsgenossen aus dem Vorparlamente aus, um ihre Zwecke außerhalb desselben weiter zu verfolgen. Der feurige Hecker nämlich, ein Volksredner wie Wenige, und daher auch beim Volke sehr beliebt, glaubte nicht anders, als daß ihm, wenn er die Republik proklamire, die ganze deutsche Jugend, selbst das Militär nicht ausgenommen, zuströmen werde, und in diesem Glauben bestärkten ihn seine Freunde Struve, Fickler (Redakteur der Seeblätter in Constanz) und Andere mehr als recht war. Allein sie alle sollten sich bitter täuschen. Kaum nämlich hatte Hecker an der Spitze einer Schaar von Turnern und Arbeitern am 13. April 1848 im badischen Seekreis die Fahne der Revolution entfaltet, so schickte die badische Regierung, unterstützt von einigen wenigen württembergischen und hessischen Bataillonen, ein paar tausend Mann regulärer Truppen gegen ihn und wie es dann am 20. April bei Kandern zum Treffen kam, liefen seine republikanischen Schaaren, trotzdem dort der Anführer der Hessen, der

Digitalisiert von Google

General Friederich von Gagern, gleich im Anfang durch einen Schuß seinen Tod fand, schon nach einem kaum nennenswerthen Widerstand auseinander. Gleich darauf, am 24., wurde auch die Stadt Freiburg, in welche sich die Flüchtigen geworfen hatten, von den Badensern erstürmt und vor den Württembergern nahm der letzte Rest der „Helden mit dem Schlapphut", an deren Spitze sich der Dichter Herwegh gestellt hatte, bei Dossenbach Reißaus. So endete der Heckerisch-republikanische Putsch in äußerst kläglicher Weise und die Herren Hecker, Struve und Herwegh waren froh, in der Schweiz ein Asyl zu finden.

Während diese tragikomische Episode im badischen Seekreis spielte, setzte das Vorparlament in Frankfurt am Main ganz ruhig seine Berathungen fort und setzte es ohne Mühe beim Bundestag, der jetzt urplötzlich ultraliberal wurde, durch, daß derselbe auf den 1. Mai 1848 die allgemeinen Wahlen zum deutschen Reichsparlament ausschrieb. Sie fanden auch wirklich an diesem Tage statt — und wohlgemerkt, jeder volljährige unbescholtene Deutsche durfte wählen und war wählbar — und am 18. Mai 1848 konnte „das erste deutsche Parlament" in der Paulskirche zu Frankfurt am Main eröffnet werden. Seine Aufgabe war, der gesammten deutschen Nation eine freisinnige Verfassung zu geben und diese Verfassung unter den Schutz eines einheitlichen Staatswillens zu stellen, welcher Kraft genug habe, alle deutschen Stämme in stetem Gehorsam zu erhalten. Gewiß eine höchst wichtige und zugleich höchst schwierige Aufgabe; allein weil die deutschen Fürsten in jenen Tagen von freien Stücken die Zusicherung gaben, daß sie die Verfassung, wie sie aus dem Schooße der in der Paulskirche Versammelten hervorgehe, unbedingt anerkennen würden, hielt man in ganz Deutschland dafür, daß das Parlament mit jener Aufgabe fertig werden würde. Man glaubte so, weil man damals, wo die Wogen der Revolution noch hoch gingen, es ganz und gar nicht für möglich hielt, daß die Fürsten je im Stande sein würden, ihr in der Angst gegebenes Versprechen zu brechen; allein schon nach Kurzem konnte man sich in ganz Deutschland überzeugen, daß die Regenten, besonders die größeren, anfingen sich von ihrer Ohnmacht zu erholen, und nun fragte man sich, was denn geschehen solle, wenn die Cabinette

Digitalisiert von Google

ſich weigern würden, den Beſchlüſſen des Parlaments zu gehorchen? Man fragte ſich aber nicht blos, ſondern man discutirte auch die Frage und in Folge deſſen bildeten ſich drei Partheien im Reichstage, von denen die Eine der Andern mehr oder minder ſchroff gegenüber ſtand. Die Erſte derſelben, die bei weitem zahlreichſte, wollte ſich auf Preußen ſtützen, in der Hoffnung, daß deſſen König ſtark genug ſei, die andern Staaten zum Gehorſam zu zwingen. Die Zweite, viel kleinere, hielt an Oeſterreich feſt und trachtete nach der Wiederherſtellung des alten deutſchen Reichs. Die Dritte endlich, die am weiteſten vorgeſchrittene, zugleich aber auch die allerkleinſte, hätte am liebſten ein Parlamentsheer geſchaffen und ſich dadurch zur Herrin der Situation gemacht. Doch gegen ſie machten die beiden anderen Partheien gemeinſam Front, denn ſie meinten, dadurch würde ſich das Parlament in einen Convent mit Wohlfahrtsausſchuß nach franzöſiſchem Muſter verwandeln und dieß ſei nichts anderes als die ſchon im Vorparlament verworfene rothe Republik. Selbſtverſtändlich übrigens machte ſich dieſe Spaltung des Parlaments in die genannten drei Gruppen im allererſten Anfang nur ſehr wenig bemerklich; aber wie man nun, nachdem ſich die Verſammlung durch die Wahl Heinrich von Gagerns zum Präſidenten definitiv conſtituirt hatte, daran ging, auf ſo lange eine proviſoriſche Centralgewalt zu creiren, bis durch die Fertigſtellung einer Reichsverfaſſung eine definitive Oberregierung vorhanden ſei, da traten die Gegenſätze ſchon ziemlich ſchroff hervor. Die Einen wollten einen Präſidenten, die Andern einen Vollzugsausſchuß und die Dritten ein Directorium. Ueberdem ſtritt man ſich darum, ob und welcher Einfluß den verſchiedenen deutſchen Regierungen bei der Entſcheidung dieſer Frage einzuräumen ſei, denn es ſei doch ſelbſtverſtändlich, daß weder Oeſterreich, noch Preußen, noch Bayern, noch die anderen bedeutenderen Kleinſtaaten ſich nur ſo mir nichts, dir nichts meiſtern laſſen würden. Endlich nach ſehr langen und ſtürmiſchen Debatten führte der Präſident von Gagern durch ſeinen berühmt gewordenen „kühnen Griff“ in der Sitzung vom 24. Juni den Beſchluß herbei, daß die Verſammlung aus eigener Machtvollkommenheit die Centralgewalt ernennen ſolle, und weiter wurde dann am 27. Mai mit 403 gegen 135 Stimmen abgemacht,

Digitalisiert von Google

aus der großen Reihe der nicht regierenden Fürsten Deutschlands einen für seine Person unverantwortlichen Reichsverweser zu erwählen. Die Wahlhandlung selbst aber ging am 29. Juni 1848 vor sich und es erhielt der Erzherzog Johann von Oesterreich weitaus die größte (436 gegen 89) Stimmenzahl. Deutschland hatte also wieder eine einheitliche Spitze, einen Reichsverweser, mit dessen Ernennung der Bundestag für erloschen erklärt wurde, und man gratulirte sich allseitig zu dieser Wahl, weil der genannte Erzherzog eine in Oesterreich sehr volksthümliche Persönlichkeit war. Allein den Einsichtsvolleren unter den deutschen Patrioten, die es ehrlich mit der Neugestaltung Deutschlands meinten, kam dabei Zweierlei als höchst bedenklich vor. Einmal das, daß der Erwählte ein durchaus österreichisch und dazuhin streng katholisch-gesinnter habsburgischer Kaisersohn war, dem natürlich nur daran gelegen sein konnte, das Interesse des österreichischen Kaiserhauses zu wahren, und sodann das, daß derselbe gar keine effective Macht besaß, sondern rein von dem guten Willen der regierenden Fürsten abhing. Letzterem höchst fatalen Mißstande suchte nun zwar die Nationalversammlung dadurch abzuhelfen, daß sie am 16. Juli von allen Einzelregierungen verlangte, sie sollten am 6. August zu gleicher Stunde die sämmtlichen deutschen Bundestruppen in feierlicher Parade ausmarschiren lassen, um dem Reichsverweser den Huldigungseid zu leisten. Allein gehorchten diese Regierungen? Nun ja die kleineren und kleinsten thaten es; Oesterreich und Preußen aber beantworteten den Parlamentsbefehl mit tiefem Stillschweigen und Bayern nebst Hannover, Sachsen und Württemberg machten aus der Parade ein militärisches Schauspiel, das mit einer wirklichen Huldigung auch nicht die geringste Aehnlichkeit hatte. Schon daraus konnte man deutlich genug ersehen, wie wenig Gehorsam die neugeschaffene Centralgewalt in allen wichtigeren Fragen finden werde, und allgemach fing man in den Kreisen der deutschen Patrioten an, die unbeschränkte Machtvollkommenheit, auf welche das Parlament pochte, für einen eitlen Traum zu halten. Die Parlamentsmitglieder selbst aber hatten in ihrer Selbstüberhebung gar keine Ahnung davon, daß ihre Souverainetät je gefährdet werden könnte, und machten sich jetzt mit bekannter deutscher Gründlichkeit an die Berathung der Grund-

Digitalisiert von Google

rechte der deutschen Nation, welche so ziemlich den anno 1789 von den Franzosen aufgestellten „allgemeinen Menschenrechten“ entsprachen. Doch lassen wir einstweilen die Herren in der Paulskirche ihre mehr oder minder hochtönenden Reden halten und wenden wir uns zu der Revolution und ihrem weiteren Verlaufe zurück.

In einer ganz eigenthümlichen Lage befanden sich beim Ausbruch der Februarrevolution die Herzogthümer Schleswig-Holstein. Seitdem nämlich im Jahr 1448 die dänischen Stände nach dem Absterben der Regenten aus Skiolds Stamme den mütterlicherseits mit diesem Stamme nächst verwandten Grafen Christian I. von Oldenburg, der zugleich Herzog von Schleswig-Holstein war, zu ihrem Könige gewählt hatten, bestand das Königreich Dänemark Jahrhunderte lang aus zwei ganz heterogenen Bestandtheilen, aus den deutschen Herzogthümern Schleswig und Holstein auf der einen und auf der andern Seite aus Dänemark im engeren Sinne, d. i. aus Jütland mit den Inseln Seeland, Fünen und Laaland. Auch hatte jeder Theil seine abgesonderte Verwaltung und den beiden Herzogthümern war noch überdem ihre uralte ständische Verfassung zugesichert. Kurz also die beiden getrennten Bestandtheile hatten nichts gemein, als den Regenten, was man Personalunion nennt, und an diesem Verhältniß konnte nichts geändert werden, so lange der Königsstamm Christians I. nicht ausstarb. Sobald aber dieser Fall eintrat, konnten in den Herzogthümern — weil in ihnen das altsalische Gesetz Geltung hatte — nur die männlichen Seitenverwandten — die Herzoge von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg — erben, während im eigentlichen Dänemark die Nachfolge an die näher stehenden weiblichen Seitenverwandten fiel. Nun starb am 20. Januar 1848 König Christian VIII. und hinterließ das Königreich seinem einzigen Sohne Friederich VII.; dieser jedoch besaß keine Kinder und so mußte es nach seinem Tode zur Zerreißung des Königreichs kommen. Das war für die nationalgesinnte Parthei in Kopenhagen eine traurige Voraussicht, denn wenn die Herzogthümer von Dänemark abgerissen wurden, so war letzteres viel zu schwach, um noch als ein geachtetes und mächtiges Reich zweiten Rangs fortzuexistiren, und demgemäß arbeitete die genannte Parthei schon seit Jahren daraufhin, die Herzogthümer mit Dänemark in einen Gesammtstaat zu verschmelzen.

Digitalisiert von Google

Mit andern Worten, dieſe beiden uralt deutſche Provinzen ſollten von Deutſchland abgeriſſen und extra noch das Herzogthum Schleswig bis zur Eider (daher hieß man die altdäniſche, ultra-nationale Parthei die „eiderdäniſche") vollſtändig daniſirt, das heißt mit däniſcher Sprache, däniſchen Geſetzen, däniſcher Beamtung und däniſchen Sitten beglückt werden. Dieſes Ziel hatten nun übrigens die Eiderdänen bislang nicht erreichen können; ſowie aber die Februarrevolution ausbrach, erlangten ſie in Kopenhagen die Oberhand und zwangen den König Friederich VII., „damit endlich mit der Einverleibung der Herzogthümer Ernſt gemacht werde," ein ultra-eiderdäniſches Miniſterium mit Orla Lehmann an der Spitze einzuſetzen. Auch ſäumte dieſer keinen Augenblick, den Schleswig-Holſteinern am 24. März kund zu thun, daß das Herzogthum Schleswig, von Holſtein abgetrennt, ein für allemal in eine däniſche Provinz verwandelt ſei, und ſchraubte zugleich, um ſeinem Machtſpruch Nachdruck zu geben, die militäriſche Macht Dänemarks zu einer mit der Größe des Landes in gar keinem Verhältniß ſtehenden Höhe hinauf. Natürlich aber reifte alsbald in den Schleswig-Holſteinern der feſte Entſchluß, ſich eine ſolche Gewaltthat nicht gefallen zu laſſen, denn nach altverbrieftem Rechte durften die Herzogthümer nie getrennt werden, und die Folge war, daß ſie eine proviſoriſche Regierung — die Hauptperſon derſelben war der bekannte Beſeler — errichteten, um die Rechte der Herzogthümer zu wahren. Dieſe Regierung wandte ſich ſofort an das damals in Frankfurt tagende Vorparlament, ſowie an den Bundestag, der in jenen Tagen, wie bekannt, urplötzlich ganz ausnehmend freiſinnig geworden war, und erhielt alsbald die Antwort, daß die Könige von Preußen und Hannover bereit ſeien, die ſtaatsrechtliche Vereinigung Schleswigs mit Holſtein nöthigenfalls mit Gewalt zu beſchützen. Ueberdem begeiſterte ſich jetzt ganz Deutſchland für die Sache der Herzogthümer und unter dem ſtürmiſchen Geſang: „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen" eilten Hunderte von Jünglingen nach der Eider, um dort als Freiſchaaren den gewaltthätigen Dänen entgegenzutreten. Endlich zögerte die proviſoriſche Regierung auch nicht, die militäriſche Macht der Herzogthümer ſelbſt aufzubieten und in einigen Tagen ſchon ſtanden über 7000 Schleswig-Holſteiner in Wehr und Waffen. Unter

Digitalisiert von Google

ſolchen Umſtänden hätte man nun glauben ſollen, die däniſche Regierung werde von ihrem ſchlimmen Vorhaben wieder abgeſtanden ſein; allein ſie verließ ſich auf den längſt insgeheim zugeſagten Beiſtand Rußlands, Englands und Schwedens und beſchloß ſofort in ihrem Uebermuth, die Schleswig-Holſteiner, noch bevor die Preußen einrücken könnten, exemplariſch zu züchtigen. Somit erhielt die däniſche Armee Befehl, unverweilt anzugreifen, und am 8. und 9. April wurden die Schleswig-Holſteiner nebſt den wenigen bis jetzt organiſirten Freiſchaaren — im Ganzen etwa 8000 Mann — bei Bau und Flensburg von der däniſchen Uebermacht —16,000 Mann — mit ſchweren Verluſten zurückgetrieben. Wie nun die Dänen triumphirten! Jedoch das Blatt ſollte ſich bald wenden. Am 22. April nämlich rückte, geführt von dem Feldmarſchall Wrangel, eine preußiſch-hannöveriſche Armee in Holſtein ein und nun war es eine wahre Luſt, dem Siegeslauf der Deutſchen zu folgen. Im Sturm nahmen ſie das Danewirk, ohne erſt ihre Kanonen abzuwarten, und im Sturm eroberten ſie die Stadt Schleswig. Dann ſchlug Wrangel den Feind bei Flensburg, rückte in Jütland ein und beſetzte, nachdem er bei Düppel abermals geſiegt, die Feſtung Friedericia. Noch eine kurze Friſt von vierzehn Tagen und der Feldmarſchall hätte das ganze feſtländiſche Dänemark erobert gehabt; allein nunmehr erhoben zu gleicher Zeit Rußland, England und Schweden ernſthafte Einſprache, denn allen Dreien war es gleich ſehr darum zu thun, daß Deutſchland durch den Beſitz von Schleswig-Holſtein an der Nordſee nicht erſtarke. Noch mehr, um ihrer Einſprache Nachdruck zu geben, rüſteten die genannten drei Staaten ihre Flotten aus und drohten, die preußiſchen Schiffe und Häfen zu zerſtören, wenn Friederich Wilhelm IV. nicht augenblicklich ſeine Truppen zurückziehe. Dadurch aber wurde Letzterer — wir kennen ja ſeinen Charakter — ſo furchtbar erſchreckt, daß er nicht blos ſeinem ſiegreichen Feldherrn befahl, ſofort Jütland zu räumen, ſondern daß er auch, indem er ſich ſelbſt überredete, die Schleswig-Holſteiniſche Bewegung ſei eine revolutionäre Auflehnung gegen die rechtmäßige Herrſchaft geweſen, am 26. Auguſt 1848 zu Malmö mit den Dänen auf ſieben Monate einen Waffenſtillſtand abſchloß, laut welchem ihnen einſtweilen bis zum definitiven Friedensſchluß alles

Digitalisiert von Google

eroberte Land, also auch ganz Schleswig, zurückgegeben wurde. Schon dieß war schmachvoll genug; die Hauptschmach aber, um über das Ende des Kampfes mit Dänemark jetzt schon zu berichten, sollte erst kommen. Kaum nämlich ging im Frühjahre 1849 der Waffenstillstand zu Ende, so griffen die Dänen, alle Friedensanträge über den Haufen werfend, sofort wieder zu den Waffen, um den Versuch der Einverleibung Schleswig-Holsteins in den dänischen Staat zu wiederholen. Dieser Versuch nun nahm allerdings ein noch viel ärmlicheres Ende, als das Jahr zuvor, denn sie wurden von den gegen sie gesandten Reichstruppen — Bayern, Sachsen und Preußen — bei Düppel, Kolding und Friedericia auf's Haupt geschlagen und überdem erfochten die Schleswig-Holsteiner bei Eckernförde einen glänzenden Seesieg über sie. Aber jetzt mischten sich Rußland, England und Schweden abermalen ein und ihre Drohungen bewogen den König von Preußen zum zweiten Male, am 10. Juli 1849, mit Dänemark sowohl im eigenen Namen als auch in dem Deutschlands einen Waffenstillstand abzuschließen. Daraufhin folgten in London unendlich lange Friedens-unterhandlungen, an welchen alle Großmächte theilnahmen, und am 2. August 1850 wurde von England, Rußland, Oesterreich und Preußen ein Protokoll — man hieß es später nur das Londoner Protokoll — unterzeichnet, in welchen den Dänen die Einheit ihrer Monarchie gewährleistet wurde. Das hieß nichts anderes als Losreißung Schleswig-Holsteins von Deutschland, also Ueberlieferung dieser beiden urdeutschen Herzogthümer auf Gnade und Ungnade an die übermüthigen Dänen und selbstverständlich wollten sich die Schleswig-Holsteiner eine solche alles Recht mit Füßen tretende Behandlung nicht gefallen lassen. Im Gegentheil versuchten sie es den Krieg auf eigene Faust — sie ernannten den preußischen General Willisen zu ihrem Oberbefehlshaber — fortzusetzen; allein siehe da, jetzt, im Februar 1851, schickte Oesterreich unter dem Feldmarschallieutenant von Legeditsch ein starkes Heer nach den Herzogthümern und entwaffnete die Schleswig-Holsteiner, um sie den Dänen wehrlos zu überliefern. Also schmählich endete die Schleswig-Holsteinische Bewegung und hieraus schon kann man schließen, welches Ende die Revolution in Oesterreich und Preußen genommen haben wird.

Digitalisiert von Google

Am 15. März 1848 hatte der Bürger von Wien unterstützt von der dortigen Studentenschaft die Entfernung Metternichs und das Versprechen einer Verfassung durchgesetzt und dieser Sieg des Volks rief sofort auch in Böhmen und Ungarn die Revolution hervor. In Böhmen handelte es sich nicht sowohl darum, mit der Reaction ein Ende zu machen, als vielmehr das Czechenthum zur Herrschaft zu bringen, und deßhalb weigerten sich auch die Führer der czechisch-slavischen Parthei beharrlich, das deutsche Parlament in Frankfurt zu beschicken, obwohl Böhmen seit vielen Jahrhunderten eine deutsche Provinz war. Vielmehr luden dieselben alle österreichisch-slavischen Stämme ein, bis zum 31. Mai 1848 einen allgemeinen Slavencongreß in Prag zu beschicken, um ein großes Slavenreich zu constituiren, und in der That kamen an dem genannten Tage dorten eine Menge von slavischen Abgeordneten zusammen. Wie jedoch die Verhandlungen ihren Anfang nehmen sollten, stellte es sich sofort heraus, daß der Czeche den Slowacken, der Illyrier den Serben, der Croate den Polen und der Ruthene den Dalmatier nicht verstand, und am Ende mußte man sich der deutschen Sprache bedienen, um nur debattiren zu können. Somit sah jeder Vernünftige ein, daß das ganze Bestreben, ein großes Slavenreich zu gründen, auf eine Lächerlichkeit hinauslaufen müsse, und selbst die Führer der Czechen konnten sich dieser Einsicht nicht verschließen. Dagegen wollten sie die herrschende Aufregung wenigstens dazu benützen, um die österreichische Herrschaft abzuwerfen oder mit andern Worten, um ein unabhängiges Königreich Böhmen, wie es in grauer Vorzeit bestanden, zu errichten, und durch ihre Aufhetzungen kam es am Pfingstmontag den 12. Juni 1848 zu einem furchtbaren Aufruhr in Prag, in Folge dessen die österreichischen Truppen die Stadt nach kurzem Kampfe räumten. Wie toll nun die Czechen, die einen vollständigen Sieg erfochten zu haben glaubten, aufjubelten! Schon am andern Tage jedoch kam die Ernüchterung. Fürst Windischgrätz nämlich, der österreichische Oberbefehlshaber, war nur abgezogen, um seine Leute in den engen Straßen Prags nicht unnütz zu opfern, und hatte sich dafür beeilt, den Hradschin sowie die anderen Anhöhen um die Stadt herum zu besetzen. Von hier aus fing er dann am 14. Juni an, Prag mit Bomben zu bewerfen, und

Digitalisiert von Google

dieſe Bomben bewirkten, daß ſich die Aufrührer ſchon am 16. Juni auf Gnade und Ungnade ergaben. So nahm hier die Revolution ein raſches Ende und die Czechen mußten es ſchwer büßen, von einem unabhängigen Böhmen vierzehn Tage lang geträumt zu haben. Weit heftiger geſtaltete ſich der Kampf in Ungarn. Dieſes Land, früher Jahrhunderte lang ein nicht unbedeutendes ſelbſtſtändiges Reich, war im 16. Jahrhundert durch Erbſchaft an das Haus Habsburg gekommen, hatte ſich aber ſeine alte Verfaſſung mit eigener Verwaltung und eigenem Heere gewahrt. So lange nun die Habsburger dieſen Vertrag hielten, herrſchte Frieden; allein ſchon im 18. Jahrhundert fingen dieſelben an, die Selbſtſtändigkeit des Landes nach und nach, gleichſam ſtückweiſe, zu untergraben, um aus ihm eine öſterreichiſche Provinz zu machen, und mit beſonderem Geſchick verfolgte im 19. Jahrhundert der ſchlaue Metternich dieſes Ziel. Vergebens proteſtirte der ungariſche Reichstag; Metternich blieb unabänderlich dabei, daß die Reichseinheit Oeſterreichs gefährdet ſei, wenn Ungarn ſeine eigene Verwaltung nebſt eigenem Heere beſitze. Da kam die Wiener Märzrevolution und augenblicklich — am 14. März 1848 — erſchien nun eine große ungariſche Deputation in Wien, um die alten Rechte zurückzuverlangen. Schwachmüthig, wie der Kaiſer Ferdinand war, gab er augenblicklich — Metternich war entflohen — nach, und die Ungarn erhielten ihre eigene Verwaltung — an die Spitze des ungariſchen Miniſteriums trat Graf Batthyany — zurück. Natürlich aber wurde ihnen dieſe Konzeſſion nur mit dem größten Widerſtreben gemacht und die Wiener Regierung hätte ſofort gerne Alles wieder rückgängig gemacht. Deßhalb erhielt auch Jellachich, der getreue Ban von Croatien (dieſes Land war ſeit 1091 mit Ungarn vereinigt, ſtrebte aber beſtändig darnach, ſich loszureißen), insgeheim ſchon im Juni den Auftrag, die ſlaviſche und romaniſche Bevölkerung in Ungarn gegen die herrſchende Parthei der Magyaren aufzuhetzen, um ſo einen Bürgerkrieg vorzubereiten, und zugleich ſuchte man das Heer ſo ſehr als möglich zu verſtärken, um zu gegebener Zeit mit den Waffen einſchreiten zu können. Dadurch aber arbeitete man nur der extremen Parthei unter den Magyaren in die Hände, und deren Führer, insbeſondere Koſſuth, verlangten ſofort ungeſcheut die gänzliche Losreißung

Digitalisiert von Google

Ungarns von Oesterreich. Im September 1848 nun glaubte die den Kaiser beherrschende Hofcamarilla so viel Kräfte gesammelt zu haben, um mit den Operationen gegen Ungarn beginnen zu können, und es ward sofort der Feldmarschall Graf Lamberg nach Pesth gesandt, um dort die Herrscherrechte des Kaisers zu wahren. Graf Lamberg aber, einem solch' wichtigen Posten durchaus nicht gewachsen, griff zu den verkehrtesten Maßregeln und ward deßhalb schon am 28. September in einem Pöbelauflauf in Pesth ermordet. Auf diese That hin befahl der Kaiser Ferdinand dem Fürsten Windischgrätz, dem Bombardeur von Prag, alsbald mit seinem Heere gegen die aufrührerischen Ungarn zu ziehen, und Windischgrätz schickte sich auch in der Minute dazu an. Sein Zug aber mußte doch vorerst unterbleiben, weil man seiner und seines Heeres gerade jetzt zu einer viel wichtigeren Mission unumgänglich benöthigt war. Die Bürger und Studenten von Wien nämlich hatten am 15. März vom Kaiser, wie uns bekannt, außer verschiedenem Anderem auch das Versprechen einer freisinnigen Verfassung ertrotzt und mit dem Entwurf dieser Verfassung wurde der Graf Fiquelmont, der Nachfolger Metternichs, bereits am 25. April fertig. Allein der Entwurf, der in der That seine Mangelhaftigkeit an der Stirne trug, genügte den Wienern nicht und es kam daher in Wien fast jeden Tag zu tumultuarischen Katzenmusiken. Nun trat Graf Fiquelmont ab, um dem Freiherrn von Pillersdorf Platz zu machen, und dieser willigte endlich am 15. Mai ein, durch einen constituirenden Reichstag, den er bereit sei, sofort einzuberufen, eine den Anforderungen der Neuzeit entsprechende Reichsverfassung entwerfen zu lassen. Hiezu gab der alte, schwache und durch das ewige Revoltiren der Wiener tief gebeugte Kaiser ebenfalls seine Einwilligung, allein schon vierundzwanzig Stunden später, in der Nacht vom 16. auf den 17. Mai entfloh er mit seinem ganzen Hofe von Wien nach Innsbruck zu seinen getreuen Tyrolern. Man hatte ihn überredet, daß die Wiener aus Schrecken über seine Flucht alsbald zu ihrer früheren Loyalität zurückkehren würden, und in der That nahm auch die besitzende Klasse hiezu einen Anlauf. Wie nun aber der Minister Pillersdorf, hierauf sich stützend, es wagte, die akademische Legion für aufgelöst zu erklären und die Universität zu schließen, um der Schreckensherrschaft der Aula ein

Digitalisiert von Google

Ende zu machen, widersetzte sich die Studentenschaft mit den Waffen in der Hand und das Ende des kurzen Barrikadenkampfes war, daß das Ministerium die ganze Garnison aus Wien entfernen mußte. Nunmehr, Mitte Juni 1848, nahm ein aus Studenten und Bürgern gebildeter Sicherheitsausschuß die Oberleitung der Stadt Wien an sich und dieser setzte dem Ministerium Pillersdorf so lange mit den tollsten Anforderungen zu, bis dasselbe am 8. Juli abdankte. Es mußte also ein neues Ministerium gebildet werden und hiezu gab der Kaiser dem beliebten Erzherzog Johann (dem deutschen Reichsverweser) von Innsbruck aus Vollmacht. Der Erzherzog aber, der deßhalb schnell von Frankfurt nach Wien reiste, wußte die Wiener durch seinen Zuspruch so zu gewinnen, daß wieder etwas mehr Ruhe eintrat, und um diese noch mehr zu befestigen, übertrug er die Oberleitung der Geschäfte einem Ministerium Bach-Latour. Dasselbe imponirte auch in der That den Wienern durch seine Energie und überdem machte es einen vortrefflichen Eindruck, daß jetzt am 22. Juli der constituirende Reichstag in Wien eröffnet wurde. So konnte denn, nachdem die Ordnung wieder ganz hergestellt schien, Ferdinand I. von Innsbruck nach Wien zurückkehren und das Ministerium fühlte sich kräftig genug, um sofort an die Reorganisation der Armee zu gehen. Ein starkes Mißtrauen in die Regierung blieb deßhalb aber doch immer zurück, weil die reactionäre Umgebung des Kaisers, die sogenannte Hofcamarilla, in keiner Weise geändert wurde, und als ein noch weit bedenklicheres Moment betrachtete man es, daß der Kriegsminister Latour sowohl dem Fürsten von Windischgrätz in Prag als dem Ban Jellachich in Agram unter der Hand so viel Verstärkungen, als nur immer möglich, zukommen ließ. „Ist es denn," so riefen die demokratischen Führer, ein Robert Blum und Fröbel aus Deutschland, sowie ein Paulsky und Tausenau aus Ungarn, welche im Herbste 1848 expreß deßwegen nach Wien reisten, um durch Aufwieglung der Volksmassen die Rückkehr des Hauses Habsburg zum Absolutismus unmöglich zu machen, „nicht sonnenklar, daß diese beiden hocharistokratischen Kommandeure die Bestimmung haben, den Wienern auf den Leib zu rücken, um sie für ihre bisherigen demokratischen Ausschreitungen zu maßregeln?" So stieg das Mißtrauen immer höher und wie sich

Digitalisiert von Google

nun am 6. Oktober plötzlich die Kunde verbreitete, daß der Kriegsminister Latour abermalen einige in Wien neugebildete Regimenter zum Heere des Bans Jellachich abzusenden im Begriff sei, brach sofort noch am selben Tage ein furchtbarer Aufstand aus. Die Eisenbahn, auf welcher die bewußten Regimenter nach Agram abfahren sollten, wurde zerstört und den General Brody, der sich dem Pöbel widersetzte, streckte ein Schuß nieder. Eine andere wilde Rotte aber stürmte das Kriegsministerium und mordete den General Latour auf wirklich kannibalische Weise. Kurz die unteren Klassen der Wiener Bevölkerung begingen die furchtbarsten Ausschweifungen und die Garnison von Wien sah ruhig zu, weil man sie mit Wein und Mädchen wankend zu machen verstanden hatte. Man kann sich nun denken, welch' gräßliches Entsetzen dieser furchtbare Tag am Hofe verbreitete, und in Folge dessen entfloh der arme Kaiser die Nacht darauf abermalen mit seiner ganzen Umgebung. Dießmal aber nahm er nicht die Richtung nach Innsbruck, sondern nach Olmütz in Mähren, wo der Fürst Windischgrätz eben seine Armee concentrirt hatte, um damit in dem aufrührerischen Ungarn einzurücken. Sofort erhielt nun der Fürst Befehl, die Direction zu ändern und sein Heer gegen die tollen Wiener zu führen. Ebendahin wurde auch der Ban Jellachich mit seinen angesammelten Truppen beordert und nicht minder erhielt der Graf Auersperg, der Kommandant von Wien, die Weisung, mit der Wiener Garnison die Anhöhen um die Stadt herum zu besetzen. Jellachich und Windischgrätz begannen sofort ihren Vormarsch und am 20. Oktober vereinigten sie sich Angesichts von Wien. Am 23. wurde die Stadt, weil die aufwieglerische Parthei, die jetzt herrschte, die Uebergabe verweigerte, umzingelt und am Tag darauf begann die Beschießung. Am 31. Oktober aber wurden die letzten Barrikaden im Sturm genommen und sofort erfolgte die Verkündigung des Standrechts. Was nun weiter kam, kann man sich denken. Die Hervorragendsten der Aufrührer, so weit man ihrer habhaft werden konnte (denn Viele, worunter auch Pulsky, Tausenau und Fröbel waren entflohen) wurden — wie Robert Blum, der deutsche Reichstagsabgeordnete, und Messenhauser, der Kommandant der Wiener Nationalgarde — standrechtlich erschossen und die Mindergravirten

Digitalisiert von Google

erhielten entweder langandauernden Kerker oder theilte man sie dem Train der Jellachich'schen Croatenarmee zu, bei welchem Dienst die Meisten elendiglich zu Grunde gingen. Jetzt nachdem man mit der Revolution in Wien so gründlich aufgeräumt hatte, erhob die kirchlich-aristokratisch-reaktionäre Parthei am Hofe, die Erzherzogin Sophie, genannt die „Blutige," Gemahlin des Erzherzogs Franz Karl, an der Spitze, ihr Haupt wieder kühner, denn je, und Schlag auf Schlag wurde mit den bisherigen Neuerungen aufgeräumt. Das Erste war, daß man den constituirenden Reichstag am 15. November nach Kremsier, einem unbedeutenden Städtchen in Mähren, verlegte, und ihm damit, weil die wenigsten Abgeordneten dahin gingen, jetzt schon den Todesstoß versetzte. Die zweite Maßregel vom 22. November bestand in der Ernennung eines Gewaltsministerium, an dessen Spitze man den Fürsten Felix Schwarzenberg, einen Aristokraten vom reinsten Wasser, stellte, und dieses Ministerium kündigte sofort schon am 27. November der aufhorchenden Welt an, daß es sein Willen sei, Oesterreich monarchisch zu regeneriren. Die dritte reactionäre That endlich war eine noch weit bedeutungsvollere, denn am 2. Dezember 1848 ward Ferdinand I., dessen allzumildes und nachgiebiges Herz allen blutigen Maßregeln widerstrebte, dahin gebracht, abzudanken, und statt seiner bestieg der junge Erzherzog Franz Joseph, der Sohn der „Blutigen," als nächster Erbe (sein Vater, der Erzherzog Franz Karl, verzichtete auf die Nachfolge) den österreichischen Kaiserthron. Wie nun die hochkirchlichen und hocharistokratischen Herrn und Damen am österreichischen Hofe in Wonne schwammen! Der junge kaum zwanzigjährige Kaiser brannte vor Begierde, den Kaiserstaat in seiner alten Kraft wieder herzustellen, und der einzige Weg, von dem er glaubte, daß er zum Ziele führe, schien ihm der der Gewalt zu sein. Somit wurde augenblicklich der Fürst Windischgrätz mit einem starken Heere gegen die Ungarn gesandt und zugleich erhielt der Ban Jellachich die Ordre, den Fürsten mit seinen Croaten zu unterstützen. Auch erfocht Windischgrätz im Anfang in der That einige Vortheile und es gelang ihm sogar, am 5. Januar 1849 Pesth zu erobern. Allein das Kriegsglück wandte sich, sobald die Generale Bem, Dembinsky und Görgey die Führung der ungarischen Armee übernahmen, und es

Digitalisiert von Google

half nicht einmal Etwas, als Windischgrätz, der wohl ein Wütherich aber kein Feldherr war, abberufen und durch den Feldmarschall Welden, später durch den viel berüchtigten General Haynau ersetzt wurde. Im Gegentheil, die Ungarn blieben siegreich und am 14. April 1849 war es bereits so weit gekommen, daß der ungarische Reichstag das Haus Habsburg der ungarischen Krone für verlustig erklärte, um dafür die Republik unter dem Präsidenten Kossuth zu proklamiren. Da eilte in der Mitte des Monats Mai 1849 der junge Kaiser von Oesterreich, an seiner eigenen Kraft verzweifelnd, zum Kaiser Nikolaus von Rußland nach Warschau und flehte ihn in Demuth um seine Hülfe an. Der russische Czar aber sagte ihm dieselbe augenblicklich zu, denn in dem ungarischen Heere fochten viele Tausende von Polen und es lag auf der Hand, daß, wenn erst die Selbstständigkeit Ungarns gewonnen war, die Ungarn den Polen mit all' ihrer Macht beistehen würden, auch das polnische Reich wieder herzustellen. Somit erhielt der russische Oberfeldherr, Fürst Paskiewitsch, alsbald Befehl mit einer Armee von 120,000 Mann von Warschau aus in Ungarn einzurücken, während ein anderes fast ebenso starkes russisches Heer unter General Rüdiger seine Operationen über Siebenbürgen zu beginnen und sich mit den Resten der österreichischen Armee zu verbinden hatte. Jetzt wandte sich das Blatt, denn einer solchen Uebermacht waren die Ungarn natürlich nicht gewachsen und nebenbei that auch noch das russische Gold seine Wirkung. Genug, am 11. August 1849 ward Kossuth von Görgey gezwungen, die Stelle eines Dictators, die man ihm in der Stunde der Gefahr übertragen hatte, niederzulegen, und zwei Tage später streckte Görgey, der neue Dictator, vom Volk aber meist nur der Verräther genannt, bei Vilagos mit 40,000 Mann der auserlesensten Truppen vor dem General Rüdiger die Waffen. Damit hatte der Unabhängigkeitskampf Ungarns sein Ende erreicht, denn die übrigen Heerführer, Bem, Dembinsky und Klapka mußten nun mit ihren geringen Streitkräften ebenfalls kapituliren oder sich wenigstens in die Türkei flüchten und dahin folgte ihnen der Exdictator Kossuth mit vielen andern schwer Compromittirten nach. Bei weitem nicht Allen aber, welche sich an dem Unabhängigkeitskampf in hervorragender Weise betheiligt, glückte die Flucht und sie mußten sämmtlich —

Digitalisiert von Google

den Grafen Batthyani nebst den Generalen Kiß und Lazar erschoß man und Andere, wie der Fürst Wronitzky, der General Vecsey, der Graf Leiningen, der Senator Töräck und der tapfere Aulich kamen gar an den Galgen — dafür mit dem Leben büßen. Noch mehr, die Rache erstreckte sich auf ganz Ungarn und dasselbe wurde von nun an auf lange Jahre hinein ganz wie eine eroberte Provinz behandelt. So gelangte in Oesterreich der Absolutismus vollständig wieder an's Ruder und mit allen Errungenschaften der Revolution (der Reichstag von Kremsier war schon am 4. März geschlossen worden) schien es für immer und ewig ein Ende zu haben.

Fast eben so schnell, obwohl allerdings nicht eben so blutig, wußte man auch in Berlin mit den Märzerrungenschaften fertig zu werden. Auf den zweiten April 1848 hatte Friederich Wilhelm IV. den „Vereinigten Landtag einberufen, um mit ihm eine Verfassung für das Königreich Preußen zu berathen; allein die Berliner verlangten wie die Wiener, einen vom ganzen preußischen Volke erwählten „Constituirenden Reichstag", und da nun diesem Verlangen auch der „Vereinigte Landtag" beitrat, so wagte es der König nicht, demselben ein Nein entgegenzusetzen. Auf den 1. Mai 1848 wurden also die Wahlen in den constituirenden preußischen Reichstag oder, wie er officiell hieß, in die „Versammlung zur Vereinbarung einer preußischen Staatsverfassung" anberaumt und am 22. Mai 1848 eröffnete Friederich Wilhelm IV. diese Versammlung in höchst eigener Person. Statt daß nun aber die Herren Abgeordneten sich mit Eifer ihrer Aufgabe zugewandt hätten, beschäftigten sie sich vielfach mit Dingen, die sie gar nichts angingen, und insbesondere gefielen sie sich darin, aus Popularitätshascherei viele Wochen mit dem Halten von phrasenreichen Reden zu vergeuden. Noch phrasenreicher traten die Volksmänner außerhalb des reichstäglichen Sitzungssaales, die sogenannten „Berliner Straßendemokraten", mit einem Kneipier Lindenmüller, einem Thierarzt Urban und einem Bummler Karbe an der Spitze, auf und es war kein Wunder, wenn ernstere ruhigere Männer vor einem solchen Gebahren nach und nach einen Eckel bekamen. Daß aber in den höheren und höchsten Kreisen — den Königlichen Fahnenträger vom 21. März natürlich nicht ausgeschlossen — die Sehnsucht,

Digitalisiert von Google

mit dieſer häßlichen Demokratie gründlichſt aufzuräumen, immer größer wurde, beſonders nachdem eine exaltirte Rotte ſogar ſo frech geweſen war, in der Nacht vom 15. auf den 16. Juni das Arſenal aufzubrechen, um ſich mit Waffen zu verſehen — darüber denke ich, brauche ich kein Wort zu verlieren. Nun kehrte in der Mitte des Septembers, bis zu welcher Zeit der Reichstag die eigentliche Verfaſſungsfrage noch nicht einmal in Angriff genommen hatte, der Feldmarſchall Wrangel mit dem ſeit dem Malmöer Waffenſtillſtand verfügbar gewordenen preußiſchen Heere aus Schleswig-Holſtein nach Preußen zurück und ſofort befahl ihm ſein König, die Truppen bis in die Nähe von Berlin zu führen. Das bedeutete offenbar nichts Anderes, als daß ein Gewaltſtreich gegen die ewig kravallirende Hauptſtadt im Werke ſei, denn der Feldmarſchall galt allgemein als ein Militär von derſelben Geſinnung, wie in Oeſterreich der Fürſt Windiſchgrätz. Trotzdem ließ ſich der conſtituirende Reichstag gerade jetzt zu Schritten verleiten, welche den König, ſowie überhaupt alle monarchiſch Geſinnten mit der größten Erbitterung erfüllen mußten, denn er beſchloß nicht nur am 4. Oktober mit großer Stimmenmehrheit (217 gegen 134 Stimmen), daß der preußiſche König den Titel „von Gottesgnaden“ fernerhin nicht mehr führen dürfe, er decretirte nicht nur am 30. Oktober (mit 200 gegen 153 Stimmen), daß der Adel mitſammt den Ordenszeichen abgeſchafft ſei, nein er verlangte auch ſtricte am 31. Oktober, daß Friederich Wilhelm IV. zum Schutze der in Wien bedrohten Volksfreiheiten ein ſtarkes Heer in Oeſterreich einmarſchiren laſſen müſſe. Das waren denn doch Forderungen und Beſchlüſſe, welche den Zorn des Königs ſowie den der ihm ſehr naheſtehenden Junkerparthei auf's höchſte ſteigern mußte, und ſofort gab Friederich Wilhelm IV. am 2. November dem hocharistokratiſchen Grafen von Brandenburg, einem natürlichen Sohn Friederich Wilhelms II., den Auftrag, an der Stelle der bisherigen allzunachgiebigen Miniſter ein neues Miniſterium zu bilden. Das war das ſogenannte „Miniſterium der rettenden That“ und daſſelbe begann ſeine Thätigkeit damit, daß es dem conſtituirenden Reichstag, „als der factiſchen Urſache der ewig dauernden Aufregung in der Reſidenz,“ befahl, nach der Stadt Brandenburg überzuſiedeln. „Dort würden,“ erklärte der neue Premierminiſter, „die Vorbereitungen

Digitalisiert von Google

zur Herstellung eines Sitzungssaales so schnelle getroffen, daß die Berathungen schon am 27. November wieder aufgenommen werden könnten, einstweilen aber sei der Reichstag vertagt." Was dieß Alles zu bedeuten habe, darüber brauchte man sich nicht den Kopf zu zerbrechen, und die Reichstagsmitglieder beschlossen also mit großer Mehrheit, dem Befehle Trotz zu bieten. Allein nun zog der Feldmarschall Wrangel schon am 10. November mit sämmtlichen unter ihm stehenden Truppen in Berlin ein, schloß am 11. den Sitzungssaal des Reichstags militärisch, löste noch am selben Tage die Berliner Bürgerwehr auf, ließ am 12. den Belagerungszustand verkünden und jagte am 13. den Reichstag, der sich in einem Privatlocale — dem Milentz'schen Saale — versammeln wollte, gewaltsam auseinander. All' dieß ging vor sich, ohne daß in Berlin irgend Unruhen entstanden wären — die besseren Bürger waren des ewigen Kravallirens längst müde, und die Straßendemagogen fürchteten sich vor dem Militär — und ebensowenig revoltirte man in den Provinzen. Dadurch aber wurden die Reichstagsmitglieder bedeutend ernüchtert und in Folge dessen fanden sich am 27. November ihrer nur sehr wenige in dem Städtchen Brandenburg ein. Ja selbst von dieser Minderzahl verließ, weil man sich schämte, eine tragikomische Comödie aufzuführen, Einer nach dem Andern seinen Posten und natürlich hob nun Friederich Wilhelm IV. am 5. Dezember die beschlußunfähig gewordene Versammlung ganz auf. Doch jetzt, was thun? Das Ministerium der rettenden That rieth dem Könige eine Verfassung zu octroyiren und dieselbe seinem Volke als „Gnadengeschenk" zu geben. Natürlich aber keine übermäßig liberale Verfassung, sondern eine solche, durch welche der absolute Willen der Regierung nicht gehemmt würde, sowie etwa die französische Constitution unter den Bourbonen. Dieser Rath gefiel dem Könige und schon nach wenigen Tagen wurde der Wortlaut der octroyirten Verfassung — derselben, die jetzt noch, obwohl vielfach amendirt und verändert, in Preußen zu Recht besteht — publicirt. So endigte die Revolution in Preußen und von nun ab trat die Rückschrittspartei wieder ganz ungescheut an's Licht. Das Ministerium der rettenden That aber verstand es in Verbindung mit den Junkern und Bureaukraten, welche jetzt die größte Thätigkeit entfalteten, eine

Digitalisiert von Google

solch' unendliche Portion von Adressen und Eingaben, in welchen allen für die Auflösung des constituirenden Reichstags sowie für die Octroyirung der Verfassung innigst gedankt wurde, nach Berlin gelangen zu lassen, daß Friederich Wilhelm IV. die Ueberzeugung gewann, er habe ganz im Willen seines Volkes gehandelt. Auch wurde damals von der Rückschrittsparthei die jetzt noch florirende „Kreuzzeitung" gegründet, und dieses Blatt, des Königs Lieblingslectüre, machte es sich zu seiner verbrecherischen Aufgabe, alle liberal Denkenden durch die lügenhaftesten, abscheulichsten Verläumdungen, ja durch Erdichtung von Beschuldigungen, die gar nie vorhanden waren, als Verschwörer gegen Staat, Kirche und König anzuklagen.

Nachdem man nun in Berlin ebenso gründlich als in Wien mit der Revolution gebrochen hatte, war es selbstverständlich, daß man im reactionären Lager nichts sehnlicher wünschte, als im übrigen Deutschland ebenfalls mit den Märzerrungenschaften aufzuräumen, und vor allem wollte man mit dem Parlamente in Frankfurt am Main, diesem schlimmen Kinde der Revolution, ein Ende machen. Auch ging dieß viel leichter und schneller, als man nur für möglich gehalten hätte. Der Erzherzog Johann nämlich, der zum Reichsverweser gewählt worden war, damit er die Beschlüsse des souverainen Parlaments vollstrecke, besaß zwar allerdings ein Reichsministerium, gerade wie wenn er ein wirklicher Herrscher gewesen wäre (den österreichischen Ritter von Schmerling für das Innere, den Hamburger Advokaten Heckscher für das Aeußere, den Württemberger Robert von Mohl für die Justiz, den Rheinländer Beckerath für die Finanzen, den Bremer Senator Duckwitz für den Handel und den preußischen General von Peucker für den Krieg); allein ein Reichsheer stand ihm, wie wir schon früher bemerkten, nicht zu Gebot, und weil er also den Regierungen Deutschlands gegenüber machtlos war, gehorchten diese, oder wenigstens die der größeren Staaten den Parlamentsbefehlen nur dann, wenn es ihnen genehm war. Ja sie ignorirten das Parlament zu Zeiten gänzlich, wie insbesondere Preußen, als es am 26. August 1848 aus eigener Machtvollkommenheit jenen schimpflichen Waffenstillstand von Malmö mit Dänemark abschloß, und es fragte sich nun, ob sich die in der Paulskirche Versammelten ein solches Eingreifen in ihre Rechte gefallen

Digitalisiert von Google

lassen würden. Eine Zeit lang schien es, als ob sie dem allgemeinen Sturm des Unwillens, den der Abschluß des Waffenstillstands hervorgerufen, Rechnung zu tragen entschlossen seien; schon nach kurzem jedoch bekam die Rücksicht auf den König von Preußen, den man unter keinen Umständen vor den Kopf stoßen wollte, das Uebergewicht, und am 16. September wurde der Vertrag mit 257 gegen 236 Stimmen gutgeheißen. Die Mehrheit war, wie man sieht, nur eine kleine, aber es war doch eine Mehrheit und in ihr lag der Beweis, welch' große Angst man in der Paulskirche vor einem Konflikt mit England, Rußland und Schweden (derentwegen Preußen den Malmöer Waffenstillstand schloß) hatte. Solches hatte zur Folge, daß die souveraine Vertretung deutscher Nation den Nimbus der Macht und Unabhängigkeit, den sie bisher um sich verbreitete, einbüßte, und von nun an ging es schnell abwärts mit ihr. Zwar allerdings in ihrem äußeren Bestand änderte sich vorderhand noch nichts, denn der Aufstand, welchen die Wuth über das feige Benehmen des Parlaments zwei Tage später, am 18. September, (eingeleitet wurde der Aufstand am 17. durch eine großartige Volksversammlung auf der Pfingstweide bei Frankfurt, auf welcher die extremsten Reichstagsabgeordneten das große Wort führten) in Frankfurt hervorrief, wurde mit Hülfe des schnell von der Festung Mainz herbeigezogenen Militärs nach kurzem, obwohl blutigem Kampfe siegreich niedergeschlagen und nur die beiden Abgeordneten Lichnowski und Auerswald fielen der Rache des Pöbels zum Opfer. Eben so schnell zerstiebte die von Struve am 25. September versuchte neue Auflage des Hecker'schen Republikputsches im badischen Oberlande, indem die Freischaaren gleich beim ersten Gefechte davonliefen und Struve sich selbst gefangen gab. Allein durch dieses Alles konnte dem Parlament die verlorene Würde nicht ersetzt werden und, weil der Respekt fehlte, wandten die Völker wie die Fürsten — obwohl beide aus verschiedenen Beweggründen — den Herren Professoren, Beamten und Advokaten in der Paulskirche von nun an den Rücken. Diese übrigens fuhren unbeirrt fort, zu tagen, zu berathen und Reden zu halten, und endlich wurden die „Grundrechte der deutschen Nation" fertig. Sie wären ein herrlicher Erwerb für Deutschland gewesen, wenn sie nur hätten überall zur Geltung gebracht werden können; die Regenten von Oester-

Digitalisiert von Google

reich, Preußen und Bayern jedoch nahmen sie nicht an, sondern erklärten, daß das Parlament keine Befugniß habe, ohne ihre — der Fürsten — Mitwirkung für ihre Länder Gesetze zu geben, und damit wurde zugleich dem Parlamente die Grundbedingung seiner Existenz und Wirksamkeit, die Souverainetät, abgesprochen. Dessenungeachtet fuhren die Frankfurter Herren in ihren Berathungen auch jetzt noch fort, wie wenn sie immer noch die Macht in Händen hätten, und brachten endlich nach langen Kämpfen, in welchen die österreichische Parthei unterlag (weßhalb auch Schmerling aus dem Reichsministerium trat, um sich von Heinrich von Gagern ersetzen zu lassen) eine Reichsverfassung zu Stande, welche den König von Preußen an die Spitze Deutschlands stellte. Diese Verfassung wurde vom Parlamente am 28. März 1849 mit 290 gegen 248 Stimmen, also mit einer nur sehr kleinen Mehrheit, gutgeheißen, und sofort rief man den König Friederich Wilhelm IV. zum deutschen Erbkaiser aus. Begeisterung aber weckte diese Wahl keine, weder im Parlamente selbst, noch außerhalb desselben, und in vielen Kreisen nahm man sie sogar mit Hohn und Spott auf. Trotzdem wurde in den ersten Tagen des Aprils 1849 eine solenne Deputation nach Berlin abgeordnet, um dem preußischen Könige die deutsche Kaiserkrone zu Füßen zu legen; doch dieser — nahm er sie an und konnte er sie annehmen? Alsbald nämlich, auf die Kunde dieser Vorgänge, berief der Kaiser Franz Joseph alle österreichisch-deutschen Parlamentsabgeordnete von Frankfurt ab und zu gleicher Zeit legte der Erzherzog Johann seine Reichsverweserssstelle nieder. Außerdem erklärten die Könige von Bayern, Sachsen, Württemberg und Hannover, daß sie sich nie und nimmer einem Hohenzollern unterwerfen würden, und was wollte es also besagen, daß die restirenden deutschen Gebiete, lauter Miniaturstaaten von theilweise gar keiner Bedeutung, sich dem Dictate des Parlamentes fügten? Die größere Hälfte von Deutschland war dagegen und in Anbetracht dessen, sowie in Erwägung, daß Oesterreich und die vier Könige sich nicht ohne Kampf fügen würden, gab Friederich Wilhelm IV. nach langem Schwanken der Deputation am 28. April eine rundweg ablehnende Antwort. Er motivirte dieselbe damit, daß eine Krone, die nicht von Gott, sondern vom Volke komme, keinen Werth und Bestand habe, und rief unmittelbar darauf,

Digitalisiert von Google

am 14. Mai, in Nachahmung des österreichischen Kaisers, die preußischen Abgeordneten von Frankfurt ab. Dasselbe thaten jetzt auch die Regenten von Bayern, Hannover und Sachsen, und da in Folge dessen — die Abgeordneten gehorchten sämmtlich den Befehlen ihrer Regierungen, so weit sie nicht zu der Demokratie reinsten Wassers gehörten — das Parlament sich auf ein Viertel seiner ursprünglichen Mitgliederzahl reducirt sah, so hätte ihm die Klugheit rathen sollen, sich sofort selbst aufzulösen. Nicht so aber dachte die kleine in Frankfurt zurückgebliebene Minderheit von Hundertundfünfzig, welche sämmtlich der äußersten Linken angehörten und somit mehr oder minder offen mit der Republik liebäugelten. Vielmehr hofften sie, die Reichsverfassung unter dem Beistand des deutschen Volks mit Gewalt durchführen zu können, und begannen alsbald die Agitation. Doch soll ich nun über den Verlauf dieser Wühlereien viele Worte machen? Es ist richtig, in Württemberg gelang es, den König durch Sturmadressen zur Anerkennung der Reichsverfassung mit der preußischen Spitze zu bringen; allein im überwiegend größten Theile von Deutschland fehlte die Begeisterung des Jahrs 1848 und überdem hatten die Regenten sich einstweilen zum blutigen Widerstand gerüstet. So wurden denn die meisten Erhebungen, vor allem die in den preußischen Städten Elberfeld, Iserlohn, Crefeld, Düsseldorf und Breslau mit leichter Mühe unterdrückt und auch der sächsische Aufstand unterlag den herbeigerufenen preußischen Waffen, obwohl erst nach dreitägigem heißen Kampfe in den Straßen von Dresden. Einen längeren Widerstand leisteten die Aufständischen in Baden und der Pfalz, und das Rumpfparlament — so hieß man die zurückgebliebene Minderheit desselben — siedelte Anfangs Juni 1849 expreß deßwegen von Frankfurt nach Stuttgart über, um von hier aus auch Württemberg und das übrige Süddeutschland zu revolutioniren. Doch Württemberg ließ sich nicht hinreißen, sondern dessen Regierung sprengte vielmehr am 18. Juni das Rumpfparlament mit sammt der inzwischen von demselben erwählten fünfherrlichen Reichsregentschaft (die fünf Reichsregenten, welche statt des abgegangenen Erzherzogs Johann die Oberregierung Deutschlands bilden sollten, waren der Kölner Cigarrenhändler Raveaux, der übereitle Naturforscher Karl Vogt, der halblahme Schüler, der

Digitalisiert von Google

ſchwärmeriſche Heinrich Simon und der Stuttgarter Advokat Becher) durch Militärgewalt auseinander und im Badiſch-Pfälziſchen rückten die Preußen, nachdem ſie Dresden überwältigt, mit überlegener Macht ein. So ging denn Alles raſch zu Ende und alle ſchwerer Betheiligten entflohen, wenn ſie es nur irgend möglich machen konnten, um nicht in die Gefängniſſe zu wandern oder gar zu Pulver und Blei begnadigt zu werden.

Was nun aber? Was ſollte aus dem armen Deutſchland werden, nachdem die Beſtrebungen des Volks, aus demſelben einen einheitlichen freien Großſtaat zu machen, ſo gründlich mißglückt waren? Blieb es vielleicht den Conferenzen und Berathungen der deutſchen Fürſten vorbehalten, dieſe Einheit in's Werk zu ſetzen? Mein Gott, es war lächerlich, hieran auch nur zu denken, denn „freiwillig" ordnete ſich weder Preußen dem Kaiſerſtaat Oeſterreich, noch letzterer dem erſteren unter und ebenſowenig gaben die übrigen deutſchen Regenten, die ein größeres Territorium beſaßen, auch nur ein einziges ihrer Hohheitsrechte „freiwillig" auf. Dieß hatte die Geſchichte Deutſchlands längſt bewieſen und zum Ueberfluß ſollte ſich dieſer Beweis gerade jetzt wiederholen. Kaum nämlich verſuchte es Friederich Wilhelm IV., überredet von ſeinem perſönlichen Freunde, dem General von Radowitz, die norddeutſchen Kleinſtaaten unter ſeinem Protectorate in der ſogenannten „Norddeutſchen Union" zu vereinigen, ſo ſchloſſen Bayern, Sachſen und Württemberg im Februar 1850 das ſogenannte „Dreikönigsbündniß" und bewogen dadurch den König von Hannover, aus der „Union," welcher er ſich bereits beigeſellt, wieder auszutreten. Somit ſtanden im Frühjahr 1850 nur noch Kurheſſen, Braunſchweig, Oldenburg und die thüringen'ſchen Fürſtenthümer zur Union; die übrigen deutſchen Kleinſtaaten dagegen neigten ſich entweder zum Dreikönigsbündniß hin oder ließen ſie die Dinge gehen, wie ſie gingen, ohne irgend ein Bedürfniß nach einer einheitlichen Oberregierung zu verſpüren. Der Wirrwar hätte alſo nicht größer ſein können; da erklärte am 25. April 1850 plötzlich der öſterreichiſche Premierminiſter Fürſt Schwarzenberg, es bleibe, um Deutſchland zur Ordnung zurückzuführen, nichts übrig, als den abgeſchafften Bundestag wieder einzuſetzen, und augenblicklich ſtimmten die meiſten ſüddeutſchen Regierungen

Digitalisiert von Google

dieſem Vorſchlage bei. Die nächſten Monate benützte Oeſterreich dazu, um auch die übrigen deutſchen Kabinette in dieſem Sinne zu bearbeiten und ſelbſt den König von Preußen hoffte man gewinnen zu können. Allein der außergewöhnliche Einfluß des Generals von Radowitz bewirkte, daß Friederich Wilhelm IV. zäh an der Union feſthielt und ſomit keinen der Kleinſtaaten, der ſich zu derſelben verpflichtet hatte, mehr fahren laſſen wollte. So nahm die Spannung zwiſchen Oeſterreich und Preußen während des Sommers 1850 einen immer bedrohlicheren Charakter an und endlich ſchien es wegen Kurheſſens nothwendig zum Kampfe kommen zu müſſen. Welch' ein trauriges Regiment dorten der Kurfürſt Friederich Wilhelm I. vor dem Jahr 1848 geführt habe, wurde von uns früher ſchon gezeigt, und man kann ſich alſo wohl denken, daß der mehr als abſolutiſtiſche Herr ſich nur gezwungen in die Gewährung der Märzforderungen ſchickte. Ebenſo widerwärtig war ihm der Eintritt in die Norddeutſche Union, welche ſein Märzminiſterium im Herbſt 1849 durchſetzte, denn um ſeine Unterthanen in derſelben Weiſe wie vor 1848 tyranniſiren zu können, wollte er durchaus kein Geſetz über ſich haben. Somit reifte nun der Entſchluß in ihm, ſein Märzminiſterium beim nächſten beſten Anlaß zu entfernen und dafür einen Mann an die Spitze der Geſchäfte zu ſtellen, der ihm zu allem Schlimmen, das er im Sinne trug, behülflich ſei. Dieſen Mann nun fand er in dem viel berüchtigten Hans Daniel Ludwig Friederich Haſſenpflug, dem Präſidenten des preußiſchen Oberlandesgerichts in Greifswalde, und am 22. Februar 1850 inſtallirte er denſelben als ſeinen Premierminiſter. Von dieſem Tage an entſtand ein förmlicher Kriegszuſtand zwiſchen dem Kurfürſten und ſeinem Lande, denn die erſte Regierungshandlung Haſſenpflugs war, daß er die Stände, weil ſie nicht alle die Steuern, welche er von ihnen verlangte, verwilligen wollten, in barſcher Weiſe nach Hauſe ſchickte, und die zweite beſtand darin, daß er eine Legion von Einnehmern ernannte, um die bewußten Steuern, trotz ihrer Nichtverwilligung, in Stadt und Land einzuziehen. Die Folge war, daß man überall gegen dieſe Gewaltsmaßregel proteſtirte und die Steuereinnehmer meiſtens mit leeren Händen abziehen mußten. Nun bedrohte Haſſenpflug alle Staats- und Gemeindebehörden mit Abſetzung,

Digitalisiert von Google

wenn sie die Steuereinnehmer nicht unterstützten; allein was half's? Die Beamten ließen sich lieber absetzen, als daß sie gegen Recht und Gesetz gehandelt hätten. Ja selbst das Militär versagte dem schlimmen Ministerpräsidenten den Gehorsam und über zweihundert Officiere nahmen ihren Abschied, um nicht als Exekutionszuchtmeister verwendet werden zu können. Da entfloh der Kurfürst unter dem Vorgeben, er sei in Kassel des Lebens nicht mehr sicher, mit seinem Minister nach Wilhelmsbad und rief zugleich den Schutz Oesterreichs an. Dieser Schutz aber wurde ihm sofort unter der Bedingung zugesagt, daß er die „Union" verlasse und dafür dem „Bundestag" beitrete. Nachdem diese Angelegenheit so weit gediehen war, forderte Oesterreich alle deutschen Staaten auf, zur Eröffnung des Bundestags auf den 1. September 1850 ihre Vertreter nach Frankfurt zu senden und dieser Aufforderung folgten außer Oesterreich selbst die Regenten von Bayern, Sachsen, Hannover, Württemberg, Darmstadt, Dänemark (wegen Schleswig-Holstein), Holland (wegen Luxemburg), Schaumburg-Lippe, Lichtenstein, Homburg und Kurhessen; der König von Preußen aber, immer noch von Radowitz geleitet, protestirte sowohl im eigenen, als im Namen der zur Union gehörigen Staaten gegen die Rehabilitirung des Bundestags und beharrte zugleich fest darauf, daß Kurhessen zur Union gehöre, weil sich, abgesehen vom Kurfürsten und seinem Hassenpflug, das ganze Land für dieselbe ausgesprochen habe. Daraufhin erwirkte Hassenpflug beim Bundestag am 25. September einen Beschluß, laut welchem „die Bundesversammlung sich vorbehielt, alle zur Sicherung und Wiederherstellung des gesetzlichen Zustandes in Kurhessen erforderlichen Anordnungen zu treffen," und dieser Beschluß bedeutete offenbar nichts Anderes, als daß die von Oesterreich geleitete Bundesversammlung nöthigenfalls mit Gewalt gegen das verfassungstreue Kurhessen einschreiten werde. Was that nun der König von Preußen? Auf den Rath des Generals von Radowitz ließ er ein starkes Armeekorps unter dem General von der Gröben von Brandenburg her in Kurhessen einrücken, um jedes gewaltthätige Vorgehen des Bundestags mit den Waffen in der Hand zu verhindern. Die Lage war also damals schon kritisch genug; noch kritischer aber wurde sie, als jetzt, am 11. Oktober, die Könige von Bayern und Württemberg mit dem Kaiser von Oester-

Digitalisiert von Google

reich in Bregenz zusammenkamen und dort sich dahin einigten, alsobald ein aus Bayern und Oesterreichern zusammengesetztes Exekutionsheer unter Führung des Generals Fürsten von Thurn und Taxis nach Kurhessen zu senden. Jetzt schien ein Zusammenstoß unvermeidlich, denn das österreichisch-bayerische Exekutionsheer war am 1. November bereits bis nach Hanau vorgedrungen, während die Preußen am 2. November Kassel besetzten und zugleich die ganze preußische Armee mobil gemacht wurde. Doch siehe da, wenige Tage zuvor, zu Ende Oktobers, war der Nachfolger Alexanders I., Nikolaus I., der allgemein gefürchtete Kaiser von Rußland, welcher gleich mit seiner Thronbesteigung die Rolle eines Ordners der europäischen Angelegenheiten angenommen hatte, in Warschau angekommen, und zu ihm hatte Friedrich Wilhelm IV. schnellstens seinen Premierminister, den Grafen von Brandenburg, entsendet, in der Hoffnung, ihn für sich günstig zu stimmen. Der stolze Autokrat aber, der Todfeind aller an die Revolution erinnernden Neuerungen, sprach sich kurzweg dahin aus, daß er sofort an Preußen den Krieg erklären werde, wenn sein König nicht augenblicklich alle Unionsgedanken, die doch nur der Revolution von 1848 ihren Ursprung verdankten, fahren lasse, und vor diesem Diktat des gewaltigen Czaren beugte sich Friedrich Wilhelm IV. in Demuth. Darum, wie jetzt am 8. November die ersten Regimenter der Preußen bei Bronzell, in der Nähe von Fulda, auf das vorrückende österreichisch-bayerische Heer stießen und die Vorposten Feuer gaben, erhielt der General von der Gröben durch einen Kurier Befehl, sich sofort zurückzuziehen und es unter keinen Umständen zu einem Zusammenstoß kommen zu lassen. Der General von Radowitz aber, der bisherige Vertraute Friedrich Wilhelms IV. erhielt seine Entlassung und an seine Stelle trat der ultra-reaktionäre Freiherr von Manteuffel.

Und nun, was weiter? Es ist mit wenigen Worten gesagt. Ende November kam der Freiherr von Manteuffel mit dem Fürsten Schwarzenberg in Olmütz zusammen und willigte in Alles, was derselbe verlangte. Somit wurde das arme Kurhessen der österreichisch-bayerischen Exekution ohne Widerspruch preisgegeben und auf den „freien Conferenzen in Dresden", welche unter Betheiligung sämmtlicher größerer deutschen Staaten Ende Dezember 1850 begannen, kam man nach dreimonat-

Digitalisiert von Google

licher Berathung einfach zu dem Reſultate, daß man den Bundestag ganz unverändert, wie er bis zum Jahr 1848 beſtanden, wieder auferſtehen laſſen wolle. Letzteres geſchah am 15. Mai 1851 und es ſchien, als ob die Jahre 1848 und 1849 nur ein lebhafter Traum geweſen ſeien.

Digitalisiert von Google

Viertes Buch.

Das neue Deutsche Reich.

(1851—1874.)

Erstes Kapitel.

Die Reaction in Deutschland nach der Wiederherstellung des Bundestags.

(1851—1857.)

Nachdem durch Rußlands und Oesterreichs Machtgebot, sowie durch die feige Nachgiebigkeit Preußens die große Revolution von 1848 niedergeschlagen und der alte politische Polizeiwachtmeister, genannt Bundestag, wieder in seine Rechte eingesetzt war, begann für Deutschland eine höchst traurige Zeit, denn es verstand sich von selbst, daß die beiden deutschen Großmächte, Oesterreich und Preußen, von dem obgenannten 15. Mai an ihren ganzen Einfluß und ihre ganze Macht aufboten, um in sämmtlichen Gauen Deutschlands alles das wieder auszumerzen, was die Märzrevolution gebracht hatte. Auch wurden sie in diesem ihrem Bemühen durch die Wandelung, die sich eben jetzt in Frankreich vollzog, sowohl direkt als indirekt auf's Beste unterstützt. Im Angedenken nämlich an die ruhmreiche Zeit der Siege des ersten Napoleon, welcher seiner Zeit ganz Europa dem französischen Adler dienstbar gemacht hatte, ließ sich die französische Nation hinreißen, den Prinzen Louis Napoleon Bonaparte, den Neffen Napoleons I., zum Präsidenten ihrer in den Februartagen erstrittenen Republik zu erwählen, und diesem gelang es, am 2. De-

Digitalisiert von Google

cember 1851, dem Jahrestag der Schlacht von Auſterlitz, ſich durch einen Gewaltakt ohne Gleichen zum faſt unumſchränkten Herrn von Frankreich zu machen. Noch mehr, genau ein Jahr ſpäter, am 2. December 1852, verwandelte er ſich, ſeinen Oheim getreu kopirend, in den Kaiſer Napoleon III. und alle Herrſcher Europa's erkannten ihn mit Freuden als ſolchen an. Warum auch nicht? Es iſt richtig, im Jahr 1815 gelobten die damals alliirten Monarchen auf's Feierlichſte, daß zur Erhaltung der Ruhe in der Welt nie und nimmer wieder ein Napoleonide den Thron von Frankreich beſteigen dürfe; allein jetzt ſtand die Sache umgekehrt, denn gerade ihm, dem Kaiſer Napoleon III., verdankte Europa ſeine Ruhe. Wie war es in Frankreich ſeit der Februarrevolution von 1848 zugegangen? Nichts als Zwietracht und Unordnung hatte dort geherrſcht und dieſe Zwietracht und Unordnung hatte die ganze übrige Welt angeſteckt. Ja, es war nahe daran geweſen, daß das rothe Geſpenſt des Communismus in Paris die Oberherrſchaft erlangte, und dieſes Geſpenſt, das gräßlichſte, das ſich für die beſitzende Klaſſe denken läßt, konnte, wenn Frankreich eine Republik blieb, jeden Moment wieder auftauchen. Napoleon III. aber hatte durch ſeinen blutigen Staatsſtreich vom 2. December bewieſen, daß er die Anarchie mit ihren ſchlimmen ſocialiſtiſchen und communiſtiſchen Auswüchſen zu bezwingen wiſſe, und darum dachte auch kein einziger europäiſcher Kaiſer oder König daran, ihm die Anerkenuung verſagen zu wollen. Im Gegentheil, die abſoluten Mächte Oeſterreich und Rußland fühlten ſich durch die neue Gewaltsregierung in Frankreich hoch beglückt, denn nun konnte kein Freiheitshauch mehr von dort herüberwehen und ſie ſelbſt hatten von Niemanden Einſprache zu befürchten, wenn ſie ihrer freiheitsmörderiſchen Laune die Zügel ſchießen ließen.

Doch gelang es nun den beiden deutſchen Großmächten in der That, alles das — wie ich mich vorhin ausdrückte — wieder auszumerzen, was die Märztage gebracht hatten? Nun durch den wiederhergeſtellten Bundestag wurde Deutſchland wieder das, was es vorher geweſen war, ein Conglomerat theils größerer, theils kleinerer Staaten, welche dieſelbe Sprache redeten und zum Schutz gegen äußere Feinde eine Art von Conföderation mit einander bildeten, deren Regenten aber in allen andern Fragen gänzliche Unabhängigkeit beanſpruchten und

Digitalisiert von Google

dieſe ihre Unabhängigkeit und Souverainetät mit aller nur denkbaren Eiferſucht bewachten. Deutſchland „als Ganzes“ war alſo nach 1851 wieder ſo unmächtig, als zuvor, und es gab weder eine Einheit der Geſetzgebung, noch eine Einheit der Vertheidigung, noch eine Einheit des Handels und Wandels, noch endlich eine Einheit der Vertretung nach Außen. Darum exiſtirte auch für das Ausland kein Deutſchland, ſondern es exiſtirten nur ein Oeſterreich, ein Preußen, ein Bayern, ein Hannover, ein Sachſen, ein Württemberg, ein Baden oder wie die engeren Vaterländer ſonſt heißen mochten. Wenn nun aber auch Deutſchland als „Ganzes“ nach der Unterdrückung der Revolution einen großen Rückſchritt machte, kann man daſſelbe auch von den Einzelſtaaten behaupten? Dieſe Frage läßt ſich nicht ſo ohne Weiteres mit Ja oder Nein beantworten, ſondern wir müſſen nothwendig zwiſchen den Großſtaaten und Kleinſtaaten unterſcheiden und ſelbſt in den letzteren machte ſich ein großer Gegenſatz bemerklich.

Vor Allem freuen wir uns, von den ſüddeutſchen Staaten Bayern, Württemberg und Baden, ſowie von dem Herzogthum Naſſau und den thüringiſchen und erneſtiniſch-ſächſiſchen Gebieten berichten zu können, daß ihre Regenten einſahen, ſie dürften ihren Unterthanen ſtatt Brodes keinen Stein bieten, und alſo, trotzdem Oeſterreich und Preußen ſich höchſt ungnädig darüber äußerten, ihre Märzminiſter ſelbſt nach dem kläglichen Ende des Parlamentes noch längere Zeit beibehielten. Dieſe Miniſter aber beeilten ſich, von den Grundrechten deutſcher Nation, welche das Parlament proklamirt hatte, wenigſtens das Hauptſächlichſte geſetzlich einzuführen, und das auf dieſe Art zu Stande Gekommene konnte dann ſpäter, als der reactionäre Bundestag jene Grundrechte für nicht zu Recht beſtehend erklärte, einſeitig nicht mehr zurückgenommen werden. So blieben denn Nummer Eins die Geſchwornengerichte nebſt Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens, eine Verbeſſerung, welche man noch vor wenigen Jahren von Oben herab für eine Unmöglichkeit erklärt hatte. So blieb Nummer Zwei die Gleichheit vor dem Geſetz, mit Beſeitigung der ariſtokratiſchen und bureaukratiſchen Vorrechte, während vor dem Jahr 1848 die Adeligen und höheren Beamten faſt ganz über dem Geſetz ſtanden. So blieb Nummer Drei die Erlaubniß, Waffen zu tragen, und das Turnen, ſage

Digitalisiert von Google

das vielverpönte Turnen, wurde ſogar von Regierungswegen in den Schulen eingeführt. So blieb Nummer Vier die Freiheit der Preſſe, wenigſtens in der Hauptſache, denn das ſtrenge Preßgeſetz, welches der hohe Bundestag am 6. Juli 1854 erließ, wurde von den Gerichten ſehr freiſinnig ausgelegt. So blieb Nummer Fünf die perſönliche Freiheit geſichert und nichts erinnerte mehr an die frühere Kabinetsjuſtiz. So blieb Nummer Sechs die Gleichberechtigung der Konfeſſionen und jede verſuchte Unduldſamkeit katholiſcher Biſchöfe oder Pfarrer wurde mit Kraft zurückgewieſen. So hob man Nummer Sieben die Zehnten nebſt den übrigen Grundlaſten durch geſetzlich geregelte Uebereinkunft mit den Berechtigten auf und ſchuf dadurch den Bauern und Gutsbeſitzern eine Zukunft der Wohlhabenheit, an die ſie vor dem Jahre 1848 gar nicht zu denken gewagt hätten. So führte man Nummer Acht die Gewerbefreiheit wenigſtens theilweiſe ein und hob noch überdem die Induſtrie, ſowie überhaupt die materiellen Intereſſen durch Erbauung von Eiſenbahnen, durch Erſtellung von Telegraphen und durch Ausſtellungen aller Art in ganz gewaltiger Weiſe. Kurz alſo, in den obgenannten deutſchen Kleinſtaaten geſchah unendlich viel, um das geiſtige und leibliche Wohl der Unterthanen zu fördern, und ſelbſt an politiſchem Leben fehlte es nicht. Beſonders nicht in den Abgeordnetenkammern, wo man ſogar gegen den Bundestag ſelbſt zu Felde zog, inſofern man immer und immer wieder darauf drang, daß das Volk in ihm ebenſogut ſeine Vertretung haben müſſe, als die Fürſten. Ja in Württemberg ſprach ſich am 17. Juli 1856 die Abgeordnetenkammer mit großer Mehrheit dahin aus, daß die gegenwärtige Bundesverfaſſung der Würde und den Bedürfniſſen der deutſchen Nation durchaus nicht entſpreche, und ganz ähnlich ließ ſich auch die badiſche Abgeordnetenkammer vernehmen, ohne daß der Bundestag es gewagt hätte, mit Gewaltmaßregeln vorzugehen. Nicht übrigens in allen deutſchen Kleinſtaaten ſchlugen die Regenten ſolch' verſöhnliche Bahnen ein, ſondern da und dort verfiel man in das gerade Gegentheil und namentlich ruht auf den Beherrſchern von Kurheſſen, Hannover und Mecklenburg der Fluch, in dieſer Zeitperiode ihre Unterthanen durch reaktionäre Maßregeln ſo unglücklich als möglich gemacht zu haben. Der Kurfürſt von Heſſen-Kaſſel brachte dies zu Stande anfangs durch das öſter-

Digitalisiert von Google

reichisch-bayerische Exekutionsheer, welches drei Vierteljahr lang sein Land okkupirt hielt und durch barbarische Kriegsgerichte, sowie noch mehr durch willkürlich verhängte Einquartierungen alle die zahm zu machen verstand, die an der liberalen Idee vom Jahr 1848 festhalten wollten; später aber und noch nachhaltiger durch seinen Minister Hassenpflug, „der Hessen Haß und Fluch," welcher allen Launen seines gewaltthätigen Herrn auf's zuvorkommendste nachkam und alle Gesetze, ja alles Recht offen mit Füßen trat, ohne daß gegen diese himmelschreiende Tyrannei von irgend einer Seite her hätte Hülfe geschafft werden können. Ganz die gleichen Resultate erzielte in Hannover der blinde König Georg V., welcher von seiner Königlichen Würde ganz überspannte Ansichten hatte und sein kleines Hannover nie anders nannte, als das „Welfenreich, das bis an's Ende aller Tage dauern wird". Kaum nämlich war derselbe nach dem Tode Ernst August's am 18. November 1851 auf den Thron gelangt, so berief er die Herren von Borries, Windhorst und von der Decken zu seinen Ministern und warf mit ihrer Hülfe die im Jahre 1848 gesetzlich eingeführte Verfassung über den Haufen. Noch mehr, unter dem Vorwande, es herrsche ein revolutionärer Geist im Lande, ließ er an die Stelle von Recht und Gesetz die willkürlichste polizeiliche Vergewaltigung treten und mit ausdrücklicher Gutheißung des Bundestags herrschte Georg V. von nun an, als sei er ein so absoluter Herr, wie die Rheinbundfürsten in der Periode von 1806 bis 1814. So geschah in Kurhessen und Hannover; in den beiden Mecklenburg aber wurden wo möglich noch traurigere Zustände in's Leben gerufen, denn der dort allmächtige Minister von Bülow ruhte nicht, als bis der Adel dieselben Rechte wie im Mittelalter zurückerobert, der Nichtadelige dagegen all' sein Recht verloren hatte. Sowie aber dieß so weit war, wozu benützte die herrschende Ritterschaft ihre Allgewalt? Ei, sehr einfach dazu, daß sie die Bauern und Tagelöhner wieder zum Leibeigenen herabdrückte und endlich, um allen Widerstand unmöglich zu machen, sogar die Prügelstrafe wieder einführte. Wenn nun aber auch die genannten drei Kleinstaaten mit vollem Winde dem Rückschritt zusegelten, und wenn in einigen andern, wie besonders in Sachsen (dessen König Friedrich August II. sich nach Niederschlagung des Dresdener Aufstandes ganz von dem Baron und

Digitalisiert von Google

ſpäteren Grafen von Beuſt leiten ließ), ſowie in Heſſen-Darmſtadt (deſſen Großherzog Ludwig III. ſeit der Verheirathung ſeiner Schweſter Marie mit dem ruſſiſchen Thronfolger und nachmaligen Kaiſer Alexander II. den Wahn hegte, er ſei verpflichtet, ruſſiſche Manieren anzunehmen) der Fortſchritt ſich nicht ſo geltend machte, als er hätte können, ſo gab es doch ſelbſt hier Männer genug, deren Herzen ſo freiſinnig ſchlugen, als die der Württemberger, Badenſer, Bayern, Naſſauer und Thüringer, und mit allen ihren Gewaltmaßregeln waren die Regierungen nicht im Stande, das Streben nach einem einigen freien Deutſchland ganz zu unterdrücken.

Doch woher ſollte dieſe Einheit und Freiheit kommen? Etwa von einer neuen deutſchen Revolution? Nur Wenige träumten hievon, denn die ſchlimmen Erfolge der Jahre 1848 und 1849 waren noch in Jedermanns Gedächtniß. Aber vielleicht von Oeſterreich? Nun ja, deſſen Regenten hatten Jahrhunderte lang die deutſche Kaiſerkrone beſeſſen; allein es gehörte dennoch eine unendliche Selbſttäuſchung, eine unendliche Mißkennung der Geſchichte dazu, von den Habsburgern eine Regeneration Deutſchlands zu hoffen. Oder wie, verdankte man nicht rein bloß ihrer Schwachheit, daß Deutſchland im Laufe der letzten Jahrhunderte ſich in ſo viele Dutzende von unmächtigen Duodezſtaaten ſpaltete? Verdankte man es nicht ihnen, daß alle Entwicklung, aller Fortſchritt, alle Freiheit im größten Theile von Deutſchland bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts ſich faſt auf Null reducirte? Ueberdem was ließ ſich von einer Regierung erwarten, welche nach Beſiegung der Revolution ſich beeilte, Deutſchland wieder mit dem verachteten Bundestag zu beglücken? Von einer Regierung, welche im Jahre 1851 ſogar den Verſuch gemacht hatte, die wirthſchaftliche Einigung Deutſchlands im Zollverein zu ſprengen? Von einer Regierung, deren Seele nach dem Tode des Fürſten Schwarzenberg (5. April 1852) ein Alexander Bach wurde, der noch metternich'ſcher dachte und handelte als der verſtorbene Fürſt Metternich ſelbſt? Von einer Regierung, deren fanatiſche Reaktion zwar das Menſchenmögliche leiſtete, aber doch noch von der Erbärmlichkeit ihrer innern Verwaltung übertroffen wurde? Von einer Regierung, welche ſich auf nichts ſtützte, als einerſeits auf eine imponirende Militärmacht und andrerſeits auf eine Polizeiüberwachung von ſolch'

Digitalisiert von Google

raffinirter Art, daß man selbst den Gedanken nachspürte, nicht blos den Thaten und Worten? Von einer Regierung endlich, deren Unterthanen zu vier Bruchtheilen nichtdeutsch waren und die sich daher von jeher mehr auf ihre ungarischen, böhmischen und italienischen Lande stützte, als auf ihre deutschen? Doch der Leser wünscht vielleicht etwas Genaueres darüber zu erfahren, wie die österreichische Regierung mit ihren Unterthanen umsprang, und ich muß daher auf ihre Reaktionsmaßregeln etwas näher eingehen. Am 26. August 1851 erschien ein kaiserlicher Erlaß, welcher die kaum geborene Verfassung annullirte, und ein zweites kaiserliches Statut vom Januar 1852 stellte die absolute Monarchie auch dem Namen nach wieder her. Ein drittes Dekret führte unter Beseitigung des Preßgesetzes von 1849 die strengste Censur wieder ein und ein viertes beseitigte die Geschwornengerichte. Ein fünftes verwandelte Ungarn in eine Provinz des Gesammtreichs und beglückte das arme Land zugleich mit der Bürde des Tabakmonopols. Ein sechstes erklärte die Minister für nur dem Kaiser verantwortlich und ein siebentes gestaltete die Gemeindeverfassungen so um, daß das Recht der Selbstverwaltung total verloren ging. Ein achtes setzte an die Stelle der Provinzialstände berathende Ausschüsse aus dem Erbadel und den größeren Grundbesitzern und ein neuntes verhängte den Belagerungszustand über alle Bezirke, in welchen nicht Kirchhofsstille herrschte. Kurz, Oesterreich verwandelte sich nach dem Jahr 1851 in einen rein despotisch regierten Staat, und wehe dem, der merken ließ, daß er über die eine oder die andere der vielen absolutistischen Verfügungen nicht besonders erbaut sei. Was aber die Hauptsache, im Herbst 1855 schloß die österreichische Regierung mit dem Papste ein Concordat ab, durch welches nicht blos die österreichischen Protestanten religiös-rechtlos wurden, sondern das auch die sämmtlichen österreichischen Katholiken in eine Zwangsjacke einschnürte, wie sie selbst in Rom nicht eiserner gehandhabt werden konnte. In Folge dieses Concordates nämlich vervielfältigten sich die Klöster mit der Fruchtbarkeit der Heuschrecken und die Betbruderschaften, die Missionen und die kirchlichen Vereine wuchsen gleichsam über Nacht zu Hunderten aus der Erde hervor. Die Geistlichkeit aber mit den Franziskanern und Kapuzinern riß die Volksschule gänzlich an sich, während die Jesuiten sich des Unterrichtes der Söhne

Digitalisiert von Google

der beſſeren Klaſſen, ſowie der Erziehung der für den geiſtlichen Stand beſtimmten Jugend bemächtigten. Mit andern Worten, die katholiſche Kirche oder beſſer geſagt, die katholiſche Pfaffheit gelangte in Oeſterreich zur Allgewalt und die Civiliſation erlitt dadurch einen ſolchen Stoß, daß man bald mit Fingern auf den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat wies. Nun aber frage ich, konnte man von einer ſolchen Regierung die Herſtellung eines einigen und freien Deutſchlands erwarten?

Von Oeſterreich alſo wandten ſich die deutſchen Patrioten mit der tiefſten Indignation ab; allein hatte Preußen in jener Zeit etwas vor dem Kaiſerſtaate voraus? Nun ja, es beſtand dort eine Verfaſſung, welche Friedrich Wilhelm IV. octroyirt hatte; an dieſer jedoch war ſeit 1849 ſo viel geflickt, gehobelt und gemodelt worden, daß ſelbſt eine abſolutiſtiſche Regierung mit ihr zurecht kommen konnte. Ueberdem wie ſprach ſich der Miniſter von Manteuffel, ſeit 1851 (wo der Graf von Brandenburg ſtarb) der Hauptleiter der Geſchäfte in Preußen, über dieſelbe aus? „Er erachte ſich," erklärte er offen in der Abgeordnetenkammer, „obwohl Miniſter eines conſtitutionellen Staates, doch nur als einen Diener des Königs, deſſen Willen auszuführen er unbedingt verpflichtet ſei, und die Stände möchten daher immerhin beſchließen, was ſie wollten, die Regierung werde deßhalb doch thun, was ihr gut dünke." Alſo ſprach ſich der Premier Friederich Wilhelms IV. aus, uud wie er ſprach, ſo handelte er auch. Darum ſchreckte er vor keiner Gewaltmaßregel zurück und ebenſowenig genirten ihn offenkundige Geſetzwidrigkeiten, welche ſeine Beamten begingen. Ganz ebenſo dachten auch ſeine würdigen Collegen, beſonders die Herren Miniſter von Raumer und von Weſtphalen, und Erſterer, der intime Freund eines Stahl, eines Hengſtenberg, eines Bethmann-Hollweg, oder wie die Partheihäupter der Ultrafrommen unter den Proteſtanten damals hießen, benützte ſeine Stellung als Kultminiſter dazu, um in ganz Preußen ſtatt des Lichtes die dichteſte Finſterniß zu verbreiten. In den Volksſchulen wurde das Lernen Nebenſache und dafür das Beten, das Bibelleſen und das Auswendiglernen von Sprüchen zur Hauptſache erhoben; als Schulmeiſter aber ſtellte man keinen Candidaten an, der nicht den kraſſeſten Obscurantismus zur Schau trug, und zwang damit die armen Bewerber zur allergemeinſten Heuchelei. Ganz ebenſo hielt man es auch mit der

Digitalisiert von Google

Besetzung der Pfarrstellen und die theologischen Lehrstühle an den Universitäten kamen ohnehin nur in die Hände von solchen, welche den Pharisäern zu Christi Zeiten glichen. Was aber die Politik des Herrn von Raumer betrifft, so stand derselbe seinem Premier treulichst zur Seite und ohne Scheu stellte er den Satz auf, für einen preußischen Minister gebe es keine höhere Pflicht, als die sündhaften Bestrebungen derer zu bekämpfen, welche so frech seien, die Macht des von Gott eingesetzten absoluten Königthums einschränken zu wollen. Herr von Westphalen endlich, der Minister des Innern, der sich bei jeder Gelegenheit rühmte, nichts zu sein, als ein willenloses Werkzeug in der Hand des Königs, führte in Preußen ein fast maßloses Polizei- und Spionierregiment (sein Factotum war der Polizeipräsident von Hinckeldey, welcher notorisch eine ganze Bande von Verläumdern, Angebern und Fälschern im Monatssolde hielt) ein und ließ nicht nur jede Zeitung, welche ein freies Wort brachte, sofort confisciren oder gar unterdrücken, sondern wußte auch die ihm untergeordneten Beamten, wenn sie sich in irgend Etwas unangenehm machten (z. B. dadurch, daß sie es versäumten, diejenigen, welche bei den Landtagswahlen für einen liberalen Candidaten stimmten, in der rigorosesten Weise zu verfolgen und zu schädigen), durch Versetzung oder Entlassung so zu maßregeln, daß bald der allerniedrigste Servilismus Platz griff. So wurde Preußen „im Innern" regiert, und noch ärmlicher war die Stellung, welche es „gegen Außen" einnahm, denn es befolgte die Befehle Rußlands und Oesterreichs gerade so, als ob es keine gleichberechtigte Großmacht, sondern ein Vasall dieser Staaten gewesen wäre. Trotz allem dem aber stand dieses tief erniedrigte Preußen doch ganz anders da, als Oesterreich, und das Vertrauen der Deutschen, daß man von ihm allein die Regeneration des Vaterlandes erwarten dürfe, konnte nie ganz erlöschen. Zum Ersten nämlich war seine Finanzverwaltung zu jeder Zeit eine durchaus geregelte und mit großer Weisheit wurde stets dafür gesorgt, daß nie mehr Geld ausgegeben, als eingenommen wurde. Zum Zweiten ließ man alle die Reformen fortbestehen, welche zur Stein'schen Zeit eingeführt worden waren, und es blieb namentlich bei der Aufhebung des Zunftwesens, sowie der Privilegien des Adels. Zum Dritten machte man — im Gegensatz zu allen anderen deutschen

Digitalisiert von Google

Staaten — den Anfang zur Gründung einer Kriegsflotte, um den Handel zu ſchützen, und erwarb von Oldenburg den Jahdebuſen, um einen Kriegshafen an der Nordſee herzuſtellen. Zum Vierten nützte man die neue Erfindung der Telegraphen dahin aus, daß man alle Städte und Provinzen des Königreichs durch den Draht mit Berlin verband und zugleich ſorgte man für die Erbauung einer ganzen Reihe von Eiſenbahnen. Zum Fünften beförderte man den Landbau mit ſichtlicher Vorliebe und in wenigen Jahren wurden viele Millionen Morgen wüſter Haiden in urbares Land verwandelt. Zum Sechsten lag ein guter Kern im preußiſchen Volke und die Entrüſtung über das ſchmachvolle Regiment der Herren Manteuffel, Weſtphalen, Raumer und Conſorten konnte nirgends größer ſein, als im Königreich Preußen ſelbſt. Zum Siebten endlich wagte man es nie, ſelbſt nicht einmal in den allerabſoluteſt geſinnten Kreiſen, die gänzliche Beſeitigung der Verfaſſung, was doch das Allerbequemſte geweſen wäre, auch nur zur Sprache zu bringen, denn man fühlte ſozuſagen inſtinktmäßig, daß man damit die öffentliche Meinung von ganz Deutſchland gegen ſich kehren und in Folge deſſen ſeinen Einfluß auf die Kleinſtaaten total vernichten würde. Was hieß nun das aber anders, als daß die preußiſche Regierung, ſo ſchlecht ſie auch ſonſt war, ſich dieſen Einfluß bewahren und zwar deßwegen bewahren wollte, weil ſeit länger als einem Jahrhundert das Bewußtſein in ihr lebendig war, ihr Beruf ſei, das ins Greiſenalter getretene Oeſterreich zu verdrängen und ſich ſelbſt an die Spitze Deutſchlands zu ſtellen? Man durfte demnach hoffen, daß die ärmliche Reaction nur eine vorübergehende ſein werde und dieſe Hoffnung ſchlug in der That zum Glück für Deutſchland nicht fehl.

Digitalisiert von Google

Zweites Kapitel.

Die neue Aera in Preußen und der vergebliche Kaiserritt nach Frankfurt am Main.

(1857—1863.)

Der große Krieg, welchen Frankreich, England und die Türkei in den Jahren 1854 und 1855 gegen Rußland führten, zeigte von Neuem, wie erbärmlich die Regierungsform sei, welche sich die deutschen Fürsten in der Bundesverfassung gegeben hatten. Oesterreich nämlich machte damals beinahe offen gemeinschaftliche Sache mit Frankreich, England und der Türkei und bedrohte Rußland durch eine starke Armee, welche es in die Moldau und Wallachei einrücken ließ. Preußen dagegen beobachtete die strengste Neutralität, während die Staaten zweiten und dritten Ranges in Bamberg den hoffnungslosen Versuch machten, zwischen der Politik Preußens und Oesterreichs eine Vermittlungsstellung zu gewinnen. Bei solcher Zersplitterung der Ansichten und Bestrebungen konnte der deutsche Bund natürlich gar keinen Einfluß auf den Gang des Krieges ausüben; aber dennoch zog Deutschland einen großen Vortheil aus jenem Kampfe. Seit den Kriegen gegen Napoleon I. nämlich galt der jeweilige Kaiser von Rußland, zuerst Alexander I. und dann nachher in noch verstärkterem Maßstabe Nikolaus I., bei den deutschen Fürsten als der große Ordner der Welt und seinem Diktate wurde, weil man das russische Reich als ein übermächtiges ansah, schließlich immer Gehorsam geleistet. So hatte Friederich Wilhelm IV., wie wir früher gesehen haben, die Norddeutsche Union aufgeben müssen, und noch viel entwürdigender war der Druck, welchen Nikolaus I. auf die kleineren deutschen Fürsten ausübte. Nun aber kam durch den obgenannten Krieg plötzlich alle Welt zum Bewußtsein, daß man die Macht des russischen Czaren weit überschätzt habe, und endlich, wie sich Rußland gar für besiegt erklären mußte, verspottete man sich selbst wegen der früheren Furcht vor dem russischen Popanz. Von welchem Schrecken nun die große Reactionsparthei in Deutschland ergriffen

Digitalisiert von Google

wurde, besonders auch weil der Sohn und Nachfolger des am 2. März 1855 verstorbenen Nikolaus I., Alexander II., gar keinen Versuch machte, das frühere Uebergewicht über die deutschen Fürsten wieder zurückzuerobern! Mußte man nicht fürchten, daß die Revolution wieder ihr Haupt erhebe, nachdem man vor Rußland kein Bange mehr haben durfte? Doch so heftig auch die Reactionsmänner in Deutschland im ersten Moment erschracken, so faßten sie doch bald wieder Muth, als sie sahen, daß überall Alles beim Alten blieb und man sie fort und fort in Preußen wie in Oesterreich den Ton angeben ließ. Ja sie zweifelten jetzt nicht mehr daran, daß es in alle Ewigkeit nicht anders werden würde, und noch schwerer als bisher ruhte ihre Hand auf den unterdrückten Völkern.

Da befiel im Verlaufe des Jahres 1857 den König Friederich Wilhelm IV. von Preußen eine Gehirnkrankheit, welche sich bald so steigerte, daß eine Stellvertretung des Staatsoberhauptes nöthig wurde, und diese Stellvertretung fiel gesetzlich dem ältesten Bruder des kinderlosen Königs, dem Prinzen Wilhelm von Preußen, zu. Im Oktober 1857 trat der Prinz in seine hohe Stellung ein und erwartungsvoll blickte nun alle Welt auf Berlin. Der Prinz von Preußen nämlich bildete einen merkwürdigen Gegensatz zu seinem Bruder und zeichnete sich anerkanntermaßen durch einen offenen redlichen Charakter, einen klaren, ruhig überlegenden Verstand und einen festen, unbeugsamen Willen aus. Auch waren ihm Frömmelei und Heuchelei bis in die innerste Seele verhaßt und nicht minder verdammte er alle despotische Willkür. Dagegen warf man ihm vor, daß er eine fast partheiische Vorliebe für das Militär hege, und Viele gingen sogar so weit, zu behaupten, daß er in den Märztagen von 1848 seinem Bruder das „Schießen auf das Volk" angerathen habe. Letztere Behauptung beruhte auf Unwahrheit, um nicht zu sagen auf Fälschung; allein sie erzeugte in Manchen ein gewisses Mißtrauen, wie schon daraus hervorgeht, daß man da und dort sich nicht scheute, dem hohen Herrn den Titel „Kartätschenprinz" beizulegen. Der bei weitem größere Theil des deutschen Volkes aber und in Preußen ohnehin fast jeder Gutdenkende begrüßte die Regimentsveränderung mit der innigsten Freude und allgemein baute man fest darauf, daß die reactionär-pietistischen Herren

Digitalisiert von Google

Manteuffel und Consorten ihre traurige Rolle sofort ausgespielt haben würden. Diese Hoffnung bewahrheitete sich nun zwar allerdings im ersten Anfang nicht, weil der Prinz „als Stellvertreter" auf seinen Bruder, den König, Rücksicht nehmen mußte, und somit behielten die genannten Minister noch längere Zeit ihre Portefeuilles bei. Allein noch ehe ein Jahr verflossen war, weigerte sich der Prinz entschieden, noch fernerhin ein Regierungssystem beizubehalten, das er von ganzer Seele verachtete, und da es sich zu gleicher Zeit herausstellte, daß der Zustand Friederich Wilhelms IV. ein total hoffnungsloser sei, sah sich der Ministerrath genöthigt, den kranken König zu bewegen, daß er seinen Bruder zum „wirklichen Prinzregenten" mit der vollsten Befugniß, die königlichen Rechte auszuüben, ernannte. Solches geschah durch königliches Patent vom 7. Oktober 1858 und am 9. Oktober trat der Prinz die Regentschaft an. Augenblicklich wurde nun das Ministerium Manteuffel durch das anerkannt liberale Ministerium Auerswald — Hohenzollern — Schleinitz ersetzt, und durch dieses ließ der Prinz publiciren, daß er gesonnen sei, die Regierung mit der strengsten Gerechtigkeit zu führen, die Ehre und Machtstellung Preußens nach Außen energisch zu wahren, sowie insbesondere die Verfassung in würdiger Weise auszubauen. Das war ein schlichtes, aller pompösen Worte — in denen Friederich Wilhelm IV. so Großes geleistet — baares Programm; allein man wußte, daß es ehrlich gehalten werden würde, und daraufhin erwachte Preußen wie mit einem Zauberschlage aus seinem vorangegangenen Betäubungsschlafe. Ja man datirte von dieser Zeit an eine neue Aera für das Vaterland, denn vor dem frischen Morgenwinde, der jetzt vom Throne aus wehte, mußten alle trüben Nebel verschwinden und jene vielen Frömmler, Heuchler und Obscuranten, welche sich bisher auf der preußischen Staatsweide gemästet hatten, verschwanden urplötzlich vom Schauplatz, wie wenn sie verduftet wären.

Kaum war die neue Sonne für Preußen aufgegangen, so begann anno 1859 zwischen Oesterreich und dem mit Frankreich verbündeten Sardinien der sogenannte italienische Krieg und wenn nun auch Preußen nebst dem übrigen Deutschland an demselben keinen unmittelbaren Antheil nahm, so hatte er doch auf die Entwickelung der deutschen Angelegenheiten den größten Einfluß. Zu Oesterreich gehörte in Oberitalien

Digitalisiert von Google

das Lombardisch-Venetianische Königreich und nicht minder gehorchten ihm Toskana und Modena, weil sie von österreichischen Erzherzogen beherrscht wurden. Ueberdem besaß es das Besatzungsrecht in Parma und dem Kirchenstaate und der König von Neapel hatte ihm ohnehin eine Art von Protektorat eingeräumt. Somit regierte es faktisch über den bei weitem größten Theil von Italien und dadurch mußte sich der constitutionelle Beherrscher des kleinen Königreichs Piemont-Sardinien im höchsten Grade beengt fühlen. Noch weit beengter aber fühlte sich das italienische Volk und um jeden Preis hätte es gerne die fremde Zwingherrschaft abgeschüttelt. Da gelang es endlich dem großen Minister des Königs Victor Emanuel, dem Grafen Cavour, den Kaiser Napoleon III. für die Idee der Befreiung Italiens zu gewinnen, und es erfolgte nun am 1. Januar 1859 der berühmte französische Neujahrswunsch an den Kaiser von Oesterreich, der alle Welt darüber aufklärte, daß die Kriegserklärung nicht mehr lange werde auf sich warten lassen. Sofort stellte Franz Josef I. an Preußen, sowie an die übrigen deutschen Bundesstaaten die kategorische Forderung, daß sie ihm mit ihrer ganzen Kriegsmacht beistehen sollten, und diese Forderung nahmen die Regierungen und Bevölkerungen eines großen Theils der deutschen Kleinstaaten, besonders der süddeutschen, mit Begeisterung auf. Freilich nicht deßwegen, weil man für die österreichische Regierung — eine Regierung, die noch nie bewiesen hatte, daß ihr Deutschlands Wohl am Herzen liege — geschwärmt hätte, sondern deßwegen, weil man den Bonapartismus, diesen ewigen Störenfried der europäischen Ruhe, um jeden Preis beseitigen wollte. Der Prinzregent von Preußen dagegen blieb unendlich kühl — denn wenn er sein Schwert für Oesterreich zog, so zog er es für den Absolutismus, während umgekehrt der König Victor Emanuel das Prinzip des Constitutionalismus vertrat, — und erklärte mit großer Bestimmtheit, daß er nur dann marschiren lassen werde, wenn die vereinigten Franzosen und Sardinier den Krieg auf deutsches Gebiet (z. B. durch einen Einfall in Südtyrol) herüberspielen würden. Diese Antwort war vollständig korrekt, da es sich bei dem italienischen Krieg um kein deutsches, sondern nur um ein habsburgisches Specialinteresse handelte; aber voll Zorn wandte sich jetzt der Kaiser Franz Joseph an den Bundestag, um durch ihn Preußen majo-

Digitalisiert von Google

risiren zu lassen. Es gelang nicht, weil die deutschen Kleinstaatsregenten sich wohl hüteten, einen Gewaltakt gegen Preußen zu begehen, und so begann der Krieg, ohne daß Oesterreich von Deutschland Hülfe bekommen hätte. Dagegen erreichte der Kaiser Franz Joseph wenigstens so viel, daß sowohl Preußen als die deutschen Kleinstaaten ihre Bundescontingente mobil machten, um auf den Fall der Noth — wenn deutsches Gebiet angegriffen würde — sogleich einschreiten zu können. Nun nahm der Krieg einen für Oesterreich sehr unglücklichen Verlauf, indem seine Heere am 3. und 24. Juni bei Magenta und Solferino auf's Haupt geschlagen wurden, und somit lag die Gefahr nahe, daß der Kaiser Franz Joseph von seinen Gegnern gänzlich möchte überwältigt werden. Da erklärte Preußen augenblicklich seine Bereitwilligkeit, gemeinsam mit den übrigen deutschen Bundesstaaten für die Erhaltung des Kaiserstaates eintreten zu wollen, und beanspruchte für diese seine Hülfeleistung nichts als den Oberbefehl über die gesammten nicht österreichischen deutschen Bundestruppen. Was that nun aber Oesterreich? Nun dessen Kaiser bekam Angst, Preußen könnte durch die Führung der deutschen Heere einen großen Einfluß auf Kleindeutschland gewinnen, und statt also mit beiden Händen nach der dargebotenen Hülfe zu greifen, beschloß er, lieber eine große Provinz zu opfern, als jene Führerschaft zuzugeben. Somit suchte er schnellstens — am 7. Juli — bei dem Kaiser Napoleon um einen Waffenstillstand nach und dieser Waffenstillstand verwandelte sich am 11. Juli in den Frieden von Villafranka. In diesem trat er die ganze Lombardei an Sardinien ab und verpflichtete sich noch außerdem, nicht interveniren zu wollen, wenn die übrigen italienischen Staaten ihre Regenten verjagen würden, um sich an Sardinien anzuschließen.

War die zwischen Oesterreich und Preußen bestehende Kluft schon vorher groß genug gewesen, so erweiterte sie sich jetzt noch um ein Bedeutendes, denn nach dem Frieden von Villa-franka beklagte sich der österreichische Kaiser auf's bitterste, von den Preußen im Stich gelassen worden zu sein, während Letztere den Kaiser nicht minder laut der Undankbarkeit beschuldigten, weil ohne die preußische Mobilmachung (durch welche Napoleon III. so erschreckt wurde, daß er augenblicklich auf den Frieden von Villa-franka einging) für Oesterreich nicht blos die Lombardei,

Digitalisiert von Google

ſondern auch Venetien verloren gegangen wäre. Im Uebrigen lag der eigentliche Grund der Entzweiung viel tiefer, darin, daß jede der beiden Großmächte die Präponderanz in Deutſchland beanſpruchte, und man konnte alſo ſchon damals nicht darüber im Zweifel ſein, daß es früher oder ſpäter zum Kampf zwiſchen Preußen und Oeſterreich kommen werde. Für den Augenblick jedoch lag eine andere Gefahr viel näher, ich meine die Gefahr, daß der Kaiſer Napoleon damit umgehe, die deutſchen Rheinprovinzen zu annexiren, und auf dieſe Gefahr wurde man durch ihn ſelbſt aufmerkſam gemacht. Napoleon nämlich kam, nachdem er dem Könige Victor Emanuel zu einer bedeutenden Machtſtellung in Italien verholfen und ſich dafür mit Nizza und Savoyen hatte belohnen laſſen, zu der Ueberzeugung, daß der Prinzregent von Preußen ein anderer Victor Emanuel ſei, und lud ihn auf den Juni 1860 zu einer Zuſammenkunft in Baden-Baden ein. Dort wollte er mit ihm ein ähnliches Bündniß, wie früher mit Victor Emanuel abſchließen, natürlich aber zu keinem anderen Zwecke, als um, wenn er dem Prinzregenten zur Erwerbung von Norddeutſchland verholfen habe, für ſolche Hülfe die linksrheiniſchen deutſchen Gebiete in Anſpruch zu nehmen. Nun konnte der Prinzregent, ohne unhöflich zu ſein, die Zuſammenkunft nicht wohl ablehnen und ſie fand daher richtig am 16. Juni ſtatt. Allein der Beherrſcher Preußens war nicht allein nach Baden-Baden gekommen, ſondern in Begleitung der Könige von Bayern, Württemberg, Sachſen und Hannover, ſowie der Großherzoge von Baden und Darmſtadt, die er expreß eingeladen hatte, damit ſie Zeugen alles deſſen ſeien, was zwiſchen ihm und Napoleon verhandelt werde, und ſchon dadurch wurde ein dicker Strich durch die Rechnung des franzöſiſchen Kaiſers gemacht. Ein noch dickerer dadurch, daß der Prinzregent ſofort mit großem Nachdruck erklärte, er werde nie und nimmer einen Fuß breit deutſchen Gebietes dem Auslande preisgeben, und ſo ſtand Napoleon von ſeinem beabſichtigten Bündnißantrag wieder ab. Allein durfte man annehmen, daß er deßwegen auch auf den Plan, das linksrheiniſche Deutſchland zu annexiren, verzichtet habe? Das wäre, wenn man den Charakter Napoleons III., der ganz in die Fußſtapfen ſeines verſtorbenen Oheims trat, näher in Betracht zog, eine Thorheit geweſen, und ſomit warf man jetzt in allen Kreiſen unſeres Vaterlandes

Digitalisiert von Google

die Frage auf, ob denn Deutschland im Stande sei, einen Angriff Frankreichs auszuhalten. Es war richtig, die deutschen Bundesstaaten besaßen zusammen mehr Kriegsmaterial, als Frankreich aufzustellen sich im Stande sah; allein wer hatte über dieses Kriegsmaterial zu verfügen, wer die deutschen Heere zu kommandiren? In Frankreich gehorchte Alles einem einzigen souveränen Willen; über Deutschland aber herrschten etliche und dreißig Potentaten, und überdem bestand zwischen den zwei größten derselben die allerheftigste Eifersucht. Freilich gab es ein Band, das alle Fürsten und Staaten umschlingen sollte, den Bundestag; allein der letzte Krieg hatte es wieder einmal klar dargethan, daß der deutsche Bund ein leeres Wort, ein alles politischen Willens und Handelns unfähiger Körper sei, und es mußte also, wenn Deutschland dem einheitlichen Frankreich gegenüber nicht machtlos dastehen wollte, ein anderes Band der Einigung gefunden werden. So kam es, daß man vom Jahr 1860 an in allen deutschen Kreisen und unter allen Partheien den Ruf nach Bundesreform erhob; ja daß man in verschiedenen Ständekammern förmliche dahinzielende Anträge stellte. Ueberdem bildeten sich da und dort Reformvereine, unter denen der in Frankfurt am Main gegründete Nationalverein der bedeutendste geworden ist, und selbst regierende deutsche Fürsten erhoben ihre Stimme für die Bundesreform. In letzterer Beziehung kann ich nun nicht umhin, aus der Rede, die der Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha an eine Gothaer Deputation hielt, einige Worte anzuführen, denn aus ihnen läßt sich am besten ermessen, welcher frische Hauch damals durch Deutschland ging. „So ist denn endlich," sagte der Herzog, „nach einer Reihe von Jahren der tiefsten Apathie der Wunsch nach nationaler Stärke und Größe, nach Macht gegen Außen und nach Einheit im Innern im Volke wieder erwacht und mit froher Hoffnung heißt jeder Patriot diese Richtung willkommen. Mögen die Wege sein, welche sie wollen, auf welchen wir zu dem ersehnten Ziele gelangen, und mag die einstige Constituirung Deutschlands eine Form haben, welche es sei, so viel steht fest, daß nur dann Ersprießliches erreicht werden kann, wenn Fürsten wie Staaten bereit sind, dem großen Ganzen Opfer zu bringen."

Also nach Bundesreform rief man und unwillkürlich fragte man sich

Digitalisiert von Google

zugleich, woran denn die Bundesreform im Jahr 1848 gescheitert sei. Die Antwort war: daran, daß man es verabsäumte, gleich im Anfang eine starke Centralgewalt zu gründen, welche die Kraft hatte, die Beschlüsse der Nationalversammlung zur Geltung zu bringen. Wenn man also dießmal durchbringen wollte, so mußte vor allen Dingen eine Centralgewalt geschaffen werden, der gegenüber die einzelnen Staaten machtlos dastanden; allein welchen Weg sollte man einschlagen, um diese Centralgewalt zu bekommen? Einzelne Wenige sagten: „Wir verjagen alle Fürsten und gründen eine Republik." Dieser Weg jedoch hatte schon im Jahr 1848 gründlich Fiasko gemacht und das deutsche Volk war offenbar in seiner weitaus größten Mehrzahl nicht gewillt, denselben nochmals zu betreten. Andere — und zwar insbesondere die Regenten der deutschen Mittelstaaten — meinten, man solle die Centralgewalt einem Direktorium von Fünfen, d. i. den Beherrschern von Oesterreich, Preußen und Bayern, sowie zwei weiteren noch näher zu bezeichnenden Kleinfürsten übertragen, allein dieser Gedanke mußte gleich wieder verworfen werden, weil die Fünfe „fünfköpfig" waren. Wieder Andere träumten davon, die Centralgewalt jährlich zwischen Oesterreich und Preußen wechseln zu lassen, mußten aber bei näherer Ueberlegung selbst zugeben, daß solcher Traum nichts weiter sei, als ein Traum. So versuchte man sich — besonders auch auf den Fürsten- und Gesandtenzusammenkünften in Würzburg, Bamberg und Darmstadt — in allen möglichen Lösungen; zuletzt jedoch sah man allseitig ein, daß nur Eines möglich sei, das: eine der beiden deutschen Großmächte an die Spitze Deutschlands zu stellen. Aber welche? Oesterreich oder Preußen? Dafür daß Oesterreich die künftige Centralgewalt Deutschlands sein solle, führte man an, daß dann alle Deutschen ohne Ausnahme unter einem Banner vereinigt sein würden und deßhalb hießen sich seine Freunde und Anhänger: „Großdeutsche". In Anbetracht aber, daß die österreichische Regierung ihre eigenen wie die deutschen Völker stets nur auf's schwerste mißhandelt hatte (die Art der Mißhandlung steht im ersten Artikel dieses Buches zu lesen) beschränkte sich die Zahl dieser Anhänger auf eine fast verschwindende Minderheit, und selbst diese sank noch mehr zusammen, wenn man bedachte, daß Oesterreich sich nur dann als Centralgewalt behaupten könne, wenn es vorher Preußen mit

Digitalisiert von Google

den Waffen in der Hand zu einer Macht zweiten Rangs herabgedrückt habe. So ſetzten denn faſt alle Patrioten ihre Hoffnung auf Preußen und die Gründe, welche ſie für ſich geltend machten, waren ſtichhaltig genug. Für's Erſte ſtand Preußen als ein in allen ſeinen Theilen durchaus deutſcher Staat da, denn die paar tauſend Polen in der Provinz Poſen konnten nicht in Betracht kommen. Für's Zweite verdankte man ihm den Zollverein, das iſt die wirthſchaftliche Einigung Deutſchlands, und darin ſchon lag der Beweis, wie ſehr den Hohenzollern das Wohl des ganzen Vaterlandes am Herzen lag. Für's Dritte endlich hatte der jetzige Regent von Preußen der Reaktion zu allererſt ein Halt zuzurufen, und ſeit er am 2. Januar 1861 — dem Todestag Friederich Wilhelms IV. — als Wilhelm I. auf den Thron geſtiegen war, zeugte jedes ſeiner Worte, ſowie jede ſeiner Handlungen von ſeinem ernſten Willen, das Recht und die Freiheit zu fördern. Freilich ließ ſich nicht erwarten, daß das Haus Habsburg ſich dem Hauſe Hohenzollern freiwillig unterwerfen werde; allein wurde denn ſolches verlangt? Nein, ſondern es ſtand ihm frei, aus dem Verband mit Deutſchland im Frieden auszuſcheiden (deßhalb hieß man die Parthei, welche Preußen mit Ausſchluß Oeſterreichs an der Spitze Deutſchlands haben wollte, die Parthei der „Kleindeutſchen") und damit waren gewiß vier Fünftheile ſeiner Unterthanen, die ſämmtlich einer andern Nationalität angehörten, vollkommen einverſtanden.

So kam es, daß die deutſche Bewegung in den Jahren 1860 und 1861 darin gipfelte, der bisherigen deutſchen Zerriſſenheit durch Uebertragung der Centralgewalt an den König von Preußen ein Ende zu machen, und man kann ſich nun denken, wie beſorgt die meiſten deutſchen Kleinſtaatfürſten für ihre Souverainetät zu werden begannen. Sie ſahen, was eben jetzt mit Italien vorging, und glaubten nicht anders, als der König Wilhelm I. werde es gerade ſo machen, wie der König Victor Emanuel, der in kürzeſter Friſt alle italieniſchen Provinzen außer Venetien und einem Theile des Kirchenſtaats, ſeinem kleinen Reiche unter dem Titel eines Königreichs Italien einzuverleiben die Kühnheit hatte. Noch furchtbarer wuchs ihre Angſt an, als zu Ende des Jahres 1861 der König von Preußen gegen das Schandregiment des Miniſters Haſſenpflug in Kurheſſen einſchritt und durch die drohende Aufſtellung

Digitalisiert von Google

zweier Armeekorps an der kurheſſiſchen Grenze den Kurfürſten zwang, der zehnjährigen Vergewaltigung ſeiner Unterthanen durch die Wiederherſtellung der Verfaſſung von 1831 ein Ende zu machen, denn ihr Gewiſſen rief ihnen zu, daß ſie ſich vielfach in gleicher Weiſe, wie der Kurfürſt, an ihren Unterthanen verſündigt hatten. Was thaten ſie nun aber in ihrer Todesangſt? Sie ſahen ſich heimlich nach auswärtiger Hülfe um, und der hannöver'ſche Miniſter von Borries war frech genug, es offen in der hannöver'ſchen Abgeordnetenkammer auszuſprechen, daß er ſich in den Schutz Frankreichs begeben werde, wenn Preußen die Souverainetät Hannovers bedrohen würde. Wie unendlich beglückt fühlten ſich alſo die Kleinſtaatfürſten nicht, als gleich darauf, im Verlaufe des Jahres 1862, die preußiſche Regierung mit der preußiſchen Volksvertretung in einen ſchweren Konflikt gerieth, welcher dem König Wilhelm I. nicht blos die Herzen ſeiner eigenen Unterthanen, ſondern auch — und zwar in erhöhtem Maße — die der ſämmtlichen deutſchen Patrioten entfremdete! Es gab damals in Preußen einen Mann, mit Namen Otto von Bismarck-Schönhauſen, der ſich wo er ging und ſtand durch ſein ſchroffes junkerliches Auftreten, ſowie noch mehr durch ſeine in ſehr barſcher Weiſe ausgeſprochenen abſolutiſtiſchen Anſichten weithin, obwohl nicht zum Vortheil für ihn, bemerklich machte. Geboren im Jahr 1813 begann er erſt im Jahr 1847 ſeine öffentliche Carrière als ritterſchaftlicher Abgeordneter auf dem Provinziallandtag der preußiſchen Provinz Sachſen und nur mit großer Mühe brachte er es dahin, daß ihn die preußiſche Regierung im Mai 1851 als erſten Geſandtſchaftsſekretär bei der Bundestagsgeſandtſchaft in Frankfurt am Main anſtellte. In dieſer Stellung aber wußte er bald ſeine ſcharfe Beobachtungsgabe, ſowie ſein überwiegendes ſtaatsmänniſches Talent bei dem damaligen Prinzen von Preußen zur Geltung zu bringen und als daher Letzterer der Nachfolger Friedrich Wilhelms IV. wurde, ward er nach einander mit den wichtigſten Geſandtſchaftspoſten, beſonders zu Wien, Paris und St. Petersburg, betraut. Seit dieſer Zeit, insbeſondere ſeit der Zuſammenkunft des damaligen Prinzregenten mit dem Kaiſer Napoleon in Baden-Baden, übte Bismarck einen hervorragenden Einfluß auf den Beherrſcher Preußens aus und es wurde über keine wichtigere Angelegenheit Beſchluß gefaßt, ohne daß man ihn vorher darüber be-

Digitalisiert von Google

fragt hätte. Noch mehr, man glaubte allgemein, daß der Prinzregent, nachdem er als Wilhelm I. den Thron bestiegen hatte, sich ganz von ihm leiten lasse, und schrieb es also seinem Rathe zu, daß der Monarch im Jahr 1862 plötzlich eine totale Reorganisation des preußischen Heeres vorzunehmen befahl. Mag dem übrigens sein, wie ihm wolle, die Reorganisation, die in einer sehr bedeutenden Vermehrung der Armee gipfelte, wurde angefangen und zugleich an die Kammern das Ansinnen gestellt, die dazu erforderlichen Millionen zu verwilligen. Dessen weigerte sich aber die Abgeordnetenkammer, weil sie gar keinen Grund einsah, warum das preußische Königreich jetzt plötzlich einer doppelt so starken Armee benöthigt sein solle, und auf diese Weigerung hin glaubte das bisherige, sehr constitutionell gesinnte Ministerium dem König den Rath ertheilen zu müssen, die Armee in dem Zustande und der Stärke, welche selbst in den schwersten Zeiten genügt hätte, zu belassen. Und nun, gab König Wilhelm I. nach? Mit nichten, sondern er entließ sofort seine seitherigen treuen Räthe und rief den Baron von Bismarck aus St. Petersburg, wo er eben Botschafter war, nach Berlin, um ein neues Ministerium zu bilden. Am 22. September 1862 wurde derselbe mit dieser Aufgabe fertig und am 9. Oktober ernannte ihn Wilhelm I. zum Ministerpräsidenten. Von da an aber hörte das Regiment in Preußen auf, ein constitutionelles zu sein, denn Bismarck ging seinen Weg, ohne nach Recht und Gesetz zu fragen, und die Heeresorganisation wurde durchgeführt, obwohl die wiederholt aufgelöste und neu zusammengetretene Abgeordnetenkammer die dazu nöthigen Gelder immer und immer wieder verweigerte. So entstand der schwere Konflikt, von dem ich oben gesprochen, und dieser Konflikt spitzte sich in den nächsten drei Jahren in solch drohender Weise zu, daß man nicht selten befürchtete, es müsse, weil die große Mehrzahl der Preußen sich auf die Seite der ganz korrekt handelnden Abgeordnetenkammer stellte, nothwendig zu einer Revolution kommen. Kein Mensch war damals verhaßter, als der neue Ministerpräsident, und man zuckte mitleidig die Achseln, daß der König von Preußen so schwach sei, sich von einem Erzreaktionär leiten zu lassen. Ja selbst außerhalb Preußen und Deutschland gab es unter den Gebildeten fast Niemanden, der den Bismarck'schen Absolutismus nicht auf's bitterste getadelt hätte, und ein in Berlin anwesender

Digitalisiert von Google

vornehmer Franzoſe wagte es ſogar, dem Premier in's Geſicht zu ſagen, er behandle die preußiſche Abgeordnetenkammer nach der Manier Ludwigs XIV., welcher mit der Reitpeitſche in der Hand in das franzöſiſche Parlament getreten ſei. Otto von Bismarck aber ließ ſich durch all' dieß nicht irre machen, ſondern fuhr fort, nach dem Grundſatz: „Macht geht vor Recht" zu regieren und man hielt es für eitel teufliſchen Hohn, wenn er zuverſichtlich verkündete, ſein Name werde bald der populärſte in Deutſchland werden.

Warum nun übrigens handelte der preußiſche Miniſterpräſident in der angegebenen Weiſe? Er trug einen kühnen Plan im Kopfe, für den er den König Wilhelm I. gewonnen hatte, aber er durfte den Schleier nicht lüften und trug alſo lieber drei Jahre lang den Haß des preußiſchen Volkes, ja den Haß von halb Europa, als daß er ſich zu frühe hätte in die Karten ſehen laſſen. Nunmehr aber kennen wir ſein hohes Ziel, denn das Jahr 1866 hat es uns blutig enthüllt, und es war kein anderes als „Verdrängung Oeſterreichs aus Deutſchland und Einigung des Letztern mit der preußiſchen Spitze". Zwei deutſche Großmächte konnten neben einander nicht beſtehen, ohne ſich ſtets rivaliſirend in den Weg zu treten; dieß hatte eine langjährige Erfahrung bewieſen und zwar immer auf Koſten Preußens. Man gehe zurück auf die Zeiten des Wiener Kongreſſes, ſo wird man finden, daß damals ſchon Preußen gegen Oeſterreich den Kürzern zog, denn Letzteres duldete nicht, daß Sachſen zu Preußen kam und ſetzte es noch überdem durch, daß man das Königreich Hannover nebſt Kurheſſen zwiſchen Oſt- und Weſtpreußen hineinſchob. Man gehe zurück auf die Tage von Olmütz, wo Preußen durch das von Rußland unterſtützte Oeſterreich gezwungen wurde, alle Gedanken an eine norddeutſche Union aufzugeben und ſich wieder dem Bundestag, in welchem Oeſterreich Alles galt, zu unterwerfen. War das einer Großmacht, wie Preußen, würdig? Die Antwort darauf ergibt ſich von ſelbſt und Bismarck beſchloß alſo, Alles daran zu ſetzen, um dieſer unleidlichen Stellung ein für allemal ein Ende zu machen. Natürlich, aber mußte, wenn man einen ſolch' großartigen und weitgreifenden Entſchluß gefaßt hatte, Preußen in den Stand geſetzt werden, ſeinem Verlangen Nachdruck zu geben, und es handelte ſich alſo vor Allem darum, die Wehrfähigkeit des Landes zu

Digitalisiert von Google

erhöhen. Zu diesem Behufe arbeitete der Kriegsminister von Roon, der mit Bismarck vollständig Hand in Hand ging, eine neue Heeresorganisation aus, durch welche die preußische Landmacht um ein volles Drittheil erhöht wurde, und namentlich ging das Augenmerk dieses sachkundigen Generals dahin, der Linie, also dem stehenden Heere, durch Verlängerung der Präsenzzeit von zwei auf drei Jahre eine entsprechend größere Stärke zu geben. Ueberdem sorgte man mit großer Umsicht und ohne die Kosten zu scheuen, für Einführung verbesserter Waffen und versah nicht nur die Artillerie durchaus mit gezogenen Kanonen, sondern es erhielt auch die Infanterie das später so berühmt gewordene Zündnadelgewehr. Endlich ging man auch noch an die Ausbesserung der Festungswerke und dabei wurde den östlich und südöstlich gelegenen Plätzen eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Kurz, es geschah Alles was die preußische Wehrkraft nur irgend erhöhen konnte, aber durfte man der preußischen Abgeordnetenkammer sagen, warum man dieß that? Es liegt auf der Hand, daß der Bismarck'sche Plan unmöglich durchzuführen war, wenn Oesterreich jetzt schon hinter das Geheimniß kam, und so blieb für die uneingeweihte Welt nichts übrig, als zu glauben, König Wilhelm I. sei unter der Leitung Bismarcks, dieser „Verkörperung des Junkerthums und der Reaction", ein despotisch-absoluter Tyrann geworden.

Weil nun aber die preußische Regierung aus den soeben angegebenen Gründen das Vertrauen, welches man bei dem Anbruch der sogenannten „neuen Aera" in sie gesetzt hatte, in einem Zeitraum von wenigen Monaten vollständig verlor, erhob Oesterreich sein Haupt wieder kühner, als je, und die Parthei derer, welche von ihm das Heil Deutschlands erwarteten, also die Parthei der „Großdeutschen", wuchs riesig an. Natürlich, denn eben jetzt, wo Preußen mit vollem Winde in den Absolutismus und die Reaction hineinsegelte, schien mit dem arg verrufenen Oesterreich eine totale Sinnesänderung vorgehen zu wollen und Alles deutete darauf hin, daß man in den allerhöchsten Kreisen fest entschlossen sei, mit der schlimmen Vergangenheit, ja selbst mit dem Pfaffenthum gänzlich zu brechen. Unmittelbar nach dem unseligen Ausgang des italienischen Kriegs kam es zu Tage, daß während desselben mit den Staatsgeldern in niederträchtig-betrügerischer Weise

Digitalisiert von Google

gewirthſchaftet worden ſei, und da man nun höheren Orts einſah, daß man der furchtbar aufgeregten öffentlichen Meinung eine Genugthuung ſchuldig ſei, ſtrengte man ſofort einen großen Prozeß gegen die Betrüger an. Dieſer Prozeß hatte den Erfolg, daß man, nachdem ſich der Feldmarſchallieutenant von Eynatten, der Finanzminiſter von Bruck und verſchiedene andere hochgeſtellte Herren der Verurtheilung durch Selbſtentleibung entzogen hatten, an maßgebender Stelle einſah, es könne, wenn der öſterreichiſche Staat nicht vollends verfaulen und gänzlich zu Grunde gehen ſolle, in der bisherigen Weiſe nicht fortregiert werden, und nun wurde, noch im December 1860, der vielbekannte Schmerling, früher die rechte Hand des Erzherzog-Reichsverweſers Johann, in's Miniſterium berufen, um den Kaiſerſtaat Oeſterreich mit einer Conſtitution zu beglücken. In der That ward auch alsbald am 27. Februar 1861 ein Verfaſſungspatent erlaſſen und am letzten Mai 1861 eröffnete der Erzherzog Rainer dem verſammelten „Reichsrath“ (wie man, um den ſeit der Revolution von 1848 in den oberſten Regionen ſo tief verhaßten Namen „Reichstag“ zu vermeiden, die jetzige Volksvertretung nannte) im Namen des Kaiſers in höchſt feierlicher Weiſe. Auch legte die Regierung dieſem Reichsrathe eine Menge von neuen Geſetzesentwürfen vor, welche dazu beſtimmt waren, die alten verrotteten Zuſtände in ein beſſeres Fahrwaſſer zu bringen, und auf dieſe Entwürfe wieſen die Großdeutſchen hin, indem ſie denſelben zugleich die abſolutiſtiſchen Maßnahmen der preußiſchen Regierung gegenüberſtellten.

Aus dieſen Gründen wuchs die Parthei der Großdeutſchen faſt rieſig an, während der Mund der Kleindeutſchen immer mehr verſtummte. Die Regierungen der deutſchen Kleinſtaaten aber nahmen in ihrer Mehrzahl ohnehin den Standpunkt der Großdeutſchen ein, denn mit Oeſterreich an der Spitze von Deutſchland hatten ſie ſich noch immer frei und ungehindert bewegen und jedenfalls ihre volle Souveränetät behaupten können. Nunmehr hielt der Miniſter von Schmerling den Zeitpunkt für gekommen, wo es leicht ſein werde, Preußen vollends ganz zu überflügeln, und ſchon im September 1862, am Schluſſe der Reichsrathsſeſſion, verſprach er der ſtaunenden Welt einen neuen entſchiedenen Fortſchritt auf der Bahn freiheitlicher Entwicklung. Worin dieſer Fortſchritt beſtehen ſollte, konnte ſich kein Menſch denken, und

Digitalisiert von Google

unendlich groß war also die Ueberraschung, als eilf Monate später, am 2. August 1863, der Kaiser Franz Joseph dem Könige Wilhelm I. von Preußen im Bade Gastein, wo dieser eben mit seinem Minister Bismarck eingetroffen war, eine von Schmerling verfaßte Denkschrift über die Nothwendigkeit einer Reform der deutschen Bundesverfassung vorlegte. Die Nothwendigkeit dieser Reform wurde damit begründet, daß die Bundesverfassung sich längst abgenützt habe, „denn," so hieß es wörtlich in der Denkschrift, „der Boden der Bundesverträge schwankt unter den Füßen dessen, der sich auf ihn stellt, und der bloße Wunsch, daß die morschen Wände den nächsten Sturm noch aushalten mögen, kann ihnen die dazu nöthige Festigkeit nicht mehr zurückgeben." Wer hätte so etwas für möglich gehalten? Oesterreich perhorrescirte den deutschen Bund! Dasselbe Oesterreich, das bis jetzt Jeden, welcher diesen Bund mit seinem rechten Namen zu bezeichnen wagte, oder sich sonstwie in Wort, Schrift oder That gegen ihn verging, als einen Revolutionär, Demagogen und Hochverräther verfolgt hatte! Es war unerhört; jedoch man mochte sich darüber verwundern, wie man wollte, die Thatsache stand fest, daß das österreichische Cabinet den Entschluß gefaßt hatte, den deutschen Bund zu reformiren, und es gingen sofort bereits am 3. August von Wien aus Einladungsschreiben an alle deutschen Fürsten ab, sich am 16. August 1863 zu einem großen Fürstenkongreß in Frankfurt am Main einzufinden. Vergebens erklärte der König von Preußen auf den Rath Bismarcks dem Kaiser noch in Gastein, daß der Termin viel zu kurz gestellt sei, weil eine solch' hochwichtige Angelegenheit doch vorher, ehe man sie in Frankfurt definitiv regeln könne, von den deutschen Staatsmännern und Ministern, wenigstens von denen der größeren Staaten, durchberathen werden müsse. Der österreichische Kaiser blieb auf die Einflüsterung Schmerlings hin hartnäckig auf dem 16. August bestehen, und schon hieraus konnte man den Schluß ziehen, daß es auf eine Art von Staatsstreich gegen Preußen, zum mindesten auf eine Ueberrumpelung der preußischen Regierung abgesehen sei. Noch klarer wurde dieß, als nun am genannten 16. die Fürsten alle mit der einzigen Ausnahme des Königs von Preußen, so wie einiger wenigen winzigen norddeutschen Fürsten (der Regenten von Lippe-Detmold, Hessen-Homburg und Anhalt-Bernburg) in Frankfurt

Digitalisiert von Google

erſchienen und ihnen am 17. vom Kaiſer Franz Joſeph der Reformplan vorgelegt wurde, denn der Inhalt deſſelben entſchleierte deutlich genug den Zweck, Preußen zu einer Macht zweiten Ranges herabzudrücken und dagegen den Kaiſer von Oeſterreich zum faktiſchen Oberhaupte Deutſchlands zu machen. An die Stelle des Bundestages ſollte nämlich treten 1) ein Direktorium, beſtehend aus dem Kaiſer von Oeſterreich als Vorſitzendem, dem König von Preußen, dem König von Bayern und zwei weiteren von den übrigen Fürſten gewählten Souverainen; 2) ein Bundesrath, ebenfalls unter dem Vorſitz Oeſterreichs, zuſammengeſetzt aus den Bevollmächtigten der Einzelſtaaten mit im Ganzen 17 Stimmen; 3) endlich eine Art von Volkshaus, das iſt eine von den Ständekammern der Einzelſtaaten gewählte Delegirtenverſammlung von 300 Köpfen, von welchen Oeſterreich und Preußen je 75, die andern Staaten zuſammen aber die reſtirenden 150 zu ſchicken hätten. Alſo überall der Vorſitz Oeſterreichs mit entſcheidender Stimme, und dann noch die Gleichſtellung Preußens mit Bayern! Ueberdem 75 Delegirte auf Oeſterreich mit ſeinen 8 Millionen Deutſchen und auf Preußen mit 19 Millionen ebenfalls nicht mehr als 75 Delegirte; auf die Kleinſtaaten aber 150, während dieſe zuſammen doch kaum 16 Millionen Einwohner zählten!

Man ſieht, es handelte ſich um nichts Geringeres, als das Wort wahr zu machen, welches Fürſt Schwarzenberg, der frühere öſterreichiſche Miniſterpräſident, ſchon in Olmütz im November 1850 ganz ungeſcheut ausgeſprochen hatte, das Wort: „man müſſe Preußen in der öffentlichen Meinung erniedrigen, um es dann vollſtändig zu zermalmen“; allein ſo weit ſollte es nicht kommen. Zwar allerdings die in Frankfurt anweſenden Fürſten erklärten ſich, nachdem ſie bis zum 1. September getagt hatten, im großen Ganzen mit den Vorſchlägen des Kaiſers Franz Joſeph einverſtanden; der König von Preußen jedoch ſetzte dieſer Abmachung ein entſchiedenes Nein entgegen und betonte es noch außerdem, daß er dieſem Nein mit ſeiner ganzen Armee Nachdruck zu geben verſtehen werde. Was blieb nun dem Kaiſer von Oeſterreich zu thun übrig? Er verſuchte es, mit den übrigen deutſchen Staaten einen beſonderen Bund einzugehen und ſo Preußen gänzlich zu iſoliren; die ſämmtlichen norddeutſchen Souveraine aber, deren Gebiet an das

Digitalisiert von Google

preußische Königreich stieß oder gar innerhalb desselben lag, hatten durchaus keine Lust, der geforderten österreichischen Hegemonie wegen sich in einen Bund gegen Preußen, mit dem natürlich auch der Zollverein gesprengt worden wäre, einzulassen, und in Folge dessen nahm Einer nach dem Andern seine in Frankfurt gegebene Zustimmung zurück. So mißlang denn der Versuch des Wiener Kabinets, den Bundestag dadurch zu reformiren, daß Preußen in einen Vasallenstaat herabgedrückt werde, vollständig und es blieb wieder Alles beim Alten.

Drittes Kapitel.

Der deutsche Krieg.

(1864—1866.)

Die Stimmung des Königs von Preußen war nach dem hinterlistigen Kaiserritt Franz Josephs nach Frankfurt am Main der Art, daß man nicht zweifeln durfte, er werde die nächste Gelegenheit ergreifen, um für die ihm zugedachte schwere Demüthigung Rache zu nehmen; allein es trat jetzt plötzlich ein Ereigniß ein, das den Rachekrieg für volle zwei Jahre hinausschob. Am 15. November 1863 nämlich starb der König Friederich VII. von Dänemark, der letzte seines Stammes, und es fragte sich nun, wer die mit Dänemark verbundenen Herzogthümer Schleswig-Holstein erben sollte. Der Leser weiß, daß dieselben zu einer von Dänemark abgesonderten Verwaltung und überdem dazu berechtigt waren, nie von einander getrennt zu werden. Ferner weiß er, daß das Thronerberecht in den Herzogthümern ein anderes war, als in Dänemark, und daß sie also nach dem Tode Friederichs VII. an eine andere Linie kommen mußten, als das eigentliche Dänemark. Sodann weiß er, daß die Dänen die Abtrennung der Herzogthümer für eine große Kalamität ansahen und deßhalb schon lange vor dem Ableben Friedrichs VII. Allem aufboten, um diese Ab-

Digitalisiert von Google

trennung zu verhindern. Endlich weiß er, daß, um die Integrität der däniſchen Monarchie für alle Zukunft zu ſichern, von den fünf Großmächten England, Rußland, Frankreich, Oeſterreich und Preußen am 8. Mai 1852 zu London eine neue Thronfolgeordnung feſtgeſetzt wurde, und ich ſetze nun noch hinzu, daß dieſe Ordnung beſtimmte, es ſolle nach dem Tode Friederichs VII. die Geſammtmonarchie — mit Ausſchluß aller andern Erbberechtigten — dem Prinzen Chriſtian von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Glücksburg zufallen. Alſo nicht blos das eigentliche Dänemark, wozu er berechtigt war, ſollte er erben, ſondern auch die Herzogthümer Schleswig-Holſtein, und damit dies ohne Einſprache geſchehe, verzichtete das Haus Gottorp (deſſen Chef der Kaiſer von Rußland war) auf ſeine Anſprüche, während das Haupt der Linie Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg eine entſprechende Abfindungsſumme erhielt.

So ſchien denn Alles auf's Beſte geordnet, und jeder weitere Konflikt in dieſer Angelegenheit unmöglich. Allein es ſchien nur ſo, denn ſo groß auch die Vortheile waren, welche die Dänen durch das Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 zugeſichert erhielten, ſo gaben ſie ſich damit doch nicht zufrieden. Nein, ſondern die Herzogthümer, das war das Alpha und Omega ihrer Wortführer, ſollten in däniſche Provinzen verwandelt werden und alſo deren abgeſonderte Verwaltung und eigene Verfaſſung aufhören; wenn aber ſolches vorderhand bei Holſtein noch nicht zu erreichen ſei, weil dieſes Herzogthum zum deutſchen Bund gehöre, ſo müſſe man wenigſtens mit Schleswig ſo verfahren, um dann mit der Zeit den Holſteinern daſſelbe Schickſal zu bereiten. Längere Zeit weigerte ſich die däniſche Regierung, auf dieſe excentriſche Forderung einzugehen, weil ſie einen ernſten Konflikt mit Deutſchland ſcheute; endlich aber brachte es die eider-däniſche Parthei doch ſo weit, daß am 29. September 1863 das Miniſterium dem däniſchen Reichstag den Entwurf einer neuen gemeinſchaftlichen Verfaſſung für Dänemark und Schleswig vorlegte, und dieſe Verfaſſung genehmigte dann der Reichstag am 13. November. Jetzt fehlte nur noch die Unterſchrift des Königs, um dieſelbe zum Geſetz zu erheben; doch gerade jetzt erkrankte Friederich VII. gefährlich und ſtarb am 15. November unerwartet ſchnell, wie ich bereits berichtet habe. Alsbald nahm nun der Prinz Chriſtian

Digitalisiert von Google

von Glücksburg als Christian IX. von dem dänischen Throne Besitz und nicht minder occupirte er auch die Herzogthümer Schleswig-Holstein, weil diese ihm in dem Londoner Protokoll garantirt worden waren. Noch mehr, er unterschrieb schon am 18. November die neue Verfassung und dekretirte damit die Einverleibung Schleswigs in Dänemark.

Sofort traten zwei Hauptfragen an Deutschland heran; die erste, ob die deutschen Regierungen zweiten und dritten Rangs, welche im Gegensatz zu den beiden deutschen Großmächten das Londoner Protokoll nicht unterzeichnet hatten (man hatte nämlich gar nicht für nöthig gefunden, sie dazu einzuladen und auch der deutsche Bund als solcher — so sehr behandelte ihn alle Welt als politische Null — war nie zur Unterschrift beigezogen worden) es dulden würden, daß Christian IX. sich in den Besitz von Holstein setze, an das er nicht nach Gesetz und Recht, sondern blos nach dem Beschluß der Großmächte Ansprüche erheben konnte; die zweite, ob Oesterreich und Preußen, die beiden Mitunterzeichner des Londoner Protokolls, es mit ihrer Ehre vereinbar finden könnten, daß eine deutsche Provinz, das Herzogthum Schleswig, ohne Weiteres dänisirt werde, denn von diesem Dänisirungsrecht war in London nie die Rede gewesen. Die deutschen Mächte zweiten und dritten Ranges waren bald entschieden und brachten am 18. December 1863 durch Stimmenmehrheit einen Bundesbeschluß zu Stande, welcher die sofortige militärische Besetzung von Holstein anordnete. In Folge dessen wurden 12,000 Sachsen und Hannoveraner mobil gemacht und rückten noch im December in Holstein ein, während die Dänen, um einen Krieg zu vermeiden, sich vorderhand hinter die Eider zurückzogen. Uebrigens auch die Schleswiger blieben dießmal nicht vergessen, sondern der König Wilhelm I. von Preußen erklärte gleich von vornherein, daß er zwar, weil sein verstorbener Bruder das Londoner Protokoll mitunterzeichnet habe, den König Christian IX. von Dänemark auch als Herzog von Schleswig anerkenne, daß er aber die Einverleibung Schleswigs in Dänemark nie zugeben könne, weil den Schleswigern ihre Selbstständigkeit, sowie insbesondere ihre Zusammenhörigkeit mit Holstein von Alters her verbrieft sei. Diese Erklärung zündete in Wien und davon ausgehend, Preußen wolle die Verhältnisse zur Vergrößerung seiner Machtstellung im deutschen Norden ausnützen, machte Graf Rech-

Digitalisiert von Google

berg, der Nachfolger Schmerlings (dieſer war nach dem verunglückten Kaiſerritt nach Frankfurt von ſeinem hohen Poſten zurückgetreten), dem Miniſterpräſidenten von Bismarck den Antrag, gemeinſam gegen Dänemark vorzugehen. Preußen konnte nicht abſchläglich antworten, ſchon deßwegen nicht, weil, wenn Preußen und Oeſterreich gemeinſam handelten, nicht zu fürchten war, daß die auswärtigen Mächte ſich einmiſchen würden, während im umgekehrten Falle gar leicht Rußland oder Frankreich im Bunde mit Oeſterreich dem preußiſchen Vorgehen hätten ein drohendes Halt zurufen können. So kam denn alſo die Allianz der zwei deutſchen Großmächte zu Stande, trotzdem Bismarck den kühnen Plan im Kopfe trug, Oeſterreich unter allen Umſtänden aus Deutſchland hinauszudrängen. Kaum aber war die merkwürdige Allianz abgeſchloſſen, ſo überreichten am 16. Januar 1864 die Geſandten Oeſterreichs und Preußens in Kopenhagen eine identiſche Note, laut welcher ſie von der däniſchen Regierung im Verlauf der nächſten achtundvierzig Stunden die Zurücknahme der bewußten gemeinſamen Verfaſſung verlangten, und verließen dann, als die däniſche Regierung ablehnend antwortete, die däniſche Hauptſtadt. Damit war der Krieg entſchieden und ſchon am 18. Januar erhielten die zur ſiegreichen Beendigung des Kampfes erforderlichen Truppentheile der verbündeten Oeſterreicher und Preußen Befehl zum Vormarſch.

Muß man ſich nun nicht billig wundern, daß das kleine Dänemark ſo frech war, den ungleichen Kampf mit den beiden deutſchen Großmächten aufzunehmen? Nun die Frechheit erſcheint weniger groß, wenn man bedenkt, welche Hülfe ihm früher England, Rußland und Schweden leiſteten, denn natürlich rechnete es darauf, daß ihm dieſelbe Hülfe auch jetzt wieder zu Theil werden würde. Auch erhob England in der That Einſprache gegen die Vergewaltigung Dänemarks, allein es blieb bei der diplomatiſchen Verwendung und an kriegeriſchen Ernſt wagten die engliſchen Staatsmänner — das Geſchlecht der Pitts und Cannings war längſt ausgeſtorben — auch nicht einmal zu denken. Ebenſo wenig war Rußland in der Lage, für Dänemark zum Schwerte greifen zu können, weil alle ſeine Kräfte von einem Aufſtand, welchen eben damals die Polen erregten, in Anſpruch genommen wurden, und ſomit rührte auch Schweden, das viel zu ſchwach war, um, auf ſich

Digitalisiert von Google

ſelbſt beſchränkt, irgend etwas auszurichten, weder Hand noch Fuß. Der Kaiſer von Frankreich aber konnte ſich deßwegen nicht einmiſchen, weil er, der große Protektor des Nationalitätsprincips (in Italien), ſich ſonſt der auffallendſten Inkonſequenz ſchuldig gemacht hätte. So blieb Dänemark vollſtändig iſolirt und nun kann man ſich zum Voraus denken, welches Ende der Krieg nehmen mußte. Eben deßhalb aber wird man es mir erlaſſen, eine detaillirte Beſchreibung deſſelben zu geben, und nur das führe ich an, daß die Oeſterreicher unter dem Feldmarſchalllieutenant von Gablenz und die Preußen unter dem Prinzen Friedrich Karl bei Miſſunde, bei Oeverſee, bei Düppel, bei Sundewitt, bei Friedericia und bei Alſen ſich in Tapferkeit, Kühnheit und Ausdauer gegenſeitig zu überbieten ſuchten. Nachdem nun übrigens die Verbündeten bis an die Skagener Nordſpitze auf Jütland, welche ſeit Kaiſer Otto dem Großen kein deutſcher Kriegsmann mehr betreten hatte, vorgedrungen waren und eben Anſtalt machten, eine Landung auf die Inſel Fühnen, von welcher aus Kopenhagen ſelbſt gefährdet werden konnte, zu bewerkſtelligen, gab Dänemark ſeine Sache für verloren und ſuchte am 20. Juli demüthig um einen Waffenſtillſtand nach. Dieſem folgten dann am 1. Auguſt 1864 die Friedenspräliminarien nach; den Abſchluß des eigentlichen und definitiven Friedens dagegen ſuchte es ſo lange als möglich hinauszuziehen, weil es bis zum letzten Augenblicke auf auswärtigen Beiſtand hoffte. Weil jedoch ein ſolcher nicht zu erreichen war, entſchloß man ſich endlich in Kopenhagen, die Bedingungen, von denen Oeſterreich und Preußen um kein Haarbreit abgingen, anzunehmen, die Bedingungen nämlich, deren erſte und ſchwerſte die war, daß die Herzogthümer Schleswig-Holſtein auf ewige Zeiten an Oeſterreich und Preußen „als eroberte Länder“ (alſo nicht an den deutſchen Bund als Beſtandtheile deſſelben) abzutreten ſeien, und nun kam endlich der wirkliche Frieden am 30. Oktober 1864 zu Stande. Alſo ſchwer mußten die Dänen für ihre widerſinnige Anmaßung büßen und nach langen Jahren des Drucks und der Erniedrigung konnten die meerumſchlungenen Herzogthümer zum erſten Male wieder frei aufathmen.

Doch was ſollte nun aus denſelben werden? Wäre Deutſchland ein einiges Reich geweſen, ſo würde ſich die Antwort von ſelbſt ge-

Digitalisiert von Google

Digitalisiert von Google

In demselben Verlag ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geheimnisse der Bastille.

Historisch-biographische Bilder aus der Vergangenheit

von

Otfr. Mylius.

Mit Illustrationen.

2 Bände in kl. 8.

(Ladenpreis früher Rthlr. 2. 17½. — fl. 4. 15.)

jetzt Rthlr. 1. — fl. 1. 45.

Ferner:

1870!

Der große Entscheidungskampf

zwischen

Deutschland und Frankreich

von

Theodor Griesinger.

Mit mehr als 100 Illustrationen.

73 Bogen in 4°.

Preis Thlr. 1. — fl. 1. 48.

J. Kreuzer'sche Buchdruckerei (Hammer & Liebich) in Stuttgart.

Digitalisiert von Google